



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.









500 Jahre  
**Berliner Geschichte.**

Vom Fischerdorf zur Weltstadt.

---

**Erster Band.**



500 Jahre  
Berliner Geschichte.

Vom Fischerdorf zur Weltstadt.

Geschichte und Sage

von

Adolf Streckfuß.

Vierte Auflage.

Erster Band.



Berlin.

Verlag von Albert Goldschmidt.

1886.



Druck von Leonhard Simion, Berlin SW.

## I. Abtheilung.

# Berlin im 14. Jahrhundert.

### Erstes Kapitel.

Die Schwesterstädte Berlin und Cöln. — Eine Wanderung durch das alte Berlin. — Die Stadtmauer und die Festungswerke. — Der Ruf zu den Waffen. — Geschichtlicher Rückblick. — Der falsche Waldemar. — Das Raubrittertthum.

500 Jahre! Ein halbes Jahrtausend schauen wir zurück in die Geschichte unserer Stadt. Von den mit prächtigen palastähnlichen Häusern besetzten breiten Straßen, in denen im regen Geschäftsverkehr mehr als 1¼ Million Einwohner sich drängt, von der Weltstadt, welche den geistigen Mittelpunkt für ganz Deutschland bildet, wenden wir den Blick nach jenen beiden von öden Heiden, Sümpfen und Sandfeldern umgebenen kleinen Städtchen, aus denen die deutsche Reichshauptstadt erwachsen ist. —

Nur getrennt durch die Spree lagen an beiden Ufern des Flusses die Schwesterstädte Berlin und Cöln inmitten der ödesten, unwirthlichen Gegend. Bis an die Thore der beiden Städte erstreckten sich, nur selten unterbrochen von einigen wenig fruchtbaren Feldern und Wiesen, sandige Heiden und Sümpfe, von denen heut zum Theil fast keine Andeutung mehr zu finden ist, welche man kaum dem Namen nach mehr kennt. — Wer erinnert sich heut noch der Myrica, jener mit Eisen durchwachsenen Sumpfgegend, welche sich von Trepow bis zur Unterspree zum Dorfe Piesow hinzog? Wer kennt noch die Hasenheide, nicht die heutige, nach der unsere guten Berliner täglich ziehen, um sich vom Straßentaub im Heidestaub zu erholen, sondern jene Hasenheide, welche fast den gesammten zwischen Berlin und der Panke belegenen Höhenzug bedeckte und von der heut nicht eine Spur mehr zu finden ist? — Ein großer Theil des heutigen Berlin, das Spandauer Stadtwiertel und ein Theil der Königsstadt, erhebt sich auf dem Boden dieser alten Hasenheide.

Die Schwesterstädte hatten in der Mitte des 14. Jahrhunderts, jezt also vor etwa 500 Jahren,

schon eine nicht unbedeutende Macht.\*) — Umgeben von festen Mauern und tiefen Gräben, bewohnt von einem kräftigen wehrhaften Bürgergeschlecht, boten sie dem räuberischen Adel jener Zeit kühn die Stirn. — Während auf dem platten Lande ringsum nirgends Sicherheit der Person und des Eigenthums war, gaben die Städte den Verfolgten Schutz und nahmen ihn auf in ihre Gemeinschaft. Handel und Gewerbthätigkeit, welche auf dem Lande, der allgemeinen Unsicherheit wegen, nirgends erblühen konnten, concentrirten sich daher in den Städten und schufen in diesen ein reges, geistiges Leben; — so waren auch Berlin und Cöln der Mittelpunkt des gewerblichen Lebens

\*) Wir führen unsere Leser in die Städte Berlin und Cöln, wie sie sich in der Mitte des 14. Jahrhunderts etwa darstellen; über die älteste, noch in ein tiefes Dunkel gehüllte Geschichte derselben wollen wir hier einige flüchtige Notizen nachholen.

Aus kleinen Fischerdörfern, deren Alter zu berechnen unmöglich ist, hatten sich Berlin und Cöln schnell zu mächtigen Städten erhoben. Cöln wird zuerst als Stadt genannt. Schon im Jahre 1232 erhielt es das Stadtrecht, von Berlin hört man im Jahre 1244 zum ersten Male und wenige Jahre später erhielt es ebenfalls Stadtrecht. — Gegründet wurden beide Städte zum Schutze der deutschen Eroberungen gegen die Wenden. — Ueber die Entstehung der Namen Berlin und Cöln ist viel recht fruchtlos von gelehrten Forschern geschrieben und gestritten worden, wir wollen hier nur einige Andeutungen des um die Berliner Geschichtskunde hochverdienten Fidicin, dessen treffliche Arbeiten uns für diesen frühen Abschnitt der Geschichte Berlins und Cölns hauptsächlich zur Richtschnur gedient haben, wiederholen. Cöln heißt in wendischer Sprache ein Hügel, und diesem Wort verdankt daher wohl die auf einer hügeligen Spreemündung gebaute Stadt ihren Namen. Ueber die Herleitung des Namens Berlin existiren eine große Anzahl verschiedener Annahmen. Die Thatsache, daß alte Urkunden nicht zu Berlin, sondern zu in Berlin schreiben und daher die Stadt das Berlin nennen, spricht wohl dafür, daß auch hier die alte wendische Bezeichnung — der Berlin — für „Platz“ den Ursprung des Namens bildet. —

für einen großen Theil der Mark Brandenburg um so eher geworden, als ihre günstige Lage an der schiffbaren Spree ihnen große Vortheile für Handel und Verkehr bot, und als sich in ihnen die Landstraßen von Nord nach Süd, von Ost nach West kreuzten und ihnen dadurch einen regen Verkehr von fremden Kaufleuten zuführten.

Werfen wir einen Blick auf die Schwesterstädte und sehen wir, wie sie sich in jenen Tagen dem Beschauer dargestellt haben mögen. Von der Mitte zwischen beiden Städten, von jener langen Brücke aus, welche sie verband, der heutigen Kurfürstenbrücke, wollen wir unsere kurze Wanderung beginnen.

Von der Stadt Cöln aus betreten wir die lange Brücke. Wir schauen rückwärts nach dem weiten Platz, der heute der Schloßplatz heißt und auf dem sich der gewaltige Bau des königlichen Schlosses erhebt. Das Schloß existirte damals noch nicht; erst der zweite Hohenzoller, jener, den das Volk den Eisernen nannte, hat es, wie wir später erzählen werden, zu bauen begonnen; dafür aber stand auf dem Platz etwa in der Mitte des jetzigen Schloßplatzes ein anderes Gebäude, die Kirche der schwarzen Brüder, der Dominikaner. Der in gothischem Style zierlich erbaute Glockenturm, dessen Geläute als das schönste der beiden Städte galt, bildete das Thor des Kirchhofes; hinter demselben erhob sich das Kirchengebäude selbst mit seinen zwei gothischen Thürmen, im Grundriß mit der Form eines Kreuzes. Die Kirche war umgeben mit Buden, in denen gar manche Handelsartikel, schöne Rosenkränze und Crucifixe, geweihte Kerzen u. s. w. zum Verkauf geboten wurden, denn man liebte es in jener Zeit, dergleichen Artikel in nächster Nähe der Kirche zu haben, damit die Gläubigen nicht zu weit darnach zu wandern hätten. Der weite Weg, so dachte man mit Recht, möchte leicht die Kauflust verringern, die durch den Kirchenbesuch und das Priesterwort angeregt worden war.

Von der Brüderstraße, welche ihren Namen nach dem Kloster der schwarzen Brüder führt, zog sich in einem weiten Halbkreise die Klostermauer hin, an welche sich die Festungsmauer von Cöln anschloß, welche längs der heutigen Schloßfreiheit, quer über den heutigen Lustgarten bis nach der Spree führte, wo etwa an dem Platze der heutigen alten Börse ein starker runder Thurm stand. Der Theil des jetzigen Lustgartens, der außerhalb der Mauer lag, war eine sumpfige mit Erlengebüsch bewachsene Wiese, der jetzige Schloßplatz aber eine Sandsteppe, die nächst der Mauer zur Anhäufung von Schutt und Unrath benützt wurde.

Links von uns, wenn wir nach Berlin schauen, dicht am Ufer der Spree bei der langen Brücke, stand eine Bude, in welcher ein Bader wohnte, und daß sie dort stand, war ein Glück, denn der Bader wurde gerade auf jenem Platz recht häufig gebraucht, um die Wunden zu verbinden, welche sich unsere guten Vorfahren bei Prügeleien auf dem oben Platze holten. — Die müden Kämpfer

konnten sich nach beendigtem Streit dort mit einem Bade von Schweiß und Blut reinigen.

Welcher Ort hätte auch wohl geeigneter zu einer kräftigen Schlägerei sein können, als jener und wo bot sich bessere Gelegenheit dazu? — Nicht fern auf der langen Brücke stand das gemeinschaftliche Rathhaus der Schwesterstädte, da saß und berieth der gemeinschaftliche Rath von Berlin und Cöln, da wurde oft schweres Gericht gehalten und was die weisen Herren drinnen debattirten, das besprach draußen das Volk.

Berlin und Cöln waren Schwesterstädte, seit einem halben Jahrhundert zu gemeinschaftlicher Verwaltung vereinigt; aber Schwestern leben nicht immer friedlich miteinander, sie zeigen sich oft genug eiferfüchtig und liegen sich wohl gar in den Haaren, wenn sie sich auch endlich wieder vertragen. So geschah's auch in Berlin und Cöln. Häufig genug strömten die Berliner über die lange Brücke und das Gerömnis des Mühlenammes, den einzigen Verbindungen der beiden Städte, und dann gab's heftige Worte und oft auch harte Schläge wegen irgend einer Kleinigkeit; besonders sahen die Cölner scheinlich auf Berlin, denn Cöln war die ältere Stadt und doch hatte sich Berlin schneller und mächtiger entwickelt und stand in größerem Ansehen in den Marken. — Jahrhunderte hat es gedauert, ehe sich diese Eiferfucht ganz verwischt hat, bis beide Städte verwachsen sind zu der einen großen Weltstadt Berlin. —

Doch setzen wir unsern Weg fort über die hölzerne lange Brücke, welche ihren Namen damals mit vollem Rechte führte, denn lang war sie in der That. Die heut in ein enges Steinbett eingedämmte Spree breitete sich damals weiter aus, und theilte sich in zwei Arme, deren einer etwa dem jetzigen Stromlauf folgte, der andere wahrscheinlich die heutige Heilige Geiststraße hinabfloß. Zwischen beiden lag in der Gegend der heutigen Burgstraße eine Straße, die über diese so wie über beide Arme die lange Brücke

Auf der Insel an derselben auf jener sumpfigen Insel und mit dem Zugang von der Brücke lag das gemeinschaftliche Rathhaus der beiden Städte.

Ein hölzernes mit roher Pracht aufgeführtes, mit Schnitzereien reich verziertes Gebäude. Wo eine freie Wand sich darbott, hatte man dieselbe benützt um kunstvolle Malereien oder die Wappen der Schwesterstädte anzubringen. Von dem Dach wehten die Fahnen Berlins und Cölns, so wie die anderer befreundeter, dem märkischen Städtebündniß angehöriger Orte.

Der Viebel war nicht nach Berlin und nicht nach Cöln gekehrt, denn darin hätte ja ein Vorzug der einen oder der andern Stadt bestanden und keine durfte verletzt werden; so hatte man ihn denn nach der unparteiischen Spree hinaus gebaut.

So schildert uns der Dichter, dessen klarer Blick in die dunkeln Tiefen einer halb verschollenen Vergangenheit dringt, jenes alte Rathhaus und

wir wollen ihm glauben, wenn er auch historische Beweise für seine Schilderung nicht anzuführen vermag.

Wir schreiten weiter bei dem Rathhaus vorbei und verlassen die lange Brücke, um in die ungepflasterten, schmutzigen Straßen zu treten. Geradeaus vor uns liegt die heutige Königsstraße, welche damals aber noch nicht diesen Namen führte, die Häuser an ihrer linken Seite hießen: bei der langen Brücke im heiligen Geistviertel, die zur rechten: bei der langen Brücke im St. Niklasviertel.

Nicht gar zu weit vor uns, etwa da wo die heutige Königsstraße und neue Friedrichsstraße sich treffen, endet schon die Stadt; dort liegt das mit einem eisernen Fallgatter versehene Oderberger Thor, ein massives viereckiges Gebäude, durch welches ein gewölbter Gang führt. —

Zu unserer Rechten breitet sich die Altstadt Berlin aus mit dem ältesten Markt der Stadt, dem heutigen Molkenmarkt, und der ältesten Kirche, der Nikolai-Kirche, zu unserer Linken die neue Stadt mit dem neuen Markt und der Marienkirche, beide aber in engen Grenzen; nach wenigen Minuten kann ein rüstiger Fußgänger nach allen Seiten hin die Stadtmauer erreichen. — Von einem bei der Spree an der Paddengasse gelegenen großen Thurm aus zog sich die Mauer zu einem andern Thurm, der auf dem Hofe des jetzigen Waisenhauses stand, von diesem aus ging sie mit einem Ausbuge nach dem Stralauer Thor, welches sich zwischen dem Waisenhaus und der Stralauerstraße Nr. 2 befand und dann nach dem Oderberger Thor, von diesem nach dem Spandauer Thor, welches da lag, wo jetzt die Häuser Nr. 1 und 81 der Spandauer Straße befindlich sind. Vom Spandauer Thor aus bis zur Spree lief die Mauer zwischen dem heiligen Geist-Hospital und der Neuen Friedrichsstraße zu einem Thurm, der dicht am Spreeufer der jetzigen alten Börse gegenüber stand, dann führte sie zu einem andern Thurm, der etwa auf der Stelle des früheren, jetzt dem Durchbruch der Kaiser Wilhelmstraße zum Opfer gefallenen Joachimssthal'schen Gymnasiums stand, und endete an einem Kanal, der vom Neuen Markt in die Spree führte, mit einem kleinen Thurm in der Gegend der jetzigen kleinen Burgstraße.

Innerhalb dieser engen Grenzen, welche noch bei Weitem nicht vollständig durch Häuser ausgefüllt waren, erhob sich das alte Berlin. Um auch zugleich das alte Köln in seinem geringen Umfang zu zeichnen, wollen wir die Stadtmauer am andern Ufer der Spree weiter verfolgen. Wir kennen sie schon am Lustgarten und Schloßplatz, von dort zog sie sich zu einem alten Thurm an der Ecke der Spreegasse, dann zum Teltower Thor (welches später St. Gertraudsthor genannt wurde und zwischen den beiden Schhäusern der jetzigen Gertraudenstraße 13 und Friedrichsgracht 48 stand), und von dort zum Öpender Thor (an der heutigen Rosßstraßen-Brücke); sie endete bei einem Thurm am Ende der Fischerstraße nahe der Spree.

Schauen wir uns nun ein wenig in den

Straßen um, so bietet sich uns ein wenig angenehmer Einblick dar. Kleine, stets nur von einer Familie bewohnte Holzhäuser\*) standen mit den Giebeln nach der Straße zu gerichtet. Die winzigen Fenster, durch deren trübe Hornscheiben nur ein schwaches Licht ins Innere fiel, mußten einen überaus ärmlichen Eindruck machen. Nur die Schhäuser waren der Feuergefähr wegen von Stein gebaut und ebenso die Häuser einiger vornehmer reicher Bürger, welche sich auch durch helle Glasfenster und Ziegeldächer auszeichneten, während die kleineren Gebäude ein düsteres, verwittertes Schindeldach trugen. —

Die Häuser standen fast sämmtlich einzeln; zwischen ihnen zogen sich Gänge hin, aus denen oft ein unerträglicher Geruch hervorströmte, denn man benutzte diese Zwischenräume zu Kloaken. Die Straßen waren nur zum Theil gepflastert, — sie wurden von den Bürgern ohne Scheu zur Auffammlung des Düngers benutzt; große Misthaufen thürmten sich zur Seite der Hausthür auf, denn die meisten Bürger waren zu dieser Zeit Ackerwirthe und Viehhalter. Auf dem Markt und den Kirchenplätzen wurde Rehricht und anderer Unrath in so großen Haufen aufgeschüttet, daß es oft fast gefährlich war, die Plätze zu passiren, daran aber lehrten sich unsere Vorfahren nicht viel, sie waren eben an das Leben in der schmutzigen Stadt gewöhnt und wenn sie durch die Straßen gingen, hier über einen Misthaufen stolperten, dort um einen vor dem Haus aufgestellten Schweinestoben herumgehen, auf einer anderen Stelle über ein Schmutzloch springen mußten, so fanden sie

\*) Die leichte Bauart der Häuser in Berlin und Köln mußte naturgemäß häufige und gefährliche Feuerbrünste zur Folge haben, welchen auch durch strenge Polizeivorkehrungen nicht ganz vorgebeugt werden konnte. Jeder Bürger mußte bei Feuerbrünsten und wenn es der Rath befahl, ein Gefäß mit Wasser vor die Thür setzen, dessen sich die Löschmannschaft gleich bedienen konnte. Entstand ein Feuer, dann heulte sofort die Sturmlocke und die Bürger mußten mit ihren Waffen nach den Alarmplätzen ziehen; jeder war verpflichtet beim Löschen hilfreiche Hand zu leisten. — Trotz aller solcher Vorsichtsmaßregeln und obgleich für eine hinreichende Menge von Straßenbrunnen gesorgt war, wüthete doch mehrfach das Feuer in der Stadt mit verzehrender Gluth. In den Jahren 1348 und 1380 wurde Berlin fast gänzlich in Asche gelegt. Das wahrscheinlich von Nordbrennern angelegte Feuer, welches am 10. August 1380 ausbrach und zwei Tage brannte, zerstörte selbst das massive Berliner Rathhaus sowie die Nicolai- und Marienkirche; es gab die Veranlassung zu einem etwas solideren Aufbau der Stadt; man fing an, massiv zu bauen. Von den nach dem Brande 1380 neu gebauten Häusern, ist heut nur noch ein einziges, aber auch längst den Ansprüchen der Neuzeit gemäß umgeformtes, mit Sicherheit nachzuweisen, das Haus in der Spandauer Straße 49. — Es gehörte dem hochangesehenen Geschlechte der Blankensfelde und ist damals von dem Bürgermeister Paul Blankensfelde erbaut worden. Trotz späterer Reparaturen ist doch der ursprüngliche Baustyl erkennbar geblieben.

dies ganz in der Ordnung, denn jeder wußte, daß vor seinem eigenen Haus der Schmutz nicht geringer sei. Gegen dergleichen kleine Unannehmlichkeiten waren die alten Berliner abgehärtet, und so wenig einladend auch der Aufenthalt auf den Straßen sein mochte, so wurden dieselben doch mehr noch als heute benutzt; die Handwerker arbeiteten häufig genug im Freien, weil ihnen die trübe Hornscheibe nicht Licht genug gewährte und auch der Verkauf zur Schau gestellter Waaren fand nicht in verschlossenen Läden, sondern meist in offenen Schragen statt. —

So sah es in den Straßen Berlins, so sah es auch in denen von Cöln aus, nur wenige öffentliche Gebäude zeigten eine stattlichere Bauart, so das Rathhaus auf der langen Brücke und die alten Rathhäuser in Berlin und Cöln, die Petrikirche und das Dominikaner-Kloster in Cöln, die Nikolai- und Marienkirche und das graue Kloster in Berlin, das Beghinenhaus und das hohe Haus (das jetzige Lagerhaus in der Klosterstraße), in welchem die Landesfürsten meist während eines kurzen Aufenthalts in Berlin ihre Wohnung aufschlugen. —

Trotz ihrer engen schmutzigen Straßen, trotz ihrer damals noch nicht beträchtlichen Einwohnerzahl, welche in Berlin und Cöln zusammen kaum mehr als 6000 Seelen betragen mochte, waren die Schwesterstädte doch in jener Zeit schon eine Macht; — sie verdankten ihren Einfluß der starken Befestigung, mit der die Städte umgeben waren und welche sie gegen jeden Handstreich einer raublustigen Schaar schützte, ja selbst der Belagerung durch einen größeren Heerhaufen Trotz bot.

Die Mauern, welche die Städte umgaben, waren sehr fest. Der untere Theil war von Feldsteinen, der obere von Mauersteinen ausgeführt; so erhoben sie sich in einer Dicke von 6 Fuß zu 30 Fuß Höhe. — Mächtige Thürme dienten zur weiteren Befestigung und auch die Stadthore waren mit Thürmen versehen.

Außer den Mauern mit ihren Thürmen dienten, wie bei allen Städten im Mittelalter, auch in Berlin und Cöln mächtige Wälle und tiefe Gräben zur Befestigung der Stadt. — In der ganzen Ausdehnung der jetzigen neuen Friedrichsstraße zogen sich doppelte Gräben um die Stadtmauer. — Bei Cöln war die Anlegung von Gräben zum Theil durch eine natürliche Wasserbefestigung, durch die damals vorhandenen vielen kleinen Abzweigungen der Spree unnötig gemacht.

Außer auf Wall und Gräben war bei der Befestigung auch auf äußere Vertheidigungsmittel Rücksicht genommen. Man mußte die städtischen Ländereien gegen plötzliche Ueberfälle raublustiger Adliger und selbst gegen Räuberbanden schützen, welche unablässig das Land unsicher machten, und hatte zu diesem Zweck selbst in ziemlicher Entfernung von den Städten Befestigungswerke errichtet. Da waren tiefe Gräben angelegt und feste Wachtthürme gebaut, die von den stets kampfbereiten Bürgern besetzt wurden. Die Thürme dienten

zum Theil nur zum Aufenthalt der Wache gehaltenen Mannschaften, dann hießen sie Warten, zum Theil aber waren sie auch geräumig genug, um bei einem plötzlichen Ueberfall die aus den offenen Dörfern mit ihren Viehheerden flüchtenden Landleute in sich aufzunehmen, dann wurden sie Burgfrieden genannt.

Alle diese Befestigungswerke, so kräftig gebaut und so trefflich sie angelegt waren, würden dennoch nicht vermocht haben, die Städte in jener gefahrvollen Zeit zu sichern, wenn nicht die Bürgerschaft befeelt gewesen wäre von einem kühnen Kampfesmuth, der sie in keiner Gefahr verließ. Wehrhaft und ehrhaft, dies waren in jener wüsten Zeit fast gleichbedeutende Worte. Schande dem Manne, der nicht zum Schutze seiner Freiheit, seiner Familie und seines Eigenthums kräftig die Waffen zu führen verstand! — Selbst die Priester vertauschten oft genug die Kutte mit dem Panzer, das Crucifix mit dem Schwerte und zogen mit in die Schlacht. Wie haben viele Beispiele von hohen Kirchenfürsten, welche die Heere als Feldherren angeführt, von Mönchen, die als Soldaten in Reihe und Glied tapfer getämpft haben. —

Jeder Bürger war zum Waffendienst verpflichtet und in demselben geübt. Er mußte sich eine Rüstung und ein Schwert halten, die übrigen zur Vertheidigung der Stadt notwendigen Waffen wurden in der Rüstammer aufbewahrt, und den Kämpfern, wenn es Noth that, überliefert. Die Gewerke und die gemeine Bürgerschaft bildeten besondere Kompagnien und standen unter dem Befehle ihrer Hauptleute. — Wenn die Stunde der Gefahr kam, mußte Jeder bereit sein, auf die Mauer zu eilen, um die Stadt zu vertheidigen, nur Krankheit oder Altersschwäche erlaubten eine Ausnahme. — Nur wenn die Kriegsgefahr nicht eben drohend war, nahm der Rath wohl, um den Bürgern den beschwerlichen Wachdienst zu erleichtern, fremde Kriegsleute in Sold und übertrug das Kommando über dieselben irgend einem Ritter, der sich bereit zeigte, in den Dienst der Städte zu treten, so waren im Jahre 1373 die Ritter Thiele Selchow und Hermann Bardeleben Hauptleute des gemietheten Kriegsvolks; die Pflicht der Bürger, selbst die Waffen zu ergreifen, wenn das Wohl der Stadt es erforderte, wurde dadurch nicht aufgehoben.

Sobald der Stadt eine Gefahr nahte, wurde von den Wächtern auf den Thürmen das Lärmsignal gegeben. Die Kirchenglocken riefen zu den Waffen. Die Trommeln wirkelten, die Sturmglocken heulten, aus allen Häusern kamen die Bürger und eilten nach den Sammelplätzen, welche für jedes Quartier der Stadt bestimmt waren. Der Viertelsmeister führte sie zu dem allgemeinen Sammelplatz, in Berlin nach dem neuen Markt, in Cöln nach dem Petriplatz am Ausgange der Brüderstraße. Die Hauptleute und Fähnriche ordneten die kampflustigen Schaaren und entsendeten so viel Mannschaften, wie zur

Verstärkung der Wachen auf den Mauern und an den Thoren nothwendig waren, zu diesen. —

Im Rathhaus auf der langen Brücke hatte sich inzwischen der Rath der Stadt versammelt und blieb dort thätig, so lange die Gefahr dauerte. Von hier ergingen die Befehle an die Bürgerschaft, welche mit strengster Pünktlichkeit befolgt wurden. Nahete ein starkes feindliches Heer, dann ritten sofort Boten nach allen Richtungen aus, um die befreundeten Städte zu Hilfe zu rufen, und Schaaren bewaffneter Bürger zogen vor die Thore nach den Stadthütungen und trieben in höchster Eile die reichen städtischen Viehheerden heim, denn der Raub derselben war in der Regel die erste That des Feindes.

Ertönten die Sturmglocken in dunkler Nacht, dann erhellte sich plötzlich die Stadt, vor alle Häuser wurden eiserne Pfannen mit brennendem Kiehn gestellt. Solche Leuchtpfannen brannten während der Nachtzeit auf den Rathhäusern und den steinernen Schhäusern der angesehenen Bürger fortwährend, die geringeren Bürger waren zur Aufstellung derselben nur verpflichtet, wenn das Alarmsignal ertönte.

Bei solcher Vorsicht, welche auch im tiefsten Frieden nicht nachließ, — die Thore waren fortwährend sorgfältig bewacht, kein Verdächtiger durfte eingelassen werden, und sobald eine Schaar Bewaffneter sich näherte, mußten sofort die Flügel geschlossen werden, — bei dem kühnen Muth, welchen die Bürger in jedem Kampf entfalteten, gelang es ihnen, jeden Angriff auf ihre Stadt zurückzuschlagen.

Die Bürger Berlins in jenen Zeiten waren ein kühnes tropisches Geschlecht, sie vertrauten auf ihre eigene Kraft, und sie hatten Recht daran, denn Schutz fanden sie nur, wenn sie sich selbst schützen konnten. —

Die Macht der Landesherrn war seit langer Zeit in den Marken erschüttert und endlich fast auf Null herabgesunken; die Markgrafen kümmernten sich außerdem nicht viel um Berlin, sie hatten noch nicht ihre bleibende Residenz in dieser Stadt, sondern kamen nur von Zeit zu Zeit, um auf wenige Tage oder Wochen im hohen Hause zu wohnen und etwa einen Landtag abzuhalten. ~~Es war überhaupt nicht die Angewohnheit der Landesherren in irgend einer Stadt sich einen bleibenden Wohnsitz zu schaffen, sie zogen meist im Lande umher, bald in diesem, bald in jenem Schloß ihr Hoflager aufschlagend. — Von einer Vorliebe der Markgrafen für Berlin konnte daher nicht wohl die Rede sein und eben so wenig von einem besonderen Schutze, den sie etwa den Schwesterstädten hätten angedeihen lassen; in der That waren sie auch kaum im Stande, viel zu thun, sie mußten im Gegentheil oft genug selbst die Hülfe der Städte in Anspruch nehmen, um sich die Herrschaft im Lande zu erhalten.~~

Seit im Jahre 1319 Markgraf Waldemar aus der anhaltinischen Linie gestorben, war die Mark Brandenburg ununterbrochen der Schauplatz po-

litischer Wirren gewesen. Von allen Seiten wurden Ansprüche auf das unglückliche kleine Land erhoben, verschiedene Nachbarfürsten kämpften um das Vorrecht der Vormundschaft über den unmündigen Markgrafen Heinrich, welcher der Nefle und einzige Erbe des verstorbenen Waldemar war. — Schon im Jahre 1320 starb Heinrich, und nun erklärte der Kaiser Ludwig die Mark als ein verfallenes Reichslehn und gab sie mit der Kurwürde seinem noch minderjährigen Sohn Ludwig dem Ältern im Jahre 1322.

Kaiser Ludwig starb im Jahre 1347, ihm folgte auf dem Kaiserthron Karl IV. aus dem Hause Luxemburg, der befehl von dem Wunsche seine eigene Hausmacht zu vergrößern und die der bayrischen Linie zu vernichten, darnach strebte, die Mark Brandenburg mit der Kurwürde dem bayrischen Hause zu entfremden. — Die Völker und Länder galten ja in jener Zeit den Fürsten Deutschlands nur als Mittel zur Vergrößerung ihrer Macht und ihrer Reichthümer, und fast kein Fürst machte sich im Geringsten ein Gewissen daraus, durch List, Betrug oder Gewalt seine Macht zu erhöhen. — Der Kaiser gab hierfür selbst ein glänzendes Beispiel, indem er mit einer Treulosigkeit ohne Gleichen ein seltsames Ereigniß benutzte, um Ludwig, den verhafteten Bayern, aus dem Besitz der Mark Brandenburg zu verdrängen. —

Neunundzwanzig Jahre waren seit dem Tode des Markgrafen Waldemar verfloßen, als eines Tages sich vor den Thoren des erzbischöflichen Schlosses in Magdeburg ein alter Mann meldete, der gebückt am Stabe einerschritt und dessen Pilgerkleidung ihn als einen aus dem gelobten Lande Zurückkehrenden bezeichneten.

Er bat die Wächter, daß sie ihn zum Erzbischof führen möchten, als er aber eine abschlägige Antwort bekam, da flehte er um einen Becher Wein von der erzbischöflichen Tafel zur Stärkung seines müden kranken Körpers.

Der Wunsch wurde gewährt. Der Greis erhielt den Becher und labte sich an dem köstlichen Wein, dann zog er vom Finger einen goldenen Ring, warf ihn in den Becher und befahl dem Diener, denselben dem Erzbischof zu überbringen.

Erstaunt erkannte der Erzbischof in dem Ring den Siegelring des längst verstorbenen Markgrafen Waldemar von Brandenburg. Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen und befahl, daß der Pilger schnell vor ihn geführt werde. —

Als der Greis im Prachtgemach des Erzbischofs erschien, da richtete er stolzer und kräftiger sich empor, da strahlte aus seinen Augen ein mächtiges Feuer, und als er den Erzbischof nun anredete, glaubte dieser fast ein Gespenst vor sich zu sehen, denn er erkannte in dem Bettler den todtgeglaubten Markgrafen Waldemar von Brandenburg, der doch schon neunundzwanzig Jahre in der Fürstengruft des Klosters Chorin ruhte; bald genug aber überzeugte er sich, daß er nicht ein Gespenst, sondern einen Mann mit kräftigem Fleiß und Bein vor sich habe. —

Der Pilger erzählte ihm, daß er in der That der todtgegläubte Markgraf sei. Er habe vor dreißig Jahren den festen Entschluß gefaßt, einen Pilgerzug nach dem gelobten Lande zu thun, weil ihn Gewissensbisse darüber gepeiniget hätten, daß er mit seiner Gattin in zu nahem Grade verwandt sei. — Da er vorausgesehen, daß der Adel der Mark ihn an der Ausführung seines Entschlusses hindern werde, habe er zu einer Täuschung seine Zuflucht genommen. Eine fremde Leiche sei im Kloster Chorin begraben, er aber, der Markgraf, sei nach Palästina gewandert in der festesten Ueberzeugung, daß die Erbfolge in Brandenburg seinem Stamme gesichert sei. Jetzt kehre er nach langen Jahren zurück und finde zu seinem Staunen und zu seiner Trauer sein geliebtes Land feujzend unter der Willkürherrschaft der fremden Bayern; deshalb wolle er sein gutes Recht wieder ergreifen, um den ihm gebührenden Thron aufs Neue zu besteigen.

Die ganze Erzählung des Greises klang so seltsam, so abenteuerlich, so unglaublich, daß der Erzbischof kaum wagte, derselben Vertrauen zu schenken; aber je mehr er dem Pilger ins Antlitz schaute, je klarer traten ihm auch die bekannten Züge des alten Markgrafen von Brandenburg entgegen, und als er nun mit dem Greis sich in ein langes Gespräch einließ, da erinnerte ihn dieser an so viele Familienereignisse, an so viele kleine gemeinschaftlich erlebte Begebnisse, welche nur der Markgraf von Brandenburg wissen konnte, daß ihm jeder Zweifel schwand; er erkannte in dem Bettler den Markgrafen Waldemar an und wurde sein Schirm und Schutz.

Auch der Herzog Rudolph von Sachsen und die anhaltischen Fürsten, denen der Erzbischof seinen Schützling zuführte, zweifelten nicht an der Wahrheit der Erzählung desselben; freilich hatten diese Fürsten ein großes Interesse dabei, den Bettler als wahren Markgrafen von Brandenburg anzuerkennen, denn sie hofften, dereinst die Erben des Greises zu werden.

Das Volk in der Mark Brandenburg empfing freudig die Kunde, daß sein alter, geliebter Fürst wieder aufstanden sei von den Todten, denn es haßte die bairische Herrschaft.

Ludwig von Bayern war stets nur bestrebt gewesen, durch harte und drückende Steuern Geld aus dem Lande zu ziehen. Adel und Volk der Mark waren gleichmäßig erbittert gegen den fremden Fürsten, mit dessen ganzem Wesen, mit dessen Sitten sie sich niemals vertraut machen konnten.

Der leichtfertige Ludwig hatte vielfache Liebesverhältnisse mit den schönen Märkerinnen angeknüpft, um sich in den weichen Armen derselben zu erholen von den trüben Stunden, welche sein Ehebund mit Margarethe Maultasch ihm brachte. — Er hatte dadurch jede Liebe und Achtung bei den Märkern verloren.

Der alte Markgraf wurde vom Volke mit Jubel begrüßt. Wohin er kam, überall slog ihm die Liebe des Volkes entgegen. —

Vergeblich machte Ludwig bekannt, daß ein frecher Betrüger das Vertrauen des Volkes mißbrauche. Seiner falsche Waldemar sei ein Müller, Jacob Rehbock aus Hundelust, der längere Zeit bei dem Verstorbenen als Leibknappe im Dienst gestanden und dadurch Kenntniß von manchen Familienverhältnissen desselben erhalten habe. Er benutze jetzt eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Markgrafen Waldemar, um das Volk zu täuschen. Von den neidischen Fürsten sei der Betrüger in manche Geheimnisse eingeweiht worden, um seine Rolle spielen zu können. Vergeblich kam Ludwig, der sich in seiner Heimath aufgehalten hatte, selbst nach der Mark, er vermochte dennoch das Volk nicht zu überzeugen, vielleicht weil dasselbe sich nicht überzeugen lassen wollte.

Waldemar eroberte mit wunderbarer Schnelligkeit das ganze Land, die meisten Städte erkannten ihn freudig an, auch die Schwesterstädte Berlin und Cöln, — nur Spandau, Frankfurt und Briezen, welches dadurch den Namen Treuenbriehen sich erworben hat, hingen mit unerfchütterlicher Treue dem Bayernfürsten Ludwig an.

Am 21. September 1348 erschien Waldemar mit seinen Freunden, dem Grafen Albrecht von Anhalt und dem jungen Herzog Rudolph von Sachsen in Berlin. — Er machte den Schwesterstädten weitreichende Zugeständnisse und diese mögen vielleicht mehr als der Glaube an sein Recht die trotigen Bürger zu seiner Anerkennung bewegt haben; er bestätigte nicht nur seinen „lieben, getreuen Bürgern von Berlin und Cöln“ alle ihre Rechte und Freiheiten, er versprach ihnen nicht nur, die im Lande angelegenen Ruhestörer zu verfolgen und deren feste Schlösser zu zerstören, er stellte ihnen sogar frei, wenn er sein Wort nicht halte, einen anderen Landesheern zu wählen. Solchen Versprechungen verbanke es Waldemar, daß ihm die Städte der Mark so schnell zufließen.

Für Karl IV. bot der merkwürdige Handel eine höchst erwünschte Gelegenheit, Partei gegen Ludwig zu nehmen und diesen durch die Anerkennung seines Gegners zu schwächen. Er forderte eine Anzahl Fürsten, welche früher mit dem Markgrafen Waldemar aufs Genaueste persönlich bekannt gewesen waren, auf, vor ihm zu erscheinen, und ihr Zeugniß abzulegen. — Als nun diese Fürsten eidlich erklärten, Waldemar sei wirklich der echte Sprosse der Ustancier, der rechtmäßige Markgraf von Brandenburg, da erkannte auch Karl IV. ihn an und belehnte ihn am 2. October 1348 mit der Mark.

Ludwig von Bayern war keineswegs Willens, sein Recht ohne Kampf aufzugeben. Er suchte und fand Verbündete. Die Mark Brandenburg, welche ohnehin durch eine Pestepidemie schwer heimge sucht war, wurde der Schauplatz verheerender Kriege. Auch Berlin hatte in denselben zu leiden, denn der Dänenkönig, welcher dem Kurfürsten ein Heer zur Unterstützung sendete, belagerte die Stadt; da aber erprobten sich die festen Mauern und tiefen Gräben, und vor Allem der Kühne, wehrhafte

Sinn der Bürger. — Berlin hielt die Belagerung aus, und als der Herzog von Mecklenburg, ein Bundesgenosse Waldemar's, zum Entsatz herbeieilte, mußten die Dänen die Belagerung aufheben.

Wie Karl IV. Waldemar als Markgrafen von Brandenburg anerkannt hatte, nicht weil er von dessen Recht überzeugt war, sondern um Ludwig von Bayern zu schaden, so zögerte er auch nicht, ihn preiszugeben, sobald ihm dies vorthellhaft erschien. Als ihm in der Person des Grafen Günther von Schwarzburg ein Gegenkaiser von vier feindlichen Kurfürsten entgegen gestellt wurde, suchte er diese durch Versprechungen und Zugeständnisse für sich zu gewinnen und zum Verrath an Günther von Schwarzburg zu bewegen. Dies gelang ihm, denn kein Preis war ihm zu hoch. Auch Ludwig von Bayern wurde von ihm gewonnen und zwar um den Preis der Mark Brandenburg.

Waldemar konnte sich dort nur halten durch die Anerkennung des Kaisers, durch dessen wenn auch nicht unmittelbare Unterstützung. — Freilich hatte Karl Waldemar selbst als echten Sprossen der Askaniern anerkannt, ihn mit der Mark feierlich belehnt; aber es kam ihn nie auf einen Wortbruch zur rechten Zeit an, er erklärte jetzt plötzlich Waldemar für einen Betrüger! — Hatte er früher die Freunde Waldemar's für die Echtheit des Askaniens eidlich vernommen, so betraf er jetzt dessen eifrigste Feinde und forderte ihr eidliches Zeugniß, welches natürlich gegen Waldemar ausfiel. Karl verkündete nun öffentlich, daß er getäuscht worden sei, und belehnte Ludwig von Neuem mit der Mark Brandenburg.

Das Volk der Mark wollte sich indessen nicht nach Belieben verschenken lassen. Das zweizüngige Kaiserwort genügte den Märkern nicht, um jetzt den Fürsten in Stich zu lassen, den noch vor so kurzer Zeit der Kaiser für ihr rechtmäßiges Oberhaupt erklärt hatte. — Ein mörderischer Kampf wüthete abermals in den Marken; endlich aber mußte Waldemar der Uebermacht erliegen. Er zog sich nach Anhalt zurück und lebte dort, von fürstlicher Pracht umgeben und bis an sein Ende von den Anhaltinern als echter Markgraf von Brandenburg anerkannt.

In der Geschichte hat Waldemar den Namen des „falschen Waldemar“ erhalten. — War er es? — War der Müller Jacob Rehbock nur ein Werkzeug der treulosen Politik Karls IV.? — Hatte der alte Askaniern wirklich das gelobte Land verlassen, um zu seinem Volke heimzukehren und dasselbe von der verhassten Baiyrischen Herrschaft zu befreien? Wer vermag heut nach einem halben Jahrtausend darüber Gewißheit zu geben? Viele gelehrte Geschichtsforscher haben dicke Bände über die interessante Streitfrage geschrieben, aber gelöst ist sie noch nicht. —

Kaiser Karl hatte zwar für den Moment seine Pläne auf die Mark scheinbar aufgegeben, aber eben nur für den Augenblick; er wartete auf eine günstigere Zeit, und diese kam bald genug. — Nachdem Ludwig der Ältere im Jahre 1351 die

Mark an seinen Bruder Ludwig den Römer abgetreten, und dieser seinen Bruder Otto zum Mitregenten angenommen hatte, schloß Karl mit den Brüdern einen Erbfolgevertrag zu Nürnberg ab, und ehe derselbe noch zur Geltung kam, bemächtigte er sich im Jahre 1373 durch List und Gewalt der Mark. —

Welches auch die Mittel gewesen sein mögen, durch welche Karl IV. die Mark zu erwerben wußte, von dem Tage an, wo er die Herrschaft errungen hatte, zeigte er sich als ein sorgsamer und für das Wohl seiner Unterthanen strebender Fürst.

Das Land war in einem Zustande tiefer Verfunkenheit, Räuberbanden durchzogen dasselbe mordend und brennend; jeder Adlige lebte auf seinem Schloß als ein kleiner Fürst und führte Krieg auf seine eigene Hand mit den übrigen Adligen und den Städten; unter dem schwachen Bayer hatte die landesherrliche Gewalt fast aufgehört.

Karl IV. war eifrig bestrebt, wieder geordnete Zustände zu begründen, und es gelang ihm dies für eine kurze Zeit. Er reiste selbst von Stadt zu Stadt, überall thätig, überall kräftig in die Verwaltung eingreifend; zweimal kam er auf diesen Rundreisen auch nach Berlin. — Dem Handel und Verkehr schuf er neue Bahnen, den in Verwirrung gerathenen Besitzstand zwischen Herrschaft und Unterthanen ordnete er und stellte ihn gesetzlich fest, wie sein Landbuch uns noch heute beweist. —

Zum Unglück für die Mark starb Karl IV. schon im Jahre 1378 und derselbe Zustand der Noth, der Unsicherheit und der Rechtlosigkeit, wie er vor dem Regierungsbeginn Karls in den Marken geherrscht hatte, kehrte nach seinem Tode in erhöhtem Maße zurück.

Karl's Sohn Sigismund, sein Erbe in der Kurmark, kümmerte sich um dieselbe nur insoweit, als er bestrebt war, möglichst große Geldsummen aus den Unterthanen herauszupressen; er ließ die Mark durch Statthalter verwalten und als ihm endlich selbst diese Art von Regierung noch unbequem wurde, verpfändete er sie an seine Vettern, die Herzöge Jobst und Procop von Mähren. —

Jobst wurde nun der Herrscher der Mark, denn sein Bruder Procop nahm keinen Antheil an den Regierungsgeschäften. —

Für Jobst, einem schmutzig geizigen und habfüchtigen Mann, war die Uebernahme der Mark lediglich eine Geldspeculation. Auch er übergab die Regierung Statthaltern, welche die Aufgabe erhielten, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Geld zusammen zu scharren. Für Geld war dem Markgrafen Jobst Alles feil, für Geld verkaufte er Rechte und Freiheiten an Adlige und Städte und sah gern durch die Finger, wenn einzelne Mächtige und Reiche das Land mit ihren Krieger-schaaren durchzogen und brandschätzten.

Der Adel der Mark kümmerte sich um den schwachen Herrscher wenig oder gar nicht. Die großen Güterbesitzer befestigten ihre Schlösser und



warben das im Lande herumziehende Raubgesindel an. Auf jedem abligen Schlosse wurden große Schaaren von Reissigen und Knappen gehalten und mit diesen führten die Abiligen Krieg, theils unter einander, theils und noch lieber mit den Städten. Diese Kriege aber waren kaum etwas Anderes, als organisirte Raubzüge, in denen es nicht darauf ankam, den Feind etwa in einer Schlacht zu schlagen, sondern ihm durch Mord und Brand, durch Plünderung und Einäscherung unbefestigter Dörfer möglichst Schaden zuzufügen.

Eine seltsame Kriegsführung! — Wenn einer der Abiligen mordend und brennend in das Land des Gegners eingefallen war, sammelte dieser nicht etwa seine Mannen, um den eingedrungenen Feind zu vertreiben, ihn in offener Feldschlacht kräftig zurück zu schlagen, nein, er vergalt nur Gleiches mit Gleichem; er zog in das Land des Feindes und verbrannte dort die offenen Dörfer; derjenige war der Sieger, der von den unglücklichen Bauern die reichste Beute heim getragen hatte. „Das Auspochen der Dörfer“ dies war der Kunstausdruck für diese ritterliche Art der Kriegsführung, war die Lust und Freude der abligen Herrn, Mord, Raub, Brandstiftung und Nothzucht ihre tägliche Beschäftigung.

Auch mit den Städten wurde der Krieg Seitens der Landadligen in ähnlicher Weise geführt. Nur selten wagten diese es, eine Stadt zu belagern, sie zogen es vor, die Dörfer, welche zu den Städten gehörten, auszupochen, die Landstraßen durch Reissige unsicher zu machen, harmlose Kaufleute aufzufangen, sie ihrer Waaren zu berauben und sie, wenn nicht zu morden, so doch Monate lang in dumpfe Kerker gefangen zu setzen, bis sie von ihren Freunden durch bedeutende Geldsummen ausgelöst wurden.

Und solchem Unwesen that der Landesherr keinen Abbruch, Sobst fühlte dazu weder Lust noch Beruf, und auch als er im Jahre 1395 die Mark an seinen Schwager Wilhelm von Meissen versetzte und dieser versuchte, bessere Zustände herbeizuführen, gelang dies doch nicht, denn die Zersahrenheit aller Verhältnisse in den Marken war derartig, daß alle Bemühungen vergeblich blieben. Wilhelm von Meissen, von Etel über eine solche Verwahrlosung durchdrungen, gab schon im Jahre 1398 das Land seinem Schwager zurück, und den Marken blieb es überlassen, sich selbst zu helfen.

## Zweites Kapitel.

Die Städtebündnisse. — Die Ermordung des Probstes von Bernau. — Der Kirchenbann über Berlin. — Die Hinrichtung des Conrad Schüb. — Die Geistlichkeit. — Die Beghinen. — Die Kalandsbrüder.

Die allgemeine Rechtsunsicherheit, welche im ganzen Lande herrschte, der Zustand der Gesetzlosigkeit, der es den Abiligen möglich machte die Mark in einem fortwährenden Kriegszustand zu

erhalten, die Schwäche des Landesherrn, der gegen den mächtigen Adel nichts auszurichten vermochte, hatten schon seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts den Städten der Mark die Nothwendigkeit einer innigen Verbindung zu Schutz und Truß klar dargelegt.

Bis zum Jahre 1307 waren Berlin und Cöln zwei in ihrer gesammten Verwaltung vollständig getrennte Städte gewesen, sie hatten sich oft genug selbst feindlich gegenüber gestanden und die gegenseitige Eifersucht machte überhaupt eine Vereinigung nicht leicht; sie wäre auch wohl nicht so bald zu Stande gekommen, hätte nicht der äußere Drang, die Nothwendigkeit gegen die von dem räuberischen Adel drohenden Gefahren fest zusammen zu stehen, sie endlich erzwungen. Als Vermittler diente dabei der Landesherr, Markgraf Hermann, der recht gut ein sah, daß er seine eigene Macht am sichersten auf die der Städte zu gründen vermöge. — So kam denn jener für die geschichtliche Entwicklung hochwichtige Vertrag vom 7. März 1307 zu Stande, in welchem sich Berlin und Cöln zu einer gemeinschaftlichen Verwaltung verbanden; sie waren dadurch der Form nach zu einer Stadt zusammen geschmolzen, indem fortan die Befestigung und Vertheidigung beider Städte, die Aufbringung der Steuern und die Rechtspflege von dem Rath gemeinschaftlich besorgt wurde.

Man war bestrebt, diese Vereinigung so innig wie möglich zu machen, deshalb wurde die Bestimmung in den Vertrag aufgenommen, daß die Bürger von Cöln die Rathmannen und Schöffen in Berlin und umgekehrt die Bürger von Berlin Rathmannen und Schöffen in Cöln wählen sollten.

Die Vereinigung der Schwesterstädte zu einer gemeinschaftlichen Verwaltung trug sofort ihre bedeutungsreichen Früchte, die innere Macht Berlins wuchs dadurch schnell zu einer nicht geahnten Höhe. Die kleineren Landstädte schlossen sich an die größere Stadt an und suchten deren Schutz nach, so entstand ein märkisches Städtebündniß, welches sich im Laufe des Jahrhunderts mehr und mehr ausbreitete und immer bedeutamere Umrisse gewann.

Welche Kraft die verbündeten Städte dem Adel und selbst den Fürsten gegenüber gewinnen konnten, das hatte die Hanse den Märkern gezeigt, diese suchten daher fortan das Bündniß ihrer Städte stets enger zu schließen, und Berlin und Cöln wurden der Mittelpunkt solcher Bestrebungen.

Aus den Jahren 1308, 1309, 1321, 1323, 1345, 1383, 1394 und 1399 sind eine Reihe von Verträgen bekannt, in denen sich märkische Städte mit Berlin zu Schutz und Truß verbanden, in denen sie sich gegenseitig gelobten, jede Gewalt und jedes Unrecht, welches einer der verbündeten Städte geschehen würde, gemeinschaftlich abzuwenden. — Gegenseitige Hülfe gegen fremde Kriegsmacht, gegen Räuber, Mordbrenner und Ruhestörer, Schutz aller zu den Städten gehörigen

Ritter und Bürger in ihren Besitzungen und dergleichen mehr bildeten den Inhalt solcher Verträge, welche häufig genug nicht nur gegen den Raubadel, sondern auch gegen einzelne Fürsten gerichtet waren, so gelobten sich beim Erscheinen des falschen Waldemar 31 märkische Städte und unter ihnen auch Berlin und Cöln, diesem treu anzuhängen.

Die Macht der Städte wurde durch diese Bündnisse eine so bedeutende, daß die Landesfürsten bestrebt sein mußten, dieselben für ihren Dienst zu gewinnen, — sie suchten deshalb die Städte durch Gewährung aller möglichen Rechte und Freiheiten an sich zu ziehen, um ihre Unterstützung zu erlangen, und die Städte verstanden es aus diesem Bestreben Nutzen zu ziehen. Der Rath von Berlin und Cöln mußte jeden Regierungswechsel, jede Verlegenheit eines Fürsten klug zur Erweiterung der Stadtrechte auszunutzen, hierdurch bildeten sich denn nach und nach die Schwesterstädte fast zu kleinen Republiken, welche zwar noch bestimmte Abgaben an den Landesherren zu entrichten hatten, in ihrer Selbstregierung aber vollständig unabhängig waren. Von den herrschaftlichen Landgerichten waren sie erimirt, sie standen unter einem eigenen Stadtschulzen, der stets ein Berliner Bürger sein mußte; um auch diese geringe Abhängigkeit zu beseitigen, erwarb der Rath von Berlin im Jahre 1391 von dem damaligen Stadtschulzen Thiele Brüd das Schultheißen-Amt mit allen Gerechtigkeiten. Markgraf Jobst bestätigte diese Erwerbung und verzichtete zugleich auf alle landesherrlichen Rechte über die Gerichtsbarkeit Berlins, so daß fortan die Städte Berlin und Cöln sich im Besitz des höchsten Rechtes, des Blutbannes, befanden, daß sie Richter und Schöffen selbst einsetzen und über Leben und Tod richten konnten.

Solche Rechte, solche Macht erzeugten in den Bürgern jener Zeit ein Vollbewußtsein ihrer Kraft, welches sie oft genug zu Ueberschreitungen ihrer Rechte hinriß, die sie mitunter schwer büßen mußten. — Die Berliner waren stets ein leicht aufgeregtes Völkchen, schnell mit dem Worte da, wie heute noch, aber damals auch schnell mit der That bei der Hand, wie hent wohl nicht mehr. — Sie haben in jener Zeit durch manche rasche That eine lange Reue erkauft. Den Probst von Bernau, den sie vor der Marienkirche erschlugen, hätten sie wohl gern durch Thränen wieder ins Leben zurück gerufen, aber es war zu spät dazu, der That folgte harte Strafe.

Es war etwa im Jahre 1327\*), als der Probst Nikolaus von Bernau nach Berlin kam, um eine rückständige Forderung, welche er an die Stadt zu haben meinte, einzutreiben. Der Probst war in Berlin nicht beliebt, er gehörte zu den Anhängern des Herzogs Rudolph von Sachsen, welcher damals unter den Berlinern sehr verhaßt

war, weil er darnach strebte, die Mark Brandenburg für sich zu gewinnen.

Der Probst kam in unglücklicher Stunde nach Berlin. Es war gerade Markt, von nah und fern hatte sich viel loses Gesindel nach der Stadt gezogen, das Volk wogte in den Straßen auf und nieder und besprach in wilder Aufregung die traurigen politischen Zustände, welche die Mark nach dem Tode des letzten Askaniens Waldemar erleben mußte. Alle die fremden Bewerber um das Land wurden mit scharfer Zunge von den Bürgern durchgehohlet und auch auf den Probst fiel manch zürnendes Wort.

Er würde wohl gethan haben, in solcher Zeit sich mit seiner Forderung zu gedulden und nicht das ohnehin schon unwillige Volk durch Aufstellung derselben noch mehr zu erbittern; daran aber dachte er nicht, er mißbrauchte im Gegentheil die Kanzel, um schwere Vorwürfe gegen die Berliner zu schleudern, welche ihm sein gutes Recht vorenthielten.

Lautes Murren erhob sich unter dem zahlreich versammelten Volk, wilde, heftige Worte fielen auf den Geistlichen, der durch dieselben nur noch mehr aufgeregt, den Bannstrahl gegen die Kirchenfreveler zu schleudern drohte. —

Das war zu viel! Mit lautem Wuthgeschrei stürzte sich die Masse gegen die Kanzel. Sept erst erkannte der Probst, daß er zu weit gegangen sei, er floh durch die Sakristei aus der Kirche, aber seine Verfolger holten ihn ein. — Auf dem Platz vor dem Gotteshaus schlugen sie ihn zu Boden und nun stürzte sich die wüthende Masse auf den Wehrlosen und mordete ihn.

Und damit nicht genug! — Der Leichnam wurde von den Rasenden im Triumph durch die foßtigen Gassen geschleppt, endlich brachten sie ihn nach dem neuen Markt und dort, wo die Verbrecher gerichtet wurden, bauten sie schnell einen Scheiterhaufen und verbrannten die Leiche.

Mit Grausen hörten die Rathsherren und alle die verständigen Bürger, welche sich an dem von der wilden Rottte begangenen Frevel nicht theiligt hatten, von der grauenvollen Mordthat; wohl waren sie unschuldig an derselben, aber sie wußten, daß sie mit den Schuldigen würden leiden müssen.

Raum war die Nachricht von dem Morde über die Grenzen Berlins hinausgedrungen, als sich unter der gesammten Geistlichkeit ein wilder Schrei nach Rache erhob. — Die Brüder des Ermordeten sendeten ihre Klage an den Bischof von Brandenburg, den Erzbischof von Magdeburg, und selbst an den heiligen Vater, den Papst. —

Ein Priester war fast am Fuße des Altars erschlagen worden, dafür mußte die verbrecherische Stadt die schwerste Strafe treffen, welche der Stellvertreter Gottes auf Erden zu verhängen vermochte. — Vergeblich bot der Rath von Berlin den Brüdern des Probstes das in jener Zeit übliche Sühnegeld für den Mord, dieselben verweigerten die Annahme, vergeblich wendete er sich

\*) Nach Fidicins Forschungen. Andere Geschichtsforscher weichen in der Jahreszahl ab.

sprachen, damit alljährlich am Julianentage für den Erschlagenen Vigilien und Messen gelesen werden sollten.

Eine so schwere Strafe hätte wohl den Muth der Berliner etwas zügeln sollen, dies aber war keineswegs der Fall. Die stolzen Bürger ließen sich durch dieselbe in keiner Weise niederdrücken, sie zeigten dies durch eine zweite blutige That.

Der Erzbischof von Magdeburg hielt sich mit dem Herzog Rudolph von Sachsen in Berlin auf. Er hatte viele Herren seines Hofstaates mitgebracht, unter ihnen auch seinen Geheimschreiber Conrad Schütz, einen leichtfertigen jungen Lebemann.

Conrad Schütz ging eines Tages nach dem Krögel<sup>\*)</sup>, um dort ein Bad zu nehmen, auf der Straße begegnete ihm eine Bürgersfrau, welche durch ihre Schönheit dem Wüstling auffiel. Er sprach sie an und machte ihr den unzüchtigen Vorschlag, ihn in das Bad zu begleiten. — Ob die Bürgersfrau den Vorschlag mit Entrüstung zurückgewiesen und die schmachvolle Zumuthung ihrem Gatten geklagt hat? Ob Vorübergehende die Einladung gehört haben? — Wir wissen es nicht, aber die Chronik theilt uns mit, daß unter den Bürgern von Berlin und Cöln die Nachricht sich mit Blitzesschnelle verbreitete, der Geheimschreiber des Erzbischofs habe eine sittsame Bürgerfrau in schmähliger Weise beleidigt. —

Jene stolzen Bürger waren besetzt von einem regen Ehrgefühl; die Beleidigung, welche der Gattin Cines von ihnen geworden, traf Alle. Ein Muthgeschrei erhob sich, die Bürger rotteten sich zusammen und forderten den Tod des frechen Schreibers, der Rath mußte wohl oder übel der allgemeinen Stimmung nachgeben, er entsendete seine Diener, um den Verbrecher dem Gericht zu übergeben. —

Conrad Schütz saß mit dem Herzog von Sachsen an der reichbesetzten Tafel. — Er fühlte sich dort unter dem Schutze des fürstlichen Herrn sicher, auch glaubte er wohl kaum ein so schweres Verbrechen begangen zu haben, daß ihm daraus eine besondere harte Strafe erwachsen könne. —

Da tönte plötzlich das wilde Schreien der Volksmassen, welche sich vor dem Haus gesammelt hatten, an sein Ohr und zugleich erschienen die Diener des Raths, um den Verbrecher zu verhaften. — Vergeblich berief sich der Herzog auf den Schutz, welchen der Schreiber unter seinem Dach genießen müsse, die Rathsdienere rissen den Unglücklichen von der Tafel fort, um ihn nach dem Stadtgefängniß zu führen; den Bürgern aber war solche Justiz zu langsam.

Raum war Conrad Schütz auf der Straße angelangt, als das Volk sich seiner bemächtigte. Unter wildem Muthgeschrei schleppte man ihn nach dem neuen Markt. Dort wartete seiner schon der

<sup>\*)</sup> Auf dem Krögel stand das älteste Badehaus Berlins, in welchem sich zwei gewölbte Badestuben befanden.

Genfer. — Wenige Minuten später rollte das Haupt des Schreibers in den weißen Sand. — Eine schwere Strafe für einen trivialen Scherz! Dies findet auch der Chronist, der uns die Erzählung aufbewahrt hat, Albertus Kranzius, denn er sagt: „Ich meine ja, daß sei eine schöne Ursache gewesen, einem das Leben darum zu nehmen.“

Der Erzbischof von Magdeburg erhob natürlich Klage über die vorschnelle und strenge Volksjustiz, aber dies Mal ohne besondern Erfolg und schon wenige Jahre später (1376) sehen wir, daß die Berliner abermals einen Priester Nikolaus Hundewerper wegen des flüchtigen und vielleicht ganz unbegründeten Verdachts einer Brandstiftung mißhandeln. Hundewerper wurde mit Ketten belastet ins Gefängniß geworfen und dabei so geknebelt, daß er eine Lähmung des Armes davon trug. Der Rath übersendete zwar den Gefangenen an den Bischof von Brandenburg, dieser aber, entrüstet über die Mißhandlung eines Priesters, schleuderte abermals den Bann gegen Berlin und wohl oder übel mußte der Rath sich dazu verstehen, den zu jeder Amtsthätigkeit untüchtigen Priester hinreichend zu entschädigen, um den Bann wieder zu lösen.

Daß nach solchen Vorgängen die Berliner für die Geistlichkeit keine besondere Vorliebe hatten, läßt sich wohl leicht errathen. Wie sie über dieselbe dachten, davon giebt uns das alte Berliner Stadtbuch ein recht klares Bild in einer einfachen Aeußerung, welche auch zugleich ein Schlaglicht auf das sittliche Leben der Geistlichkeit wirft, es sagt über die Verhältnisse von Geistlichen und Laien zu einander:

„Pfaffen und Laien werden leider selten gute Freunde, das kommt von der Pfaffen Eierigkeit und Unteuschheit; denn wenn die Unteuschheit sie verläßt, so haben sie doch alle Eierigkeit in sich. Den Eierigen hasset man sehr.“ —

Wie sehr aber auch die alten Berliner die Pfaffen gehaßt haben mögen, reich gesegnet mit denselben waren sie dennoch! — Auf kaum 6000 Einwohner kamen nicht weniger als etwa 200 Geistliche und Mönche, welche ihren bleibenden Wohnsiß in den Schwesterstädten hatten! — Zwei Klöster, das der schwarzen Brüder, der Dominikaner, in Cöln und der grauen Brüder, der Franziskaner, in Berlin, zwei geistliche Hospitale, das heilige Geist- und das Georgen-Hospital, die geistlichen Orden der Kalandbrüder und Beghinen versorgten die Berliner mit einem größeren Maße geistlichen Zuspruchs, als ihnen jemals lieb war; zum Ueberfluß hatten sie auch noch einen geistlichen Ritterorden, den der Johanniter-Ritter, vor den Thoren in dem nahen Tempelhof und daher volle Gelegenheit, die in dem Stadtbuch geschilderten Eigenschaften der Geistlichkeit auf das Genaueste kennen zu lernen. —

Die Geistlichkeit Berlins war der Gerichtsbarkeit des Bischofs von Brandenburg unterworfen, diesem war auch der Probst von Berlin, die höchste geistliche Person in der Stadt, untergeben. Das

Abhängigkeitsverhältniß, in welches hierdurch die Bürgerschaft von dem Kirchenfürsten kam, widerstrebt dem stolzen Sinn derselben und wir sehen daher den Rath von Berlin und Cöln fortwährend bestrebt, die ihm aufgebürdeten Fesseln abzuwerfen. Mit Gewalt war das freilich in jener Zeit unmöglich, der Rath wählte daher den Weg der Unterhandlungen und auf diesem gelang es ihm durch wiederholte Gesuche bei dem Papst im Jahre 1393 wenigstens zu bewirken, daß künftig nicht mehr die ganze Stadt wegen der Vergehungen Einzelner in den Bann gethan werden solle, wie dies nach dem Mord des Probstes von Bernau geschehen war. Im Jahre 1401 erzielte der Rath noch einen größeren Vortheil für die Bürgerschaft, indem Papst Bonifacius IX. das Recht gewährte, daß ferner die Einwohner Berlins und Cölns nicht mehr, wie bisher, von geistlichen Richtern beliebig nach entfernten Orten citirt werden dürften, sondern daß sie künftig nur vor dem Richter der Stadt zu Rechte stehen sollten.

Wir haben unter den geistlichen Orden die der Beghinen und der Kalandbrüder erwähnt, wir wollen über dieselben einige kurze Bemerkungen hinzufügen, um unseren Lesern ein Bild dieser beiden Orden zu geben. Die Beghinen bildeten eine Gesellschaft, welche der unserer heutigen evangelischen barmherzigen Schwestern ähnlich war. — Frauen und Jungfrauen, welche sich frommen Uebungen und insbesondere der Krankenpflege widmen wollten, hatten sich in geschlossenen Gesellschaften vereint, ohne indessen klösterliche Gelübde abzulegen. — Sie wohnten in eigenen Beghinenhäusern, theils von Almosen, theils auch von Stiftungen, die denselben vermacht worden waren. —

In Berlin sprach man von den Beghinen nicht viel Gutes. Man erzählte sich, daß die frommen Jungfrauen unter dem Deckmantel geistlicher Heiligkeit häufig genug ein recht unheiliges Leben führten. Waren in jener Zeit aus den Nonnenklöstern Frömmigkeit und Sittsamkeit längst gewichen, so hatten sie auch in den Beghinenhäusern keinen Platz mehr gefunden; und vom heiligen Geisthospitale in Berlin, in welchem die Beghinen ihren Wohnsiß hatten, wurde gar manche abenteuerliche Liebesgeschichte erzählt.

Eine ähnliche Gesellschaft, wie die weibliche der Beghinen, war die männliche der Kalandbrüder. Sowohl in Cöln als in Berlin bestand ein Kalandshof, der in Berlin aber hat eine größere Bedeutung erworben und wenigstens seinen Namen, wenn auch nicht seine Bestimmung, bis in unsere Zeit hinein erhalten.

Die Kalandsgesellschaften oder Glendsgilden waren ursprünglich Vereinigungen von Geistlichen, deren Mitglieder die Pflicht übernahmen, sich in jeder Noth einander beizustehen, besonders verpflichteten sie sich dafür zu sorgen, daß kein Mitglied in der Todesstunde des kirchlichen Trostes entbehren solle und daß Jedem nach dem Tod

das Glück der Fürbitte bei Gott und den Heiligen zu schnellerer Befreiung aus dem Fegefeuer werde.

Ein so schöner Zweck mußte unter den Gläubigen rege Unterstützung finden. Der Kalandsgesellschaft wurden reiche Geschenke gemacht, und als nun gar die Geistlichkeit klug genug war, dem Orden die Ausschließlichkeit zu nehmen, auch Laien und selbst Frauen des Glücks, in eine so fromme Gesellschaft aufgenommen zu werden, theilhaftig zu machen, da wuchsen die Einkünfte des Ordens außerordentlich und wurden für die Priester eine Quelle reicher Pfründen.

Um den Wunsch, in die Kalandsbrüderschaft aufgenommen zu werden, noch mehr anzureizen, umgab man dieselbe mit dem Schleier des Geheimnisses. Von den neu eintretenden Brüdern wurde der Eid gefordert, die Geheimnisse des Ordens nicht zu verrathen. —

Neben dem geistlichen Trost, den sie einander gewähren wollten, verschmähten auch die Kalandsbrüder den leiblichen nicht. — Nach der Messe versammelten sie sich zu fröhlichen Festen und diese sollen oft genug in wilde Orgien ausgeartet sein. Die bedeutenden Einkünfte, mit welchen der fromme Glaube die Kalandsbrüderschaften begabt hatte, wurden, so erzählte man, bei köstlichen Mahlen von den Brüdern verprast; da floß dann der edelste Wein in Strömen, da sollen selbst in dem düstern Kalandschofe Freudenfeste gefeiert worden sein, welche dem Keuschheitsgelübde der vielen geistlichen Mitglieder keineswegs entsprachen.

Ein Glück wär's, so sagte man, daß die Mitglieder geschworen hätten zu schweigen, sonst würde die Welt seltsame Dinge erfahren! —

(Bernau)

### Drittes Kapitel.

Das Bürgerrecht von Berlin. — Der Stadtadel. — Die Biergewerke. — Zunftverfassung. — Die gemeine Bürgerschaft. Die Incolen. — Die Juden in Berlin. — Der Rath von Berlin und Cöln. — Die Bürgermeister. — Uyle Wardenberg. — Das blutige Gesetzbuch Berlins. — Der Scharfrichter. — Ein Scheltbrief. — Das öffentliche Gerichtsverfahren.

Während der unaufhörlichen Kriegsunruhe, welche nach dem Aussterben der Askavier die Mark Brandenburg heimsuchte, während jener traurigen Zeit, in welcher der Adel zum Raubritterthum ausartete, in der nirgends auf dem flachen Lande eine Sicherheit der Person und des Eigenthums gefunden werden konnte, mußten die Städte eine große Anziehungskraft für alle diejenigen Männer haben, welche sich nicht selbst durch Anwerbung von Söldnern gegen räuberische Ueberfälle zu schützen vermochten. Wer ein Gewerbe betreiben und Nutzen davon ziehen wollte, vermochte dies nur innerhalb der Festungsmauer einer Stadt zu thun und auch diejenigen, welche

die Zinsen eines redlich erworbenen Vermögens, die Renten eines Landguts in Frieden verzehren wollten, mußten den Schutz einer Stadt suchen.

Es konnte nicht fehlen, daß unter solchen Verhältnissen selbst manche Ritter, deren Burgen den Angriffen stärkerer Feinde ausgesetzt waren, das Bürgerrecht der Städte nachsuchten; auch in Berlin und Cöln hatte sich eine nicht unbedeutliche Zahl adliger Familien niedergelassen; die Adligen waren dadurch Bürger geworden, denn jeder der in den Schwesterstädten seinen festen Wohnsitz nehmen, den Schutz derselben genießen und Theil an den städtischen Rechten und Freiheiten haben wollte, mußte zuerst das Bürgerrecht gewinnen; das aber war so schwer nicht, denn die Städte nahmen gern vermögende Männer in ihre Gemeinschaft auf.

Wer das Bürgerrecht in Berlin oder Cöln gewinnen wollte, mußte einen guten Ruf haben, er mußte sich verpflichten ein Grundstück zu erwerben und hatte eine kleine Abgabe, 10 Schillinge (nach unserem Gelde 10 Mark 85 Pf.) zu erlegen. War diese Förmlichkeit erfüllt, hatte der Anziehende in dem Bürgereid dem Rathe Treue und Gehorsam geschworen, so wurde er aufgenommen in die städtische Gemeinschaft mit allen ihren Rechten und ihm der Schutz der Stadt zugesagt. Ausgeschlossen von der Gewinnung des Bürgerrechts waren nur diejenigen, welche sich früher mit Verbrechen beledet oder ein unehrliches Handwerk betrieben hatten, wie Scharfrichter, Schinder, Büttel, Schäfer, Todtengräber, Musikanten und Gaukler, oder solche, an deren Geburt ein Makel haftete.

Das altbiblische Gesetz, die Sünden der Väter sollen heimgesucht werden an den Kindern, war im Mittelalter noch das allgemein gültige, so wurden auch uneheliche Kinder für die Leichtfertigkeit der Mutter dadurch bestraft, daß man sie ausschloß von der Gewinnung des Bürgerrechts; außerdem galt aber auch wendische Abstammung als ein Makel der Geburt.

Seit Albrecht der Bär die Mark den alten Wenden mit blutigem Schwerte abgerungen hatte, wurde der slavische Stamm von den siegreichen Deutschen in harter Knechtschaft gehalten. Kein Wende hatte Anspruch auf das Bürgerrecht und es galt selbst unter den stolzen Bürgern von Berlin schon als ein Makel, wenn Jemand nicht vermochte seine deutsche Abstammung durch mindestens drei Generationen nachzuweisen.

Die Ureinwohner der Städte zu jener Zeit, als dieselben noch einfache Fischerdörfer gewesen, waren natürlich Wenden; seit jener Zeit war mehr als ein Jahrhundert verlossen, trotzdem aber war der Standesunterschied zwischen den deutschen Oberern und den ursprünglichen wendischen Bewohnern geblieben, wenn man auch nach und nach zum Theil ihre Abstammung vergessen hatte, die durch das hinzugekommene deutsche Blut veredelt worden war.

Es hatten sich naturgemäß in den Städten

drei Klassen der Bevölkerung herausgebildet, welche zusammen die Bürgerschaft von Berlin und Cöln ausmachten, in sich selbst aber streng gefondert waren.

Die Patricier, jene Adligen, welche Stadtrecht genommen hatten, ohne indessen je ihre adlige Abstammung zu vergessen und welche auch in die ihnen gastfrei geöffneten Städte ihren Ehrgeiz, ihre Sucht nach Herrschaft hineintrugen. Sie trieben meist weder Handel noch Gewerbe, sondern lebten von den Einkünften ihrer Güter; zu ihnen gesellten sich auch die reichen Kaufherren, und so bildete sich dann jener Stadt-Adel aus, der nicht weniger herrschsüchtig und eigennützig war, als der Landadel, und der in den Städten Berlin und Cöln zahlreiche Repräsentanten hatte. Die Familien dieses Stadt-Adels wurden mit dem Namen der „rathsfähigen Geschlechter“ bezeichnet.

Neben den Geschlechtern standen die Gewerke mit diesen in stetem Kampf um die Herrschaft in der Stadt. — Wie sich die Adligen zusammen schlossen, so mußten auch die Handwerker sich verbünden, wenn sie nicht vollkommen unterdrückt werden wollten. — In einer Zeit, wo die Gewalt die Mutter des Rechts war, ging der Alleinstehende stets zu Grunde, deshalb finden wir im Mittelalter in allen Ständen den natürlichen Drang der engen Bündnisse, daraus ist auch jene ständische Gliederung entstanden, welche bis in unsere Zeit hinein reicht. Die Handwerker fanden in den Zünften jenes schützende Band, welches sie zu einer großen und mächtigen Körperschaft machte.

Wenn heut in dem großen Streite, ob Zunftzwang, ob Gewerbefreiheit, schon das Wort Zunft bei vielen freientendenden Handwerkern einen bösen Klang hat, und wenn dieselben geneigt sind, das ganze Zunftwesen als einen unnatürlichen Zwang des Einzelnen, dessen persönliche Freiheit dadurch vernichtet wird, zu verdammen, so war in jenen früheren Zeiten gerade die Zunft das naturgemäße Band zur Vereinigung der Handwerker in ein großes Ganzes. Dieser Vereinigung verdankten sie ihre Kraft und die Erhaltung ihrer Freiheit.

In Berlin hatten die Biergewerke, — die Kleischer oder Knochenhauer, deren in Berlin allein außer den Wurstmachern nicht weniger als 46 waren, die Wollenweber, unter denen die Raschmacher eine besondere Abtheilung bildeten, die Schuster und Bäcker, — in Folge ihrer festen Vereinigung dem Adel, wie wir sogleich sehen werden, einen nicht unwesentlichen Theil der Stadtverwaltung abgerungen.

Jede Zunft bildete eine geschlossene Körperschaft mit eigenen Gesetzen, welche zum Theil freilich nach unsern heutigen Begriffen lächerlich, zum Theil widersinnig und sogar grausam erscheinen mögen, welche aber dem Geist jener Zeit entsprungen und geeignet waren, die Zunft fest zusammen zu halten.

Heut mag es uns wohl seltsam und empörend

vorkommen, daß die Aufnahme eines Lehrlings von seiner ehrlichen, nicht wendischen Geburt abhängig gemacht wurde, daß er vier Vorahren deutschen Stammes nachweisen mußte, daß selbst die Abstammung von einem Schäfer oder Musikanten als eine unehrliche bezeichnet wurde; heut lachen wir, wenn wir hören, daß bei den Tuch- und Leinwebern Strafe darauf stand, wenn Jemand an einem Tage mehr als drei Pfennige verjubelte, wenn er mit nackten Füßen über die Straße ging oder mit Schauspielern und Gauklern Würfeln spielte, damals aber hatten alle diese Ge- und Verbote einen guten Grund, sie dienten dazu, das Vereinigungsband fester zu knüpfen und ein Gefühl der Standesehre zu erzeugen, durch welches manchen Mißbräuchen vorgebeugt wurde.

An der Spitze der Zunft stand der Gildemeister, nach ihm hatten die Aelterleute die Leitung der Gewerksangelegenheiten. Die Gewerke hatten zu ihrer Morgensprache eigene Lokale und in diesen feierten sie mit ihren Familien oft frohe festliche Gelage, welche auch ein geselliges Band um die Zunftgenossen schlangen. Diese lebten im festen Einvernehmen, und wenn auch hier und da der nicht ausbleibende Brodneid etwa Einzelne mit einander verfeindete, so durfte doch darunter nie das allgemeine Interesse leiden. Jeder Zunftgenosse stand unter dem Schutze der Uebrigen, der sich auch auf seine Familie, selbst auf seine Wittwe erstreckte. Hatten die Zunftgenossen einen ihrer Brüder mit feierlichem Gepränge zur Gruft geleitet, dann unterstützten sie die Wittwe, damit sie bis zur etwaigen Wiederverheirathung das Gewerbe des Verstorbenen fortsetzen könne. —

Wie fest der Zunftbestand war, wie hoch die Zunftethik gehalten wurde, das zeigten die Genossen am besten, wenn sie das Heulen der Sturmglocken zum Kampfe für die Freiheit der Stadt rief. Dann wetteiferten die Biergewerke mit einander, welches von ihnen am kräftigsten zuschlagen könnte.

Außer den Geschlechtern und den Biergewerken finden wir in Berlin noch die meist aus Ackerbürgern und den nicht zünftigen Handwerkern bestehende gemeine Bürgerschaft.

Aus diesen drei Klassen bestand die eigentliche Bürgerschaft Berlins, neben dieser aber gab es noch eine große Anzahl von Einwohnern, welche keinerlei Antheil an der Stadtverwaltung hatten, welche zum Theil als verzehrende Nichtsthuher in der gewerbsthätigen Stadt lebten, keinen Antheil an den Pflichten, deshalb aber auch keinen an den Rechten der Bürgerschaft genossen, zum andern Theil indessen die Parasiten der alten bürgerlichen Gesellschaft waren. —

Zu der ersten Klasse der Unberechtigten gehörten die zahlreichen Geistlichen, die Kirchenbedienten, die grauen und schwarzen Brüder vom Franziskaner- und Dominikaner-Orden, zur zweiten Klasse die sogenannten Incolen oder Hausleute, die Diensthofen und die Juden.

Die *Incolen* waren nichtzünftige Handwerker oder Tagelöhner, welche keine bürgerlichen Rechte hatten. Sie besaßen kein Eigenthum, sondern wohnten in den dem Rath gehörigen sogenannten Zinsbuden, jämmerlichen Hütten in den entlegenen Winkeln der Stadt. — Sie zahlten dafür, daß sie den Schutz der Stadt genossen, ein Schutzgeld, das sogenannte *Incolenschoß*.

Noch schlimmer als diese waren die Dienstboten gestellt, welche in einem streng abhängigen Verhältniß zu ihrer Dienstherrschaft standen und an den bürgerlichen Rechten daher keinen Antheil nehmen konnten.

Und nun die Juden! Diese Unglücklichen, die von der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßenen, Geächteten. — Man duldete sie unter den Christen, weil man ihrer bedurfte. Den Christen verbot das seltsame Gesetz jener Zeit Zinsen von ausgeliehenen Kapitalien zu nehmen, während dies den Juden erlaubt war; die Juden waren daher die natürlichen Vermittler aller größeren Geldgeschäfte, sie hatten wesentlichen Einfluß auf den Handel und sie benutzten denselben, um sich die einzige Macht zu erringen, welche für sie zugänglich war, die Macht des Geldes. Die christlichen Edelleute und die meisten Kaufleute gebrauchten die Juden zur Vermittlung von Geldgeschäften, aber je mehr sie dieselben gebrauchten, je glühender haßten sie die hartherzigen Wucherer.

Die Geschichte der Judenschaft in Berlin bietet uns dasselbe Bild, wie die der Juden in andern Städten. — Beladen mit dem Haß und der Verachtung aller Klassen der Bürgerschaft, lebten die Juden in strengster Absonderung von den Christen.

Dort wo die jetzige Klosterstraße, damals nach dem Kloster der grauen Brüder Brüderstraße genannt, an der Stadtmauer eine Saßgasse bildete, im sogenannten Gedholl, befand sich der Südenhof, der Nachts durch schwere eiserne Thore abgeschlossen war. — Nur dort durften die Juden wohnen, von dort aus machten sie ihre Geschäfte, dorthin schlichen sich in tiefer Vermummung die jungen Patricieröhne, um auf Wucherzinsen ein Darlehn aufzunehmen, welches sie bei lustigen Gelagen verpraßten wollten.

Die Juden wurden nicht einmal als eigentliche Einwohner der Stadt betrachtet, sie waren fast nur eine Sache, das Eigenthum des Landesherren, deshalb hießen sie auch die Kammerknechte der Fürsten. — Bei jedem Pöbeldomult wendete sich der Haß des Volkes gegen die unglücklichen Juden, welche sich dann wohl hüten mußten, sich auf der Straße zu zeigen, denn wo hätten sie Recht gegen die Mißhandlungen suchen sollen, die ihnen von einem wüthenden Pöbelhaufen zugefügt wurden. — Oft fanden sie selbst in ihren eigenen Häusern keinen Schutz, besonders war in Pestzeiten das Volk durch das Gerücht, die Juden hätten die Brunnen vergiftet, zu wilder Wuth aufgeregt. Dann stürmte der Pöbel die Judenhäuser, mordete und plünderte, und wenn selbst die Behörden gegen den Unfug strafend einschreiten

wollten, sie vermochten es nicht, zu allgemein lastete des Volkes Haß auf dem unglücklichen Stamm. —

So führten die Juden in Berlin ein so trostloses Leben, wie überall in Deutschland; ihren Reichthum vermochten sie nicht zu genießen und dennoch strebten sie unablässig nach demselben, trotz der ihrem Leben und Eigenthum täglich, stündlich drohenden Gefahr. —

Im Anfange des 14. Jahrhunderts schenkte die Markgräfin Agnes die in Berlin vorhandenen Juden dem Magistrat, der sich aber dieser Schenkung nicht lange erfreuen konnte, denn als im Jahre 1348 die Pest in der Mark wüthete, beschuldigte das abergläubige Volk die Juden, sie hätten die Brunnen vergiftet und verfolgte sie mit fanatischer Wuth. Sie wurden aus Berlin vertrieben. Im Jahre 1354 wurden sie wieder, zuerst nur sechs an der Zahl, aufgenommen, sie erhielten die wenigen Rechte zurück, deren sie sich als „des Markgrafen Kammerknechte“ zu erfreuen hatten. Diese Rechte bestanden vorzüglich darin, daß es keinem Pfaffen gestattet sein sollte, sie vor ein geistliches Gericht zu ziehen und daß sie nur vor dem Richter ihres Wohnortes verklagt werden sollten, auch keine höheren Thorgelder als die Christen zu zahlen hätten. Es war ihnen gestattet, Fleisch zu kaufen und die nicht koscheren Stücke wieder zu verkaufen.

Vom Jahre 1354 an lebten die Juden in Berlin längere Zeit in einiger Sicherheit, wenn ihnen auch niemals die kleinlichen Verfolgungen erspart wurden, welche überall ihr unglückliches Volk von fanatischen Christen bedrohte. Noch im Jahre 1406 verordnete der Bischof von Brandenburg, daß alle Christen sich bei Strafe des Bannes des Umgangs mit Juden enthalten sollten.

Wir haben die verschiedenen Klassen der Einwohnerchaft Berlins und Cölns im 14. Jahrhundert kennen gelernt, werfen wir nun auch einen Blick auf die Stadtverwaltung, auf jene Institutionen, durch welche sich die kleine städtische Republik selbst regierte.

An der Spitze der gesammten Verwaltung beider Städte stand seit dem Jahre 1307 ein aus 18 Mitgliedern bestehender Rath, von denen 12 den Rath für Berlin, 6 den für Cöln bildeten. Wir haben schon erwähnt, daß nach dem Statut des Markgrafen Hermann die berlinischen Rathsmannen von den Cölnern und umgekehrt die cölnischen von den Berliner Bürgern gewählt wurden. — Der Rath hielt seine gemeinschaftlichen Sitzungen im Rathhaus auf der langen Brücke und dort kam es oft genug zu heftigen Streitigkeiten, welche durch die Eifersucht beider Städte gegen einander erzeugt wurden und an dem das Volk von Berlin und Cöln lebhaft Antheil nahm. Wie heftig aber auch die Worte fielen, wie oft der Streit so lebendig wurde, daß es schien, als müßten die kaum vereinten Städte wieder auseinander fallen, immer hielt sie doch das Bewußt-

sein zusammen, daß sie nur durch Einigkeit dem äußern Feinde die Stirn zu bieten vermöchten.

Die Verhandlungen wurden geleitet durch die Aeltermänner oder Bürgermeister, von denen zwei an der Spitze der Berliner Rathmannen standen und in der Verwaltung abwechselten, einer an der Spitze der Cöliner Rathmannen stand.

Die Gewalt der Bürgermeister war eine nicht unbedeutende und häufig genug mißbrauchten sie dieselbe, um willkürlich zu regieren, ja um ihren eigenen Vortheil dem der Commune vorzuziehen. — Da sie die höchste Behörde der städtischen Verwaltung bildeten, da selbst der Landesherr auf ihre Geschäftsführung gar keinen Einfluß ausüben durfte, so wurde ihnen ein solcher Amtsmißbrauch um so leichter, als sie mit den übrigen Rathmannen, die fast sämmtlich dem Stadtadel angehörten, im engsten Freundes- oder Verwandtschaftsverhältniß standen.

Der Stadtadel hatte die Regierung nach und nach an sich gerissen. Wenn früher die Rathsmannen aus freier Wahl hervorgegangen waren und daher die eigentliche Bürgerschaft durch das Wahlrecht sich selbst regierte, so war es durch den überwiegenden Einfluß des reichen Stadtadels dahin gekommen, daß die Rathsmannen ihre Nachfolger selbst wählten und daher streng im Kreise der Geschlechter blieben.

So waren die Städte zur aristokratischen Republik geworden und durch die Herrschaft der wenigen Familien war dem Mißbrauch Thor und Thor geöffnet.

Ganz ohne Aufsicht war der aristokratische Rath aber trotzdem nicht. Die Zünfte ließen sich nicht ganz unterdrücken, sie hatten ein zu kräftiges Selbstgefühl, als daß sie eine absolute Willkürherrschaft geduldet hätten. Neben dem Rathe stand ein Ausschuß der Biergewerke und der gemeinen Bürgerschaft, in Berlin aus 16 Mitgliedern (und deshalb die Sechszehnmänner genannt) in Cöln aus 4 Mitgliedern bestehend, der mit den ausgeschiedenen Rathsmitgliedern der vergangenen Jahre den großen oder äußern Rath bildete und etwa die Stellung unserer heutigen Stadtverordneten gegenüber dem Magistrate hatte. Ohne den Beschluß dieser Behörde durfte der regierende Rath nichts zur Ausführung bringen und dieselbe wachte getreulich darüber, daß die Rechte und Freiheiten der Bürger nicht durch den Stadtadel vollends unterdrückt würden.

Wehe dem Bürgermeister, der es wagte, sich mit diesem großen Rath zu verfeinden. Wenn die Sechszehnmänner ihn bei den Zünften verklagten, half ihm selbst der Schutz seiner ganzen abligen Freundschaft nichts. — Mußte doch Thle Wardenberg, obgleich er einer der reichsten und mächtigsten Familien angehörte, obgleich er ein treues Freundschaftsbündniß auch mit dem reichen Albert Rathenow geschlossen hatte, den Kopf auf den Richtblock legen wie ein gemeiner Verbrecher.

Freilich, er hatte im stolzen Uebermuth jede Vorsicht vergessen und durch denselben selbst seine

abligen Freunde im Rath beleidigt. — Er glaubte die Macht so unerschütterlich fest in den Händen zu haben, daß er sich jede Willkür erlauben konnte. — Mit Albert Rathenow, dem Aeltermann von Cöln, gemeinschaftlich hatte er dem Kämmerer die Schlüssel zu den Geldkisten der Stadt abgefordert und das Geld nach seinem eigenen Gutdünken verwendet. — In den Rathssitzungen selbst hatte er mit empörendem Uebermuth den Rathsmannen Schweigen geboten und ohne ihren Beistand regiert. —

Seine Freunde durften jeden Frevel ungestraft begehen. — Als einst eine schöne Pilgerin von Rom durch Berlin reiste, da hatten ihr die Freunde Wardenbergs in der Haide, die noch heut die Jungfernhaide\*) heißt und welche sich damals fast bis an die Stadt heranzog, aufgelauert. — Die fromme Pilgerin zog furchtilos ihres Weges, ihr heiliger Reisezwed, so glaubte sie, werde ihr die Straße sicher machen, aber sie sah sich furchtbar getäuscht; dicht vor den Thoren Berlins wurde sie von der wüsten Rotte überfallen, beraubt und geschändet. —

Die frechen Missethäter zogen ohne Scheu in die Stadt und gestützt auf die Macht ihres Freundes, des regierenden Bürgermeisters, verhehlten sie nicht einmal ihr Verbrechen. — Der Rath wollte sie fangen und zur gerechten Strafe ziehen lassen, aber Thle Wardenberg litt dies nicht! —

Noch viele andere Eigenmächtigkeiten erzählt das alte Stadtbuch von dem Wardenberg, sein Maaß war endlich voll, — er wurde aus dem Rath gestoßen und die gerechte Strafe traf ihn.

Wo unsere Vorfahren strafen, da war die Strafe auch stets eine blutige, ihr Strafgesetzbuch war mit Blut geschrieben. Verbrechen und Vergehen, welche heut eine leichte Freiheitsstrafe trifft, hatten damals den Tod unter gräßlichen Martern zur Folge.

Gemeiner Diebstahl wurde mit dem Strange, Kirchendiebstahl mit dem Rade bestraft, hatte eine Frau einen Diebstahl begangen, so wurde sie lebendig begraben. Fast scheint es auch, daß Verbrecher eingemauert worden sind. Als der am frühern Spandauer Thor befindliche Gefängnisthurm abgerissen wurde, fand man in den vermauerten Kellerräumen menschliche Gerippe.

Mord, Brandstiftung, Friedensbruch und Ehebruch wurden mit dem Schwert, Vergiftung, Fälschung, Zauberei mit dem Schetterhaufen bestraft. — Kaum glaublich erscheint es uns, dennoch ist es erwiesen, daß ein Hirt, der wider das Gebot der Stadt die Saat zum vierten Male zur Unzeit mit Schaafen behütete, ohne Gnaden hingerichtet wurde.

Mit welcher fürchterlichen Strenge der Rath der Schwesterstädte die Verbrechen bestrafte, geht wohl am besten daraus hervor, daß in den kurzen

\*) Die Jungfernhaide hat nach anderen Nachrichten ihren Namen davon erhalten, daß sie Eigenthum des Jungfrauenklosters in Spandau war.



Zeitraum von 1391—1448 also in 57 Jahren bei einer Einwohnerzahl von 6000 bis 8000 nicht weniger als 114 Hinrichtungen stattfanden und zwar wurden gehängt 46, enthauptet 22, lebendig verbrannt 20, gerädert 17 Personen und lebendig begraben 9 Frauen. —

Die Todesstrafe, an sich gräßlich genug, wurde häufig noch durch besondere Qualen verschärft. Man riß den Verurtheilten die Augen aus, schnitt ihnen die Ohren oder hieb ihnen die rechte Hand vor der Hinrichtung ab. Man zwickte sie mit glühenden Zangen, stieß ihnen ein glühendes Eisen zwischen die Zähne, briet sie in einer eisernen Kùpe oder ließ sie durch wilde Rosse zerreißen. — Einzelne dieser Martern wurden auch wohl als besondere Strafen bei geringeren Vergehen angewendet.

Unseren an stete blutige Kämpfe gewöhnten Vorfahren erschien der Verlust des Lebens als eine zu geringe Abschreckung, deshalb verbanden sie die Todesstrafe mit so ausgesuchten Martern.

Der Scharfrichter hatte bei einer so strengen Gesetgebung unablässige Arbeit, denn Gnade kannte der gestrenge Rath von Berlin und Cöln nicht. Die Hinrichtungen der Verbrecher waren ein oft und gern gesehenes Schauspiel für die alten Berliner, und reicher Beifall lohnte den Scharfrichter, wenn er sein Amt, das fast zu einer Kunst geworden war, mit Geschicklichkeit zur Ausführung brachte. Er wurde für dasselbe nach den Geldsätzen jener Zeit auch reichlich belohnt. — Eine Enthauptung wurde mit 5 Schillingen bezahlt, ebensoviel kostete das Aufhängen oder Lebendigbegraben, das Braten in der eisernen Kùpe brachte sogar 10 Schillinge ein, und außerdem gehörten die Kleider der Gerichteten dem Scharfrichter. —

Das Scharfrichteramt war überhaupt ein erträgliches und fand daher, obgleich es unehrlich war, stets Bewerber genug. — Außer den recht reichlichen Besen, welche ihm die vielen Hinrichtungen eintrugen, hatte der Scharfrichter auch von jedem Haus und jeder Bude einen Pfennig jährlich zu erheben, und außerdem wurde ihm freie Kleidung, Holz und Wohnung in der Büttelei gewährt. — Auch ein Nebenamt trug ihm oft Geld genug ein; er hatte nämlich die Oberaufsicht über die feilen Wirten, „die Frauen, welche an der Unehre sitzen,“ wie man damals sagte; die Rosengasse, in der jene Dirnen wohnten, stand unter seiner alleinigen Polizei.

Die Hauptthätigkeit des Scharfrichters bestand natürlich theils in den Hinrichtungen, theils in den anderen entehrenden Strafen, welche er zu vollziehen hatte.

Der Richtplatz war anfänglich dicht in der Nähe des Rathhauses auf der langen Brücke, dann wurde er mit dem wachsenden Anbau der Stadt verlegt. Cöln hatte eine eigene Richtstätte, welche der Gerichtsberg, auch die Freistätte genannt wurde, an der Schöneberger Grenze. Das Hochgericht von Berlin stand vor dem Oderberger Thor, dort erhob sich der Rabenstein mit dem

dreifauligen Galgen, dort wurden die gräßlichsten Hinrichtungen, das Rädern, das Verbrennen u. s. w. vollzogen, während die mit dem Schwert vor einem der Rathhäuser, entweder dem in Berlin in der Spandauer Straße, oder dem in Cöln am Ende der Breiten Straße vorgenommen wurden. In einzelnen Fällen diente auch der Neue Markt zur Richtstätte, und besonders gern wählte ihn die Volksjustiz dazu, wie uns die Beispiele des Probstes Nikolaus von Bernau und des Conrad Schütz gezeigt haben.

Alle Strafen wurden mit möglichster Deffentlichkeit vollzogen; denn nur dadurch konnte der Abschreckungstheorie, welche das Grundprinzip der mittelalterlichen Strafrechtspflege bildet, Rechnung getragen werden; — deshalb waren auch die gewöhnlichen Leibstrafen öffentliche und dienten der Straßengugend unserer alten Berliner zum hochwillkommenen Schauspiel.

Ein wahres Fest war's für Berlin und Cöln, wenn am Raaf, jenem Spottbilde am Berliner Rathhause, irgend ein Unglücklicher, der bei Tage einen kleinen Diebstahl unter drei Schillingen an Werth begangen hatte, am Pranger stand oder gar dort ausgehauen wurde. Da versorgte sich die liebe Jugend mit faulen Eiern und Aepfeln und ließ ihrem Uebermuth freie Zügel. — Jog gar der Scharfrichter in der Stadt umher, um einem Verurtheilten auf den öffentlichen Marktplätzen oder an bestimmten Straßenecken den Staupbesen zu geben, dann folgte ihm lärmend und jubelnd die lustige Schaar der Straßebuben, die im Mittelalter, wie heut, an jedem Unfug Theil nahm. Durch diese Deffentlichkeit wurden auch die geringeren Strafen höchst empfindlich, und es mag mancher Berlinerin schwer angekommen sein, wenn sie verurtheilt wurde, Raafsteine zu tragen, weil sie — geschimpft hatte. Eine seltsame Strafe, würde sie heute angewendet, wir würden von unseren guten Fischweibern lange Züge, Steine tragend, durch die Straßen ziehen sehen! Weiber, welche sich schlugen oder schimpften, mußten nämlich einen schweren Stein, den Raafstein, gemeinschaftlich durch die Straßen tragen und dabei die Schimpfworte wiederholen, durch welche sie ein öffentliches Mergerniß gegeben hatten.

Eine nicht weniger strenge Strafe traf die Männer, welche eine ungerichte Beschuldigung gegen einen Ehrenmann erhoben, einen unbegründeten Scheltbrief gegen denselben erlassen hatten; sie mußten vor geöffnetem Gericht sich mit der Hand auf den Mund schlagen und dabei die Worte sprechen: „Mund, als du das sagtest, logest du!“ Sie wurden dadurch ehrlos.

Eine schwere Strafe, aber doch eine gerechte, weil sie für die Anfitte der Scheltbriefe ein Gegengewicht bildete. — Diese Scheltbriefe sind für die Sitten und die Rechtsanschauungen jener Zeit höchst bezeichnend.

Hatte irgend Jemand einem Andern sein Wort gebrochen oder das Recht verweigert, so durfte der Beleidigte einen Scheltbrief abfassen und die-

auf der langen Brücke statt.  
 der Schwesterstädte waren für  
 sungen (die Hegung des  
 offenen Gerichtslaube vor der  
 an der Ecke der heutigen Rdi  
 Straße abgehalten worden.

An der Spitze des Gerichtes stand der Richter  
 oder Schulze, der früher vom Landesherrn er-

darauf gesetzt, wenn sie nicht zum Umstand er-  
 schienen.

Man sich damals  
 werden, so stellte  
 auf, auf denen die  
 Um diese herum  
 Parteien standen

gebrauchen pflegt. —

Wenn man im Mittelalter bestrebt war, der

wurde.

Hand ein Mord, eine schwere Verwundung  
 aßen  
 , ihr  
 deten  
 des.  
 Ruf,  
 von  
 wen-  
 ines  
 bil-  
 mnt.

\*) Ein unverständliches, unübersetzbares Wort.

Sobald das Gerüste ertönte, schlossen die Thorwächter die Thore, um das Entrinnen des Verbrechers zu verhindern, der regierende Bürgermeister entsendete die Stadtknechte zur Ergreifung desselben, und diese fanden eine kräftige Unterstützung durch Bürger, welche ihre Arbeit und ihre Häuser verließen, um dem Ruf nachzugehen und dem Recht Geltung zu verschaffen.

Gelang es, den Verbrecher sofort zu fangen, dann brachte man ihn mit dem Leichnam des Gemordeten zur Gerichtsstätte, ein Nothgeding wurde gehalten, der Kläger mit sechs Eideshelfern mußte den Angeklagten durch einen Eid überführen, dann sprachen die Schöffen das Todesurtheil, der Richter verkündete es und, wenn kein Einspruch vom umstehenden Volk erhoben wurde, übergab er den Verurtheilten dem Büttel.

Nicht weniger schnell war das Urtheil, auch wenn es dem Verbrecher gelungen war, zu entfliehen, sobald der blutende Leichnam mit noch fließender Wunde vor das Gericht gebracht wurde. Auch dann sprach nach dem Eide der Sieben der Richter das Schuldig aus, und das ganze anwesende Volk rief mit erhobenen Fingern laut das furchtbare Wort: „Ausgeächtet!“ Diese Achtung galt aber nur für dies eine Gericht, nicht für das ganze Land, und dem Entflohenen blieb ein Rechtsmittel gegen dieselbe offen, wenn er sich gegen den Richter zu Recht erbot, sicheres Geleit forderte und Bürgen stellte. Dann mußte das Gerichtsverfahren von Neuem eröffnet werden, und der Angeschuldigte konnte sich durch eigenen Eid und die Unterstützung von sieben Eideshelfern von der Klage reinigen.

#### Viertes Kapitel.

Die Schulen im 14. Jahrhundert. — Der Herenglaube. — Die Vergnügungen der alten Berliner. — Essen und Trinken. — Die Frauen. — Die gemischten Gesellschaften Kaiser Karls IV. — Ein Lauffest. — Alte Tänze. — Eine Hochzeit. — Ein Begräbniß. — Das Luxusgesetz.

Wir haben in den vorhergehenden Kapiteln die alten Berliner in ihrem öffentlichen Leben verfolgt, werfen wir nun auch einen Blick in ihr Familienleben, auf die Erziehung der Jugend, auf die Feste und Vergnügungen, denen sich unsere Vorfahren hingaben, um das Sittengemälde jener Zeit einigermaßen zu vervollständigen. —

Gerade in dem eigentlichen Privatleben der alten Bürger zeigt sich der grellste Gegensatz zur heutigen Zeit, und es wird uns deshalb nicht leicht, uns hineinzuversetzen in jene Lage.

Wenn der Handwerker heutigen Tages seine schwere Arbeit vollendet hat, so nimmt er wohl im Kreise der Familie ein gutes Buch zur Hand und schnell verfließt ihm die Zeit bis zur Nachtruhe. Die Zeitungen geben ihm Nachricht, wie es aussieht draußen in der Welt in fernem Län-

dern, sie erwecken in ihm das Interesse für die politische Entwicklung nicht nur im engen Raume der eigenen Stadt, sondern im ganzen Vaterlande und selbst weit über die Grenzen desselben hinaus. Theater und Concerte bieten ihm billige Genüsse, und selbst eine kleine Erholungsreise nach dem Harz oder der sächsischen Schweiz, der Genuß der schönen Natur im Gebirge, liegt nicht außerhalb des Bereichs seiner Mittel, jedenfalls aber werden an schönen Sommersonntagen Landpartien nach Tegeln, Bickelsberg, dem Finkenkrug, Stralau und andern Orten gemacht.

Alle diese Genüsse fehlten den alten Bürgern Berlins und Cölns. — Von Reisen und Landpartien konnte bei ihnen nicht die Rede sein, denn die Unsicherheit der Straßen war so groß, daß Niemand sich unbewaffnet auch nur in der nächsten Umgebung der Stadt sehen lassen durfte. Zeitungen gab es nicht und Bücher waren ein theurer Luxusartikel, nur den Reichsten überhaupt zugänglich, dem gewöhnlichen Bürger aber auch ganz überflüssig, denn er hätte sie ja doch nicht benutzen können. — Lesen und Schreiben waren damals eine Kunst, zu deren Höhe sich fast nur studirte Leute aufzuschwingen vermochten; die Bürger hatten Anderes zu thun, als sich in der Schule herumzuplacen und selbst die meisten Ritter und Herrn und viele von den großen Kaufleuten machten ein sauberes Kreuz, wenn sie ihre Unterschrift geben sollten, ihr Insiegel bekräftigte daselbe genügend.

Es gab allerdings in jener frühen Zeit schon Schulen und der Rath hatte dieselben unter seine besondere Aufsicht genommen, so die Pfarrschulen an der Nikolai- und Marienkirche in Berlin und die an der Petrifirche in Cöln, aber gelernt wurde in denselben eben nicht viel, denn die Mönche, sonst die alleinigen Vertreter der Wissenschaften in der Mark, wußten sehr wohl, daß gerade ihre wissenschaftliche Ausbildung die Grundlage ihrer Macht bildete und hüteten sich deshalb die eigentliche Volksbildung zu fördern. Nur diejenigen Knaben und Jünglinge, welche sich dem geistlichen oder dem eigentlichen Gelehrtenstande widmen wollten, erhielten einen regelmäßigen Unterricht und auch dieser war in Folge der eigenthümlichen Schuleinrichtung mangelhaft genug. —

An der Spitze der Schule stand der Scholastikus, der eigentliche Vorsteher, meist ein angesehener Geistlicher, der in Berlin und Cöln vom Rathe eine Befoldung erhielt und außerdem auch von seinen Schülern nicht unbedeutende Einkünfte bezog, für dieselben aber wenig that, sondern die eigentliche Arbeit einem Vikarius, den er kärglich besoldete, dem Rektor überließ. —

Der Rektor nahm sich Schulgesellen an, welche etwa mit den heutigen Hilfslehrern zu vergleichen sind. Diese hatten den Unterricht zu erteilen, den der Rektor nur überwachte und in einigen besonders schwierigen Disciplinen selbst gab. Sie erhielten für ihre Mühe kein bestimmtes Gehalt, sondern waren angewiesen auf Freitische bei den

Bürgern und auf die Einnahmen, welche sie aus verschiedenen Nebenämtern gewannen.

Bei allen Hochzeiten und anderen Festen wurden die Schulgesellen als Vorschneider und Platzmeister gebraucht, sie leiteten auch den Gesang der Schüler auf den Straßen und in den Kirchen und bezogen davon mitunter nicht unbeträchtliche Einnahmen, diese suchten sie natürlich soviel wie möglich zu vergrößern und das Schulehalten war ihnen daher meist Nebensache.

**Die Schüler selbst wurden eingetheilt in Bacchanten und Schützen.** — Die Bacchanten, die älteren Schüler, hatten jeder zwei bis drei jüngere Schüler, Schützen, zu unterrichten, dafür aber lag den Schützen die Pflicht auf, ihre Bacchanten zu ernähren. Sie sangen, bettelten und stahlen auch wohl für dieselben. Die kleinen Schützen waren die gefährlichsten Feinde aller Speisekammern, Rauchfänge und Hühnerställe. Das Gebettelte oder Gestohlene durften sie bei strenger Strafe nicht für sich verwenden, sondern mußten es an ihren Bacchanten abliefern, denn dieser hielt strenge Zucht, er war der absolute Herr seiner Schützen. Oft genug kam es vor, daß der Gestrenge dem Schützen, wenn er von einem Fouragierzug nach Hause kam, befahl, sich mit reinem Wasser den Mund auszuspülen. Fanden sich bei dieser Probe Speisereste im Wasser, dann wehe dem Kleinen Verbrecher, er erhielt unbarmherzige Prügel. —

Es war Sitte, daß die Schüler von einer Schule zur andern zogen, die fahrenden Schüler, so nannte man die jungen Wanderer, wurden bei solchen Zügen der Schrecken der Bauern, denn mit unvergleichlicher List und Unverschämtheit verstanden sie es, sich auf der Reise durch Diebstahl von Nahrungsmitteln zu erhalten.

Daß bei einem solchen Leben der Unterricht nicht mit besonderer Regelmäßigkeit erteilt wurde und auch nicht mit großem Erfolge gekrönt werden konnte, versteht sich wohl von selbst. Es dauerte meist drei bis vier Jahre, ehe ein Schütze lesen und schreiben lernte, und manche lernten es niemals. Der übrige Unterricht bestand meist in einem sinnlosen Auswendiglernen der lateinischen Kirchengebete, der Messe u. s. w., dem sich erst später die Grammatik angeschlossen. —

Die Bürger Berlins fanden an einem solchen Unterrichtsgange mit Recht wenig Geschmack. Wenn ihre Jungen tüchtige Handwerker wurden und kräftig mit dem Schwert zuschlagen lernten, um sich ihrer Haut zu wehren, dann galt ihnen dies mehr, als wenn sie lateinisch verstanden und lesen und schreiben konnten. Nur diejenigen wurden in die Schule geschickt, die zu nichts Anderem gut waren oder die Eltern verloren hatten und für die Niemand sorgen wollte; zu Schützen und später zu Pfaffen oder gelehrten Leuten waren sie ja immer noch gut genug. —

Wenn nun auch die alten Bürger nicht lesen konnten, wenn ihnen die Unterhaltung durch Bücher fehlte, so hatte dadurch die mündliche Ueberlieferung eine um so größere Zugkraft gewonnen.

Mit welchem andächtigen Grauen wurden Abends die alten Sagen und Zaubermärchen erzählt und gehört! — Je weniger die Wissenschaft die Köpfe erleuchtete, je mehr wucherte der selbst von der Kirche beschirmte finstere Aberglaube. Niemand, der nicht als Kezer verdrießen werden wollte, durfte wagen an der Existenz von Hexen und Zauberern zu zweifeln. —

Jedermann mußte ja, daß die Alte, welche am Wursthofe in der halbverfallenen Zinsbude wohnte, einen Pakt mit dem Bösen geschlossen hatte. — Satan war ihr erschienen und dafür, daß sie ihm ihre Seele zu eigen gegeben, hatte er ihr die Kraft verliehen, böses Wetter zu machen, Menschen und Vieh zu beheren. Sein kostbarstes Geschenk aber war die Herensalbe! Wenn sich die Alte mit dieser Salbe bestrich, dann fuhr sie in dunkler Nacht zum Schloß hinaus auf dem Besenstiel nach dem Blocksberg, um dort mit den Hexen aus ganz Deutschland den Herensabbath zu feiern, dem Satan in der Gestalt eines schwarzen Bocks präsidirte.

So erzählten sich die Männer und Frauen, jeder glaubte die Sage und oft genug ging dieselbe über das Gebiet der Erzählung hinaus. Die unglückliche Alte, welche ihre rothen Triefaugen als Hexe bezeichneten, wurde plötzlich beschuldigt, irgend einem der Nachbarn die Kuh behert zu haben, daß sie keine Milch mehr gab, oder sie hatte ein Hagelwetter herbeigezogen, das die Saaten verdarb, oder gar war sie die Schuld daran, daß der oder jener in unheilbares Siechtum verfallen mußte.

Da wurde dann kurzer Prozeß gemacht, die Klage wegen Hexerei wurde erhoben, die Hentersknechte ergriffen die Unglückliche, zogen sie aus und suchten an ihrem Körper nach dem Hexenmal; man wußte nämlich, daß Satan jeder seiner Anbeterinnen ein Zeichen, bald in der Gestalt einer Krötenralle, einer Ratte, oder auch eines gewöhnlichen schwarzen Fleckes, dem die Phantasie leicht eine abenteuerliche Gestalt andichten konnte, aufzudrücken pflegte. — Fanden die Hentersknechte ein Hexenmal, und sie fanden es fast immer, dann war die Angeklagte der Zauberei überführt und wurde dem Feuertode geweiht.

Ein solches Resultat hatten wohl manches Mal die schaurigen Erzählungen am Heerdfeuer, durch welche der erste Verdacht auf irgend eine unschuldige alte Frau geworfen wurde, und dennoch boten dieselben wieder und immer wieder ein Mittel der Unterhaltung im Familientreise, denn gerade in dem Grauenhaften lag der geheime Kitzel jener Sagen und Märchen. —

Ein weniger frivoles Mittel der Unterhaltung boten die Schaugepränge, an denen jene Zeit überaus reich war. Noch stand das Ritterwesen in seiner vollen Blüthe und wenn dasselbe auch unter dem rohen märkischen Adel nie den Glanz und die Feinheit erreicht hat, welche es in Süddeutschland auszeichneten, so gab es doch auch in

Berlin und Cöln mannigfache Gelegenheit zu festlichen Schauspielen.

Bald kam ein fahrender Ritter unter seltsamer Vermummung in die Stadt, und alle Welt sprach dann von ihm und erzählte sich, daß er ein reicher Graf aus fernem Lande sei, der geschworen habe, zu Ehren seiner Schönen mit jedem Ritter der den Kampf wagen wolle, eine Lanze zu brechen. — Ein anderes Mal wurde auch wohl ein lustiges Turnier gehalten, an dem die Schaulustigen sich ergötzen konnten.

Im Thiergarten, der sich damals als ein mächtiger, dicht verwachsener Wald bedeutend weiter ausbreitete als heut und in dem auch noch Hochwild sich aufhielt, feierten die Markgrafen mitunter prächtige Jagdfeste, zu denen sie eine glänzende Ritterchaft um sich versammelten.

Auch die Kirche war bemüht, die Schaulust der Bürger zu befriedigen. An großen Festtagen veranstaltete sie kirchliche Schauspiele, am Palmsonntag wurde das Leiden Christi, am grünen Donnerstag das Fußwaschen, in einer mimischen Vorstellung anschaulich gemacht. Am Pfingsttage zeigten die Priester gar den leidenschaftigen heiligen Geist in der Gestalt einer hölzernen Taube, welche auf und nieder gezogen wurde. —

Außer bei solchen für das Auge berechneten Schaufstellungen fanden die Berliner ihre Lust und Erholung in kräftigen sinnlichen Genüssen. Je weniger sie ihren Geist auszubilden vermochten, je mehr Werth gewann für sie das rein sinnliche Vergnügen, sie verstanden es, im Essen und Trinken fast Unglaubliches zu leisten, und sahen dabei mehr auf tüchtige Fleischmassen, als auf eine feine Zubereitung, ihr Geschmack war eben noch nicht besonders veredelt.

Das Fleisch bildete den Mittelpunkt jedes guten Essens. Es kam in den verschiedensten Gattungen auf den Tisch, theils geschmort mit Gemüse, theils als Braten jeder Art. Man rechnete auf die Person nicht weniger als vier Pfund Fleisch, gewiß eine recht ansehnliche Quantität, die auf einen guten Appetit schließen läßt, wenn man bedenkt, daß neben dem Fleisch und Gemüse gewöhnlich noch ein tüchtiger Hirsebrei und verschiedene Sorten Käse, denen ebenfalls gehörig zugesprochen wurde, auf den Tisch kamen.

Badewert von Schmalz, Gewürz und Honig, sowie Badobst bildeten den Nachtisch.

Dem Hunger der alten Berliner entsprach auch ihr Durst. Bei jedem Gastmahl wurde das Bier tonnenweits aufgelegt. Ein Diener stand als Zapfer bei der Sonne und hatte genug zu thun, um die Kannen der rüstigen Zecher stets schnell genug wieder zu füllen. Das beliebteste Bier war das der Nachbarstadt Bernau, welches seinen Ruf Jahrhunderte lang bewahrt hat. Wein wurde nur von den Reichen getrunken, diese verfiengen sich selbst zu edeln Rheinweinen und zu noch selteneren Sorten aus dem fernen Welschland, gewöhnlich aber nahmen sie mit dem berühmten Gubener Wein verließ, der damals noch

nicht den Ruf als Drei-Männerwein hatte, sondern in gutem Ansehen stand.

War man auch hier mit der Qualität des Getränkes nicht eben besonders wählerisch, so hielt man um so mehr auf die Quantität. — „Ein Rauschchen in Ehren soll Niemand wehren!“ aber es wurde gar häufig ein respektabler Rausch. — Kein Fest wurde als vollkommen betrachtet, an welchem nicht die Mehrzahl der männlichen Gäste mit schwerem Kopf und schwanfenden Füßen den Gastgeber verließ. — Und wie bei dem Gastmahl gieng auch in den Trinkstuben zu, welche von den Bürgern des alten Berlin so häufig besucht wurden, wie die Bierstuben heut zu Tage noch. Dort wurde politisirt und schwadronirt, damals wie heut, wenn auch in anderer Weise, denn die Trinkstuben versammelten nicht Bürger der verschiedenen Stände, sondern waren meist entweder von den Gewerken oder von den Geschlechtern allein besucht. — Ein reisender Kaufmann, der etwa von der Messe in Frankfurt a. M. kam, bildete dann den Mittelpunkt der Gesellschaft, der erzählte wie es ausah in Reiche, wie fern in Italien die Kriegsfurie wüthe. Einer der eine so weite und gefährliche Reise gemacht hat, kann schon etwas erzählen! — Da wurde denn gehört, gesprochen und getrunken, bis sich die Köpfe mehr und mehr erhitzen und endlich mancher Zecher ein friedliches Quartier unter dem eigenen Tische fand.

Die Unmäßigkeit im Essen und Trinken nahm oft so sehr überhand, daß der weiße Rath suchen mußte, derselben Einhalt zu thun durch strenge Gesetze und arg muß es wohl gewesen sein, ehe zu solchen Mitteln gegriffen wurde, denn die Rathsherren waren doch auch keine Mäßigkeitsapostel.

Schon 1331 drohte der Rath denjenigen Wollen- und Feinwebern Strafe an, welche ihre Schuhe, Hemden und Hosen vertrinken würden. 1335 wurde das Gesetz erlassen, daß sich im Winter nach 9, im Sommer nach 10 Uhr Niemand mehr in den Bierstuben aufhalten dürfe und im Jahre 1399 wurde derjenige, der in der Gewerksversammlung der Altstädter so viel aß, daß er es wieder von sich geben mußte, in Strafe genommen. — Am fatalsten waren den fröhlichen Zechern die Narrenkisten, vergitterte Käfige vor dem bernausischen Bierteller in Berlin und dem Vertrauenthor in Cöln, in welchen man die Nachts auf der Straße aufgegriffenen Betrunknen ihren Rausch ausschlagen ließ, bis sie Morgens die liebe Straßenjugend durch Höhnen und Reden weckte.

Und die Frauen? — Nun die Frauen saßen zu Haus und spannen oder warteten die lieben Kleinen. Gemischte Gesellschaften waren nicht üblich, nur an großen Festen, bei besonderen Gelegenheiten, wie Hochzeiten, Taufen u. s. w., wo getanzet wurde, zog man die Frauen in Gesellschaft, aber auch dann saß man bei Tisch selten in bunter Reihe, sondern es waren für die Frauen-

diese Art des Scherzes aus, dann hielten sich die Ritter ans Rüssen, in welcher Beschäftigung bei den Rehhähnen Unglaubliches geleistet wurde.

Die Rehhähne arteten nach und nach zu wüsten, unsmittlichen Gelagen aus, denn nach dem Tode des Kaisers tranken die Ritter auch in Gegenwart der Frauen wie zuvor; die Neuerung wurde deshalb an vielen Orten geseßlich verboten und hörte endlich von selbst auf. — So blieben denn die gemischten Gesellschaften wieder beschränkt auf Tanzfeste, Taufen, Hochzeiten u. s. w.

Taufen und Hochzeiten wurden stets mit großen Festlichkeiten begangen; jeder irgend wohlhabende Bürger benutzte eine solche Gelegenheit, um sich gastfrei zu zeigen und allen Eurus zu entfalten, den seine Kasse irgendwie gestattete.

Früher war es Sitte gewesen, die Taufen so schnell wie möglich nach der Geburt abzuhalten; die Sitte aber war im 14ten Jahrhundert schon außer Übung gekommen, weil sie die Taufestlichkeiten beeinträchtigte und der Wöchnerin nicht gestattete, an denselben Theil zu nehmen. Man ließ deshalb gern sechs Wochen und längere Zeit verstreichen, bis die Wöchnerin wieder vollkommen hergestellt war, ehe man das Taufest feierte.

Alle Verwandte und Freunde des Hauses erhielten eine feierliche Einladung, und es galt als eine große Beleidigung, einen der Bekannten bei solcher Gelegenheit auszuschließen. Das Fest dauerte bei wohlhabenden Familien gewöhnlich drei volle Tage.

Am ersten Tage Morgens erschienen die geladenen Gäste sämmtlich im höchsten Staate mit Frauen und Kindern. Ein treffliches Frühstück empfing sie, bei welchem, wie überhaupt bei allen Mahlzeiten, die Frauen an besonderen Tischen, von den Männern getrennt, aßen.

Nach dem Frühstück machte die Wöchnerin ihren ersten Kirchgang. — Umgeben von den befreundeten Frauen, ging sie im höchsten Puz nach der Kirche, Spielleute mit Schalmeyen und Trompeten, — auch zwei mächtige Bassgeigen durften nicht fehlen, — schritten dem Zuge voran und spielten zum Jubel der zahlreich versammelten Gassenjugend lustig auf. Die jungen Mädchen und die Männer blieben im Hause zurück und erwarteten die Frauen zum Mittagsmahl, welches sofort nach beendetem Gottesdienst eingenommen wurde.

Am folgenden Tage wurde das Mittelkindelbier wieder mit einem reichlichen Mittagsmahl gefeiert.

Der dritte Tag, der des Kindelbiers oder der eigentlichen Taufe, war der Hauptfesttag. — Die ganze Gesellschaft begleitete den Läufing in die Kirche und wohnte der heiligen Handlung bei, der wieder ein reiches Mahl folgte.

Den Schluß des Festes machte ein Tanz, der selten in dem Taufhaus selbst gemacht wurde, denn in den meisten Bürgerhäusern fehlte für ein solches Vergnügen der Raum. Man hatte den

vielerlei e  
Reden und  
Fräuleins

trouten der an werde  
Kraftworte gewöhnten  
und ging endlich auch

Rathhausaal gemiethet, und dort ging's nun lustig zu, oft bis tief in die Nacht hinein.

Die Tänze jener Zeit unterschieden sich wesentlich, und zwar zu ihrem Vortheil von unsern heutigen, es war mit ihnen meist ein sinnreiches Spiel verbunden. Da wurden der Todtentanz, der polnische, der Capriolen- und der Drehtanz, der Zäuner, der Laubentanz und der Schmöller getanzt. Von manchen dieser Tänze sind uns nur noch die Namen bekannt, von anderen sind uns vollkommene Beschreibungen überliefert, so vom polnischen Tanz, der dem Menuett ähnlich war und bei dem es darauf ankommt, höchst zierliche Pas mit graziosen Verneigungen zu machen, und der Capriolientanz, der wildeste von allen, der nicht eben als anständig galt, denn Tänzer und Tänzerinnen machten dabei so wilde Sprünge, daß diese oft zu bedenklichen Situationen führten. Man tanzte ihn meist erst, wenn das starke Getränk die Köpfe erhitzt hatte sowohl der Herren, als der Damen.

Am eigenthümlichsten waren der Todtentanz und der Schmöller.

Beim Todtentanz paarten sich die Gäste, Alt und Jung, und begannen lustig springend unter Jubel und Gelächter; plötzlich aber hörte die Musik mit einem schrillen Ton auf und tiefe Stille trat ein; gleich darauf erkönte eine leise, melancholische Melodie, welche endlich in einen Trauermarsch, wie er bei Begräbnissen gespielt wurde, überging. Ein junger Mann mußte sich nun auf dem Boden ausstrecken und den Todten spielen, die Frauen und Mädchen umtanzten ihn mit zierlichen Sprüngen, indem sie sich bemühten, die Trauer um den Todten in möglichst komischer Weise zu karrikiren; sie sangen dabei eine Trauermelodie, aber auch diese so lustig, daß ein allgemeines und anhaltendes Gelächter entstand.

Nach der Vollenbung des Gesanges traten die Frauen und Mädchen eine nach der andern an den Todten und küßten ihn, bis endlich eine Ronde der ganzen Gesellschaft den ersten Theil des Tanzes schloß. —

Der zweite Theil glich dem ersten, nur tanzten dies Mal die Jünglinge und Männer um eine Todte. Wenn es dann an's Küssen ging, war der Jubel groß, denn die Tänzer bemühten sich, den Kuß zärtlich und doch so komisch wie möglich zu geben.

Den Schluß des Tanzfestes machte man gewöhnlich mit dem Schmöller, bei welchem die Tänzer und Tänzerinnen anfänglich einen großen Widerwillen gegen einander heuchelten, nach und nach sich aber versöhnten und in vollster Liebe schlossen. Den Uebergang dieser Gefühle durch zierliche Sprünge und durch das Mienenspiel auszudrücken, war die Aufgabe der Tänzer. —

Nicht weniger feierlich als die Taufen wurden die Hochzeiten begangen, bei denen der Brautvater Alles aufbot, um seinem Hause Ehre zu machen. Auch hier erstreckte sich die Feier auf mindestens drei, mitunter sogar auf acht Tage.

Alle Verwandte und Freunde von Braut und Bräutigam von nah und fern wurden schon geraume Zeit vor der Hochzeit durch feierliche Briefe eingeladen; aber damit durfte sich der Brautvater nicht begnügen, die Höflichkeit erforderte noch besondere Einladungen, da man zum Schein voraussetzen sollte, die Gäste seien mit wichtigeren Dingen, als einem Hochzeitsfest, beschäftigt und könnten dasselbe leicht vergessen.

Der Umbitter mit seinen Gesellen, wir wissen, daß die Schulgesellen dies einträgliche Amt bekleideten, mußten etwa acht Tage vor der Hochzeit bei allen Gästen umherziehen, um die Einladung drei Mal mündlich in einer bestimmten Form zu wiederholen. Die Gesellen waren dabei festlich mit Bändern und großen Blumensträußen geschmückt.

Am ersten Festtage Morgens begab sich der Bräutigam mit seinen männlichen Verwandten in das Haus des Schwiegervaters. Er fand in den festlich geschmückten Räumen bereits die Hochzeitsgesellschaft versammelt, die Frauen und Mädchen in einem Zimmer, die Männer in einem andern. Erst wenn sämtliche Geladene erschienen waren, wurde die Thüre geöffnet, und die Männer durften sich dann ins Frauengemach begeben.

Der Bräutigam beschenkte nun die Braut und deren weibliche Verwandte, jede mit einem Paar Schuhe und einem Paar Pantoffeln, die Braut machte ihm und seinen männlichen Verwandten ein Gegengeschenk mit einem Hemd.

Ein seltsames Geschenk, besonders in jener Zeit, in der Hemden keineswegs zum eigentlichen Bedürfniß gehörten! Man trug sie gewöhnlich nur beim Baden und vielleicht bei besonders festlichen Gelegenheiten, dann aber zog man sie Abends zum Schlafengehen fein säuberlich wieder aus. Im Hemd zu schlafen, wäre ein besonderer Luxus gewesen, man legte sich stets nackt zu Bett, auch wenn, wie dies sehr häufig vorkam, zwei bis drei Personen in demselben Bette schliefen.

Nach dem Austausch dieser Geschenke ordnete sich die Gesellschaft zum Festzuge, um sich ins Bad zu begeben; man machte, wenn die Wohnung des Brautvaters dem Krögel zu nahe lag, oft einen Umweg durch die vornehmsten Straßen, um dem zahlreich versammelten Volke länger das Vergnügen des Zuschauens zu gewähren.

Dem Zuge voran schritten die Musikanten, welche sich bestrebten, ihre lustige Hochzeitsweise so laut und geräuschvoll wie möglich zu machen. Ihnen folgten die Gäste, zuerst die Frauen mit ihren neuen Schuhen, dann die Männer mit den Badehemden über der Schulter.

Bald vor, bald neben dem Zuge liefen die Lustigmacher, welche bei keiner großen Hochzeit fehlen durften, und welche die Aufgabe hatten, durch die tollsten Possen die Heiterkeit der Gäste und des zuschauenden Volkes zu erregen. — Je toller, je besser, Niemand durfte dabei etwas übel

nehmen, auch wenn die Scherze mitunter stark handgreiflich wurden.

Prügelte der Narr irgend einen der Umstehenden mit seiner Pritsche, oder traf er gar beim Rad schlagen diesen oder jenen mit dem Fuß an die Nase, so lohnte ein schallendes Gelächter den feinen Wit; häufig bedienten sich auch die Spasmacher großer Düten voll Kienruß, um besonders den etwa zuschauenden jungen Mädchen das Gesicht zu schwärzen. — Jede solche Heldenthat wurde durch das allgemeine Gelächter belohnt.

Im Badehaus theilte sich die Gesellschaft, meist war sie zu groß, als daß die beiden geräumigen, gewölbten Badezimmer die sämtlichen badenden Gäste auf einmal hätten fassen können; nur ein Theil konnte baden, der andere erlabte sich während dessen, bis an ihn die Reihe kam, mit einem guten Frühstück, zu welchem der Bader bei solchen Gelegenheiten eingerichtet war.

Aus dem Bad zog die Gesellschaft wieder im Festzuge nach dem Hochzeitshaus zurück, um ein tüchtiges Mittagmahl zu sich zu nehmen, welches nach dem Bade trefflich schmeckte, wenn demselben auch das Frühstück unmittelbar vorangegangen war, denn essen konnten die damaligen Berliner zu jeder Zeit.

Die eigentlichen Festscheremonien begannen nach Tisch mit dem Schmücken der Braut und des Bräutigams. —

Die Verlobten wurden in zwei an einander stoßenden Zimmern von ihren Freunden ausgekleidet; sobald dies geschehen war, fand der Wechsel der Hemden statt. Eine Matrone reichte durch die knapp geöffnete Thür dem Bräutigam das Hemd, welches die Braut getragen hatte, und empfing dafür das seinige.

Nachdem der Brautanzug vollendet war, trat die Gesellschaft wieder zusammen, und der Bräutigam schenkte nun der Braut einen schönen Kranz von Rosmarin, mit Goldschnur durchflochten, welchen ihr die Brautjungfern auf's Haupt hielten; gleich darauf befestigten sie ein Schlüsselbund an ihrem Gürtel, zum Zeichen, daß sie fortan die Herrscherin in einem Haushalte sein sollte. —

Ein Becher mit Wein wurde der Braut gereicht; sie leerte ihn zur Hälfte und reichte ihn dem Bräutigam, der ihn austrank. Dann ordnete sich die Gesellschaft von Neuem zum Festzuge; alle Männer waren mit Hochzeitskränzen, welche ihnen die Braut geschenkt hatte, geschmückt. — Auch die Diensboten und Umbitter hatten solche Kränze erhalten, während aber die der Gäste mit Goldfäden durchwirkt waren, trugen die übrigen nur den Schmuck von Silberfäden oder bunten Federn.

Man zog nach der Kirche, die Trauung wurde vollzogen, und zurück ging's nach dem Hochzeitshaus zum Bettprung, der wichtigsten Ceremonie der Hochzeit.

In einem prächtig ausgeschmückten Zimmer stand das aufgeschlagene Brautbett. Die Neu-

vermählten mußten sich angekleidet niederlegen und die Bettdecke heraufziehen. Sämtliche Gäste zogen in Prozession an dem Brautbett vorüber und begrüßten die Liegenden mit zierlichen, auf den neuen Ehestand bezüglichen Scherzen, welche manches Mal der jungen Braut das Blut in die Wangen trieben, obgleich doch die Frauen und Mädchen jener Zeit an starke Zweideutigkeiten gewöhnt waren.

Erst nach dem Bettprung wurden die Neuvermählten als Eheleute betrachtet, die Trauung allein begründete noch nicht die Ehe. Starb der Bräutigam zwischen Trauung und Bettprung, so galt Braut nicht als Wittwe, sie hatte weder ein Recht auf das Vermögen, noch auf den Namen des Verstorbenen.

Ein Abendessen, dem ein Tanz auf dem Rathhaus folgte, schloß den ersten Festtag. — Bei dem Abendessen wurde der höchste, irgend erlaubte Luxus aufgeboten. — Speise und Getränke mußten in außerordentlicher Fülle vorhanden sein, um nicht nur die zahlreichen Gäste, die Dienerschaft, die Musikanten und Umbitter, sondern auch um die Armen zu sättigen, die bei jeder großen Hochzeit sich in zahlreichen Schaaren einfanden. Der stets rühmlich bewährte Wohlthätigkeits Sinn der Berliner verleugnete sich auch in jener frühen Zeit nicht.

Während des Essens wurde die strengste Festordnung bewahrt. Die Männer und die verheiratheten Frauen saßen nach ihrem Range geordnet, an einer Tafel; — man war in dieser Rangordnung sehr streng, und es wäre ein grober Verstoß gegen die Sitte gewesen, hätte der Hochzeitsvater nicht dem vornehmsten Gast den Ehrenplatz gegeben. —

Die geladenen jungen Mädchen hatten ihren besonderen, den Jungferntisch, auch die Mägde des Hauses, die Dienstboten, die Musikanten speiseten an gesonderten Tischen; der für die Musikanten hieß der Pfeifertisch; ein Ausdruck, der sich noch heut für einen abgesonderten Tisch erhalten hat.

Den Schluß des Abendmahls machte das Herumtragen der Schauffen. — Nachdem der Wein alle Gemüther erheitert hatte, erschienen die Bediensteten des Hauses mit Schüsseln, auf denen künstliche Gerichte standen; der Bratenmeister trug z. B. eine Schüssel mit einem großen ledernen Braten, und so hatte jedes Amt sein Symbol. Alle kamen nach der Reihe und gingen bei den Gästen umher, um ein Geschenk zu erhalten. Den Schluß bildete die Armenbüchse, der an großen Hochzeiten immer reichliche Gaben zufließen.

Der zweite Tag wurde für den eigentlichen Hochzeitstag gehalten, und dieser mußte den ersten an Festjubiläum noch überbieten. —

Mit dem frühen Morgen übergab der junge Gemann seiner Gattin die Morgengabe, ein besonders kostbares Geschenk. Das Ehepaar kleidete sich darauf festlich, legte sich aber angekleidet wieder zu Bett, um den Besuch der Hochzeitsgäste



zu empfangen. Jeder Besuchende brachte ein Geschenk mit und legte es mit einem Scherz auf die Bettdecke. — Waren schon die Scherze des vergangenen Tages nicht besonders fein gewesen, so läßt sich wohl denken, daß die des Hochzeitstorgens sich noch weniger durch Zartheit auszeichneten.

Unter den Geschenken waren am zahlreichsten die Brauthähne vertreten, gebratene Hähne, welche auf einer kostbaren Schüssel servirt waren. Man glaubte, daß es für junge Eheleute sehr heilsam sei, möglichst viel Hähnchenfleisch zu essen, und war bestrebt, auch ihren ausschweifendsten Appetit darauf zu befriedigen. Es kam vor, daß ein Brautpaar bei einer besonders großen und glänzenden Hochzeit bis zu 40 und 50 gebratene Hähne als Geschenk erhielt.

Nachdem die Hochzeitsgäste alle erschienen waren, stand das junge Ehepaar auf, und die junge Frau wurde nun als Hausmutter eingekleidet. Man band ihr die bisher frei flatternden Locken auf und bedeckte dieselben mit einer Haube; daher mag wohl der Ausdruck „unter die Haube kommen“ entstanden sein.

Wieder ging's im frühlichen Zuge nach der Kirche. — Eine Messe, abermalige Einsegnung des Brautpaares, Besprengung desselben mit Weihwasser und dann Festzug zurück in's Brauthaus. Ein Hochzeitsmahl, womöglich noch luxuriöser als das des vergangenen Tages, und Abends wieder Tanz auf dem Rathhaus; — so verging der zweite Tag unter rauschendem Festjubiläum, und in ganz gleicher Weise wurden auch der dritte und die folgenden gefeiert, wenn die Hochzeit länger als drei Tage dauerte.

Wir haben ein Berliner Kind jener Zeit taufen sehen, haben den jungen Mann an seinem Ehrentage, dem Hochzeitstag, beobachtet, folgen wir nun auch dem Gestorbenen zum Grabe. —

Vor der Thür des Todtenhauses hängt das Schierlaken, ein weißes Tuch, welches anzeigt, daß eine Leiche im Hause ist. Alle Vorübergehenden betreten sich und sprechen wohl ein leises Gebet für die Seelenruhe des Dahingegangenen.

Drinne im Hause ist im besten Zimmer die Leiche im niedrigen offenen Sarge ausgestellt. Man hat den Verstorbenen mit seinem Feiertagsanzuge bekleidet, rings um den Sarg sind zahlreiche brennende Kerzen aufgestellt, das ganze Zimmer ist mit Trauergehängen geschmückt. —

Um den Sarg sitzen die Klageweiber, welche bittere Thränen vergießen, heulen und schreien. Sie sind dafür gemietet und haben Übung in dem Geschäft; so schwer es ist, ohne inneren Schmerz zu weinen und Herzensstrauer zu zeigen, so vermögen sie es doch. \*) —

Der Leichenbitter hat das Leichengefolge geladen, eine alte Frau in allen Häusern der Nach-

barschaft die Stunde des Begräbnisses angezeigt, denn es gilt für eine große Schande, wenn der Verstorbene ohne gehöriges Gefolge unter die Erde gebracht wird.

Die zum Leichengefolge geladenen Gäste haben sich im Sterbezimmer versammelt, der Sarg wird geschlossen, ein weißes Kreuz auf den Deckel gelegt, und nun setzt sich der Zug unter dem Läuten der Glocken in Bewegung. Voran ein Priester mit dem Weihwasser, dann ein Chortnabe, der ein brennendes Licht trägt und die übrigen Chortnaben, diesen folgen die Zunftgenossen des Verstorbenen.

Es folgt der Sarg, der getragen wird und zu dessen Seiten Chortnaben mit brennenden Kerzen einhergehen; hinter dem Sarge das Leichengefolge, zuerst die Männer, in lange Trauerkleider gehüllt, dann die Frauen, ebenfalls in Trauerkleidung; dann folgen alle diejenigen, welche ohne zu den geladenen Gästen, dem Leichengefolge, zu gehören, doch sich gedrungen fühlen, dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erzeigen, und je größer die Zahl derselben ist, je höher und stolzer hebt sich das Herz der Hinterbliebenen in dem Bewußtsein von dem Werth des geliebten Geschiedenen.

Während die Kirchenglocken läuten, geht langsam der Zug vorwärts. Die ganze Versammlung stimmt ein in den Gesang des Miserere und der Trauerpsalmen. —

So kommt man zur Kirche. In der Nähe des Altars wird der Sarg niedergesetzt und mit brennenden Kerzen umstellt. Ein Geistlicher tritt an das Fußende desselben und hält die Leichenpredigt, er rühmt die trefflichen Eigenschaften des zu früh Geschiedenen und tröstet die weinenden Hinterbliebenen. —

Dann wird die Todtenmesse gehalten, der Sarg mit Weihwasser besprengt und das Paternoster über denselben gesprochen. Drei Mal schwenkt der Priester das Rauchfaß über den Sarg bis der Weihrauch in lichten Wolken zum hohen Gewölbe der Kirche emporschwebt, dann spricht er ein lateinisches Gebet, in welchem er Gott bittet, den Seelen zu befehlen, daß sie sich der Seele des Verstorbenen annehmen.

Der Sarg wird nun aufgehoben und nach dem Kirchhof getragen, wieder schwenkt man über ihm drei Mal das Rauchfaß und besprengt ihn mit Weihwasser. Noch ein Gebet, Gesang des profundis und der Sarg wird hinabgelassen in die Gruft.

Die Verwandten und Freunde des Verstorbenen treten einer nach dem andern an die Grube, sie reichen einander den Weihwedel und jeder sprengt als letzte Gabe der Liebe ein wenig Weihwasser hinab auf den Sarg, opfert ein Scherflein für den Geistlichen, betet ein stilles Gebet und entfernt sich schweigend.

Die Begräbnisfeier ist vorüber, die Menge verläßt sich, nur die geladenen Gäste kehren in das Trauerhaus zurück, um dort sich bei einer tüchtigen Mahlzeit gegenseitig zu trösten.

\*) Die Sitte, Klageweiber zu mieten, verschwand schon im 15. Jahrhundert. Die heulenden Klageweiber mögen wohl die Trauer häufig genug übertrieben und dadurch lächerlich gemacht haben.

Die Tauf-, Hochzeit- und Begräbnißfeierlichkeiten, welche wir kennen gelernt haben, lassen uns einen tiefen Blick in das Leben der alten Berliner thun; sie zeigen uns die Prunkliebe derselben, ihr Wohlgefallen an äußerer Schaustellung, an üppigen Festen. Die Sucht sich gegenseitig bei denselben zu überbieten, einen möglichst großen Luxus zu entfalten, führte das Unglück mancher Familie herbei. Die Frauen wetteiferten, sich bei derartigen Festen mit Spangen und Geschmeide aller Art zu behängen, besonders überboten sich dabei die Frauen und Fräulein aus den Geschlechtern und die Männer mußten wohl nachgeben, wenn sie den lieben Hausfrieden bewahren wollten, das ist ja zu allen Zeiten so gewesen. — Nicht lange genug konnte ein Tauf- oder Hochzeitsfest dauern, nicht prächtig genug konnte es gefeiert werden.

Um dem eingerissenen übermäßigen Luxus zu steuern, sah sich der Rath veranlaßt schon im Jahre 1334 ein Gesetz zu geben, aus welchem wir einige bezeichnende Stellen mittheilen wollen, bemerken aber müssen wir, daß es mit diesem Gesetze ging wie mit allen denen, die dem Geiste der Zeit nicht entsprachen; es wurde im Ganzen wenig befolgt. Gerade die Geschlechter, für welche das Luxusgesetz besonders gemacht war, wußten dasselbe entweder zu umgehen, oder sie kümmerten sich nicht darum, weil sie hoffen durften, von dem befreundeten Rath nicht bestraft zu werden.

Das Gesetz vom Jahre 1334 besagt:

„Wir Rathsmänner alte und neue von Berlin und Cöln u. s. w. — Zum ersten Male wollen wir, daß keine Frau noch Jungfrau an Armspangen und an Geschmeide mehr tragen soll, als eine halbe Mark wiegen mag und von feinen Perlen sollen sie nicht mehr tragen, als eine halbe Mark werth sind. Auch soll keine Frau oder Jungfrau golddurchwirkte Tücher tragen, noch goldene Ketten und keine Jungfrau mehr tragen, als ein Kreuz über eine Mark werth. Ferner wollen wir, daß ein Jeder, es sei Frau oder Mann, seinem Eide gemäß bei ihren Hochzeiten

nicht mehr als vierzig Schüsseln auf ihren Tisch setzen sollen und zehn Schüsseln für das Gesinde und drei Schüsseln für die Spielleute.“

Und weiter: „Ferner, wenn eine Frau von einem Kinde zur Kirche geht, so soll sie von Frauen nicht mehr bitten, als zu drei Schüsseln. Ferner wollen wir, daß Niemand nach der letzten Glocke offenen Laden halten oder Bier schenken soll. Wenn man dies findet, dann soll man den Wirth mit den Gästen pfänden. Nach der letzten Glocke soll auch Niemand auf der Straße tanzen, es sei Mann oder Frau. Auch soll Niemand höher oder mehr tegeln oder wirfeln, als auf 5 Schilling.“ — — „Und die dies Statut brechen, sollen den Rathsmännern 10 Mark geben, und die für die Verbrecher Fürbitte thun, die sollen auch so viel geben.“ —

Bezeichnend ist der Schlußsatz, durch welchen der Rath die Fürbitte einflußreicher Patricier verhindern will. Wir wollen schließlich noch bemerken, daß das Verbot, es solle Niemand nach der letzten Glocke, d. h. im Winter nach 9, im Sommer nach 10 Uhr, auf der Straße tanzen, seinen Ursprung einer allgemein eingerissenen Unsitte verdankte. — Die alten Berliner hatten mit den heutigen darin eine große Verwandtschaft, daß sie jedes Vergnügen bis zur Hefe auskosten wollten. War der Tanz auf dem Rathhaussaale beendet, dann zog die Gesellschaft noch jubelnd durch die Straßen und setzte den im Saale abgebrochenen Tanz im Freien beim flackernden Scheine der Kienpähne fort. — Um die Nachtruhe der soliden Bürger künftig vor dergleichen Störungen zu sichern, erließ der Rath das erwähnte Gebot, welches übrigens von den Geschlechtern so wenig respektirt wurde, wie die übrigen den Luxus beschränkenden Bestimmungen des Gesetzes.

Ein Länzchen auf freier Straße oder auf den öffentlichen Plätzen vor der vom Rath festgesetzten Nachstunde war nicht verboten. Besonders im Sommer tanzten die jungen Leute viel im Freien und Niemand fand dies unschicklich.



## II. Abtheilung.

# Berlin im 15. Jahrhundert.

### Erstes Kapitel.

Das Verpfändungssystem. — Jobsts betrügerische Kunststücke. — Die Quisow. — Verraubung des Grafen Günther von Schwarzburg. — Dietrich v. Quisow in Berlin. — Der Krieg Berlins mit dem Quisow.

Ein neues Jahrhundert, nicht aber eine neue Zeit! —

Die Mark Brandenburg war im ersten Jahrzehnt des 15., wie im vergangenen Jahrhundert, der Schauplatz ununterbrochener kleiner Kriege, theils der einzelnen Äblichen untereinander, theils derselben mit den Städten oder mit den Fürsten benachbarter Länder.

Die schwachen Statthalter Jobsts von Mähren vermochten nirgends das Ansehen des Landesfürsten aufrecht zu erhalten, denn Jobst unterfügte dieselben nicht, er war zufrieden, wenn sie ihm möglichst große Geldsummen übersendeten; sonst aber kümmerte er sich um die Regierung nicht weiter und überließ es seinen Statthaltern, mit dem auffässigen märkischen Adel fertig zu werden, wie sie wollten und könnten. — Daß sein Name verächtet und verhöhnt wurde, daß sein fürstliches Ansehen in der Mark zu nichts herab sank, darüber machte sich Jobst von Mähren keine Sorgen, denn stolz war er ganz und gar nicht, nur habgüchtig und geizig.

Kein Mittel war ihm zu schlecht, um aus der Mark beträchtliche Summen herauszupressen, selbst das des Betruges scheute er zu diesem Zwecke nicht. Der alte Chronist Wusterwitz erzählt uns davon manche charakteristische Geschichte. —

Einmal, im Jahre 1409, war Jobst wieder einmal nach der Mark gekommen, um sich Geld zu holen; aber die Hilfsquellen flossen nicht mehr so reichlich wie früher, das verwüstete Land vermochte keine Steuern mehr aufzubringen, und die Städter, welche es wohl gekannt hätten, saßen fest auf ihren Geldsäcken und hatten durchaus keine Lust, dieselben zu Gunsten eines Fürsten zu öffnen, der niemals etwas für das Land that, unter dessen Scheinregierung der Wohlstand der Mark mit jedem Jahre tiefer sank.

Bisher hatte Jobst sich durch Verpfändung der landesherrlichen Schlösser und Landgüter zu helfen gewußt, aber auch dies Mittel war fast erschöpft,

denn die meisten seiner Besitzungen waren bereits verpfändet und gerade diese Verpfändung hatte sehr dazu beigetragen, Jobst bei den Städten verhaßt zu machen.

Es war in jener Zeit sehr gebräuchlich, daß ein Fürst, der Geld brauchte, sich dasselbe durch Verpfändung eines Schlosses oder Gutes, oder selbst einer Stadt verschaffte. Der Darleiher des Geldes erhielt dadurch das Recht, das Pfand in jeder Weise auszunutzen, die sämtlichen Steuern und Zölle zu erheben, als ob er wirklicher Eigentümer gewesen wäre, er hatte nur die Pflicht, wenn ihm zur rechten Zeit die Pfandsumme zurückgezahlt wurde, das Pfand zurück zu geben. — Auf die gleiche Weise wurden auch ganze Länder verpfändet, und Jobst selbst war ja eben auch nur Pfandbesitzer der Mark; kein Wunder also, daß er das Verpfändungssystem der landesherrlichen Schlösser und Güter im großartigsten Maßstabe betrieb, um so bald wie möglich wieder zu seinem Gelde zu kommen.

Für die Städte hatte dies System große Nachteile, denn es diente dazu, den ohnehin schon übermächtigen Adel noch mehr zu kräftigen. Ein Schloß nach dem andern war in den Pfandbesitz reicher Äblicher übergegangen und dadurch eine Räuberherberge geworden, von welcher aus die Landstraßen unsicher gemacht wurden. Wenn früher oft die Schlösser der Landesherrn den von adligen Räubern verfolgten Kaufmannskaravaneen als hochwillkommener Zufluchtsort gedient hatten, so mußten sie jetzt gemieden werden, da sie die Stütze der feindlichen Macht waren.

Jobst kannte den Widerwillen der Städte gegen das Verpfändungssystem und darauf baute er einen schlaun betrügerischen Ausgaugungsplan.

Von Berlin aus zog Jobst über Brandenburg nach Tangermünde an der Elbe und versammelte dort die Vertreter der Städte und den kleinen Adel des Landes um sich, jene kleinen Gutbesitzer, welche durch die wachsende Macht der reichen adligen Herrn schwer bedroht wurden, welche täglich fürchten mußten, ihr freies Erbeigentum durch eine plötzliche Belagerung ihrer Schlösser zu verlieren und zu Bettlern zu werden, wenn sie sich nicht zur Lehnunterthänigkeit unter die Mächtigeren entschließen wollten.

Den Versammelten stellte Jobst die traurige

Lage des Landes vor und versicherte ihnen, daß er entschlossen sei, ernste Maßregeln zur Wiederherstellung besserer Zustände zu ergreifen, daß ihm aber die Macht hierzu fehle, so lange er sich nicht im Besitz der vielen verpfändeten landesherrlichen Schlösser befinde; er forderte deshalb die Entrichtung einer neuen Steuer, durch welche das Geld zur Zahlung der Pfandsumme beschafft werden solle.

Steuern wurden damals nicht lieber als heut zu Tage bezahlt, und aus der Mitte der Versammlung ließ sich daher manche Einwendung gegen den Plan Jobsts hören, besonders zeigten sich die Rätthe von Brandenburg, Briezen und Beelitz schwierig, indem sie darauf aufmerksam machten, daß der Markgraf vor 6 Jahren schon zu demselben Behuf einen Schatz in der Mark zusammen gebracht habe, dann aber mit dem Gelde nach Mähren geeilt sei, ohne an eine Auslösung der verpfändeten Schlösser zu denken.

Jobst mußte viele gute Worte geben, er wies den gegen seine Aufrichtigkeit erhobenen Verdacht mit Entrüstung von sich und versprach, was man von ihm irgend verlangte, dadurch gelang es ihm denn in der That, nicht unbeträchtliche Summen zu erlangen; mit diesen reiste er nach Berlin, verkaufte dort dem ärgsten Feinde der Städte, Dietrich von Quizow, das Schloß Friesack für 2000 Schock böhmische Groschen und kehrte dann mit vollem Beutel nach Mähren zurück, über die Dummheit der guten Märker, welche sich abermals hatten betrogen lassen, von Herzen lachend.

Unter solcher Regierung mußte das Faustrecht zur höchsten Blüthe kommen. Der Chronist Angelus erzählt uns, „daß je näher Jemand der Mark kam, je gefährlicher er gereiset oder gewandert hat. So hat sich auch ein jeder der Gewalt, so er gehabt, überhoben und nur, was ihn gelüstet, gethan.“

Wer die Gewalt hatte, der hatte das Recht! Das Auspochen der Dörfer und offenen Landstädtchen, das Raubmorden, Brennen, Schänden der Frauen und Jungfrauen, kurz jeglicher Frevel war in der Mark Brandenburg an der Tagesordnung. — Jeder Besitzer eines festen Schlosses, der eine Handvoll Raubgesindel zu unterhalten vermochte, stellte sich über das Gesetz, wie viel mehr thaten es diejenigen, welchen eine wirkliche Macht zu Gebote stand, — Männer, wie die Brüder Dietrich und Johann von Quizow, die reichsten und mächtigsten vom märkischen Adel.

Dietrich und Johann von Quizow waren die Söhne eines einfachen Ritters Cuno von Quizow auf Quizhöfel, eines mecklenburgischen Vasallen und Lehnsträgers der edlen Gänje von Puttlitz.

Beide Brüder waren kühne, thatkräftige, ehrsüchtige Männer, welche für ihren Thatendurst in Mecklenburg kein günstiges Feld zu finden glaubten, denn dort stand ihnen die Macht eines Fürsten gegenüber, sie zogen deshalb nach der verwahrlosten Mark Brandenburg und gewannen

hier durch ihre überlegenen Talente schnell einen außerordentlichen Einfluß.

Durch Heirathen mit den reichsten und edelsten Familien der Mark verbunden, — die Gattin Johannis war eine Tochter Lippolds von Bredow, die Dietrichs die Tochter des Edlen Albrecht, Herrn von Sadow zu Leupitz, — hatten die Quizows eine Macht erlangt, welche sich durch glückliche Fehbezüge täglich ausbreitete; sie machten nach und nach den niederen Adel fast ganz von sich abhängig und bald waren sie die eigentlichen Herrscher in der Mark, denn Jobst ließ sie um so mehr frei gewähren, als die Quizows stets bereit waren, von ihm dieses oder jenes feste Schloß zur Vergrößerung ihrer Macht gegen baares Geld in Pfandbesitz zu nehmen.

Die Quizows hatten es verstanden, sich ihm fürchtbar zu machen, indem sie offen ihre Verachtung gegen ihn darlegten.

Jobst hatte im Jahre 1404 den Grafen Günther von Schwarzburg zum Statthalter der Mark ernannt. Der Graf traf am 10. Januar gegen Mittag im Dorfe Fischbeck ein, einem Dorf, welches an der Elbe Langermünde gegenüber liegt, er beabsichtigte nach dieser Stadt zu reisen, in welcher er seine Residenz als Statthalter aufschlagen wollte.

Es war nur eine Fähre vorhanden und diese zu klein, um das gesammte Gepäck des Grafen auf ein Mal über die Elbe zu fahren, derselbe mußte daher den größten Theil seiner Kisten und Koffer zurücklassen, während er selbst mit seinem Gefolge nach Langermünde übersehte.

Der Graf hatte kaum die Mitte des Stromes erreicht, als ein gellender Hilferuf einiger am Ufer zurückgelassener Dienstkleute sein Ohr traf.

Dietrich von Quizow hatte im Walde versteckt mit einem Haufen Knechte gelauert, er war hervorgestürzt, als er den Grafen weit genug entfernt sah; spottend und lachend plünderte er im Angesicht desselben das Gepäck, ließ die zurückgebliebenen Knechte nackend ausziehen, dann zog er jubelnd über den gelungenen Streich fort, indem er jedes werthvolle Stück aus dem Gepäck mitnahm.

Eine solche Verhöhnung und Beraubung seines eigenen Statthalters war gewiß die ärgste Beleidigung für Jobst von Mähren, aber dieser nahm dieselbe nicht nur ruhig hin, sondern verpfändete sogar bald darauf ein neues Schloß an Dietrich von Quizow, als ob zwischen ihnen nie eine Feindseligkeit vorgekommen wäre.

Dietrich von Quizow hatte sich durch siegreiche Fehden, welche er mit den benachbarten Fürsten, besonders mit den Herzögen von Pommern, bestanden hatte, durch seine Tapferkeit im Kampfe und seine wilde Grausamkeit gegen die Besiegten einen in der ganzen Mark gefürchteten Namen gemacht. Nicht nur die Kleinen Adligen, auch die Städte waren bestrebt, sich das Wohlwollen des mächtigen Mannes zu erkaufen, und selbst Berlin und Cöln sahen ihn weit lieber als Freund in

die Stadt einziehen, als feindlich vor den Mauern liegen. Wenn sie auch, geschützt durch ihre starken Festungswerke, eine Belagerung durch die Quitzows nicht zu fürchten brauchten, so gab es doch für die Berliner Kaufleute kaum einen Schutz auf den Landstraßen während eines Krieges mit den Quitzows.

Der gemeinschaftliche Rath von Berlin und Cöln war daher bestrebt gewesen, den gefürchteten Mann zum Freunde der Stadt zu machen; er hatte ihm Gefälligkeiten aller Art erwiesen, sogar ein Bündniß mit ihm abgeschlossen und ihm bei einer Fehde mit den Pommern den Oberbefehl anvertraut unter besonders vortheilhaften Bedingungen. —

Es war großer Jubel in Berlin, wenn Dietrich von Quitzow in die Stadt kam. Die Herren von den Geschlechtern, jene reichen Mitglieder des Stadtraths, wetteiferten miteinander, dem berühmten Ritter glänzende Feste zu geben, bei denen Dietrich der Mittelpunkt von Aufmerksamkeit aller Art war. —

Auf dem Rathhause wurden Bankete veranstaltet, bei denen Dietrich den Ehrenplatz erhielt, die schönsten Frauen und Mädchen aus den Geschlechtern der Städte wurden ihm zum Tanz zugeführt und, wenn das Fest beendet war, begleitete die ganze Gesellschaft, gegen das Geseß, den Gefeierten unter dem Klange der Schalmeyen, singend nach Haus, auf den Straßen beim Fackelschein den auf dem Rathhaus abgebrochenen Tanz fortsetzend.

Aber die Freundschaft dauerte nicht gar zu lange. — Dietrich von Quitzow fand es vortheilhafter der Feind, als der Freund der Städte zu sein. Die Freundschaft konnte ihm wohl ein fröhliches Fest eintragen, aber er mußte während derselben die reichen Berliner Kaufleute ruhig auf den Landstraßen ziehen lassen, er hatte sogar eine Art Ehrenpflicht, dieselben gegen andere Feinde zu schützen, während er als Feind der Städte stets Gelegenheit fand zu vortheilhaften Raubzügen.

Er suchte bald genug Gelegenheit, die ihm lästigt gewordene Freundschaft von Berlin und Cöln abzuschütteln. Die Ländereien seines Schlosses Köpenik gränzten an das Weichbild von Berlin. — Es gab hier und da Grenzstreitigkeiten, welche Dietrich benutzte. — Bald sollte ein Berliner Fischer in seinen Gewässern die Neße ausgeworfen haben, bald waren Feldarbeiter über die Grenzgräben gegangen. Dietrich ließ durch die Umgehend von Köpenik neue Landstraßen ziehen und verbot das Betreten der alten Straßen, indem er in die Mitte derselben sogenannte Wiepen, Stangen mit Strohwißen, setzen ließ. — Jog nun ein Berliner auf solchem alten Wege einher, so wurde er von den hinter den Büschen lauerten Knechten des Quitzow aufgefangen, nach Köpenik gebracht und dort in den Kerker geworfen. Vergeblich entschuldigte sich der Gefangene, er habe nicht gewußt, daß der Weg ver-

botten sei, denn nirgends sei eine Wiepe zu sehen gewesen, Dietrich hörte auf solche Entschuldigungen nicht; man sagt sogar, seine Knechte hätten Befehl gehabt, die Wiepen auszureißen, sobald ein Berliner nahe, und sie wieder einzupflanzen, nachdem er gefangen. —

Die ersten solcher Streitigkeiten suchte der Rath von Berlin und Cöln auf gültlichem Wege zu lösen, als dieselben sich aber täglich mehrten, als Dietrich immer rücksichtsloser verfuhr, als er sogar von der Zeit seiner Felsherrschaft her eine unbedingte, bedeutende Geldforderung an die Stadt stellte, da riß den Berlinern der ohnehin nicht allzu dauerhafte Faden der Geduld. Sie vergaltten Gleiches mit Gleichem; die Berliner Stadtknechte griffen die Leute des Quitzow auf, welche sich auf städtisches Weichbild wagten, und es gab oft harte und blutige Händel, bei denen indessen die Stadt immer mehr zu leiden hatte, als Dietrich von Quitzow, denn dieser kümmernte sich im Ganzen wenig darum, ob vielleicht einer seiner Knechte im Thurm von Berlin gefangen saß, und selbst, wenn in einem der vielen kleinen Treffen einmal ein Quitzow'scher verwundet oder getödtet wurde, so fand sich dafür ebenso leicht Ersatz, es gab ja des Gefindels genug, während die Fehde mit dem mächtigen Ritter den Handel und Verkehr der Stadt ernsthaft störte und für diese daher höchst unbequem wurde.

Der Rath von Berlin wünschte des lästigen Streitiges ledig zu werden. Er wendete sich an den damaligen Statthalter der Mark Brandenburg, den Herzog Swantibor von Pommern, und bat denselben um seine Vermittlung. Es kam zu neuen Unterhandlungen, bei denen Dietrich von Quitzow eine Forderung von 1500 Schock böhmischer Groschen an die Stadt Berlin geltend machte, zu welcher er aus den pommerischen Kriegen für Lösegeld der Gefangenen berechtigt zu sein behauptete. — Die Forderung war ganz haltlos und Dietrich wurde daher abgewiesen; damit glaubten die Berliner die Sache erledigt und den Frieden hergestellt. — In der That schien es auch, als ob Dietrich von Quitzow sich dem Ausspruch des Schiedsrichters fügen wolle, er ließ fortan die Berliner in Ruhe, seine Knechte durften nicht mehr arglose Reisende überfallen und mißhandeln, die Fischer auf der Spree konnten ungestört ihrem Gewerbe nachgehen. —

Der tiefste Frieden herrschte, Niemand dachte in Berlin und Cöln mehr daran, daß ein Streit mit Dietrich von Quitzow schwebte; man trieb die Heerden unbesorgt vor einem feindlichen Ueberfall auf die Stadthütungen vor die Thore, und jeder Bürger überließ sich sorglos den Geschäften, da erschien am Mittwoch, den 3. September 1410 Dietrich von Quitzow plötzlich an der Spitze einer Schaar von bewaffneten Knechten vor Berlin.

Dort, wo heut die Dorotheen- und Friedrich-Wilhelmsstadt ihre prachtvollen Häuserreihen erheben, zogen sich damals die Stadtwiesen an den Ufern der Spree entlang, an dieselben gränzten

die bereits abgeernteten Acker, auf denen Schweine und Röhre der Bürger die Stoppelweide genossen.

Dietrich von Quitow stürmte mit seinen Gewappneten aus der Haide hervor. Die Hirten suchten so schnell wie möglich das Vieh in Sicherheit zu bringen, aber zu spät; die Reiter des Quitow holten sie bald ein und, geübt in dergleichen Raubzügen, trieben sie die reichen Viehheerden der Stadt fort nach Schloß Böhlow (dem jetzigen Dranienburg), wo Werner von Holkenborn, des Quitow treuester Freund saß.

Die Hirten waren, als sie das Vieh nicht mehr retten konnten, in die Stadt geeilt, das Alarmsignal wurde gegeben, die Sturmglocken heulten, die Bürger eilten bewaffnet zu den Sammelpätzen. —

Ein Schrei der Wuth und Entrüstung ertönte, als man hörte, daß der Quitow, ohne den Frieden abgesetzt zu haben, feindlich gegen die Stadt gerückt sei. Das galt als eine Treulosigkeit, als ein Verrath ohne Gleichen. — Man war gewöhnt an einen schonungslosen Krieg, selbst an Raub und Mord, und die Ehre eines Ritters wurde dadurch nicht befleckt, aber eine Fehde galt als chelos, wenn die Feindseligkeiten begannen, ehe der Frieden abgesetzt war.

Mit Wuthgeschrei forderten die Bürger, daß der Quitow verfolgt werde, und nach kurzer Zeit schon zog ein kampflustiger Haufe zum Spandauer Thor hinaus dem Räuber nach, an seiner Spitze der allgemein geachtete Rathsherr Niclas Wynnß.

Die Quitow'schen Reiter waren längst unter den dunklen Kiefern der Jnnngernheide verschwunden; sie hatten einen bedeutenden Vorprung, vermochten aber nicht schnell vorwärts zu ziehen, weil das unbändige Vieh sich nicht gutwillig treiben lassen wollte. Da konnte es denn nicht fehlen, daß die Berliner Verfolger die Reiter bald genug einholten. Wild und kampflustig stürmten sie in ungeordneter Schaar heran, aber zu ihrem Verderben.

Dietrich von Quitow sah nicht sobald die Unordnung in den Reihen der Gegner, als er sie auch mit Geschick benutzte. — Es gab einen heftigen, blutigen Kampf, in welchem der Quitow Sieger blieb. — Viele Bürger wurden verwundet, manche getödtet und sechszehn, darunter der Rathsherr Niclas Wynnß, gefangen.

Wynnß gehörte einer der vornehmsten Patricierfamilien Berlins an. Er hatte in früherer Zeit oft Freundschaftsverficherungen mit Dietrich von Quitow ausgetauscht und sich bei den glänzenden Festen, welche dem ehemaligen Bundesgenossen gegeben wurden, besonders durch Freigebigkeit auszeichnet. Jetzt sollte er den Dank dafür ernten. Er wurde mit den übrigen gefangenen Bürgern unter dem jubelnden Hohn und den Mißhandlungen der rohen Quitow'schen Knechte nach Schloß Böhlow geführt, dort legte man ihm eiserne Ketten an Hände und Füße und

## Zweites Kapitel.

Johsts Tod. — Die Hulldigung Sigismunds. — Friedrich VI., Burggraf von Nürnberg, Landeshauptmann der Mark. — Geheime Adelsversammlungen. — Friedrich in Berlin. — Der Rath verweigert das Deffnungsrecht. — Die Schlacht am Kremmer Damm. — Schön Else. — Der Krieg mit den Quitows. — Die faule Grete. — Der Fall der Quitows. — Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg. — Die Hulldigungsfeier in Berlin.

Johst von Mähren starb neunundachtzig Jahre alt am 14. Januar 1411 zu Brünn. —

Eine Freudenbotschaft war es für die Märter, als die Nachricht vom Tode des geldgierigen Fürsten bekannt wurde. Das Volk hofft ja bei jedem Regierungswechsel, und hier hatte es ein Recht zu hoffen, denn schlechter konnten die Zustände nicht werden, als sie waren! —

Johst hinterließ keinen Erben, und so fiel denn die Mark wieder an König Sigismund von Ungarn, der sofort den Edlen Wend von Slenburg und den Probst Johann von Waldow in Berlin beauftragte, den Adel und die Städte des Landes zusammenzuberufen, um für ihn die Hulldigung anzunehmen.

Im hohen Hause zu Berlin kamen die Stände am 15. März 1411 zusammen; sie erklärten einstimmig, daß sie den König Sigismund als ihren rechten Herrn und Markgrafen anerkennen wollten; aber sie sprachen auch zu gleicher Zeit die Hoffnung aus, der König möge sich des verlaß-

jenen, unglücklichen Landes besser annehmen, als dies bisher geschehen sei. —

Kurze Zeit darauf begaben sich Abgeordnete des Adels und der Städte, an deren Spitze der Edle Hans von Putlitz stand, nach Ofen, um dem König persönlich den Huldigungseid zu leisten und ihm die Wünsche der Märter vorzutragen.

Am 3. Juli 1411 empfing Sigismund die Huldigung und bestätigte alle Privilegien, Rechte und Freiheiten der Stände, eine unerlässliche Bedingung der Huldigung; denn im seltsamen Widerspruch mit der Sitte des Länderverkaufs wurde doch in jener Zeit das Verhältniß des Fürsten zu den Unterthanen als ein Vertragsverhältniß betrachtet. Wenn auf der einen Seite durch die Huldigung die Rechte des Fürsten anerkannt wurden, so durfte doch dieser andererseits sich nicht weigern, die Rechte, Privilegien und Freiheiten des Adels und der Städte anzuerkennen. — Der derbe, praktische Sinn jener Zeit wußte wenig vom göttlichen Recht der Fürsten.

Die Abgeordneten der Städte entlebigten sich nun eines Auftrags, der ihnen von ihren Mitbürgern besonders an's Herz gelegt worden war. Sie beklagten sich bitter über die Gewaltthatigkeiten des Adels und gaben dem Kaiser ein erschreckendes aber treues Bild von dem unglücklichen Zustand der Gefeslosgkeit, in welchem sich die Mark befände. Die meisten landesherrlichen Schlösser seien im Pfandbesitz oder im vollen Eigenthum des Adels, von diesen aus würden die Städte fortwährend beschädigt und zu ewigen Kriegen gereizt. Die Anwesenheit des Landesherren sei in der Mark dringend nothwendig, damit endlich dem das Land verzehrenden Unwesen ein Ende gemacht werde.

Sigismund antwortete auf diese Klagen, daß es ihm zwar unmöglich sei, persönlich in die Mark zu kommen, weil er hoffe, in nächster Zeit zum Deutschen Kaiser gewählt zu werden, daß er aber einen Stellvertreter, den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern schicken wolle, der werde schon mit gutem Rathe helfen, die Mark wieder zu gutem Wesen zu bringen.

Das war eine Freudenbotschaft für die Abgeordneten der Städte, denn Burggraf Friedrich hatte sich den Ruf eines vortrefflichen Fürsten erworben, von seiner Energie durften die Städte wohl hoffen, daß er dem widerspenstigen Adel einen Daum auf's Auge drücken werde.

Sigismund hielt sein Wort. Am 8. Juli verkündete er den märktischen Abgeordneten, daß er den Burggrafen Friedrich „zum rechten Obersten, gemeinen Verweiser und Hauptmann der Mark Brandenburg einsetze und ihm die ganze volle Macht und Gewalt gebe, die Mark mit allen ihren Herrschaften und Lehen, mit allen Ehren, Würden, Gerichten, Steuern u. s. w. zu haben und zu halten“. Dem Burggrafen war damit das volle Souveränitätsrecht übertragen, nur die Kurwürde hatte sich Sigismund vorbehalten.

Sigismund hatte durch diese Uebertragung zugleich einen Akt der Dankbarkeit und der Staatsflugheit erfüllt, Burggraf Friedrich war ihm ein treuer und ergebener Freund gewesen, den er durch die Ueberlassung der Mark für manche geleistete Dienste belohnen, und für künftig noch zu leistende an sich fesseln wollte. Die Uebertragung der Mark erhielt die Form einer Verpfändung; hierdurch behielt sich Sigismund das Recht vor, das Land seiner Zeit zurückzufordern, wenn er dem Burggrafen eine Summe von 100,000 Goldgulden als Entschädigung zahlen würde.

Dieser Verpfändungsform gemäß lautete denn auch der Huldigungseid der Stände: — „Wir huldigen und schwören Herrn Sigismund und seinen Erben, Markgrafen von Brandenburg, eine rechte Erbhuldigung und huldigen und schwören Herrn Friedrich und seinen Erben, Burggrafen zu Nürnberg, eine rechte Huldigung zu seinem Gelde nach Ausweisung seiner Briefe getreu, gewärtig und gehorsam zu sein ohne Gefährde, als uns Gott helfe und die Heiligen!“

Der Probst von Berlin und Landschreiber der Mark, Johann von Walbow leistete im Namen der Stände diesen Huldigungseid, dem auch die übrigen Abgeordneten ihre Zustimmung ertheilten. Ein dreifaches, von Trompetengefächmetter begleitetes Lebehoch auf den König und den Burggrafen endete die bedeutungsreiche feierliche Handlung, welche dem Hause Hohenzollern die Mark Brandenburg erschloß! —

In Berlin und Eöln wurde die Kunde, daß Burggraf Friedrich zum Landeshauptmann ernannt worden sei, von den Bürgern mit großer Freude aufgenommen; die Herren aus den Geschlechtern aber schüttelten das Haupt und sprachen hie und da leise Befürchtungen aus, daß der neue Landesherr wohl schwerlich die Rechte und Privilegien der Stadt in vollem Umfange aufrecht erhalten werde. Die adligen Herren hatten ihres Ursprungs nicht vergessen, sie standen noch immer in naher Verbindung mit dem Landadel und dieser war mit Recht von schweren Sorgen für die Zukunft erfüllt, denn Friedrich's Namen, der Ruf, den sich der Burggraf im Reich erworben hatte, bürgten dafür, daß er sich nicht wie Sobst von Mähren durch Geld bestechen lassen werde. — Der Adelsherrschafft drohte ein schnelles und gewaltames Ende.

In den Trinktuben der Stadt ging's in jenen Tagen lebendig zu, sie waren besuchter als je, hier erfuhr man ja stets am frühesten die neuen Nachrichten aus dem Reich, hier wußte jeder etwas zu erzählen und alle Tage tauchten neue Gerüchte auf. —

Da erzählte man sich, daß der Landeshauptmann sobald noch nicht in sein Land kommen könne, da ihn wichtige Geschäfte im Reich zurückhielten; er habe einweisen den Edlen Wend von Zlenburg zum Statthalter ernannt, der aber sei zu schwach, um irgend eine Aenderung in das gerrüttete Gemeinwesen zu bringen. Es bleibe

dienen könne, wenn die Nothdurft des Landes es erfordere, — da weigerte sich der Rath und berief sich auf seine alten Privilegien. — Friedrich gab nach, er bestand nicht auf seiner Forderung, um nicht noch mehr böses Blut zu machen, — sein Sohn, der eiserne Friedrich, hat später anders gehandelt. —

Der Burggraf hatte eine schwere Aufgabe! Gehaßt vom Adel, ohne Vertrauen beim Volke, sollte er Ordnung schaffen in dem verwahrlosten Lande. — Er befand sich mitten unter Feinden. Der Adel stand gerüstet, Dietrich von Quitzow hatte sogar ein Bündniß mit den jungen Herzögen Casimir und Otto von Pommern-Stettin geschlossen, und gegen alle diese Feinde stand Friedrich fast allein. — Er verzweifelte nicht, sondern rüstete sich mit ernster Ruhe zu dem unvermeidlichen Kampf. —

Mit den der Mark benachbarten Fürsten schloß er Bündnisse, die Städte kettete er an sich durch freiwillige Bestätigung aller ihrer Privilegien und Freiheiten, so hatte er auch die von Berlin und Cöln schon am 6. Juli 1412 bestätigt. — Von Stadt zu Stadt zog er persönlich und überall erwarb er sich durch sein leutseliges, wahrhaft fürstliches Wesen neue Anhänger und erhielt die freudige Huldigung des Volkes.

Während Friedrich auf diese Weise sich bemühte, festen Fuß im Lande zu fassen, bereitete er sich zum ernstern Kampfe gegen den Adel vor. Er schrieb Briefe über Briefe an seine in Nürnberg zurückgebliebene Gemahlin und forderte sie auf, ihm aus Franken Hilfsstruppen zu senden, denn er erkannte sehr wohl, daß er ohne eine solche Unterstützung schwerlich im Stande sein werde, dem mächtigen Adelsbunde zu widerstehen. —

Es kam früher zum Kampfe, als Friedrich geglaubt und gewünscht hatte. Die Quitzows sahen mit Sorge, daß der Burggraf mit jedem Tage im Lande einen größeren Anhang gewann; ihre eigene Macht schwankte, denn die vom Kaiser wegen ihres Widerstandes gegen Friedrich über sie verhängte Acht machte doch manchen ihrer Bundesgenossen besorgt, sie drängten deshalb zum Beginn des Krieges und die Herzöge Casimir und Otto von Pommern-Stettin gaben dem Drängen nach, sie fielen mordend und sengend in die Mark ein.

Friedrich konnte dem Feinde, der durch viele havelländische Edelleute unterstützt wurde, nur ein kleines Heer entgegenstellen; aus Franken war zwar der Graf Johann von Hohenlohe mit einer kleinen Reiterchaar in Brandenburg eingetroffen und auch die Städte hatten sich willfährig gezeigt, so war von Berlin und Cöln gut gerüstete Mannschaft gestellt worden; aber der Feind blieb dennoch überlegen, und als es am 24. October 1412 beim Kremmer Damm zur Schlacht kam, kämpften zwar die Truppen Friedrichs mit glänzender Tapferkeit, die Bürgeröhne von Berlin und Cöln



zeigten sich des Rufes ihrer Vaterstadt würdig, aber die Pommern siegten.

Friedrich hatte einen schweren Verlust erlitten. Die Führer seiner fränkischen Truppen, der Graf von Hohenlohe und der Ritter Kraft von Leitersheim, waren im Kampfe gefallen, der Ritter Philipp von Uttenhofen starb schwer verwundet einige Tage nach demselben. Die Leiche Krafts von Leitershofen war nicht zu finden. Der Graf von Hohenlohe und Philipp von Uttenhofen wurden in der Kirche der grauen Brüder (der Klosterskirche) in Berlin begraben. Ueber ihren Gräbern erhoben sich zwei einfache Gedächtnistafeln, die Worte derselben lauteten auf der einen: — „Nach Christi Geburt um 1400 und im 12. Jahre am St. Columbanus-Tage verschied der hochgeborene Graf Johannes von Hohenlohe, dem Gott genade“; — und auf der andern: — „Nach Gottes Geburt vierzehnhundert Jahre und in dem zwölften Jahr in Simonis- und Judas-Tag verschied der feste Ritter Herr Philipp von Uttenhofen.“ — Darunter ist sein Wappen, ein silberner Amboß, gemalt. — Die Worte der ersten Tafel bilden die Umschrift eines Bildes, welches in längst verbleichter Farbe einen jungen Ritter darstellt. In schwarzem Harnisch und Gewand kniet er mit gefalteten Händen vor dem Heiland. —

Auf der Stelle des Kremmer Damms, wo der Graf von Hohenlohe gefallen ist, wurde ein hölzernes Kreuz zum Andenken errichtet, nach Jahrhundertens hat das Volk die Bedeutung derselben vergessen, es erzählt, dort sei der Graf von Hollach durch seinen Diener ermordet worden.

Die Duitzows und ihr Anhang triumphirten über die gewonnene Schlacht, aber sie sollten sich derselben nicht lange freuen, denn ihre Bundesgenossen, die Pommern-Herzöge wurden plötzlich wandend. Der Sieg am Kremmer Damm hatte auch den Pommern schwere Opfer gekostet, und eine Fortsetzung des Krieges erschien den Herzögen um so bedenklicher, als ihnen ihre Verwandten, die Herzöge Bratislav von Pommern-Wolgast und Bogislaw von Pommern-Stargard, dringend zum Frieden riefen und sogar offen drohten, sich mit Friedrich zu verbinden, wenn der Frieden nicht zu Stande komme.

Rasimir und Otto von Pommern-Stettin zogen sich deshalb mehr und mehr zurück und mit ihnen manche Ablige, welche nur mit Hilfe der Pommern auf einen Sieg über Friedrich hofften. Trotz seiner Niederlage vergrößerte sich die Macht des Burggrafen mit jedem Tage. Ueber den Häuptern der Duitzows hing, wenn sie noch länger die Hulldigung verweigerten, die ihnen vom Kaiser angebotene Oberacht des Reichs, durch welche sie rechlos geworden wären, welche Jedermann gestattete, sie zu tödten. Einem solchen Schicksal sich auszusetzen, trugen die Duitzows und ihr Anhang Bedenken.

In den geheimen Adelsversammlungen, welche in jenen Tagen so vielfach auf den Schlössern der Duitzows gehalten wurden, beschloßen die

Abligen, sich zum Schein zu unterwerfen, sich aber zu rüsten zu neuem Kampf und diesen zu beginnen, sobald die Hoffnung zum Siege winkte. — Sie traten deshalb in Unterhandlungen mit dem Burggrafen, und dieser, der gern bereit war zu verzeihen, ging auf dieselben ein.

Am 4. April des Jahres 1413 waren die Straßen Berlins dicht mit Menschen gefüllt. Die Duitzows, der Edle Kaspar, Gans von Putlig, Richard von Rodow und viele Andere vom Adel waren nach der Stadt gekommen, um persönlich mit Friedrich die bisher durch Bevollmächtigte geführten Friedensunterhandlungen abzuschließen. Im hohen Hause sollte der Friedensschluß stattfinden; vor den Thoren desselben wartete das Volk und schaute mit Neugier auf die mit dem besten Festputz bekleideten Edelleute, welche sich endlich dem Landeshauptmann unterwerfen wollten.

Friedrich empfing die Duitzow's mit ernster Freundlichkeit, er stellte sie auch seiner Gemahlin vor, — der „schönen Else“ — so nannte der Volksmund die liebreizende Fürstin, welche aus Nürnberg nach Berlin gekommen war. — Er war bereit Opfer zu bringen, die Duitzow's und die übrigen Abligen gelobten, sich dem Burggrafen zu unterwerfen und die bisher pfandweise inne gehalten Städte und Schlösser gegen Rückgewähr der Pfandsomme herauszugeben. So wurde denn der Frieden geschlossen, aber nur ein Scheinfrieden, denn die Duitzows waren entschlossen, ihn beim ersten Anlaß zu brechen.

Die Gelegenheit fand sich bald. Eine Fehde mit dem Verbündeten Friedrichs, dem Erzbischof von Magdeburg, war leicht vom Zaun gebrochen und wurde von den Duitzows in der gewohnten Weise durch Einäscherung und Beraubung schußloser Dörfer geführt. Auch der Edle Gans von Putlig führte einen erbitterten Krieg gegen den Bischof von Brandenburg, und die Mark wurde wieder der Schauplatz blutiger Kämpfe und empörender Mordbrennerei.

Friedrich versuchte vergebens den Frieden zu vermitteln. Er hatte einen allgemeinen Landfrieden geboten, aber weder die Duitzows noch Putlig kümmerten sich um denselben, sie verhöhnten nur den Landeshauptmann, indem sie behaupteten, derselbe habe kein Recht, sich in ihre Privatfehden zu mischen, sie wiesen seine Vermittlung fast mit Verachtung ab.

Friedrich hatte alle Mittel der Unterhandlung erschöpft; er war nachsichtig und verjöhlich bis zum Uebermaß gewesen, jetzt endlich entschloß er sich, den trotzigen Widerstand der Duitzows und ihrer Freunde gewaltsam zu brechen, die Macht dieses übermüthigen Adels zu vernichten.

Er schloß neue Bündnisse mit den der Mark benachbarten Fürsten und er fand diese gern bereit, ihm im Kampfe gegen die Duitzows und ihren Anhang beizustehen; besonders willfährig zeigte sich der Erzbischof von Magdeburg, dem Johann von Duitzow seit vielen Jahren ein gefährlicher und gehäßer Feind gewesen war.

des Grafen von Pindow und anderer Edler angeschlossen hatten, Dietrich von Quitow im Schloß Friesack belagern. — Zu gleicher Zeit sollte Hans von Torgau vor Schloß Beuthen rücken, wo der Quitow'sche Hauptmann Goswin von Brederlow befehligte. Schloß Golzow, die Burg Richard's von Knochow, sollte durch den Herzog Rudolph von Sachsen, Schloß Plaue, die mächtige Festung Johanns von Quitow, durch den Erzbischof von Magdeburg belagert werden.

Und so geschah es. — An demselben Tage lagerten sich die Bundesgenossen Friedrichs vor den vier Schloßern im Anfang Februar 1414; an demselben Tage begannen sie den Angriff. —

Zuerst fiel Schloß Golzow nach kaum dreitägiger Belagerung, Richard von Knochow mußte sich ergeben. Im Büßergewande, den schmachvollen Strick um den entblößten Hals, erschien er Gnade flehend vor dem Herzog Rudolph von Sachsen.

Auf Golzow folgte Friesack, diesem Plaue und endlich Beuthen.

Friesack und Plaue galten bisher als uneinnehmbar. Dietrich und Johann von Quitow verachteten die Belagerer. Seit einem Jahre waren sie bestrebt gewesen, die Festungswerke zu verstärken, und sie glaubten jetzt hinter denselben eine monatelange Belagerung aushalten zu können, da sie sich mit Mundvorrath für lange Zeit versehen hatten.

Sie sahen sich getäuscht. Gegen die schweren Geschütze, welche Friedrich gegen Friesack und Plaue führte, vermochten die Mauern nicht Stand zu halten. Die mächtigen Schloßer verloren den Ruf der Uneinnehmbarkeit\*), sie mußten sich ergeben. Johann von Quitow wurde ein Gefangener des Erzbischofs von Magdeburg, Dietrich von Quitow entfloh zwar, aber seine Macht war gebrochen, er starb später im Elende der Verbannung.

Friedrich hatte mit überraschender Schnelligkeit die mächtigsten Abtgen besetzt, die übrigen unterwarfen sich ihm ohne Kampf und so war er dann Herr im Lande, nicht mehr ein „Nürnbergger Land.“ —

Bisher war er nur Landeshauptmann gewesen; neue Dienste, welche er dem Kaiser Sigismund leistete, bestimmten diesen, ihm die Mark mit der Kurwürde erblich zu verleihen. —

Am 30. April 1415, auf dem Concil zu Constanz, hatte der Kaiser die Kurfürsten des Reichs in seine Wohnung geladen. Er theilte denselben mit, daß er dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg die Markgrafschaft Brandenburg mit der Kurwürde und dem Oberstkämmereramt des Reichs verleihe, in Betracht der Redlichkeit dieses

\* Der Sage nach borgte sich Friedrich von dem Landgrafen in Thüringen eine gewaltige Kanone, welche den Namen „die faule Grete“ führte und deren Steinkugeln die Mauern und Thürme widerstehtlich zerschmetterten.

#### raugen.

Alle Rüstungen waren vollendet, mit den Bundesgenossen hatte Friedrich einen festen Feldzugsplan verabredet. — In einem und demselben Tage sollten die Quitows und Richard von Knochow in ihren festen Schloßern belagert werden.

Friedrich selbst wollte mit einem Heere, dem sich ein großer Theil städtischer Zuzüge und die Keißen des Fürsten Balthasar, Herrn zu Werle,

Fürsten, seiner Vernunft, Macht und Festigkeit und der sonstigen Tugenden, womit der allmächtige Gott seine Person reich geziert habe — — — in Gleichem in Erwägung seiner willigen, nützlichen und getreuen Dienste, die er so lange fröhlich und unverdrossen gethan, täglich thue und fortan noch thun solle und könne.

An die Verleihung der Mark knüpfte der Kaiser nur eine Bedingung, die, daß das Haus Luxemburg berechtigt sein solle, die Mark für 400,000 Goldgulden von Friedrich zurückzukaufen\*).

Am 18. Oktober des Jahres 1415 strömte das Volk von Berlin und Cöln in zahllosen Schaaren vor das Teltower Thor.

Auf den Stühnen des Kirchhofes der St. Gertraudis-Kapelle, welche erst vor wenigen Jahren (1411) von einem frommen Bürger erbaut worden war, standen Frauen und Mädchen und schauten über die Köpfe der dicht gedrängten Volksmasse hinaus auf den Weg nach Teltow zu; selbst in den Zweigen der jungen Lindenbäume wiegte sich eine Zahl von Knaben, welche auf die Gefahr hin, herunterzubrechen, auf die schwanken Bäumen geklettert war, um besser sehen zu können.

Kurfürst Friedrich I., der vom Concil aus Constanz zurückkehrte, wurde heut erwartet, er wollte seinen feierlichen Einzug in Cöln halten, dem dann die Huldigung folgen sollte.

Endlich kam der Zug. Schon von weit her sah man die glänzenden Harnische blinken.

Ein donnernder Jubelruf empfing den Kurfürsten, der zwischen den Bischöfen von Lebus und Brandenburg einherritt. Eine Schaar märkischer und fränkischer Ritter folgte ihm, alle in reich mit Gold verzierten Harnischen.

Jubelnd folgte das Volk dem Zuge, der langsam durch die Straßen zog, überall bewillkommneten ihn die Frauen mit aus den Fenstern winkenden Tüchern. —

Im hohen Hause zu Berlin erwarteten die Stände den Kurfürsten. Von den Balkonen des Hauses herab ertönten die Fanfaren der Pfeifer und Posauner und die Pauken wirbelten dazwischen, als sich der Zug nahte. —

Der Probst von Berlin Johann von Waldow begrüßte als Landschreiber der Mark den Kurfürsten im Namen der Stände, und die Worte der Freude und Hoffnung, welche er aussprach, fanden einen Wiederhall im Herzen des Volkes, denn auch dieses hoffte jetzt auf eine neue Zeit.

\* Aus dieser Bedingung ist die in viele Geschichtswerke übergegangene, von dem verdienten Forscher Riedel aber glänzend widerlegte Annahme, Friedrich habe die Mark von dem geldbedürftigen Kaiser gekauft, entstanden. — Bei der feierlichen Belehnung Friedrichs, welche am 18. April 1417 in Constanz stattfand, ließ Sigismund die Bedingung des Rückkaufsrechts fallen. — Es dürfte von Interesse sein, zu erwähnen, daß bei dieser Belehnung Wichard von Rochow, der sich unterworfen hatte und deshalb zu Gnaden wieder aufgenommen worden war, den Kurfürsten begleitete.

Friedrich war nicht mehr der Landeshauptmann, er war jetzt der Landesfürst, was er für das Land that, that er für sich und seine Söhne, von denen einer zu Langermünde 1413 geboren worden war. Ein einheimischer Prinz stand dem Volke näher, als die Fremden, welche es bisher beherrscht hatten. —

Hatte Friedrich schon als Landeshauptmann den Willen und die Kraft gezeigt, den Uebermuth des Adels zu brechen, Recht und Gesetz zu sichern, so durfte das Volk dies von dem Markgrafen um so mehr hoffen, und deshalb bewillkommnete es ihn mit einer Freude, wie niemals früher die fremden Fürsten, die keinen Verband mit dem Volke gehabt hatten.

Zwei Tage später, am Sonntag den 20. Oktober zogen nach dem Gottesdienst die Stände, Prälaten, Ritter und Herren und die Abgeordneten der Städte im festlichen Zuge nach dem hohen Hause, um die Huldigung zu leisten. Die Herren waren sämmtlich im höchsten Schmuck erschienen, schon trugen viele der Edlen die eleganten nach der neuesten Mode geschnittenen Kleider, welche die fränkischen Ritter in die Mark eingeführt hatten: eng an den Körper anliegende mit hundert von Knöpfen besetzte kurze Röcke. Dazu rothe Schnabelschuhe mit Fuß lang in die Höhe stehenden steifen Spizen. Nur die älteren Herren konnten sich an die neue Mode noch nicht gewöhnen, diese blieben der guten alten Sitte und der alten weiten und bequemen Kleidung treu.

Im großen Saal des hohen Hauses erwarteten die Stände nach ihrem Rang geordnet den Kurfürsten. — Endlich öffneten sich die Flügelthüren und Friedrich erschien in kurfürstlicher Kleidung im purpurrothen, Hermelin verbrämten Sammtrock, den Kurhut auf dem Haupt, das Schwert in der Hand tragend.

Der Probst von Berlin Johann von Waldow eröffnete nach einem Gebete die Sitzung der Stände, indem er diese in einer Rede auf ihre Pflicht, dem Kurfürsten zu huldigen, hinwies. Die Briefe, in welchen Kaiser Sigismund und dessen Bruder Wenzel die Märker ihres Eides und der ihnen geleisteten Huldigung entbanden, wurden verlesen, und nun erklärten die Stände, daß sie bereit seien, Friedrich zu huldigen. Sie erhoben sämmtlich den Eidesfinger und sprachen den Huldigungs Eid nach, welchen ihnen Johann von Waldow vorsagte. Diesmal lautete der Eid: „Wir huldigen und schwören Herrn Friedrich und seinen Erben, Markgrafen zu Brandenburg, eine rechte Erbhuldigung, als einem rechten Erbherrn getreu und gehorsam zu sein, als uns Gott helfe und seine Heiligen!“

### Drittes Kapitel.

Die Adels Herrschaft in Berlin und Cöln. — Der Vertrag vom Jahre 1432. — Die Verschönerung des Strobandt — Tod Friedrichs I. — Friedrich II. mit den eisernen Zähnen. — Sinnerer Zwist. — Balzer Doytin. — Friedrich vor den Thoren Berlins. — Die Unterwerfung.

Der übermüthige Adel war gedemüthigt. Friedrich hatte in der Mark die Aufgabe erfüllt, welche er bei seinem Regierungsantritt übernommen, Ruhe und Sicherheit waren auf den Landstraßen wieder hergestellt, so weit dies in jener Zeit überhaupt möglich war. Hätte Friedrich seinem neuen Kurfürstenthum auch ferner seine ganze Kraft widmen können, so würde er sicherlich der hergestellten Ordnung so feste Grundlagen verschafft haben, daß selbst eine spätere böse Zeit dieselben nicht hätte erschüttern können; leider aber riefen den Kurfürsten wichtige Geschäfte häufig ins Reich und machten es ihm unmöglich der Mark diejenige Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche das Land nach so langer Mißregierung bedurfte, um sich von den Folgen der Adels Herrschaft zu erholen.

Schwere und blutige Kriege, die Hussitenkriege, auf welche wir hier nicht näher eingehen können, da ihre Schilderung der allgemeinen Landesgeschichte angehört, zerrütteten bald aufs Neue den Wohlstand der Mark und erfüllten wieder die Wälder mit Räuberbanden, welche sich allen offenen Dörfern fürchtbar machten.

Berlin und Cöln wurden von den Kriegsunruhen weniger berührt, als manche andere märkische Städte, denn die Hussiten kamen nicht bis Berlin, sie wurden vor Bernau zurückgeschlagen. Der Reichthum der Schwesterstädte erhöhte sich sogar während des Krieges wesentlich, weil sie mehr und mehr der Zufluchtsort des im offenen Lande unmöglichen Handels und Gewerbsverkehrs wurden. Von ihren abligen Feinden waren die Städte befreit und so konnten sie sich denn zu einer bedeutenderen Macht entfalten.

Fast scheint es, als wären sie in ihrem stolzen Selbstständigkeitstrieb bestrebt gewesen, sich vollständig zu Republiken auszubilden, darauf hin wenigstens deutet ein Bündniß, welches Berlin und Cöln im Jahre 1431 mit Brandenburg und Frankfurt a. D. schlossen, in welchem die verbündeten Städte sich verpflichteten, ihre Besitzungen, Rechte und Freiheiten gegenseitig zu beschützen. Gegen wen war dieser Bund gerichtet? — Gegen den Adel? Dieser war durch Friedrich gedemüthigt und durfte nicht mehr wagen, den Städten gefährlich zu werden. — Offenbar befürchteten die Städte, Friedrich werde, nachdem er den Adel unterworfen, auch ihre Selbstständigkeit angreifen. Berlin und Cöln hatten nicht vergessen, daß er einst von ihnen das Deffnungsrecht verlangt hatte und daß er von seiner Forderung vielleicht nur abgestanden war, um nicht in dem gefährlichen

Kampfe gegen die Quikows auch die Städte zu Feinden zu haben. — Ob Friedrich in der That solche Pläne gehabt hat, darüber läßt sich heut ein Urtheil nicht fällen, er war während seiner ganzen Regierung bis zu seinem Tode im Jahre 1440 zu sehr mit andern Sorgen beschwert, als daß er an einen Kampf mit den mächtigen Städten hätte denken können, dieser blieb seinem Sohne vorbehalten.

Während der Rath von Berlin und Cöln bestrebt war, die Unabhängigkeit der Städte vom Landesherrn zu wahren und die Rechte derselben auszudehnen und zu erweitern, suchte er im Innern der Verwaltung seine eigene Herrschaft dauernd zu befestigen und dieselbe in den Familien der Geschlechter möglichst erblich zu machen. —

Der Städtel war schon seit langer Zeit bestrebt gewesen, seine Herrschaft über die Bürgerschaft zu erweitern, aber der Unabhängigkeitsinn der Junftgenossen hatte ihm dies bisher sehr erschwert. Streitigkeiten, welche die Verwaltung zwischen den Schwesterstädten entstanden waren, gaben Veranlassung zu einem Vergleich, bei welchem Deputirte der Städte Brandenburg und Frankfurt als Vermittler auftraten, in demselben wurde 1432 bestimmt, daß Bürgermeister und Rathmannen den künftigen Rath wählen sollten, und zwar für Berlin zwei Bürgermeister, zehn Rathmannen und vier Schöffen, für Cöln einen Bürgermeister, fünf Rathmannen und drei Schöffen, welche auf dem Rathhause auf der langen Brücke die gemeinschaftliche Verwaltung beider Städte führen sollten.

Der Rath war durch den Vertrag vom Jahre 1432 ein vollständig von der Bürgerschaft unabhängiges Kollegium geworden. Hatten die Biergewerke früher bei der Wahl einen bedeutenden Einfluß geübt, so wurden sie jetzt mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt, denn der Einfluß der Geschlechter war im Rath, der sich ja selbst ergänzte und dessen Mitglieder auf Lebenszeit gewählt wurden, stets der überwiegende. —

Es konnte nicht fehlen, daß sich bald, sowohl in der gemeinen Bürgerschaft, als auch bei den Junftgenossen ein großer Mißmuth über die wachsende Macht und den wachsenden Uebermuth der Geschlechter zeigte. — So lange die Städte im fortwährenden Kampf gegen den Landadel begriffen gewesen waren, hatte die gemeinschaftliche Gefahr zur Ausgleichung des inneren Zwistes gedient; auch nach der Besiegung der Quikows und ihrer Genossen hatte der schnell wachsende Wohlstand der Städte, der es dem Rath erlaubte, den Gemeindefestigkeit derselben bedeutend zu vermehren, dazu beigetragen, die Unzufriedenheit der Bürgerschaft zu beschwichtigen; für die Dauer aber war dies doch nicht möglich, denn zu grell trat das Mißverhältniß der verschiedenen Stände gegen einander hervor.

Alle Macht und aller Einfluß auf die städtische Verwaltung gingen offenbar nach und nach auf die Geschlechter über, die Biergewerke wurden

wenig, die gemeinen Bürger gar nicht mehr beachtet, diese hatten fast keine größere Geltung als die Incolen.

Das war ein Zustand kaum zu ertragen, denn die alten Berliner waren nicht so geduldig und phlegmatisch wie die heutigen; sie griffen, wenn sie ihr gutes Recht gekränkt glaubten, leicht zur scharfen Waffe, um es zu verteidigen und setzten der Gewalt die Gewalt entgegen. —

In den Trinkstuben der Biergewerke wurde allabendlich laut und lebhaft gestritten, da fielen manche böse Worte gegen den Rath und dessen Willkürherrschaft, gegen die Geschlechter, welche so stolz geworden seien, daß sie mit Verachtung auf die Zunftgenossen niederschauten.

Wären die Biergewerke nur mit der gemeinen Bürgerschaft einig gewesen, dann hätten sie leicht das unbequeme Adelsregiment abschütteln können, dies aber war nicht der Fall, sie dünkten sich etwas Besseres zu sein, als die nicht zünftigen Bürger, und wenn sie auch unzufrieden waren über die Anmaßungen der Geschlechter, wenn sie auch diesen gern das Regiment aus der Hand winden wollten, so dachten sie doch dabei nur auf ihren eigenen Vortheil, nicht an den des ganzen Volkes.

Dazu kam, daß die alte Eifersucht zwischen Berlin und Cöln auf's Neue erwacht war. — Die aus Cöln glaubten sich fortwährend zurückgesetzt und betrachteten mit Neid den wachsenden Reichthum der Berliner. — Im Rath selbst gab's oft harten Streit über die Gerechtfame der einen oder der anderen Stadt, der Vertrag vom Jahre 1432 hatte zwar äußerlich den Frieden zwischen beiden Städten hergestellt, innerlich aber war der Unfrieden geblieben, wie er war. —

Und wie im Rath, so im Volk! — Die Bürgerschaft von Berlin hegte selbst gegen die Geschlechter kaum eine so große Abneigung, wie gegen die Bürger von Cöln. — Kamen beide in der Trinkstube zusammen, dann gab's spitze Worte und oft genug folgten diesen harte Schläge. Der freie Platz vor der Dominikaner-Kirche an der langen Brücke war häufiger als je der Schauplatz tüchtiger Prügeleien.

Die Uneinigkeit im Volke war damals, wie zu allen Zeiten, die festeste Stütze für die Willkürherrschaft der weniger Bevorrechtigten, der Herren vom Stadttadel.

Einige kühne Männer waren entschlossen, das verhasste Joch nicht länger zu ertragen. — In der Klosterkirche zu Berlin versammelte sich in mancher Nacht eine kleine Schaar Unzufriedener. Wenn die andern Bürger von Berlin längst schliefen und auch der Rath von den Geschäften des Tages ruhte, schlichen die Verschworenen in tiefer Verhüllung nach den unterirdischen Gewölben des Klosters der grauen Brüder, dort berathschlagten sie, wie sie die Macht des Rathes brechen könnten. An ihrer Spitze stand der kühne Cöpenick und ein Patricier, der wilde Andreas Strobandt, die hatten den Verschworenen an ge-

heiliger Stätte den feierlichen Eid abgenommen, Alles zu thun, was in ihren Kräften stehe, wider den Rath.

So heimlich die Verschworenen auch ihre Zusammenkünfte betrieben, sie wurden dennoch entdeckt, und die Anführer mußten die Verwegenheit des Unternehmens büßen; der Frieden aberlehrte trotzdem nicht wieder in die Stadt und bald genug brach die herrschende Unzufriedenheit in offene Zwietracht aus.

Kurfürst Friedrich I. starb im Jahre 1440, sein Sohn Friedrich II. folgte ihm in der Regierung.

Friedrich II. war ein thatkräftiger Mann von festem Willen, der mit eiserner Energie die Pläne, welche er zur Aufrechthaltung seiner Herrschaft in den Marken entworfen hatte, zur Ausführung brachte. — Er ging nicht mit überstürmendem Feuereifer, sondern langsam Schritt für Schritt, aber unablässig vorwärts. — Wenn auch Jahre vergingen, ehe er das vorgesteckte Ziel erreichte, er ermattete nicht in der Verfolgung desselben, und dies Ziel war die Mein herrschaft des Fürsten.

Noch immer war die Gewalt des Landesherrn in der Mark Brandenburg außerordentlich beschränkt. Wenn auch Friedrich I. die Macht des Adels gebrochen hatte, wenn auch dieser nicht mehr wagte, auf seinen festen Schlössern dem Kurfürsten Widerstand zu leisten, sondern lieber an den Hof desselben zog, um dort nach Aemtern, goldenen Ketten und anderen Auszeichnungen zu jagen und sich in der Gunst der Fürsten zu sonnen, so war doch gerade hierdurch die Macht der Städte um so höher gewachsen und diese bildeten jetzt das Hinderniß einer einheitlichen Landesregierung.

Jede einzelne Stadt war stolz auf ihre Freiheiten und Privilegien, jede wahrte dieselben mit selbstüchtigem Eifer, keine Stadt dachte daran, irgend ein Vorrecht zum Besten der Allgemeinheit zu opfern.

Der Begriff des Staats war dem Volke im Mittelalter fremd; man schaute nicht hinaus über den engen Kreis der Stadt, in dieser concentrirten sich die Interessen der Bürger, für diese waren sie wohl im Stande, ein Opfer zu bringen, nicht aber für den allgemeinen Staatsverband, am wenigsten aber waren sie Willens, die städtische Selbstständigkeit zu opfern. Sie waren zu stolz auf die Macht ihrer kleinen Republik, um dem Rechte derselben nur das Geringste zu Gunsten der Allgemeinheit zu vergeben.

Diese Selbstständigkeit der Städte zu brechen, einen einheitlichen Staat aus der Mark Brandenburg zu machen, dies war das Ziel, welches Friedrich II. mit unerschütterlicher Ruhe, aber auch mit eiserner Energie verfolgte, und deshalb hat ihm das Volk den Namen Friedrich der Eiserne, auch wohl den des Kurfürsten mit den eisernen Zähnen gegeben.

Schon die ersten Regierungshandlungen Friedrichs bereiteten die Ausführung seiner Pläne vor; zwar bestätigte er die Privilegien der Städte und nahm die Huldbigung derselben entgegen, zugleich

aber forderte er, wie sein Vater, das Oeffnungsrecht von Berlin und Cöln. —

Der gemeinschaftliche Rath der beiden Städte erkannte in der Bewilligung des Oeffnungsrechtes den Verlust der städtischen Selbstständigkeit. — Wenn der Kurfürst berechtigt war, mit Truppen in die Stadt zu ziehen und diese zu besetzen, dann hatte er die Macht, die Freiheiten der Städte zu vernichten; der Rath verweigerte daher die Forderung.

Friedrich war auf eine solche Verweigerung vorbereitet; aber er nahm diese nicht so ruhig hin, wie sein Vater, und die innern Verhältnisse der Schwesterstädte begünstigten ihn. —

Der Zwiespalt zwischen Rath und Bürgerschaft lag jetzt (im Jahre 1442) offen zu Tage. Die Biergewerke und die gemeine Bürgerschaft beschwerten sich über den Rath, ein tiefes Mißtrauen herrschte gegen denselben in der ganzen Stadt, welches um so mehr wuchs, als in letzter Zeit die Rathmannen von Berlin und Cöln eine Einigkeit gezeigt hatten, von der sie früher weit entfernt gewesen waren. — Gerade der Zwist zwischen den Geschlechtern beider Städte hatte dem Volk einige Hoffnung auf eine Besserung der Verhältnisse gegeben, die Einigkeit derselben zerstörte diese Hoffnung.

Die Anhänger des Kurfürsten schürten die Unzufriedenheit. Ein Lehnsmann des Kurfürsten, Balzer Hoytin, der in Berlin das Bürgerrecht gewonnen hatte, machte sich zum Werkzeuge der Pläne Friedrichs, er führte in den Trinkstuben das große Wort. Da wurde darauf hingewiesen, wie nachtheilig für die Bürgerschaft beider Städte die Vereinigung derselben unter einem gemeinschaftlichen Rath sei, wie nothwendig die Trennung der Verwaltung. — Solche Reden fanden bei der herrschenden Eifersucht einen fruchtbaren Boden, die Biergewerke ließen sich bewegen, eine Beschwerde gegen den Rath an den Kurfürsten abzugeben und diesen zu bitten, daß er eine Trennung des Raths beider Städte veranlassen möge. —

Friedrichs Absicht war erreicht. — Wohl schwerlich wäre es ihm gelungen, so lange Rath und Bürgerschaft einig waren, das Oeffnungsrecht zu erzwingen; jetzt aber bot ihm der innere Zwist in der Stadt Gelegenheit sich einzumischen und denselben zu seinem Vortheil auszubenten.

An einem schönen Wintermorgen erschien der Kurfürst vor dem Spandauer Thor. 600 Reiter in glänzenden Harnischen begleiteten ihn. — Die Trompeten schmetterten, ein Herold forderte Einlaß für den Kurfürsten, der gekommen sei, um die Ordnung in den Städten Berlin und Cöln wieder herzustellen, den Wünschen der Bürgerschaft gerecht zu werden.

Ein jäher Schreck bemächtigte sich der Berliner. — Der Rath saß auf dem gemeinschaftlichen Rathhaus, er berieth und konnte nicht einig werden. Das Volk wogte in den Straßen auf und nieder. Ein Theil der Bürger eilte bewaffnet

auf die Wälle und nach den Thoren, um die Stadt zu verteidigen, ein anderer Theil forderte, man solle die Thore öffnen, denn der Kurfürst komme im Interesse der Bürgerschaft, um den verhassten Rath abzusetzen.

Es war ein wildes, wirres Durcheinander. Niemand wußte Rath und ehe noch von den Behörden ein fester Entschluß gefaßt werden konnte, erdröhnte schon der Hufschlag der Reitereschar, klirrten schon die Harnische derselben in den Straßen Berlins. —

Das Spandauer Thor war geöffnet worden. Auf Befehl eines verrätherischen Bürgermeisters? Durch die Bürger selbst, welche in dem Kurfürsten den Vertreter erhofften? Man weiß es nicht, die Chroniken geben über das ganze merkwürdige Ereigniß nur abgerissene Andeutungen, welche die Phantasie ergänzen muß.

Auf den Flügeln des Gerüchts war die Nachricht, daß der Kurfürst in die Stadt eingeritten sei, nach dem Rathhaus gedrungen, während der Rath noch berieth, ob die Thore zu öffnen seien. Da wurden plötzlich die Streitenden einig, und die vorher am lautesten geschrien hatten, waren mit einem Male die stillen.

An Widerstand war nicht mehr zu denken, ein Kampf unmöglich, selbst wenn der Rath ihn hätte wagen wollen, denn ein großer Theil der Bürgerschaft würde für den Kurfürsten Partei genommen haben: also Unterwerfung! —

Die Schlüssel der Stadt wurden auf ein sammtnes Kissen gelegt und dem Kurfürsten entgegen getragen, der Rath brachte sie selbst dem Sieger. Zu spät! Friedrich bedurfte der Schlüssel nicht mehr, da er mit seinen geharnischten Reitern schon in der Stadt war.

Friedrich hielt strenges Gericht; indem er scheinbar den Wünschen der Bürger folgte, die Stadtverwaltung von Berlin und Cöln trennte, wußte er den errungenen Vortheil für sich auszubenten, die Selbstständigkeit der stolzen Städte zu vernichten.

Die ganze Verwaltung mußte ihr Amt niederlegen, und am 26. Februar 1442 erklärte der Kurfürst: — Da zwischen den Bürgermeistern, Rathleuten, Biergewerken und der gesammten Bürgerschaft zu Berlin und Cöln Zwietracht und Spaltungen entstanden seien, besonders darum, weil die Gewerke und Bürgerschaft die Ueberzeugung hegten, als würde durch das Fortbestehen eines vereinigten Stadtreiments beider Städte nur Schaden herbeigeführt, — und da die Gewerke und die Gemeinden sich mit dem alten Rath nicht hätten verständigen können, sei der letztere zur Verantwortung gezogen worden, habe seinen Aemtern entsagt und die Schlüssel zu den Thoren beider Städte in des Kurfürsten Hände niedergelegt. Auf die Bitten der Gewerke und Gemeinden ernenne der Kurfürst einen neuen Rath, für Berlin aus 2 Bürgermeistern und 10 Rathmannen, für Cöln aus 1 Bürgermeister und 5 Rathmannen bestehend. (Der Partrictor Johan-

nes Rathenow und der Schuster August Bölders wurden Bürgermeister von Berlin, der Patricier Jacob Lydecke Bürgermeister von Cöln.) Jede Stadt solle fortan ihren besonderen Rath haben. Nach Ablauf eines Jahres solle jeder Rath aus der Gemeinde, besonders aus den Biergewerken, nicht mehr aus den Geschlechtern, neue Bürgermeister und Rathleute wählen, diese aber müßten vom Kurfürsten bestätigt werden. Der abtretende Rath müsse dem neuen, sowie den deputirten Biergewerkmeistern gehörig Rechenschaft legen.

Zugleich wurden alle Bündnisse Berlins und Cölns mit anderen Städten aufgehoben und die Abschließung neuer Bündnisse verboten.

Die Selbstständigkeit der Städte war hierdurch vernichtet, und dies sahen jetzt, aber zu spät, die Bürger von Berlin und Cöln ein. — Es war für sie keine Entschädigung, daß der Rath aus ihrer Mitte gewählt werden mußte, da die Bestätigung desselben dem Kurfürsten anheim gestellt blieb. — Manche von denen, welche bisher am lauteften gegen die Tyrannei des Rathes in den Trinkstuben geeifert hatten, sehnten jetzt die frühere Zeit wieder herbei und bereueten es, daß sie, statt mit starker Hand sich selbst gegen den Uebermuth der Geschlechter zu helfen, einen Fürsten zum Schiedsrichter herbeigerufen hatten. Es kam zu unruhigen Auftritten in Berlin und Cöln, aber diese, statt der Stadt zu nutzen, hatten nur neues Ungemach im Gefolge.

Friedrichs Arm lag schwer auf Berlin und Cöln. Der Kurfürst war entschlossen, das stolze Selbstbewußtsein der Städte zu brechen und er hatte die Macht dazu, seit die Thore von seinen Reifigen besetzt waren. — Durch seine Rätthe und die zu Schiedsrichtern aufgerufenen Deputirten eilicher Städte wurde für die neuen Unruhen eine schwere Strafe über Berlin und Cöln verhängt und die früher so mächtigen Schwesterstädte mußten sich derselben fügen.

Am 29. August 1442 erklärten Bürgermeister, Rathleute, Biergewerke, Innungsmeister und die Gemeinheit aller Bürger von Berlin und Cöln, daß sie dem Kurfürsten einen Platz abtreten wollten, um auf demselben eine Burg zu bauen. — Es war der Platz in Cöln zwischen der Klostermauer der schwarzen Brüder und der Spree, von der Klosterpforte bis zur langen Brücke. Und damit nicht genug; sie mußten das Rathhaus auf der langen Brücke dem Kurfürsten überlassen, mußten auf die Gerichtsbarkeit verzichten und auf's Neue Unterthänigkeit und Gehorsam versprechen.

## Viertes Kapitel.

Der Schloßbau. — Zwing Cöln. — Unzufriedenheit in Berlin. — Verbannung des Balzer Hoytin. — Offener Aufruhr. — Balzer Hafe. — Die Erstürmung der kurfürstlichen Kanzlei. — Die Fehde mit Balzer Hoytin. — Das Schiedsgericht in Spandau. — Vollständige Unterwerfung und Strafe.

Am 31. Juli 1443 war Kurfürst Friedrich II. mit glänzendem Gefolge nach Berlin gekommen. Der Grundstein zu seinem neuen Schlosse sollte gelegt werden, dem Schloß, das der bittere Wig der Berliner, ehe es noch gebaut war, schon mit dem Namen Zwing Cöln belegt hatte.

Baumaterialien aller Art waren auf der Spree herbeigefahren worden, um ein möglichst prächtiges Gebäude aufzurichten. Die Cölner Stadtmauer, dem Werder gegenüber, welche den Bau hinderte, war eingerissen worden.

Der Kurfürst legte unter den üblichen Feierlichkeiten persönlich den Grundstein; das Volk von Berlin und Cöln aber stand von ferne und schaute dem glänzenden Schauspiel zu, nicht mit freudiger Neugier, wie sonst wohl bei prächtigen Hoffesten, sondern mit finsternen Blicken. —

Die Herren von den Geschlechtern waren plötzlich ausnehmend bürgerfreundlich geworden; ihr früherer Uebermuth schien, seit sie des Stadtrigments beraubt waren, vollständig verschwunden. Waren sie sonst hoffärtig auf den Straßen gegangen und hatten sie kaum gedankt, wenn einer aus den Zünften sie höflich grüßte, so waren sie jetzt eitel Freundlichkeit und Herablassung selbst gegen die gemeinen Bürger und küsteten womöglich das Barett schon zuerst. — Sie sprachen viel von der vergangenen guten Zeit, wo die Städte Berlin und Cöln die ersten gewesen seien in der Mark und wie solche Zeit wohl wieder kommen könnte, wenn nur Geschlechter, Biergewerke und gemeine Bürgerchaft einig seien. — Es sei schon recht, daß die Biergewerke und die Bürgerchaft im Rathe säßen und das solle auch so bleiben, aber unrecht sei es, daß die Städte ihre Bürgermeister und ihren Rath nicht frei wählen dürften, sondern ihn erst vom Kurfürsten bestätigen lassen müßten. Was gehe denn den Kurfürsten die Stadtverwaltung an?

So redeten die abligen Herren auf der Straße und in den Trinkstuben, in denen sie sich fleißig genug einfanden, um ganz gegen ihre frühere Gewohnheit mit den Bürgern zu plaudern, und was die Herren aus den Geschlechtern sagten, das sprach das Volk nach; Kurfürst Friedrich wurde weiblich durchgehohelt, kein gutes Haar ließ man an ihm, besonders seit der Grundstein zum Schloß gelegt war. —

Die Arbeiter waren fleißig daran, weiter zu bauen, aber das war kein leichtes Stück, denn oft wenn sie Morgens kamen, fanden sie, daß muthwillige Hände in der Nacht das eingertissen

hatten, was am Tage vorher mühsam vollendet worden war. — Die großen Quadern, die man auf Rähnen herbeigeschafft und in Haufen aufgehümt hatte, waren auseinander geworfen und zum Theil sogar in die Spree gewälzt worden, aus deren morastigem Grund man sie nicht wieder herausholen konnte. Wo es irgend möglich war, den Bauleuten einen Schabernack zu spielen, da geschah es, und die Arbeit wollte daher nicht recht vorwärts. —

Mit jedem Jahre mehrte sich die Unzufriedenheit in Berlin und Cöln; immer deutlicher und unverhohlener zeigte sie sich, denn die Geschlechter hatten, da sie sich von den Bürgern unterstützt sahen, neuen Muth gewonnen, um so mehr, da Friedrich in Kriegen mit den Pommern genug zu thun hatte, so daß er nicht an eine weitere Demüthigung Berlins denken konnte.

Als der Kurfürst im Jahre 1446 einen Landtag in Berlin abhielt, sah er nirgends ein freundliches Gesicht, kein Subelruf empfing ihn auf den Straßen, kein Willkommen wurde ihm und seine Hofbeamten konnten ihm nicht genug davon erzählen, mit welchem Haß sie von den Bürgern betrachtet würden. —

Die Freunde des Kurfürsten, welche seiner Zeit dazu beigetragen hatten, daß sich die Biergewerke zur Ausgleichung ihres Zwistes mit dem Rath nach Spandau an Friedrich gewandt hatten, erhielten täglich eine schwierigere Stellung, besonders lastete der allgemeine Haß auf Balzer Boytin, der sich vor Allen eifrig für den Kurfürsten ausgesprochen hatte. Gegen ihn machte sich die allgemeine Aufregung Luft und der Rath wurde ein Werkzeug derselben, er verwies den Verhafteten aus der Stadt. — Obgleich Balzer Boytin sich sicheres Geleit vom Rath erbat, um ihm zu Recht zu stehen, obgleich der Kurfürst selbst sich seines Anhängers annahm, diesem freies Geleit zusagte und die Städte Berlin und Cöln aufforderte, sich darnach zu achten, kümmerten dieselben sich doch nicht um den Befehl, und Boytin zog deshalb vor, die Stadt, in der er seines Lebens nicht sicher gewesen wäre, nicht wieder zu betreten.

Kurfürst Friedrich hatte nichts gethan, um die Störungen des Schloßbaues und die Austreibung seines Anhängers zu strafen, das gab den Berlinern Muth zu neuen Schritten. Willkürliche Aenderungen im Stadtre Regiment wurden vorgenommen, man verjagte die Bauleute vom Schloßbau und zog an der Stelle, wo die Festungsmauer von Cöln durchbrochen worden war, einen Blockzaun auf dem abgetretenen Bauplatz. — Dem Markgrafen Johann, dem Bruder des Kurfürsten, wurde der Aufenthalt in Berlin versagt, mehrere Anhänger Friedrichs wurden schimpflich aus der Gilde ausgestoßen, jede Kränkung und Verhöhnung, welche man dem verhafteten Kurfürsten zufügen konnte, wurde hervorgesucht und die Bürger gingen endlich so weit, daß sie die kurfürstlichen Schleißen auf dem Cölnischen Werder

aufzogen, um einen Theil der Stadt, aber auch den Schloßbau unter Wasser zu setzen.

Der Kurfürst befand sich damals nicht in der Lage, sofort Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Er verstand es meisterhaft, eben so wohl durch ruhige Unterhandlungen, als durch rasches Zugreifen zu siegen; hatte er letzteres bewiesen, als er mit seinen 600 Reitern vor Berlin rückte, so zeigte er ersteres jetzt. Er forderte die aufständischen Städte zu gütlicher Vergleichung auf und bediente sich dabei der früher mit Berlin und Cöln verbündeten Städte als Vermittler; dies war das beste Mittel, ein neues Städtebündniß, welches gefährlich hätte werden können, zu verhindern; der Erfolg zeigte sich auch sofort, denn als Berlin und Cöln sich an die übrigen Städte um Hilfe und Beistand wendeten, war dieser Schritt ein vergeblicher. —

Am 20. Dezember 1447 traten die Stände der Mark zusammen. Der Kurfürst beschwerte sich gegen Prälaten, Herren und Mannen und die Deputirten der Städte über die vielen Ungebürlichkeiten, welche von den Berlinern gegen ihn verübt worden seien; noch immer aber zeigte er sich milde und versöhnlich, er gab auf den Wunsch der Stände seine Genehmigung, daß dieselben nach Berlin reisen dürften, um dort gütlich zu verhandeln.

Das war fast ein Uebermaß von Nachsicht, daß aber Friedrich Willens sei, endlich energisch vorzugehen, zeigte er, indem er sich unter dem 20. Februar 1448 von seinem Bruder Friedrich dem Jüngern, welchem die Bürger ebenfalls Treue geschworen hatten, volle Gewalt ertheilen ließ, die Rathmannen und Bürger zu Berlin und Cöln im Gericht zu beklagen, mit Krieg zu strafen und zum Gehorsam zu bringen. Auf Fürbitte mehrerer märkischer Städte erklärte er sich indessen bereit, sich „nach Recht und Billigkeit“ genügen zu lassen, wenn ferner beide Städte sich nicht an ihm und den Seinigen vergreifen und keine Gewalt mehr üben wollten. Der Rath von Berlin und Cöln hielt die Nachsicht des Kurfürsten für Schwäche, er kannte den eisernen Sinn desselben noch nicht, und je milder sich Friedrich zeigte, je hartnäckiger pochte der Rath auf das Recht der Stadt. Nur mit Mühe gelang es in dreitägiger Unterhandlung den Ständen, den Rath dahin zu vermögen, daß die Städte ihren Streit mit dem Kurfürsten einer richterlichen Entscheidung unterwerfen wollten; der Kurfürst wünschte, die Stände möchten entscheiden, dies aber verweigerte der Rath von Berlin und Cöln und nun gabs Unterhandlungen hin und her; ehe diese aber noch zum Abschluß kommen konnten, unterbrach sie eine neue Gewaltthat der Berliner.

Friedrich hatte befohlen, die kurfürstliche Schleuse wieder zu schützen und seinen Hofrichter Balzer Gate mit der Ausführung dieses Befehls betraut. —

Balzer Gate hatte mehr als andere kurfürstliche Diener den Haß der Berliner auf sich ge-



laden durch sein stolzes, schroffes Wesen längst war es den Bürgern ein Dorn daß der Hofrichter mit seinen Mannen Hause ruhig saß, die Aufregung gegen außerordentlich groß und drohte bei Veranlassung zum Ausbruch zu kommen. Gabe gab diese Veranlassung selbst. Er mit harten Worten den Rath von B. dem Befehl des Kurfürsten nachzukommen als dies nicht geschah, sendete er seine Leute den Schleusen, um dieselben selbst zu schließen.

Als die bewaffneten Söldner durchzogen, sammelte sich das Volk und folgten die Bürger bewaffneten sich, rotteten sich an und ehe die Söldner sich zu wehren mochten, waren sie niedergeworfen, und ins Gefängniß geführt. —

Die wüthende Volksmasse stürmte das hohe Hause, der Hofrichter vermochte es nicht zu widerstehen, auch er wurde genommen und dem Rathe zugeführt, den Kerker werfen ließ.

Mit lautem Jubelruf zog nun die Menge nach der kurfürstlichen Kanzlei. Thüren wurden erbrochen, die Fenster ein- und die Schränke ihres Inhalts an die Wände und Documenten beraubt. — Auf dem Hause wurde ein Scheiterhaufen und auf demselben verbrannte das Papier, indem es den Kurfürsten verhöhnte.

Auch dieser Frevel bewegte Friedrich zu seiner Zurückhaltung zu brechen; je ruhiger und nachsichtiger er sich zeigte, je sicherer war die Billigung der Stände der Mark zu erhoffen.

Er ließ durch seinen Hofrichter Peter von Groben die Ausrührer vor sein Hofgericht in Spandau laden, es kam aber Niemand; persönlich zwei Mal an den Rath von B. und Cöln und bat den Balzer Haken gerechten Haft zu entlassen, er that es wehmüthigen Ausdrücken. „Würdet ihr nicht thun, so müssen wir ein solches Maß Freveln und Muthwillen, die ihr gegen uns nehmet, dulden, als lange bis wir es können.“ — Aber der Rath war taub für diese Vorstellungen.

Jetzt endlich hielt es Friedrich an mit ernstern und energischen Schritten vorzugehen.

Balzer Boytin, der aus den Städten Verbannung getriebene Anhänger des Königs brachte vor Begierde sich an den Verräthen. Er erließ am 28. März 14 Dienstag nach Ostern, einen Fehdebrief an die Städte Berlin und Cöln, in welchem er den Rath und allen Bürgern den offenen Haß erklärte. —

Ein einfacher Bürger wagte es, die so mächtigen Städten den Krieg zu erklären. Das war ein schlimmes Zeichen, und war's, daß sich in Berlin und Cöln die Stimme für Balzer Boytin erhob, da

traurigen Frieden, durch den nichts in den Verhältnissen, welche den Städten so viel Veranlassung zur Klage gegeben hatten, geändert wurde, der auf die Unterdrückung der stolzen republikanischen Freiheit, welche die mächtigen Städte bisher genossen hatten, das Siegel presste. Daß Berlin und Cöln auf diesen Friedensschluß eingingen, zeigt, wie isolirt sie standen, wie ihnen keine Hoffnung auf Hilfe mehr blieb. Nur die Verzweiflung konnte sie zu so vollständiger Unterwerfung bewegen. —

Die Bürger und Einwohner beider Städte verpflichteten sich, alle die gegen den Kurfürsten im Jahre 1442 eingegangenen Verpflichtungen unverbrüchlich zu halten. Das Stadtrecht sollte wieder in den von Friedrich festgesetzten Zustand zurück versetzt werden, die Bestätigung des Rathes blieb dem Kurfürsten vorbehalten. — Der Schloßbau durfte nicht ferner gehindert, der in der Cölnischen Mauer aufgerichtete Blockzaun mußte niedergedrückt, das Rathhaus auf der langen Brücke dem Kurfürsten wieder eingeräumt werden. Die Mühlen, der Zoll und die Niederlage wurden demselben überantwortet. Ein Rechtstag sollte eingesetzt werden, um Strafen zu verhängen über alle diejenigen, welche Gewaltthatigkeiten gegen den Kurfürsten begangen oder durch Schmähungen dessen fürstliche Ehre verlegt hätten.

Und so geschah es. — Auf dem Rechtstag, der abgehalten wurde, entschieden die Stände über alle die Verunglimpfungen, welche der Kurfürst während der Zeit des Streites in Berlin und Cöln hatte erleiden müssen, über die Gefangennehmung des Balzer Hute, die Erstürmung der Kanzlei und die Verbrennung der werthvollen Dokumente; sie verhängten schwere Strafen über den Rath und die vornehmsten Bürger von Berlin und Cöln; diese mußten in Spandau vor den kurfürstlichen Räten erscheinen, Leib und Gut in die Hände des Kurfürsten übergeben und einen feierlichen Eid leisten, „daß sie nimmermehr gegen die Herrschaft, weder mit Worten noch Werken, sein, solches zu thun auch Niemandem gestatten, sondern die Herrschaft ohne Verzug warnen wollten, insofern sie etwas wahrnehmen würden, das dieser zu Schaden kommen könne.“

Die meisten Bürger wurden nach Ableistung dieses Eides begnadigt und erhielten ihre Besitzungen zurück, andern wurde die Begnadigung erst später zu Theil, nur einige der hervorragendsten Abligen aus den Geschlechtern der Stadt, welche besonders zur Erregung der Unruhen beigetragen hatten, erhielten schwerere Strafen, sie wurden des Landes verwiesen und ihrer sämtlichen Güter verlustig erklärt. Unter ihnen befand sich auch der Bürgermeister Ryke, der bei dem ganzen Aufstande eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Bernhard Ryke war ein Mann von Muth und Kraft, der nicht nur in seiner Vaterstadt in hohem Ansehen stand; er mußte aus Berlin fliehen, fand aber freundliche Auf-

nahme bei dem Herzog Friedrich von Sachsen, der ihn sogar als Rath in seine Dienste nahm.

So lange Bernhard Ryke, der erbitterte Feind des eisernen Friedrich lebte, drohte die Gefahr, daß der Streit der Städte mit dem Kurfürsten von Neuem beginnen könne. Sein Tod mußte Friedrich II. sehr erwünscht sein. Als daher noch im Jahre 1448 vermummte Reiter Ryke auf dem Hohen Flemming überfielen und tödtlich verwundeten, war es nur natürlich, daß die finstere That fanatischen Anhängern des Kurfürsten zugeschrieben wurde.

Berlin und Cöln waren tief gedemüthigt. Friedrich setzte sofort nach der Unterwerfung den alten Rath ab und einen neuen ein. Zu Bürgermeistern von Berlin wurden der Hofrichter Peter von der Gröben und der Schuster Claus Schulze ernannt. — Mochte schon die Ernennung des Hofrichters und des Schusters den Bürgern und besonders den Geschlechtern nicht besonders angenehm sein, so stand ihnen doch im nächsten Jahre eine noch tiefere Kränkung bevor. Am 27. April 1449 wurde Balzer Boytin zum Bürgermeister von Berlin erwählt und bestätigt, derselbe Boytin, der mit Schande aus der Stadt getrieben worden war und gegen diese in offener Fehde gelegen hatte.

Wohl mögen manche der früher so stolzen Bürger über diese neue Demüthigung mit den Zähnen geknirscht haben, aber zu thun vermochten sie nichts mehr, ihre Kraft war gebrochen, hatten sie doch andere Demüthigungen in Fülle über sich ergehen lassen müssen, ohne an einen Widerstand denken zu dürfen. —

Das Wappen der Stadt Berlin zeigte fortan den Bären in gebückter Stellung und den brandenburgischen Adler auf dem Rücken tragend; der steinerne Roland, das Sinnbild des Blutbannes, der mit dem Gerichtsschwert in der Hand in der Nähe der Nikolaikirche gestanden hatte, ist wahrscheinlich damals umgestürzt und fortgeschleift worden. Alle die alten Rechte und Freiheiten, durch welche Berlin und Cöln sich schnell zu einer so großen Macht unter den märkischen Städten erhoben hatten, waren vernichtet und die Schwesterstädte verloren daher ihr hervorragendes Ansehen; sie fanden wohl schwerlich einen Ersatz für diesen Verlust in dem ihnen für später bewiesene Fügsamkeit im Jahre 1453 verliehenem Recht, mit rothem Wachs siegeln zu dürfen.

Mit dem Jahre 1448 schließt ein wichtiger Abschnitt in der Geschichte von Berlin und Cöln ab. — Vom Jahre 1307 bis 1448 waren beide Städte, wie unsere Leser sich erinnern, mit der durch das Jahr 1442 bedingten kurzen Unterbrechung zu einer gemeinsamen Stadtverwaltung vereinigt. Die Vereinigung war die Grundlage ihrer Macht und daher die Trennung der Stadtverwaltung die erste Maßregel, welche Friedrich nach der Beseitigung des Aufstandes ergriff. — Von jener Zeit an bis zum Jahre 1708 wurde die Verwaltung beider Städte gesondert geführt.

---

### Fünftes Kapitel.

Der Schloßbau. — Die eiserne Jungfrau. — Die Burglehne und Freihäuser. — Der Bürgereid. — Tod Friedrichs II. — Albrecht Achilles. — Der Kurprinz Johann. — Armeseliges Hoflager im Schloß zu Eöln. — Johanns Zug gegen den Raubadel in der Priegniß. — Tod Albrechts. — Johann Cicero. — Die Bierziese. — Der Aufstand der altmärkischen Städte. — Tod Johanns. — Sein letztes Wort.

bürgerliche Geschäfte zu treiben; außerdem durften sie Wein, Bier und Meth für ihre Haushaltung steuerfrei einführen. —

Es entstanden nach und nach eine ganze Anzahl solcher Burglehen und auch in späteren Jahrhunderten folgten die Fürsten dem ihnen von ihren Vorfahren gegebenen Beispiele und verliehen einzelnen Häusern Abgabefreiheit unter bestimmten Bedingungen. Außer den Burglehen gab es noch eine Anzahl von Grundstücken, die sich meist im geistlichen Besitz befanden und denen schon früher der Rath städtische Abgabefreiheit bewilligt hatte. So entstanden die Freihäuser. Noch heut sehen wir an vielen dieser Häuser die Bezeichnung Freihaus. —

Das Schloß in Cöln und die Burglehen trugen dem Kurfürsten gute Früchte. — Nicht ohne Grund hatte der Wig der Berliner dem Schloß den Namen Zwing Cöln gegeben, es war aber auch ein Zwing Berlin geworden, denn die früher so muthigen, ja übermüthigen Bürger wagten es fortan nicht mehr, sich gegen den mächtigen Kurfürsten aufzulehnen, sie trugen geduldig die ihnen auferlegten Fesseln und machten keinen Versuch weiter, dieselben abzustreifen. —

Ihre frühere Selbstständigkeit war verloren gegangen. — Hatten die Städte früher, ehe sie dem Landesherrn huldigten, die Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten gefordert, so mußten sie jetzt die Huldigung bedingungslos leisten, dann erst bestätigte ihnen der Kurfürst diejenigen Rechte, die er ihnen zubilligen wollte, gewissermaßen als ein freies Gnadengeschenk. — Schon in der Form des Bürgereides zeigte sich das veränderte Verhältnis deutlich, hatte der frühere Eid nur die Treue gegen den Rath gefordert, so war jetzt die gegen den Kurfürsten in den Vordergrund gestellt. Der Eid lautete: — „Ich gelobe und schwöre, meinem gnädigen Herrn getreu und gewähr zu sein, seinen Schaden zu wenden und Frommen zu werben, und in keiner Sache wider seine Gnaden und die Herrschaft zu sein, als mir Gott helfe und die Heiligen. — Ich will auch dem Rath getreu und gewähr sein; wann mich der Rath vorfordert bei Tage oder Nacht, will ich gern zum Rathe kommen und ein gehorsamer Bürger sein; bei meiner Treue und Ehre!“ —

Also dem Könige einen Eid, dem Rathe nur ein Versprechen auf Treue und Ehre, — und doch war auch der Rath fortan nichts Anderes mehr, als ein Organ des Landesherrn, der ihn nach Gutdünken bestätigte und absetzte, nicht mehr die freie Vertretung der Bürgerschaft. Seine Befugnisse waren nach allen Richtungen hin beschnitten, selbst die Polizei-Gerichtsbarkeit wurde zwar von ihm zur Ausführung gebracht, aber nur auf Grundlage der vom Kurfürsten erlassenen Polizei-Verordnungen.

Die Bürger fügten sich dem neuen Systeme schneller und williger, als wohl Friedrich selbst erwartet hatte, und gewiß trug dazu viel die demokratische Gleichstellung sämmtlicher Bürger

verarmten Landes mit voller Liebe annahm, der seinen Ehrgeiz darin suchte, den Wohlstand der Untertanen Wunden zu heilen, welche die zuge der letzten zehn Jahre geschlagenen Schlachten: t eines Helden, dem Ziel des Strebens war. —

\*) Friedrich genoss die gewünschte Ruhe nicht lange. Er starb schon am 10. Februar 1471.

sentanten der verschwinnenden Ritterzeit. — Unter den Waffen grau geworden, hatte er nur Lust und Freude am Waffenhandwerk. — Ein Zweikampf war ihm ein Vergnügen, eine Schlacht der Inbegriff der Freude. — Wo es irgend Krieg gab, da nahm Albrecht Achilles, wenn es ihm irgend möglich war, thätigen Antheil; es gab kaum einen Winkel in Deutschland, den er nicht mit dem Schwerte in der Hand an der Spitze eines Heeres betreten hatte. — Er suchte fast mit tekem Uebermuth den Tod in der Schlacht, ohne ihn doch je finden zu können.

Gab's keinen Krieg, dann fühlte sich Albrecht nur wohl in der Mitte seiner ritterlichen Genossen, bei prächtigen Waffenspielen. Sein Hof war der glänzendste in Deutschland, die von ihm veranstalteten Turniere zogen ritterliche Kämpfer aus allen Ländern Europas herbei und er selbst war der tapferste Held bei denselben.

Wäre der Kampfesruhm eines Fürsten ein Glück für das Volk, das der Mark wäre das glücklichste der Welt gewesen! —

Albrecht Achilles hatte wenig Lust, das glänzende, freudenvolle Leben an seinem prächtigen Hofe in Franken mit dem langweiligen auf dem Schloß in Cöln zu vertauschen. — Er nahm wohl die Regierung der Mark an als eine neue Quelle der Macht und des Geldes, aber ohne die Absicht, sein Leben in der öden Sandwüste zuzubringen. — Er kam daher auch nicht gleich selbst nach der Mark, sondern sendete seinen ältesten damals 15jährigen Sohn Johann als seinen Statthalter in dieselbe. Erst im Herbst 1471 folgte er seinem Sohne, um die Huldigung der Märker anzunehmen.

Gleich das erste Auftreten des Kurfürsten trug wesentlich dazu bei, ihm die Herzen des Volkes, des Adels sowohl, wie der Bürger, zu entfremden. Albrecht war an seine fränkischen Sitten gewöhnt, die rohe märkische Art mißfiel ihm daher höchlich und er zeigte offen seine Verachtung gegen die Märker.

Es liegt uns ein ausführlicher Bericht über die Art und Weise vor, wie Albrecht die Bürger und den Adel in Salzwedel bei der Huldigung behandelt hat, ähnlich ist sein Auftreten auch in Berlin und Cöln gewesen, wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir sehen, daß das Volk sich dem fremden Fürsten abhold zeigte. —

Der Kurfürst war mit einem großen Schwarm von Hoffstranzen gekommen, er nahm zwar die dargebotenen reichen Geschenke der Bürgerschaft an und vertheilte sie unter sein Gefolge, welches darüber spottete und lachte, um die Geber selbst aber kümmerte er sich wenig. — Die märkischen Edelleute, welche gekommen waren, um ihm ihre Ehrfurcht zu erweisen, ließ er unbeachtet stehen. — Während er mit seinen Franken das ihm vom Rath überreichte Confect verzehrte, standen die Herren vom Adel aus der Mark verlegen am Ramin und schauten voll innern Aergers zu, wie die Franken naschten, wie diese sich vergnügten.

Sie selbst bekamen nichts von den ledern Sachen, welche der Rath dem Kurfürsten aufgetischt hatte, und doch war genug vorhanden, zwei große Badtröge voll Apothekergewürz und Confect und zwei gewaltige Mulden voll Bohnenkuchen, der mit Mandeln und Ingwer wohl bestreut war. —

Hätte nicht der Rath ein wenig für die Herren vom märkischen Adel gesorgt, ihnen Krüge mit Klarettwein, Bier und auch etwas Kuchen vorgelegt, so wären sie mit trockenem Munde und knurrendem Magen abgezogen.

So wenig das erste gesellschaftliche Auftreten des Kurfürsten die Märker befriedigte, so wenig waren auch seine ersten politischen Schritte geeignet, ihm Sympathien beim Volke zu erwerben.

Im Jahre 1472 berief Albrecht einen Landtag nach Berlin. Er verlangte von den Ständen eine Summe von 100,000 Gulden zur Deckung der von seinem Vorgänger gemachten Landesschulden; die Forderung wurde bewilligt, dagegen weigerten sich die Stände einer Steuer auf Lebensmittel, welche ihnen der Kurfürst außerdem auferlegte. — Die Abgeordneten der Städte, unter denen auch die von Berlin und Cöln waren, baten dringend diese Abgabe, welche das lauteste Murren, eine tiefe Unzufriedenheit im ganzen Lande erregte, wieder abzuschaffen, sie erhielten aber nur eine kurze, trockene, abschlägliche Antwort. — „Die Bitte der Städte befremde ihn“, — so erwiderte Albrecht — „er werde die Abgaben keineswegs abstellen und sei dies den Ständen nicht eben oder recht, so wolle er es auf den Ausspruch des Kaisers oder der Kurfürsten, oder selbst einer Kommission aus ihrer Mitte ankommen lassen.“

Es war den Ständen nicht eben! — Sie verlangten den Ausspruch einer Kommission und Albrecht wählte eine solche, natürlich aber berief er in dieselbe nur seine entschiedensten Anhänger, seinen Kanzler, den Bischof von Lebus, Friedrich Cesselmann, einige befreundete Ritter und verschiedene Rathsherrn aus Berlin, Brandenburg, Frankfurt und Bregnow, auf deren Stimmen er mit Sicherheit rechnen konnte.

Die Kommission entschied sich, wie voraus zu sehen war, für das Recht des Kurfürsten und Kaiser Friedrich III., bei welchem Albrecht hoch angesehen war, bestätigte den Urtheilspruch und bedrohte Jeden, der sich der Abgaben weigern möchte, mit einer Geldstrafe von 100 Mark löthigen Goldes.

Eine allgemeine Unzufriedenheit in allen Städten des Landes war die Folge des Urtheilspruchs und trotz der kaiserlichen Drohung machte sich dieselbe doch bald in gewaltsamen Ausritten Luft. Die Städte jagten hier und da die kurfürstlichen Zöllner fort, endlich aber mußten sie nachgeben; sie hatten keinen innern Zusammenhang mehr, die Zeit des märkischen Städtebündnisses war vorüber und die Kraft der Bürger gebrochen.

Berlin und Cöln hatte sich bei dem Aufstand überhaupt nicht betheiligigt; die schlimmen Folgen,



als Statthalter wenig zu thun vermöge, da er bei jeder Regierungshandlung erst den Willen seines gestrengen Vaters einholen mußte.

Das Räuberhandwerk kam wieder mehr in Aufnahme, als lange Zeit zuvor, die Herren v. Dutzow, Schenk, Wöllendorf, die Gänse von Puttlich, die Grävenitz und Wardenberg zogen schamlos auf die Landstraße, pochten schußlose Dörfer aus und raubten den Städten die Viehheerden. — Sie brannten und mordeten ohne Scheu. — Um die reisenden Kaufleute bequemer plündern zu können, verrammelten sie die Landstraßen durch große Forden, die über den Weg gezogen wurden und hinter denen sie mit ihrem bewaffneten Gesindel lauernd lagen.

In der Briegnitz und in der Altmart trieb es der Adel besonders arg. Fast kein Tag verging ohne eine freche Raubthat. Der Uebermuth der adligen Räuber stieg von Jahr zu Jahr, bis ihn endlich der Kurfürst einigermaßen zügelte. — Im Jahre 1482 machte er eine große Jagd auf die Räuber in der Briegnitz. Mit gnadenloser Strenge schritt er gegen das ablige Raubgesindel ein und strafte dasselbe ohne Rücksicht auf Rang und Zahl der Ahnen.

In jenen Tagen wurden 15 Raubschlösser zerstört und der Scharfrichter bekam harte Arbeit. Die Räuber wurden vor ihren eigenen Schlössern unbarmherzig aufgehängt. — Das schaffte Ruhe für einige Jahre.

1486 starb Albrecht Achilles, ein Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende. — Er hinterließ die Mark Brandenburg seinem Sohne Johann, dem bisherigen Statthalter derselben, nachdem er schon vor einigen Jahren die Untheilbarkeit der brandenburgischen Länder durch ein Hausgesetz anbefohlen hatte.

Johann war ein Fürst anderen Schlages, als sein Vater. Während dieser mit schlechtverhehlter Verachtung auf die Märker blickte und sich nur wohl daheim in Franken fühlte, war Johann am liebsten in der Mark und hing an derselben mit treuer Anhänglichkeit; während Albrecht Achilles den höchsten Ruhm und die höchste Lust im Kriege fand, war Johann ein Fürst des Friedens, der das Schwert nur zur Hand nahm, wenn eine dringende Nothwendigkeit es gebot; dann aber verstand er dasselbe mit Kraft zu führen. —

Johann war ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen, der beseelt war von einer hingebenden Liebe für Kunst und Wissenschaften; er war selbst ein tüchtiger Redner, und hat in der Geschichte deshalb den Namen Johann Cicero erhalten. —

Dem Friedensfürsten sichts die Nachwelt selten Kränze; so ist denn auch der Name Johann Cicero im Volke heute fast verschollen, während der des Albrecht Achilles, des kühnen, schlagfertigen Ritters, noch immer in weiten Kreisen genannt wird, und doch verdient Johann Cicero weit mehr als jener eine dankbare Erinnerung des Volkes, um so mehr, als er vom ersten Beginn seiner

Regierung an mit fortwährenden Widerwärtigkeiten, selbst mit dem Haß des Volkes, zu kämpfen hatte und diesem dennoch seine volle Liebe bewahrte und nach Kräften bestrebt war, zum Besten desselben zu wirken, wie noch sein letztes Wort uns erweist. —

Johanns Regierungsantritt wurde nicht mit Jubel begrüßt; das Volk machte den Kurfürsten für alle seine Regierungshandlungen, zu denen er durch die Befehle seines strengen Vaters gezwungen war, verantwortlich. Es wußte nichts von den vielen stehenden Briefen, welche Johann an Albrecht Achilles zum Besten der Märker gerichtet hatte, nichts von seinen unausgesepten erfolglosen Bemühungen. —

Wie der Vater, so der Sohn! — Das war der Glaube des Volkes, und fast hatte es ein Recht zu demselben, denn Johann zeigte seine ungeheuchelte, fast bis zur Abgötterei gehende Verehrung gegen seinen Vater bei jeder Gelegenheit. Auch seine Handlungsweise in den ersten Jahren seiner Regierung schien zu beweisen, daß er im Sinn und Geist des Vaters zu herrschen beabsichtige. —

Durch die Verschwendung des Kurfürsten Albrecht Achilles, durch die vielen geführten Kriege desselben, waren die Geldmittel Johanns erschöpft; das Bedürfniß des Landes machte eine neue Steuer unumgänglich nothwendig. Woher eine neue Steuer nehmen? Man hatte in jener Zeit schon die Erfahrung gemacht, daß die indirekten Steuern am einträglichsten seien und besonders diejenigen, welche auf allgemeine Lebensbedürfnisse gelegt wurden. — Johann beschloß daher eine Bierziese einzuführen. Eine solche Steuer schien besonders gerathen, da in der Mark Brandenburg, — Dank dem unerschöpflichen Durst der alten Märker — unglaubliche Massen Bier consumirt wurden. Der Arme, so meinte der Kurfürst, — werde durch eine Biersteuer nicht besonders hart betroffen, — der Reiche, der Schwelger und Praffer aber könne schon zahlen. Er über sah, daß das Bier ein wirkliches Volksbedürfniß war, und daß daher eine Vertheuerung desselben gerade den Ärmern am schwersten drückte. —

Die Bierziese wurde nach einer Berathung des Kurfürsten mit seinen Räten und den Ständen wirklich auf sieben Jahre eingeführt. Von jeder Tonne wurden 12 Pfennige (nach unserem Gelde etwa 1 Mark) Steuer erhoben.

Berlin und Cöln wurden durch die Bierziese besonders hart betroffen. Schon seit Jahren, seit die beiden Städte ihre Selbstständigkeit verloren hatten, war auch ihr Handelsverkehr gesunken, seitdem aber war gerade die Bierbrauerei ein Haupterwerbszweig geworden.

Die Unzufriedenheit über die neue Steuer war groß. In allen Trinkstuben wurde weiblich darüber geschimpft; aber vom Wort zur That ist's weit. — Nicht mehr wie früher, waren die Berliner bereit, für ihr Recht, selbst ihr vermeintliches, mit den Waffen in der Hand einzustehen. Der





auch in seinen letzten Tagen war es sein sehnlicher Wunsch, daß sein junger Sohn Joachim, dem er das Kurfürstenthum hinterließ, ein gleiches Streben verfolgen möge; er hinterließ ihm eine Ermahnung, eine Sammlung köstlicher Lebensregeln für einen jungen Fürsten, welche wie damals, so auch in vielen Stücken noch heut den Inbegriff wahrer Regierungsweisheit bilden.

Johann Ciceros letztes Wort\*) an seinen Sohn lautet folgendermaßen:

Herzlich geliebter Sohn! —

Ich habe niemals gezeifelt, daß Ihr in Eures Vaters Fußstapfen treten und sowohl Euch selbst, als die Euch nach meinem Tod gebührende Lande wohl regieren würdet, weil Ihr bereits hierzu einen glück- und geschichtlichen Grund gelegt. Doch habe ich nöthig erachtet, aus brünstiger Liebe zu Euch und meinen Unterthanen eine treue väterliche Ermahnung zu hinterlassen, damit Ihr desto weniger fehlen oder von bösen und untreuen Rätthen Euch verleiten lassen möget. Zwar die Erinnerungen sein jedermann leicht, die Vollziehung aber schwer, doch hoffe ich, liebster Prinz, es werde Euch eine Lehre, weil sie von einem liebevollen Vater rühret und die letzte ist, die Ihr von mir hören werdet, auch angenehm sein. — Kluge Fürsten sehen alle Zeit auf ihrer werthen Kinder und Länder Wohlfahrt, doch sein sie alsdann am sorgfältigsten, wann sie aus diesem Leben wandern und das, so ihnen lieb gewesen, Andern übergeben sollen. Ich will nichts vor Euch geheim halten, sondern Alles in Euren Schooß ausschütten, Ihr aber werdet es gebührend aufnehmen und mein letztes Abschiedswort in festem Gedächtniß behalten.

Vor Allem stellet Euch mein geführtes Leben zu einem Exempel der Nachfolge, als der ich mich auch bemühet, mein ganzes Leben lang meinem Vater, dem gloriwürdigen Kurfürsten Alberto, zu folgen. Ich habe alle meine Rathschläge zu Nutz meiner Unterthanen gerichtet und darf das ganze Land, auch alle meine Diener zu Zeugen rufen, daß ich mich nicht als ein Regent, sondern als ein Vater gegen sie erwiesen. Ihr selbst, mein Prinz, werdet Euch erinnern, wohin meine Handlungen und Consilia gezelet, darum tretet in Eures Vaters und Groß-Herrn-Vaters löbliche Fußstapfen.

Es stehen Viele im Wahn, man erweise sich alsdann erst recht fürstlich, wenn man die Unterthanen beschweret und durch gewaltfame Zwangs-

mittel ihr Vermögen erschöpfet, hernach prasset man lustig und besetzt die anerbte Hoheit mit schändlichen Lüsten. — Man führet wohl königliche Pracht und widelt sich in verderbliche Kriege, hierdurch aber werden die väterlichen Reichthümer verschwendet, man verlieret die Liebe und das Vertrauen derer Unterthanen, man führet nicht mehr das süße Amt eines lieben Vaters, sondern eines furchtsamen Tyrannen. Ich kann nicht begreifen, was ein solcher Fürst vor Ehre habe, und kann mich Niemand bereden, daß er in Sicherheit sitze. Es ist schlechte Ehre über arme Bettler zu herrschen, und viel ruhmwürdiger, wenn man Reichen und wohlhabenden befehlen kann. Darum wollte der belobte Fabricius lieber der Reichen Herr, als selbst reich sein. —

Vom Kriegsführen halte ich nichts, sie bringen nichts Gutes. Wenn man nicht zur Beschützung des Vaterlandes und eine große Unbilligkeit abzuwenden den Degen ziehen muß, ist's besser, davon zu bleiben. —

Lasset Euch, mein Herzens-Sohn, die Gottesfurcht befohlen sein; aus selbiger wird viel und alles Gute auf Euch fließen. Ein Gottesfürchtiger denkt alle Zeit, daß er von seinem Thun Gott in kurzer Frist werde Rechnung erstatten müssen. Wer Gott fürchtet, wird niemals mit Vorjaß etwas begehren, dessen ihn gereuen könnte.

Die Armen nehmt in Euren Schuß. Ihr werdet Euren Fürstenthron nicht besser befestigen können, als wenn Ihr den Unterdrückten helfet, wann ihr den Reichen nicht nachsehet, daß sie die Eringern überwältigen und wann Ihr Recht und Gleich einem jeden widerfahren lasset.

Vergesst nicht, den Adel im Zaum zu halten, denn dessen Uebermuth verübet viel Böses. Strafet sie, wenn sie die Gesetze und Landesordnungen übertreten. Lasset ihnen nicht zu, das sie Jemand wider Gebühr beschweren können.

Hätte Euch Jemand bishero beleidiget, so bitte ich, daß Ihr es vergessen wollet. Es stehet keinem Fürsten wohl an, wenn er eine im Privatstand empfangene Unbilligkeit rechnen will, hingegen strafet die Schmeichler, die Alles Euch zu Liebe und nichts zu des Landes Wohlfahrt reden wollen. Werdet Ihr ihnen folgen, so werdet Ihr Eure klugen Rätthe verlieren und Euch in große Gefahr vieler schädlicher Neuerungen stürzen. Des Schmeichlers Rede gleicht dem Schlangengift, welches im süßen Schlaf zum Herzen dringet, und den Tod wirkt, ehe man es gewahr wird. —

Liebster Prinz, ich verlasse Euch ein großes Land, allein es ist kein deutsches Fürstenthum, in dem mehr Zan, Mord und Grausamkeit im Schwange als in unserer Mark. Wehret doch solchem Unwesen und schaffet, daß Eure Unterthanen lieblich und sanftmüthig bei einander wohnen mögen.

Zu diesem Ende bitte ich Euch, Ihr wollet

\*) Wir entnehmen die letzten Worte Johann Ciceros dem im Jahre 1682 erschienenen Buche „Brandenburgischer Cedernhain“ von Reutisch. — Dieser Schriftsteller spricht von einer Ermahnungsrede Johanns an seinen Sohn, welche er auf dem Sterbebette gehalten habe, andere Schriftsteller erzählen von einem Testament. — Lassen wir dahin gestellt, wo die Wahrheit ist, und erfreuen wir uns an den Worten selbst, welche wohl werth sind, daß das Volk sich ihrer dauernd erinnere. —

an einem wohlgelegenen Ort eine Universität aufzurichten, in welcher die Jugend wohl unterwiesen und zu guten Sitten und Künsten angeführt werde. Mein seliger Herr Vater hatte mir gleichen Befehl hinterlassen, allein die Kriegsunruhe, die überhäufigen Geschäfte, die kränkliche Leibesbeschaffenheit und der frühzeitige Tod haben mich an Erfüllung gehindert; jezo habe ich meiner lieben Mart den Frieden zu Wege gebracht und Ihr werdet Gelegenheit haben, diesen meinen letzten Willen mit Allernächstem zu vollstrecken. Ihr werdet hierdurch Gottes und Eure eigne Ehre befördern und Euren Landen großen Nutzen schaffen. Vergesst dieses ja nicht mein Prinz. Es ist ein kaiserlicher Befehl und im jüngsten Reichschluß versehen worden, daß die Kurfürsten in ihren Landen sollen hohe Schulen aufrichten. Die hierzu nöthigen Geldmittel habe ich bereits zusammengebracht und übergebe Euch solche in einem Testamente, bitte Euch aber herzlich, daß Ihr solche zu keinem andern Anschlag verwenden, oder diesen meinen letzten Willen ändern wollet.

Jezo werde ich, liebster Sohn, versammelt zu meinen Vätern, lebt Ihr glücklich und regieret wohl, so werden Euch die Frommen lieben und die Bösen fürchten. Ihr werdet von den Gegenwärtigen geehrt, von den Abwesenden aber gelobt, und wann Ihr diese meine Vätertreue zu Herzen nehmen und folgen werdet, mit unsterblichem Nachruhm getront werden!"

### Sechstes Kapitel.

Die erste Druckerei in der Mark. — Die Wehrverfassung von Berlin und Cöln. — Mangelnder Bürgerfinn. — Scheinfrömmigkeit. — Die Schwanengesellschaft. — Das Domstift. — Fromme Bruderschaften. — Der Pfaffen Unwissenheit und Unkeuschheit. — Bettler in Berlin.

Wir haben in den vorhergehenden Kapiteln unsern Lesern eine flüchtige Uebersicht der Geschichte der Mark Brandenburg, insofern Berlin und Cöln durch dieselbe berührt wurden, gegeben, von einer Spezialgeschichte unserer Stadt konnten wir um so mehr Abstand nehmen, als dieselbe im 15. Jahrhundert nach der Vernichtung der städtischen Selbstständigkeit nur von sehr geringem Interesse ist. Wir haben höchstens zu erwähnen, daß Berlin im Jahre 1484 abermals von einer Feuersbrunst, welche einen großen Theil der Stadt in Asche legte, heimgejucht wurde. Auch das Berliner Rathhaus brannte ab und nur kleine Theile desselben, die zwei vorspringenden Fenster über der Rathswaage, mit ihren bunt geformten Kranzsteinen blieben wahrscheinlich stehen und sind auch nach einem späteren Brande (1581) erhalten worden.

Es bleibt uns zum Schluß des Abschnitts nur noch übrig, einen Blick zurückzuwerfen auf die geistige und sittliche Entwicklung unserer Stadt im verfloffenen Jahrhundert, ein trauriger Rück-

blick, denn wir sehen kaum einen bemerkenswerthen Fortschritt.

Die Schulen waren noch immer ebenso ungenügend, wie früher. Die Bürger hatten kein Bedürfniß zur Volksbildung und wenn auch im Jahre 1451 eine Mädchenschule errichtet wurde, so war doch der Unterricht in derselben nicht weniger ungenügend, als der in der Knabenschule. Tüchtige Lehrer gab es nicht und konnte es nicht geben, denn ihre Besoldung war zu gering: 12 Pfennige alle Quatember und 2 Pfennige zu Neujahr für jeden Knaben; da blieb denn die alte Unsitte bestehen, daß die Lehrer sich als Vorschnetter bei bürgerlichen Festen, als Hochzeitsbitter u. s. w. ihren Unterhalt verdienen mußten. Die Schüler waren nach wie vor gezwungen, durch Gesang an hohen Festtagen und durch Theilnahme an den geistlichen Schauspielen für sich und für die Lehrer Geld zu verdienen.

Auch die Erfindung der Buchdruckerkunst fand in der Mark nur langsam Eingang. Der erste Buchdrucker\*) in derselben war Joachim Westphal, der in Stendal etwa im Jahre 1488 eine Druckerei anlegte. Das erste Buch, welches aus dieser Druckerei hervorging, war ein Werk in Folio: der Sachsenspiegel, eine Sammlung alter sächsischer Rechte und Geseze; — ein jetzt sehr seltenes Werk, welches nur noch in wenigen Sammlungen gefunden wird. —

Kurfürst Johann Cicero war eifrig bemüht, für die Ausbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse in der Mark zu sorgen, aber er hatte mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, mit der groben Unwissenheit des Adels und der Bürgerschaft, mit dem Widerwillen derselben gegen jeden geistigen Fortschritt. Auch seinen Lieblingsplan, in der Mark eine Universität zu errichten, vermochte er, wie wir schon aus seinen letzten Worten ersehen haben, nicht zur Ausführung zu bringen.

Der geringe geistige Fortschritt des Volks in der Mark Brandenburg während des 15. Jahrhunderts war eine Folge des fortdauernden, alle Verhältnisse zerrüttenden innern politischen Entwicklungstampfes. — Der Adel kämpfte für seine Freiheit, für die Herrschaft in der Mark, mit dem Fürsten und den Städten, und nachdem er besiegt war, begann der Kampf der Städte um ihre Unabhängigkeit mit dem eisernen Friedrich und später mit Johann Cicero. —

In den städtischen Republiken würden, wie uns

\*) Auch die übrigen wissenschaftlichen Gewerbe fanden in der Mark keinen rechten Boden. Die Kerkze waren meistens Quacksalber, welche selten eine ordentliche wissenschaftliche Bildung erhalten hatten, die Apotheken Kraamladen, in denen Geheimmittel aller Art feil geboten wurden. Eine privilegirte Apotheke errichtete am Fischmarkt im Jahre 1488 Johann Zehender, der von den Räten beider Städte das ausschließliche Recht zum Verkauf von Apothekerwaaren erhielt. Daß aber schon früher Apotheken in Berlin existirten, geht aus Urkunden vom Jahre 1354 — 1375 hervor.

das Beispiel der süddeutschen freien Reichsstädte erweist, Kunst und Wissenschaft nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, welche die Wissenschaft zum Gemeingut des Volkes machte, bald eine Stätte gefunden haben; dies aber war in Berlin nicht möglich, denn jedes höhere Streben der Bürger wurde mit ihrem Unabhängigkeitsfinn geknickt. — Aus den auf ihre Freiheit stolzen Bürgern, welche sich auf ihre eigene Kraft verließen, waren Unterthanen geworden, gute, geduldige Unterthanen, welche nach oben blickten und gehorchten. — Die Zunftgenossen nahmen nicht mehr eine Abhilfe etwaiger Uebelstände kräftig selbst in die Hand, sie wendeten sich hilfsehbittend an den gnädigsten Landesherrn, sie gewöhnten sich daran, sich bevormunden zu lassen. Seit sie nicht mehr selbst regieren durften, sondern nach kurfürstlichem Belieben regiert wurden, hatten sie den Gemeingeist und das Interesse für öffentliche, städtische Angelegenheiten verloren, bei denen sie ja doch nicht mitsprechen durften. Jeder gab sich seinen Geschäften hin und sorgte für sein eignes Beste; — den Schutz des Gemeinwehens überließ er dem Landesherrn, obgleich er immer noch, wie früher, verpflichtet war, Waffen zu tragen und wenn es die Vertheidigung der Stadt galt, auf die Mauern zu eilen. —

In jedem Hause mußten bei Strafe eine Rüstung, Panzer und Eisenhut nebst Waffen in bester Ordnung gehalten werden. Die Rüstung war jeder Bürger verpflichtet, sich selbst anzuschaffen, die Waffen und Munition besorgte der Rath auf Kosten der Stadt. Die Waffen des Fußvolks bestanden in Spieß oder Lanzen, Hellebarden, Armbrüsten und in späterer Zeit, nachdem der Gebrauch der Feuerwephere allgemeiner geworden war, in Hakenbüchsen, Musketen und Seitengewehren.

Den Mannschaften von Berlin und Cöln stand ein gemeinschaftlicher, von den Bürgern gewählter Hauptmann vor, der aber vom Kurfürsten bestätigt werden mußte.

Die Bürger waren verpflichtet, dem Kurfürsten im Kriege Waffendienste zu leisten, im Frieden seine Trabanten zu bezahlen. Wenn Berlin und Cöln unter Friedrich I. im Kampf gegen die Litthauer freiwillig ihre Söhne in's Feld gesendet hatten, so waren sie unter den Nachfolgern Friedrichs dazu gezwungen.

Im Jahre 1450 forderte Friedrich II. von ihnen Reifige und Wagen und verordnete, daß jedes Haus einen gerüsteten Mann stellen müsse und die Berliner waren gezwungen, dieser Verordnung ebensowohl zu gehorchen, wie sie in den Kriegen des Albrecht Achilles gegen die Pommern 1478 und 1479 eine bestimmte Anzahl Kriegsmannschaften stellen mußten, für Berlin und Cöln wurde die Aufbringung von 600 Mann nebst 100 Pferden und 2 Haubitzen angeordnet.

Die Bürger von Berlin und Cöln trugen allerdings noch immer die Waffen, aber nicht mehr wie früher zum Schutze ihrer Rechte und

Freiheiten, sondern im Dienste ihrer kurfürstlichen Herren. Sie waren ganz von diesen abhängig und sie gewöhnten sich endlich an diese Abhängigkeit, sie zeigten sich ebenso servil und selbst den Raunen ihrer Kurfürsten unterthänig, wie der Hofadel derselben. — Sie drängten sich zu den Festen, welche der gnädige Kurfürst gab, um die Schaulust des Volkes zu befriedigen, sie begafften und bewunderten die prächtigen Anzüge der Herren vom Hofe und fühlten sich beglückt, wenn sie hier oder da einmal durch einen freundlichen Blick oder ein herablassendes Wort beehrt wurden, sie äßten selbst die Gewohnheiten der hohen Herren nach, wie dies zu allen Zeiten von den guten Bürgern der Residenzstädte zur süßen Genugthuung der Machthaber geschehen ist. — In charakteristischer Weise zeigte sich dies in der prunkvollen Kundgebung einer gemachten Frömmigkeit, welche im 15. Jahrhundert in Berlin und Cöln Mode wurde.

Die Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern haben fast sämmtlich einen großen Hang zu einer pietistisch-religiösen Richtung gezeigt. — Friedrich II., der Eiserne, vereinte mit seiner strengen Energie eine religiöse Schwärmerie, welche sich sowohl in seinem privaten Leben, wie in vielen seiner Regierungsabhandlungen kundgab.

Er sprach gern und viel mit Geistlichen über religiöse Themata und legte zu wiederholten Malen öffentlich sein Glaubensbekenntniß ab. — Bei Tafel führte er stets ernste Gespräche mit den Tischgenossen über Tugend und Frömmigkeit, er liebte es, daß jedes Mittagsmahl mit der Absingung eines religiösen Liedes eingeleitet wurde.

Die 3 Sonntags war für Friedrich ere Kränkung, er befahl deshalb den wannen und Städten in der Mark, eine strenge er nach der Gewohnheit der heiligen rche. Wer am Sonntag Holz oder wagt jagren, pflügen oder überhaupst eine andere Beschäftigung, die zur Wochentagsarbeit gehöre, vornehmen würde, sollte an Leib und Gut gestraft werden.

Auch die Stiftung des Schwanen-Ordens und die Errichtung eines Domstiftes gab Zeugniß von der religiös-schwärmerischen Richtung Friedrichs.

Den Schwanenorden stiftete Friedrich schon im Jahre 1443 in der Absicht, den rohen märkischen Adel, der seinen einzigen Genuß in wüsten Zechgelagen fand, zu einem frommen Leben zu veranlassen. Der Orden erhielt den Namen:

Schwe : lieben Frauen Ketten-träger. wurden Männer und Frauen vom hohen und niedern Adel, welche vier untadlige Ahnen aufweisen konnten und welche ein frommes Leben geführt hatten, aufgenommen; gar zu streng aber durfte der Kurfürst bei der Aufnahme freilich nicht verfahren, er würde sonst schwerlich unter dem märkischen Adel viele Mitglieder für seinen neuen Orden gefunden haben; das Ordenszeichen wurde deshalb an manche Edle vertheilt, von denen das Volk eben nicht viel Gutes erzählte.

Das Ordenszeichen war für den Adel die Hauptsache bei der Stiftung, denn zu allen Zeiten haben die Hofschanzen sich gern mit solchem prunkenden Schmuck behängt. Es enthielt das Bild der Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde, die Sonnenstrahlen um's Haupt und den Mond unter den Füßen. Mit diesem Bilde war noch ein kleineres, ein Schwan mit ausgebreiteten Flügeln, verbunden; beide hingen an einer zackigen, silbernen Kette.

Die Mitglieder des Ordens, Männer und Frauen, waren verpflichtet, täglich zur heiligen Jungfrau zu beten, die kirchlichen Feste pünktlich zu feiern, ein ehrbares Leben zu führen u. s. w. Ob sie es gethan haben? Die Chroniken erzählen nichts darüber.

Das Domstift in Cöln errichtete Friedrich im Jahre 1469. Schon im Jahre 1450 hatte er in seinem Schlosse eine eigene Kapelle erbauen lassen, in welcher wöchentlich zwei Messen gehalten wurden. Er erhob diese Kapelle zum Domstift, in der Stiftungsurkunde sagte er: — Gott habe seine Regierung geeignet, Land und Mannschaft erweitert und vermehrt, und wolle er daher aus Dankbarkeit zum Lobe des Allmächtigen, auch zu seinem und dem Seelenheile seiner Vorfahren und Nachkommen, sowie zum Trost aller Christen-seelen die im Schlosse zu Cöln gestiftete Pfarrkirche zu einem Stifte und Kollegium, geweiht der Himmelskönigin Mutter Maria, dem heiligen Kreuze und den Heiligen Petrus, Erasmus und Nikolaus, erheben und umwandeln und dasselbe mit Domherren besetzen, welche den Gottesdienst darin verrichten sollen.

Das Domkollegium bestand aus einem Probst, Dechanten, Thesaurarius und 6 Domherren, denen die Abhaltung regelmäßiger Gottesdienste oblag. Dechant, Domherren und Chorschüler mußten täglich die Horas canonicas, drei Messen und außerdem noch Vigilien und Seelenmessen halten. — Da war gewiß für religiöse Erbauung hinlänglich gesorgt.

Bei Albrecht Achilles, dem stets schlagfertigen Helden, trat der religiös-schwärmerische Zug weniger stark hervor, als bei seinem Bruder, daß er aber auch ihm nicht fehlte, zeigt ein noch vorhandenes Bild des Kurfürsten, welches jedenfalls vor der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wahrscheinlich von einem märkischen Maler verfertigt ist, und welches den Kurfürsten knieend, mit gefalteten Händen, betend darstellt. Er ist mit einem blaßrothen, kurfürstlichen Mantel angethan, unter welchem die vergoldete mit schwarzen Zierrathen versehene ritterliche Rüstung sichtbar ist. Auf dem Kopf trägt er eine schwarzbraune Mütze. —

Weit scharfer als in Albrecht Achilles prägte sich die religiöse Richtung wieder in Johann Cicero aus. — Er hielt sehr viel auf einen streng christlichen Lebenswandel und ermahnte, wie wir gesehen haben, seinen Sohn in seinem Testament besonders zur Gottesfurcht. —

Wenn ein Fürst fromm ist, so frömmeln die Hofschanzen, wenn er heilig ist, sind sie schein-

heilig und mit ihnen alle diejenigen, die Vortheile vom Hofe erwarten. So geschah es auch im 15. Jahrhundert in Berlin und Cöln. —

Es zeigte sich unter der Bürgerschaft das besondere Streben, eine prunkvolle Frömmigkeit zur Schau zu tragen, von dem die Kirchen den größten Nutzen zogen. In keiner Zeit sind so viele Altäre gestiftet und reich dotirt worden, wie in jener. — Auch eine Reihe frommer Bruderschaften dankte jener Zeit ihre Entstehung.

Da entstand schon unter der Regierung Friedrichs des Eisernen eine Bruderschaft zur größern Feier des Frohnleichnamstages bei der St. Marienkirche, und eine Liebfrauenbruderschaft bei derselben Kirche zur Vermehrung des Gottesdienstes. — Auch die Marienbruderschaft bei der Nikolaikirche hatte einen gleichen Zweck, sie wurde im Jahre 1452 durch den kurfürstlichen Küchenmeister Ulrich Zeuschel gestiftet. Die Marienbruderschaft erfreute sich der besondern Neigung Friedrichs, der sie als eine Art Schwanenorden für die Bürger betrachtete. Die Mitglieder verpflichteten sich zu einem frommen Lebenswandel; verließen sie durch Laster oder Verbrechen gegen denselben, so wurden sie aus der Ordensgemeinschaft ausgestoßen. Jedes Mitglied hatte ein zwei Loth schweres silbernes Bild, welches die Jungfrau Maria mit einem Kreuz in der Hand auf dem Gebirge sitzend, darstellte. Dies Bild mußte an allen Festtagen getragen werden, die Mitglieder waren aber berechtigt, dasselbe auch sonst nach Gefallen zu tragen und in dieser Berechtigung lag das Hauptzugmittel zum Eintritt in den Orden. — Heut brüsst sich die Eitelkeit gar gern mit einem Bändchen im Knopfloch, damals trug sie ein silbernes Marienbild zur Schau, der Unterschied ist eben nicht groß.

An der Spitze der Marienbruderschaft stand ein Vorstand, der aus einem Priester, zweien vom Hofgestinde und zwei Bürgern bestand. Neuwahlen erfolgten zwar unter dem Rathe der Ordensmitglieder, aber erst nach Befragung des gnädigsten Kurfürsten.

Eine andere Gesellschaft, welche sich der besondern Gunst Johann Ciceros erfreute, und welcher derselbe persönlich mit seiner Gemahlin als Mitglied beirat, war die von zwei Bürgern Berlins im Jahre 1476 gestiftete Wolfgangsbruderschaft. Die Bruderschaft hielt religiöse Uebungen, ließ am Wolgangstage Seelenmessen zum Heile aller verstorbenen Mitglieder lesen, besorgte die feierliche Beerdigung der Brüder, bei welcher kein Mitglied fehlen durfte u. s. w.

Man sollte bei der regen Betheiligung, welche alle diese Bruderschaften unter den Berlinern fanden, fast glauben, die Abneigung, welche die Bürger von Berlin und Cöln früher gegen die Geistlichkeit gezeigt hatten, sei im Laufe der Zeit verschwunden; dies war aber keineswegs der Fall, — die Bürgerschaft suchte sogar, wo es irgend möglich war, beim Gottesdienste die Geistlichkeit zu verdrängen und die kirchlichen Handlungen durch Laien verrichten zu lassen.

Die Geistlichkeit war bei den Bürgern nicht weniger verhaßt, selbst verachtet als früher, und sie gab durch ihre Unwissenheit und ihren Lebenswandel dazu auch volle Veranlassung.

Die Mönche der Franziskaner und Dominikaner zeichneten sich durch Unwissenheit besonders aus, ihre Ordensvorschrift machte ihnen dieselbe gewissermaßen zum Gesetz, dieselbe lautete: „Wer vor seiner Aufnahme nicht studirt hat, soll im Orden nicht erst anfangen, Lesen, Schreiben und Wissenschaften erlernen zu wollen; die Ordensregel besagte: „Beten, Betteln und Predigen bedarf keiner Wissenschaft“ oder in Reime gebracht, als der sogenannte Franziskaner-Vers:

Der Minorit soll nit studier,  
Der Bettelsack ist seine Zier,  
Und kann er's, mag er pred'gen schier.“

Einer so bequemen Regel gaben sich die Mönche nur zu gern hin, sie faullenzten nach Herzenslust in den Tag hinein.

Die Weltgeistlichen waren nicht viel besser, als die Mönche, daß ihr Leben oft genug zu recht großen Bedenken Veranlassung gegeben hat, geht wohl daraus hervor, daß eine im Jahre 1465 in Berlin abgehaltene Synode für nöthig befand, den Geistlichen den Besuch der Wirthshäuser, das Trinken um die Wette, das öffentliche Ausfahren mit den in ihrem Dienst stehenden Frauenzimmern und den Besuch der Kindtaufschaufereien zu untersagen. —

Das Leben der Geistlichkeit in Berlin und Geln muß ein ziemlich anstößiges gewesen sein, sonst würde sich die Synode schwerlich zu derartigen Verboten veranlaßt gefunden haben; man war ja in jener Zeit keineswegs streng im Punkt der Sittlichkeit und verzieh auch einem Priester kleine fleischliche Sünden gern, wenn er es nur nicht gar zu arg trieb. —

Es standen noch immer strenge Strafen auf Ehebruch und hie und da kam es auch vor, daß dieselben vollstreckt wurden, trotzdem aber wurde das Verbrechen häufig genug begangen. — Die Pfaffen besonders standen bei den Ehemännern Berlins in einem gar schlechten Rufe. Das alte Berliner Stadtbuch giebt hierfür viele Andeutungen, so zeichnet es auch mit einem besonderen Wohlbehagen auf, daß jeder Bürger berechtigt sei, einen Priester todt zu schlagen, ohne Gefahr dadurch in den geistlichen Bann zu kommen, wenn er ihn mit seinem echten Weibe in Ehebruch, oder mit seiner Mutter, Schwester oder Tochter in Unkeuschheit betreffe.

Die Sittenlosigkeit war in der That allgemein, sie vertrug sich sehr wohl mit der Scheinfrömmigkeit, welche zur Modefache geworden war und führte gegen Ende des 15. Jahrhunderts zur reizend schnellen Ausbreitung einer fürchterlichen Krankheit, welche nach einem heißen Sommer



### III. Abtheilung.

## Berlin in der Reformationszeit.

### Erstes Kapitel.

Joachim I. — Die Pest. — Joachims Hochzeit. — Die Stegreifritter. — Die Hinrichtung des Lindenberg. — Joachimken hüte dy! — Der Ritter von Otterstedt. — Die Vernichtung des Raubadels.

Ein 15jähriger Knabe auf dem Thron! — Joachim I., der später den Beinamen Nestor erhalten hat, war am 21. Februar 1484 geboren und daher noch nicht volle 15 Jahr alt, als er am 9. Januar 1499 seinem Vater in der Regierung folgte. —

Ein 15jähriger Knabe der Fürst eines Landes, von dem Johann Cicero selbst gesagt hatte, es gebe kein deutsches Fürstenthum, in dem mehr Zank, Grausamkeit und Mord im Schwange gehe, als in der Mark Brandenburg! —

Markgraf Friedrich von Ansbach, der Oheim Joachims, war zwar dem Gesetz nach der Vormund des jungen Fürsten, bis dieser das 18. Lebensjahr zurückgelegt hatte und dadurch mündig geworden war, Friedrich aber war weit von der Mark und kümmerte sich nicht um dieselbe, er überließ die Regierung dem jungen Kurfürsten selbstständig, alle Befehle wurden von diesem ertheilt, es findet sich nirgends die Spur einer vormundschaftlichen Regierung.

Das Volk der Mark Brandenburg schaute mit schwerer Sorge der Zukunft entgegen; es hatte kein Vertrauen darauf, daß eine so jugendliche Hand die Zügel des Regiments kräftig halten könne in einem Lande, dessen Fürst der vollsten Manneskraft bedurfte, wenn er die vielen widerstrebenden Elemente in Ordnung halten wollte.

Der Adel war nur halb unterworfen und sehnte sich zurück nach der ungebundenen Freiheit, deren seine Vorfahren noch im Anfang des Jahrhunderts genossen hatten, die Städte gedachten ebenfalls der vergangenen besseren Zeit und waren bereit für ihre alten Rechte einzutreten. Noch war in den andern märkischen Städten der kräftige Bürgerstimm nicht so ganz erloschen, wie in den zur Residenz gewordenen Schwesterstädten Berlin und Cöln, in denen ihn Frömmerei und Eigennuß überwuchert hatten.

Schwere Zeiten standen der Mark Brandenburg bevor, das wußte Jedermann, geschahen doch

vom Himmel selbst Zeichen und Wunder, um die bevorstehende Noth zu verkünden. —

Allnächtlich stieg am Firmament ein feuriger Komet auf, der, dem Glauben der Zeit gemäß, von Gott gesendet war, um die Menschheit zu warnen vor kommender Gefahr. Blutige Kreuze fielen vom Himmel und legten sich den Menschen auf die Kleider. Der Chronist Angelus erzählt es uns, indem er sagt: „Zudem fielen den Leuten Kreuze auf die Kleider, von mancherlei Farben, weiß, roth, blutfarb und enterfarb: sonderlich aber auf den Hemden, Schleyern, Brusttüchern zc., auch auf die, so in den Kasten und Truhen verschlossen waren.“

Das war das Vorzeichen\*) der kommenden Pest, kein vernünftiger Mensch konnte darüber in Zweifel sein und in der That sie kam und wüthete in der Mark Brandenburg so fürchterlich, wie seit langer Zeit nicht.

In jenen Zeiten, in denen die Arzneikunde auf der allertiefsten und untergeordnetsten Stufe stand, in denen man tüchtige studirte Aerzte kaum kannte, sich meistens nur Quacksalbern und Barbieren zur Kur anvertraute, gaben oft gewöhnliche Faul- und Zehrfieber, wenn sie epidemisch wurden, Veranlassung zum Ausbruch der

\*) Alte Chroniken jener Zeit erzählen von den blutigen Kreuzen so ausführlich und so übereinstimmend, daß man an der Wahrheit nicht zweifeln kann. Eine Erklärung hatte man für die seltsame Erscheinung nicht, der Aberglaube deutete dieselbe daher aus. Das Volk war allgemein überzeugt, daß die von den Kreuzen Befallenen die künftigen Opfer einer zu erwartenden Pest seien. Der tüchtige Forscher Moehsen hat in seiner Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg zuerst die Erscheinung der blutigen Kreuze natürlich erklärt. In jenen Jahren gab es eine Unzahl jener häßlichen Schmetterlinge (Ocnoria dispar), deren Raupen alle Gärten verwüsteten. An allen Häusern, Zäunen, Bäumen saßen die Schmetterlinge, welche die Eigenthümlichkeit haben, einen röthlichen Saft von sich zu geben, sobald sie berührt werden. Die Menschen lebten damals mehr im Freien, als heut zu Tage und es kam deshalb häufig vor, daß ihre Kleidungsstücke durch die Schmetterlinge beschmutzt wurden. Die durch den Aberglauben erregte Phantasie ließ jedem solchen Fleck leicht die Form eines Kreuzes. —

grauenhaften Seuche, welche von Stadt zu Stadt, von Land zu Land sich verbreitete und in manchen Jahren so entsetzlich wüthete, daß nach Mittheilungen der Geschichtschreiber der dritte Theil der Bevölkerung Europas derselben unterlag. — Man nannte deshalb die Pest auch wohl den großen oder nach den schwarzen Flecken, welche bei dieser Krankheit auf Armen und Schenkeln sich zeigten, den schwarzen Tod. —

Ganze Dörfer und kleine Städte starben aus, das Hausvieh konnte nicht mehr gefüttert und gepflegt werden. Die Schafe und Rinder liefen wild in den Wäldern und Felbern umher und starben daselbst, wenn sie kein Futter mehr fanden.

Wenn an irgend einer Stelle Deutschlands durch Mißernte eine Hungerstoth entstand, und dies war ja bei den schlechten Transportmitteln und den ungenügenden Handelsverbindungen häufig genug der Fall, oder wenn nach einem blutigen Kriege die Leichen der Erschlagenen giftige Dünste aushauchten, so erzeugte sich leicht die Krankheit und zog nun von einer Stadt zur andern, bald ganz Deutschland, mitunter sogar ganz Europa durchwüthend.

Eine tüchtige Gesundheitspolizei gab es nicht. Schutzmaßregeln waren unbekannt. Menschen und Vieh wohnten in Dörfern und häufig genug auch in Städten in engen und niedrigen Stuben zusammen. Die Städte waren eng gebaut, luftlos, schmutzig, so fand denn die Krankheit überall, wohin sie auch kam, kräftige Nahrung. —

Die Geistlichkeit, welche das abergläubische Volk in den meisten Ländern Europas beherrschte, predigte von der Kanzel herab, daß die Pest eine Strafe Gottes sei, eine Züchtigung, welche sich die Menschen durch ihre Sünden zugezogen hätten. Die Bischöfe veröffentlichten Hirtenbriefe und ermahnten das Volk, nicht zu leiblichen Schutzmitteln, sondern zu geistlichen seine Zuflucht zu nehmen, denn nach den Worten Davids sei es besser, in die Hand des Herrn zu fallen, als in die der Menschen. Sie schrieben Gebete vor und nannten die Heiligen, an die das Volk sich wenden solle, um Erlaß seiner Sünden und dadurch Hilfe und Befreiung von der Pest zu erhalten; ja sie verboten sogar als eine Sünde, eine Auflehnung gegen Gottes Strafgericht, daß Arzneimittel gebraucht würden. Willenlos sollte sich der sündige Mensch der grauenhaften Krankheit unterwerfen!

Das Volk befolgte diese Lehren und um so furchtbarer und schneller mußte natürlich die Seuche sich ausbreiten. Der Aberglaube wurde von der Kanzel herab genährt, die Priester machten das Volk aufmerksam darauf, daß keine Pest je ausgebrochen sei, ohne daß Gott vorher durch wunderbare Zeichen seinen Zorn verkündet habe. Kometen, Nordlichter, häufige Sternschnuppen, blutige Kreuze und andere dergleichen Naturerscheinungen wurden als Vorboten der Pest betrachtet und als solche von den Kanzeln herab verkündet. Engel mit feurigen Schwertern oder

auch blutigen Ruthen sollten am Himmel vorher erschienen sein. —

Brach dann die Pest aus, dann lief das Volk in die Kirchen, Gesunde und Kranke durcheinander warfen sich nieder vor den Altären und beteten. Oft wurden die Kranken tod aus den Kapellen getragen und die Gesunden durch die ansteckende Berührung von der Krankheit ergriffen.

Das Volk zog in Prozessionen durch die Gassen, halbtode Pestkranke rafften ihre letzten Kräfte auf, um mitzuziehen und fielen endlich tod zu Boden. Die Erfahrung belehrte das Volk indessen bald, daß die Seuche außerordentlich ansteckend sei. — Hatten anfangs sich die Kranken in die Gesellschaft der Gesunden gemischt und war dadurch die Ansteckung weiter verbreitet worden, so wurde jetzt zu einem furchtbar grausamen Gegenmittel gegriffen. — Sobald in einem Hause die Pest ausgebrochen war, vernagelte man Thüren und Fenster. Nicht einmal Lebensmittel wurden den im Hause befindlichen Unglücklichen gelassen. Gesunde und Kranke wurden gemeinschaftlich vermauert und mußten sterben. Wenn nach Jahren dergleichen Häuser wieder geöffnet wurden, so drang aus ihnen ein entsetzlicher Geruch hervor und oft genug wurde dadurch eine neue Seuche erzeugt.

Eine thierische Gleichgültigkeit gegen das Leben Anderer war in der gesammten Bevölkerung die Folge der Furcht vor Ansteckung. Wie man Gesunde und Kranke zugleich in demselben Hause vermauert sterben ließ, so warf man auch die Leichen zusammen mit den Kranken in eine große Grube und verscharrte die Lebenden mit den Todten.

Eine allgemeine Theilnahmlosigkeit verbreitete sich während des Herrschens der furchtbaren Krankheit. Da man kein Mittel gegen die Pest kannte, da kein Mensch seines Lebens auch nur für wenige Tage sicher war, so stellte man die Arbeit ein und überließ sich dem Wohlleben in seiner liederlichsten wildesten Form.

Die an der Pest Gestorbenen ließ man in Städten und Dörfern, wenn die Krankheit und mit ihr die Verzweiflung des Volkes den höchsten Grad erreicht hatte, oft unbestattet liegen oder man warf sie auch wohl in die Flüsse und verbreitete dadurch die Krankheit weiter, nicht nur unter den Menschen, sondern selbst unter den Fischen und andern Thieren. — So kam es, daß oft die Seuche drei bis vier Jahre hindurch dauerte, daß sie sogar, wenn sie dem Anscheine nach schon erloschen war, plötzlich mit erneuter wilder Wuth wieder ausbrach.

Die Pest war eine Strafe Gottes, — so wurde von den Kanzeln gepredigt. — aber man konnte nicht begreifen, daß Gott so lange und so entsetzlich zu strafen vermöge; man verfiel deshalb darauf, daß böse Menschen die Schuld an der Weiterverbreitung der Krankheit trügen. Der Verdacht fiel auf die unglücklichen Juden, welche

in ganz Deutschland an jedem Unheil stets Schuld sein mußten.

Die Geistlichen reizten von der Kanzel herab das Volk zur Rache gegen die Juden auf, die, wie sie damals Christus an's Kreuz genagelt hätten, jetzt wieder das Christengeschlecht zu vernichten wünschten. Bald wurden die Brunnen vergiftet haben, bald sagte man ihnen nach, daß sie durch Zauberkünste die Luft verpestet hätten. — Das Volk zog vor die Judenhäuser, stürmte sie, zog Männer, Weiber, Kinder auf die Straßen und ermordete sie kaltblütig. Die Obrigkeit sah solchen Freveln meist ruhig zu und zog selbst die Güter der vom Pöbel erschlagenen Juden als verfallen ein. Die Leichen der Ermordeten ließ man liegen und verweisen, oder steckte sie in große Säcke und warf sie in die Flüsse.

Noch toller fast war ein Gerücht, welches sich verbreitete, daß die Todengräber, um einen reichlichen Erwerb zu haben, Giftpulver ausgestreut hätten. Das Volk bedachte in seinem Wahnsinn nicht, daß meistens die Todengräber die ersten Opfer der Seuche würden. In wilder Wuth überfiel es diese Beamten, welche damals für ehrlos gehalten wurden, und ermordete sie. Es kam selbst vor, daß Gerichtsbehörden, angesteckt von dem Aberglauben der Zeit, die Todengräber verhaften und auf die Folter spannen ließen; unter den Qualen der Folterinstrumente gestanden die Geknechteten Alles, was man von ihnen hören wollte: — sie hätten Giftpulver ausgestreut, um die Pest zu erzeugen, und nach Urtheil und Recht wurden sie öffentlich verbrannt.

Natürlich fand sich nun Niemand mehr, der das ohnehin schauerliche, gefährliche und dazu ehrlose Amt übernehmen wollte.

Eine Pestepidemie, wie wir sie hier zu schildern versucht haben, brach im Jahre 1500 in der Mark Brandenburg aus und verheerte dieselbe während mehrerer Jahre. In Berlin und Cöln trat die Krankheit mit besonderer Wuth auf. — Die engen Straßen und die Schmutzwinkel zwischen den Häusern machten die Schwesterstädte zu einem besonders günstigen Krankheitsheerd.

Gerade in jene traurige Zeit fiel ein Ereigniß, welches unter andern Umständen gewiß in der Mark Brandenburg als ein Landesfest gefeiert worden wäre, die Verheirathung des jungen Kurfürsten mit der schönen dänischen Königstochter Elisabeth; — damals aber war Jedermann nur mit sich selbst beschäftigt. Das Volk nahm keinen frohen Antheil an der Hochzeitsfeier seines Fürsten, ja man raunte sich wohl zu, eine Hochzeit, zu solcher Zeit gefeiert, könne keine glückliche Ehe zur Folge haben.

Das Fest konnte der herrschenden Krankheit wegen nicht in Berlin gefeiert werden, die kirchliche Einsegnung des fürstlichen Brautpaares mußte deshalb an einem andern Ort geschehen. Joachim wählte die Stadt Stendal.

Wegen der großen im ganzen Lande herrschenden Noth hatte der junge Kurfürst verordnet, daß

nicht, wie sonst üblich, ein glänzendes Fest gefeiert werde; — alle unnöthigen Ausgaben sollten vermieden werden und Joachim hatte daher den Befehl erlassen, daß der Adel sich in der Kleiderpracht beschränke. Kein Adliger durfte mit goldener Kette verziert erscheinen, den fürstlichen Personen allein blieb ein solcher Staat vorbehalten; der Adel erhielt nur die Erlaubniß, zwei bis drei goldene Ringe an einem leinenen Halstuch hängend auf der Brust zu tragen. Dem Kanzler wurde, als ein Vorzug seiner Würde, gestattet, das große kurfürstliche Siegel in einem goldenen Ringe an einem Bande auf der Brust zu haben.

Die Hochzeit war eine verhältnißmäßig stille, obgleich sie ein doppeltes Freudenfest bildete, denn an demselben Altare vereinte der Erzbischof Ernst von Magdeburg zwei fürstliche Brautpaare; beide waren sich nahe verwandt. — Kurfürst Joachim vermählte sich mit Elisabeth, der Tochter des Königs von Dänemark, während Herzog Friedrich von Holstein, der Bruder des Königs, die Schwester Joachims, Anna, heirathete. Die Hochzeit fand am 10. April 1502 statt.

Joachim war der Gatte einer jungen, schönen und lebenswürdigen Prinzessin, aber glücklich war er dennoch nicht, denn schwere Regierungsorgen drückten ihn. — Ueber der von schwerer Krankheit heimgesuchten Mark Brandenburg waltete noch eine andere Pest, schlimmer fast als der schwarze Tod, die Pest der Recht- und Gesetzlosigkeit!

Kurfürst Johann Cicero hatte wohl Recht gehabt, als er in seinen letzten Worten dem Sohne warnend zurief: „Vergesst nicht, den Adel im Zaum zu halten, denn dessen Uebermuth verübet viel Böses!“

Der Adel hatte aufs Neue das Haupt erhoben. Vor einem Knaben hatten die ritterlichen Herren keine Furcht, mit diesem konnten sie spielen, unter seiner schwachen Regierung waren sie im Stande, ihr altes Räuberleben aufs Neue zu beginnen. —

Auf den adligen Schlössern wurden die verrosteten Harnische und Blechhauben wieder hervorgefucht, die unbenutzt in der Rüstkammer gelegen hatten, seit Kurfürst Johann Cicero den Herren in der Priegnitz das Stehlen verleidet hatte. — Die Ritter führten freilich nicht mehr, wie vor hundert Jahren, Krieg mit einander oder mit benachbarten Städten und Fürsten, dazu waren ihnen die Flügel noch nicht lang genug gewachsen, ihre Fehdezüge galten nur frieblichen Kaufleuten, denen sie auf den Landstraßen auflauerten, um sie zu berauben und zu morden.

Es war kein ritterlicher Kampf, sondern ein gemeines Diebeshandwerk, für welches die edeln Herren einen besonderen Kunstausdruck erfunden hatten; sie nannten es, „auf den Stegreif reiten.“ Die vornehmsten Adligen, selbst die Hofbeamten des jungen Kurfürsten, scheuten sich nicht, sich durch gemeinen Straßenraub zu bereichern. —



Von der kurfürstlichen Tafel schlichen sie sich Abends fort, bestiegen ein schnelles Ross und ritten, in einen Mantel dicht verhüllt, mit rufgeschwärztem Gesicht auf die Landstraße. Nach verbrachter That kehrten sie ins Schloß zu Cöln zurück, um am andern Morgen ihren Dienst zu versehen. —

Worden und stehlen ist keine Schande,  
Es thun es ja die Besten im Lande! —

So sangen die Gassenbuben in Berlin auf den Straßen, wenn sie die reichgeputzten Jagdjunker, von denen sie wußten, daß der prunkvolle Schmuck durch Straßenraub gewonnen sei, hinter dem fürstlichen Herrn herreiten sahen.

Jedermann kannte die Räuber, nur der junge Kurfürst kannte sie nicht. — Die Kaufleute, welche Berlin verlassen wollten, um eine Handelsreise anzutreten, bekreuzten und segneten sich vorher; sie beteten mit voller Inbrunst das Kaufmannsgebet:

Vor Köckeritz und Luderitz  
Vor Krachten und vor Zkenplitz  
Behüt uns lieber Herr Gott! —

Joachim war tief entrüstet über die Frechheit der Adligen, die es wagten, das Gesetz mit Füßen zu treten. — Obgleich fast ein Knabe noch den Jahren nach, war der junge Kurfürst doch ein vollkräftiger Mann an festem Willen und ernster Entschlossenheit. Er war durchdrungen von einem lebendigen Rechtsgefühl, von dem Wunsche, dem letzten Worte seines Vaters gemäß den Bürger gegen die Uebermacht des Adels zu schütten; aber er konnte nicht strafen ohne Beweise. Er verpfändete sein Wort, jedem Räuber ohne Rücksicht auf Rang und Stand Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und bald genug fand er Gelegenheit, dies Wort zur That zu machen. —

Ein Berliner Kaufmann war in einer mond hellen Nacht von zwei adligen Herren beim Dorfe Elsholz überfallen und beraubt worden. Die Räuber hatten den Unglücklichen nach schweren Mißhandlungen gebunden in einen tiefen Sumpf geworfen, in der sicheren Erwartung, er werde in demselben ertrinken. — Mit Beute beladen verließen sie lachend den Schauplatz ihres Verbrechens, ohne Furcht vor einer Strafe, denn der einzige Zeuge der That, der Beraubte selbst, war ja stumm gemacht.

Der Kaufmann blieb durch einen besonders glücklichen Zufall am Leben; es gelang ihm, sich der fesselnden Stricke zu entledigen, er wartete nur bis die Räuber weit genug entfernt waren, dann kroch er vorsichtig aus dem Sumpf, und als er sich nun in Sicherheit sah, eilte er nach Berlin, um Klage zu führen bei dem Kurfürsten, diesmal kein schwankendes allgemeines Schmerzenslied, sondern eine wirkliche Anklage gegen eine leicht zu ermittelnde Person; der Kaufmann hatte den einen Räuber als einen Hofherrn erkannt, den er häufig im nächsten Gefolge Joachims durch die Straßen von Berlin und Cöln hatte reiten sehen. —

In jenen Zeiten waren die Fürsten noch nicht durch die eiserne Mauer der Etiquette abgeschlossen vom Volk. Jeder Bürger, der sich persönlich klagend an den Kurfürsten wenden wollte, erhielt leicht den gewünschten Zutritt, so auch unser Kaufmann. —

Joachim hörte ihn ernst und gütig an, er ließ sich alle einzelnen Umstände des Verbrechens erzählen, dann versprach er ihm Gerechtigkeit, strenge Strafe gegen den Raubmörder, auch wenn dieser sein liebster Genosse sein sollte. —

Das Hofgesinde wurde gerufen, um im Zimmer des Kurfürsten zu erscheinen, der Kaufmann hielt sich versteckt hinter einem Teppich, doch so, daß er jeden Eintretenden mustern konnte. Einer der abligen Herren nach dem andern erschien, keiner war der Rechte. Endlich kam auch der Herr von Lindenbergh, ein Mann von hohem Talente, den Joachim seines ritterlichen Wesens willen vor allen anderen Hofherrn liebte und ehrte. —

Kaum war der Lindenbergh ins Zimmer getreten, da sprang der Kaufmann aus seinem Versteck hervor und rief: „Dieser ist's, der mich beraubt hat!“

Ein jäher Schreck durchzuckte den Lindenbergh. Der, den er glaubte, gemordet zu haben, stand plötzlich lebend, sein Ankläger, vor ihm. Eine fahle Leichenblässe überflog sein sonst so blühendes Gesicht; er ließ die Arme sinken und stierte wortlos den Todtgeglaubten an. —

Auch Joachim war tief entsetzt. Daß gerade dieser, dem er so ganz vertraut, der Mörder sein mußte! Und doch war er's; sein Schrecken, seine Fassungslosigkeit sprachen so überzeugend gegen ihn, daß selbst die einfache, klare, ungeschmückte Erzählung des beraubten Kaufmanns nicht überzeugender sein konnte.

Es war wohl ein schwerer Kampf für den jungen Kurfürsten, den Liebling der Strafe des Gesetzes zu übergeben; aber sein reges Gerechtigkeitsgefühl ließ ihn leicht den Zweifel besiegen. Der Lindenbergh wurde aus dem kurfürstlichen Schloß fort in das Gefängniß geführt. —

Er leugnete nicht, denn er zweifelte nicht daran, daß Joachim durch alle den Gerichten jener Zeit zustehenden Mittel die Wahrheit erforschen werde. Die Folter hätte dem Verbrecher sicher das Geständniß seiner That abgepreßt, das wußte der Lindenbergh, er gestand daher sein Verbrechen in der Hoffnung, daß ihn, den Liebling des Kurfürsten, der verwandt war mit den höchsten Adelsfamilien des Landes, eine zu schwere Strafe nicht treffen werde. Mit einer reichen Entschädigung des Beraubten war sicherlich ein so leichtes Vergehen, wie ein lustiger Stegreifritt in stiller Nacht und die versuchte Ermordung eines lumpigen Krämers, genügend geföhnt.

Er sah sich getäuscht. — Joachim war entschlossen, dem Raubunwesen ein gewaltsames Ende zu machen; ein warnendes Beispiel mußte dem übrigen Adel gegeben werden, er mußte zeigen, daß seine Gerechtigkeit den Adel, wie den

Bürger treffe. Der Lindenberg wurde zum Tode verurtheilt und Joachim bestätigte das Todesurtheil. —

Der gesammte Adel der Mark Brandenburg war von starrem Entsetzen ergriffen. Wenn der Lindenberg vom Schwerte des Henters getroffen wurde, wer war dann noch seines Lebens sicher? Die adligen Herren hatten fast ohne Ausnahme ähnliche Verbrechen begangen, deren Entdeckung sie täglich befürchten durften. Der Lindenberg mußte gerettet werden! —

Die vornehmsten Adligen des Landes bestürmten den Kurfürsten mit Bitten um Gnade. Vergebliches Bemühen! Joachim schaute die Bittsteller mit ernstem, kaltem Blick an und versicherte ihnen, daß er wohl das Wort Gerechtigkeit, nicht aber das Wort Gnade kenne.

Der Knabe zeigte sich als Mann. — Unbeugsam ging er den Weg, den sein Gewissen ihm vorzeichnete. — Das Todesurtheil wurde vollstreckt, der Kopf des Lindenberg fiel unter dem Schwerte des Henters. —

Es war geschehen; — das Blut des Lindenberg war geflossen! — Der Adel der Mark Brandenburg hatte nicht vermocht, die Hinrichtung zu vereiteln, denn die Bürger von Berlin und Cöln, welche gehört hatten, die Genossen des Verbrechers wollten diesen noch auf dem Wege zur Richtstätte befreien, waren dem Verurtheilten als Schutzwache in solcher Anzahl gefolgt, daß jeder Befreiungsversuch ein Wahnsinn gewesen wäre. Die Rettung des Freundes war unmöglich gewesen, nur die Rache für das vergossene Blut desselben blieb dem Adel noch. —

Auf den Schlössern im Lande herrschte wieder ein reges geheimnißvolles Treiben. Die adligen Herren kamen hier und dort in dunkler Nacht zusammen; was sie trieben, was sie beriethen, das wußte Niemand; kein Diener wurde bei den Adelsversammlungen zugelassen, kein Wort verlautete über die Zwecke derselben; Sebermann aber wußte, daß der Adel einen Schlag führen werde gegen den Kurfürsten. —

Die Herren vom Hofe waren zum Theil in das Geheimniß der Verschwörung eingeweiht, einer von ihnen, ein Herr von Otterstedt war sogar das Haupt derselben. — Joachim sah wohl an den finstern Mienen seiner früher so unterthänigen Hofherrn, daß diese über irgend einen finstern Racheplan brüteten; aber er ließ sich dadurch nicht schrecken, er fuhr fort, Gerechtigkeit zu üben und wo ein Adliger eines Raubes überführt wurde, da traf ihn ohne Gnade das Henterschwert.

Endlich war die Verschwörung gereift, Alles war zur Ausführung derselben vorbereitet. Joachim war ein großer Freund der Jagd. Er begab sich oft mit nur wenigen Begleitern in die rings um Berlin sich ausbreitenden Wälder, um sich seinem liebsten Vergnügen hinzugeben.

Die Verschworenen waren entschlossen, auf einem solchen Jagdausflug, über dessen Ziel sie stets durch ihre am Hofe lebenden Genossen

vorher unterrichtet wurden, den Kurfürsten zu überfallen und durch seinen Tod den des Lindenberg zu rächen. — Starb Joachim, so folgte ihm sein im Jahre 1490 geborener Bruder Albrecht, für den Markgraf Friedrich in Ansbach die Regierung führen mußte. Unter einem vormundschaftlichen Regiment war es dem Adel wahrscheinlich leicht, seine frühere Macht in der Mark Brandenburg wieder zu erlangen.

Die Verschwörer glaubten der Ausführung ihrer Pläne so gewiß zu sein, daß der Ritter von Otterstedt im frechen Uebermuth es wagte, den Kurfürsten durch eine Drohung zu verhöhnen. Er schrieb mit Kreide an die Thür der Schlafkammer Joachims die Worte:

Joachimken, Joachimken, hüte dy!

Wo wy dy kriegen, da henken wy dy! —

Dann setzte er sich auf sein schnellstes Ross und eilte zu seinen adligen Freunden.

Die Verschworenen hatten in Erfahrung gebracht, daß Joachim in den nächsten Tagen eine Jagd in dem sumpfigen Walde abhalten werde, der sich an den Ufern der Spree zwischen Berlin und Köpenick erstreckte. Tag und Stunde der anberaumten Jagd waren ihnen verrathen worden.

Mit dem frühesten Morgen versammelte der Ritter von Otterstedt seine Genossen und ritt nach der Köpenicker Heide, dort versteckten sich die Verschwörer im Gebüsch, nicht fern von dem Wege, auf dem der Kurfürst nahen mußte.

Es war ein nebliger Morgen; — kaum vermochte einer der Verschworenen den andern zu erkennen und so sahen sie denn auch nicht, daß sich zwischen ihnen ein Bauersmann befand, den ein Zufall des Weges führte. Sie unterhielten sich, in der Ueberzeugung, in so früher Stunde ganz allein in dem öden Wald zu sein, ohne Scheu über ihre Pläne.

Der Bauer hörte mit Grausen von der Gefahr, welche dem Kurfürsten drohte. Die strenge Gerechtigkeit, durch welche Joachim die Rache des Adels herausforderte, hatte ihm die Liebe des Volkes gewonnen, sie rettete ihm jetzt das Leben. — So gefährlich es für den Bauer war, sich durch die Verschworenen zu schleichen, er unternahm das Wagestück und es gelang; — er erreichte glücklich, durch den schützenden Nebel verborgen, den Weg nach Cöln und eilte nun vorwärts, so schnell er laufen konnte, um den Kurfürsten vor der drohenden Gefahr zu warnen.

Joachim hatte eben durch das Köpenicker Thor die Stadt verlassen, als er auf den fast athemlosen Bauer traf; dieser erzählte, was er gehört und gesehen.

Jetzt gab es eine andere Jagd, als die auf ein unschuldiges Wild. — Der Kurfürst ließ sofort seine Trabanten zusammenziehen und diese eilten von dem Bauer geführt in die Heide; hier umzingelten sie die Verschworenen, und es gelang ihnen, die meisten derselben, unter ihnen auch den Otterstedt, gefangen zu nehmen. —

Joachim übte fürchterliche Gerechtigkeit. Der

**Zweites Kapitel.**

Joachims Gerechtigkeit. — Errichtung des  
Kammergerichts. — Joachims Judenhaß. —  
Der fromme Bischof Hieronymus Scultetus.  
Der große Judenprozeß. — Die Verbrennung  
der 38 Juden in Berlin. — Vertreibung  
der Juden aus der Mark Brandenburg.

niedere Gericht, welches beide Städte unter Friedrich II. verloren hatten. In der Ueberlassungsurkunde erklärte er, er thue dies, um Gehorsam und Furcht der Bürger gegen den Rath zu erhalten. Den Rath verpflichtete er, ein gutes Regiment, rechte Polizei, rechtes Gemüth, Eile und Maaß zu halten. Jeder Rath solle das Gericht innerhalb seiner Stadt und deren Feldmarken ausüben. — Nur die kurfürstliche Obrigkeit behielt sich Joachim vor: das Ein- und Absetzen der Richter, das Halsgericht und die Bestrafung des Hofgefindes und der Münzer. Der Rath mußte für die erworbene Gerichtsbarkeit 90 Gulden jährlich an den Kurfürsten zahlen und die Rückgabe nach erfolgter Aufkündigung zusagen.

Eine andere wesentliche Verbesserung des Gerichtsverfahrens führte Joachim im Jahre 1515 durch die Errichtung des Kammergerichts ein, eines obersten Gerichtshofes, dem alle anderen Gerichte in der Mark Brandenburg untergeordnet waren, bei dem Appellation eingelegt werden konnte, wenn Jemand sich durch den Ausspruch eines Land- oder Stadtgerichts beschwert glaubte.

Vor das Kammergericht sollten auch alle Prozesse gegen solche Personen, welche bisher vor keinem Gerichtshof belangt werden konnten, gegen Grafen und Herren, sowie gegen die kurfürstlichen Räte und Kanzler, gebracht werden, Joachim selbst erklärte, sich vor dem Kammergericht zu Recht stellen zu wollen.

Das Kammergericht sollte jährlich viermal zusammentreten, ein Mal in Tangermünde, drei Mal im kurfürstlichen Schloß zu Cöln. Arme, d. h. alle solche, welche durch einen Eid bei den Heiligen darthun konnten, daß sie nicht über fünfzig Gulden Eigenthum besäßen, hatten keine Gerichtskosten zu zahlen. Auch den Sprechern und Advokaten war anempfohlen, sich der Armen, Gott zu Ehren und um der Gerechtigkeit willen, umsonst anzunehmen. Ein Richter oder Sprecher, der sich weigerte den Armen zu dienen, durfte nie wieder im Kammergericht erscheinen.

Während Joachim in seinem Streben, das Recht zu befestigen, für alle Zukunft segensreich wirkte, beging er doch eine furchtbare Ungerechtigkeit, welche gegen sein sonst so reges Gerechtigkeitsgefühl im schneidendsten Widerspruch zu stehen scheint. Er genehmigte nicht nur, er beförderte sogar einen grauenhaften Prozeß gegen die Juden in der Mark Brandenburg, der mit der Verbrennung von 38 unschuldigen Menschen und der Vertreibung der Juden aus dem Lande endete; der Widerspruch ist aber nur ein scheinbarer.

Joachim war ein ächter Sohn seiner Zeit. — Von einem frommen Priester, dem Bischof von Lebus Dietrich von Bülow, erzogen, hatte er die Lehren der katholischen Kirche sich ganz zu eigen gemacht. Er haßte die Ungläubigen und Ketzer und besonders gegen die Juden fühlte er eine tiefe Verachtung; er hielt sie jedes Verbrechens fähig. —

Joachim wurde in seinem Judenhaß wesent-



Neue Folterqualen hatten neue Geständnisse zur Folge. Einen dritten Theil der Hostie, den er für sich behalten, habe Salomon nicht zu verwahren gewußt, er habe ihn endlich in einen reinen Weizenteig, der mit klarem Wasser angemacht worden sei, gedrückt, um ihn in einen Kuchen zu backen, zu seinem Entsetzen habe sich der Teig sofort blutig roth gefärbt. — Salomon wußte von der Hostie noch weitere Wunder zu erzählen. Kaum sei der Kuchen in den Ofen gekommen, so habe aus diesem ein heller schöner Glanz hervorgestrahlt und ein liebliches Knäblein sei ihm, vom Strahlenglanz umflossen über dem Kuchen schwebend, erschienen.

Auch andere verhaftete Juden wußten Wunderdinge zu erzählen, sie hofften sich dadurch von dem drohenden Feuertode loszukaufen.

Der Jude Jakob, der in Brandenburg ins Gefängniß gesetzt worden war, ließ am folgenden Morgen den Bürgermeister Martin Bellin um Gottes und der Jungfrau Maria willen bitten, daß er doch zu ihm kommen möge.

Martin Bellin erfüllte den Wunsch des Juden und dieser erzählte ihm nun eine neue Wunderhistorie. Als Jacob über sein trauriges Schicksal nachdenkend in dunkler Nacht auf seinem Lager gelegen habe, sei plötzlich ihm ein so strahlender Lichtschein, der das ganze Gefängniß verklärt habe, ins Auge gefallen, daß er ihn nicht zu ertragen vermocht und den Mantel um das Haupt geschlagen habe. Als er nach einer Weile den Mantel habe sinken lassen, da seien ihm neun schöne Jungfrauen erschienen, die eine, die schönste von Allen, die in der Mitte im Fenster gestanden, müsse die heilige Jungfrau Maria gewesen sein. — Jacob bat, ihn, den von der Jungfrau so hoch begnadigten, taufen zu wollen; schon seit drei Jahren sei es sein sehnlichster Wunsch, sich taufen zu lassen, er habe nur die übrigen Juden gefürchtet.

Martin Bellin befand sich in peinlicher Verlegenheit. Er wußte nicht, ob er dem Juden Glauben schenken solle oder nicht. Daß die Jungfrau Maria einem Juden erscheinen könnte, um ihn zum christlichen Glauben zu bekehren, das war etwas so gar Wunderbares nicht. Wäre nur der Begnadigte nicht gerade der Jude Jacob gewesen, der, wie man allgemein erzählte, schon ein Mal sich in fernen Landen vor einer Judenverfolgung dadurch gerettet haben sollte, daß er Christ geworden, sobald er aber in Sicherheit gekommen, wieder zum Judenthum übergetreten war. —

Um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, ließ Martin Bellin den Juden tüchtig foltern, und als dieser trotzdem bei seiner Aussage blieb, schickte er ihn unter großer Bewachung nach Berlin, dort mochte nun der Kurfürst selbst entscheiden, was mit dem Neubekehrten anzufangen sei. —

Jacob hatte sich zur Rettung aus der drohenden Gefahr einen klugen Plan ausgedacht, den er mit großer Geschicklichkeit zur Ausführung

dieselben ja. — Er ließ dem Rechte seinen Lauf und befahl, daß die angeklagten Juden aus allen Städten der Mark Brandenburg nach Berlin gebracht würden, um hier gemeinschaftlich gerichtet zu werden.

Die vornehmsten rechtsgelehrten Rätthe wurden aus der ganzen Mark zusammen gerufen, um auf dem Berliner Rathhaus mit den Bürgermeistern, Rathmannen und Schöppen der Städte Berlin und Cöln gemeinschaftlich zu tagen und ein gerechtes Urtheil gegen die Verbrecher zu finden.

Noch einmal wurden Paul Fromm und die sämtlichen angeschuldigten Juden einzeln verhört. Sie blieben bei den früher gemachten Aussagen, um sich neue Folterqualen zu ersparen.

Hans Gradow, der Richter zu Berlin, erhielt jetzt vom Kurfürsten den Auftrag, einen ordentlichen Gerichtshof zu bilden. — Er besetzte sein Gericht mit Schöppen, Beisitzern, Advokaten, Gerichtsschreibern und Zeugen, wie es Rechtsens war, und ließ die Angeklagten vorrufen. — Die Juden erschienen frei und ledig, ohne Fesseln, der Sitte ihres Stammes nach mit den großen Judenhüten auf dem Kopf. — Jedem wurde die Anklage noch einmal verlesen und seine Antwort gehört, alle Angeklagten wiederholten ihre früheren Geständnisse.

Der feierliche große Gerichtstag, der den Schlußact des furchtbaren Trauerspiels bildete, fand am Freitag nach Margarethen im Jahre 1510 statt. —

Auf dem neuen Markt in Berlin waren unter freiem Himmel drei Schaubühnen, eine immer höher als die andere, errichtet worden. Auf der obersten standen rechtsgelehrte Herren von bedeutendem, wissenschaftlichem Ruf, welche zu dem feierlichen Gerichtstag eigens eingeladen waren, damit Richter und Schöppen, wenn es Noth thäte, sich bei ihnen Rath erholen könnten. —

Auf der mittleren Bühne saßen der Richter, Hans Gradow, mit seinen Schöppen, die Gerichtsschreiber, Zeugen und Freisprecher.

Auf die unterste Bühne wurden Paul Fromm und die angeklagten Juden, 38 an der Zahl, geführt. — Jacob und zwei andere Juden, welche die Taufe empfangen hatten, fehlten. Die Angeklagten trugen gelbe und weiße spitzige Hüte, sie waren aus dem Gefängniß unter dem Gesang jüdischer religiöser Lieder nach der Gerichtsstätte gezogen.

Eine ungeheure Menschenmasse hatte sich als Umstand des Gerichts versammelt. Von nahe und ferne waren Geistliche und Weltliche herbeigekommen, um Zeugen des merkwürdigen Prozesses zu sein. Der neue Markt war von der Kopf an Kopf dicht gedrängten Volksmasse, welche in lautloser Stille dem Gerichtsverfahren lauschte, angefüllt.

Noch einmal wurden die sämtlichen Prozeßakten, die Aussagen der Zeugen und Angeklagten, öffentlich mit lauter Stimme von Wort zu Wort verlesen, keiner der Angeklagten widerrief seine früheren Geständnisse.

Der Richter befragte nun die Schöppen um Recht, einer derselben nach dem andern gab seinen Urtheilspruch ab und dieser lautete einstimmig folgendermaßen:

„Dieweil der böse Christ, Paul Fromm, sich an dem heiligen Sacrament vergriffen, dasselbe gestohlen und verkauft hat u. c., darum soll man ihn auf einen Wagen binden, die Gassen auf und und nieder führen, mit Zangen reizen und darnach in ein Feuer legen. Und bieweil die böshaftigen, schnöden und verstockten Juden ihre böse Mißhandlung auch zu mehreren Malen vor und außerhalb Gerichts bekannt, darum soll man sie zu Pulver verbrennen, damit alle andern ein Beispiel und Exempel von ihnen nehmen möchten, daß sie solche und dergleichen Uebelthat auch nicht begehen möchten.“ —

Dem Urtheil folgte die Vollstreckung auf dem Fuße. Der Scharfrichter ergriff Paul Fromm, riß ihm die Kleider vom Leibe und schmiedete ihn auf einen Karren mit Ketten an. Von einer jubelnden, schreienden Volksmenge begleitet, fuhr der Karren durch die Straßen von Berlin und Cöln. Neben dem Verbrecher stand eine Pfanne mit glühenden Kohlen, welche der Bube des Scharfrichters mit einem Blasebalg in stetem Brand erhielt. An jeder Straßenecke wurde Halt gemacht. —

Eine tiefe Stille folgte dem jubelnden Geschrei der Volksmasse, mit athemloser Erwartung schauten die Tausende nach dem Hentersstarren. Der Scharfrichter erhob sich, er riß eine glühende eiserne Zange aus dem Kohlenbecken und kniff mit dieser den Verurtheilten in das Fleisch der Brust. Ein dicker, übelriechender Dampf stieg unmittelbar nach der Berührung aus dem verbrannten Fleische auf; der wilde Schmerzensschrei des Gemarterten verhallte unter dem rohen Jubelruf, unter dem Jauchzen der entmenschten Zuschauer, die mit schauerlichem Behagen das gräßliche Schauspiel betrachteten.

Und weiter ging's. — An jeder Ecke dieselbe Marter, bis alle fleischigen Theile des Oberkörpers eine einzige grauenhafte Brandwunde bildeten.

Während Paul Fromm in den Schwesterstädten umhergefarrt und gemartert wurde, bereiteten sich die Juden zum Tode vor.

Sie hatten, ergeben in ihr Schicksal, mit dem Leben abgeschlossen. Der Rabbi Sloman, der mit ihnen verurtheilt war, ermahnte sie, fromm und ihrem Glauben getreu zu sterben. Unter Gebeten und frommen Gesängen zogen sie zur Stätte des peinlichen Gerichts. —

Hinter dem Rabenstein war ein wunderlicher Bau errichtet worden. Der Scharfrichter von Berlin hatte sich in teuflischer Erfindungsgabe selbst übertroffen, um den Feuertod der verhassten Juden so qualvoll wie möglich zu machen; es war ihm dies aber auch leichter geworden, als bei anderen Hinrichtungen, denn er hatte eine ungehoffte Hilfe erhalten. Aus den benachbarten Städten waren die Scharfrichter von freien Stücken

herbeigeeilt, um ihren Kollegen zu unterstützen. Die Verbrennung von 38 verhassten Juden war ein so herrliches Vergnügen, daß keiner dabei fehlen mochte.

Ein eigenthümliches Gerüst war drei Stock hoch aufgebaut. Jedes Stockwerk bildete einen mit Holz, Stroh und Pech belegten Krost, über jeden Krost waren starke Bäume gezogen und an diese wurden die Juden gefettet, indem man sie mit Halseisen anschmiedete. Die auf dem obersten Krost mußten hinab-, die auf dem untersten hinaufschauen, damit die eigene Qual durch den Anblick der Schmerzen der Freunde erhöht werde.

Für Paul Fromm war eine einzelne Säule errichtet, und mit Holz und Pech getränktem Reifig umlegt worden. Zu dieser Säule wurde der Verurtheilte gefarrt, der durch die lange Marter schon dem Tode nahe war, er wurde mit einem Halseisen an die Säule gefettet.

Ein Geistlicher trat im vollen Ornat zu dem Sterbenden, er hielt ihm in einer langen salbungsvollen Rede das Leiden des Herrn Jesu Christi vor und ermahnte ihn, sich daran zu trösten.

Paul habe, so erzählt uns die Chronik, durch Zeichen, denn zu sprechen vermochte er nicht mehr, seine Reue und seinen Glauben ausgedrückt, die Juden aber spieen nach dem Crucifix und dem Priester, sie stießen wilde Verwünschungen gegen die Christen aus.

Eine brennende Fackel wurde in das pechgetränkte Reifig geworfen; da erhob sich züngelnd die Flamme und loderte schnell in gewaltiger Gluth gen Himmel. —

Ein wilder, anhaltender, fürchterlicher Schmerzensschrei, der nach und nach leiser wurde und endlich in einem dumpfen Keuchen verhallte, — ein nicht weniger grauenhafter Jubelruf der zu vielen Tausenden versammelten Volksmasse, — und die Feierlichkeit war beendet, der entsehligen Justiz jener Tage Genüge geleistet! —

Von den drei Juden, welche in der Hoffnung ihr Leben zu retten, sich hatten taufen lassen, wurde nur Einer begnadigt und zwar wegen seiner Kenntnisse in der Arzneikunde; die andern beiden wurden am Tage nach der Verbrennung ihrer Glaubensgenossen mit dem Schwerte hingerichtet.

Die übrigen Juden der Mark Brandenburg, gegen welche eine bestimmte Anklage nicht vorlag, erschienen dem Kurfürsten doch so verdächtig, daß er den Befehl gab, sie sämmtlich für ewige Zeiten aus dem Lande zu verbannen. Vor ihrem Abzuge mußten sie einen Eid schwören, daß sie sich niemals für diese Verbannung rächen wollten. —



### Drittes Kapitel.

Charakterbild Joachims. — Aufstand in Berlin. — Die märkische Stadtordnung. — Luxus der Bürger. — Ein Scharfrichterscherz. — Ertheilung des Urtheils über die Märker. — Gründung der Universität Frankfurt. — Die Astrologie. — Der Sterndeuter Carion. — Die Stöfflersche Sündfluth. — Die Flucht Joachims auf den Tempelhoffchen Berg.

Joachim I. war einer der bedeutendsten Kurfürsten aus der Hohenzollernschen Linie; während seiner Regierung entwickelten sich in der Mark Brandenburg die Keime einer neuen Zeit, er bereitete diese vor, wenn er auch nicht selbst in die neuen Ideen einzugehen vermochte.

Joachim war ein Mann von hohem Talente, von glänzenden Eigenschaften des Geistes und des Herzens. — Er vereinigte in sich die scheinbar widerstreitendsten Neigungen, in ihm spiegelte sich gewissermaßen das Bild seiner Zeit ab jener großartigen Zeit, in der die aufblühende Wissenschaft und Aufklärung mit dem verrotteten Aberglauben des Mittelalters sich vereinigte und kämpfte. —

Tiefes Rechtsgefühl und bis zur Grausamkeit gehende Willkür, innige Liebe zum Volke, besonders zu den Bürgern in den Städten, und eiserne Strenge, ernste, oft fast an Bigotterie grenzende Religiosität und leichtfertige Sinnlichkeit, Liebe zu rauschenden Vergnügungen, — tiefe Gelehrsamkeit, aufrichtiges Streben nach Aufklärung und finsterner ins Lächerliche übergehender Aberglaube vereinigten sich in seltsamer Mischung in Joachim und führten jene innern Widersprüche herbei, an denen seine Regierung so reich ist. —

Von seinem Rechtsgefühl gab sein Kampf gegen den Adel, seine freiwillige Unterwerfung unter die Aussprüche der Gerichtshöfe ein glänzendes Beispiel, er zeigte es auch in seinem Verhältniß zu den Ständen des Landes.

Obgleich Joachim den Adel der Mark Brandenburg so tief gedemüthigt hatte, daß dieser nicht gewagt haben würde, seinem absoluten Willen irgend einen Widerstand entgegen zu setzen, obgleich auch die Städte ihre Macht, dem Kurfürsten zu widerstehen, längst verloren hatten, hielt dieser doch das Recht der Stände bei Bewilligung von neuen Abgaben aufrecht. Auf einem Landtage, den er im Jahre 1524 in Berlin abhielt, erklärte er ausdrücklich, daß er sich verpflichte, außerordentliche Landbeeden nur in besonderen Fällen auszusprechen, wenn er, „welches Gott vermeiden möge, eine treffliche Niederlage erlitt,“ oder mit Bewilligung der Stände in einen Krieg verwickelt würde, oder endlich eine Prinzessin ausstatten müsse. —

Diesem Rechtsgefühl, welches Joachim so sehr auszeichnete, stand seine Willkür, mit welcher er die jammertlichen Juden aus der Mark Brandenburg vertrieb, und die Grausamkeit, welche er in

der Bestrafung des Adels, sowie in der Verbrennung der Juden bewies, schroff gegenüber.

Er kannte das Wort Gnade nicht. — Wo das Gericht ein Todesurtheil aussprach, da bestätigte er es und ließ es nachsichtslos vollstrecken. — Oftmals wendete sich seine junge und schöne Gemahlin Elisabeth flehend an ihn, um das Leben eines zum Tode Verurtheilten zu erhalten, aber sie wurde stets mit scharfen Worten zurückgewiesen. Wohl mag durch solche vergebliche Fürbitten die erste Entfremdung zwischen die beiden Ehegatten getreten sein, eine Entfremdung, welche sich von Jahr zu Jahr mehr steigerte und endlich, wie wir später hören werden, zur Trennung führte. —

Seine Liebe zum Volke, besonders zu den Bürgern in den Städten hat Joachim niemals verleugnet. Wir haben schon gesehen, wie er Berlin und Cöln die Gerichtsbarkeit zurückgab, wie er bestrebt war Handel und Wandel durch die Verfolgung der Straßenräuber zu heben; ebenso zeigte er aber auch bei mancher Gelegenheit ernste Strenge, so gegen die Stadt Frankfurt und auch gegen das Volk von Berlin, als es sich im Jahre 1515 gegen den Rath empörte. Er ließ die Führer des Aufstandes durch seine Trabanten ergreifen und ins Gefängniß werfen. Erst gegen eine Summe von 900 Gulden, zu deren Aufbringung den Bürgern ein neuer Schuß auferlegt wurde, erhielten sie ihre Freiheit wieder. —

Joachim hielt viel auf eine strenge Ordnung in den Städten, er erließ zu diesem Zwecke eine Polizeiordnung vom Jahre 1515, welche auch für Berlin und Cöln in Wirksamkeit trat. Es wurde in derselben unter Anderem bestimmt: — Im ganzen Lande solle gleiches Maß und Gewicht gehalten werden. — Rath, Richter und Schöffen sollten mit Ernst der Gotteslästerung, den öffentlichen Sünden, der Zauberei zc. entgegen wirken und die Thäter streng bestrafen, damit Andere ein Beispiel daran nehmen. Gastmähler und Hochzeiten sollten künftig nicht länger als drei Tage dauern, auch sollte der übermäßige Luxus dabei vermieden werden, deshalb wurde dem Reichen untersagt, zu mehr als fünf, dem gemeinen Manne zu mehr als drei Tischen Gäste zu bitten. Die Bäcker und Fleischer wurden verpflichtet stets gutes Brot und gesundes Fleisch in hinreichender Masse vorrätzig zu halten und feil zu bieten. — Die Stadtkeller mußten stets mit gutem Wein und Bier versorgt sein, „damit der Wandermann gutes und billiges Getränke haben könnte.“ —

Die Rathleute wurden verpflichtet, jede Feuergefahr abzuwenden und darauf zu halten, daß in jedem Hause ein lederner Eimer und eine Feuerspritze vorhanden sei. Am Rathhause und auf den Kirchhöfen mußten Feuerhaken und Leitern stehen, die Brunnen und Wasserfusen sollten stets in guter Ordnung erhalten werden u. s. w.

Von besonderem Interesse in dieser Verordnung sind die gegen den überhand nehmenden Luxus der Bürger gerichteten Bestimmungen. Die große Billigkeit der Lebensmittel, der in Folge



lich dazu bet, ihn der Reformation abgeneigt zu machen.

Durch den steten Verkehr, welchen Johann mit Gelehrten hielt, wurde er selbst zu einem regen wissenschaftlichen Studium angefeuert. Er warf sich mit besonderer Vorliebe auf Mathematik, Astronomie und die damit in jenen Zeiten eng zusammenhängende Astrologie.

Man hatte im Mittelalter den Aberglauben in ein wissenschaftliches System gebracht. Von dem Grundsatz ausgehend, daß das ganze Weltall nur zum Nutzen und Frommen der Menschen geschaffen sei, behaupteten die Gelehrten, die Himmelskörper hätten eine bestimmte Einwirkung auf die Geschicke der Einzelnen. Der Stand der verschiedenen Gestirne zu einander in der Stunde der Geburt eines Menschen sollte, dem allgemeinen Glauben nach, entscheidend für das Geschick desselben während seines ganzen Lebens sein.

Die Astrologie beschäftigte sich ebensowohl damit, den Lauf der Gestirne, als damit, ihre vermeintliche besondere Einwirkung auf das Schicksal hochgestellter Personen zu berechnen.

Der eigenthümliche Drang, eine geheimnißvolle Zukunft zu erforschen, der zu allen Zeiten in dem Menschen gelegen hat, der auch im 19. Jahrhundert durch die Wissenschaft und die aus dieser erspriessende Aufklärung immer noch nicht vollständig besiegt ist, wurde damals durch die Wissenschaft selbst befördert. — Die gelehrtesten Astronomen waren zugleich Sterndeuter und glaubten selbst an ihre oft höchst seltsamen Prophezeiungen; wenn die Berechnungen der Astrologen durch Zufall hier und da sich bewahrheiteten, so gab dies einen unumstößlichen Beweis für die Richtigkeit der astrologischen Lehren, während das Nichteintreffen der Vorherhersagung nur Irrthümern und Fehlern in der Berechnung des Sternenlaufes zugeschrieben wurde.

Joachim hatte sich dem Studium der Astrologie mit dem Eifer, der sein feuriges Temperament ihm eigen machte, gewidmet. — Auf dem Schloß zu Cöln bestand eine Art Sternwarte, von welcher aus der Kurfürst die Sterne beobachtete. Er verwendete gewaltige Summen auf Anschaffung der besten Bücher, der trefflichsten Instrumente und hielt stets einen gelehrten Astrologen an seinem Hof, der ihn bei seinen Forschungen unterstützte. Er hat selbst ein Buch über die Grundsätze der Astrologie geschrieben und dasselbe seinem Sohne gewidmet. —

In mancher stillen Nacht brannte im Arbeitsgemach des Kurfürsten bis zum Morgen hin noch Licht. Das Volk von Berlin und Cöln schaute mit einem gewissen Grauen nach jenem einsamen Lichtschein, es erzählte sich, der Kurfürst sei ein halber Zauberer. Er treibe dort oben im fest verschlossenen Gemach die schwarze Magie, und wär's nicht zu sehr gegen den Respekt gewesen, man hätte wohl gar geglaubt, der gnädigste Herr habe sich dem Teufel verschrieben; von seinem

\*) Was man damals unter ansehnlichen Gehalten verstand, dürfte heut wohl etwas belächelt werden. Möhsen sagt in seiner Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg darüber: „Die Bezahlung der Collegien wird in Frankfurt nicht höher gewesen sein, als auf anderen deutschen Universitäten. Wie Richard Crocus, Professor der griechischen Sprache zu Leipzig 1515 ein Collegium über die griechische Sprache las, so ließ ihm der Herzog von Sachsen 10 Dukaten auf ein Jahr auszahlen, daß er es jedes halbes Jahr für 5 Dukaten seinen Zuhörern umsonst lesen sollte. Er lobte öffentlich die Freigebigkeit des Fürsten und das Wohlwollen der Akademie. Zu eben der Zeit las Franz Lambert zu Wittenberg eine Erklärung des Evangelii Lucae sechs Monate lang und bekam von jedem Zuhörer 15 Groschen. Sein Collegium über das hohe Lied Salomonis wurde nicht so hoch bezahlt. In Wien bekam der Lehrer der Politik, der sechs Monate über des Aristoteles acht Bücher de Republica lesen mußte, im 14. Jahrhundert von jedem Schüler nicht mehr als 5 Groschen.“

Lieblingssterndeuter, dem Johann Carion, glaubte das Jedermann.

Carion war ein hochgelehrter Mann, der seine trefflichen astronomischen Kenntnisse durch die Astrologie auszubenten verstand. Er las in den Sternen, wie in einem aufgeschlagenen Buche und Joachim glaubte allen seinen Prophezeiungen.

Als dem Kurfürsten ein zweiter Sohn geboren wurde, da konnte Carion nicht nur die Gesichte desselben aus den Sternen deuten (die Nativität desselben stellen), er war so hoch studirt, daß er sogar den Schußengel des Prinzen auffand und den Namen desselben: „Bathsiithabel“ ausforschte; es hat auch später Niemand beweisen können, daß der Schußengel diesen Namen nicht geführt habe. —

gesetzt schlenen, herrschte tiefe Verzweiflung. Die Wohlhabenden verkauften ihre Aeder und Häuser, um in die Gebirge zu ziehen. Man baute große Archen, nach dem Beispiel des Vater Noah, um in ihnen sich vor den Futhen zu retten; Andere vergeudeten ihr Hab und Gut, um die wenigen Jahre des Lebens noch zu genießen.

Der Februar 1524 kam und verging, das Wetter war schön, der Himmel blieb heiter, die Phrophezeiung erwies sich als trügerisch. Dem Volke sank ein schwerer Alp von der Brust; nur nicht dem Kurfürsten Joachim, denn dieser hatte vorher gewußt, daß die Gefahr nicht im Februar 1524, sondern erst später am 15. Juli 1525 zu besorgen sei.

Der gelehrte Carion hatte genau berechnet, daß Stöffler sich im Datum geirrt habe, er hatte dies dann dem Kurfürsten heimlich mitgetheilt.

Joachim war von einer peinigenden Angst und Unruhe erfüllt. Wie oft schaute er, als sich am Morgen des 15. Juli 1525 die Sonne erhob, von seiner Warte aus nach den Wetterwolken, welche die Sündfluth mit sich bringen sollten, nicht eine allgemeine Sündfluth, sondern ein graufames Wetter, welche die Städte Berlin und Cöln zerstören würde! So hatte Carion prophezeit.

Der Tag brach klar und heiter an. Nirgends eine Wolke an dem lichten, tiefblauen Himmelsgewölbe, kein Vorzeichen, daß die Vorhersagung eintreffen würde. —

Der Mittag nahte, eine glühende Hitze herrschte, und wenn auch noch immer keine Wolke sich zeigte, kein Lüftchen wehte, so war doch der Himmel nicht mehr so blau, wie am Morgen, er hatte eine fahle, gelblich graue Farbe angenommen und jetzt endlich stieg am fernsten Horizont ein schwarzer Wolkenfaum auf.

Im kurfürstlichen Schloß zu Cöln begann die Dienerschaft sich zu regen. — Die Hofequipagen wurden in höchster Eile angeschirrt, auf den Treppen und Gängen liefen Trabanten, Hofherrn und Dienerschaft eilig durcheinander. Auf allen Gesichtern prägte sich die Angst vor einem nahenden Unheil aus, Joachim selbst ging mit verstörter Miene schwankenden Schrittes in seinen Gemächern auf und nieder. Er hatte noch einmal seinen Carion befragt, noch einmal die Bestätigung des kommenden Unglücks gehört, — die Sterne konnten ja nicht trügen.

Die Hitze war kaum mehr zu ertragen. Eine dumpfe Gewitterschwüle lag über den Städten Berlin und Cöln. — Höher und höher hob sich die Wolkenwand, langsam stieg sie empor, aber schon bedeckte sie einen Theil des Himmels und durch die dicht zusammengeballte, schwarze Wolkenmasse zuckten ferne Blitze. —

Da öffneten sich die Schloßthore, der Kurfürst, seine Gemahlin und die fürstlichen Kinder fuhren im vierspännigen Wagen über den Schloßplatz, neben dem Wagen ritten die vornehmsten Räte und Offiziere. Im scharfen Trab, so schnell die

Pferde laufen konnten, flüchteten die Geängstigten aus dem gefährdeten Cöln. — Die Hofdiener folgten zu Pferd oder zu Fuß. Jeder beladen mit so viel von seinem kostbarsten Eigenthum, wie er in der Eile retten konnte.

Südblich von den Schwesterstädten erhoben sich die cölnischen Weinberge, auch die Tempelhofer Berge genannt, nach dem höchsten von diesen, dem heutigen Kreuzberg, ging der Zug der Wagen, Reiter und Fußgänger, auf dem Gipfel der Höhe suchte Joachim Schutz gegen die drohende Sündfluth.

Stunden vergingen und wieder Stunden. Der Kurfürst saß mit seinen Getreuen oben auf dem Berge und schaute bald nieder auf die mauer- und wallumgürteten Städte zu seinen Füßen, bald hinauf nach den schwarzen Wetterwolken, die immer drohender am Himmel heraufzogen; ein anderes Wetter, welches nicht minder drohend sich unter ihm zusammenzog, sah er nicht.

Den Bürgern von Berlin und Cöln war die Prophezeiung Carions nicht mitgetheilt worden und dennoch kannten sie dieselbe. Ein Geheimniß wird ja so bald verrathen! Einer der Hofdiener, der vielleicht ein Liebchen unten in der Stadt zu wohnen hatte, mochte wohl geplaudert haben. — Einige verachteten die Gefahr und erinnerten an Stöffers verunglückte Weissagung, andere standen mit bleichen Gesichtern vor den Thüren und schmähten tief entrüstet auf den Kurfürsten, der den Weg zum Tempelhofer Berg durch seine Trabanten hatte absperrn lassen, der sich selbst retten wollte vor der Gefahr, welche das Volk von Berlin und Cöln bedrohte. —

Schon war der ganze Himmel mit Wolken dicht bedeckt, in jedem Augenblicke drohte sich das Unwetter zu entladen, da brach plötzlich die Sonne mit lichtigem Strahle wieder hervor, die Wolken zertheilten sich. —

War die Gefahr vorüber? — Joachim glaubte es nicht, er war zu sehr von der Untrüglichkeit seines Carion überzeugt, aber während er oben vom Berge auf die dem Untergange geweihten Städte herabschaute, begann er sich seiner Furcht zu schämen. — Die Stunde der Gefahr hatte ihn wieder zusammen geführt mit seiner Gemahlin Elisabeth, der er schon seit langen Jahren fremd geworden war; er bewunderte die ruhige Fassung der furchtlosen Frau, und als diese jetzt sich muthig an ihn wendete und ihn dringend bat, nach dem Schloß in Cöln zurückzukehren, dort mit seinen Unterthanen auszuharren und mit ihnen das Geschick zu theilen, welches Gott senden möge, ermannte er sich und gab den Befehl, die Wagen wieder anzuspinnen.

Er kehrte nach Cöln zurück. Nicht mit freudigem Gruß, sondern mit finstern Blicken wurde er empfangen, als er schnell durch die Straßen fuhr. — Schon war er auf dem Platz vor dem Schloß angelangt, schon wollten die vier schneubenden Kasse in's Burgethor einbiegen, da öffneten sich plötzlich die Wolken, die sich wieder zusammen-

gezogen hatten, ein Feuerstrahl schoß hernieder, der Donner krachte, als bräche das mächtige Schloß

etäubt. ablenbet. — Als er  
in,  
Ben  
u. —  
Blitz  
auch

t Haftig, der uns dies Ereignis  
das Wetter keinen Schaden

#### Viertes Kapitel.

Verderbniß der Kirche. — Der Ablasskram. — Tegel in Berlin. — Tegels Abenteuer in der Trebbiner Haide.

An einem herrlichen Frühlingstage, in der ersten Hälfte des April 1517, waren die Straßen von Berlin und Cöln dicht gedrängt von der schaulustigen Menge. Die Bürger hatten die Festkleider angelegt, Frauen und Mädchen den schönsten Schmuck hervorgefucht. — Ein besonderes Fest stand den guten Berlinern bevor, der berühmte Ablassverkäufer Johann Tegel wurde erwartet, er wollte seinen feierlichen Einzug in Berlin halten, um auch den Bürgern dieser Stadt Sündenerlaß für wenige Groschen zu verkaufen.

Die heilige kirchliche Mutter war gar gnädig gegen ihre Kinder; sie hatte Erbarmen mit den Qualen, welche den armen Sündern im Jenseits bevorstanden, und da sie die Macht der Sündenvergebung, der Errettung aus den Flammen des Fegefeuers besaß, machte sie die Gläubigen dieser Wohlthat theilhaftig, natürlich aber nur, wenn diese sich auch des Erbarmens würdig zeigten, wenn sie bereit waren, von ihrem schändlichen Mammon ein Weniges für den Säckel der Kirche, zur Erbauung der Peterskirche in Rom, zu opfern.

In jener Zeit, im Anfange des 16. Jahrhunderts hatten sich die in der katholischen Kirche eingerissenen Mißbräuche übergipfelt; vergeblich waren einsichtsvolle Geistliche seit länger als einem Jahrhundert bemüht gewesen, eine Kirchenreformation herbeizuführen, vergebens hatten sie auf den Concilen die herrschenden Mißbräuche offen klar gelegt, alle ihre Bemühungen waren an der Selbstsucht der höchsten kirchlichen Würdenträger gescheitert, und statt zum Bessern zu führen, hatten alle reformatorischen Versuche das alte Unwesen nur neu befestigt. —

Die Geistlichkeit war von ihrer Spitze bis zu ihren untersten Gliedern ihrem eigentlichen Beruf, Gottes Wort zu lehren und dem Volke ein Vorbild der Frömmigkeit und wahrhaft religiösen Wandels zu sein, längst untreu geworden.

Die Päpste verdankten ihre Wahl meist der niedrigsten Bestechung. Derjenige Kardinal be-

stieg den päpstlichen Stuhl, der seinen Kollegen die größte Summe bieten konnte; — so waren denn zur höchsten geistlichen Würde Männer gelangt, deren bisheriges Leben eine Reihe der schändlichsten Verbrechen besetzt hatte und welche auch während ihrer Regierung die bisherige Verbrecherlaufbahn fortsetzten, Männer, wie Innocenz III., der sich nicht scheute, seine zahlreichen unehelichen Kinder öffentlich anzuerkennen und sie mit den Ehren und Reichthümern der Kirche zu überhäufen, wie Alexander VI., der mit seiner Tochter Lucrecia Borgia in unverhüllter Blutschande lebte, der die reichsten Kardinäle durch ein feines, nur ihm bekanntes Gift aus dem Wege schaffte, um sie zu beerben und der endlich an einem Giftrank starb, den er für einen Andern hatte bereiten lassen.

Und wie das Haupt, so die Glieder. — Die Bischöfe betrachteten sich als weltliche Fürsten, die lieber in den Krieg, als in die Kirche gingen, die vom Aberglauben des Volks möglichst hohe Einkünfte zu ziehen bestrebt waren. — Die Bischöfe in der Mark, die von Brandenburg, Havelberg und Lebus waren nicht die schlechtesten ihres Standes, dennoch aber lebten auch sie ganz wie weltliche Fürsten; sie hielten sich einen glänzenden Hofstaat und zogen als Feldherrn in den Krieg; sie plünderten und verbrannten dabei die feindlichen Dörfer, und der Bischof von Havelberg, Bedigo Hans, ein Edler von Butlitz (1460—1487) hatte sich in solchen Fehdezügen nicht gescheut, bei seinen Einfällen in das mecklenburgische Gebiet auch die Kirchen und Klöster zu stürmen und auszurauben.

Daß die niedere Geistlichkeit unter solchen Kirchenfürsten weit davon entfernt war, ihren priesterlichen Beruf zu erfüllen, ist wohl nur natürlich. — Das ganze Heer derselben, und es gab in der Mark etwa 10,000 Weltgeistliche und Mönche, überließ sich einem höchst ausschweifenden Leben. — Wir haben schon früher über das sittenlose Leben der märkischen Geistlichen gesprochen, hier möge nur noch eine Schilderung Platz finden, welche aus dem Munde eines hochgestellten Geistlichen, des Bischofs Bodeler von Brandenburg, kommt, der bei einer Provinzialsynode im Jahre 1435 über das Leben des niedern Clerus, sich folgendermaßen ausließ. —

„Was soll ich von unsern Geistlichen und Predigern sagen? Obwohl wenige des Verbrechens der Simonie schuldig, obwohl noch weniger Schismatiker und wie wir hoffen, gar keine Keger unter ihnen sind, so daß das Volk, ohne daß es zu seinem Verderben gereicht, die Kirchensakramente von ihnen empfangen kann, so treibt mich doch die Wahrheit, zu meinem großen Schmerz zu sagen, daß die meisten sich Concubinen halten und sich ganz öffentlich allen Ausschweifungen in der Wollust überlassen, so daß ihr Lebenswandel nicht nur dem gemeinen Manne, sondern auch den Fürsten und Großen zum Aergerniß gereicht. Und jene Laster und Verbrechen sind unter ihnen

\*) Der kirchliche Aberglaube zeigte sich sehr auffällig auch in der Reliquienverehrung, welche mehr und mehr überhand nahm. — Wie sehr dieselbe auch in Berlin emporgewuchert war, zeigt uns ein Register der Reliquien, welche in der Marienkirche zu Berlin in reich verzierten Monstranzen aufbewahrt wurden. — Das Register stammt aus dem Jahre 1405. Im Laufe des Jahrhunderts ist der Reliquienschatz noch vielfach vermehrt worden. — Damals waren in der Marienkirche vorhanden;

Ein Stück der Säule, an welcher Christus gekreuzigt worden. Eine Partikel des heiligen Kreuzes. Knochenüberreste von vielen Heiligen und den zehntausend Jungfrauen. Ueberreste des Grabes Christi, der allerheiligsten Jungfrau Maria und vieler Heiligen. Ein wenig von der Erde, wo der Körper unseres Herrn Jesu niedergesunken. Ein Stück von der Rippe des heiligen Bekenneres und Kaisers Heinrich. Einige Ueberreste von dem Hirn des heiligen Eucharis, Quiriaci des Bischofs, von den zehntausend Kriegern und von der Milch der heiligen Jungfrau Maria. —

Bildung weit vorgeeilt war, der aber dennoch sich nicht scheute, Gebrauch von dem verwerflichen Mittel zu machen, um seine Schulden zu bezahlen und seine geschwächte Kasse zu füllen. — Albrecht übernahm den Ablasshandel für Deutschland und übertrug den Verkauf der Ablassbriefe einem Mann, der sich für das schmutzige Geschäft eignete, wie kein anderer, dem früheren Dominikanermönche Johann Tezel. —

Johann Tezel war nach einer stürmischen Jugend Dominikanermönch geworden und hatte als solcher so gelebt, wie die meisten seiner Ordensgenossen. In Innsbruck war er bei einem Ehebruch ertappt und in Folge dessen zum Tode verurtheilt worden. Kaiser Maximilian hatte ihn in den Inn werfen und ersäufen lassen wollen, auf Fürbitte des Kurfürsten von Sachsen war die Strafe in lebenslängliche Haft verwandelt worden; aber auch von dieser hatte sich Tezel zu befreien und die Begnadigung des Papstes zu erreichen gewußt. —

Tezel war ein geübter Ablassräuber. Er verstand das Geschäft trefflich. — Begabt mit einer großen, besonders auf die niedere Volksmasse wirkenden Rednergabe, mit dem Talent des Charlatans, der seine Waaren anzupreisen und jedem Käufer mundrecht zu machen versteht, mit vollkommener Gewissenlosigkeit und unerschütterlicher Unversämtheit, wußte Tezel einen Absatz für die Ablassbriefe zu erzielen, der wahrhaft erstaunenswerth war.

Er brachte gewaltige Summen zusammen, obgleich das Gebiet, in dem er wirken konnte, nur ein kleines war, denn viele deutsche Fürsten versagten ihm in ihren Ländern, welche schon zu sehr durch einen frühern Ablasshandel ausgefaugt waren, die Erlaubniß zum Verkauf der Ablassbriefe. So blieben ihm denn nur die Länder von Kurmainz und der Mark Brandenburg, welche Joachim dem Agenten seines Bruders geöffnet hatte.

Albrecht war ausdrücklich nach Berlin gereist, um mit dem Kurfürsten Rücksprache zu nehmen und er hatte es dahin gebracht, daß Joachim durch eine Urkunde seine Einwilligung zum Ablasshandel in der Mark Brandenburg gab, gewiß ungern, denn Joachims gesunder Sinn ließ ihn das Unheilvolle jenes Handels wohl erkennen und er bewies dies später dadurch, daß er seinen sämtlichen Hofdienern verbot, Ablassbriefe zu kaufen; aber er gab die Erlaubniß doch, um dem Bruder gefällig zu sein, er genehmigte, daß Tezel nach der Mark Brandenburg kommen könne, und ohne es zu wissen und zu wollen, trug er dadurch zu jener Reformation bei, deren eifrigster Gegner er bald werden sollte.

Tezel wurde in Berlin erwartet; ihn zu empfangen, hatte sich das Volk in den höchsten Festesstimmung geworfen. Man erzählte Wunderdinge in Berlin und Cöln von den kräftigen, Seele und Mark durchdringenden Predigten des Dominikaners. Der verstand das Herz zu rühren! Er wußte den Sünder niederzuschmettern, aber

auch wieder zu erheben, indem er ihm die Ablassbriefe, die ihn zur ewigen Seligkeit führten, verkaufte.

Das Volk von Berlin war schon durch Bußpredigten, die in allen Kirchen gehalten worden waren, darauf vorbereitet, den berühmten Ablasskrämer mit Freuden zu empfangen. Im Jahre 1516 hatte abermals eine böse Pest das Land durchzogen und in den Schwesterstädten so mörderisch, wie im Jahre 1502 gehaust. Nur wenige Familien waren verschont geblieben, die meisten betrauert einen oder den andern ihrer Lieben. — Das war die Strafe Gottes für die vielen Sünden der Berliner, — so predigten die Pfaffen, — und ein Segen sei es, daß jetzt der Papst in seiner Barmherzigkeit den Lehel nach der Mark Brandenburg schicke, um dort das Volk des Sündenerlasses für wenige Groschen theilhaftig zu machen. —

Da war denn große Freude unter den Bürgern von Berlin und Cöln, und selbst diejenigen, welche ein wenig ungläubig waren und etnige bescheidene Zweifel in die Kraft der Ablassbriefe setzten, waren doch entschlossen, den Ablass zu versuchen, wenn er nicht zu theuer wäre; „denn — nützt er nichts, so schadet er doch gewiß nicht.“ —

Alle Kirchen waren gefüllt. Das Volk sang unter Orgelbegleitung das Miserere. — Von den Thürmen herab läuteten die Glocken, wie zum höchsten Feste. — Da erschienen die Boten Lehels und verkündeten, der Segenbringer nahe, die Gnade des Papstes und Gottes sei vor den Thoren.

Es ordneten sich Geistlichkeit und Volk zum feierlichen Zuge, um dem heiligen Mann die gebührende Ehre zu erweisen, ihn festlich in die Stadt einzuholen. Der Rath von Berlin und Cöln eröffnete mit den höchsten Würdenträgern den Zug, ihm folgten die Geistlichkeit, die Mönche des schwarzen und grauen Brüderklosters; die geistlichen Orden mit Fahnen und Kerzen, die Zünfte folgten mit Gewerkszeichen und eine gewaltige Volksmasse schloß sich an, Männer, Frauen, Greise und Kinder. —

Und als sie nun den heiligen Mann einholten in die Stadt und ihn zur Nikolalkirche führten, da war der Jubel groß, denn der Lehel verstand es, die Herzen zu gewinnen und doch Respekt einzufößen. Er winkte gar freundlich dem gaffenden Volke zu und segnete Jeden, der ihm zu nahe kam, — die kleine Mühe bezahlte sich ja später schon wieder. — Vor ihm her wurde auf einem sammtenen, reich mit Gold gestickten Kissen die päpstliche Ablassbulle getragen, von der das Volk sein Heil erwartete. — Dicht hinter ihm schritt sein Gehülfe im Ablassverkauf, der dickwanstige Dominikanermönch Bartholomäus, der hielt die Hände über den Bauch gefaltet und schaute gar fromm und bescheiden zu Boden.

Nachdem der Festzug unter dem fortwährenden Läuten der Glocken und dem Jubelruf des Volkes in der Nikolalkirche eingetroffen war, rich-



Das Volk sah nun zwar nichts von dem tröpfelnden Blute, aber es glaubte und legte ein.

So war denn das Ablasskreuz in Berlin errichtet und der Handel mit Ablassbriefen wurde nun mit aller Kraft begonnen. Tegel nahm seine Wohnung im Dominikanerkloster zu Cöln, hier schlug er den eigentlichen Ablassmarkt auf, zu dem von nah und fern die Käufer herbeieilten. Er verkündete unter dem 11. April 1517, daß er die Macht habe, für alle Sünden Absolution zu erteilen, nur nicht für heimliche Empörung gegen den Papst, Entleibung hoher Prälaten, Verfälschung apostolischer Briefe und Zuführung an Wehr und Waffen an die Ungläubigen. Solche Sünden wären freilich zu schwer, als daß sie überhaupt Vergebung finden könnten.

Sechs Monate blieb Tegel in Berlin und es ist unglücklich, welche Sündenlast er den Bürgern von Berlin und Cöln, sowie den Fremden, welche während dieser Zeit nach den glücklichen Städten kamen, um Ablass zu kaufen, abgenommen hat.

Vor dem Dominikanerkloster hielt Tegel seinen Ablassmarkt ab. Hatte er anfangs noch einige Würde in seinen Predigten bewahrt, so steigerte sich seine Marktchreierei in dem Maße, in welchem die Kauflust des Volkes abnahm. Er zeigte den Umstehenden bunte Bilder, auf denen der Teufel abgemalt war, wie er eine arme Seele im Fegfeuer briet und lud sie ein, sich von so gräßlicher Qual loszukaufen, denn für jede Sünde habe er ja Vergebung, wenn nur der Sünder, so viel Geld als nöthig sei, um den Ablassbrief zu kaufen, in den Gotteslasten werfe

„Wo das Geld im Kasten klingt,  
Die Seele aus dem Fegfeuer springt.“

So sang Tegel und das Volk ließ sich behören, es kaufte Ablassbriefe, die für jede mögliche Sünde von dem kleinsten kirchlichen Vergehen an bis zum Morde und zur Nothzucht erteilt wurden, ja selbst für Sünden, welche noch gar nicht begangen waren, sondern erst begangen werden sollten.

Tegel war ein gewiegter Kaufmann. Er stellte nicht bestimmte Preise für die Sünden, sondern er forderte und ließ sich handeln. Von dem Einen nahm er viel, von dem Andern wenig, wie eben jeder geben konnte und wollte. — So schlau aber Tegel war, einmal wurde er doch und zwar recht empfindlich betrogen.

Von Berlin hatte er endlich, nachdem das Geschäft nicht mehr recht gehen wollte, seinen Markt nach Jüterbogk verlegt, von dort aus besuchte er die benachbarten Städte, um auch diese mit der päpstlichen Gnade zu beglücken.

Eines Tages pries er in seiner gewöhnlichen Weise den Nutzen der Ablassbriefe an, da trat zu ihm ein junger fester Rittersmann, die Einen erzählen, es sei ein Herr von Hake, die Andern, es sei der Herr von Hagen gewesen, der Name aber thut nichts zur Sache.

Der Ritter hörte gar ehrerbietig der Predigt des heiligen Mannes zu und bekannte diesem

endlich, er sei ein arger Sünder und das Schlimmste sei, er könne nicht von der Sünde lassen und wenn es ihm auch Leben und ewige Seligkeit kosten solle. Er bereue wohl, aber doch Sündige er wieder, — Jetzt eben habe er einen Straßenraub vor und müsse ihn begehen, auch wenn ihn Satan bei lebendigem Leibe holen würde. — Könne ihm Tegel für diese zukünftige Sünde Ablass gewähren, dann wolle er gern, um seine Seele rein zu machen, zehn Thaler in den Ablasslasten springen lassen.

Der würdige Diener Gottes machte ein sehr ernstes feierliches Gesicht; er beruhigte den jungen Mann mit milden Worten und versprach ihm Vergebung seiner vergangenen und zukünftigen Sünden, aber freilich für solch ein Spottgeld könne er ihm keinen Ablass verkaufen, denn der Raub werde ja jedenfalls mehr als 10 Thaler einbringen! Unter 30 Thaler könne er's nun und nimmermehr thun.

Das war ein theurer Preis für einen Straßenraub. Vorschlagen und bieten macht Kaufleute, so dachte auch der Ritter, er versuchte zu handeln, aber vergeblich, Tegel blieb bei seiner Forderung und wohl oder übel mußte der Käufer die geforderte hohe Summe für den Ablassbrief erlegen, wenn er sein beabsichtigtes Verbrechen begehen und doch der ewigen Seeligkeit theilhaftig, von den Qualen des Fegfeuers erlöst werden wollte. —

Der Handel wurde abgeschlossen und 30 schöne Thaler rollten klingend zu Tegels Freude in den Ablasslasten.

Einige Tage später befand sich Tegel auf dem Wege von Trebbin nach Jüterbogk. Er hatte vortreffliche Geschäfte gemacht. Der schwere silbergefüllte Ablasskasten ruhte wohl verschlossen hinter ihm im Wagen, kaum vermochten ihn die keuchenden Pferde durch den tiefen Sand zu ziehen. —

Der Weg führte durch öde Heiden hindurch, weit und breit war kein Dorf zu sehen. — Tegel hatte sich im Bewußtsein eines wohlvollbrachten Tagewerks einer süßen Ruhe hingegeben, da wurde er plötzlich durch das Geschrei seines Fuhrnechts aus dem Schummer erweckt.

Der Wagen hielt, er war umringt durch ein halbes Duzend wohlbewaffneter Reiter. —

Tegel wurde aus den Wagen gezogen, er schrie und fluchte, aber Alles vergeblich.

„Ach Du böser Bube“, rief er, wie uns Angelus erzählt, dem einen Reiter, den er für den Führer der Räuber erkannte, wüthend zu, „wie willst Du jemals die Sünde büßen, daß Du Dich an päpstlicher Heiligkeit und an mir, meinem Legaten, vergreifst?“ —

Der Ritter lachte laut und hell auf. — „Ei“, antwortete er, „das will ich wohl verantworten! Habe ich doch Deinen eigenen Brief mit dem Insignel, in dem Du mich aus päpstlicher Macht und Gewalt, nicht allein von meinen bereits begangenen, sondern auch von allen meinen zukünftigen Sünden und insbesondere von der, die ich

jezt an Dir begehre, absolvirt hast. — Dessen wirst Du Dich wohl zu erinnern wissen, ich habe Dir ja Deine gute Gebühr dafür gegeben!"

Lezel versuchte vergeblich zu beweisen, daß so sein Ablassbrief nicht gemeint sei, der Ritter lachte nur und sagte, wenn auch Lezel den Ablassbrief nicht so verstanden habe, er habe ihn so gemeint.

Die Pferde wurden nun in die öde Gaiide hineingelenkt, Lezel mußte auf dem Wagen zurückbleiben, der Ritter bewachte ihn und machte sich noch ein Vergnügen daraus, den trostlosen Mönch zu verhöhnen. Auf alles Schimpfen und Fluchen Lezels erwiderte er nur in höchster Seelenruhe: „Da ich einen Ablassbrief von Dir selbst empfangen habe, nehme ich das Geld und mache mir kein Gewissen daraus. Ich bedanke mich noch bei Dir wegen der Absolution und nun Ade, zu guter Nacht!"

Mit diesen Worten sprengte er lachend von dannen.

Der Chronist Angelus fügt seiner Erzählung die Moral hinzu: „Also hatte Lezel wohl über sich selbst Ablass gegeben und ist mit baarer Münz bezahlt worden, fintemal er selbst in die Grube gefallen, die er einem Andern mit seinem Ablassbrief gegraben hatte, und ist an ihm das Sprüchwort wahr geworden: Uebel gewinnen, übel zerrinnen!"

## Fünftes Kapitel.

Dr. Martin Luther. — Die 95 Theses. — Lutherische Sympathien in Berlin. — Joachim als Gegner der Reformation. — Einem Kezer braucht man nicht Wort zu halten. — Die Dominikaner - Predigt. — Die Flucht der Kurfürstin. — Der Triumphzug des jungen Joachims I.

Von Züterbogt aus suchte Lezel seine Ablassbriefe auch nach Sachsen zu verbreiten. Er durfte zwar das Kurfürstenthum Sachsen persönlich für seinen Kram nicht besuchen, aber die Pfaffen konnten für ihn von der Kanzel wirken, und die sächsischen Bauern kamen auf deren Anregung in Massen über die Grenze und kauften in dem nahen Züterbogt die köstlichen Briefe. Auch aus der Stadt Wittenberg, welche nur vier Meilen Wegs von Züterbogt entfernt liegt, fanden sich viele Ablasskäufer ein, Leute, welche es weit bequemer fanden, einige Groschen für Vergebung ihrer Sünden zu zahlen, als in die Kirche zu gehen, oder gar sich von ihren Reichvätern mitunter harte Bußen auferlegen zu lassen.

Mit jedem Tage betrieb Lezel seinen Handel marktshreierischer und unverschämter. — Das Unwesen nahm so überhand, daß es selbst viele Geistliche empörte und daß sich besonders ein Augustinermönch in Wittenberg, der zugleich Lehrer an der dortigen Universität war, der Dr. Martin Luther, in seinen Predigten tadelnd über dasselbe

äußerte. Er sprach offen aus, es sei besser, den Armen ein Almosen zu reichen, als das Geld für so ungewisse Ablassgnade nach Rom zu schicken, er warnte daher seine Weichtinder vor dem Kauf der Ablassbriefe. Anfangs trat Luther noch ziemlich milde auf, als aber der Verkauf der Ablassbriefe nicht aufhörte, die Bürger von Wittenberg sogar immer häufiger nach Züterbogt wanderten, um sich dort betrügen zu lassen, da entschloß er sich zu einem kühnen energischen Schritt. Am Vorabend des Allerheiligentages, am 31. Oktober 1517, schlug Luther an die Thüren der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Theses (Lehrsätze) gegen den Ablass an. Er forderte dadurch, nach der Sitte der Zeit, alle Gelehrten auf, diese Sätze in einem öffentlichen Streit zu widerlegen.

Ein unbedeutender Mönch, dessen Name bis dahin kaum genannt war, wagte es, die Autorität der höchsten kirchlichen Macht anzugreifen, den vom Papst selbst anbefohlenen Ablasshandel zu verdammen! Er hatte selbst keine Ahnung von der furchtbaren Tragweite seines Schrittes, keine Ahnung davon, daß durch diese 95 Theses die katholische Kirche in ihrem innersten Wesen erschüttert werden würde.

Die 95 Theses wurden gedruckt und flogen in unzähligen Exemplaren durch Deutschland. — Da war zum ersten Mal offen und unverhüllt ausgesprochen, was schon unendlich Viele über den Ablasshandel gedacht hatten. Luther hatte dem allgemeinen Gefühle Worte geliehen, er sagte nichts Neues, aber er sagte die Wahrheit im rechten Augenblick, und deshalb zündete sein Wort, deshalb fand es einen Wiederhall bei Tausenden. — Es flog auch in die Mark hinein. Gerade diejenigen, welche bisher am eifrigsten die Ablassbriefe gekauft hatten, wurden jetzt am frühesten zweifelhaft, und sobald sie einmal zu zweifeln begonnen hatten, verloren sie den Glauben an die Kraft des Ablasses schnell genug, sie sahen sich betrogen um ihr schönes Geld und fühlten sich erschüttert in dem Kirchenglauben überhaupt.

Lezel spürte die Wirkung der mächtigen Worte des Augustiners bald an dem Verfall seines bisher so blühenden Handels. Er war wüthend und suchte die neue Lehre mit allen Mitteln geistlicher Gewalt zu bekämpfen; aber vergeblich, die Wahrheit siegte. — Wenn ihm auch der gelehrte Wimpinna in Frankfurt, — der eifersüchtig auf den Ruf der Universität Wittenberg, Luther schon darum bekämpfte, weil dieser Lehrer an der nebulhlerischen Hochschule war, — Gegentheses verfaßte und Luther einlud, diese in Frankfurt zu verteidigen, wenn Lezel auch in dieser Stadt vor den aus der ganzen Mark Brandenburg zusammen berufenen Dominikanern, wohl 300 an der Zahl, promovirte und die höchste gelehrte Würde, die eines Doctors der Theologie unter großen Ehren empfing, — das Volk glaubte ihm nicht mehr. Mit wunderbarer Schnelligkeit ver-

breitete sich die Lehre Luthers, der, ohne es zu wollen, vom reformatorischen Drange weiter getrieben wurde, über Norddeutschland; seine Schriften, die nicht, wie sonst unter den Gelehrten üblich, in schlechtem Latein, sondern in gutem Deutsch geschrieben und daher dem Volke verständlich waren, wurden überall gelesen und sie fanden Eingang auch in die Mark Brandenburg. —

In Berlin zeigte sich die Wirkung der lutherischen Lehren sehr bald; die Kirchen blieben leer, die bisher so frommen Bürger kamen nicht mehr in die Beichtstühle und in den Buden, die an der Dominikanerkirche standen und in denen bisher Rosenkränze und Heiligen-Bilder verkauft worden waren, wurden jetzt Schriften gegen den Ablassram feil gehalten und mehr gekauft, als sogar früher die Ablassbriefe selbst.

Die Würdenträger der Kirche erkannten sehr wohl die Gefahr, welche sie bedrohte. Sie bemühten sich nach bester Kraft, das Volk beim alten Glauben zu erhalten. Hatte man früher den Ablass verkauft, jetzt gab man ihn gern umsonst, wenn nur die Gläubigen ihn nehmen wollten. —

Als der Bischof von Reval, Johannes von Blankenfeld, ein Berliner von Geburt, im Jahre 1518 als päpstlicher Nuntius in Berlin war, ertheilte er allen Wohlthätern der Petrikirche einen Gratisablass von 100 Tagen, unter der einzigen Bedingung, daß sie für das Heil der katholischen Kirche, für die Erhaltung des Papstes und für die Erhaltung aller derjenigen, welche den Ablass predigen, befördern und ertheilen, beten sollten.

Aber auch umsonst war jetzt der Ablass zu theuer, man wollte nichts mehr von dem verrotten Unwesen wissen. Das Volk hatte angefangen, denken zu lernen; es horchte nicht mehr gläubig den Worten der Pfaffen, sondern begann in dem religiösen Streit, der sich über ganz Deutschland ausbreitete und nach und nach über alle die wichtigsten Institutionen der katholischen Kirche geführt wurde, selbstständig zu denken und zu urtheilen. —

Jedermann nahm damals Partei für oder gegen Luther, es war eine Zeit des allgemeinen geistigen Kampfes, in der eben Niemand neutral bleiben konnte, und von großer Wichtigkeit war es für die Ausbreitung der reformatorischen Ideen, auf welche Seite der Kurfürst treten würde.

Die Bürger von Berlin und Cöln hatten zwar schon vielfach gezeigt, daß sie sich in ihren Herzen zu Luthers Lehre neigten; die Reformation fand in den Schwesterstädten, welche ihren alten Haß gegen die Pfaffen noch keineswegs überwunden hatten, einen fruchtbaren Boden, aber offen sich für Luther zu bekennen, wagten doch nur Wenige, so lange der Kurfürst dies nicht ebenfalls that.

Joachim war ein zu geistreicher, zu tief wissenschaftlich durchgebildeter Mann, als daß er nicht die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reformation erkannt hätte, aber er wollte nur eine Refor-

mation, nicht eine Revolution, und als eine solche erschien ihm die von unten herauf, durch einen einfachen Augustinermönch, angeregte Verbesserung des Kirchensystems.

Hätte sich ein geistreicher Papst bestrebt, die Uebelstände der Kirche zu verbessern, oder wäre der Kampf gegen dieselben auch nur ausgegangen von einem der Kirchenfürsten, einem der Cardinäle oder Erzbischöfe, dann würde Joachim höchst wahrscheinlich für die reformatorische Bewegung Partei genommen haben, jetzt aber zogen ihn alle seine Lebensanschauungen und Neigungen in den Kampf gegen dieselbe.

Sein Bruder Albrecht, der Erzbischof von Mainz, war durch die Verdammmung des Ablassrams am schwersten betroffen, und schon die persönlichen Rücksichten für den Bruder nahmen Joachim gegen Luther ein, ebenso auch die große Hochachtung, welche er für den kunstsinigen Papst Leo X. hegte. — Seine Lieblingsstiftung, die Universität Frankfurt, wurde durch den in Folge der Thätigkeit Luthers mächtig wachsenden Ruf der Universität Wittenberg in ihrem Gedeihen gefährdet, denn viele Märrer zogen es vor, nach Wittenberg, wo die freie Religionslehre gepredigt wurde, zu ziehen und dort zu studiren, statt in Frankfurt sich den Vertheidigern des Ablassrams zuzugesellen. Die Gelehrten aus Frankfurt, Wimpinna, der eifrige Freund Tegels und andere Gleichgesinnte, waren die wissenschaftlichen Rathgeber Joachims und sie eiferten natürlich gegen Luther, ebenso auch sein liebster Geheimer Rath, der Bischof Hieronymus Scultetus von Brandenburg.

Luther, dem es im Anfang der Bewegung, als er seine 95 Theses anschlug, gar nicht in den Sinn gekommen war, einen Kampf beginnen zu wollen gegen die katholische Kirche, deren gläubiger Jünger er war, der nur einem einzigen Mißbrauch entgegen trat, hatte gehofft, in diesem seinem Bestreben Unterstützung bei den intelligenten Geistlichen zu finden; er war daher bemüht gewesen, den seiner Gelehrsamkeit wegen berühmten Bischof Hieronymus Scultetus für sich zu gewinnen; er hatte diesem seine Theses übersandt. Scultetus erkannte zwar das Nachtheilige des Ablassrams an, und er hatte dies gezeigt, indem er den Kurfürsten während Tegels Anwesenheit in Berlin zu dem Verbot des Ablasskaufs an die Hofdiener bewegt hatte, aber er war ein zu guter Hofmann, um nicht gegen den Bruder seines Kurfürsten nachsichtig zu sein; er schickte deshalb den Abt von Lehn nach Wittenberg, um mit Luther Rücksprache zu nehmen und diesen von weiteren Schritten abzumahnien. Als, durch die Gewalt der Umstände und insbesondere durch die unverschämten Angriffe Tegels gedrängt, Luther doch vorwärts und zwar weiter ging, als er vorher gewollt hatte, reiste sogar der Bischof selbst nach Wittenberg und hatte eine lange Unterredung mit dem Reformator; aber er kehrte unverrichteter Sache wieder nach Brandenburg zurück, und von

dieser Zeit an hegte er einen so tiefen Haß gegen den kühnen Augustinermönch, der es gewagt hatte, seiner Autorität zu trotzen, daß er einst, als er am Kaminfeuer saß, in einer Unterredung mit Freunden äußerte, er wolle sein Haupt nicht eher ruhig niederlegen, bis er Luther dem Flammentode überantwortet habe! — „Er soll verbrennen, wie dieser Stab!“ rief er aus, indem er einen hölzernen Stab, den er zufällig in der Hand hielt, wüthend in das Kaminfeuer warf.

Scultetus wendete natürlich alle seine Redekraft auf, und diese war, wie wir gehört haben, bedeutend, um Joachim gegen Luther einzunehmen, er wurde unterstützt durch Wimpinna und auch durch einen andern sehr einflußreichen Mann, den Sterndeuter Carion, der ebenfalls Partei gegen Luther nahm. —

Alle diese Einflüsse, sowie seine eigenen Neigungen, wirkten so mächtig auf Joachim, daß dieser sich bald als ein eifriger Gegner der Reformation zeigte, sein Eifer führte ihn so weit, daß er, als Luther mit freiem Geleit auf dem Reichstage zu Worms erschien (1521), dem Kaiser Karl V. rieth, das freie Geleit zu brechen, den Keger verhaften und verbrennen zu lassen, denn einem Keger brauche man nicht Wort zu halten. Kaiser Karl erwiderte darauf das schöne Wort: „Wenn Treue und Glauben aus der ganzen Welt entweichen, bei mir sollen sie eine Zufluchtsstätte finden! — Ich will nicht, wie mein Vorfahr Sigismund, erröthen!“)

Wenn Joachim sich in diesem Falle zu einer Härte hinreißen ließ, welche einen Flecken auf seinen Charakter wirft, so zeigte er sich doch von einer ähnlichen Verfolgungssucht in seinen eigenen Ländern frei. Er trat allerdings der sich mehr und mehr in der Mark Brandenburg ausbreitenden Reformation entgegen, aber nur mit den Mitteln des Gesetzes und ohne Grausamkeit.

Als in Berlin und Cöln die früher in der Befolgung der kirchlichen Gebote so überaus eifrigen Bürger sich von den Kirchen mehr und mehr zurückzogen und sogar die berühmte Frohnleichnamss-Procession vernachlässigten, indem sie ihren Töchtern nicht gestatteten, bei derselben mitzuziehen, erließ Joachim im Jahre 1522 ein Mandat an die Magistrate beider Städte, in welchem er sagte:

„Wir werden berichtet, wie sich etliche eurer Mitbürger und sonderlich von den namhaftigsten, unterstehen, weniger ihre Töchter in die Procession des achten Tages Corporis Christi, wie vor Alters geschehen, gehen zu lassen. Demnach begehren wir an Euch gültlich, ihr wollet von unseret-

\*) Kaiser Sigismund hatte dem Reformator Johann Huz freies Geleit zum Concil in Constanz zugesagt. Er brach dies Wort, indem er genehmigte, daß Huz verhaftet werde. Huz wurde als Keger verbrannt; als er sich bei seinem Verhöre auf das ihm bewilligte freie Geleit berief und dabei den anwesenden Kaiser Sigismund anblickte, erröthete dieser. —

wegen daran sein und verschaffen, daß in dem kein Abgang geschehe, sondern alter löblicher Gewohnheit nach die Jungfrauen die Procession Gott zu Lob halten und darin gehen lassen und daß auch sonst dieselbe Procession mit Figuren und andern ordentlich und andächtig bestellt werde.“

Ob der Befehl Joachims eine besondere Wirkung hatte, darüber berichten uns die Chroniken nichts, fast möchten wir aber glauben, es sei nicht der Fall gewesen und sein Gebot habe ebenso wenig gefruchtet, wie die später von ihm ausgegangenen Verbote gegen Luthers deutsche Bibelübersetzung, der Joachim vorwarf, daß darin über hundert Irrthümer enthalten seien und gegen die deutschen Lieder Luthers (1526). Bibel und Lieder wurden trotz des Verbots in Massen nach der Mark Brandenburg gebracht und vielleicht mit um so mehr Begierde gelesen, weil sie verboten waren.

Der Strom der Reformation war schon so mächtig gewachsen, das sich demselben durch ein einfaches Gesetz kein Damm mehr entgegen stellen ließ. Nahmen auch die Bürger von Berlin und Cöln, als gut geschulte Residenten, auf ihren gnädigsten Kurfürsten soviel Rücksicht, daß sie sich nicht offen für die Reformation erklärten, so wurde doch um so eifriger im Geheimen Luthers Bibelübersetzung gelesen und vorgelesen und selbst das Abendmahl unter beiderlei Gestalt vertheilt. — Das Volk behauptete sogar, anknüpfend an den alten katholischen Aberglauben, Zeichen und Wunder seien geschehen, um die Wahrheit der neuen Lehre Luthers zu befehlen. —

Am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1525 befand sich Joachim mit seiner Gemahlin in der Kirche des Klosters der schwarzen Brüder. Einer der Mönche predigte, er donnerte mit wilder Wuth gegen die Ketzereien Luthers und um diesen recht zu verdammen, griff er sogar die Briefe des Apostel Paulus, auf welche Luther sich vorzüglich berief, mit harten Worten an. Diefem Apostel, so sagte er, dürfe man eben nicht gar zu viel trauen, denn er habe offenbar gelogen! — Eine Lüge sei es, wenn Paulus (Galat. 4. 4) sage: „Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe u. s. w.“ denn die heilige Mutter Maria sei nie ein Weib geworden, da sie auch nach der Geburt Christi noch eine Jungfrau geblieben sei. — Einem solchen Lügenapostel, der etwas derartiges behauptete, dürfe man nicht glauben, wie die lutherischen Keger es thäten.

Der Mönch predigte mit wildem Eifer, sein Gesicht war, während er seine verdammen Worte von der Kanzel herabschrie, von einer dunkeln Röthe überzogen. Er donnerte, als er den letzten Satz sprach, mit den Fäusten auf die Kanzel, dann aber brach er plötzlich zusammen. Der Schlag hatte ihn gerührt, er wurde todt aus der Kirche getragen und die von Grauen erfüllten Zuhörer verließen eiligst das Gotteshaus, um die schauerliche Erzählung in der Stadt zu verbreiten.

Durch einen treuen Thürknecht, der seiner Herrin ganz ergeben war, wurde der verkleidete Prediger in die Gemächer der Kurfürstin geleitet. — Ein einfaches, mit einer Decke bekleidetes Tischchen diente zum Altar, vor dem sich Elisabeth zu Luthers Lehre bekannte, vor dem sie aus der Hand des Predigers neben dem Brod auch den Wein des Abendmahls empfing.

Elisabeth glaubte, in tiefster Verborgenheit gehandelt zu haben und deunoch wurde sie ver-rathen, — nicht durch ihre treuen Diener, — sondern durch ihre eigene Töchter.

Die 15jährige Prinzessin Elisabeth war der Liebling des Vaters. Joachim hatte das Kind an sich gezogen, er ahnte längst, daß seine Gemahlin der verhassten Lehre anhänge, durch die Prinzessin\*) erhielt er darüber Gewißheit, aus ihrem Munde hörte er, daß die Mutter durch den Genuß des Abendmahls in beiderlei Gestalt sich jetzt förmlich und vollständig von der alten katholischen Kirche losgesagt habe.

Joachim war außer sich vor Wuth. — Er stieß wilde Drohworte gegen die Kurfürstin aus, ja er sprach davon, daß ein solches Verbrechen nur mit dem Tode bestraft werden könne; eine Fürstin könne er öffentlich hinrichten, aber er werde sie einmauern lassen. — Er wollte die unwürdige Gattin nicht wieder sehen, sie erhielt den strengen Befehl, ihre Gemächer nicht zu verlassen.

Elisabeth glaubte ihr Leben bedroht. Sie erinnerte sich der fürchterlichen, gnadenlosen Strenge, welche Joachim so oft bewiesen hatte; längst war sie von dem Gatten geschieden, kein Band der Liebe knüpfte sie mehr an ihn, sie entschloß sich, jetzt auch das äußerliche Band der Ehe zu lösen, um ihr Leben zu retten. Eilende Boten ritten nach Sachsen zu ihrem Verwandten, dem Kurfürsten Johann, diesen flehte sie um Schutz gegen den Zorn Joachims an.

Kurfürst Johann konnte der Bitte seiner Nichte nicht widerstehen, er gewährte ihr eine Freistatt und versprach ihr, sie an der sächsischen Grenze zu erwarten, wenn es ihr gelingen sollte, ihre Flucht in's Werk zu setzen. —

Alles wurde in tiefer Stille vorbereitet. Zwei Edelleute, der Thürknecht Joachim von Gößen und Achim von Bredow besorgten einen Bauernwagen, den sie vor einem Thore warten ließen; eine Kammerfrau und ein Diener erhielten den Auftrag, die Kurfürstin durch die Straßen von Cöln zu geleiten und sie zum Thore hinaus zu führen. —

In der Nacht des 25. März 1528 schlich sich Elisabeth, nachdem sie noch einmal ihre schlafenden Kinder zärtlich zum Abschied geküßt hatte, mit ihrer treuen Kammerfrau durch die langen Gänge

\*) Elisabeth hat ihren Verrath später bitter be-reut, sie wurde selbst eine eifrige Protestantin, und hat viel zur Verbreitung der Reformation bei-getragen. —

des Schlosses in Eöln nach dem Schloßthor. Es öffnete sich vor ihr, sie trat in's Freie, Niemand hatte sie bemerkt.

Es war eine dunkle regnerische Nacht. Ein kalter Wind trieb den Flüchtigen, die zu Fuß durch die Straßen von Eöln eilten, Regen und Schneeflocken in's Gesicht, aber Elisabeth bot dem bösen Wetter muthig Troß, ja sie segnete es, denn es begünstigte ihre Flucht, da bei solchem Wetter sicher Niemand das Haus verließ, den nicht die bringende Nothwendigkeit trieb.

Die Kurfürstin erreichte glücklich den ihrer hartenden Wagen, einen einfachen offenen Bauernwagen mit einigen Bündeln Stroh zum Sitzen. Sie sollte in der Verkleidung einer märkischen Bäuerin fliehen, und eine solche konnte, ohne auf dem Wege Verdacht zu erregen, nicht in einer Staatskarosse fahren.

Die muthigen Pferde zogen das leichte Gefährt so schnell vorwärts, wie es die schlechten, sandigen Landstraßen irgend gestatteten; aber immer ging es der Kurfürstin noch nicht schnell genug. — Sie bat ihren Diener, der die Pferde lenkte, schneller zu fahren, denn sie war überzeugt, daß ihr Tod gewiß sei, wenn Joachim ihre Flucht entdeckte und sie einhole.

Der Wagen flog über den schlechten Weg, aber plötzlich hielt er, man konnte nicht vorwärts; es war eine Kleinigkeit am Wagen gebrochen und die Stricke fehlten, um den Schaden auszubessern. — Da riß Elisabeth ihr Kopftuch ab und legte selbst Hand an, um die Arbeit zu fördern. In kurzer Zeit war das Holzwerk gebunden, man konnte weiter fahren und gelangte glücklich nach der sächsischen Grenze, wo Christian von Dänemark mit einigen Reitern seine Schwester erwartete.

Elisabeth fand in Sachsen eine freundliche Aufnahme. Der Kurfürst wies ihr das Schloß Lichtenburg in der Nähe von Wittenberg zum Aufenthaltsort an, hier lebte sie in stiller Abgeschiedenheit. Sie blieb im fortwährenden lebendigen Verkehr mit Dr. Martin Luther, dessen Predigten sie fleißig besuchte. Sie unterhielt sich mit ihm besonders gern über theologische Streitfragen, und brachte einmal sogar drei Monate in seinem Hause zu.

Joachim tobte zwar anfangs, als er die Flucht seiner Gemahlin erfuhr, aber er sah bald ein, daß durch dieselbe das unglückliche Eheband am Besten gelöst worden sei; er ließ deshalb Elisabeth ungestört in ihrem Asyl und erlaubte sogar später seinen Kindern, die Mutter auf Schloß Lichtenburg zu besuchen und oft sogar Monate lang bei ihr zu verweilen.

Diese Besuche wurden für die Pläne Joachims verhängnißvoll, denn seine Söhne Joachim und Johann fühlten sich so sehr zur Mutter hingezogen, daß sie unwillkürlich auch die religiösen Ansichten derselben in sich aufnahmen. — Joachim der Jüngere zeigte auf dem Reichstage zu Speyer durch eine treffende Frage deutlich genug, daß er

nicht mehr ein streng gläubiger Katholik sei. Als nämlich die katholischen Theologen, um gegen Luther die Entziehung des Kelches beim Abendmahl zu vertheidigen, die Behauptung aufstellten, daß in dem Gebot: „Trinlet alle daraus!“ — das Wort alle sich nur auf die Geistlichen beziehe, fragte der junge Joachim sehr scharf, ob denn das Wort alle in dem Spruche: „Ihr seid rein, aber nicht alle!“ auch nur für die Geistlichen gelte?“ —

Der junge Fürst war schon Protestant, ohne es zu wissen, und wenn er auch mit seinem Bruder dem Vater das heilige Versprechen gab, der katholischen Kirche bis an sein Ende treu zu bleiben, so war doch schon damals voraus zu sehen, daß er durch den Drang der Verhältnisse einst gezwungen werden würde, seinem Wort untreu zu werden.

Kurfürst Joachim war durch das Versprechen seines Nachfolgers beruhigt, er sah jetzt mit Freudigkeit der Zukunft entgegen, denn er war stolz auf seinen Sohn und hoffte von diesem, daß er ein Fürst nach seinem Sinne werden würde. —

Der Kurprinz hatte sich in einem Feldzuge gegen die Türken, in welchem er dem Kaiser brandenburgische Hilfstruppen zugeführt hatte, durch Tapferkeit ausgezeichnet, und daher den schmeichelhaften Zunamen „Sector“ erhalten.

Es war ein freudiger Tag für den glücklichen Vater, als der Kurprinz Joachim im Jahre 1533 nach dem glücklich beendeten Feldzuge heimkehrte und nun Berlin nahte.

Der Kurfürst hatte glänzende Empfangsfeierlichkeiten angeordnet. — Sobald sich der Prinz der Stadt näherte, eilten ihm der gesammte Hofstaat und der größte Theil der Bürgerschaft von Berlin und Eöln im festlichen Zuge entgegen.

Die Prälaten, Grafen und Herren eröffneten mit den vornehmsten Abtlichen den Zug. Die Prälaten trugen die Festalare, die Herren vom Adel waren sämmtlich mit den kostbarsten seidnen Stoffen; theils von purpurrother, theils von grasgrüner Farbe, bekleidet.

Hinter dem Adel ritt an der Spitze seiner Leibwache der Kurfürst selbst mit seinem jüngeren Sohne Johann, dann folgten die gesammte Geistlichkeit von Berlin und Eöln in der prächtigen Kirchenkleidung, der Rath beider Städte, die Zünfte und die Bürgerschaft. Eine unzählbare Masse des Volkes schloß sich jubelnd dem Festzuge an, denn wo es etwas zu sehen giebt, da sind die Berliner zu jeder Zeit dabei.

Als der Kurprinz seinen Vater erblickte, stieg er vom Pferd, um demselben seine Ehrfurcht zu bezeugen; Joachim umarmte seinen Sohn, er vergoß dabei Freudenthränen und dankte Gott, daß er den Geliebten mit Sieg und Ehre überschüttet und glücklich heimgeführt habe. —

Ein Vornehmer vom Adel bewillkommnete nun den Prinzen im Namen des Landes mit zierlich gefeilter Rede, der Kurprinz antwortete darauf in nicht weniger wohlgesetzten Worten. Der Chronist

**Sechstes Kapitel.**





nungen treffen wolle, wie es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten sei! —

Eine so vorsichtige Handlungsweise war nicht nach dem Sinne der Bürger von Berlin und Cöln; diese wollten schneller vorwärts, sie waren in ihrer großen Majorität der neuen Lehre zugesthan und verlangten nun auch, daß diese nicht nur geduldet, sondern auch rechtlich anerkannt werde. — Noch war es nicht gestattet, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu nehmen, und wenn dies auch in vielen Bürgerhäusern heimlich geschah, so durfte man doch nicht wagen, diese religiöse Feier öffentlich in den Kirchen vorzunehmen. —

Die Bürger waren entschlossen energisch vorzugehen. In der Mitte Februar 1539 versammelten sie sich in den Rathhäusern von Berlin und Cöln und forderten vom Rath, daß dieser beim Kurfürsten um die Genehmigung einer öffentlichen Abendmahlsfeier nach der lutherischen Form nachsuche. — Der Rath entsprach dem Wunsche der Bürger, und von allen Seiten des Landes erfolgten ähnliche Erklärungen, auch von vielen Ablichen, welche am 15. April 1539 dem Bischof von Brandenburg Matthias von Jagow erklärten, daß sie „eines Sinnes seien, die reine göttliche Lehre anzunehmen und zu bekennen.“

Diesen offenen Kundgebungen des Volkswillens konnte Joachim nicht länger widerstreben, er gestattete, daß ein Schüler Luthers, der berühmte Georg Buchholzer, in der Domkirche zu Cöln öffentlich die lutherischen Lehren predigen durfte, und entschloß sich endlich, sich selbst zu denselben zu bekennen.

Am 1. November 1539 nahm Joachim II. in der Nikolaikirche zu Spandau in Gegenwart vieler adliger Herrn das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus der Hand des Bischofs von Brandenburg Matthias von Jagow, die verwitwete Kurfürstin Elisabeth war bei der Feier gegenwärtig und sah durch diese einen der größten Wünsche ihres Herzens erfüllt.

Am Sonntag den 2. November strömte das Volk von Berlin und Cöln in dichten Schaaren festlich geschmückt zur Domkirche; so besucht war die Kirche seit langer Zeit nicht gewesen, wie an jenem Tage, sie vermochte bei weitem nicht die Zahl der Gläubigen zu fassen, alle Sitze und Gänge waren gefüllt und doch standen noch Tausende draußen auf dem Schloßplatz, denn auch aus den Dörfern und Städten weit in der Runde waren Bauern und Bürger, Männer und Frauen herbeigeeilt, um Zeugen der heiligen Handlung zu sein, welche im Dom zu Cöln gefeiert werden sollte. —

Als die Glocken zur Zeit, in der sonst das Hochamt eingeläutet wurde, ertönten, begab sich der Rath von Berlin und Cöln in feierlicher Prozession nach dem Schloßplatz, voran schritten die Bürgermeister Johann Tempelhoff und Georg Freyberg von Berlin und Levin Brasche und Johann Dieritz für Cöln.

Die Domkirche war festlich geschmückt, sie strahlte im Glanze unzähliger Kerzen, der ganze Hofstaat war versammelt; als der Kurfürst, begleitet von seinen Söhnen, erschien, begann die Feierlichkeit. —

Georg Buchholzer hielt die Festpredigt, dann reichte der Bischof von Brandenburg, Matthias von Jagow, dem Rath und der Bürgerschaft das Abendmahl in beiderlei Gestalt, zum Zeugniß, daß die lutherische Lehre in Berlin fortan anerkannt sei.

So war denn die Reformation in Berlin und Cöln vollendet; nicht mehr heimlich wurden die lutherischen Bibeln verkauft und gelesen, die Kernlieder Luthers gesungen, der Hof war ja lutherisch geworden, der Volkswillen hatte den des Kurfürsten bezwungen. — Joachim gab sich der neuen Strömung hin; er ließ seine Kinder evangelisch erziehen, und wenn er auch von seinen Umgebungen nicht forderte, daß sie seinem Beispiele folgten, so war doch sein Uebertritt zum Lutherthum naturgemäß das Signal für die meisten Hofherren und Hofbedienten, zu der neuen Lehre überzugehen. — Es wurde Mode in Berlin und Cöln, recht eifrig protestantisch zu sein, und diejenigen wurden die eifrigsten, welche unter Joachim I. die besten Katholiken gewesen waren.

Die Hofbedienten und die mit dem Hof in Verbindung stehenden Bürger legten eine besondere Rührigkeit für die Ausbreitung der Reformation an den Tag, so errichtete die Ehefrau des Hofschneiders Barthold Schleezer mit Bewilligung ihres Mannes ein Legat von 100 Gulden zur Erlaufung des Weins für Communikanten. —

Joachim hatte nun zwar die Grundzüge der lutherischen Lehre anerkannt, aber er war doch nicht Willens, alle die ihm lieb gewordenen Ceremonien der katholischen Kirche aufzugeben. Die feierlichen Prozessionen, die kostbaren Messgewänder und andere ähnliche Aeußerlichkeiten der Kirche waren ihm ans Herz gewachsen, diese wollte er bei dem neuen Gottesdienst bewahrt wissen. Er beauftragte deshalb den zum Probst in Berlin ernannten Georg Buchholzer, den General-Superintendenten Jacob Stratner, einen bewährten Theologen, der um die Reformation große Verdienste erworben hatte, und den Bischof Matthias von Jagow, eine neue Kirchen- und Schulordnung für die Mark Brandenburg auszuarbeiten, damit die kirchlichen Zustände nicht in eine vollständige Anarchie kämen.

Joachim hatte die seinem Stamme eigene Liebhaberei, sich in theologische Streitfragen zu mischen und eine religiöse Richtung zur Schau zu tragen, in reichlichem Maße geerbt; er kümmerte sich daher sehr eingehend um die neue Organisation und brachte den braven Buchholzer, der für die einfachste Form des Gottesdienstes kämpfte, durch sein Festhalten an den katholischen Ceremonien oft in Verzweiflung. — Buchholzer wendete sich deshalb klagend an Luther, aber er erhielt von diesem keine Bestätigung seiner An-

sichten, denn Luther antwortete ihm mit einer sonst dem großen Reformator nicht eigenen Duldsamkeit:

net. — Da gab es denn freilich eine große Anzahl von Predigern, welche auch den mächtigsten Ansprüchen nicht genügten, die untüchtigsten aber waren die frühern Mönche, welche zum Protestantismus übergegangen und nun ohne Weiteres lutherische Prediger geworden waren; welche Unwissenheit unter diesen Leuten herrschte, davon mag ein Beispiel Zeugniß ablegen.

In der Altmark fanden die Visitatoren einen solchen Mönch, der auf ihre Frage, worin er denn bisher seine Gemeinde unterrichtet habe, ihnen kurz und selbstzufrieden antwortete: Im Glauben!

Die Visitatoren wollten sich die einfache Antwort nicht genügen lassen, sie legten ihm deshalb einige Fragen vor und unser Mönch hatte Antwort auf alle, so beantwortete er die Frage: „Von wem Christus als Mensch geboren sei?“ schnell, kurz und bündig: „Von Pontius Pilatus!“

Die Commission war über die seltsame Antwort höchlich erstaunt, sie glaubte anfangs, der gute Prediger habe die Frage nicht recht verstanden und wiederholte sie deshalb, erhielt aber dieselbe Antwort. Der Bischof von Brandenburg fragte nun den Prediger, ob er denn nicht wisse, daß die Jungfrau Maria die Mutter Christi sei; der aber hatte von der heiligen Jungfrau Maria niemals etwas gehört und blieb bei seiner Behauptung, Pontius Pilatus sei die Mutter des Herrn. —

Das ging den würdigen Herren von der Commission denn doch zu weit; so viele Ungereimtheiten ihnen auf der Reise auch vorgekommen waren, diese überstieg Alles bisher dagewesene; sie sprachen dem Mönch ihr Befremden aus, wie er nur einen solchen Unsinn reden könne; Pontius Pilatus sei ja ein Mann gewesen und könne daher unmöglich die Mutter Jesu sein. Auch dieser schlagende Grund überzeugte den Prediger nicht, er meinte, das Befremden der Herren setze ihn in Erstaunen, denn es sei doch nicht wunderbarer, wenn Pontius Pilatus, als wenn die Jungfrau Maria die Mutter Christi gewesen sei. Ersteres habe er seinen Bauern seit achtzehn Jahren mit bestem Erfolg gelehrt und dabei wolle er auch bleiben.

Nicht minder traurig als der der Kirchen, war der Zustand der Schulen. Seit einem Jahrhundert war fast keine Verbesserung in denselben vorgenommen. Die Schulgesellen, Bacchanten und Schützen lebten noch ganz in früherer Weise, die Lehrer musicirten und suchten als Platzmeister bei Hochzeiten u. s. w. ihr Brot zu verdienen, die Schützen bettelten und stahlen ohne etwas zu lernen. — Ein Geschichtschreiber sagt sehr wahr: „Verstieg sich ein Schüler soweit, daß er die griechischen Buchstaben erlernte, so war er ein Genie, konnte er lesen, ein Wundermann, und gar verstehen, ein übermenschliches Wesen.“ —

Die Schüler mußten, um sich das Leben zu erhalten, auf alle möglichen Nebenverdienste denken, als ein solcher diente ihnen auch die Auf-

der neuangestellten Prediger wollten sich nicht fügen und legten deshalb ihre Stellen nieder.

Nachdem der Kurfürst die Kirchenordnung hatte einsetzen lassen, befahl er eine große Schul- und Kirchenvisitation im ganzen Lande. Er beauftragte den Kanzler Johann Weinleben, den Bischof Mathias von Sagow und den Superintendenten Strattner im Jahre 1541, die Mark zu durchreisen und den Zustand der Kirchen, Schulen und Klöster zu untersuchen. —

Die Visitation gab ein Resultat, wie es wohl Joachim kaum geahnt hatte; es kam zu Tage, daß fast nirgends im ganzen Lande ein auch nur erträglicher Zustand der Kirchen und Schulen herrschte.

Die neu eingerichteten lutherischen Kirchen fanden sich in der traurigsten Verfassung. Bei dem Mangel an studirten Predigern hatten die Gemeinden nicht gezögert, zur Leitung des Gottesdienstes sich unstudirte Leute zu suchen, deren fand man genug, denn in jener Zeit der religiösen Aufregung hatten viele Handwerker ihr Gewerf verlassen, um sich ganz dem göttlichen Beruf als Ausbreiter der reformatorischen Lehren zu überlassen; besonders zahlreich waren die Mitglieder der Schneiderzunft unter den neuen Seelsorgern.

Wer den Katechismus auswendig wußte, emige Bibelstellen im Kopfe hatte und eine Predigt halten konnte, war zum geistlichen Hirten geeig-

führung meist geistlicher Komödien. — Man war in der Auswahl des Stoffes nicht eben strenge, sondern suchte denselben dem oft frivolen Geschmack der Zuschauer anzupassen. So war die Geschichte von der schönen Susanna im Bade ein sehr beliebtes Thema für diese Komödien. — Bei der Darstellung ging es oft sonderbar genug zu. — So wurde einst ein schönes Stück, „das jüngste Gericht“ betitelt, aufgeführt. Der Dichter hatte das Stück recht glänzend machen wollen, er hatte deshalb Himmel und Hölle auf der Bühne dargestellt. Die Hölle nahm sich besonders schön aus, man sah die Flammen brennen, in denen die armen Seelen gebraten werden sollten. Vorn auf der Bühne standen die Engel und die Teufel in bunter Schaar, um Gott den Vater zu erwarten, der vom Himmel hernieder steigen sollte, um das jüngste Gericht zu halten.

Endlich kam er, schneller als er selbst erwartet hatte, denn einige Stricke der Maschine, durch die er sich langsam herablassen wollte, waren gerissen; im Sturz warf er ein paar Bretter mit vom Himmel herunter, diese fielen in den Höllenpfuhl und fächten die dort herrschende Gluth zu so wilden Flammen an, daß Gott Vater, der sich an einem Vorsprung festgehalten hatte, in der dringendsten Gefahr schwebte, entweder von den höllischen Flammen verbrannt zu werden, was sich gar nicht geschickt hätte, oder das Genick zu brechen, wenn er herabfiel. Vergeblich flehte Gott Vater Engel und Teufel an, ihm zu helfen, diese fürchteten den Höllenpfuhl nicht weniger als er und flohen von der Bühne, der arme Schelm wäre sicher verbrannt, hätten nicht einige muthige Zuschauer sich in die Flammen gestürzt und das Feuer gelöscht. —

Solche Komödien trugen nicht wenig dazu bei, den Geist der Schüler noch mehr zu verderben, und die Visitatoren fanden daher sowohl in Berlin, wie in allen anderen Städten des Landes reichlich Gelegenheit, Verbesserungsvorschläge zu machen.

Für Berlin wurde bestimmt, daß fortan nur eine Schule, und zwar die bei der Nikolaitirche bestehen solle; \*) alle Winkelschulen, welche nach und nach entstanden waren und der Hauptschule im Gesang, Betteln und Stehlen Konkurrenz machten, sollten aufgehoben werden. — Der Schulmeister erhielt ein reichliches Gehalt, 60 Gulden jährlich, und war er beweibt, noch einen Wispel Roggen dazu, er mußte dafür aber auch die Verpflichtung übernehmen, der Schule mit Fleiß vorzustehen, er soll, so heißt es in der Verordnung, die Jugend „zum Studiren und Zuchten halten, ine fleißig vorlesen, und sonderlich das jeder Knabe Catechismus und elementa pietatis wol lerne. Auch sollen in der Schulen eiliche sonderliche Theil oder Classes scolasticorum widerumb geordnet werden; also, daß die so lesen lernen

\*) Im Jahre 1552 wurde noch eine Schule, die bei der Marienkirche eingerichtet. —

an einem sonderlichen Orte sitzen, darnach die in Grammatica studiren auch allein; und ferner auch die in Grammatica etwas studirt.“ Die Schulmeister wurden verpflichtet die Schüler zum Kirchengesang anzulernen und darauf zu achten, daß sie nicht nur Sonntags, sondern auch Wochentags in die Kirche gingen. — Das Schulgeld wurde der Willkür der Schulmeister entzogen und bestimmt festgestellt, um den Unterricht auch den Armeren zugänglich zu machen.

Durch die Schulverordnung wurde im Unterricht zwar *heller*; aber hell wurde es darum in *hellerer* Berliner doch nicht, der finster *bedeckte* so fest in denselben, daß er fortwucherte noch Jahrhunderte lang und durch keine Fortschritte der Wissenschaft auszutreiben war. Auch die Reformation, welche einige Lichtstrahlen in das Dunkel geworfen hatte, vermochte nicht gegen den Aberglauben anzukämpfen, da ihr Hauptstreiter Dr. Martin Luther selbst tief in demselben befangen war.

Luther glaubte fest an den leibhaftigen Teufel, an Zauberei und Hererei, an Wechselbälge und andern Teufelspud. Als ihm einst gemeldet wurde, daß in Dessau ein zwölfjähriges Kind lebe, welches nicht reden könne, fortwährend schreie und nur immer essen wolle, gab er allen Ernstes den Rath, das Kind zu eräufen, denn es sei nur ein Stück Fleisch ohne Seele, eine Frucht des Teufels. —

Wenn Luther so dachte, war es da wohl ein Wunder, daß die Bürger von Berlin allen Teufelspud glaubten, daß sie jeden für wahnsinnig oder verbrecherisch hielten, der an der Existenz von Heren und Zaubern zu zweifeln wagte, daß uns die Chroniken jener Zeit die seltsamsten Spudgeschichten als baare Münze aufstischen? — So erzählt uns Angelus folgende seltsame Geschichte aus dem Jahre 1559, mit der vollen Ueberzeugung von der Wahrheit derselben:

„In der Ernte, als man den Hafer schneiden wollte, erschienen auf dem Felde in der Nähe von Berlin plötzlich 15 Männer, zu denen später noch 12 andere kamen, die waren gar gräulich anzusehen, besonders die letzten zwölf, denn diese trugen ihre Köpfe nicht wie andere Menschen auf dem Halse, sondern unter den Armen. — Alle 27 hatten Sensen in den Händen und hieben damit in den Hafer ein, daß es rauschte, trotzdem aber blieben die Halme unter den Sensenstreichen stehen.

Die Leute auf dem Felde, welche die gespenstischen Mäher sahen, liefen nach der Stadt und holten Hilfe herbei, natürlich lockte die Kunde von dem Wunder viele Neugierige nach dem Haferfelde und Alle überzeugten sich von der Wahrheit der Erzählung. Man fragte die Mäher, wer sie wären, woher sie kämen, aber diese antworteten nichts, sondern hieben weiter in den Hafer, und als man sich ihrer bemächtigen wollte, entwichen sie, indem sie während des Laufens immer weiter mähten.“ — Angelus fügt der Er-

zählung die Nachricht hinzu, der Kurfürst Joachim habe nach dem Bericht von dem seltsamen Ereigniß die vornehmsten Prediger aus der Mark versammeln lassen, um von ihnen zu erfahren, was ein solches Gesicht wohl bedeute? Die geistlichen Herren hielten dafür, daß dadurch die göttliche Strafe einer baldigen Pestilenz angezeigt werde, und in der That, ihre Prophezeiung traf ein, denn nach kurzer Zeit brach eine Pest aus, welche viele Hunderte in ein frühes Grab riß. —

Konnte man jetzt wohl noch an der Wahrheit des Gesichtes und an der Richtigkeit der Prophezeiung zweifeln? Gewiß nicht! — Man dachte nicht daran, daß in jenen Zeiten die Pest ein gar häufiger Gast in den deutschen Ländern war, der nur selten ein paar Jahre vergehen ließ, ohne sich zu zeigen. —

Die Verbesserung der Schul- und Kirchenverfassung war eine Lieblingsbeschäftigung des Kurfürsten. — Nachdem er einmal den ersten Schritt gethan hatte, zögerte er nicht, auch die ferneren zu thun. War sein Eifer lediglich durch religiöse Ueberzeugungstreue hervorgerufen? — Eine schwer zu beantwortende Frage! Die Gegner der Reformation haben sie verneint und die Behauptung aufgestellt, daß Joachim II. ebenso, wie die meisten andern protestantischen Fürsten, durch schnöden Eigennuß veranlaßt worden sei, dem Papstthum untreu zu werden.

Die Schätze der katholischen Kirche, die reichen Güter, welche die Klöster und Stifte besaßen, mochten allerdings wohl die Habgier anregen, und die protestantischen Fürsten zögerten jedenfalls nicht, die Kirchengüter einzuziehen und aus ihrer religiösen Ueberzeugung Nutzen zu ziehen. — Auch Joachim folgte dem Beispiel<sup>\*)</sup>, welches ihm von seinen Standesgenossen gegeben wurde, er sorgte durch Einziehung geistlicher Güter recht reichlich für seine stets geldbedürftige Kasse, aber er zeigte doch auch während seiner ganzen Regierung, daß er an dem Fortgang des Reformationswerkes einen innigen Antheil nehme. Bei allen theologischen Streitigkeiten, welche sich in der evangelischen Kirche erhoben hatten und welche mit großer Erbitterung von den Anhängern der Reformation durchgekämpft wurden, theilte er sich mit regem Interesse.

Von Bedeutung war besonders die Streitfrage, ob zur Erlangung der ewigen Seligkeit gute Werke nothwendig seien, oder ob der Glaube zu derselben hinreiche; die Streitfrage wurde von den

\*) Joachim verfuhr bei der Aufhebung der Klöster ziemlich schonend. So ließ er die Mönche im grauen Kloster zu Berlin ruhig austreten, der letzte Franziskaner starb daselbst am 4. Januar 1571; zu bemerken ist dabei freilich, daß das Kloster nicht reich war. Die Mönche hatten so schlecht gewirtschaftet, daß sie kaum Geld genug besaßen, um die geräumigen Gebäude in gutem Zustand zu erhalten. Auch die Kalandsbrüderschaft und die übrigen geistlichen Bruderschaften in Berlin und Cöln wurden aufgelöst. —

theologischen Gelehrten mit großer Heftigkeit debattirt und besonders zeichneten sich dabei zwei Frankfurter Theologen Gottschall Prätorius und Musculus aus, ersterer als Vertheidiger, letzterer als Gegner der guten Werke; auch Georg Buchholzer nahm Partei in dem Kampfe, indem er sich für die guten Werke entschied, während Joachim es mit der Ansicht des Musculus hielt.

Buchholzer war bis dahin ein großer Liebling des Kurfürsten gewesen, jetzt aber verlor er dessen Gunst gänzlich, denn in jener Zeit des religiösen Kampfes genügte die geringste Abweichung der Ansichten über theologische Streitfragen, um frühere Freunde zu Gegnern zu machen.

Der Kurfürst wollte die gewichtige Frage durch eine Versammlung von Geistlichen entschieden wissen. Er berief im Jahre 1563 Abgeordnete der gesammten brandenburgischen Geistlichkeit nach Berlin; die heilige Gesellschaft erklärte sich dem Wunsche des Kurfürsten gemäß gegen die guten Werke. —

Joachim hatte die geistlichen Herren vor sich kommen lassen, um ihnen sein Testament vorzulesen. „Ich habe euch oft predigen gehört, nun will ich Euch auch einmal predigen!“ Mit diesen Worten empfing er die Theologen, las ihnen das Testament vor und bekannte sich für die Lehre des Musculus.

Buchholzer schüttelte über diese Ansicht den Kopf und erregte dadurch das Mißfallen des Kurfürsten in so hohem Grade, daß dieser den Tod gegen den früheren Günstling erhob und ihm sagte, „Luther würde, wenn er diese Lehre höre, aus seinem Grabe aufstehen und Gottschall Prätorius mit seinem Anhang mit Keulen todt schlagen.“ „Herr George“, so schloß er seine kräftige Standrede, „ich will bei der Lehre des Musculus bleiben, befehle meine Seele nach dem Tode unserm Herrn Gott, Cure aber mit Curer Gottschaltischen Lehre dem Teufel!“

Wir sehen, daß die Anhänger der Reformation, welche doch für die Freiheit des Glaubens kämpfen sollten, schon ganz in die Spuren ihrer Feinde eingetreten waren und Andersgläubige fast noch schärfer verketzten, als jene.

## Siebentes Kapitel.

Mißbräuche des Kunstwesens. — Das Wucherwesen. — Joachims Kunstliebe. — Joachims Bauten. — Die Stehbahn. — Das neue Schloß. — Joachims Freudenleben. — Ein Turnier in Berlin. — Ein kirchliches Fest. — Thierkämpfe. — Wettrennen. — Der Knüppelkrieg.

Ein so reges Interesse Joachim II. für alle theologischen Streitigkeiten hatte, so eingehend er sich mit der Ordnung des Kirchenwesens in der Mark Brandenburg beschäftigte, so wenig kümmerte er sich im Allgemeinen um die übrigen Regierungsgeschäfte, er überließ diese gern seinen

Geheimen Rätthen und ein Glück war es für die Markt, daß sich unter denselben viele recht tüchtige Männer befanden, welche sich der Regierungsgeschäfte mit regem Eifer annahm. Wir nennen hier nur die Namen der Kanzler Weinleben, des berühmten Kanzlers Distelmeier, des Eustachius von Schlieben und des Rentmeisters Matthias.

Der Thätigkeit dieser Männer hatte die Markt Brandenburg einige Verbesserungen in der Gesetzgebung unter der Regierung Joachims II. zu verbanken, von denen wir eine bessere Organisation des Kammergerichts hervorheben.

Das Gericht in den Städten Berlin und Cöln hatte Joachim im Jahre 1536 den Rätthen wieder abgenommen und es seinem Küchenmeister Hans Kempelhof, der zugleich Bürgermeister von Berlin war, zu Lehen gegeben; von diesem erwarben es die Städte im Jahre 1544 für 2250 Gulden. — Der Kurfürst bestätigte die Erwerbung, behielt sich aber den Wiederlauf vor. Bei jedem Regierungswechsel mußte der Rath von dem neuen Landesherrn die Bestätigung der frühern Verleihung nachsuchen und durch den regierenden Bürgermeister gewissenhafte Gerichtspflege und Gehorsam gegen die landesherrlichen Anordnungen schwören.

Von Bedeutung für die Entwicklung des gewerblichen Verkehrs in Berlin war auch eine Beschränkung der Zünfte, welche sich, durch ihr Privilegium geschützt, viele Uebergrieffe erlaubt hatten.

Die Zeit, in welcher die Zünfte für die Erhaltung eines ächten Bürgerlebens nothwendig gewesen waren, in der sie durch die innige Vereinigung der Handwerksgeossen zu einem einzigen großen Ganzen den wirksamsten Schutz der Bürger gegen die Eigenmächtigkeit des Adels gewährt hatten, war längst vorüber: aus den Zünften war daher auch der Geist eines kräftigen Bürgerfinnes gewichen und hatte dem eines eifersüchtigen Brodneides Platz gemacht. Die Zunftgeossen wachten über ihre Privilegien, aber nicht mehr, um durch dieselben einer Macht, die etwa ihre Freiheit bedrohen könnte, kräftigen Widerstand zu leisten, sondern um jeden Nichtzünftigen, der ihnen im Handwerk Konkurrenz machen wollte, zur Strafe zu ziehen, und gerade in dieser Beziehung gab es oft heiße und hartnäckige Streitigkeiten, theils zwischen den Zünften in derselben Stadt, theils zwischen den verschiedenen Städten.

So war ein Sattler aus Stettin, Namens Hase, mit dem Sattlergewerke in Berlin in Streit gerathen. Das Gewert ließ ihn vor die Innungslade zur Verantwortung fordern und als Hase sich nicht stellte, verbot es jedem Gesellen bei ihm zu arbeiten. Es war dies ein Mittel, welches die Gewerte damals vielfach gegen widerspenstige Mitglieder anwendeten, um sie durch die Furcht vor dem Ruin ihres Geschäfts zum Gehorsam zu zwingen.

Hase ließ sich die Verfehmung durch das Sattlergewert in Berlin nicht ruhig gefallen, er

rief die Hilfe des Raths von Stettin an, und durch diesen kam die Klage bis vor den Kurfürsten. — Joachim bestimmte im Jahre 1541, daß fortan kein Meister oder Geselle berechtigt sein solle, einen Andern vor die Innungslade zu fordern, und ihn, wenn er sich nicht stelle, für ehrlos zu erklären. Jede Beschwerde dürfe nur vor die Obrigkeit gebracht werden. Der Rath habe in allen Gewerksstreitigkeiten zu richten und gegen dessen Entscheidung sei nur eine Appellation beim Kurfürsten selbst zulässig. —

Die Regierungsthätigkeit Joachims bietet uns außer der erwähnten Verbesserung der Kirchenordnung, der Gerichtsverfassung und des Zunftwesens, außer einem Gesetze gegen den Wucher, den überhand nehmenden Luxus, gegen das hohe Spiel und gegen die Räubereien, welche besonders von Schäfern und Landleuten vielfach verübt wurden, wenig interessante Momente.

Das Wuchergesetz hatte auf den Handel der Kaufleute in Berlin einigen Einfluß. Es verbot einen höheren Zins als 6 Procent. Jeder, der mehr Zinsen mit Gewalt erpressen oder mit List erschleichen würde, sollte den vierten Theil von der ausgeliehenen Summe verlieren, für unehrlich erklärt, vom heiligen Abendmahl ausgeschlossen und eines christlichen Begräbnisses beraubt werden.

So wenig Joachim sich im Ganzen um die Regierung des Landes kümmerte, so hat er doch einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die geistige Entwicklung des Volkes in der Markt Brandenburg und besonders in den Residenzstädten Berlin und Cöln ausgeübt. Die Bürger gewannen unter seiner Regierung Sinn für die Kunst, der ihnen bisher gefehlt hatte.

Joachim war ein eifriger Jünger der Kunst, besonders liebte er die Malerei. Stundenlang konnte er seinem Hofmaler dem damals berühmten Johannes Baptista aus Mailand bei der Arbeit zuschauen. Er kaufte viele Bilder und zahlte für dieselben ansehnliche Preise, d. h. nach den Begriffen jener Zeit, unferne heutigen Künstler würden freilich andere Anforderungen machen, als die des 16. Jahrhunderts. Einige Rechnungen des kurfürstlichen Kämmerers, des so berühmten gewordenen Juden Lippold, von dem wir bald mehr erzählen werden, geben uns über die Bilderpreise jener Zeit interessante Aufschlüsse. Es heißt in denselben:

„Gegeben Ihro Kurfürstl. Gnaden drei gemalte Bilder, als den König aus Frankreich, Duca de Alba und Kaiser Maximilian, kosten 4 Thlr. 12. Gr.“ Eine andere im Jahre 1533 ausgestellte Rechnung des Goldschmieds Runrath Schred, welche sich im Königl. Archiv befindet, betrifft ein auf Gold gemaltes Bildniß Joachims I., sie lautet: „Das Runterfeth wiegt 5 Kronen, vors Krone thut 32 Silbergrotschen, thut 6 Thaler 16 Silbergrotschen und vorm Runterfeth zu mahlen, 18 Gr. Summa 7 Thaler 10 Gr. Runrath Schred.“ —

Solche Summen waren für eine Kunstlieb-

frühere! Drei Stock hoch, mit prächtigen Zimmern und Sälen! Nach dem Schloßplatz zu ging ein von drei Säulen getragenes Doppelportal, über dem sich gemauerte Balkone befanden. An den Ecken des Schlosses waren runde Erter, von denen noch einer heut zu Tage an der Spreeseite steht. Von dem andern Erter aus ging ein hölzerner bedeckter Gang, der auf steinernen Pfeilern ruhte, nach dem Dom (der früheren Dominikanerkirche). Auch erzählt man sich, daß ein geheimer, unterirdischer Gang nach dieser Kirche geführt haben soll. — Ein Seitenflügel zog sich an der Spree entlang. —

Das neue Schloß mit seinen hohen Giebeln und seinem goldglänzenden Kupferdache war gar herrlich anzuschauen und auch im Innern entsprach die Einrichtung dem Prachtbau; besonders zeichnete sich der große Saal aus, der im dritten Geschloß die ganze Länge des Gebäudes nach dem Schloßplatz einnahm; der war mit Bildern von dem berühmten Meister Lucas Kranach verziert, und auf der steinernen Gallerie, welche sich vor dem Saale innerhalb des Schloßhofs befand, waren die aus Sandstein gehauenen Brustbilder der damals noch lebenden deutschen Kurfürsten aufgestellt, die gar künstlich mit bunten Farben angemalt waren, so daß sie fast aussahen, als wären sie lebendig.

In diesem neuen Schloß hielt Joachim II. seinen prächtigen Hof, hier wurden seine glanzvollen Feste gefeiert, hier jagten sich die Lustbarkeiten, welche der vergnügungssüchtige Fürst veranstaltete, ohne je darnach zu fragen, ob durch die ungeheuren Kosten Schulden auf Schulden gehäuft wurden. —

Joachim fühlte sich nur wohl, wenn er das Geld mit vollen Händen verschleudern konnte, seine ganze Umgebung mußte im Vollen leben; sein Hofstaat war so prachtvoll, sein Gefolge so zahlreich, wie kaum das eines der größten europäischen Fürsten. Aus der kurfürstlichen Küche wurden täglich nicht weniger als 285 Personen gespeist, und damit war die Zahl der Hofbediensteten, welche freie Zehrung erhielten, noch nicht erschöpft, denn noch nahe an 150 Personen wurde statt der Beköstigung eine Geldentschädigung gezahlt. —

Dieser Hofstaat begleitete den Kurfürsten auch auf vielen seiner Reisen, und außerdem forderte er zu diesen noch eine Menge von Abhängigen auf, denen er Hofkleider, freie Wohnung, Beköstigung für die Dienerschaft und Futter für die Pferde liefern mußte. Als er im Jahre 1562 zur Wahl eines römischen Königs nach Frankfurt a. M. reiste, begleiteten ihn nicht weniger als 68 Grafen und Herren mit 452 Pferden und vielen Dienern, außerdem noch 11 Räte, 3 Geistliche und ein Leibarzt. —

Das Schloß in Köln war während seiner ganzen Regierung der Schauplatz einer ununterbrochenen Reihe von glänzenden Festen. Von dem ersten Turnier an, welches er im Jahre 1537

dem prachtliebenden Joachim zu eng und arm-selig; sie war nicht eingerichtet für einen glänzenden Hofstaat, für prächtige Feste. Eines Zwingers in Köln mit mächtigen Thürmen und Mauern bedurfte Joachim nicht mehr, denn die Bürger von Berlin und Köln hatten längst vergessen, daß sie dereinst freie Männer gewesen waren, sie fühlten sich ganz wohl unter dem Schutze ihrer Kurfürsten und dachten gar nicht daran, gegen diese zu rebelliren. Joachim ließ deshalb schon im Jahre 1538 die alte Burg niederreißen und durch den Baumeister Kaspar Theiß, der auch der Erbauer des Jagdschlosses im Grunewald war, ein ganz neues Schloß aufbauen. —

Das war ein anderes Gebäude, als das

zur Tauffeier seiner Tochter veranstaltete und für welches er die Stechbahn hatte bauen lassen, mußte jedes Familienereigniß Veranlassung zu irgend einer mit dem Aufgebot des höchsten Luxus veranstalteten Feierlichkeit, der sich meist ein prächtiges Turnier anschloß, geben.

Berühmt geworden ist das Fest, welches Joachim zur Fastnacht 1545 zur Feier der Doppelheirath des Kurprinzen Johann Georg mit Sophie, der Tochter des Herzogs Friedrich II. von Liegnitz und des Prinzen Georg von Liegnitz mit der Tochter des Kurfürsten, der Markgräfin Barbara, veranstaltete, weil dies Fest zugleich einen für die spätere Zukunft bedeutungsvollen Erbvertrag besiegelte, nach welchem beim Aussterben der herzoglichen Linie die drei Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau an Brandenburg fallen sollten.

Bei dem Turnier, welches nach dem feierlichen Beilager in Berlin gehalten wurde, theilnahmen sich die Fürsten und Herren, und es ging bei demselben ziemlich gefährlich zu. Der Chronist Haßitz giebt uns davon folgende interessante Beschreibung:

„Den Montag hernach haben Markgraf Hans von Güttrin (der Bruder des Kurfürsten) und Herzog Wilhelm von Brandenburg mit einander scharf gerannt und ein solches hartes Treffen gethan, daß die Pferde auf dem Hintern sitzend gingen und dennoch beide Herren sitzen blieben. Es hat aber Herzog Wilhelm dem Herrn Markgrafen Johannsen den Schild entzwei gerannt bis auf den Hals, und wäre um ein wenig gethan gewesen, wenn es Gott nicht sonderlich verhütet, daß er ihm den Hals abgerannt. Derwegen alle Fürsten und Herren, so damals auf der Bahne gewesen, sehr erschraden, eilends von den Pferden gefallen und zugelaufen sind.“

„Es haben auch mehr Herren vom Adel gerannt und gestochen, aber am Mittwoch haben sechzig Paar zu Rosse in ganzen Kyrissen auf der Bahn turnieret, und indem daß man dem Ritterpiel zusehen, ist einer vom Fenster vom Dumbthurm gedrungen und herabgefallen. Der hat einen Anderen, so darunter gestanden, todt gefallen und ihme hat es nichts geschadet. Auch ist damals ein Kerl ohne Arme und Hände da gewesen, der hat mit den Füßen und Pöffeln essen, eine Nadel sädeln und andere Dinge thun können, die fast unglaublich zu sein scheinen; hat mit dem Halbe Holz hauen und einen Teller an der Wand mit der Spizbarten auf etliche Schritte treffen können. Es haben auch der Roßbuben einen auf der Bahn todtgerauft.“

Die Naivität mit welcher Haßitz die bei den Turnieren vorgekommenen Unglücksfälle als etwas ganz Natürliches erzählt, läßt uns einen tiefen Blick in die Rohheit der Zeit thun. Auf ein Menschenleben kam es damals gar nicht an, die Lustbarkeit wurde durch einen Todtgerausten oder Todtgeschlagenen nicht im Geringsten gestört, die Herren turnirten ruhig fort und das Volk schaute ihnen jubelnd zu; es ließ sich durch solche Klei-

nigkeiten nicht einen Augenblick seine Fröhlichkeit trüben. —

Ein anderes Fest, welches Joachim im September 1569 feierte, hatte ebenfalls eine geschichtliche Bedeutung: Die Mittheilung über das Herzogthum Preußen.

Das Herzogthum Preußen war ein Besitzthum der deutschen Ritterorden gewesen, aber durch den Uebertritt des Hochmeisters Albrecht aus dem Hause Hohenzollern zur lutherischen Lehre ein erbliches Herzogthum geworden. Den Bemühungen des tüchtigen Kanzlers Lambertus Distermeier war es gelungen, die Mittheilung und Erbfolge in Preußen für die brandenburgisch-hohenzollernische Linie vom Könige von Polen, unter dessen Lehns-hoheit Preußen stand, am 19. Juli 1569 zu gewinnen.

Dies glückliche Ereigniß feierte Joachim im September durch ein glänzendes kirchliches Fest.

Eine große Procession eröffnete die Feierlichkeit, ein endlos langer Zug, an welchem alle Mädchen aus Berlin und Cöln, die mehr als 12 Jahr alt waren, Theil nehmen mußten. In weißen Kleidern mit fliegenden Haaren schritten sie im Zuge einher, ihnen folgten die Dorfprediger aus der Umgegend von Berlin und Cöln, zwei Meilen in der Runde. Diese gingen paarweise, sie trugen Kelche und Patenen in den Händen.

Der Kurfürst selbst nahm ebenfalls an der Procession Theil, er ritt, angethan mit einem Mantel von Goldtuch, der mit Zobelpelz verbrämt war, hinter dem Domprobst auf einem goldfarbenen Rosse. Der Oberst Heinrich von Steupitz trug ihm eine weiße Tafel, auf der der schwarze preußische Adler abgemalt war, der Erbmarschall Georg Hans von Putlitz das Kur-schwert und Joachim Köhbel eine weiße Fahne mit dem preußischen Wappen vor.

Der Procession folgte ein feierliches Hochamt und diesem eine stundenlange wohlleinstudierte Rede des Kanzlers Lambertus Distermeier, welcher Joachim höchst andächtig zuhörte; er hatte auf einem mit Goldtuch ausgeschlagenen Lehnstuhl, der auf dem Altar an der Chorthür stand, Platz genommen und hielt während der ganzen Rede das entblößte Kur-schwert in der Hand.

Nach der Rede schlug Joachim eigenhändig die polnischen Gesandten, sowie mehrere seiner Räte zu Rittern und dann gieng zu einem fröhlichen Festmahl im großen Saale des Schlosses, bei welchem die neuen Ritter mit Ehrengewändern und goldenen Ketten fürstlich beschenkt wurden.

Derartige Festlichkeiten, welche einen religiösen Hintergrund hatten, bei denen aber nebenbei recht brav gegessen und getrunken wurde und eine ungebundene Fröhlichkeit herrschte, waren ganz nach dem Geschmack des Kurfürsten; er ordnete deshalb auch im Jahre 1563 an, daß fortan jährlich die Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg durch ein großes Fest gefeiert werde,

und dies geschah im October jeden Jahres, so lange Joachim lebte.

Auch bei diesen Dankfesten wurde stets der höchste Pomp aufgeboten. Im Dom zu Cöln wurde der Festgottesdienst mit dem sogenannten Besper-Umgang gehalten, wozu alle Geistlichen und Lehrer der Stadt mitwirken mußten. Die Feier begann unter dem Donner der Kanonen und endete mit demselben. Um die Freude am Feste zu einer allgemeineren zu machen, erhielt jeder Kirchen- und Schuldiener aus der kurfürstlichen Kasse einen Thaler, jeder Schüler einen Schilling, damit konnten sie sich schon einen lustigen Tag machen.

Neben diesen Festen bildeten große Jagden eine besondere Liebhaberei des Kurfürsten. — Die Wälder waren damals noch reich an Wild und die Bauern zeigten sich daher sehr zufrieden, wenn Joachim die Hirsche und Füchse, ja selbst die Wölfe, welche noch zahlreich in den dichten Waldungen lebten, forschte. —

Auch der Thiergarten lud zur Jagd durch einen zahlreichen Wildstand ein; er hatte damals eine andere Ausdehnung als heut zu Tage, denn er bedeckte mit dichtem Wald noch den größten Theil der heutigen Friedrichs- und Dorotheenstadt und erstreckte sich bis nahe an's kurfürstliche Schloß.

Im Thiergarten hielt sich Joachim zu seinem Vergnügen Löwen, Bären und andere ausländische Thiere, welche er mitunter zu Thierkämpfen benutzte. — Wenn ein solcher Thierkampf stattfand, so gab dies immer ein großes Fest für die guten Berliner, die sich in dichten Schaaren herbeidrängten und dem Schauspiel zujubelten, ohne zu bedenken, daß sie die bei demselben entfaltete Pracht, welche ihnen so sehr gefiel, aus ihren Beuteln und mit ihrem Arbeitsschweiß bezahlen mußten. — Diese Thiergefechte waren nicht immer ohne Gefahr; bei einem derselben, welches im Jahre 1543 in der Nähe von Cöpenick abgehalten wurde und bei dem ein Bär und ein Wolf mit einem Auerochsen kämpfen sollten, wäre der Kurfürst fast selbst um das Leben gekommen. Der von dem Auerochsen verfolgte Bär durchbrach die Schranken gerade da, wo Joachim saß und wurde nur mit Mühe von den Wachen aufgehalten und getödtet. —

Alle diese Hofbelustigungen waren zu gleicher Zeit auch Volksfeste, besonders erfreuten sich die Berliner an den Wettrennen, welche alljährlich am Frohnleichnamsfeste stattfanden und an denen Abtliche und Bürger, Einheimische und Fremde Theil nehmen durften. Für die besten Pferde waren Preise ausgesetzt, der erste Sieger gewann einen mit bunten Bändern und Blumen festlich geschmückten Stier, der zweite ein Schwert, der dritte einen Bogen, der vierte ein Schwein.

Das seltsamste Volksfest, welches unter der Regierung Joachims stattfand, war jedenfalls der berühmte Knüppelkrieg, der in der märktischen Sittengeschichte einzig dasteht. —

Die Berliner Bürger hatten, seit ihnen ihre

Unabhängigkeit verloren gegangen war, die Waffen bei Seite gelegt. Ihr früher so kriegerischer Sinn war erloschen, sie lebten nur ihren Geschäften und dem Vergnügen, jenen heiteren Schauspielen, die ihnen unter der Regierung des prachtliebenden Joachims so häufig geboten wurden.

Der Kurfürst wollte den kriegerischen Sinn der Bürger, der gar nicht mehr gefährlich werden konnte, aufs Neue erwecken, und er befahl zu diesem Zwecke ein großartiges Waffenspiel, über welches uns der Historiograph Nikolaus Leuthinger, der es selbst mit durchlebte, eine genaue Beschreibung hinterlassen hat. —

Der Knüppelkrieg fand im Jahre 1567 statt. Ein Wassergefecht auf der Havel, bei welchem die Berliner gegen die Spandauer kämpften, eröffnete das Waffenspiel, dem der Kurfürst mit seinem ganzen Hof auf einem großen Schiffe zuschaute.

Die Geschütze von Spandau donnerten mit blinden Schüssen, während unter Pauken und Trompetengeschmetter die beiden Flotten von Berlin und Spandau gegen einander kämpften. Es gab dabei harte Prüffe; viele der Streitenden wurden durch die langen Stangen, mit denen man kämpfte, aus den Rähnen gerissen und fielen in's Wasser; aber der Kampf ging doch ohne Unglücksfälle ab, denn eine Menge von Fischerbooten stand bereit, um alle ins Wasser Fallenden vor dem Ertrinken zu retten.

Der Kurfürst war höchst vergnügt über das gelungene Waffenspiel, welches drei Tage dauerte, er schaute demselben mit der höchsten Lust zu und lachte, daß ihm die Thränen über die Backen rollten, als die Weiber und Kinder der kämpfenden Männer ihn flehentlich baten, den Kampf, den sie für einen ernsthaften hielten, zu beendigen.

Dem Wasserkampf folgte der Landkrieg, der auf der Ebene zwischen Spandau und Eiehow ausgefochten wurde. Der Plan des Gefechtes war, daß sich die Spandauer nach tapferem Kampf besiegen lassen und in ihre Stadt flüchten sollten.

Die Schlacht begann. Die Streiter waren in voller Rüstung, aber sie hatten keine anderen Waffen, als kurze Knüppel, Festsstöcke. —

Anfangs ging Alles gut, nach und nach aber, als die Hiebe immer kräftiger ausgeheilt wurden, erhitzte sich das Blut der Streiter. Es gefiel den Spandauern nicht, daß sie besiegt werden sollten, und obgleich ihre Zahl, sie waren kaum 800 Mann, weit geringer war, als die der Bürger von Berlin und Cöln, so entschlossen sie sich doch, das Kampfspiel zu ändern und womöglich Sieger zu bleiben.

Eine Kriegslist sollte sie zum Ziele führen. Durch eine verstellte Flucht lockten sie den Feind aus seiner Stellung und fielen ihm dann in den Rücken, indem sie mit ihren Knüppeln unbarmherzig darauf los schlugen. — Das aber ließen sich die Berliner nicht ruhig gefallen, denn ein Berliner Kind steht in jeder Prügelei seinen



Mann, sie wehrten sich kräftig, und aus dem Scheingefecht wurde nun ein wirklicher, ächter Knüppelkrieg, bei dem es harte Schläge und blutige Köpfe in Massen gab.

Der Kurfürst sah plötzlich seinen schönen Plan zerstört, er ritt eiligst zwischen die Kämpfenden, um sie durch ein Machtwort auseinander zu bringen, aber vergeblich, Niemand hörte auf ihn. Die Kampflust hatte alle Kämpfer erhitzt, Spandauer und Berliner stritten um die Ehre des Tages, sie schlugen auf einander los, ohne sich um den Kurfürsten zu kümmern, und in der Hitze des Gefechts fielen selbst Knüppelschläge auf das Pferd des Friedensstifters. — Das verletzte Thier bäumte hoch auf, warf seinen Reiter ab, und dieser war in der höchsten Gefahr in dem Gewühl der wüthenden Streiter zertreten und getödtet zu werden. Er wurde nur mit Mühe gerettet.

Erst die einbrechende Nacht machte der Schlacht ein Ende. Wo der Sieg? — Beide Theile schrieben ihn sich zu, die Spandauer triumphirten und ebenso auch die Bürger von Berlin und Cöln; der geistreiche Feldherr aber, der die kluge Kriegslist ausgenommen, mußte diese schwer büßen.

Joachim war wüthendbrannt, daß ihm sein Vergnügen verdorben, er sogar in Lebensgefahr gekommen war. — Er schickte seine Trabanten nach Spandau, mitten in der Nacht holten sie den Bürgermeister Bartholomäus Bier, der so wacker für die Ehre seiner Stadt gestritten hatte, aus dem Bette und warfen ihn in ein dunkles Gefängniß, in welchem er Zeit hatte darüber nachzudenken, daß es ein schweres Verbrechen sei, ein besserer Feldherr sein wollen, als es der Wille des allergnädigsten Kurfürsten gestatte. Erst nach mehreren Monaten wurde er wieder in Freiheit gesetzt.

Die Spandauer Bürger, welche nur die Befehle ihres Bürgermeisters vollzogen hatten, kamen mit der Furcht vor der Strafe davon. Sie wurden alle auf die Festung gerufen, dort wurden sie von den Gerichtsdienern empfangen, aber nachdem sie in Furcht und Zittern vor der Strafe, die ihnen bevorstehen möchte, einige Stunden gewartet hatten, wieder entlassen.

Die Streiter von Berlin und Cöln waren glücklicher daran, sie wurden nicht weiter beehelligt, sondern konnten in Ruhe sich die Beulen heilen lassen, die ihnen von den Spandauer Knüppeln geschlagen worden waren.

### Achtes Kapitel.

Hedwig die Züchtige. — Die Liebhaften Joachims. — Die schöne Gießerin. — Geldnoth Joachims. — Die Goldmacher. — Der Münzjude Pippold. — Die Landstände unter Joachim II.

Joachims Leben war nach allen Richtungen hin dem Vergnügen gewidmet; er verstand es sehr

wohl, seine religiöse Schwärmerei mit seinem lustigen Festleben zu vereinigen, auch hinderte ihn dieselbe keineswegs, sich denjenigen sinnlichen Freuden hinzugeben, welche die Fürsten vielfach als ihr Vorrecht betrachtet haben. Als ein Fürst glaubte er, das Recht zu haben, sich über solche kirchliche Gebote hinweg zu setzen, welche ihn in seiner Liebeslust beschränkt haben würden, und er that dies im ausgedehntesten Maßstabe; die Bürger von Berlin und Cöln wußten gar viel zu erzählen von der großen Freundlichkeit, mit welcher der gnädige Kurfürst jedes schöne Frauenzimmer behandelte, und stolz war er dabei gar nicht. —

Die liebdienernden Geschichtsschreiber des hohenzollerischen Hauses können die Leichtfertigkeit des Kurfürsten in Liebesangelegenheiten nicht wegleugnen, aber sie wissen dieselbe zu entschuldigen.

Im Jahre 1549 befand sich Joachim mit seiner Gemahlin Hedwig im Jagdschloß zu Grimnitz; sie gingen mit einander plaudernd in einem Saale auf und nieder, da trachten plötzlich die Balken, der Fußboden brach unter ihnen zusammen.

Joachim hielt sich an einem Balken fest und rettete sich dadurch vor einem schweren Fall, die Kurfürstin aber stürzte hernieder auf ein Hirschgeweih, welches in dem untern Raum an der Wand hing; sie trug schwere Verletzungen davon und diese wurden schlecht geheilt, weil Hedwig sich aus Schamhaftigkeit nicht entschließen konnte, sich ganz den Ärzten zu überlassen. Sie hat von diesem Unglücksfall den Ehrennamen „Hedwig, die Züchtige“, aber auch ein schweres Leiden erhalten, welches sie zwang, zeitlebens an Krüden zu gehen.

Dies Ereigniß würde vielleicht für Joachim eine Entschuldigung seiner vielen Liebhaftigkeiten bilden, wenn er nicht schon vor demselben ein erklärter Frauenfreund gewesen wäre!

Auch Joachim I. hatte, wie unsere Leser sich erinnern, eine große Liebhaberei für schöne Frauen, bei ihm aber wurde sie nicht nachtheilig für das Land, weil seine Geliebten keinen Einfluß auf die Regierung gewannen; bei Joachim II. hingegen beherrschten die Maitressen den Kurfürsten und damit auch die Mark Brandenburg. —

Wer hat nicht schon von der schönen Gießerin gehört, jener Geliebten Joachims, deren Name in die Volkssage übergegangen ist.

Anna Sydow, die liebreizende Wittwe des Artilleriehauptmans und Stückgießers Michael Dietrich, hatte Joachim bezaubert. — Er war nicht glücklich, wenn er nicht bei ihr sein konnte, auf fast allen seinen Reisen, auch wenn er nur auf die Jagd zog, mußte sie ihn begleiten. — Für das schöne Weib verschwendete er gewaltige Summen, ihrem Willen beugte er sich fast sclavisch, sie herrschte als wahre Kurfürstin in der Mark Brandenburg.

Trop ihrer Schönheit war die Gießerin im ganzen Lande verfaßt, weil sie ihren Einfluß auf den schwachen Kurfürsten in unverantwortlicher

Weiße mißbrauchte. Sie besetzte die hervorragendsten Ämter, sie gebot über die Einnahmewellen des Landes, ihre Kreaturen stolzirten in den Straßen von Berlin und Cöln umher und thaten sich etwas zu Gute darauf, daß sie die Herrscher des Landes waren.

Joachim vermochte es nicht, der Sybow oder einem ihres Anhangs von verwerflichen Günstlingen eine Bitte abzuschlagen; die abligen Herren, welche sich zu Höfingen der Duhlerin entwürdig hatten, wußten die Schwäche des Kurfürsten trefflich auszubenten. Wenn irgend ein Lehn frei wurde, baten drei oder vier, einer nach dem andern, um Verleihung desselben. — Joachim es jedem, da er es aber nur eine unte, mußte er die Andern durch G bedeutender Geldgeschenke entschädigen. So rosete ihm das zum Fall gekommene Lehn derer von Zigefer durch berartige Entschädigungen nicht weniger als 50,000 Thaler, eine für damalige Verhältnisse ungeheure Summe. —

Die Liebe Joachims zur schönen Gießerin war so offenkundig und scandalös, daß sie selbst die tiefeingewurzelte Liebe und Verehrung der märkischen Bauern gegen ihren Kurfürsten erschütterte. Gegen den ernsten und strengen Joachim I. hätten die Bauern wahrlich nicht gewagt, ein mißbilligendes, ja höhnenes Wort über sein Privatleben zu äußern, gegen Joachim II. wagten sie es.

Der Kurfürst war einst auf die Jagd bei Beelitz geritten, wie gewöhnlich befand sich die schöne Gießerin an seiner Seite, und auch die Kinder derselben begleiteten ihn. — Die Bauern auf dem Felde schauten mürrisch von ihrer Arbeit auf, als der Kurfürst bei ihnen vorüberritt. Sie grüßten ihn nicht freundlich, wie dies früher geschehen, sondern höhnten ihm nach, indem sie sich gegenseitig laut, so daß er es hören mußte, zuriefen: „Ist die des gnädigsten Herrn unächte Frau? Sind das seine unächten Kinder? — Wie darf er thun, was uns verboten ist?“ — Und diese Fragen wiederholten sie in der Heide, als der Kurfürst Rast machte, indem sie sich dicht um ihn herumstellten. —

Der Hohn der Bauern traf Joachim so tief, daß er sich schämte und für einen Augenblick das Bewußtsein seiner Schmach erhielt. Er wendete sich unwirsch zur Gießerin und sagte: „Kannst Du nicht bei Seite gehen, daß man Dich nicht sieht?“ — Das augenblickliche Gefühl verschwand aber bald wieder unter den Liebesungen der reizenden Frau, — diese behielt ihre Herrschaft über ihn. —

So  
entschl.  
Lobe  
eine n  
er zur  
einem  
daß di

daß er  
seinem  
Güter,  
erhob  
sie mit  
u sein,  
nicht in

Noth und Sorge kommen könne, ließ er sich von seinem Sohne, dem Kurprinzen Johann Georg das heilige Versprechen geben, daß er sie im Besitz ihrer Güter lassen und außerdem auch für sie sorgen wolle. Wir werden später erzählen, wie dies Versprechen gehalten wurde. —

Das Freudenleben Joachims, die sich in bunter Reihe abwechselnden Turniere und anderen glanzvollen Feste, die Bauliebhabelei des Kurfürsten, die Habsucht der Gießerin und ihrer Kreaturen verzehrten ungeheure, die Einkünfte weit übersteigende Summen, es war daher kein Wunder, daß das Finanzwesen der Mark Brandenburg in die tiefste Zerrüttung kam. Eine unerschwingliche Schuldenlast häufte sich auf, oft kam Joachim in die bitterste Geldverlegenheit, aber er ließ sich trotzdem nicht von neuer Verschwendung abhalten.

Sein Rentmeister und Kammerrath Thomas Matthias, der zugleich Bürgermeister von Berlin war, hatte einen schweren Posten; fortwährend sollte er Geld schaffen, und doch waren die Kassen leer. Der Kurfürst wies die drängenden Gläubiger stets an ihn, sein Haus war fortwährend von Leuten belagert, welche gerechtfertigte Forderungen an die kurfürstliche Kasse machten, und denen er doch nicht gerecht werden konnte, weil eben kein Geld da war. Oft genug mußte er sein eigenes Vermögen anreisen, um nur die nöthigsten Zahlungen zu leisten; er mußte sich für die Schuldverschreibungen verbürgen, welche Joachim ausstellte, und dadurch verlor er nach und nach sein ganzes bedeutendes Vermögen. —

Joachim bedurfte stets neuer Geldsummen, um seinen üppigen Haushalt aufrecht zu erhalten; er war in den Mitteln, sich die nöthigen Gelder zu verschaffen, durchaus nicht peinlich. — Die natürlichste Hilfe war, da die Steuerkraft der Unterthanen nicht weiter ausgebeutet werden konnte, nach den Anschauungen jener Zeit die Goldmacherei.

Man glaubte damals ganz allgemein daran, daß es möglich sei, unedle Metalle durch chemische Prozesse in Gold zu verwandeln. Das Forschen nach dem Stein der Weisen, der diese Kraft im höchsten Maße besitzen sollte, hat während des Mittelalters und fast bis in die neueste Zeit hinein unendlich viele Chemiker wahnsinnig gemacht. Wer den Stein der Weisen erforschte, der hatte zu gebieten über alle Schätze der Welt. — In einem alten Bert: „Kern der Alchymie, geschrieben durch Trenäus Philoponus Philaletha“ wird uns allen Ernstes erzählt, daß man mit einem einzigen Gran des Steins der Weisen nicht weniger als 304,666,666 Thaler, ganz genau berechnet, in reinem Golde hervorbringen könne.

Die meisten Fürsten Europas waren in jener Zeit von dem Wunsche durchdrungen, in den Besitz jenes köstlichen Steins der Weisen zu kommen; sie besoldeten gelehrte Chemiker, um nach demselben zu forschen, und warfen viel Geld zum

gangen.

Pippold ließ ungescheut auf Pfänder mit einem Zinssatz von 54 Procent, und er hatte zu diesen Zinsen Absatz genug für sein Geld, und dennoch vollkommene Sicherheit, denn seine Kunden waren vorzüglich die kurfürstlichen Hofdiener, welche,

sonst augenscheinlich der vollständige Verderb seiner Herrschaften, Länder und Bauten bevorstehe, so gingen zwar die Stände darauf ein; nicht weil sie verpflichtet gewesen wären, sondern nur, um ihren Landesherren zu retten; sie bewilligten seitens der Städte eine Bierziese von 8 Groschen für jede Tonne, und später seitens des Adels und der Prälaten eine Steuer von 20 Gulden für jedes Ritterpferd, welches sie in Kriegszeiten zu stellen verbunden waren, aber sie knüpften diese Bewilligungen an feierliche Versprechungen des Kurfürsten, daß sie in Zukunft für ewige Zeiten mit ähnlichen Steuern verschont bleiben sollten, und an die Gewährung neuer Freiheiten und Rechte.

Joachim versprach, von der Noth gezwungen, gern Alles, was man von ihm haben wollte, ohne freilich die Absicht zu haben, sein Versprechen zu halten. So versprach er den Bürgern zu Berlin, die verhassten Juden wieder aus dem Lande zu jagen, natürlich aber dachte er nicht daran, dies zu thun, — und ebenso wenig hatten die ewigen Zeiten, für welche das Land von weiteren Abgaben verschont bleiben sollte, eine

lange Dauer; wohl aber gestattete er, daß die Stände manch' freies Wort über die inneren Landesangelegenheiten sprachen, um sie bei guter Laune zu erhalten. —

### Neuntes Kapitel.

Liebeslust am Hofe. — Verschwendung der Bürger in Berlin und Cöln. — Die Trachten jener Zeit. — Die Pluderhosen. — Musculus und sein Hofenteufel. — Die drei Stüßer im Narrenhäuschen. — Das Lurusgesetz vom Jahre 1551. — Spielwuth der Berliner. — Ein Berliner Eulenspiegel.

Auf den Charakter und die Sitten des Volkes mußte eine Regierung, wie die Joachims II., einen höchst nachtheiligen Einfluß ausüben. Was der Fürst that, das ahmen die Hofschranzen nach, und diese werden wieder nachgeahmt von dem ganzen gesinnungslosen, in Residenzstädten meist so zahlreichen Gefindel, welches die Augen stets nach oben richtet und Alles für gut hält, was am Hofe geschieht. —

Joachims zahlreiche Liebeständeleien fanden natürlich rege Nachahmung bei den Hoffavaliereu, das kurfürstliche Schloß in Cöln wurde ein Liebeshof, und es muß wohl in den Frauengemächern dajelbst ziemlich zuchtlos zugegangen sein, da sich Joachim veranlaßt fand, eine Schloßordnung anzubefehlen, durch welche der Männerbesuch in den Frauengemächern, wenn auch nicht verboten, doch wenigstens erschwert wurde.

„Wir mögen auch leiden,“ heißt es in dieser Verordnung, „daß unser Gesellich zu unsern Jungfrauen in's Frauenzimmer gehen, nämlich nach der Mittagsmahlzeit in die lange Stube, bis um Vesperzeit, alsdann soll der Thürknecht klopfen und das Gesellich wieder hinab gehen, wollten sie aber nach der Abendmahlzeit wieder zu den Jungfrauen gehen, das mögen sie auch thun bis um Achte, es sei Winter oder Sommer, und nicht länger. —

Wenn aber solches geschieht, so wollen wir, daß unsere Hofmeisterin mit den Jungfrauen in die lange Stube hineingehe und daß die Jungfrauen alle auf einer langen Rige bei einander sitzen, sich allenthalben sammt dem Gesellich züchtiglich halten. Es soll auch unserer lieben Gemahlin Thürknecht alle Abend, wenn sich unsere Gemahlin und wir gelegt haben, das Frauenzimmer zuschließen und sonderlich auf die Pächte und auf das Feuer eine fleißige Achtung geben u. s. w.“ —

Diese Verordnung giebt uns in kurzen Worten ein recht anschauliches Bild von dem Privatleben am Hofe. Wir sehen die Jungfrauen in der langen Stube sitzen in einer Rige beisammen, umschwärmt von den jungen Hofherren, sehen auch die Hofmeisterin, welche die Aufgabe hat, nach Zucht und Sitte zu schauen, und daß dies recht dringend nothwendig war, geht wohl am besten

aus dem besonderen Befehl, des Nachts das Frauenzimmer zu verschließen, hervor.

Auch in den Bürgerhäusern Berlins nahm man es mit einem Liebeshandel während der lustigen Regierung Joachims nicht gar zu genau. Wenn auch bei den Bürgern die sittliche Verderbtheit des Hofes noch nicht überall Eingang gefunden hatte, konnte sie doch nicht ohne Einwirkung bleiben, besonders hatte die Prachtliebe des Kurfürsten, seine Verschwendungssucht nachtheilig auf alle Volksklassen gewirkt. —

Wenn die Bürger die kurfürstlichen Beamten und die Hofherren im reichsten Staat durch die Straßen von Berlin und Cöln ziehen sahen und dabei ihres eigenen Reichthums gedachten, der ihnen weit eher, als jenen die luxuriöse Tracht gestattete, so war der Trieb nach einer Ueberbietung der stolzen Herren in der Kleiderpracht bei den reichen Bürgern wohl erklärlich. —

Die Tracht, sowohl der Männer, wie der Frauen, war äußerst prachtvoll, und man suchte ihren Glanz durch Geschmeide aller Art noch zu erhöhen. — Ringe, kostbare Gürtel, mit Edelsteinen und Perlen besetzte Degenscheiden wurden von den Männern bei allen Festen getragen. Die Frauen schmückten sich mit Armbändern, mit goldenen Hauben, mit Gürteln, welche mit Edelsteinen besetzt waren und anderem Geschmeide aller Art.

Das theuerste und seltsamste Kleidungsstück, durch welches viele Modeherren jener Lage sich ruinirten, waren für die Männer die Pluderhosen, eine Tracht, welche an Unsinnigkeit und Häßlichkeit nicht einmal durch unsere heutigen Damenmoden übertroffen wird.

Die Mode der Pluderhosen war aus den Niederlanden gekommen, woher damals fast ganz Europa die feinen wollenen Zeuge und die besten Tuche bezog. — Die Niederländer wußten wohl, zu welchem Zwecke sie die Mode, welche sich schnell über das civilisirte Europa verbreitete, erfunden hatten, sie konnten kaum ein besseres Mittel erdenken, um ihren Tuchfabriken Absatz zu verschaffen, denn die Pluderhosen erforderten eine unglaubliche Menge Zeug.

Die Pluderhosen gingen vom Gürtel bis an die Schuhe, man trug sie so weit wie irgend möglich und ihre Schönheit bestand darin, daß der Schneider eine möglichst große Quantität feiner und kostbarer Stoffe verwendete. Der Länge und der Quere nach waren die Hosen aufgeschnitten und diese Ausschnitte mit einem Futter vom feinsten Zeug, welches in unzählige Falten zusammengelegt war, durchgezogen. — Man brauchte zu einer solchen Hose, wenn sie dem Geschmack der Modeherren entsprechen sollte, bis zu 130 Ellen Zeug. —

Anfangs, als die Tracht noch neu war, wurden die Hosen selbst von Tuch gemacht und nur zu dem Futter in den Ausschnitten wurde Seide genommen, je weiter man aber in der Mode fortschritt, je größer mußte der Umfang der Hosen





dagegen zu erlassen, er erlaubte indeffen ein Spielchen um Geld zum Zeitvertreib und zog die Grenzen desselben nicht gar zu eng, denn das Edikt besagte, es solle Niemand über 300 Gulden (eine für jene Zeit des hohen Geldwerthes sehr ansehnliche Summe) in barem Gelde oder auf Kreide verspielen, thäte dies aber dennoch Jemand, so sollte der Ueberschuß des verspielten Geldes über 300 Gulden und noch einmal so viel als Strafe des Gewinners an den Landes Herrn fallen. — Joachim verstand es, wie wir sehen, für sich selbst aus den Kestern seiner Unterthanen Nutzen zu ziehen. —

Zum Schluß der Schilderung der Sitten in Berlin in der Zeit Joachims II. mögen hier noch einige heitere Schwänke ihren Platz finden; sie legen uns Zeugniß ab von dem derben drastischen Humor der alten Berliner. — Wir entnehmen sie der handschriftlichen Mäller'schen Chronik:

„Zu den Zeiten Kurfürst Joachims II. hielt sich zu Berlin ein possirlicher, kurzweiliger Mensch auf, Namens Johann Clavert, welcher zu Hofe und sonst in der Stadt manche Kurzweil angerichtet, davon ich einige Historien hersehen will.

In seiner Jugend ward dieser Johann Clavert zu einem Schloffer gethan, das Handwerk bei ihm zu erlernen. Die erste Probe seiner Schalkheit war diese:

Es kam ein Bauer ins Haus, der wollte ein Schloß kaufen; zu diesem sagte Hans Clavert, er wolle seinen Meister herausrufen, (welcher in der Stube war und gute Freunde bei sich hatte), daß er mit ihm selbst handeln möchte. „Ihr müisset aber — sagte er — laut rufen, wenn Ihr mit meinem Meister reden wollet, denn er kann nicht wohl hören.“ Hierauf ging er in die Stube und sagte zum Meister: „Es ist ein Bauer draußen, der begehrt ein Schloß zu kaufen; er ist aber fast taub und kann man ohne groß Geschrei nicht mit ihm reden.“

Der Meister glaubte solches und ging hinaus; indem er aber zur Stubenthür hinaustrat, schrie ihm der Bauer entgegen: „Guten Tag, Meister, guten Tag.“ Indessen fing Hans Clavert in der Stube an zu lachen, und sprach zu den Gästen: Ich habe sie zusammen gebracht, sie mögen zusehen, wie sie wieder von einander kommen.“ Dies verstanden zwar die Gäste nicht, verwunderten sich vielmehr des großen Geschreis, das die Beiden unter einander trieben und vermeinten, sie würden unsinnig, denn der Meister, viel heftiger, als der Bauer, rief, und trieben sie das Geschrei so lange, daß jener zu sich selbst halb sachte sagte: „Hat mich der Henker mit dem tauben Narren beschmissen!“ und dann der Andere mit eben diesen Worten sich vernehmen ließ, bis sie endlich über den Narren scheltend zu Schlägen kamen und einander häßlich zugerichtet hätten, wenn die Nachbarn von der Gasse und die Gäste aus der Stube nicht gekommen wären und Frieden gemacht hätten. Darüber haben hernach die Nachbarn und Gäste, als sie die Gründe erfahren,

gelacht und Hans Clavertens wunderlichen Kopf daraus erkennen gelernt.

Dieser Hans Clavert gedachte auch ein Kaufmann zu werden, zog hin ins Land Mecklenburg, kaufte daselbst zweihundert Ziegen und Böcke, trieb dieselben auf Laurentii nach Jüterbog auf den Markt, verkaufte sie dort, daß er die Winterzehrung wohl hätte davon haben können, dachte aber mit solchem Gelde noch mehr zu erwerben, sintemalen er in der Spitzbüberei wohl erfahren war und setzte sich mit etlichen Spitzbuben vor dem Stadtkeller daselbst nieder zu spielen, bis die Andern seine Meister wurden und ihm sein Geld, das er erworben hatte, ganz und gar abnahmen.

Da wußte Hans Clavert nicht, was er machen sollte, nahm die Karten, damit sie gespielt hatten, steckte sie in seinen Kober und ging heim gen Trebbin. Er hängete den Kober, in dem die Karten waren, in seinem Hause an die Wand, ging in die Stube, setzte sich zu dem Tische, sah gar traurig aus und stützte die Hand an den Kopf. — Sein Weib Margarethe war solcher Traurigkeit an ihm nicht gewohnt, deshalb sie ihn fragte: „Lieber Hans, warum seid Ihr doch so traurig? Sonst pflegt Ihr ja solches nicht zu thun. Was gilt's? Ihr habt das Vieh nicht gut verkauft, oder gar verborget.“

„Geh nur hinaus, in dem Kober an der Wand wirst Du die Handschrift wohl finden.“

Margarethe vermeinte die Handschrift wohl aufzufinden, fand aber in dem Kober nichts als Kartenblätter, dessen sie erschrocken und rief: O Hans, ich dürfte wetten, Ihr habt das Geld verspielt!“

Clavert sagte: „Aus der Versicherung kannst Du wohl erachten, wer meine Schuldleute sind.“

Darüber fing sie an, Zeter, Ach und Weh zu schreien, daß sie einen solchen Mann bekommen hätte, der ihr Alles durchbringen thäte; läuft mit solchem Geschrei zu dem Rathhause, da die Herren des Rathes eben versammelt waren und klagt über ihren Mann, daß er Alles durchzubringen bedacht wäre und ihr in keiner Weise folgen wolle; erzählte auch daneben, was er damals begangen. Der Rath ließ Clavert auf das Rathhaus fordern, gab ihm einen guten Sitz und gebot ihm, daß er seinem Weibe auch bisweilen, wenn sie ihm etwas Gutes rathen würde, folgen solle.

Clavert verhiess es zu thun und erwißte einen starken Prügel, mit welchem er dem Weibe zu folgen gedachte, welches solches ersah und seiner nicht erwartete, sondern zu dem Hause herauslief.

Clavert ging wieder zu dem Rath und bat: „Wenn er seinem Weibe folgen sollte, so sollten sie ihr doch auferlegen, seiner auch zu harren, denn sie sei schnell zu Fuße und er von der weiten Reise gar müde worden, daß ihm zu laufen nicht möglich wäre; weshalb er ihr nicht folgen könne.“ Dessen sie auch wohl lachten und Clavert bei seiner alten Weise bleiben ließen.

Hans Clavert's Weib predigte ihm täglich so viel von dem verspielten Gelde, daß er oftmals mit einem Prügel zu folgen verurtheilt ward,





wußte, sagte: „Das kann ich wohl gesehen lassen.“

Da nun die Magd mit dem Biere kam, sagte Clavert: „Siehe, lieber Jakob, allhier geht die Magd in Haaren\*) als eine Jungfrau und zu Rixdorf säuget eine Frau ihr Kind (welches Dorf gar nahe an der Berlin lag)!“ — Die Magd sagte: „Das lügst Du mich an, wie ein alter einäugiger Schelm und Bösewicht!“ Clavert sagte: „Du magst reden, was Du willst; es ist gleichwohl wahr, daß Du allhier vor eine Jungfrau gehst und siehe, lieber Jakob, zu Rixdorf säuget eine Frau ihr Kind.“

Hatte die Magd zuvor häßlich gescholten, so machte sie es hernach noch zehn Mal ärger, welches länger als eine halbe Stunde währte, bis sie zum Bürgermeister laufen und ihn verklagen wollte, daß er beweisen sollte, wo und mit wem sie ein Kind gehabt und welche Frau dasselbe säugete.

Da sagte Clavert: „Davon weiß ich nicht, daß Du ein Kind solltest haben; aber das ist mir wohl bewußt, daß eine Frau zu Rixdorf ihr eigen Kind säuget und daß Du wie eine Jungfrau in den Haaren gehst, dafür ich Dich gehalten habe und noch halte und Dir kein Böses nachzusagen weiß.“

Die Magd konnte Herrn Clavert noch nicht verstehen und drohte stets ihn zu verklagen, bis ihr Jakob Schulze die rechte Meinung sagte, daß sie sich zufrieden geben mußte. Sonst sollte der Zanf nach Claverts Worte wohl zwei Stunden gewährt und kein Ende genommen haben.

In der Mark Brandenburg freite einer eines Bürgermeisters Tochter von einem andern Orte. Nun mußte die Braut, wie das Landes Gewohnheit da ist, dem Bräutigam an den Ort geliefert werden, wo er wohnte. Hans Clavert war unter andern Gästen mit eingeladen und gab einen Reiter auf dieser Reise. Er hängte ein großes Jägerhorn auf den Rücken, um damit die Gesellschaft zum Lachen zu bringen, welches ihm auf der Fahrt aber nütze ward. Denn als der Bräutigam mit seinen Gefährten der Braut entgegen geritten kam und einen gelehrten Mann bei sich hatte, der die Braut annehmen sollte und sich auf eine stattliche Dration geschickt hatte, war ihm doch der Muth gegen das fremde Volk so sehr entfallen, daß er nichts Ordentliches vorbringen konnte. Deshalb sagte Clavert zu ihm: „Mein guter Freund, haltet ein wenig still mit Reden. Ich muß nun blasen und meine Hofleute zählen, ob ich davon keinen verloren habe!“ Sing damit an, sein Horn zu blasen und rennet zu drei oder

vier Malen um die Wagen stets blasend herum, bis er vermeinte, der Drator würde sich erholet und seine Dration auf's Neue gefaßt haben, da hörte er auf zu blasen und sagte: „Lieber Freund, meine Reiter sind noch Alle da! Habt Ihr nun etwas zu reden, so möget Ihr es fürbringen!“

Unterdessen hatte der Drator sich besonnen und that darnach eine schöne Dration, empfing die Braut sammt ihrer Freundschaft und zogen mit einander heim, da die Hochzeit in Freude angefangen und Clavert's Hornblasen von allen Gästen genugsam belobet ward.

Mehr dergleichen Historien stehen von diesem Clavert in der lustigen Gesellschaft!“

So weit die Chronik über die lustigen Streiche des Berliner Culenpiegels!

## Zehntes Kapitel.

Joachims II. Tod. — Charakteristik Joachims durch Sebalbus. — Berlin und Edln unter Joachim I. und II. — Die Umgebung Berlins. — Der Weinbau bei Berlin und Edln. — Hans Kuhlhase, sein Leben, sein Ende.

Joachim hatte fast 36 Jahre lang die Mark Brandenburg regiert. Er hatte sich bis in sein Alter hinein, er war 66 Jahr alt, die Lebensfrische und Lebenslust, ja selbst den Leichtsinn und die Leichtfertigkeit bewahrt. Noch im November 1570 veranstaltete er in Berlin eine prächtige Hofschlittensfahrt, und als er bei derselben umgeworfen wurde und in den Schnee fiel, rief er scherzend aus: „Hier liegt das Haus zu Brandenburg und thut einen großen Fall.“

In den letzten Tagen des December 1570 befand sich Joachim auf einer Jagd in Köpenick, hier erhielt er die Nachricht von einer gefährlichen Erkrankung seines Bruders, des Markgrafen Johann von Cüstrin.

Die beiden Brüder liebten sich außerordentlich, obgleich sie kaum einen einzigen gleichen Zug im Charakter hatten, obgleich selbst ihre Neigungen so verschieden waren, wie dies zwischen zwei Brüdern nur möglich ist. \*) Die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung Johanns stimmte Joachim sehr ernst und trübe. Er bekam ein Borggefühl, daß ihm der Tod nahe sei und fortan sprach er nur vom Sterben und vom Uebergang in's ewige Leben, trotzdem aber begab er sich noch völlig gesund am 2. Januar 1571 auf die Wolfsjagd. — Nach Cöpenick zurückgekehrt, unterhielt er sich bis gegen Mitternacht mit seinen Räten, dann begab er sich zur Ruhe. —

\*) Wenn im 16. Jahrhundert ein Mädchen zu Falle kam, so wurde sie unter dem Hohn des Volkes nach dem Rathhaus gebracht. Dort schor ihr der Büttel die Haare und bekleidete sie mit einem Schleier; sie mußte dann ihr Lebenlang mit geschorenem Kopfe gehen. Der Haarschmuck war daher die schönste Pierde der Mädchen, ein Zeichen ihrer Jungfräulichkeit.



andern Städten Norddeutschlands entwickelten. Wir schließen daher diese Abtheilung mit der Erzählung der Lebensgeschichte eines Mannes, dessen Namen eine traurige Berühmtheit erlangt hat, eines einfachen Bürgers von Cöln, der es wagte gegen einen mächtigen Fürsten Krieg zu führen und der dies Wagniß endlich mit dem Leben bezahlen mußte, — mit der Geschichte des Hans Koblhase.

Zu Cöln an der Spree lebte zur Zeit des Kurfürsten Joachim I. ein Kofthändler, Namens Hans Koblhase, ein allgemein geachteter, sehr vermögender Mann, den das Glück bei Allem, was er begann, ausnehmend zu begünstigen schien. — Sein Pferdehandel hatte einen glänzenden Erfolg, er verstand das Geschäft wie Wenige, und war dabei allgemein als ein redlicher Mann bekannt, so daß die Adligen in der Mark und in Sachsen von ihm lieber als von irgend einem Andern kauften, denn wie heut zu Tage, so standen auch damals die Pferdehändler nicht gerade im Ruf der Ehrlichkeit, um so mehr zog diese Eigenschaft die Käufer zu dem Cölnner Kofthamm.

Der Koblhase reiste alljährlich mehrere Male nach Sachsen, wo er sein Hauptgeschäft machte. — Jede Reise brachte ihm schönen Gewinn, und wenn er nach derselben nach Cöln zurückkehrte, so fand er in der Heimath ein liebendes treffliches Weib, wohlgezogene Kinder, welche zu seiner Freude heranwuchsen, ein Familienleben so schön und innig, daß er sich ein größeres Glück kaum zu wünschen vermochte.

Eines Tages ritt der Koblhase wieder an der Spitze eines Juges stattlicher Rosse über die Grenze nach Sachsen hinein. — Er wollte nach Leipzig, der günstigsten Stadt für seinen Handel. Seit Jahren war er oft dieselbe Straße gereist, stets hatte er ungestört weiter reiten können, jetzt sah er sich aber plötzlich auf dem sächsischen Gebiet nicht fern von der märktischen Grenze durch einen Schlagbaum aufgehalten; der Vogt des Edlen Günther von Zschwitz auf Melan und Schnatz forderte von ihm ein Wegegeld, welches früher niemals erhoben worden war. —

Der Koblhase zahlte das Geld ohne Weigerung, da es ihm darauf ankam, schnell seine Reise fortzusetzen, trotzdem aber wurde der Schlagbaum nicht geöffnet. Der Vogt beschaute die schönen Pferde mit begierigen Blicken, er sprach leise mit dem Knechte, der den Schlagbaum bewachte, dieser ritt nach dem nahen Schloß und kehrte bald darauf mit dem Herrn Günther von Zschwitz zurück. —

Koblhase war schon ungeduldig geworden über die ungerechtfertigte Störung seiner Reise, jetzt hoffte er entlassen zu werden. Er wendete sich klagend an den Edelmann, dieser aber befahl ihm grob, zu schweigen, beschaute aufmerksam die Pferdeboppel und behauptete endlich, die besten Rosse, zwei herrliche Rappen, seien gestohlene Thiere. — Ein solcher Vorwurf war eine schwere Beleidigung für einen redlichen Kaufmann. Dem

gegen eine solche Beschädigung seines Herrn aufgetreten sei. —

Kohlhase brannte vor Begierde, sich an dem übermüthigen Sunter zu rächen, aber er mäthigte noch einmal seinen Zorn; auf die Bitte seiner Gattin sendete er eine Beschwerde gegen den Sunter von Zschwitz an den Kurfürsten, und bat bei diesem um sein gutes Recht. —

Vergebliches Bemühen! — Der Sunter von Zschwitz hatte vornehme und einflußreiche Verwandte am Hofe des Kurfürsten von Sachsen, und der Kohlhase war eben nur ein Kofstamm, ein einfacher Bürger von Cöln. In jener Zeit und noch viele Jahre später, war es für den Bürger schwer, fast unmöglich, gegen einen Adligen Recht am Hofe der Fürsten zu erhalten.

Kohlhase hatte geschworen, sein Recht zu erlangen. Er war ein Mann von eisernen Entschlüssen. Vermochte er diese nicht auf dem Wege des Gesetzes, der Beschwerde durchzuführen, dann sollte es auf dem Wege der Gewalt geschehen. — Der einfache Bürger von Cöln, der unbedeutende Kofstamm wagte es, dem Kurfürsten von Sachsen einen Fehdebrief zu schreiben und einen Krieg gegen einen der mächtigsten Fürsten Deutschlands zu beginnen. Er brachte zuerst seine Familie in Sicherheit, dann warb er in Gemeinschaft mit einem Vetter, einem frühern Landsknecht, Georg Nagelschmidt, einen Haufen verwegenen Gesellen an, diese machte er trefflich beritten und zog mit ihnen über die sächsische Grenze. —

Sein erstes Unternehmen war gegen das Schloß des Sunters von Zschwitz gerichtet. — Er war mit seiner kleinen, aus kaum mehr als 20 Reitern bestehenden Schaar bei Anbruch der Nacht vor das Schloß gerückt. — Der Sunter hatte keine Ahnung von dem Unglück, welches ihn bedrohte, er hatte daher auch an keine Verteidigungsmaßregeln gedacht; erst durch den wüsten Lärm, welcher sich erhob, als des Kohlhase wilde Gesellen plötzlich ins Schloß einbrachen, wurde er aus seiner stolzen Sicherheit geweckt. Er sah den Kohlhase über die heruntergelassene Zugbrücke sprengen und jetzt erkannte er, daß sein Leben verloren sei, wenn er nicht flüchte. —

Die Flucht gelang ihm, er erreichte durch ein Hinterpförtchen das Freie, und fort eilte er, so schnell seine Füße ihn tragen wollten. Nach langer Zeit erst, als der Athem ihm anfang auszugehen, schaute er zurück, da lag hinter ihm sein schönes Schloß, aus dem eben die lichten Flammen aufstoberten! Schaudernd setzte er seine Flucht fort. —

Der Kohlhase hatte den ersten Sieg erkämpft. Das Schloß des Feindes war ohne Kampf erobert, aber er freute sich des Sieges nicht, denn der Feind, dem seine Rache vorzüglich galt, war ihm entronnen. — Er überließ seinen Gesellen die Plünderung des Schlosses, er gestattete, daß sie Stroh und Reisig zusammen trugen und dann die Brandfackel hineinwarfen, er wehrte ihnen auch nicht, als sie den gefangenen Bogt herbet-

führten und ihn Kopf über in die Flammen stürzten. — Der Kohlhase war in einer Nacht ein anderer Mensch geworden, der friedliche, redliche menschenfreundliche Bürger hatte sich umgewandelt in einen wilden, rachesüchtigen, grausamen Räuber. —

Er verfolgte seit dieser Nacht die Räuber-Laufbahn mit eiserner Energie und zeigte als Führer seiner kleinen Schaar ein wahrhaft bewundernswürdiges Feldherrn-Talent; — heut war er hier, morgen schon wieder weit entfernt, stets zeigte sich die Bande des Kohlhase dort, wo man sie am wenigsten erwartete.

Der Kurfürst von Sachsen lernte bald genug erkennen, daß der Feind, dessen Fehdebrief er anfangs verlacht hatte, ihm gefährlich genug wurde. Für den sächsischen Handel gab es keine Sicherheit mehr, seit der Kohlhase mit seinen Gefellen auf den Landstraßen umherstreifte. War ein Raub glücklich vollendet, dann trabte die Schaar nach dem Brandenburgischen und fand dort Aufnahme, da sie sich wohl hütete, jemals einen Raub auf heimischem Grund und Boden zu begehen. Kohlhase hatte nicht fern von Cöln auf einem Werder an der sogenannten krummen Spree einen vortrefflichen Zufluchtsort, dorthin führte er nicht nur die geraubten Schätze, sondern auch die gefangenen Kaufleute, von denen er sich Lösegeld zahlen ließ.

Mit jedem Tage vergrößerte sich der Ruf der kühnen Thaten, durch welche der Kohlhase sich auszeichnete. — Das Volk in der Mark Brandenburg schaute mit Stolz auf den müthigen Kofstamm, der es wagte gegen einen mächtigen Kurfürsten Krieg zu führen; unter dem Kohlhase zu dienen, galt als eine Ehre, und seine Schaar vermehrte sich deshalb bald auf über hundert Mann, so daß er es wagen konnte, die Stadt Wittenberg, wohin der Sunter von Zschwitz sich geflüchtet hatte, zu überfallen und eine Vorstadt zu verbrennen. Die Bürger von Wittenberg geriethen dadurch so in Angst, daß sie den Sunter zwangen, ihre Stadt zu verlassen.

Der Schaden, welchen der Kohlhase mit seinen Reitern dem sächsischen Lande zufügte, war so empfindlich, daß sich der Kurfürst von Sachsen endlich entschloß, einen Vergleich mit dem Räuber abzuschließen. In Rüterbogt fand ein förmlicher Friedensschluß statt, dorthin hatte der Kohlhase freies Geleit erhalten, er erschien in Begleitung von 40 Bewaffneten und unterhandelte mit den Räten des Kurfürsten von Sachsen. Auch Kurfürst Joachim von Brandenburg hatte einige Räte nach Rüterbogt geschickt, um als Friedensstifter zu dienen. — Kohlhase verlangte nur sein gutes Recht und die Versicherung, daß keiner seiner Leute wegen der in seinem Dienst begangenen Raubthaten zur Verantwortung gezogen werden solle, Beides wurde ihm gewährt, dagegen versprach er, fortan Frieden zu halten.

Kohlhase hielt sein Wort. Er entließ seine Gefellen, welche er reich beschenkte, und zog sich

wieder in sein Familienleben zurück, nicht wenig stolz darauf, daß er einen mächtigen Fürsten gezwungen hatte, mit ihm, als mit einem ebenbürtigen Gegner, zu unterhandeln. — Er wäre sicher dem Vertrage treu geblieben, wenn der Kurfürst von Sachsen ihn erfüllt hätte, dies aber war nicht der Fall; wo sich einer der früheren Gefellen der Bande in Sachsen sehen ließ, wurde er ergriffen und ohne Weiteres hingerichtet.

Bei diesem Treubruch glaubte sich Koblhase durch seine Ehre verpflichtet, die Waffen aufs Neue zu ergreifen. Er verbreitete Briefe in Sachsen, in denen er die Treulosigkeit des Kurfürsten schilderte und seine alten Gefellen aufforderte, sich um ihn zu schaaren; bald sah er sich wieder umgeben von mehr als 200 treuen und tapfern Gefährten.

Von Neuem begann der Koblhase sein Räuberleben mit einem nicht weniger glücklichen Erfolge, als früher. Meist theilte er seine Schaar in viele kleine Abtheilungen, welche ganz Sachsen raubend durchzogen, dann vereinigte er sie wieder, wenn er irgend eine größere Unternehmung beginnen wollte. Bald fing er auf der Landstraße die reisenden Kaufleute fort, dann wieder überfiel er mit seiner ganzen Mannschaft Dörfer und Städte, plünderte sie aus und warf im Abziehen die Brandfackel in die Strohdächer; so erging es dem Städtchen Zahna, welches bis auf wenige Häuser niedergebrannt wurde.

Der Unfug wurde endlich so arg, daß Kurfürst Joachim von Brandenburg nicht umhin konnte, dem Kurfürsten von Sachsen zu gestatten, daß er Reiterhaufen über die brandenburgische Grenze entsenden dürfe, um den Koblhase aufzufangen. Dies geschah, aber mit außerordentlich schlechtem Erfolg. Der Koblhase war im Brandenburgischen bei Bauern und Bürgern so beliebt, daß er stets sofort gewarnt wurde, wenn die sächsischen Reiter mit ihren langen Lanzen sich zeigten. Er erhöhte sogar oft die ihm nachgehenden Häsher, indem er sich verkleidet unter sie schlich, mit ihnen in den Schenken zechte und so ihre Pläne auskundschaftete. Einige Mal gelang es ihm sogar, die Zehrungsgelder für dieselben in Empfang zu nehmen. —

Die Häsher, welche unaufhörlich in Brandenburg und Sachsen umherstreiften; wurden durch das Erfolglose ihrer Bemühungen so aufgebracht, daß sie jeden, den sie irgend wie in Verdacht hatten, er möge es mit dem Koblhase halten, ohne Weiteres aufgriffen und dem Gerichte übergaben. Da wurde denn kurzer Prozeß gemacht, eine schnelle Hinrichtung ohne weitere Förmlichkeit eines Verhörs war das gewöhnliche Schicksal der Verdächtigen, natürlich wurden bei so schneller Justiz auch viele Unschuldige hingerichtet.

So erzählt uns Haftitz, dem wir viele Nachrichten über den Koblhase verdanken, daß am Freitag vor Pfingsten 1536 zwei Schneidergesellen vor dem Kloster Zinna gerädert wurden aus keinem andern Grunde, als dem, daß sie in der

Scheune eines Bauern zu Zenidendorf genächtigt hatten. — Man nahm es eben damals mit der peinlichen Justiz nicht allzu genau und auf eine Hinrichtung mehr oder weniger, wenn sie nur einen Schneidergesellen betraf, kam es nicht an, besonders im Kloster Zinna nicht; Haftitz fügt seiner Erzählung die einfache Bemerkung bei: —

„Es war damals der gottlose Gebrauch im Kloster, daß bei einer Hinrichtung in allen zum Kloster gehörigen Dörfern jeder Hüfner ein Ei und ein Soffet 6 Pfennige geben mußten, welches eine große Summe betrug. Das Geld bekam der Vogt und um solches Geldes willen, habe ich manchen daselbst sehen richten, dem zu viel geschah.“ —

So war auch den beiden Schneidergesellen zu viel geschehen und Koblhase nahm sich ihrer Unschuld an. — In dunkler Nacht löste er mit seinen Gefellen die Körper der Gemordeten vom Rade, packte sie in eine Kiste und legte dazu ein Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen, in welchem er diesem derb seine Ungerechtigkeiten vorwarf. An den Galgen aber nagelte er selbst einen Zettel, auf welchem er in lateinischer Sprache die Worte schrieb: „O ihr Menschenkinder! Wenn ihr richten wollt, so richtet recht, damit ihr nicht selbst gerichtet werdet!“ —

Die Kiste mit den Leichnamen schickte Koblhase nach ließ sie dort im Hause eines  
ange im Namen eines bekannten  
Kaufmanns zur Aufbewahrung abgeben. — Der bössartige Geruch, welcher sich nach wenigen Tagen aus der Kiste heraus verbreitete, verrieth ihren Inhalt, sie wurde geöffnet und der Rath ließ die Körper begraben, das Schreiben aber dem Kurfürsten von Sachsen zuschicken.

Alle Versuche, des Koblhase habhaft zu werden oder seinen Raubzügen Einhalt zu thun, waren vergeblich; der Kurfürst von Sachsen mochte jetzt, als er sah, daß der Handel seines Landes durch den kühnen Räuber abermals ernsthaft gestört wurde, wohl bereuen, daß er dem Koblhase nicht besser Wort gehalten habe, er zeigte sich zu neuen Unterhandlungen bereit und wendete sich an einen Vermittler, von dessen Fürsprache er sichern Erfolg hoffen durfte, an Dr. Martin Luther. — Luther zeigte sich sofort bereit, den Wünschen des Kurfürsten nachzukommen; er schrieb an Koblhase und stellte ihm in eindringlichen Worten das Schändliche seines Räuberlebens vor.

Der Brief hatte den besten Erfolg. Koblhase wurde durch das ernste Wort des von ihm hochverehrten Mannes tief ergriffen; er faßte einen schnellen Entschluß, und obgleich er wußte, daß ihm der sichere Tod drohe, wenn er im Sächsischen gefangen genommen werde, zögerte er doch nicht, sich der schweren Gefahr auszusetzen. In Begleitung eines treuen Gefährten machte er sich zu Fuß nach Wittenberg auf. Es war schon dunkle Nacht, als er in der feindlichen Stadt eintraf. Eine treffliche Verkleidung schützte ihn, er ritt unerkannt durch die Straßen, ließ bei einem be-

freundeten Mann sein Roß und seinen Begleiter und ging zu Fuß nach der Wohnung des Dr. Martin Luther.

Auf sein Klopfen öffnete ihm eine Dienerin, von dieser forderte er, daß sie ihn zum Dr. Luther führen solle; als er sich aber weigerte seinen Namen zu nennen, glaubte die Magd den verdächtigen, tief in einen Mantel verhüllten Fremden nicht zu ihrem so vielen Gefahren ausgelegten Herrn führen zu dürfen, sie verschloß die Thüre wieder und eilte zu Luther, um diesem Mittheilung über den seltsamen, nächtlichen Besucher, der ihn durchaus sprechen, sich aber nicht zu erkennen geben wolle, zu machen.

Luther errieth den Namen des Besuchers, er eilte selbst zur Hausthür und fragte in lateinischer Sprache, „Bist Du Hans Koblhase.“ — „Ich bin es, Herr Doctor!“ antwortete Koblhase, der, weit über seinen Stand gebildet, das Lateinische geläufig sprach.

Jetzt öffnete Luther schnell die Thür; ohne Furcht vor dem durch so viele Raubthaten bekannten Mann, führte er diesen in sein Familiengemach und hieß ihn willkommen. Melancthon und andere geistliche Freunde wurden herbeigerufen, diesen erzählte Koblhase sein Schicksal, das schwere Unrecht, welches ihn betroffen, und er hatte die Genugthuung, daß die geistlichen Herrn ihm versprochen, ihm Recht zu verschaffen. Luther sagte ihm bereitwilligst seine Vermittlung zu, dagegen versprach der Koblhase, daß er von seinem Räuberleben absteheu wolle, wenn der Kurfürst von Sachsen seine Gesellen nicht ferner verfolgen werde.

Schon graute der Morgen, als Koblhase, nachdem er aus Luthers Hand das Abendmahl genommen hatte, das Haus des Reformators verließ. Er eilte zu seinem Gastfreund und verließ mit seinem Begleiter Wittenberg so unerkannt, wie er gekommen war. — Nach Cöln zurückgekehrt, wendete er sich mit einem Schreiben an Kurfürst Joachim, indem er diesen ebenfalls um seine Vermittlung bat; er erhielt die Zusage derselben und entschloß sich abermals, seine Knechte bis auf zehn zu entlassen, das Räuberleben aufzugeben und seinen Pferdehandel wieder zu betreiben.

Hätte der Kurfürst von Sachsen das Vergangene vergessen, so wäre Koblhase sicherlich wieder ein trefflicher Bürger geworden, dies aber geschah nicht; es erging an alle sächsischen Behörden ein Befehl, daß dem Koblhase der Handel mit Pferden in den sächsischen Ländern nicht gestattet werden dürfe, alles ihm gehörige Vieh sollte mit Beschlagnahme belegt und der dasselbe begleitende Knecht durch den Büttel über die Grenze nach der Mark Brandenburg zurück gebracht werden.

Koblhase wußte nichts von diesem Befehl. Er glaubte, daß er jetzt im Frieden mit dem Kurfürsten von Sachsen lebe und daß er daher seinen Handel ganz wie früher betreiben könne. Er schickte daher seinen Knecht Herse mit einer schönen Koppel Pferde nach Leipzig, kaum aber hatte der-

selbe die sächsische Grenze überschritten, als er von den sächsischen Häschern angegriffen wurde. Herse wollte sich die Beschlagnahme der Pferde nicht gefallen lassen; er verteidigte das Eigenthum seines Herrn, aber der Uebermacht vermochte er nicht zu widerstehen, wie tapfer er auch um sich schlug, er wurde endlich im Kampfe getödtet.

Der Koblhase schäumte vor Wuth, als er die Nachricht von der neuen gegen ihn verübten Ungerechtigkeit erhielt; er glaubte sich jetzt ebenfalls seines Wortes entbunden; ausß Neue sammelte er seine Gesellen und wieder fiel er mit Mord und Brand in Sachsen ein. Er trieb jetzt sein Unwesen so arg, daß auch der Kurfürst von Brandenburg demselben nicht mehr unthätig zuschauen konnte, sondern einen Nichtsbefehl gegen ihn erließ.

Koblhase fühlte sich hierdurch schwer getränkt. Seine Anschauungen wurzelten noch in der mittelalterlichen Zeit. Er glaubte sich gegen seinen Landesherrn in nichts vergangen zu haben, denn die Raubzüge nach Sachsen gingen diesen ja nichts an, sie waren außerdem nach gehörig angelegter Fehde erfolgt. — Böse Rathgeber, denen es schon längst höchst unbequem gewesen war, daß sie sich in der Mark Brandenburg jeder Raubthat enthalten mußten, umgaben den Koblhase, der böseste war sein Vetter Nagelschmidt, der verhöhnnte ihn mit seinem gläubigen Vertrauen auf den Kurfürsten Joachim. „Mach Dich nur auch diesem fürchtbar!“ so rief er, „dann wird sich Kurfürst Joachim endlich Deiner annehmen und Dir zu Deinem Recht verhelfen, während er jetzt dem Sachsen beisteht.“

Der Rath schien gut, Koblhase beschloß, ihn zu befolgen. Er hatte Nachricht davon bekommen, daß Konrad Draxiger, der Faktor der kurfürstlichen Münze, einen Transport von Silbertuch, welche er im Mansfeldischen aufgekauft hatte, nach Berlin zu bringen habe. Diesem Transport lauerte Koblhase auf, er überfiel mit seinen Gesellen den Draxiger, beraubte ihn der Silbertücher und versenkte diese nicht fern von Potsdam in das Flößchen Telte unter einer Brücke, welche noch heute Koblhasenbrücke heißt. — Dort sollte der Schatz verborgen liegen bleiben, bis Kurfürst Joachim dem Koblhase zu seinem Recht verhelfen würde, denn berauben wollte Koblhase seinen Landesherrn nicht.

Kurfürst Joachim gerieth in heftigen Zorn, als er hörte, daß der Koblhase gemagt habe, seinen eigenen Faktor zu berauben. „Wenn das am grünen Holze geschieht“, rief er aus, „was soll am dünnen geschehen!“ — Er fürchtete, Koblhase werde fortan in der Mark Brandenburg hausen wie in Sachsen, und es erschien ihm daher dringend nothwendig, den gefährlichen Räuber unschädlich zu machen. — Wie aber konnte dies geschehen? Der Koblhase hatte bewiesen, daß ihm durch die gewöhnlichen Mittel der Gerichtspflege nicht betzukunft sei, alle Künste der sächsischen Häscher hatten nichts gegen seine Schlaueit vermocht, es war daher auch nicht zu hoffen, daß



Die Gefangenen wurden vor Gericht gestellt. Kurfürst Joachim gestattete dem sächsischen Anwalt, einen peinlichen Prozeß gegen Kohlhaase und seine Gefellen wegen Verletzung des Kaiserlichen Landfriedens zu erheben. Am Montag nach Palmarum im Jahre 1540 fand die feierliche Gerichtsitzung statt. Kohlhaase vertheidigte sich mit beredten Worten, er zeigte dabei wieder, daß er ein hochgebildeter Mann war; aber obwohl seine Vertheidigung einen tiefen Eindruck auf die Richter und nachts, konnten sie doch das schon vorgefallene Urtheil nicht ändern, denn, so sagten sie, die Verbitterung war zu groß. — So wurden denn die drei Angeklagten Kohlhaase, Georg Nagelschmidt und der Küster Thomas Meißner zum Tode durch das Rad verurtheilt. Kohlhaase erhielt aus besonderer Rücksicht die Gnade, daß er durch das Schwert gerichtet werden solle, als ihm dies aber verkündet wurde, rief er: „Gleiche Brüder, gleiche Kap.“ : ver Schmähte in Folge dieser gebotene Gnade. Noch am selben Tage wurden die drei Verurtheilten, obgleich es schon ziemlich spät geworden war, nach dem Richtplatz geführt. Sie starben mit demselben Muth, welchen sie während des Lebens stets bewiesen hatten.

Dem Kurfürsten Joachim soll noch im letzten Augenblicke das Urtheil leid geworden sein. Er hätte den Kohlhaase gern begnadigt, aber es war

zu spät, denn er erhielt die Nachricht von der vollendeten Hinrichtung, da soll er ausgerufen haben: „Armer Kohlhaase, lebest Du jetzt noch, so solltest Du nicht sterben!“

Die Geschichte des Kohlhaase läßt uns einen tiefen Blick in die Sitten und Anschauungen jener Zeit thun. Die seltsamen Widersprüche, an denen die Reformationszeit so reich ist, treten gerade in dem Leben des Sölnner Kopfstamms klar zu Tage. Ein redlicher Bürger wird von einem übertriebenen Gerechtigkeitsgefühl, welches ihn kein Unrecht dulden läßt, bewegt, ein Räuber und Nordbrenner zu werden. Er erklärt einem mächtigen Fürsten den Krieg, führt ihn mit Glück und wird als ebenbürtiger Gegner, mit dem man unterhandelt und Frieden schließt, betrachtet. — Erst in dem Augenblicke, wo er im eigenen Lande raubt, wird er zum Hochverräther und Friedensbrecher und muß sein Verbrechen mit dem Leben büßen. —

Das Verhältniß des Kohlhaase zu Dr. Martin Luther, die Berufung des ausbündigen Schwarzkünstlers, des Meister Hans und die Flucht des Hans Grasmuß geben uns lichte Blicke in die Anschauungsweise jener Zeiten und ebenso ist die Hinrichtung der beiden Schneidbergeßellen vor dem Kloster Zinna und des alten Bürgers Puttlich mit seiner Frau charakteristisch für die Rechtspflege des 16. Jahrhunderts.





## IV. Abtheilung.

# Berlin unter der Regierung der Kurfürsten Johann Georg, Joachim Friedrich und Johann Sigismund.

### Erstes Kapitel.

Kurfürst Johann Georg. — Seine ersten Regierungsmaßregeln. — Schicksal der Günstlinge Joachims. — Das Ende der schönen Gieherin. — Die Sage von der weißen Frau im Schlosse zu Edln. — Der Münzjude Pippold. — Sein Zauberbuch. — Prozeß und Hinrichtung. — Aermalige Verbannung der Juden aus der Mark Brandenburg.

Auf dem Schlosse Beshlin in der Briegnitz lebte in der letzten Regierungszeit Joachims II. der Kurprinz Johann Georg. Er hatte sich von dem glänzenden Hofe zurückgezogen nach dem einsamen Schloß, weil er seit langer Zeit mit seinem Vater zerfallen war. Er verabscheute die schöne Gieherin und ihren Anhang, den Münzjuden Pippold und alle Günstlinge des regierenden Kurfürsten, ja er übertrug seinen Haß selbst auf diejenigen Rätthe des Vaters, welche ohne Eigennuß bestrebt gewesen waren, dem Lande nach bester Kraft zu dienen.

Johann Georg war im Jahre 1571 ein vollkräftiger Mann von 46 Jahren, er war am 11. September 1525 geboren. Er hatte als Jüngling eine tüchtige wissenschaftliche Bildung empfangen und diese auf der Universität Frankfurt vollendet; — seine Studien aber vermochten, wenn sie ihm auch mancherlei Kenntnisse brachten, doch nicht, ihn über den gewöhnlichen Aberglauben zu erheben. — Johann Georgs ganze Anschauungsweise wurzelte in den Begriffen seiner Zeit. — Er glaubte an Herereien und Teufelsput, an die Goldmacherkunst und den Stein der Weisen. Er war erfüllt von der Ueberzeugung seiner eigenen Vortrefflichkeit, um so mehr fühlte er sich gekränkt dadurch, daß ihm am Hofe seines Vaters kein Einfluß auf die Regierung gestattet war, während er sah, daß die verwerflichsten Günstlinge denselben besaßen. Sein harter Sinn, sein kaltes unzugängliches Wesen entfernten ihn mit jedem Jahre mehr und mehr von seinem Vater.

Durch den Tod Joachims II. wurde Johann

Georg zur Regierung der Kurmark, und als wenige Tage später am 13. Januar auch Markgraf Johann von Cüstrin ohne männliche Nachkommen starb, zu der der gesammten Mark Brandenburg berufen. — Er reiste auf die Nachricht von dem Tode des Vaters schleunigst nach Berlin, und schon seine ersten Regierungsmaßregeln zeigten, daß er gesonnen sei, mit dem ganzen bisher herrschenden System zu brechen. Gleich nach seiner Ankunft in Berlin ließ er die Thore der Stadt schließen, die kurfürstlichen Trabanten besetzten die Häuser der vornehmsten Rätthe, belegten deren Papiere mit Beschlagnahme und Johann Georg ließ nun gegen die Lieblinge seines Vaters eine strenge und rücksichtslose Untersuchung einleiten.

Der Rentmeister Joachims, Thomas Matthias, der, wie Johann Georg glaubte, die Verschwendung seines Vaters mehr als alle andern Diener desselben begünstigt hatte und gegen den er den Verdacht hegte, daß er gewaltige Summen unterschlagen habe, wurde aufs strengste, aber durchaus erfolglos inquirirt. — Trotz aller Nachforschungen fand man in seinem Hause nicht mehr als zehn Gulden baares Geld, keine Werthpapiere, keine Kostbarkeiten. Matthias hatte während seiner Dienstzeit theils durch eigene Verschwendung, theils durch Bürgschaft für seinen Kurfürsten, sein früheres bedeutendes Vermögen vergeudet, dasselbe bestand nur noch in Schuldbriefen Joachims. — Die schärfste Untersuchung stellte heraus, daß die Rechtchaffenheit des Rentmeisters über jeden Zweifel erhaben sei, trotzdem entsetzte ihn Johann Georg aller seiner Aemter; er ließ ihm nur die Stelle als Bürgermeister von Berlin. — An Rückzahlung der Vorschüsse, welche Matthias dem verstorbenen Kurfürsten geleistet hatte, dachte Johann Georg nicht, und als der Bürgermeister wenige Jahre später in tiefster Armuth starb, ohne nur so viel zu hinterlassen, daß er aus eigenen Mitteln hätte begraben werden können, ließ der Erbe Joachims die Familie des Verarmten unbarbarisch im Elende schmachten.

Gewand, sie trägt eine weiße Haube mit einem langen zurückgeschlagenen weißen Wittwenschleier.

Gar oft ist sie gesehen worden, von den Mitgliedern der königlichen Familie selbst, von den Hofbedienten und den Schildwachen, welche mit tiefem Grauen das Gespenst durch die langen dunkeln Gänge schweben sahen, jeder Erscheinung aber folgt unfehlbar ein Todesfall in der Herrscherfamilie, seit das Gespenst kurz vor dem Tode des Kurfürsten Johann Georg zum ersten Male erschienen ist. —

Die weiße Frau ist kein fürchterliches Gespenst, sie erfüllt in stiller Trauer die ihr vom Schicksal gewordene Aufgabe, die Todesbottin der Hohenzollern zu sein, nur wenn sie durch frechen Uebermuth gereizt wird, kann sie zornig werden. —

Ueber den Ursprung der Erscheinung erzählt sich das Volk von Berlin verschiedene Sagen; am verbreitetsten ist die, daß die schöne Diebin nach ihrem Tode im Gefängniß zu Spandau keine Ruhe im Grabe finden könne, sondern umherwandeln müsse, um die Nachkommen ihres geliebten Joachims vor ihrer Todesstunde zu warnen.

Nach einer anderen Sage soll die weiße Frau eine Gräfin Agnes von Orlamünde gewesen sein, welche nach dem Tode ihres Gatten in heißer Liebe zu dem Hohenzollern Albrecht dem Schönen, Burggrafen von Nürnberg, entbrannt war. Die Gräfin war ein wunderschönes Weib, trotzdem aber blieb ihr der Burggraf fern und einst äußerte er im Gespräch: „Gern wollt ich dem schönen Weibe meinen Leib zuwenden, wo nicht vier Augen wären!“ — Diese Aeußerung wurde der Gräfin von Orlamünde wiedererzählt, sie glaubte ihre beiden Kinder seien das Hinderniß, welches Albrecht gemeint habe, und in wahnsinniger Leidenschaft beschloß sie, dieselben zu opfern. Sie nahm die Kinder auf den Schooß und tödtete sie, indem sie ihnen eine goldene Nadel ins Hirn stieß. —

Der Doppelmord war vollbracht, aber er trug keine Frucht, denn Albrecht hatte nicht die Augen der Kinder, sondern die seiner Eltern, welche die Heirath nicht wünschten, gemeint. Die Gräfin bereute zu spät ihr Verbrechen, sie that schwere Buße, trotzdem aber kann sie doch die Ruhe im Grabe und die ewige Seligkeit nicht finden, sondern sie muß als weiße Frau umgehen, bis ihre Zeit erfüllt ist.\*)

Berlin ist nicht reich an Sagen und Märchen, denen sich der auf das Praktische gerichtete scharfe Verstand der Residenzbewohner verschließt, wir haben deshalb geglaubt, unsern Lesern die weit verbreitete Sage von der weißen Frau in einiger Ausführlichkeit mittheilen zu müssen, —

\*) Herr von Minutoli hat mit dem Aufgebot vieler gelehrter Forschungen bewiesen, daß die Sage von der Gräfin von Orlamünde keine historische Begründung hat; gewiß ein fast ebenso nützliches Unternehmen, als wenn er bewiesen hätte, daß die Erscheinung des Gespenstes im Schloß von Berlin auf Einbildung beruhe. —

fahren nun aber, ohne auf andere, in Berlin nicht bekannte Sagen über den Ursprung des Gespenstes weiter einzugehen, in unserer Erzählung fort.

Schwerer noch als die schöne Gießerin traf der Haß des Kurfürsten den Münzjuden Eppold; Johann Georg war kaum nach Berlin gekommen, als er eine Wache in das Haus Eppolds, der in der Stralauerstraße wohnte, legen ließ, damit der Münzjude sich nicht der Untersuchung durch die Flucht entziehen könne.

Vom Gipfel der Macht und des Einflusses stürzte Eppold plötzlich ins tiefste Elend herab; vor wenigen Tagen noch hatten ihm die vornehmsten Herrn vom Hofe geschmeichelt und ihn ihren lieben Eppold genannt, kein Jude war auf der Straße an ihm vorübergegangen, ohne ihn als einen mächtigen Gönner tief und unterthänig zu grüßen, und auch die Bürger hatten dem Günstling des Kurfürsten eine Achtung erwiesen, zu der sie freilich nur durch feige Furcht getrieben worden waren; jetzt aber sah sich der Münzmeister plötzlich als Gefangener. — Alle seine frühern Freunde und Schmeichler fielen von ihm ab in demselben Augenblicke, in welchem das Glück sich von ihm wendete; der durch die Furcht vor seiner Macht zum Schweigen gebrachte Haß gegen ihn machte sich plötzlich Luft, Christen und Juden bestürmten den Kurfürsten mit Bittschriften, daß eine strenge Untersuchung gegen Eppold eingeleitet werde; — die Juden konnten es nicht verzeihen, daß einer der Ihrigen sich über sie erhoben hatte, daß er das Schutzgeld unbarmherzig einkassirte und daß er mit Stolz und Verachtung auf seine Glaubensgenossen herabschaute. —

Die Bittschriften, welche die Juden an den Kurfürsten entsendeten, fanden Gewähr, zu gleicher Zeit aber traf die Schreiber eine furchtbare Strafe für den Meid, mit dem sie ihren Genossen verfolgten. Kaum war Eppold gefangen, kaum erkannte das Volk von Berlin und Cöln, daß der Kurfürst nicht, wie sein Vater, die Juden in seinen besonderen Schutz nahm, da machte sich der Haß, den das Volk gegen den verachteten Stamm im Herzen trug, Luft.

In der Klosterstraße vor der Synagoge versammelte sich eine gewaltige Volksmasse. „Nieder mit den Juden!“ so ertönte der wilde Ruf. Einige vorübergehende Juden wurden ergriffen und schwer gemißhandelt, der Böbel drang in die Synagoge ein und zerstörte sie, dann zog er tobend und schreiend durch die Straßen. Die Häuser der reichsten Juden wurden erstürmt und beraubt, und schon war viel Unfug geschehen, als endlich die kurfürstlichen Trabanten einschritten und die wüthende Volksmasse zerstreuten.

Die Untersuchung gegen Eppold wurde mit höchster Strenge geführt. Alle seine Papiere und Gelder waren mit Beschlagnahme belegt worden und dabei hatte sich gezeigt, welchen ausgedehnten Wucherhandel Eppold trieb. — Für über 11,000 Thaler Gold- und Silberpfänder, welche zum

Theil den vornehmsten Räten und den im größten Luxus schwelgenden Bürgern von Berlin und Cöln gehörten, wurden gefunden, aber keine Anzeichen, daß sich Eppold irgend eine Unterschlagung in seinem Amte, oder einer Betrügerei gegen den verstorbenen Kurfürsten schuldig gemacht habe.

Die kurfürstlichen Kommissarien, der Oberhofmeister von Arnim, der Rath Christoph Meienburg, die Hausvoigte Sigmund Roseneder und Konrad Schred prüften alle Rechnungen auf das Genaueste; sie kannten den Wunsch des Kurfürsten Johann Georg, sie wußten, daß sie den verhafteten Münzjuden unter jeder Bedingung finden sollten und doch bot sich ihm ein Anhaltspunkt, denn Eppold ganz rein mit Treue und Umsicht verwalte. —

Die man m: war resultatlos geblieben, zu verderben, zu andern Beschuldigungen, aus zu venen der Untreue und Unterschlagung greifen, und man zögerte nicht, dies zu thun. — Es wurde dem Kurfürsten hinterbracht, Eppolds bildschönes Weib habe ihren Gatten im Gewahrsam besucht; sie habe sich lange mit ihm in leisen Worten unterhalten, nach und nach aber sei das Gespräch lauter geworden und endlich in einen Zank ausgeartet, — bei dem die Frau unwillig ausgerufen habe: „Wüßte nur der Kurfürst, was Du für ein böser Schelm bist und welche Bubenstücke Du mit Deinem Zauberbuch kannst, so würdest Du schon längst kalt sein!“ Diese Aeußerung, welche die Wachen Eppolds gehört haben wollte, wurde dem Kurfürsten mitgetheilt, sie gab die willkommenen Veranlassung zu einer neuen, weit strengeren Untersuchung. —

Der Münzjude war der Zauberei verdächtig, jetzt konnte man peinlich gegen ihn verfahren. Er wurde in den für schwere Verbrecher bestimmten Kerker geworfen und dem Kriminalrichter zur Untersuchung übergeben. diesem standen andere Mittel, seine Schuld zu Gebote, als den kurfürstlichen Mit der Beschuldigung der Zauberei wurde zugleich auch eine andere, nicht weniger unsinnige erhoben, er sollte den verstorbenen Kurfürsten Joachim II. durch einen Giftrunk ermordet haben.

Schon der gewöhnlichste gesunde Menschenverstand mußte jedem Unbefangenen klar machen, wie wahnsinnig eine solche Anschuldigung sei. Eppold war der erklärte Günstling Joachims, er konnte durch den Tod Joachims nur Nachtheile, niemals Vortheile haben, trotzdem fand die Beschuldigung Glauben und wurde zum Gegenstand des Prozesses gemacht.

Am Abend vor dem Tode Joachims hatte ihm Eppold, als sein vertrauter Kammerdiener, wie dies häufig geschah, einen Becher mit spanischem Wein gereicht; mit diesem sollte er den Kurfürsten vergiftet haben.

Zwei solche Anschuldigungen waren mehr als genügend, um den Angeklagten der Folter zu unterwerfen, und dies geschah mit dem besten

Erfolge. \*) Der Scharfrichter Meister Balzer zeigte sich als ein wahrer Folterkünstler, er erfand die ausgefechtesten Qualen, mit welchen er sein Opfer peinigte, dafür erhielt er eine besondere Belobigung von dem hocherleuchteten Gerichtshof. Nach jeder Folterung wurde Lippold mehr todt als lebend von der Bank fortgetragen, man unterwarf ihn dann einem neuen Verhör, damit er die auf der Folter erpreßten Geständnisse ohne Pein wiederhole; halb bewußtlos that er es mit gebrochener Stimme, nachdem man ihn mit starkem Wein und kräftigenden Essenzen so weit angeregt hatte, daß er überhaupt wieder sprechen konnte.

Er legte umfassende Geständnisse ab. Dant der teuflischen Kunst des Meister Balzer gab er eine Darstellung seiner Verbrechen, welche ihn zum Tode reif machte. — Er sagte aus, daß er in Prag wegen des Goldbeschneidens flüchtig geworden und dann nach Berlin gekommen sei, hier habe er sich den Schlüssel zum kurfürstlichen Gemach verschafft und dann durch seine Zaubermittel bewirkt, daß ihn Kurfürst Joachim höher als seine geheimen Räte und vornehmsten Offiziere habe halten müssen. — Seine Stellung habe er zum Betrüge und zur Unterschlagung mißbraucht und dem Kurfürsten auch eine schwere goldene Kette gestohlen, endlich habe er seinen Herrn und Rohlhüter durch einen Gifttrank, in welchem Muskat, langer Pfeffer, Del, Hüttenrauch und Mercurius sublimatus enthalten gewesen sei, ums Leben gebracht. —

Die wichtigsten Zeugenaussagen widersprachen dem Geständnisse Lippolds. — Die goldene Kette, welche er gestohlen haben wollte, hatte ihm der Kurfürst zur Ausprägung von Portugalesen (einer Goldmünze) in Gegenwart von Zeugen gegeben. — Der scheußliche Gifttrank hätte sich durch Geruch und Geschmack sofort verrathen und außerdem wäre die Spur desselben in der Leiche, welche von den Aerzten einbalsamirt worden war, leicht zu erkennen gewesen, — das Geständniß trug den Stempel seines Ursprungs, der Folter, darum aber hämmerte sich der Richter nicht, er nahm dasselbe trotz der zahlreichen inneren Widersprüche für wahr an. Auch das in hebräischer Sprache geschriebene Zauberbuch, welches den ersten Grund zur Anklage gelegt hatte, wurde nun genau durchsucht, nach diesem mußte der Lippold ein ganz besonderer Herenmeister sein. Im Zauberbuch wurde gelehrt, wie man einen und auch mehrere Teufel in ein Glas bannen könne. Hatte man sie erst drinnen, dann versiegelte man schnell das Glas, damit sie nicht wieder entweichen könnten, und nun mußten sie auf alle ihnen vorgelegten

Fragen, Antwort ertheilen. — Schade, daß sie Lippold nicht um sein eigenes Schicksal befragt hatte, sonst würde er sich wohl zur rechten Zeit aus dem Staube gemacht haben! —

Eine andere Art von Teufeln, denn es gab deren nach dem Zauberbuche gar viele, ließ sich mit vier Haselstöcken und den Haaren von gehängten Dieben bannen. Das Material zu der Operation war damals nicht schwer zu beschaffen; nicht schwieriger waren zum Theil auch die Stoffe für andere Zauberei zu erlangen, zu denen gebraucht wurden: ein Zahn vom schwarzen Hunde, Menschenknochen, eine gekaufte Schwalbe, zerbrochene Nähnadeln in einem Federtiel eingeschlossen, neun Faden Zwirn, einem Hahn durch die Zunge gezogen u. s. w.

Um den Kurfürsten Joachim II. zu bezaubern und seine Gunst zu gewinnen, hatte Lippold etwas von dessen Haaren, Rock und Hofen genommen und vor dem kleinen Wendelstein unter der Schwelle des Schlosses zu Grimnitz eingegraben. —

Aller dieser Unstun wurde von dem wohlweisen Richter geglaubt und aktenmäßig festgestellt; er reichte hin, um Lippold zum Tode zu verurtheilen.

Am Mittwoch vor Fastnacht im Jahre 1573 wurde der Münzjude am Gerichtstage vor gehogter Bank vorgeführt. Schwankenden Schrittes nahte er, seine von der Folter zerrissenen Gliedmaßen vermochten ihn kaum zu tragen. Er hatte sein furchtbares Zauberbuch um den Hals festgebunden. —

Er sollte noch einmal frei und öffentlich seine Bekenntnisse wiederholen, um dann sein Urtheil zu empfangen. —

Lippold wußte, daß kein Todesurtheil über ihn gesprochen werden könne, wenn er seine Geständnisse widerrief, aber er wußte auch, daß ihn dann neue Folterqualen erwarteten. Die Liebe zum Leben besiegte die Furcht vor den Schmerzen, er widerrief alle seine früheren Geständnisse. Sofort wurde er aufs Neue dem Meister Balzer übergeben und von diesem auf dem berlinischen Rathhause gefoltert.

Meister Balzer übertraf sich diesmal selbst, und obgleich Lippold mit einer seltenen Zähigkeit und Standhaftigkeit die entsetzlichsten Schmerzen aushielt, endlich brach doch seine Willenskraft. — Er gestand von Neuem, und nun konnte er verurtheilt und gerichtet werden.

Der Scharfrichter ergriff ihn und führte ihn auf seinem Karren durch die vornehmsten Straßen von Berlin und Cöln. Auf zehn verschiedenen Stellen wurde er mit glühenden Zangen gezwickt und dann nach dem neuen Markt in Berlin gebracht. Hier war ein Gerüst kunstfertig aufgebaut, so daß die zahlreich versammelte Volksmenge das herrliche Schauspiel der Hinrichtung mit rechter Muße betrachten konnte.

Auf dem Gerüst wurde Lippold an Armen und Beinen mit vier Stößen gerädert. Bei jedem Schläge des Rades, dem ein Krachen der Knochen und ein wilder Schmerzensschrei des Gemarterten

folgte, jubelte die entmenschte Zuschauerſchaar laut auf. —

Zum Schluß der ſcheußlichen Hinrichtung wurde der Körper des Juden in vier Stücke zerhauen, welche an vier beſonderen Galgen vor den Thoren Berlins auf den Landſtraßen aufgehängt wurden, den Kopf ſteckte man auf eine eiferne Stange auf das Georgenthor. Die Eingeweide und das Zauberbuch wurden auf dem neuen Markt verbrannt. — Als die Flammen lodernd emporſchlugen, lief unter dem Gerüſt eine große Maus hervor, da rief das Volk: „Das iſt der Zauberteufel des Münzjuden!“ und wich fürchtſam zurück, bis das geänſtigte Thier ein Loch fand, in welchem es ſich verkroch.

Dies war die Gerechtigkeit des Kurfürſten Johann Georg, jenes Kurfürſten, der von den Geſchichtſchreibern des hohenzollerſchen Hauſes vielfach als ein Vater des Volks hingestellt wird, über welchen der Geſchichtſchreiber Gallus folgende Charakteriſtik giebt: „Auch dieſes Kurfürſten Regierung floß ſanft und ruhig dahin, von keinen innern Bewegungen erſchüttert, von keinen äußern Ungewittern beſtürmt. Erziehung, Charakter, Zeitverhältniß, — alles ſtimmte zuſammen, um aus Johann Georg einen Fürſten zu bilden, der zwar nicht mit Heldenlorbeeren ſeine Stirne kränzte, nicht mit dem Blute ſeiner Unterthanen, mit dem Mark des Landes, mit dem Schweiße der Armuth den zweideutigen Ruhm eines Eroberers erkaufte, aber dafür den ſchöneren Titel eines Volksvaters ſich errang.“

Mit der Hinrichtung Eppolds war dem Haß des Kurfürſten gegen den früheren Günstling ſeines Vaters noch nicht vollſtändig Genüge geleistet, er traf auch die Familie und die Glaubensgenossen des Gerichteten. Johann Georg zog das geſammte Vermögen Eppolds ein und bezahlte mit demſelben die Schulden des Juden und die Gerichtskosten; den geringen Ueberſchuß, etwa 1000 Thaler, überließ er der Wittwe mit ihren neun Kindern und jagte dann die Familie aus dem Lande. —

Die Ungerechtigkeit des ganzen Prozeſſes war ſo ſchreiend, daß ſie ſelbſt in jener finſtern Zeit den Unwillen und Abſcheu anderer Fürſten erregte. Die Wittwe Eppolds wendete ſich klagend an den Kaiſer Maximilian und erreichte, daß dieſer ein Fürwort für ſie bei Johann Georg einlegte, aber der Kurfürſt kehrte ſich daran nicht, er gieng ſogar in ſeinem Haß gegen die Juden ſo weit, daß er abermals die geſammte Judenſchaft aus der Mark Brandenburg verjagte.

## Zweites Kapitel.

Sparſamkeit am Hofe Johann Georgs. — Die Stände in Cöln. — Die Luxusverordnung für Berlin und Cöln vom Jahre 1580.

Die erſten Regierungsmaßregeln Johann Georgs waren, wie wir im vorhergehenden Kapitel erzählt haben, der Befriedigung des perſönlichen Haſſes

müssen, denn was für den Armen noch übermäßige Verschwendung war, konnte für die Reichen schon als Einschränkung gelten.

Alle Einwohner der Städte Berlin und Cöln, ausgenommen die kurfürstlichen Beamten, wurden daher in vier Stände getheilt.

Zum ersten Stande gehörten: die Doktoren, Präpste, Bürgermeister, die vornehmen Kammergerichts-Advokaten, die Rathspersonen, die Stadtschreiber, die Richter, die Schöppen und die Mitglieder des alten Städtel, die Herren von den Geschlechtern; zum zweiten Stande: die vier Gewerke, die Kapelane, die wohlhabenden Bürger, Handwerker und Krämer u. s. w.; zum dritten: die gemeinen Bürger und Handwerker; zum vierten endlich: die Hausleute, Tagelöhner, Knechte und Mägde. —

Für jeden der vier Stände hatte die Polizeiverordnung bestimmte Vorschriften in Beziehung auf die Dauer von Familienfesten und anderen Feierlichkeiten, auf die Zahl der Gäste, welche einzuladen erlaubt war, auf die Geschenke, welche gemacht und die Speisen, welche den Gästen vorgelegt werden durften. Einige dieser Vorschriften sind sehr charakteristisch für das bürgerliche Leben jener Zeit.

So bestimmte z. B. die Verordnung, daß künftig die sogenannte Brautsuppe, zu der oft ein halber Döse verkokt worden war, nur den Kantoren, dem Küster, sowie fremden Schwängern und Kranken gegeben werden dürfe. Das Fadeltragen vor der Braut hat keine Bedeutung und ist nicht mehr denn Geldspilbung. Deshalb soll es in langen Sommertagen ganz abgeschafft sein, und sollen nur allein zu Winterszeiten, wenn die Hochzeiten des Abends angehen, zwei Fadeln der Braut fürgetragen werden."

Die Zahl der Brauthähne und Brautgeschenke wird festgestellt. Nur von den Eltern des Bräutigams und der Braut, oder wenn diese nicht mehr leben, von der nächsten Verwandtschaft dürfen je ein Brauthahn auf das Brautbett gelegt werden. Die Braut soll nur dem Vater und Bruder des Bräutigams ein Hemde verehren, sonst Niemandem, der Bräutigam darf nur der Braut ein paar Schuhe und Pantoffeln, ihrer Mutter und ihren Schwestern ein paar gemeine Pantoffeln schenken.

Zu den Hochzeiten des ersten Standes sollen die Gäste durch drei Männer und drei Gefellen als Platzmeister eingeladen werden, ein jeder Platzmeister soll einen ehrlichen Kranz ohne Goldschmuck erhalten, durchaus aber keine Federn. Den andern Ständen werden nur zwei Männer und zwei Gefellen gestattet.

Alles Betteln bei den Hochzeitsmahlen, das Umhertragen von Schaufeln wird streng untersagt und nur die Aufstellung einer Büchse für die Armen wird gestattet. Keinem Bettler wird erlaubt vor den Thüren zu faulenzeln, dieselben sollen von den Bettelwöggen „mit Peitschen ernstlich“ fortgetrieben werden.

Polizeiverordnung, welche von dem Grundsatze ausging, es solle zwar dem übermäßigen Luxus vorgebeugt, nicht aber ein erlaubtes und im Verhältniß zu den Einkünften und dem Vermögen der Bürger stehendes Vergnügen unnütz beschränkt werden. Die Räte glaubten daher eine besondere Eintheilung der Bürger in Stände vornehmen zu

\*) Das ist eine alte Geschichte, Doch bleibt sie ewig neu! —

„Den Schülern, so in die Kantorei gehen, soll in jedem Gemach, da Mannespersonen sitzen, nach Gelegenheit ein Stück, zwei, drei oder vier zu sitzen erlaubt sein und vermöge der Schulordnung eine eiserne Büchse auf die Tische setzen und wieder davon eilen, daß sie um ein Uhr wieder in der Schule sein und ihres Studirens warten mögen, und nicht, wie vorhin geschähen, in den Hochzeiten bleiben, sich voll saufen und auch wohl tanzen, damit von Unnöthen sei, sie mit den Peitschen auszutreiben.“

Der letzte Satz ist gewiß charakteristisch, er zeigt uns, daß es bisher nöthig gewesen war, die Schüler mit Peitschenhieben aus den Hochzeitshäusern zu treiben! —

Einen zweiten Abschnitt der Verordnung bilden die Bestimmungen zur Verhütung der übermäßigen Pracht in der Kleidung, welche dadurch nothwendig geworden waren, daß „mancher Bürger über sein Vermögen und Einkommen sich oftmals herfür breche und mehr auf sich lade und an Kleider wende, denn seine Nahrung leiden und ertragen könne“, weshalb denn auch meist bald nach den Hochzeiten die neuen Kleider auf dem Erbeldmarkt feil geboten wurden. Die Verordnung erlaubt deshalb zwar, die schon vorhandenen prachtvollen Kleidungsstücke auch ferner zu benutzen, giebt aber für die Anfertigung neuer ganz bestimmte Vorschriften. Der Gebrauch des kostbaren Sobelpelzes wird einzig zur Verbrämung der Mägen vornehmer Männer gestattet, sonst aber bei 50 Thaler Strafe verboten. Zu Kleidern sollen genommen werden: Tobin, Zinbeldort, Schamlatt, auch ein ehrlich Tuch, die Elle höchstens zwei und drei Thaler, Damast und seiden Atlas ist nur den Doktoren erlaubt, allen Andern streng verboten! Ebenso Sammet, der nur zur Verbrämung der Wämmer und Beinkleider gestattet wird, auch werden samtene Koller mit einem Goldbortlein, weil es der alte Gebrauch bishero gewesen, erlaubt. — Perlengewinde um die Röcke sollen abgeschafft sein, nur diejenigen, welche sie von ihren Eltern geerbt haben, dürfen sie tragen u. s. w.

Für alle Uebertretungen des Gesetzes wurden hohe Geldstrafen festgesetzt; damit aber begnügte sich der Rath nicht; um der Verordnung den pünktlichsten Gehorsam zu verschaffen, befahl er auch dem Schneidergewerke beider Städte unter Androhung ernster Strafen, falls sie gegen die Polizei-Verordnung handeln würden, Niemandem, wer es auch sei, Kleider anzufertigen, welche den Bestimmungen des Gesetzes nicht entsprächen; — die Schneider wurden sogar verpflichtet, jede ihnen bekannt werdende Ueberschreitung des Gesetzes dem Rath anzuzeigen.

Die Fursverordnung vom Jahre 1580 wurde eine Zeit lang besser befolgt als die frühere, und sie trug wesentlich dazu bei, wieder eine größere Einfachheit im bürgerlichen Leben zu erzeugen, sie hat dadurch nicht unbedeutend Nutzen gestiftet.

Unsere heutigen Anschauungen widerspricht

zwar eine solche die Freiheit des Einzelnen beschränkende Gesetzgebung, wir dürfen aber den Maßstab unserer Zeit nicht an die Gesetze des 16. Jahrhunderts legen. — Die Bevormundung durch staatliche und besonders durch städtische Behörden, welche sich in den Fursgesetzen ausdrückt, war nothwendig und entsprach ganz dem Geiste der Zeit, wir finden sie daher auch nicht allein in Berlin und Cöln, sondern in ganz ähnlicher Weise in fast allen größeren Städten Europas. — Noch immer bildeten die Städte einen so festen und innigen Verband, daß es im Gesamtinteresse nothwendig erschien, die Freiheit des Einzelnen überall da zu beschränken, wo ihm diese Freiheit nachtheilig werden konnte. —

Machte der Einzelne Ausgaben über sein Vermögen hinaus, verarmte er dadurch, so ging ein Theil des Vermögens der Gesamtheit verloren, und dies sollte verhindert werden. — Der Einzelne galt nur als ein Glied der städtischen Gemeinschaft etwas, diese machte deshalb über ihn, ihres eigenen Interesses wegen, und bevormundete ihn überall da, wo er durch einen Mißbrauch der Freiheit sich selbst und dadurch der Allgemeinheit schaden konnte.

Je loser der Zusammenhang der einzelnen Städte und Landestheile mit einander war, je schärfer prägte sich innerhalb derselben die Centralisation der Interessen aus. — Für ein allgemeines Landesinteresse hatten die Bürger im 16. Jahrhundert noch kein Verständniß, wohl aber für ein Interesse der Stadt, und diesem wurde die persönliche Freiheit bereitwillig geopfert.

### Drittes Kapitel.

Umschwung in den Sitten am Hofe Johann Georgs. — Vorliebe Johann Georgs für den Adel. — Verfall der ritterlichen Spiele. — Ein Ringelstechen und Fußturnier in der Stechbahn zu Cöln.

Kurfürst Johann Georg hatte durch eine mehrjährige an Geiz grenzende Sparjamkeit die Finanzen einigermaßen geordnet, er hatte die Stände bewegt, die durch seinen Vater gemachten Schulden zu bezahlen, und die Räte der Schwesterstädte Berlin und Cöln veranlaßt, durch das Fursgesetz dem Aufwand der Bürger entgegen zu treten. —

So waren alle die Zwecke erreicht, um derentwillen Johann Georg sich mannichfache Entbehrungen auferlegt hatte. Er sah nun keine Veranlassung mehr, auch ferner jenen prachtvollen Vergnügungen zu entsagen, welche das Lebens-element am Hofe seines verstorbenen Vaters gewesen waren. —

Ein plötzlicher Umschwung im Leben des kurfürstlichen Hofes trat ein. — Während die Bürgerschaft durch das Gesetz zu einer größern Einfachheit gezwungen wurde, kehrte der Hof zu einer Pracht und Verschwendung zurück, welche nicht nur der zur Zeit Soachims II. herrschenden an

Helme, oft genug aber waren diese nicht mehr von Metall, sondern von Pappe und nur mit einem täuschenden metallisch glänzenden Ueberzug versehen. — Statt der wilden Lanzenrennen, welche so manchem Ritter das Leben gekostet hatten, wurden friedliche Ringelstechen, statt der Schwertkämpfe mit scharfen Waffen, Scheingefechte veranstaltet. Wir wollen versuchen, unsere Leser durch die ausführliche Beschreibung eines derartigen in Berlin gefeierten Turniers mit den veränderten Sitten am Hofe genauer bekannt zu machen.

Dem Kurfürsten Johann Georg war von seiner dritten Gemahlin, Elisabeth von Anhalt, am 30. Januar 1581 ein Sohn geboren worden, dessen Laufe glänzend gefeiert werden sollte. Am 5. Februar ergingen an 100 Grafen, Herrn und Junker die kurfürstlichen Anschriften, durch welche sie aufgefordert wurden, am Donnerstage vor dem Sonntage Oculi mit Reifigen, Pferden und den dazu gehörigen Knechten und Jungen, auch mit „Ehrenkleibern wohl staffiret“ in der Residenz zu erscheinen. Auch an die befreundeten Fürsten und deren deutsche Brüder waren Einladungsschreiben ergangen und Alles wurde vorbereitet, um dieselben glänzend zu empfangen. — Manche Fürsten hatten zugesagt, so der Kurfürst August von Sachsen, der sich mit 427 Pferden anmeldete, der Fürst Joachim Ernst von Anhalt und Andere.

Der Kurfürst von Sachsen war der vornehmste Gast bei dem Feste; er wurde daher auch mit besonderer Feierlichkeit empfangen. Eine Deputation, aus vornehmen Adligen bestehend, war ihm entgegengeföhnet worden, mit dieser zog er zum Köpenicker Thor in die Stadt. Die Bürgerschaft von Berlin und Cöln war in voller Waffenrüstung in den Straßen vom Thor bis zum Schloß aufgestellt, ihr war auch die Pflicht übertragen, während der Festtage Wache zu halten, sowohl bei Tage wie bei Nacht.

Am folgenden Tage Vormittags wurde der junge Prinz im Schloß getauft; dann ritten Mittags drei Trompeter, denen zwei Herolde folgten, durch die Stadt und verkündeten, daß am nächsten Montag, Dienstag und Mittwoch von der Mittagsstunde an ein Ringrennen und ein Fußturnier stattfinden würde. Die Herolde waren gar prächtig bekleidet. Sie trugen aschfarbene Hüte mit Federn auf den Köpfen, Wamms, Bumphosen und Strümpfe von gelbem Atlas, den Heroldsrock von rothem Atlas, vorn und hinten mit dem schwarzen Adler verziert. In den Händen hielten sie vergoldete Zepter. —

Nachdem die Herolde aus dem Schloß hervorgeritten waren, bliesen die Trompeter drei Mal, dann verkündeten die Herolde das Cartel des Turniers, indem sie es verlasen und hefteten es darauf an's Schloßthor. — Von einer zahllosen Menge jubelnder Straßenbuben verfolgt, ritten die Herolde demnächst zum Cölnischen und endlich zum Berliner Rathhaus, wo die Verkündigung in



gleicher Weise stattfand und das Cartel an die Rathhausthüren befestigt wurde.

In dem Cartel war die Ordnung des Turniers festgestellt, es wurde in demselben verkündet: Bei allen Nationen sei die Kunde erschollen, daß dem Kurbrandenburgischen Hause ein Prinz geboren sei und daß die Laufe desselben durch besondere Festlichkeit, Kurzweil und ritterliche Uebungen gefeiert werden solle, deshalb hätten sich die drei Ritter: Amadis, Esplandian und Florissell „dem lieben jungen Fürsten als ihrem lieben Verwandten zu Ehren und Gefallen, persönlich eingefunden, um ein freies Ringrennen und Fußturnier zu halten, sie wollten sich in beiden Ritterspielen als Mantenatores gebrauchen lassen.

Die Gesetze des Ringelrennens waren etwa folgende: Jeder ehrliche Ritter sollte zugelassen werden, wenn er in irgend einer eigenthümlichen Verkleidung in der Bahn erschien; es wurden jedem drei Läufe gestattet, die er ohne mit dem Pferde zu wechseln und ohne den Spieß anzustützen oder auf die Achsel zu legen vollbringen mußte.

Es kam beim Ringelstechen darauf an, den Ring in der Mitte wegzunehmen und dabei eine möglichste Geschicklichkeit und Zierlichkeit zu zeigen. Derjenige, welcher in den drei Rennen am meisten Ringe regelrecht stechen würde, sollte den Turnierpreis erhalten.

Im Fußturnier hatten die Mantenatores mit den sich meldenden andern Rittern ein Gefecht mit Spieß und Schwert zu bestehen. Jedem Kämpfer wurden drei Stöße mit dem Spieß, fünf Streiche mit dem Schwert zugestanden, welche er abwechselnd mit dem Gegner, einer um den andern, zu vollbringen hatte. — Die Aufgabe in diesem Kampfe war, möglichst viele Spieße und Schwerter recht zierlich zu zerbrechen und dafür wurden dann auch die Preise festgesetzt. Nur ein Preis war für denjenigen bestimmt, der am zierlichsten gepuht auf die Bahn käme und ein anderer für den „Tapfersten und Mannlichsten“ in dem Handgemenge, dem Scheingefecht, mit welchem nach den Einzellämpfen das Turnier beschlossen wurde.

Seit Jahren hatten die guten Berliner das glanzvolle Schauspiel eines Turniers entbehrt, um so zahlreicher waren sie daher herbeigekommen, um Zeugen des Festes zu sein. Der Schloßplatz war von einer dichten Zuschauermaße bedeckt, alle Fenster des Schlosses waren vom Hofgeffende besetzt und in den Fenstern der benachbarten Häuser drängte sich Kopf an Kopf bis zu den Dächern hinauf. —

Den Beginn der Festlichkeit machte am Montag Mittag der feierliche Zug der Mantenatores in die Schranken.

Drei vornehme Herren von Adel eröffneten als Anführer den Zug in zierlichster Kleidung, dann folgten vier Gnedr Junker, dann sechs Ehrenritter mit braunen, gelben und weißen Fel-

lunen die Trompeter und auch Kräften anstrengten, einen Landal zu machen, dann die hinter ihnen wieder sechs en drei die Spieße der Mante-

Den Ehrenrittern folgten, mit besonderem Jubel vom Volke empfangen, die drei Mantenatores selbst. Der Ritter Amadis wurde durch den

beten Zwergen ein Gebäude, welches den Venusberg vorstellen sollte, scheinbar an gelb seidener Schnur gezogen, in durch in Auf den farbene liebliche den aus Mädchen.

eine den verj und hån ihre zuß Vol dan sich auf

rang rließ elche gelb uen-ülle phie des ogen } sie hsen bet-

den Genossen in die Schranken geritten war, machte er zuerst einen Rundritt durch die Bahn, um sich den Damen zu zeigen, dann begann das Ringelstechen, wobei jeder der Mantenatoren mit dem Herzog und seinen beiden Rittern die vorgeschriebenen Läufe machte; bei jedem geschickt herabgestochenen Ringe erschallte aus dem Venusberge eine schmetternde Musil. —

Am Montag und Dienstag wurde das Ringelstechen unter großem Jubel fortgeführt. Da gab es fortwährend etwas Neues. Man bewunderte entweder die Geschicklichkeit der Ritter oder man lachte über ihre Verkleidung. Da kamen Drei als Bettelmönche in dreifarbigem Rappen auf Eseln in die Schranken geritten, denen ein alter grauer Mönch vorfedelte, erst als es zum Stechen kam, verließen sie ihre langohrigen Thiere und setzten sich zu Roß. Drei Andere hatten sich gar als Nonnen verkleidet und es sah komisch aenua aus, wie sie beim Ringelstechen mit den, langen, weißen Schleitern in durch die Schranken sausten. — Einer, der Herr Wolf Ernst von Wolframstorf, könig“ genannt und dem Namer Mit einem Löwenkopf vor dem Löwenhaut über der Schulter rit. er in die Schranken. Er trug eine Krone auf dem Kopf und in der Hand statt eines Zepters eine Rehleule. Vor ihm ritten zwei junge Löwen, welche Schalmeyen bliesen und neben ihm liefen zwei Knaben mit Rehleulen in den Händen.

Das Fußturnier am dritten Tage war nicht weniger glänzend als die Ringelstechen.

Wie an den vergangenen Tagen, so hielten auch zum Fußturnier die Kämpfer ihren feierlichen Einzug in die Schranken. Sie hatten sich bemüht, neue Verkleidungen aufzufinden. — Zuerst kam wieder der Herzog Christian von Sachsen mit dem Grafen Burkhard von Barbi, beide in schwarzen Rüstungen, bekleidet mit schwarzseidenen Pump-hosen, aus deren großen Aufschnitten das gelbe Unterzeug hervorschaute. Sie saßen in einem großen gelb und schwarz angestrichenen Schiff, welches durch im Innern verborgene Leute so kunstgerecht fortbewegt wurde, daß es schien, als schwimme es. Ein schwarz und gelb gekleideter Zwerg mit grauem Bart und spitzem Hute leitete das Schiff als Steuermann.

Der mit goldenem und silbernem Zindel überzogene Mastbaum und das große Segel aus gleichem Stoffe bligten gar herrlich im Sonnenlichte. Aus dem Innern des Schiffes knallten fortwährend Schüsse und zischten Keteten hervor. Eine große Anzahl verummter Bediensteter, einige Glieder bewaffneter Rnechte und zehn Sptelleute mit höchst sonderbaren Instrumenten begleiteten das Schiff.

Nachdem nun auch die übrigen Turnierer, welche wieder ihre ganze Erfindungs-gabe aufgeboden hatten, um sinnreiche Verkleidungen zu erdenken, in die Schranken gezogen waren, begann der Kampf, während dessen die Geschüße ununter-

brochen donnerten. In sechsundsiebenzig Gängen, welche die Mantenatoren abwechselnd mit den verschiedenen Turnierern machten, wurde gar Treffliches geleistet. Markgraf Joachim Friedrich zerbrach bei dieser ebenso anmüthigen wie nützlichen Beschäftigung nicht weniger als 34 Spieße und 19 Schwerter. —

Für alle in den Kämpfen verrichteten Heldenthaten wurden von schöner Hand die Turnierpreise ausgetheilt. — Die launenhafte Fortuna wollte es, denn an eine Parteilichkeit wird gewiß Niemand denken, daß die größten Preise an fürstliche Herren, den Herzog Christian, den Markgrafen Joachim Friedrich und den Fürsten von Anhalt fielen.

Das prächtige Fest wurde am Donnerstag Abend mit einem Feuerwert beschlossen. Hastig giebt uns darüber folgende Schilderung: „Donnerstag darnach auf den Abend hat man um 10 Uhr ein schön Feuerwert angezündet, welches stliche 1000 Schüsse hatte, in der Gestalt einer viereckigen Festung mit Soldaten besetzt, die alle voller Schüsse gewesen, und haben die Büchsenmeister viel lustige Poffen mit stechen, sechten in allerlei Weren, die alle voller Schüsse, als wären feurige Männer und Roffe gewesen, getrieben, auch selbige in Kugeln aus dem Wasser fahren lassen, welche, wenn sie in die Höhe kamen, ein grausam Feuer um sich geworfen, welches bei zwei Stunden gedauert.“

Am folgenden Tage verließen die fremden Fürsten die Residenz, nachdem das Fest beendet war. Sie hatten vorher noch einen guten Imbiß genommen und dieser war weber an ihnen, noch an ihrem Gefolge spurlos vorüber gegangen. — Der Kurfürst von Sachsen wurde durch den Kurfürsten Johann Georg selbst zum Thore hinaus geleitet, das Volk von Berlin und Cöln stand gaffend in den Straßen und freute sich über die gute Laune der sächsischen Herren, welche auf ihren Pferden bald vorwärts, bald rückwärts, bald zur Seite schwankten und die deutlichsten Zeichen von sich gaben, daß ihnen der Abschiedstrunk herrlich geschmeckt habe. Sie waren so gründlich betrunken, daß, wie Hastig sagt, „etliche von den Pferden stürzten und wegen des großen Geföfßs bald darnach haben müssen das Maul zu thun.“ —

## Viertes Kapitel.

Feuerwerke und Komödien am kurfürstlichen Hofe. — Anlegung des Lustgartens. — Schloßbau in Cöln. — Graf Rochus von Ennar. — Leonhard Thurneiser, sein Leben, seine Abenteuer.

Mit dem prachtvollen Turnier und Ringelstechen vom Jahre 1581 eröffnete Johann Georg eine Reihe von Festlichkeiten. Turniere, Ringelstechen, Schlittensfahrten, Feuerwerte, Komödien, Jagden und Bärenhezen wechselten in bunter

Folge mit einander ab, sie wurden mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, ohne Rücksicht darauf, welche Kosten dadurch erwachsen könnten. — Während im Jahre 1586 große Noth durch Theuerung und Seuchen in der Mark Brandenburg herrschte, scheute sich doch der früher so sparsame Kurfürst nicht, mehr als 8000 Dukaten zu vergeuden für die Bewirthung mehrerer Reichsfürsten, welche er zu einer Besprechung über die Verhältnisse der Protestanten in Deutschland nach Cüstrin eingeladen hatte.

Besonders viel Geld kosteten bei diesen Festen die Feuerwerke, welche erst unter Johann Georg am Hofe zu Cöln beliebt geworden waren. Das bei dem Besuche in Cüstrin abgebrannte Feuerwerk kostete allein 6000 Gulden.

Die Feuerwerke wurden mit besonderer Kunst angefertigt; Johann Georg interessirte sich für dieselben vorzugsweise, er stand gern im Erter des Schlosses und gab durch Rufen oder Pfeifen das Signal zum Anzünden. Die Chroniken können nicht genug erzählen von der Pracht der flammenden Feuerfäulen und ihrer kunstvollen Ausführung. Beim Besuche des Königs Christian IV. von Dänemark in Berlin wurde ein Feuerwerk auf dem Berder vor dem Schlosse abgebrannt. Ein vom Schlosse herabstiegender künstlicher Schwan entzündete die prächtig ausgeführten Figuren, den Neptun, der von drei Seeperden gezogen wurde, die auf einer Schnecke stehende Fortuna und die Bilder der Stärke und der Gerechtigkeit. —

Nächst den Feuerwerken dienen Schauspiele zur besonderen Belustigung des Hofes und zugleich zur religiösen Erbauung desselben, denn die Stücke hatten stets einen religiösen Inhalt. — Bisher war das Aufführen von Schauspielen fast lediglich eine Sache der Geistlichkeit und der Schulen gewesen, unter Johann Georg drang es in die Hofkreise ein.

Es ist uns ein Theaterstück überliefert worden, welches zur Feier des Neujahrstages 1589 am Hofe zu Cöln durch die Prinzen, Prinzessinnen und ihre Gespielen, Kinder aus den höchsten märkischen Adel, zur Lust und Erbauung des Kurfürsten und des Hofes aufgeführt worden ist, es trägt den Titel: „Eine kurze Komödie von der Geburt des Herrn Christi.“ — Das Stück giebt eine einfache Darstellung der Besuche des Hirten und der heiligen drei Könige bei der Jungfrau Maria. Auch das Christuskindlein fehlte bei der Aufführung nicht, der junge Markgraf Friedrich (geb. 1588) wurde als solches bei der Komödie benützt. Das Stück war in gar schönen, theils plattdeutschen, theils hochdeutschen Versen geschrieben, der Dialog wurde häufig durch Musik und Gesang unterbrochen.

Das schöne Stück war von Georg Pondo verfaßt, der als Stiftsverwandter in Cöln an der Spree lebte. — Pondo hat sich auch durch andere Dichtungen um die Entwicklung der Schauspielkunst in Berlin verdient gemacht. — Im Jahre 1579 führte er im Cölnischen Rathhause

vor dem Rathe die Komödie von dem verlorenen Sohne, 1580 die Comödia de vera amicitia Damonis et Pythiae und 1584 die Komödie „von den drei Männern im feurigen Ofen“ auf.

Das waren herrliche Stücke, und die Rathsherren, sowie die vornehmsten Bürger von Cöln, welche zuschauten, waren wohl zufrieden mit dem Dichter; der Rath ließ ihm und den Schülern, welche bei der Aufführung halfen, Geldgeschenke auszahlen und bewirthete Dichter und Schauspieler außerdem reichlich mit gutem Bier.

Neben Pondo zeichnete sich auch ein Berliner, Paul Rebhuhn, durch Eifer für das Schauspiel aus; er hat ebenfalls manches schöne Stück geschrieben, es wird uns aber nicht berichtet, ob er damit zur Aufführung gelangt ist; — die Wahrscheinlichkeit spricht indessen dafür, denn auch der Rath von Berlin liebte das Schauspiel nicht weniger als der von Cöln. — Bei jeder größern Festlichkeit ließ er sich auf dem Rathhause von den Schulgesellen ein Schauspiel aufführen, so im Jahre 1589 das herrliche Stück: „Apoll mit den Musen.“ —

Auch am Hofe des Kurfürsten Johann Georgs ist die erwähnte Aufführung am Neujahrstage 1589 sicher nicht vereinzelt geblieben, wenn wir auch von andern Schauspielen nichts wissen.

Zu den großen Festen, welche Kurfürst Johann Georg gab, und zu denen oft fürstliche Gäste mit zahlreichem Gefolge kamen, genügte ihm das von seinem Vater erweiterte Schloß um so weniger, als er für seine große Familie (er war reich mit Kindern gesegnet) ohnehin bedeutendere Räumlichkeiten bedurfte.

In den ersten Jahren seiner Regierung, als noch das Sparsystem am Hofe herrschte, begnügte sich Johann Georg damit, die von seinem Vater nicht vollendeten Baulichkeiten fertig machen und den häßlichen Sumpf, der an der Stelle des heutigen Lustgartens lag, in einen Rücngarten verwandeln zu lassen. Schon im Jahre 1578 aber nahm er den berühmten Grafen Rochus von Lynar, einen trefflichen Baumeister für bürgerliche und Kriegsbauten, in seine Dienste und nun begann bald ein weiterer Ausbau des Schlosses, welcher während der ganzen Regierungszeit Johann Georgs fortgesetzt wurde.

Der Graf von Lynar zeigte sich seines Rufes würdig; außer dem Schloßbau in Cöln machte er sich verdient durch den Bau eines Schlosses in Bögow, durch Verbesserung der Festungswerke von Spandau, Cüstrin und Peitz, durch die Anlegung von Pulvermühlen, Salpetersiedereien, Salz- und Eisenwerken, durch die Heranziehung vieler tüchtiger Künstler nach Berlin, welche wesentlich zur Erhöhung der gewerblichen Geschicklichkeit unter den Handwerkern unserer Stadt beitrugen. Für seine unbestreitbaren Verdienste erhielt der Graf von Lynar eine Besoldung, welche selbst nach heutigen Begriffen außerordentlich hoch erscheinen würde, wenn wir die ihm gelieferten Naturalien zu Gelde berechnen. Er

und Chemie, welche ihm auch bei den Schmelzarbeiten seiner Kunst sehr zu statten kam.

Er muß wohl schnell ein geschickter Arbeiter geworden sein, denn schon im 17. Lebensjahr begründete er ein Hauswesen, indem er sich mit einer Wittve verheirathete. Es war eine unglückliche Ehe! Die Frau überließ ihren jungen Gatten, sie herrschte im Hause und überließ sich ohne Scheu einem unsittlichen Leben, welches sie schon vor der Verheirathung mit ihrem Vormund begonnen hatte und nach der Hochzeit mit noch größerer Freiheit und Frechheit fortsetzte.

Vergeblich suchte sie der junge Thurneiser durch Bitten und Vorwürfe zu einem ehrbaren Leben zu bewegen, er wurde verlacht, und da er im eigenen Hause keine Freude fand, suchte er dieselbe nun außerhalb in lustiger Gesellschaft, bei Freunden, mit denen er zechte und manche Nacht durchschwärmte.

Einer dieser Genossen, ein Bürger von Basel, Johann Calderin, brauchte für das lustige Leben Geld, er wollte sich dasselbe durch Verpfändung einiger Werthstücke verschaffen, aber er scheute sich persönlich zu den Juden zu gehen, welche Geld auf Pfänder liehen, da ein solcher Schritt seinen Geschäftskredit vernichtet haben würde; Thurneiser war weniger ängstlich für seinen guten Ruf besorgt, er übernahm es, für den Freund die Verpfändung einiger Pfänder bei den Juden zu Wiel zu besorgen.

Wer in jener Zeit den jüdischen Wucherern in die Hände fiel, war meist rettungslos verloren. Er vermochte sich nur selten von ihnen wieder frei zu machen; auch Calderin konnte die einmal verpfändeten Pfänder nicht wieder einlösen, er veränderte dieselben von Woche zu Woche, damit seine Hausbewohner das Fehlen einzelner Werthstücke nicht merken sollten, und immer war Thurneiser der Vermittler; erst nach Jahr und Tag gelang es ihm, so viel Geld zusammen zu bringen, um seine Schuld abzulösen.

Thurneiser hatte als ein junger, unerfahrener Mensch den Juden in Wiel die Zinsen gezahlt, ohne sich Quittungen geben zu lassen; als er jetzt die Schulden tilgen wollte, wurden ihm von den Betrügern die Zinsen für das ganze Jahr noch einmal abgefordert. — Er war in Verzweiflung. — Baares Geld besaß er nicht, eben so wenig Kredit, und doch mußte er zahlen, wenn er sich nicht dem Verdacht aussetzen wollte, das ihm von seinem Freunde zur Deckung der Zinsen anvertraute Geld unterschlagen zu haben; er mußte nun selbst Werthstücke verpfänden, da er solche aber nicht besaß, nahm er Seidenzeuge auf Borg und brachte diese den Juden.

Das war eine traurige Aushilfe! Die Zeit der Einlösung kam schnell heran, die Kaufleute wollten ihre Waaren zurück haben oder bezahlt sein und neue Werthstücke waren nicht zu beschaffen. In dieser seiner höchsten Noth griff Thurneiser zum Betrüge. Hatten ihn doch die Juden betrogen, so dachte er, weshalb solle er



gar nicht lange aus; gegen Ende des Jahres 1570 wendete er sich nach Frankfurt a. d. D., weil sich dort eine berühmte Buchdruckerei befand. Der dortige Buchdrucker Eichhorn war selbst ein vortrefflicher Holzschneider, der außerdem auch tüchtige Zeichner und Formschneider in seinem Dienste hatte. —

Als Thurneiser nach Frankfurt a. d. D. kam, war sein Vermögen wieder fast zu Nichts zusammengeschmolzen; er hatte sogar die weite Reise zu Fuß mit dem Ranzen auf dem Rücken machen müssen; das aber entmuthigte den an die Wechselfälle des Lebens gewöhnten Abenteuerer nicht. Der jetzt vierzigjährige Mann besaß einen jugendlichen Leichtsinns, der ihn in allen Widerwärtigkeiten aufrecht erhielt, er trug den Kopf voll hochfliegender Pläne. Mehrere neue Werke waren druckfertig, darunter eins, welches seiner Ueberzeugung nach bedeutendes Aufsehen machen mußte, sein Pison, eine Beschreibung der Flüsse und Bäche in Deutschland.

Thurneiser hatte in diesem Werke die ganze Unverschämtheit eines tüchtigen Charlatans niedergelegt. Er beschrieb die chemischen und anderen Eigenschaften der deutschen Flüsse und Bäche so genau, als habe er jedes einzelne Gewässer mit dem Schmelztiegel und der Wage in der Hand chemisch untersucht, ja er legte den Gewässern sogar moralische Einwirkung auf die Bewohner des Landes bei, so sagte er über unsere gute Spree:

„Dies Wasser Spree ist etwas grünfarbig und lauter. Es führet in seinem Schlich Gold und eine schöne Glasur. Das Gold enthält 23 Grat  $\frac{1}{2}$  gren.“

Ueber die Havel urtheilt er:

„Die Havel hält in ihr nichts Besonderes, ein Fischreich schwer und ungesund; faul Wasser, davon etliche Weiber, die es trinken, gar böse, scharfe und lügenhaftige Zungen überkommen, den Leuten Arges nach zu reden.“

Außer den Wassern beschreibt Thurneiser in seinem Pison auch die Beschaffenheit des Erdreichs und erzählt davon gar wunderbare Dinge. Er will nicht nur in Wassern „Gold und Rubinen gewaschen“, sondern diese und anderes Edelgestein auch im Sande unserer guten Mark Brandenburg gefunden haben. So sollte man bei Neustadt Gold, in der Nähe von Bernau Saphir im Boden finden; auch giebt er Salzquellen an, wo nie welche existirt haben, und zeigt die Stellen, wo man Bergwerke anlegen könnte. —

Das Werk Pison kam gerade in die Hände, in denen es Thurneiser zu sehen gewünscht hatte, in die des Kurfürsten Johann Georg. Der Druck des Pison hatte begonnen, 16 Bogen waren bereits erschienen, als Johann Georg im Frühjahr 1571 nach Frankfurt kam, um sich huldigen zu lassen. Er wurde auf Thurneiser, von dessen Gelehrsamkeit und wichtigen Entdeckungen alle Welt sprach, aufmerksam gemacht, dadurch fand er sich veranlaßt, sich die vorrätigen Bogen des

Pison aus der Druckerei holen und vorlesen zu lassen.

Herrliche Aussichten blühten vor dem Kurfürsten auf. Welche Schätze verbarg die Mark Brandenburg, die bisher immer spottweise des heiligen römischen Reiches Sandstreubüchse genannt worden war, in ihren unfruchtbaren Feldern, in dem Wasser ihrer Flüsse und Bäche! Thurneiser war der Mann, diese Schätze zu heben, ihn also mußte der Kurfürst an seinen Dienst fesseln. —

Die Bekanntschaft war leicht gemacht. Da die Kurfürstin sich gerade unwohl befand, berief man Thurneiser als berühmten Arzt, um sie zu kuriren, und eröffnete damit dem kühnen und schlauen Abenteuerer eine glänzende Laufbahn am Hofe.

Thurneiser folgte sofort dem erhaltenen Rufe. Sein Aeußeres, so wie sein ganzes Wesen, entsprachen dem günstigen Eindruck, welchen er durch seinen Pison auf Johann Georg gemacht hatte. Er zeigte sich als ein schöner Mann von gefälligen Sitten, der es trefflich verstand, durch eine lebhaft, geistreiche Unterhaltung für sich einzunehmen. — Er beurtheilte den Krankheitszustand der Kurfürstin so scharf und so richtig, er zeigte sich so geschickt in der Behandlung der hohen Kranken, daß Johann Georg dringend wünschte, einen Mann, der ihm nach so vielen Richtungen hin dienen konnte, in seine Dienste zu nehmen; der Kurfürst, der damals noch ziemlich geizig war, sparte trotzdem nicht, wenn er einen seiner Ansicht nach tüchtigen Diener gewinnen wollte. Er machte Thurneiser glänzende Vor schläge, auf welche dieser, wenn auch scheinbar widerstrebend, einging. — Thurneiser erhielt ein Gehalt von jährlich 1352 Thalern, für jene Zeiten eine sehr hohe Summe, und außerdem Futter für vier Pferde und die üblichen Hofdeputate. Zur Wohnung und zur Einrichtung seiner Laboratorien wurde ihm zuerst ein Theil des Schlosses, dann das Kloster der grauen Brüder in Berlin überlassen.

So hatte denn Thurneiser in unserer Stadt eine neue Heimath gefunden. Er ließ Weib und Kind nachkommen und begann in Berlin eine Geschäftsthätigkeit, deren Ziel war, Geld und Ehre zu erringen; kein Mittel der Charlatanerie, welches zum Zweck diente, wurde von ihm außer Acht gelassen; er entfaltete dabei eine Vielseitigkeit und eine Thätigkeit, welche wahrhaft bewundernswerth genannt werden kann und welche den glücklichen Erfolg hatte, daß sein Ruf sich mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreitete; er wurde in gleichem Maße berühmt als Arzt, als Schriftsteller, als großer Industrieller durch seine Druckerei, als Alchymist, als Astrolog und selbst als Zauberer.

Schon in jenen Zeiten, wie in den unsrigen, wurde ein Arzt selten berühmt, wenn er nicht ein neues Heilverfahren entdeckt hatte; ob dasselbe besonders wirksam, ob es vielleicht ganz widersinnig war, darauf kam es weniger an, wenn es

der Arzt nur verstand, für seine Wunderturen ein gläubiges Publikum zu schaffen, und das verstand Thurneifer, der auch eine neue, höchst seltsame Kurmethode erfunden hatte, wahrhaft meisterlich. — Alle die trefflichen Charlatane unserer Tage, mögen sie nun mit Malzertrakt oder mit galvanischen Ketten handeln, werden von ihrem Meister im 16. Jahrhundert übertroffen. —

Thurneifer hatte die kühne Behauptung aufgestellt, daß er alle Krankheiten nach dem Harn beurtheilen könne. Wer von ihm kurirt werden wollte, der mußte ihm eine Probe einsenden. Um die Krankheit zu erforschen, wendete Thurneifer ein eigenthümliches Verfahren an. — Er theilte den Körper des Menschen von oben nach unten in 24 Grade, in eben so viele Grade wurde ein langes dünnes Glas getheilt, in welchem er den Harn destillirte. Wenn nun bei dieser Destillation sich an irgend einer Stelle des Glases chemische Bestandtheile absetzten, so war dies ein Zeichen, daß dieselben Bestandtheile an der durch die Zahl des Grades bezeichneten Körperstelle des Kranken im Uebermaß vorhanden seien und durch Medikamente fortgeschafft werden mußten.

Es war für die Kranken eine große Beruhigung, daß ihnen Thurneifer die bei der Destillation erhaltenen chemischen Produkte in verschiedenen Papierchen mit Bezeichnung der Grade zuschickte, so daß sie ganz genau selbst beurtheilen konnten, wo ihnen eigentlich etwas fehle.

Gewöhnliche Medizin konnte natürlich bei den oft tief versteckten Krankheiten, welche Thurneifer durch seine neue Methode entdeckte, nichts helfen, nur die von ihm selbst gefertigten Tinkturen waren wirksam, Tinkturen, welche schon durch prächtige Namen die gläubigen Kranken bestechen mußten. Da gab es Goldwasser und Perlenpulver, Korallenwasser und Amethystentinktur, Smaragden-, Rubinen- und Saphirentinktur neben Bernsteinessenz. —

Solche Mittel mußten wohl helfen, sie waren ja auch theuer genug. Ein Loth des Goldwassers wurde mit 16 Thaler, ein Loth Smaragdentinktur mit 11 Thaler bezahlt, und selbst der gewöhnliche Rhabarberextrakt kostete das Loth 2 Thaler.

Thurneifer wußte sehr wohl, daß ein Charlatan nicht zu billig sein darf, wenn er Zulauf haben will, denn die Güte einer Waare wird vielfach nach der Höhe des Preises beurtheilt. Er ließ sich daher sowohl für seine Tinkturen, als auch für seine medicinischen Rathschläge gründlich bezahlen. — Wer von ihm kurirt werden wollte, mußte ihm das Prophetenwasser, diesen hochtönenden Namen hatte er der Harnprobe gegeben, einsenden, aber auch zugleich dem Boten\*) eine

\*) Man ließ damals Briefe und kleine Pakete selbst auf weite Entfernungen stets durch eigene Boten besorgen. Das Botenlohn war sehr billig. Nach einer Berechnung vom Jahre 1574 wurden einem Boten von Berlin nach Schwertn und Güstrow

genügende Geldsumme für des Arztes Bemühungen und für die nöthigen Arzneien mit geben, sonst hätte er wohl vergeblich auf Antwort warten können. Der Graf Burkhard von Barbi, der von Leipzig aus Thurneifer seine Krankheitsgeschichte schrieb, wartete vergeblich auf den guten Rath des Arztes. Er war klug genug die Ursache dieses Schweigens einzusehen, schrieb noch einen Brief und legte 100 Goldgulden bei, da war sofort die Antwort da. —

Man machte Thurneifer oft Vorwürfe, daß er so theuer mit seinem guten Rathe und seiner Medizin sei, darauf aber vertheidigte er sich geschickt, indem er sagte: „Er wünsche Jedem, daß er seiner Arznei nicht bedürfe, er biete sie Niemandem an, wem sie zu theuer wäre, brauche sie ja nicht zu kaufen!“

Und darin hatte er Recht! — Die reichen Narren konnten zahlen und zahlten, sie kauften sich von ihm ganze Hausapotheken von 120 Medikamenten, deren Preis sich auf 386 Thlr. 5 Gr. belief. — Thurneifer hatte nicht nöthig, seine künstlichen Wasser zu verschleudern, er wurde sie reißend los. In seinem Laboratorium waren fortwährend eine Menge von Laboranten beschäftigt, welche Rubinen- und Smaragdentinktur aus den unschädlichsten Stoffen fertigten. Sein Destillirofen war ununterbrochen mit Gläsern gefüllt, in welchem das köstliche Prophetenwasser abgedampft wurde. — Der hohe Adel, die reichsten Bürger und die Fürsten in ganz Deutschland wetteiferten, den Geldbeutel des Charlatans zu füllen. —

Außer für seine gewöhnliche Medizin hatte Thurneifer auch einen sehr bedeutenden Absatz für Tinkturen, welche dazu dienen sollten, die Schönheit der Damen zu erhalten und zu erhöhen. Unter seinen Papieren fanden sich verschiedene Schreiben von Hofdamen, in denen sie ihn theils um Schminke, theils um Waschwasser und Schönheitsöl ersuchten. Diese Schreiben schlossen immer mit der charakteristischen Bitte, es Niemand wissen zu lassen, auch keiner andern Dame das gleiche Schönheitsmittel zu gewähren.

Neben seiner medicinischen Praxis arbeitete Thurneifer in jener Zeit auch außerordentlich fleißig als Schriftsteller. Er hat eine große Anzahl von Büchern naturwissenschaftlichen, medicinischen und alchymistischen Inhalts geschrieben und herausgegeben. Er wendete manche Stunde der Nacht mit unermüdem Fleiß auf diese schriftstellerischen Arbeiten, aber sein Zweck war auch hier, sich neben der Ehre Geld zu erwerben, und dies gelang ihm im ausgedehntesten Maße. Er widmete gewöhnlich seine Bücher irgend einem Fürsten, wie dies heut zu Tage betriebsame Schrift-

1 Thlr 16 Gr. bezahlt. Man rechnete von Berlin nach Schwerin 24, von Schwerin nach Güstrow 8 Meilen. — Das Wartegeld für 10 Tage wurde mit 20 Gr. bezahlt.

steller ebenfalls thun, und erhielt dafür reiche Ehrengeschenke; mitunter verkaufte er sogar die Manuskripte für bedeutende Summen, so zahlte ihm der Kurfürst Johann Georg für ein einziges alchymistisches Buch im Manuskript die Summe von 9000 Thlr. Das Manuskript war sauber auf Pergament geschrieben und mit künstlich gemalten Figuren verziert.

Thurneisers Bücher wurden außerordentlich gekauft, obgleich sie ohne allen innern Werth waren, weil er es verstand, in denselben dem Aberglauben der Menschen zu schmeicheln. — Er schrieb aus dem Gedächtniß Alles hin, was ihm in den Sinn kam, gab geheimnißvolle Andeutungen, wie man unedle Metalle in edle verwandeln könne, beschrieb chemische Prozesse, die ihm Niemand nachmachen konnte und würzte das Ganze durch Einstreuung historischer Citate ohne Sinn und Verstand, um seine Belesenheit und Gelehrsamkeit zu zeigen; dabei war er rücksichtslos und grob im höchsten Grade und scheute sich nicht, noch lebende Personen in seinen Citaten zu beleidigen. So sagte er z. B. in einer seiner Schriften: „große und starke Personen sind kalter Natur, haben eine böse unreine Complexion, stinken und schweigen viel, solcher Art ist auch Herr Christoph Sparr, der Kurfürstliche Oberhofmeister in Berlin“. Herr Christoph Sparr, der sich damals in großem Ansehen am Hofe in Berlin befand, mag sich über die Schilderung nicht besonders gestreut haben.

Von seiner bodenlosen Grobheit in gelehrten Streitigkeiten giebt Zeugniß der Titel eines Buches, welches er gegen den Licentiaten Soel in Greifswald, der ihn angegriffen hatte, schrieb; derselbe lautet: „Kurze Verantwortung und nothwendige Ehrenrettung des hoch und weit berühmten Herrn Leonhard Thurneiser zum Thurn, kurfürstlich brandenburgisch bestallten Leib-Medici und Bürgers zu Basel, auf die unbesonnenen, übelgegründeten, mit Meid und falscher Anklage, wie eine Sackpeife mit Wind ausgefüllten, aber mit unchristlichen gleichnerischen Lügen und giftgallischer Bitterkeit, wie ein Igel mit Stacheln überzogenen, verlogenen ehrendiebischen Thefes, disputationes und Schmähschriften Franz Soels, des Licentiaten zu Greifswald in Pommern.“\*)

Das beste Büchergeschäft machte Thurneiser mit seinen Kalendern, welche er, wie dies andere Gelehrte vor ihm gethan hatten, jährlich herausgab und an jedem Tage mit einer Prophezeiung versah. Er war klug genug, diese Schicksalsvorhersagungen stets in so mythischen Worten zu geben, daß sie nach allen Richtungen hin verstanden werden konnten, oft setzte er gar nur

einzelne Buchstaben zum Datum eines Tages, in denen die Vorhersagung liegen sollte. Am Schluß des Jahres gab er dann eine Erklärung heraus, welche den Beweis lieferte, daß er mit untrüglicher Sicherheit die Zukunft vorausgesagt habe. Wie leicht ihm dies wurde, möge ein Beispiel beweisen.

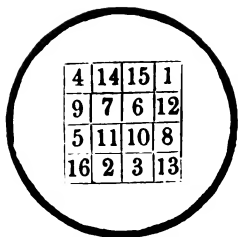
In seinem Kalender vom Jahre 1579 hatte er bei dem 12. October die Prophezeiung: „B. L. hart angegriffen,“ beim 28. October die Buchstaben: F. N. R. Er erklärte das Räthsel im Jahre 1580 dahin: „Das ist des Bayernfürsten Leben hart angegriffen. Darauf Herzog Albrecht, der vorhin krank gewesen, in die Wasserucht gefallen und gar schwach geworden, also daß er hernach den 28. October gestorben, welches mit F. N. R. angedeutet worden. F. das fatum, die Ordnung oder Schickung Gottes, N. necat, das ist: es bringt um, R. Ratisbonensem, den Regensburger, weil Herzog Albrecht zu Regensburg geboren worden.“ —

Seine Kalender und anderen Bücher wurden so stark gekauft, daß Thurneiser, als gewiegter Geschäftsmann, der alle Vortheile mitnahm, bald genug einsah, er könne nicht besser thun, als wenn er selbst in Berlin eine Druckerei anlege. Dies that er mit vielem Glück. Er zog die tüchtigsten Setzer und Drucker an sich, legte auch eine Schriftgießerei und Formschneiderei an und rief dadurch in diesem Geschäftszweige ein vorher nicht gekanntes gewerbliches Leben nach Berlin. — Mehr als 200 Arbeiter und Künstler wurden von ihm dauernd beschäftigt, theils in der Druckerei, Gießerei und Formschneiderei, theils im Laboratorium, und stets wußte er für seine Zwecke tüchtige Persönlichkeiten heranzuziehen.

Thurneiser beutete die Wissenschaft nach allen Richtungen hin für seinen Gelderwerb aus, so stellte er als Astrologe Nativitäten und verkaufte Talismane an alle Welt. Jedermann glaubte damals, daß dem üblen Einfluß der Gestirne auf den Körper und das Geschick der Menschen nur durch Talismane (münzenähnliche Platten von Metall mit besonderen Prägungen), welche kunstgerecht von gelehrten Astrologen gearbeitet sein mußten, vorgebeugt werden könne. Solche Talismane, welche gegen alle möglichen Krankheiten schützen, selbst in der Schlacht hieb- und kugelfest machen sollten, verkaufte Thurneiser in großen Massen für schweres Geld. — Einer dieser Talismane liegt uns in der Abbildung vor. Es ist eine aus Zinn gegossene runde Münze, welche auf der einen Seite das Bild eines bärtigen Mannes trägt, der mit weitem Pelzrock bekleidet ist. In der Hand trägt er ein Buch. Ueber seinem Kopf schwebt ein Stern und das Wort „Jupiter.“ — Auf der anderen Seite befindet sich ein Abakus, eine Rechentafel, deren Zahlen (von 1 bis 16) man nach allen Richtungen hin, auch in der Diagonale, addiren kann, ohne eine andere Summe als 34 zu erhalten.

\*) Gar zu streng darf man mit Thurneisers Grobheit nicht zu Gericht gehen, denn die übrigen Gelehrten seiner Zeit waren bei ähnlichen Gelegenheiten nicht weniger ausfallend.





Gerade in diesem Abfusse sollte eine Hauptwirkung der Talismane liegen.

Durch alle diese gelehrten Schwindeleien und auch durch einen rein gewerblichen Verkehr, denn er verschmähte nicht, auf Pfänder gegen Wucherzins Geld zu verleihen, erwarb sich Thurneißer im Verlauf sehr weniger Jahre ein wahrhaft fürstliches Vermögen, obgleich er keineswegs sparsam lebte, sondern das Geld mit vollen Händen ausstreute. —

Er führte einen glänzenden Hofstaat, alle seine Untergebenen wurden mit Freigebigkeit bestiftet und erhielten reichen Lohn. Für seine persönlichen Ausgaben verschwendete er bedeutende Summen, er ging stets in sammetenen und seidenen Kleibern und trug sogar täglich seidene Strümpfe, zwei Edelknaben bedienten ihn. Wenn er in seiner vierpännigen, durch eine Heerde von Bedienten begleiteten Karosse ausfuhr, hing er sich schwere goldene Ketten um den Hals. — In seinem Hause versammelten sich die ersten Größen der Kunst und Wissenschaft, die höchsten Staatsbeamten zu festlichen Mahlen, selbst der Kurfürst Johann Georg war oftmals sein Gast. — Da wurde reichlich geschmaust und weidlich getrunken, auch die Geschichtsschreiber Nicolaus Leuthinger und Paulus Haffig, welche später, als der Glückstern Thurneißers gesunken war, den Abenteurer mit Schmutz beworfen haben, zechten gern in der vornehmen Gesellschaft.

Sein Haushalt war prachtvoll eingerichtet. Es war damals in Berlin Mode, daß man große von Holz geschnitzte, mit natürlichen Geweihen verzierte Hirsche, welche mit Messingleuchtern versehen waren, als Kronenleuchter an die Decken von Sälen oder auch wohl der Hausflure, in denen hier und da ein Familientänzen gemacht wurde, aufhing. Thurneißer ließ sich im Jahre 1576 einen solchen Hirsch aus reinem Silber machen. Ein Goldschmied arbeitete mit drei Gesellen mehrere Monate an diesem Kunstwerk. — Das Speisegeschirr in Thurneißers Haus war ebenfalls von Silber, es soll nicht weniger als neun Centner gewogen haben.

Thurneißer war ein Charlatan, aber er hatte trotzdem eine wirkliche Liebe zur Wissenschaft, besonders zu den Naturwissenschaften, und er verwendete daher jährlich gewaltige Summen, um sich eine treffliche Bibliothek und kostbare naturhistorische Sammlungen anzuschaffen; er hat hierdurch zuerst das Interesse für derartige Sammlungen in Berlin angeregt; es ist wenigstens

nicht bekannt, daß vor seiner Zeit ein Naturalienkabinet in der Mark Brandenburg existirt habe.

Er besaß eine reiche Sammlung von Samen der Pflanzen aus allen Theilen der Welt, ein gut getrocknetes Herbarium, welches er mit außerordentlichem Eifer vervollständigte, eine Muschel- und Schnecken Sammlung, ausgestopfte und getrocknete Thiere aller Art. Pflanzen und Thiere, sowie Präparate des menschlichen Körpers, welche sich nicht aufbewahren ließen, wurden mit großen Kosten abgebildet und so seiner Sammlung einverleibt. Sein Hof war mit seltenen lebenden Thieren bevölkert, sein Garten voll herrlicher Blumen und fremder Arzneipflanzen.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Thurneißer ein außerordentliches Vermögen erworben, sondern der sich auch um die Hebung von Kunst und Wissenschaft in Berlin und Göl'n außerordentlich verdient gemacht hat.

Er zog aus allen Ländern Deutschlands junge, tüchtige harte nach Berlin. Reichhaltung der Drucke, um die Mediziner, indem er andere Chemiker ar außer Anstalten im Lande Kenntnisse und Chemikalien zu ergauen, uernach er die Aufsicht einer Glashütte und verbesserte das Verfahren in derselben wesentlich, so daß fortan in der Mark Brandenburg ein feines weißes Glas fabricirt wurde.

Thurneißers Verdienste wurden allgemein anerkannt. Wenn auch manche Aerzte und Gelehrte mit Neid auf ihn blickten, und hier oder da sich auflehnten gegen seine unverschämten Charlatanerie, so verhallten ihre Worte doch meistens ungehört, sie machten besonders nicht den geringsten Eindruck auf den Kurfürsten Johann Georg, der mit gläubigem Vertrauen an seinem Leibarzt hing.

Thurneißer war ein hoch geachteter, ja berühmter Mann, der im Genuß eines fürstlichen Reichthums schwelgte, dessen Glück unwandelbar schien, und dennoch war er nicht glücklich. —

Jene seltsame Unruhe, welche ihn schon in früheren Jahren gepeinigt, ihn getrieben hatte, eine gesicherte und glückliche Existenz aufzugeben, um ein neues Abenteuerleben zu beginnen, ergriff ihn auch in Berlin. —

Er fühlte sich nicht heimisch in den Prachtgemächern des grauen Klosters. Das Heimweh, jene den Schweizern so eigenthümliche Krankheit, ergriff auch ihn; die alten Jugenderinnerungen stiegen in ihm auf, er fühlte eine namenlose

\*) Thurneiser hinterließ seiner Frau bei seiner Abreise eine Instruktion, wie sie sich in ihrem Haushalt zu benehmen habe. Diese Instruktion läßt uns einen interessanten Blick in die damals herrschende Lebensweise und Zeiteintheilung thun. Man stand des Morgens nach 5, auch wohl erst gegen 6 Uhr auf, aß dann gegen 8 Uhr eine Suppe, um 10 Uhr die Mittagsmahlzeit, um 3 Uhr das Abendbrot und um 5 Uhr das Nachtmahl. Gegen 7, spätestens 8 Uhr ging man, wenn nicht besondere Festlichkeiten eine spätere Stunde erheischten, zu Bette. — Unsere Vorfahren schliefen also nicht weniger als 9 bis 11 Stunden des Nachts und hielten außerdem doch auch noch ihr Mittagsschläfchen. Der Leibmedicus Möhsen, der im vorigen Jahrhundert ein treffliches Buch über das Leben Thurneisers geschrieben hat, sagt über diese Lebensordnung sehr treffend: — „Wären wir gewiß, daß unsere Vorfahren bei dieser Ordnung gesunder, stärker und älter geworden, so könnten wir noch deren Diät aus ihren Küchzetteln und Kochbüchern nachholen. Wenn wir aber bedenken, daß sie in den langen Nächten Gespenster sahen, vom Alp, ja zuweilen vom Teufel selbst geritten wurden, Pakte mit dem Satanas mit Blut unterschrieben, und daß eine große Exekution von etlichen 60 brennenden Juden, Hexen und Zauberern, die sich auf ihre Unschuld beriefen, und aus den Flammen über Unrecht und Gewalt schreien, — ihnen kaum so viel Nahrung machte, als jetzt Mahomet und Emilia Galotti, — so wollen wir gern mit der Abänderung, die innerhalb zweihundert Jahren vorgefallen, zufrieden sein. Viel schlafen und dickes Bier waren dem Alp und den Gespenstern günstig.“

---

**Fünftes Kapitel.**

---

\*) Dieser Nagel wird noch heut in Berlin aufbewahrt und gezeigt.

Raum hatte Joachim II. die Augen geschlossen, so führte sein Sohn ein anderes Kirchenystem ein. Viele Gebräuche, welche noch an den katholischen Gottesdienst erinnerten, mußten abgeschafft werden.

Mit dieser Aenderung in der Form war indessen Johann Georg nicht zufriedengestellt, er wünschte überhaupt eine größere Ordnung im Kirchenregiment und selbst in der protestantischen Lehre, eine Ausgleichung der unendlich von einander abweichenden Glaubensrichtungen innerhalb der evangelischen Kirche einzuführen. Es öffnete sich ihm hier ein außerordentlich weites Feld der Thätigkeit.

Die evangelische Kirche hatte sich in ein unleidliches Sektengewesen zerplittert. Es kämpften nicht nur die Anhänger Luthers mit wahrer Wuth gegen die Zwingli's und Calvins, auch unter den Lutheranern selbst zeigte sich eine Zerfahrenheit in der Glaubensrichtung, welche um so störender auf die religiöse Bildung des Volkes einwirkte, als die Geistlichen ihre Meinungen nicht in Milde und Duldsamkeit gegen Andersdenkende vertraten, sondern dieselben von den Kanzeln herab als den einzigen Weg, der zum Himmel führe, predigten und jeden verdamnten, der nicht gleichen Glaubens sei.

Jeder angesehenere Geistliche hatte sein eigenes Glaubenssystem, welches oft nur in geringfügigen Kleinigkeiten von dem Andern abwich, trotzdem aber mit einer Erbitterung sonder Gleichen vertheidigt wurde und innerhalb der Bürgerschaft Anhänger fand.

In den Bierstuben von Berlin und Cöln wurde in jener Zeit mehr und mit größerem Eifer über Religion gestritten, als heut zu Tage über die Politik. — Je weniger die Bürger von dem eigentlichen Wesen dieser religiösen Streitigkeiten verstanden, je fester klammerten sie sich an die kirchlichen Formen und an todte unverstandene Worte, die ihnen der Inbegriff wahrer göttlicher Weisheit waren.

Die Streitigkeiten über Abweichungen im Glauben beschränkten sich bei dem heißen Blut der alten berliner Bürger nicht nur auf Wortgefechte, man griff meist schnell genug zu kräftigeren Mitteln, um Irrgläubige von der wahren Lehre zu überzeugen. Dem heftigen Worte folgte die schnelle That. — Fast allabendlich waren die Trinkstuben der Schauplatz blutiger Schlägereien. Die Bänke und Tische wurden umgestürzt, Tischfüße und Schenkelbeine dienten als geistliche Waffen, um den Kehern den wahren Weg ins Himmelreich zu zeigen. — Man warf sich mit Bierkrügen, stieß sich blutige Nasen und schlug sich Löcher in die harten Hirnschädel, um der Lehre eines bessern Christenthums gedeihlichen Eingang zu verschaffen.

Und wie die Laien, so die Geistlichen. Auch diese verschmähten die verbsten Mittel nicht, um Sieger im geistlichen Kampfe zu bleiben. Ein Brief, welchen Thurneisser im Jahre 1576, als

er sich in Begleitung des Kurfürsten auf einer Reise befand, von seinem Freund Daniel April über derartige Vorgänge in Berlin erhielt, charakterisirt die geistlichen Streitigkeiten hinlänglich; es heißt in demselben:

„Wunder habe ich gehört, wie sich unsere Pfaffen schlagen, schelten und zanken, daß es Sünde und Schande ist. In der St. Nikolaus-Kirche haben sie sich mit den Leuchtern wollen schlagen. Die zu St. Marien haben sich auf dem neuen Markt einander mit Steinen geworfen, daß man sie mit großer Mühe hat von einander bringen müssen, und ist dieses Alles um das leidige Geld zu thun, das sind ihre guten Trepel in diesen gefährlichen Zeiten. Ich gedenke, daß ihnen unser Herr Gott nicht so viele lassen zu gute werden, daß sie die Pestilenz erwischen, sondern der Teufel wird sie noch wohl gar hinweg holen.“

Man darf sich über derartige Prügeleien nicht gar zu sehr wundern, denn die Prediger waren damals noch zum großen Theil verorbene Handwerker und Rüstiggänger aller Art, welche das Seelsorgeramt bequemer fanden, als harte Arbeit. — Sowohl die Prediger als die Inhaber geistlicher Pfründen führten oft einen recht ärgerlichen Lebenswandel, wie dies aus einem Revers hervorgeht, den Andreas von Röbell im Jahre 1577 unterschreiben mußte, als er eine einträgliche Pfründe im Stifte Havelberg erhielt. Er mußte in diesem Revers versprechen:

„Ich will mich auch des Bollsaußens enthalten und bei jeder Mahlzeit mit zwei ziemlichen Bechern Biers und Weins zufrieden sein. Sollte ich dies aber übertreten und einmal trunken befunden werden, so will ich mich in der Küche einstellen und mir vierzig Streiche weniger einen, als dem heiligen Apostel Paulus geschehen ist, von dem sie Ihro kurfürstliche Gnaden dazu verordnen werden, mit der Ruthe geben lassen.“ —

Johann Georg bemühte sich eifrig, die trostlosen kirchlichen Verhältnisse zu ordnen und auch durch eine Verbesserung der Schulen für eine gediegenere Vorbildung der Geistlichen zu sorgen. Als Anhänger der streng lutherischen Lehren forderte er von den Geistlichen des Landes, daß sie sich zu der augsburgischen Konfession bekennen mußten. — Um die Verschiedenheit der Lehrsysteme zu beseitigen, machte er schon im Jahre 1572 eine Sammlung von Kirchenvorschriften bekannt, welche aus der augsburgischen Konfession, Luthers kleinem Katechismus nebst Erklärungen, aus einer Agende und einer Zeremonienordnung bestand, nach der sich alle Geistlichen in der Mark richten sollten; aber er vermochte es nicht, so strenge er

\*) Er vereinigte die Nikolai- und Marienschule zu einer größeren Lehranstalt, welche er in das graue Kloster zu Berlin verlegte und begründete hierdurch das noch heut blühende Berliner Gymnasium zum grauen Kloster. —



gehörige Haus in der Heiligengeiststraße, erklärte Kurfürst Johann Georg, daß die Prälaten und Stände des Kurfürstentums, um nicht gezwungen zu sein in „gemeinen Herbergen“ zu liegen, sich eigene Häuser in Berlin angeschafft hätten.

Die Mark Brandenburg und auch unsere guten Städte Berlin und Cöln waren gegen Süddeutschland in der Kultur recht reichlich um ein halbes Jahrhundert zurück, wir dürften daher nicht fehlgreifen, wenn wir die Schilderung deutscher Gasthöfe, welche Desiderius Erasmus im Anfange des Jahrhunderts machte, als für Berlin in der zweiten Hälfte desselben zutreffend betrachten. — Erasmus berichtet uns Folgendes: \*)

„Bei der Ankunft grüßt Niemand, damit es nicht scheine, als ob sie viel nach Gästen fragten, denn dies halten sie für schmutzig und niederträchtig und des deutschen Ernstes unwürdig. Nachdem Du <sup>hast</sup> <sup>steckt</sup> endlich einer den Kopf <sup>ne</sup> Fensterchen der geheizten Stube heraus, giebt einer aus ihrem Hause hervorschauenden Schildkröte. In solchen geheizten Stuben wohnen sie beinahe bis zur Zeit der Sommerjonnennende.

Diesen Herausschauenden muß man nun fragen, ob man hier einkehren könne. Schlägt er es nicht ab, so erfährst Du daraus, daß Du Platz haben kannst. — Die Frage nach dem Stall wird mit einer Handbewegung beantwortet. Dort kannst Du nach Belieben die Pferde nach Deiner Weise behandeln, denn kein Diener legt eine Hand an.

Ist es ein berühmtes Gasthaus, so zeigt Dir ein Diener den Stall und auch den freilich gar nicht bequemen Platz für das Pferd. Denn die Plätze werden für spätere Ankömmlinge, vorzüglich für Adlige aufbehalten.

Wenn Du etwas tadelst, hörst Du gleich die Rede: „Ist es Dir nicht Recht, so suche Dir ein anderes Gasthaus!“ Heu wird in den Städten ungern und sparsam gereicht und fast eben so theuer als der Hafer selbst verkauft.

Ist das Pferd besorgt, so begiebst Du Dich, wie Du bist, in die Stube, mit Stiefeln, Gepäck und Schmutz. Diese geheizte Stube ist allen Gästen gemeinsam. Daß man, wie bei den Franzosen, eigene Zimmer zum Umkleiden, Waschen, Wärmen oder Ausruhen anweist, kommt hier nicht vor, sondern in dieser Stube ziehst Du die Stiefeln aus, bequeme Schuhe an und kannst auch das Hemd wechseln. Die vom Regen durchnässten Kleider hängst Du am Ofen auf und gehst Dich zu trocknen, selbst an ihn hin. Auch Wasser zum Händewaschen ist bereit, aber es ist meist so sauber, daß Du Dich nach einem andern Wasser umsehen mußt, um die eben vorgenommene Waschung abzuspülen.

Kommst Du um 4 Uhr Nachmittags an, so wirst Du doch nicht vor 9 Uhr speisen, nicht

\*) Der interessante Artikel ist aus der deutschen Kultur- und Sittengeschichte von Johannes Scherr entnommen.

### Sechstes Kapitel.

Volksgenügungen im 16. Jahrhundert. — Die Gewerksfeste, die Schützengilde und die Schützenfeste. — Der Stralauer Fischzug. — Gewerbthätigkeit in Berlin und Cöln. — Der Brantwein im 16. Jahrhundert. — Die Volkssage von den drei Linden.

Wenn die Bürger von Berlin und Cöln unter der Regierung des Kurfürsten Johann Georg von den Hoffestlichkeiten mehr ausge-

\*) Im Jahre 1581 wurde das Berliner Rathhaus zum Theil durch eine Feuersbrunst vernichtet, es blieb indessen der Thurm mit den gewölbten Räumen und der nach der jetzigen Königsstraße zu belegene Theil stehen.

\*\*) Am Mühlendamm befand sich auch die Wasserkunst, durch welche das Flußwasser in die Häuser der gewerbetreibenden Bürger geleitet wurde. Eine andere Wasserkunst, welche das Wasser aus der nahen Spree in das Schloß leitete, bestand aus einem ziemlich hohen Thurm nach der Seite der Schloßbrücke hin gelegen, in welchem das Wasser in die Höhe getrieben wurde.

wurden; der von Berlin befand sich in der Gegend der alten Schützenstraße; der von Cöln auf der Stelle, wo die Schützenstraße in die Lindenstraße mündet.

Wann die Schützenfeste in Berlin und Cöln zuerst gefeiert worden sind, wissen wir nicht, die erste Nachricht stammt vom Jahre 1504, genauere Details über die Feyer giebt uns das Privilegium der Schützengilde von Cöln vom Jahre 1572.

Am Pfingstmontage begann der Schützenplatz, der mehrere Tage dauerte, während deren das Königsschießen statt fand, dann folgte das Gesellschaftsschießen der neu aufgenommenen, noch nicht zu Gilbemeister beförderten, Mitglieder, schließlich das Schießen nach dem Königsvogel oder Adler. — Im Herbst fand ein allgemeines Fest statt, das Freischießen, an welchem jeder waffenfähige Einwohner Theil nehmen durfte.

Den Beginn der Festlichkeiten machte am Pfingstmontage ein gemeinschaftlicher Gottesdienst, an welchem auch die Gilbeschwestern Theil nahmen. Nach dem Gottesdienste wurden reiche Almosen an die Armen und an die Hospitäler vertheilt. Dann ging's im lustigen Festzuge nach dem Schützenplatz. Voran die Fahrenträger, die Pfeifer und Trommler und eine jubelnde Knabenschaar, dann die Schützen mit ihren Armbrüsten und später mit ihren Büchsen.

Am dritten Pfingstfeiertage war fast die gesammte Einwohnerschaft von Berlin und Cöln auf den Beinen, da mußte Jedermann sein Glück in den Würfelbuden auf dem Schützenplatz versuchen. Auf der Medlingswiese, die nicht fern vom Schützenplatz, (in der heutigen Lindenstraße) lag, standen Reihen von Buden und Zelten, in denen Kuchen und Zinnsachen theils feilgeboten, theils ausgewürfelt wurden. In anderen Buden wurden Sehenswürdigkeiten aller Art zur Schau gestellt. Hier präsentirte sich ein Gaukler, dort rief ein Hanswurst die gläubige Menge an, damit sie von einem Charlatan eine Universalmedizin kaufe.

Es war im Großen und Ganzen der Schützenplatz, wie er sich durch die Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart hinein erhalten hat, wenn auch die Volksvergnügungen, die Verkaufs- und Verloofungsgegenstände, die Schaustellungen mit den wechselnden Sitten der Zeiten andere geworden sind.

Ein anderes Volksfest, welches noch heute von den Berlinern gefeiert wird, verdankt wahrscheinlich seinen Ursprung ebenfalls jener Zeit, — der Stralauer Fischzug.

Im Jahre 1574 setzte eine Kurfürstliche Verordnung fest, daß die Gewässer bis zum Bartholomäustage (24. August) mit dem großen Garne verschont werden sollten, damit der Fortpflanzung der Fische nicht durch übermäßige Ausbeutung des Fischfangs geschadet werde.

Der erste Tag der wieder eröffneten Fischerei war natürlich ein Festtag für die Fischer, und



Das Schredensregiment, welches Herzog Alba in den Niederlanden führte, hatte viele fleißige Handwerker und tüchtige Künstler aus ihrem Vaterlande vertrieben. Sie fanden in der Mark Brandenburg gastliche Aufnahme und eine neue Heimath. Die meisten, besonders die Tuchweber und Färber, ließen sich in der Priegnitz nieder, viele kamen aber auch nach der Alt- und Mittelmark und ein Theil nach Berlin, wo sie eine Reihe neuer Handwerkszweige einführten. —

Außer diesen Neuerungen im Handwerk breitete sich damals auch ein anderer Industriezweig in unsern Städten sehr bedeutend aus und wurde für dieselben eine Quelle bedeutender Einnahmen, — die Branntweimbrennerei. —

Der Branntwein war schon lange in der Mark Brandenburg bekannt, er wurde aber noch nicht als Handelsartikel gebrannt, sondern nur in den Apotheken als Medicament verkauft und hier und da etwa zur Erwärmung in ganz kleinen Quantitäten getrunken. — Man schrieb noch am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dem „gebrannten Wein“ ganz wunderbare medizinische Wirkungen zu; so sagt ein im Jahre 1483 erschiener Verzeichniß des ausgebrannten Wassers darüber:

„Der Branntwein ist gut für die Gicht, damit bestrichen.

Wer heißer ist, der bestreiche sich mit gebranntem Wein um den Hals und trinke ihn drei Morgen nüchtern.

Auch wer alle Morgen trinkt einen halben Eßffel voll gebrannten Weins, der wird nimmer krank —

Stem, wenn Eins sterben soll, so gieße man

ihm ein wenig gebrannten Wein in den Mund, so wird er reden vor seinem Tod.

Welcher Mensch den Stein in der Blase hat, der trinke sein alle Morgen ein wenig, das zerbricht den Stein und kommt von ihm und wird auch gesund.

Auch wer gebrannten Wein trinkt alle Monat, so stirbt der Wurm, so da wächst dem Menschen an dem Herzen, an der Lunge oder Leber.

Der gebrannte Wein ist auch gut dem Menschen, dem das Haupt wehe thut. Wer auch sein Haupt damit zwahet, der ist alle Wege schön und lang jung und macht gut Gedächtniß, denn gebrannter Wein stärkt dem Menschen Sinn und Wiß. Wer sein Antlitz damit zwahet, dem tödtet er die Milben und Nüsse, und wem der Athem stincket, der bestreiche sich damit und trinke ein wenig mit anderm Wein, so wird ihm ein süßer Athem.“

Unsere freundlichen Leser werden aus dieser Lobpreisung des edlen Branntweins ersehen, daß sie schwer unrecht thun, wenn sie das Schnaps-trinken als ein Laster verdammen; diejenigen, welche einen „süßen Schnaps-Athem“, haben wollen, müssen sich schon dazu bequemen. —

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts sahen dies die Berliner ebenfalls ein, und sie legten sich deshalb mit Eifer auf die Fabrication des vorzüglichen Getränks; man benutzte damals aber noch nicht allgemein das Korn zur Branntweimbrennerei, sondern nahm dazu meist verdorbenen Wein. Die Brennerei wurde so bedeutend, daß man eine Abgabe auf dieselbe legen konnte, und so finden wir denn im Jahre 1595 schon den Blasenzinß unter den Einkünften des Berliner Magistrats.

Die Branntweimbrennerei hatte für Berlin dadurch eine besondere Bedeutung, daß sie wesentlich dazu beitrug den Weinbau zu beeinträchtigen. Je mehr das Branntweintrinken Eingang fand, je mehr verlor sich der Geschmack für die sauren märtischen Weine, der Absatz derselben wurde nicht nur in Berlin, sondern auch in Polen, Rußland und Schweden, wohin viele Weine ausgeführt worden waren, geringer und die Weinberge gingen nach und nach ein.

Gehe wir übergehen zur weiteren Geschichtserzählung, haben wir unsern Lesern noch eine Volkssage mitzutheilen, welche aus der Zeit des Kurfürsten Johann Georg stammt.

Im 17. Jahrhundert standen auf dem Heiligen-Geist-Kirchhofe drei mächtige Linden, welche den ganzen Kirchhof mit einem dichten Blätterdach beschirmten. Sie waren nicht besonders hoch gewachsen; schon wenig über Manneshöhe breiteten sich ihre Kronen aus, diese aber trugen eine Fülle in einander gewachsener und verschränkter Zweige. Von diesen Linden erzählte sich das Volk von Berlin folgende Sage.

Kurfürst Johann Georg war ein großer Musikfreund. — Er ließ aus fernem Ländern die besten Musiker kommen und schenkte denselben hohe

**Gunst.** Ein italienischer Kapellmeister stand am Kurfürstlichen Hofe oft in größerem Ansehen und auch in höherem Gehalt als ein Geheimer Rath. —

Unter den fremden Musikern, die der Kurfürst an seinen Hof zog, befand sich auch ein vorzüglicher Geigenpieler, der stolz auf seine Fertigkeit alle deutschen Künstler verachtete. Der Italiener glaubte fast, dem Kurfürsten eine Gnade dadurch zu erweisen, daß er das reiche Gehalt annahm und sich herbeiliess, ihm seine Kunst zu verkaufen. Mit finsterner, mürrischer Miene erschien er bei Hofe, wenn er aber die Geige ergriff, dann wurde er ein anderer Mensch, dann leuchtete sein Auge in glühendem Feuer auf, dann vergaß er, daß er sich in den Prachtgemächern des Kurfürsten befinde, nur an seine Kunst dachte er und er spielte mit so tiefem Gefühl, daß er die Zuhörer zu einer wahren Begeisterng hinriß; kaum aber hatte er sein Spiel geendet, dann floh er aus dem Schlosse in seine Wohnung, und klagte seiner Tochter, mit der er einjam in einem kleinen Häuschen lebte, seinen Schmerz, daß er den rohen Deutschen als Musikanst und Zeitvertreiber dienen müsse. Er haßte diese Deutschen von ganzem Herzen, seine schöne Tochter aber theilte seine Abneigung nicht, sie hatte wenigstens einen Deutschen kennen gelernt, der ihr jedes Mal, wenn der Vater zum Kurfürsten gerufen wurde, die einsamen Stunden erheiterte und welcher ihr gar nicht hassenswerth erschien.

Der Italiener ahnte lange Zeit nichts davon, daß sein Töchterchen irgend einen andern Mann sehe, als ihn; er hütete sie, wie seinen Augapfel, und glaubte sie in seinem kleinen Hause unter der Fürsorge und Wache einer alten Dienerin wohl bewahrt; — die Dienerin aber liebte ihre freundliche schöne Herrin mehr, als den grämlichen Meister, und sobald dieser das Haus verlassen hatte, um seinen Dienst im Schloß zu versehen, öffnete sie dem jungen Deutschen die Hintertür, während sie selbst Wache stand, damit das Liebespaar nicht von dem etwa früher heimkehrenden Vater unliebsam überrascht würde. —

Eines Abends war der Italiener auch in das Schloß berufen worden. Er hatte kaum sein Haus verlassen, als der Liebhaber zur Hintertür hinein schlüpfte; die gute Alte hielt wie gewöhnlich Wache. Da sie aber nicht so angenehm beschäftigt war, wie das Liebespaar, so wurde ihr die Zeit etwas lang und endlich sanken ihr die Augenlider zu, sie nickte ein wenig ein und hörte es nicht, daß der Meister die Hausthür öffnete und geraden Weges nach dem Wohnzimmer schritt, in welchem er seine Tochter mit ihrem Geliebten überraschte.

Er war bei der unverhofften Entdeckung außer sich vor Wuth; er stuchte der unwürdigen Tochter, die er in den Armen des verachteten Deutschen gefunden hatte; den jungen Mann überschüttete er mit Schimpfworten, und obgleich dieser ihm

versicherte, daß er guter Leute Kind sei, daß er auch ein hübsches Vermögen habe und nichts sehnlicher wünsche, als daß er durch eine Heirath das heimliche Liebesverhältniß wieder gut machen könne, so besänftigte er doch dadurch den wüthenden Vater nicht. Er wurde mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt. Vor der Thür empfingen ihn die Spottredn der zahlreich versammelten Nachbarschaft, die herbeigelockt durch den wüthenden Lärm in dem sonst so stillen Hause, sich auf der Straße versammelt hatte; durch die lachenden und höhenden Gaffer mußte der Schwerebeleidigte und Beschämte seinen Weg nach Hause nehmen.

Das stille Glück der Liebenden war jetzt plötzlich zerstört. Der Italiener bewachte sein Haus besser als bisher und alle Bemühungen des jungen Mannes, die Geliebte noch einmal zu sprechen, waren vergeblich; auch der Versuch, den strengen Vater durch Bitten zu erweichen, schlug ihm fehl und zog ihm nur neue schwere Beleidigungen auf offener Straße zu, denn der Meister verböhtete ihn in Gegenwart vieler Zeugen, daß er, der armenfelige Wicht, sich unterfange, die Tochter eines berühmten Künstlers freien zu wollen.

Wenige Tage später wurde bei einem Aufstau der Italiener im Gedränge durch einen Dolchstoß ermordet. —

Wer war der Thäter? — Niemand war darüber im Zweifel. Nicht hinter dem Ermordeten hatte man im Augenblick vor der That den verschmähten Liebhaber gesehen, dieser war der Mörder, er allein hatte einen Vortheil von dem Tode des Meisters, er allein hatte ein Motiv zur Rache.

Er wurde sofort verhaftet und mit dem blutigen Leichnam nach dem Rathhause geschleppt. Der Richter ermahnte ihn, seine unzweifelhafte Schuld zu bekennen; aber vergebens, der Angeschuldigte leugnete, er behauptete seine Unschuld mit heiligen Schwüren, ohne indessen den Richter überzeugen zu können. —

Bei der schnellen Justizpflege jener Tage waren wohl Verurtheilung und Hinrichtung schnell auf einander gefolgt, wenn nicht vor dem Richter unerwarteter Weise ein junger Mann erschienen wäre, der freiwillig bekannte, er habe den Italiener im Gedränge ermordet, und kaum war dieser vernommen und ins Gefängniß geführt, da erschien ein Anderer, der bekannte ebenfalls, daß er der Thäter sei. —

Der Richter war aufs Höchste erstaunt. Hier gaben sich zwei Menschen freiwillig als Urheber eines todeswürdigen Verbrechens an, welches nur Einer begangen haben konnte, und wegen dessen ein anderer Dritter verurtheilt war. Er ließ den Angeklagten vor sich führen, um Auskunft von ihm zu erhalten und ihn den beiden Andern gegenüber zu stellen; er hoffte dadurch eine Lösung des Räthfels, aber er machte dasselbe nur noch dunkler. Kaum sah der Angeklagte die beiden Andern, da umarmte er sie, indem er Thränen der Rührung vergoß. „Ihr wollt Euer Leben

opfern, ihr theuern Brüder!“ — so rief er aus, — um mir das meinige zu erhalten; — das aber soll euch nicht gelingen! Das Geständniß, welches mir keine Folterqual abgerungen hätte, ich lege es jetzt freiwillig ab: Ich war es, der den Italiener aus Rache mordete. Ich bin der Schuldige!“ —

„Nein, ich bins, ich bins!“ riefen auch die beidern Andern, jeder der Brüder wollte den Mord begangen haben und führte Zeugen an, daß er im Augenblick der That ganz in der Nähe des Ermordeten gesehen worden sei. —

Es gab einen gar seltsamen Streitt, wie er wohl niemals wieder vor einem Gerichtshof geführt worden ist. Die Brüder stritten sich und keiner wollte nachgeben. Jeder behauptete der Mörder zu sein, jeder bat die andern in den dringendsten Worten, sie möchten ihr falsches Geständniß zurücknehmen und ihn sterben lassen, denn er allein sei ja der Schuldige. —

Der gelehrte Richter hatte manchen schwierigen Prozeß geführt, hier aber wußte er keinen Rath und er beschloß daher, die schwierige Streitfrage dem Kurfürsten vorzulegen, damit dieser sie entscheide.

Und der Kurfürst entschied. — Wo des Menschen Wissen nicht ausreicht, da solle er zu Gottes Allwissenheit seine Zuflucht nehmen. Gott selbst möge richten! — Die drei Brüder sollten auf dem Kirchhofe zum heiligen Geiste jeder eine junge Linde einpflanzen, die Wurzeln nach oben, die Krone in den Boden. Seien sie unschuldig, so werde Gott die Schuldlosen nicht verderben lassen, sondern ein Wunder thun, um sie zu retten. Wenn aus den Wurzeln der jungen Bäume Blätter und neue Zweige sproßten, so seien die Angeklagten schuldlos. Derjenige der Brüder aber, dessen Baum dürre bleibe, der solle als der Mörder betrachtet und ohne Gnade dem Beil des Henkers überliefert werden.

Als das Volk von Berlin das Urtheil des Kurfürsten vernahm, jubelte es laut, denn es war ein Urtheil ganz im Sinn und Geist des Volkes gesprochen. Eine zahllose Menge versammelte sich an dem Tage, an welchem die Pflanzung erfolgen sollte. In feierlicher Prozession, begleitet von den Geistlichen, die dem Werke den Segen sprechen sollten, damit es ein wahres Gottesurtheil werde, zogen die drei Brüder nach dem heiligen-Geist-Kirchhof und pflanzten dort drei schöne junge Linden mit der Krone in die Erde, dann wurden sie nach dem Gefängniß zurückgeführt; auf dem Kirchhof aber blieb Tag und Nacht eine kurfürstliche Wache stehen, damit nicht die Hand eines Frevlers das Gottesurtheil stören könne. —

Als der Frühling kam und der Saft in den Bäumen in die Höhe stieg, da wallfahreten die Berliner täglich in Schaaren nach dem Kirchhof, um die jungen Linden anzuschauen. Das Wunder, welches das Volk erwartet hatte, geschah. Alle drei Linden trieben aus dem verworrenen Wurzel-

wert heraus lustig grüne Keime, die sich zu einem dichten Blättertschmuck entfalteten.

Der Jubel war groß in der Stadt. Kurfürst Johann Georg besuchte selbst den Kirchhof, um sich persönlich von dem Gedeihen der drei Linden zu überzeugen. Er befahl jetzt die sofortige Freilassung der drei Brüder, deren Unschuld durch das Gottesurtheil erwiesen war. Um sie für ihre aufopfernde Liebe gegen einander zu belohnen und sie für die unschuldig erlittene Haft zu entschädigen, erhob er sie in den Adelsstand und gab ihnen den Namen von der Linden.

## Siebentes Kapitel.

Tod des Kurfürsten Johann Georg. — Erb-  
streitigkeiten. — Kurfürst Joachim Friedrich. — Sparsamer Hofhalt. — Der Schiff-  
streit auf der Spree. — Die Kurfürstin  
Katharina. — Die große Pest. — Religiöse  
Streitigkeiten. — Der calvinische Bettler-  
mantel. — Das Joachimsthalsche Gymna-  
sium. — Der Staatsrath. — Luxusverord-  
nung. — Rohe Sitten. — Nächtlicher Unfug  
in den Straßen von Berlin. — Jagden auf  
Raubgesindel. — Tod Joachim Friedrichs.

Gegen Ende des Jahres 1597 fühlte der 72jährige Kurfürst Johann Georg sich so krank und schwach, daß er seinen nahen Tod ahnte. Er berief seine sämmtlichen zahlreichen Kinder zu sich, um Abschied von ihnen zu nehmen. Sie kamen alle, auch der Churprinz Joachim Friedrich, der sich als Verweser des Erzstiftes Magdeburg dort aufhielt; aber am 5. Januar 1598 in Berlin eintraf und der mit dem erkrankten Vater noch mehrere lange Unterredungen hatte.

Joachim Friedrich hatte seinem Vater nie nahe gestanden und in letzter Zeit war er ganz mit ihm zerfallen, weil Johann Georg durch ein Testament, für welches er die Bestätigung des Kaisers sich zu verschaffen gewußt hatte, seinen Ältesten in seinem Erbrecht zu beeinträchtigen wünschte; er beabsichtigte nämlich, seine Länder zu theilen, wie dies seiner Zeit Kurfürst Joachim I. gethan hatte; die Kurmark wollte er zwar dem Churprinzen Joachim Friedrich, dagegen die Neumark seinem ältesten Sohn aus seiner dritten Ehe, dem Markgrafen Christian hinterlassen.

Joachim Friedrich erkannte die Rechte des Vaters zu einer solchen Theilung des Landes nicht an, und als am 8. Januar 1598 Johann Georg starb, weigerte sich sein Nachfolger, das väterliche Testament zur Ausführung zu bringen. — Es kam gleich nach dem feierlichen und prachtvollen Begräbniß Johann Georgs zu recht ernstn Streitigkeiten zwischen dem Kurfürsten Joachim Friedrich und seiner Stiefmutter; aber Joachim Friedrich setzte seinen Willen durch und durch den berühmten Vera'schen Vertrag, der noch gegenwärtig die Grundlage des brandenburgisch-preussischen Hausgesetzes ist, wurde der Streit endlich dahin ausgeglichen, daß Markgraf Christian nach

dem Tode des in den fränkischen Besitzthümern des brandenburgischen Hauses herrschenden Markgrafen Georg Friedrich in Baireuth zur Regierung kommen sollte. Anfangs protestirte zwar Markgraf Christian gegen den Gera'schen Vertrag, als er aber durch den Tod des Markgrafen Georg Friedrich in Baireuth wirklich zur Regierung kam, erkannte auch er den Vertrag an und so löste sich dann der durch das Testament Johann Georgs hervorgerufene Erbschaftsstreit in der kurfürstlichen Familie friedlich.

Das Begräbniß des Kurfürsten Johann Georg war für eine Reihe von Jahren fast die letzte prunkvolle Feierlichkeit am kurfürstlichen Hofe, denn Joachim Friedrich, der Sohn und Nachfolger Johann Georgs, theilte die Neigung seines Vater für prächtige Feste nicht.

Joachim Friedrich war am 27. Januar 1546 geboren, also 52 Jahr alt, als er zur Regierung kam. Von Kindheit an war er so kränklich gewesen, daß die Aerzte schon die Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten, aufgegeben hatten. \*) Wenn auch der Körper des Kurprinzen sich im Mannesalter kräftigte, so stellten sich doch später wieder neue Krankheitserscheinungen ein, welche ihn wenig geneigt machten, sich an rauschenden Festen zu betheiligen. Er liebte ein einfaches bürgerliches Leben, und wenn er auch den Hofstaat seines Vaters beibehielt, so blieb er doch den Turnieren, kostbaren Feuerwerken, Ringelstechen u. s. w., welche bisher ungeheure Geldsummen gekostet hatten, fern.

Nur wenn ein Familienfest oder der Besuch eines fremden Fürsten nothwendig eine Feierlichkeit erforderten, wurde eine solche veranstaltet, aber stets in weit geringerem Umfange als zur Zeit Johann Georgs. So wurde zur Feier der Vermählung des Landgrafen Ludwig von Hessen mit der Schwester des Kurfürsten, Magdalena, wie Haßitz berichtet, am Sonntage Trinitatis 1598 am Abend ein Schiffsstreit auf der Spree abgehalten. Viele große Schiffe, welche mit Stücken und Feuerwerk beladen waren und auf denen viele Schützen standen, kamen von Spandau her die Spree heraufgefahren und griffen zum Schein die von anderen Schützen besetzte lange Brücke an. Zwei Stunden lang schossen die Kämpfer auf einander und ließen ihre Feuerkugeln fliegen, dann war das Schauspiel, fast die einzige größere Lustbarkeit bei der Vermählungsfeier, zu Ende. —

Der in demselben Jahre (1598) stattfindende Besuch des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach mit 400 Pferden in Cöln, wurde nur durch einen festlichen Empfang gefeiert. Vom

\*) Man schrieb damals die Kränklichkeit des Prinzen den bösen Einwirkungen der Hexen zu, welche dem fürstlichen Kind etwas angethan haben sollten! Manches unglückliche alte Weib mußte den Verdacht, bei dieser schändlichen Hexerei betheilt zu sein, mit dem Leben büßen!

Cölnischen Rathhaus bis zum Schlosse waren 150 weiß und schwarz gekleidete Soldaten mit Musketen aufgestellt, der Kurfürst zog dem Markgrafen entgegen und holte ihn persönlich ein.

Das einzige Vergnügen, welches der Kurfürst sich selbst, seinen Prinzen und der lebenslustigen Jugend am Hofe gönnte, waren einige Schlittensfahrten, Mummereien und Jagden. So zogen z. B. zu Fastnacht des Jahres 1600 die kurfürstlichen Prinzen mit einigen befreundeten jungen Adligen auf 30 Pferden durch die Straßen von Berlin und Cöln. Sie hatten sich lustig verummmt und ritten mit Windlichtern in den Händen lachend und scherzend vor die Wohnungen der vornehmsten Hofjunker, um diesen eine fröhliche Fastnacht zu wünschen.

Des Kurfürsten Neigung zu einem einfach bürgerlichen Leben fand Unterstützung durch seine erste Gemahlin, die Kurfürstin Katharina, \*) eine Tochter des Markgrafen Johann von Cüstrin. Katharina war eine streng religiöse Frau, welche nur mit Widerwillen prunkvollen Festen beizwohnte, sie suchte und fand ihre Erheiterung im Wohlthun und in einer regen Theilnahme an dem Geschick ihrer Diener sowohl, als auch der Bürgerfamilien von Berlin und Cöln. — Sie besuchte gern Kranke und Kindbeterinnen\*\*), und um diesen besser mit Arzneien beistehen zu können, begründete sie die Schloßapotheke, aus welcher sie den Armen unentgeltlich Arznei verabreichen ließ.

Eine besondere Liebhaberei der Kurfürstin war die Landwirthschaft. In der cölnischen Vorstadt vor dem Teltower Thor hatte sie eine Meierei einrichten lassen, welche sie selbst beaufsichtigte

\*) Die Kurfürstin Katharina starb, von den Bürgern Berlins schmerzlich betrauert, schon im Jahre 1602. Im Jahre 1603 vermählte sich der Kurfürst zum zweiten Male mit Eleonore, der Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich des Blöden von Preußen, welche die jüngere Schwester seiner Schwiegertochter, der Gemahlin des Kurprinzen Johann Sigismund war. Ein gewiß seltener Fall, daß Vater und Sohn zwei Schwestern, und zwar der Vater die jüngere, heiratheten.

\*\*) Der Ordensrath König bemerkt in seiner Schilderung der Sitten Berlins, daß in jener Zeit die Hebeanmenkunft in unserer Stadt sehr schlecht betrieben worden sei, als Beweis führt er folgenden, dem Taufregister der St. Nikolaiirche vom Jahre 1598 entnommenen, komischen Fall an:

„Den 23. März Hans Welen und Anna Frosten Kind gekauft. Dieses Kind, weil weder die Wehmutter Margareth, noch die Mutter, noch der Vater, der selbst die Gevattern gebeten, und also auch der Prediger nicht anders gewußt haben, denn daß es ein Töchterlein wäre, ist in der Taufe nach dem übergebenen Zettel Maria genannt worden. Als aber am folgenden Tage die Wehmutter das Kind gebadet und gefunden, daß es ein Knäblein wäre, sind die Eltern darüber erschrocken und haben solches angezeigt, da ist vom Ministerio ihnen die Antwort worden, die Taufe wäre darum nicht unrecht. Aber das Kind sollte hinfort Georg genannt werden.“

und deren gewonnene Milch sie nach Berlin zu Markte bringen ließ. Der Marktplatz erhielt davon etwa im Jahre 1600 den Namen „der Molkenmarkt“, den er noch heute führt.

Joachim Friedrich ließ seiner Gemahlin gern gewähren. Er freute sich ihrer regen Theilnahme für die Armen, denn dieselbe war gerade damals recht sehr an ihrer Stelle, da die Schwesterstädte Berlin und Cöln von einem großen Unglück heimgesucht worden waren. —

Die Pest hatte im Jahre 1598 so gräßlich in Berlin und Cöln gewüthet, daß nahe an 2000 Menschen der entseßlichen Krankheit erlegen waren. Viele Wittwen und Waisen beklagten in Jammer und Noth den Tod ihrer Ernährer, und die Armuth wurde um so schmerzlicher fühlbar, als zu gleicher Zeit eine große Theuerung herrschte. —

Auch die strenge Religiosität der Kurfürstin, welche diese veranlaßte, für den Druck und die Vertheilung vieler erbaulicher Bücher zu sorgen und sogar ein Gebetbuch zu verfassen, harmonirte ganz mit den Neigungen Joachim Friedrichs, der selbst, der Liebhaberei seines Stammes treu, eine besondere Vorliebe für die kirchlichen Angelegenheiten besaß.

Sofort nach seinem Regierungsantritte war es sein ernstes und eifriges Bestreben, die Landeskirche nach seiner religiösen Richtung hin zu verbessern. Die seit der Zeit Joachims II. noch bei dem lutherischen Gottesdienst zurückgebliebenen, prunfvollen katholischen Gebräuche waren ihm sowohl, wie den streng lutherischen Geistlichen als ein „Affen- und Passenwerk“ sehr verhaßt. Er ordnete daher an, daß die Prozession, das Kreuzschlagen, das Fußwaschen am grünen Donnerstag und andere aus dem Katholicismus herübergekommene Gebräuche beim evangelischen Gottesdienst beseitigt würden. Er schaffte die meisten Bilder aus den Kirchen, beseitigte die noch in der Mark Brandenburg bestehenden Bisthümer und verwandelte die Domkirche in Cöln in eine Cathedral- und Oberpfarrkirche, welche er der heiligen Dreieinigkeit widmete.

Bei der von ihm eingesezten Kirchenvisitation mußten die Visitatoren besonders darauf achten, daß die Geistlichen die reine lutherische Lehre predigten und sich keine calvinischen Irrthümer zu Schulden kommen ließen. — Joachim Friedrich theilte in Beziehung auf die Lehren Calvins ganz die Abneigung seines Vaters Johann Georg, der einst in seinem unverföhllichen Haffe gegen die Reformirten ausgerufen hatte: „Ich habe nur eine Universität und ich halte sie für ein Kleinod. Wenn ich aber wüßte, daß meine Professoren Calvinisten werden sollten, so wünschte ich lieber, daß das Collegium der Universität lichterloh im Feuer aufginge!“

Joachim Friedrich hielt an den Lehren Luthers ebenso fest, wie einst Joachim I. am Katholicismus. Er fürchtete nichts mehr, als das sein Sohn und Nachfolger, der Kurprinz Johann Sigismund, den er im Verdacht calvinischer Sympa-

thien hatte, der lutherischen Lehre untreu werden könnte, deshalb ließ er denselben einen Revers unterschreiben, in welchem der Kurprinz sich verpflichtete, sich von keiner Sekte irre machen zu lassen, sondern stets bei dem reinen lutherischen Glauben zu bleiben.

Der große Eifer, welchen der Kurfürst in Aufrechterhaltung des Lutherthums erwies, trug in der Mark Brandenburg und besonders in den Residenzstädten Berlin und Cöln seine natürlichen Früchte. Der Haß zwischen Lutheranern und Reformirten wuchs mit jedem Tage; in den Trintstuben machte er sich nach wie vor Luft durch oft blutige Raufereien, die auch auf den Straßen fortgesetzt wurden, die Prediger schimpften sich auf den Kanzeln in den gemeinsten Redensarten aus, und die Literatur jener Zeit bietet uns eine Sammlung theologischer Streitschriften, welche sich in gegenseitigen Schmeißeleyen, die des Eismartins nicht unwürdig wären, bewegen. Welcher Art diese Schriften waren, mögen unsere Leser aus einer derselben, welche den berühmten Chronisten Angelus zum Verfasser hat, beurtheilen; der Titel der Schrift ist: „Calvinischer Bettlers-Mantel. Frankfurt. 1598.“

Der Inhalt entspricht dem Titel. Die calvinische Lehre wird als ein alter Bettlermantel, dessen Lappen aus dem stinkenden Plunderhaufen der Heiden, Gottesleugner, Kezer und Türken genommen worden seien, geschildert. Zur Erläuterung dient ein sauberer Holzschnitt, der einen alten, in Lumpen gehüllten, auf einem Klope sitzenden Bettler, dem der Teufel auf einem Haken noch ein paar Lumpen überreicht, darstellt. — Die folgenden eleganten Verse erklären das schöne Bild.

„Hier sitzt ein Bettler auf dem Stoc  
Und hat gar ein'n gestickten Rock:  
Der Bettler ist der Calvinist:  
Der Rock sein Lehr und Irrthum ist:  
Die Flecken aber sind die Lehr,  
So von Heid'n und Kezern kommt her,  
Denn, ohn was er lehrt mit uns gemein,  
Nimmt er aus'm Lumpenhaufen unrein  
Der gottlosen Heiden und Kezer heraus  
Und macht ihm kein Gewissen draus. —  
Drum folg ihm nicht, rath ich von Herzen,  
Daß Du nicht kommst in ew'ge Schmerzen.“

Auf einem andern Holzschnitt ist der Teufel dargestellt mit stiegenden Haaren und Schlangen, welche den Doctor Luther zerflecken, darunter der schöne Vers:

Obgleich alle calvinischen Ragen  
Vorne lecken und hinten fressen,  
So bringen sie doch an Tag nicht mehr  
Denn ihr falsch Herz und schändte Lehr.

Die Unduldsamkeit und Schimpferei der Geistlichkeit nahmen so sehr überhand und wurden so unwürdig, daß sich Joachim Friedrich endlich veranlaßt sah, Verbote gegen die geistlichen Zänkereien ergehen zu lassen, aber das Uebel war zu tief eingewurzelt, als daß es durch ein einfaches

Nachtgebot des Kurfürsten hätte beseitigt werden können.

Wie religiösen lässigste e geschäfte begabter

zeichnet, aber er besaß einen redlichen Willen und ein Herz für das Land, und dadurch hat er in seiner kurzen Regierung viel Löbliches geleistet.

der allgemeinen Sitte durch die Gesetzgebung Fesseln auflegen zu wollen, dieselbe brach sich Bahn trotz aller Strafverbote und in Berlin und Cöln war dies um so mehr der Fall, als das Beispiel eines prachtliebenden Hofes die Bürger naturgemäß zur Nachahmung aufforderte.

Auch Joachim Friedrich glaubte durch eine Luxusverordnung der herrschenden Sitte entgegenzutreten zu müssen; er giebt uns in derselben eine Schilderung des Aufwandes, den Frauen und Mädchen aller Stände, selbst Dienstmädchen in der Kleidung machten, welche uns lebhaft an die noch heut vielfach zu hörenden Klagen guter Hausväter über die ewig wechselnden Moden erinnert. Er sagt:

„Wer die jetzige neue Manier mit Kleidungen unter Mann und Gesellen, Weibern und Jungfern, sonderlich auch unter den Dienstmädchen ansiehet und gegen die vorigen, so ehemals gebräuchlich gewesen sind, hält, muß billig mit Verwunderung bekennen und sagen, daß die Hofahrt schier über alles Vermögen der Leute gestiegen ist; und das also, daß noch täglich damit kein Aufhörens ist, voraus bei den Weibspersonen, die fast alle Monate neue Trachten annehmen oder selber aufbringen, und keine der andern etwas nachgeben will. Da überladen sie sich auf Hochzeiten und sonstigen Festen mit Kleidern und andern Unkosten dergestalt, daß sie bald hernach auf solche Hochzeitsfreude die Kleider auf den Trödelmarkt schicken, und kaum ums halbe Geld wieder verkaufen; oder das verlassen müssen, was ihren Eltern zu erwerben, blutsauer geworden ist. — Es treten nunmehr auch die Dienstmägde so stolz und stattlich einher, daß man fast kein Unterschied mehr unter ihnen und Bürgerkindern erkennen kann. Durch welche Hofahrt, Leppigkeit und Uebermuth nicht allein Gott, der im Himmel regieret, zu Strafe, Ungnad und Entziehung seines Segens bewogen wird; sondern es wird auch der ganze Staat an Geld und Vermögen trefflich dadurch erschöpft; Fremde und Ausländer bekommen das Geld hinweg, und erfolgt also endlich daraus bei Vielen, wie die tägliche Erfahrung lehrt, nichts Anderes, als die äußerste Noth, Verachtung und Elend.“

Diesen Grundsätzen folgend, verbot Joachim Friedrich die übermäßige Pracht in der Kleidung. Im Großen und Ganzen ist seine Luxusverordnung eine Wiederholung der unter Johann Georg erlassenen. Sie theilt ebenfalls die Bevölkerung in Standesklassen, aber nur in drei, ein, und enthält für jeden Stand bestimmte in die größten Einzelheiten eingehende Vorschriften für die Feierlichkeiten bei Hochzeiten und anderen Familienfesten, sie schreibt die Dauer dieser Feste, die höchste Zahl der Gäste, die erlaubten Gerichte u. s. w. vor. Eine dauernde Wirkung hatte aber diese Verordnung eben so wenig, wie die früher erlassenen, denn der Hang des ganzen Volkes vom vornehmsten Adligen bis zum ärmsten Dienboten herab, nach prachtvollen Schaustellungen

das Leben unserer Stadt hatten.

Die unter der Regierung Johann Georgs erlassene Luxusverordnung hatte nur für wenige Jahre dem übermäßigen Aufwand der Bürger vorgebeugt. Es war ein vergebliches Bestreben,

\*) Die volkswirtschaftliche Erkenntniß, daß die Gewerthätigkeit eines Volkes am sichersten durch vollkommene Freiheit des Handels und des Gewerbes begründet ist, war den Staatsmännern jener Zeit fremd. Der auch heut wieder modern gewordene Glaube, durch Schutzzölle die Industrie eines Landes befördern zu können, galt damals allgemein.

war zu groß, als daß er durch eine Kurisverordnung hätte unterdrückt werden können.

Diese Sucht nach äußerem Glanz, welche alle Stände theilten, war ein um so traurigeres Zeichen der Zeit, als sie sich verband mit einer mehr und mehr überhand nehmenden Sittenlosigkeit und Rohheit.

Fast allnächtlich ertönte in den Straßen von Berlin und Cöln wildes Geschrei verspäteter Zecher; die adligen Herren vom Lande kamen nach der Stadt und schwärmten hier mit den Hofherren in den Trinkstuben umher. Häufig genug trieben sie ihren Uebermuth so weit, daß sie in der Nacht die Bürgerhäuser erkürmten und die Bürger verlächten und verjagten. Sie forderten einander auf offener Straße zum Zweikampf heraus, so wurde, wie uns Haftitz erzählt, am 21. Mai 1600 am hellen lichten Mittage um 2 Uhr in der heiligen Geiststraße ein Edelmann Mathe Wispert von Andreas Rehdorf, den er gefordert hatte, im Kampf erstochen.

Und die Bürger machten es nicht viel besser; sie bestanden oft förmliche Kämpfe mit dem kurfürstlichen Hofgesinde. Der Ruf: „Bürger heraus“ erschallte oft genug zu nächtlicher Weile in den Straßen von Berlin und nach demselben gab es stets heftige Prügeleien, welche nicht selten blutig endeten.

Vor den Thoren der Stadt war es ebenfalls nicht geheuer. Da trieb sich viel böses Gesindel umher, welches besonders in den Gräben und Eisengebüschen der Landwehr von Cöln nächtigte. Oft genug mußten, besonders bei größern Festlichkeiten, zu Pfingsten und an den Markttagen, zu denen das Raubgesindel gern in die Stadt kam, die Thore mit doppelten Wachen besetzt werden, von Zeit zu Zeit zogen sogar bewaffnete Bürgerschaaaren aus den Thoren und hielten förmliche Treibjagden auf Mörder und Räuber ab, indem sie dieselben aus ihren Schlupfwinkeln in der Cölnner Landwehr aufstöberten; aber alle diese Mittel waren nicht durchgreifend und vermochten das Uebel nicht zu beseitigen.

Auch eine Verordnung, welche Kurfürst Joachim Friedrich am 20. December 1603 gegen die nächtlichen Ruhestörer erließ und in welcher er dieselben mit Strafe bedrohte, änderte nichts in dem wüsten Leben. —

Joachim Friedrich war über die Rohheit des Volks, von der er täglich Beweise erhielt, oft schwer bekümmert. Noch in seinen letzten Lebensstunden berührte sie ihn schmerzlich.

Er hatte im Juli 1608 eine Reise nach Storkow gemacht, um einige neue Wassergebäude zu besichtigen. Während er von Storkow nach Berlin zurückreiste, wurde ihm eine Bittschrift übergeben, in welcher ein berlinischer Zimmermann sich darüber beklagte, daß sein Schwager in Fürstenwalde ermordet worden sei.

Friedrich Joachim schlug, als er die Schrift gelesen hatte, die Hände zusammen und rief, indem er sie gen Himmel erhob, schmerzvoll: „Ach,

lieber Gott, wie wird das Todtschlagen und die Wollust so allgemein! Gott muß das Land strafen!“ — Kaum eine Stunde darauf rührte ihn der Schlag. Er starb im Reisewagen in der Nähe von Cöpenik am 18. Juli 1608.

## Achtes Kapitel.

Kurfürst Johann Sigismund. — Das Herzogthum Preußen und der Sülisch-Cleve'sche Erbfolgestreit. — Eine verhängnißvolle Ehrkeige. — Johann Sigismunds Religionswechsel. — Unruhen in Berlin. — Theologische Streitchriften. — Hans Knorr und Benedict Haberecht.

Die trübe Ahnung, welche sich in den letzten Worten des Kurfürsten Joachim Friedrich aussprach, erfüllte sich schon unter der Regierung seines Sohnes und noch mehr unter der seines Enkels. — Der sterbende Kurfürst blickte prophetisch in die Zukunft, er sah die schweren Wetterwolken, welche sich über der Mark Brandenburg zusammen zogen und er fühlte sehr wohl, daß sein Sohn und Nachfolger weder die Kraft haben werde, den Stürmen, die im Anzuge waren, zu trotzen, noch das Talent, sie zu beschwichtigen.

Der Kurfürst Johann Sigismund war 36 Jahre alt, (er war am 8. November 1572 geboren) als er seinem Vater in der Regierung folgte. Johann Sigismund hatte eine sorgfältige, tüchtig wissenschaftliche Erziehung genossen. Wenn aber auch sein Wissen durch dieselbe ausgebildet worden war, so doch nicht in gleichem Maße sein Charakter. Als der Liebling seines Großvaters, des Kurfürsten Johann Georg, hatte er am Hofe desselben im Strudel der Vergnügungen gelebt, war er verhätschelt und verzogen worden. Die adeligen Gespielen hatten stets dem fürstlichen Knaben zu Gefallen leben müssen, sein Wille war für sie Gesetz; — der Großvater sah seinem Liebling gern kleine Fehler und Schwächen nach und nahm es ihm nicht übel, wenn er leicht einmal im Zähorn aufbrauste, wenn er im Kreise lustiger Zecher hier und da einen Becher mehr trank, als gut war. Auch die spätere Lebensschule schliß die unglücklichen Angewohnheiten des jungen Prinzen nicht ab. — Er war im höchsten Grade aufbrausend und ließ sich leicht im Zähorn zu Handlungen hinreißen, welche er später schwer bedauerte. Er liebte eine lustige Zechergesellschaft und sprach in derselben dem Wein oft bis zur Trunkenheit zu, so daß er durch den übermäßigen Genuß geistiger Getränke nach und nach seine Gesundheit zerrüttete. Es fehlte ihm nicht an guten Eigenschaften, aber sie wurden durch größere Fehler unwirksam gemacht, und nützten seinen Unterthanen um so weniger, als ihm das Herz für diese fehlte. Sein Ehrgeiz trieb ihn, sich eine höhere Macht zu gewinnen, als ihm die kleine Mark Brandenburg gewähren konnte, er betrachtete sein Land nur als Mittel zum Zweck, als

den Ausgangspunkt zu höhern Bestrebungen. Er kümmerte sich deshalb um die Mark Brandenburg im Ganzen wenig, die Regierung derselben überließ er meist den von ihm eingesetzten Statthaltern, während er selbst sich in den Ländern aufhielt, durch welche er seine Macht vergrößern wollte.

Schon sein Regierungsantritt gab davon Zeugniß. Er befand sich gerade auf einer Reise in Preußen, als er die Kunde vom Tode seines Vaters erhielt; — anstatt umzukehren, sich huldigen zu lassen und sich dem Volke persönlich vorzustellen, wie dies die Stände der Mark sehnlich wünschten, setzte er seine Reise ruhig fort und schickte nur seinen Günstling, den Edlen Adam Gans von Pullitz, den er zum Statthalter der Mark ernannte, zurück. — Das Herzogthum Preußen mußte erst erworben werden, während er die Mark Brandenburg schon besaß, daher glaubte er den Preußen eine größere Aufmerksamkeit schenken zu müssen, als den Märtern. —

Die Geschichte der äußern Politik und der Machtvergrößerung des Hauses Hohenzollern bildet nicht die Aufgabe dieses Werkes, wir können daher auch auf die Details der Bestrebungen Johann Sigismunds nach dieser Richtung hin nicht eingehen, sondern nur ein flüchtiges Bild derselben geben.

Unsere Leser erinnern sich, daß schon Joachim II. die Mittheilung über das Herzogthum Preußen erhalten hatte, das Bestreben Johann Sigismunds war es, dasselbe Ziel zu erreichen, um nach dem Tode seines Schwiegervaters, des blödsinnigen Herzogs Albrecht von Preußen, dies Land für immer mit der Mark Brandenburg zu vereinigen. — Er hatte in diesem Streben viele Schwierigkeiten zu überwinden, sowohl die preussischen als die polnischen Stände mußten durch Schmeichelei und Bestechung gewonnen werden. Nach langer Arbeit gelang es Johann Sigismund zum Ziel zu kommen. Er wurde als Regent für seinen Schwiegervater anerkannt, als Erbe desselben belehnt und als Herzog Albrecht 1618 starb, Herzog von Preußen; um aber endlich das Herzogthum zu gewinnen, hatte er gewaltige Summen aus der erschöpften Mark Brandenburg ziehen müssen, war er seinem Stammlande fast fremd geworden, weil er sich größtentheils nicht in demselben, sondern in Königsberg aufhalten mußte.

Fast noch schwerere Opfer als die Erbschaft des Herzogthums Preußen kostete eine andere Machtvergrößerung des Kurfürsten dem Volk der Mark Brandenburg.

Am 25. März 1609 starb der Herzog Johann Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg. — Der Kurfürst hatte Ansprüche an die Erbschaft, diese aber waren nicht unbestritten, denn neben Johann Sigismund traten noch andere Erben auf, welche eben so große und noch größere Ansprüche zu haben behaupteten.

Ein Krieg um ein fremdes Land stand bro-

hend in Aussicht. Johann Sigismund rüstete sich. Das Geld, welches ihm die Stände auf mehreren Landtagen bewilligten, wurde verwendet, um Soldaten zu werben und zu bewaffnen. Ueberall in der Mark und auch in unserer Stadt Berlin wurden die Bürger in den Waffen geübt.

Die Bürger von Berlin kümmerten sich wenig darum, ob der Kurfürst durch eine neue Ländererwerbung eine größere Macht erhielt oder nicht, sie hätten es wohl lieber gesehen, wenn derselbe, wie seine Vorfahren, die Residenz in Berlin nicht verlassen, wenn er seine ganze Regierungsthätigkeit der Mark Brandenburg allein gewidmet hätte. Das Streben Johann Sigismund, sich und seinen Nachkommen eine größere Macht zu schaffen, trug daher keineswegs dazu bei, ihn in Berlin beliebt zu machen, und das Mißvergnügen des Volks steigerte sich, als eine gehoffte friedliche Ausgleichung mit einem der Erbberechtigten, dem Pfalzgrafen von Neuburg, durch die Schuld des Kurfürsten sich zerschlug.

Es war eine Vermählung des Pfalzgrafen mit der ältesten Tochter Johann Sigismunds verabredet worden. In Düsseldorf sollten zwischen beiden Fürsten die nöthigen Verabredungen getroffen und die Einigung vollendet werden, statt derselben aber kam es zum vollständigen Bruch und zu einer erbitterten Feindschaft zwischen ihnen. — Sie saßen beim Mahl und hatten die Becher schneller kreisen lassen, als wohl Beiden gut war. Ein kleiner Streit, der sich zwischen dem Pfalzgrafen und dem Kurfürsten erhob, erhitzte sich mehr und mehr. Johann Sigismund war dabei so wenig Herr über sich selbst, daß er sich vergaß und seinem künftigen Schwiegersohn eine tüchtige Ohrfeige verabreichte. — Der Abbruch der Verhandlungen, die Feindschaft des Pfalzgrafen und der Ausbruch eines Krieges um das bestrittene Erbe waren die Folge des verhängnißvollen Schlages.

Der Krieg, wenn er auch nicht in der Mark Brandenburg selbst geführt wurde, hatte doch für dieselbe schwere Folgen. — Durch die Truppenwerbungen zog sich viel wüstes Gesindel nach der Mark und durchstreifte dieselbe raubend und mordend. Der Geldbeutel der Bauern und Bürger wurde durch harte Steuern tüchtig angeengt, dazu kamen mehrfache Pestepidemien, welche verheerend über das Land hinzogen und die durch die Kriegsaufgabe erzeugte Noth noch drückender erscheinen ließen; da war es wohl kein Wunder, daß die ferne Erbschaft dem Volke mit jedem Tage verhaßter wurde, und hierzu trug wesentlich, besonders in Berlin und Köln, noch bei, daß man dem Wunsche des Kurfürsten, sich in den jülich-cleveschen Ländern Sympathien bei der Bevölkerung zu verschaffen, eine religiöse Richtung desselben zuschrieb, welche in der Mark Brandenburg viel böses Blut machte.

Johann Sigismund hatte als Knabe seinen Religionsunterricht von dem streng lutherischen Hofprediger Gedike empfangen, von einem Manne,



der sich nach bester Kraft bemüht hatte, den Kurfürstlichen zu einem wüthenden Feinde aller Calvinisten zu machen; durch das Uebermaß des Eifers hatte er aber das Gegentheil, eine gewisse Neigung seines Zögling für die verbotenen Glaubenslehren erzeugt und diese war vielleicht durch den Revers, in welchem der Prinz sich gegen seinen Vater zur Aufrechterhaltung des lutherischen Glaubens hatte verpflichten müssen, noch erhöht werden.

Ob Johann Sigismund trotz seiner Neigung für die calvinischen Lehren ohne äußere Veranlassung niemals so weit gekommen wäre, dem Luthertum untreu zu werden, ist wohl zweifelhaft, da er es niemals besonders ernst mit religiösen Streitigkeiten nahm, sondern sich gegen Andersdenkende sehr duldsam, fast könnte man sagen, gleichgültig zeigte. — Es kam ihm auf die Form nicht besonders an, dies zeigte er deutlich genug in einer Unterredung, welche er eines Tages mit dem Hofapotheker, einem geborenen Schweizer, hatte. — Er fragte diesen, was man bei ihm zu Hause für Brod zum Abendmahl nehme. Der Apotheker antwortete: „Gnädigster Kurfürst und Herr, man hat auch Oblaten, so wie hier bei den Lutherischen, allein ein wenig größer und keine Crucifixbilder darauf gedruckt.“ — Da fuhr der Kurfürst auf und rief: „Was plagt man mich denn? Ist's da Brod und hier solls Kleister und Schaum sein?“

In solcher Kleinigkeit sah der Kurfürst den Unterschied zwischen der lutherischen und calvinischen Lehre und er würde schwerlich sich veranlaßt gefühlt haben, die eine mit der andern zu vertauschen, da er wußte, daß in der Mark Brandenburg der Haß gegen den Calvinismus groß war, wenn ihn nicht außer seiner Neigung auch sein politischer Vortheil zur Glaubensänderung getrieben hätte.

Wie in der Mark Brandenburg das Luthertum, so war in den jülich-clevischen Ländern der Calvinismus herrschend, und ein Fürst, der sich nicht zur Volksreligion bekannte, konnte nur geringe Sympathie finden. Joachim Sigismund hoffte außerdem auf die Hülfe der Holländer in dem Kriege und auch diese meinte er sich durch eine Glaubensänderung geneigt zu machen.

Der Bruder des Kurfürsten, Markgraf Ernst, der Statthalter der jülich-clevischen Länder, war sofort nach Antritt seines Amtes zur reformirten Kirche übergegangen. Johann Sigismund glaubte, denselben Schritt thun zu müssen um sich in dem neuen Landbesitz fest zu setzen.

Acht Tage vor Weihnachten des Jahres 1613 ließ er die sämmtlichen Berliner Prediger zu sich auf das Schloß entbieten. Die hochwürdigen Herrn wußten schon, welchen Zweck ihre Berufung habe, denn der Kurfürst hatte seine Vorliebe für die reformirte Kirche bei Anstellung von vornehmen Hofbedienten so augenscheinlich gezeigt, daß das Volk von Berlin und Cöln täglich seinen förmlichen Uebertritt erwartete, sie hatten sich da-

her auch gerüstet, den geistlichen Kampf zu beginnen. —

Johann Sigismund theilte den Predigern mit trockenen Worten mit, daß er beabsichtige, seiner Ueberzeugung zu folgen und das Abendmahl nach dem Gebote der reformirten Kirche zu nehmen, dann überließ er dem reformirten Kanzler Brudmann die weitere Unterhandlung.

Die Geistlichen hatten stumm, mit finsterner Miene die Eröffnung des Kurfürsten mit angehört, nur der Respekt vor dem regierenden Herrn hielt sie ab, ihre Mißbilligung laut und offen auszusprechen. Vor dem Kanzler aber hatten sie nicht nöthig, sich juridisch zu halten, und obgleich Brudmann in versöhnlicher Weise ihnen vorstellte, der Kurfürst maße sich keine Herrschaft über die Gewissen seiner Unterthanen an, wie auch seiner Obrigkeit zustände, er verlange aber auch ebenso, daß man ihm gestatte, frei seiner Ueberzeugung zu folgen, und daß die Geistlichen nicht ferner mehr von den Kanzeln herab ihre Verdammungsurtheile gegen die Calvinisten schleudern möchten, so waren die streng lutherisch gesinnten Prediger doch damit keineswegs einverstanden. Sie zogen sich zur Berathung in ein anderes Zimmer zurück und als sie nach kurzer Zeit wieder kamen, protestirte der frühere Lehrer Johann Sigismunds, der Prediger Gedicke, gegen jede Glaubensänderung des Kurfürsten, da dieser sich ja ausdrücklich durch den seinem verstorbenen Vater ausgestellten Revers verpflichtet habe, lutherisch zu bleiben.

Der Protest war fruchtlos, der Kanzler Brudmann antwortete spöttisch, wenn auch der Kurfürst früher ein derartiges Versprechen gegeben habe, so sei er jetzt eines Andern überzeugt. In Religionsfachen müsse jeder seiner Ueberzeugung folgen und ein Versprechen, welches dies verhindern könne, sei an und für sich schon ungültig. Der Kurfürst sei eben so wenig verpflichtet lutherisch zu bleiben, weil er einen derartigen Revers unterschrieben habe, wie seiner Zeit Kurfürst Joachim II. verpflichtet gewesen sei, sein dem Vater gegebenes Versprechen, katholisch zu bleiben, zu halten. —

Mit diesem Bescheide wurden die Prediger entlassen. Sie gingen murrend nach Haus; von den Kanzeln herab aber schimpften sie in ihren nächsten Predigten noch toller, als je auf die gottverfluchten Calvinisten.

Johann Sigismund kümmerte sich weder um die Schimpfreden der lutherischen Prediger, noch um die Mißbilligung des grollenden Volkes von Berlin und Cöln. Er nahm am 25. Dezember 1613 in der Domkirche zum ersten Male öffentlich das Abendmahl nach reformirtem Brauch aus den Händen der beiden Hofprediger Füssel und Zink. Die vornehmsten Hofleute folgten seinem Beispiel; es war auch in der Ordnung, daß diese mit ihrem Gebieter den Glauben wechselten, wie jede andere Mode! Fünf und fünfzig Personen traten mit dem Kurfürsten zur reformirten Kirche über, unter ihnen der Bruder Johann Sigismunds, der Markgraf Johann Georg; die Kur-

fürstin aber blieb dem lutherischen Bekenntniß treu, sie äußerte sich sogar höchst mißbilligend über den Glaubensabfall ihres Gatten.

Das Volk von Berlin und Cöln nahm den Uebertritt des Kurfürsten nicht ruhig hin, es zeigte sein Mißfallen in der unzweideutigsten Weise. Wo sich einer der reformirten Hofherren in den Straßen sehen ließ, wurde er mit Spott empfangen und oft genug von den Gassenjungen verfolgt; in die Trinkstuben durften sich die Calvinisten schon gar nicht wagen, denn dort wurde ihnen das lutherische Glaubensbekenntniß mit den Fäusten demonstriert.

Gerade die niedere Volksmasse war am eifrigsten lutherisch, dies hatte ein ärgerlicher Ausbruch, der sich schon am 13. Oktober 1613 in der Domkirche ereignete, bewiesen.

Während der kurfürstliche Hofprediger Salomon Fink, von dem Jedermann wußte, daß er im Herzen Calvinist sei, und der deshalb in besonderem Ansehen beim Kurfürsten stand, predigte, versammelte sich auf dem Schloßplatz eine große Volksmasse. — Mehrere Handwerksgefallen waren die Führer der Menge, sie lärmten und schrieten vor der Kirchthüre.

„Komm heraus, du calvinischer Pfaffe! Steinigt den Calvinisten, wenn er von der Kanzel steigt!“ So ertönte das wüste Geschrei, welches mit jeder Minute ärger wurde. —

Schon hatten einige der Wüthendsten große Steine aufgenommen, welche sie drohend gegen einander schlugen, schon waren sie in die Kirche eingebrungen und die Gefahr für den Prediger, wirklich gesteinigt zu werden, lag nahe, als zu seinem Glück einige kurfürstliche Trabanten vom Schloß herbei kamen; diese nahmen den gefährdeten Prediger in ihren Schuß und entführten ihn glücklich der aufgeregten Menge.

Ähnliche Auftritte wiederholten sich mehrfach. Die Wuth des Volkes vergrößerte sich mit jedem Tage, sie wurde angeschürt, theils durch die Unvorsichtigkeit und Leichtfertigkeit des Kurfürsten, der jeden hergelaufenen Calvinisten, welcher unter dem Vorgeben, seines Glaubens wegen verfolgt zu werden, nach Berlin kam, in seinen Schuß nahm und der außerdem alle reformirten Hofbeamten sichtlich bevorzugte, theils durch die aufreizenden Predigten der lutherischen Geistlichen, theils durch eine Reihe von theologischen Streitchriften, welche in jener Zeit wahrhaft massenweis erschienen und welche in ungezügelter Worten über den Kurfürsten und die Anhänger Calvins herfielen.

Der Professor Hutter in Wittenberg nannte in einer Schrift die Gründe des Kurfürsten unverschämte Erzählungen und rebete ihn dabei an: leug, Teufel, leug! — Andere lutherische Schriftsteller warnten vor den grimmen calvinischen Wölfen und Himmelsräubern und bewiesen, daß die calvinische Lehre viel ärger, als die des Teufels sei. —

So unflätig diese theologische Literatur war

## Neuntes Kapitel.

Die Zusammenkunft der Geistlichen im Schloß zu Cöln. — Kaplan Peter Stuler. — Eine Berliner Revolution im 17. Jahrhundert.

Johann Sigismund fühlte sich der allgemeinen Mißstimmung gegenüber offenbar in einer höchst unbehaglichen Lage. Er wagte es nicht, zu strengen Mitteln zu greifen, denn er wußte wohl, daß er nicht mit einzelnen Schreibern, sondern mit dem ganzen Volke zu thun habe, hatten doch auch die Landstände sich ganz offen und zwar in den stärksten Ausdrücken gegen den Glaubensabsfall des Kurfürsten ausgesprochen. Er suchte daher zu besänftigen, wo er irgend konnte. Als ein geeignetes Mittel, den Glaubenshaß zu verwischen, erschien ihm eine Besprechung seiner reformirten Hofprediger mit den lutherischen Geistlichen, zu welcher er diese im Juni 1614 einlud.

Die Lutheraner glaubten, daß ihnen der Kurfürst eine Falle stellen wolle, sie steckten die Köpfe zusammen und beriethen lange, ob sie auf seinen Wunsch eingehen sollten, endlich, nachdem sie den Rath ihrer Wittenberger Glaubensgenossen eingeholt hatten, entschlossen sie sich dazu, forderten aber eine Verschiebung des Termins; eine solche wurde ihnen bis zum 3. October gewährt, zu diesem Tage lud Johann Sigismund die lutherischen Geistlichen der Nikolai-, Marien- und St. Petrikirche, so wie mehrere andere lutherische Prediger der Mark Brandenburg nach dem Schloß in Cöln.

Am 3. October 1614 hatte sich auf dem Schloßplatz eine zahlreiche Volksmenge versammelt. Männer aller Stände, die reichen Herren von den Geschlechtern, wie die Handwerker und Tagelöhner waren zusammen gekommen und empfingen mit jubelndem Zuruf die Prediger, welche in feierlicher Prozession nach dem Schlosse zogen.

Die geistlichen Herrn schritten im Bewußtsein ihrer Heiligkeit und im Vollgefühl ihres theologischen Hochmuths mit stolz erhobenen Köpfen einher. Sie hatten an den vergangenen Tagen private Zusammenkünfte gehabt und beschloffen,

den Kurfürsten in einer Bittschrift zu ersuchen, daß er sie von der Unterredung, welche der lutherischen Lehre nur Schaden könne, entbinden solle. Diese Bittschrift wollten sie Johann Sigismund überreichen, sich im Weitern aber auf einen gelehrten Glaubensstreit mit den calvinistischen Hofpredigern Füßel und Hint nicht einlassen. Sie verstanden es wohl trefflich, mit Donnerworten von den Kanzeln herab die calvinischen Keher in den tiefsten Abgrund der Hölle zu schleudern, denn an heiliger Stätte hatten sie keinen Widerspruch zu fürchten; auf einen gelehrten Streit aber, in dem sie Gründe gegen Gründe aufzustellen, ihre Ueberzeugung nicht allein durch Fluchworte und Bannformeln, sondern durch logische Entwicklungen vertheidigen mußten, mochten sie nicht gern eingehen.

Als die geistliche Prozession in die Schloßpforte getreten war, wollten die Bürger sich ihr nachdrängen, um Zeugen des Triumphes ihrer Prediger zu sein, aber die Trabanten, welche die Wache hatten, versperrten den Weg.

Da gab es harte Worte und berbe Fluchreden, denn die alten Berliner nahmen nicht leicht ein Blatt vor den Mund, der Kurfürst wurde mit gar seltsamen Ehrentiteln belegt und der Lärm wurde endlich so arg, daß er ins Innere des Schlosses und zu den Ohren Johann Sigismunds drang. — Dieser gab sofort den Befehl, daß die Bürger eingelassen werden sollten; es konnte ihm nur lieb sein, wenn so viele Zuhörer, wie möglich, bei der geistlichen Unterredung gegenwärtig waren, da diese seiner Ueberzeugung nach zu Gunsten der Reformirten ausfallen mußte.

Markgraf Johann Georg, der Bruder des Kurfürsten, brachte den Trabanten selbst den Befehl, die Thore nicht länger zu versperrn; er forderte sogar die Bürger auf, ihm recht zahlreich nach dem großen Saal des Schlosses, in welchem die Unterredung stattfinden sollte, zu folgen, so füllte sich denn der Saal bald bis über die Hälfte.

An einer langen Tafel saß obenan der Kurfürst; zu seiner Rechten neben ihm saß Markgraf Johann Georg, zur Linken standen der Kanzler Brudmann und die übrigen kurfürstlichen Räte.

Der Kanzler eröffnete im Auftrage des Kurfürsten die Unterredung. In milden versöhnlichen Worten ermahnte er die lutherischen Geistlichen zum Frieden und zur Einigkeit. Er bat sie, sich des Tobens, Schimpfens und Verdammens zu enthalten; glaubten sie, der Kurfürst sei in Irrthümer verfallen, und könnten sie dies aus der Bibel erweisen, dann würde der Kurfürst nicht anstehen, ihrer bessern Ueberzeugung zu folgen und seine Irrthümer abzustellen.

Es lag weder im Wollen noch im Können der fanatischen Alklutheraner, einen gelehrten Beweis zu führen, sie erklärten daher, daß sie sich auf keinen geistlichen Streit einlassen könnten und so wurde denn nichts aus dieser Unterredung, auf welche Johann Sigismund so große Hoff-

nungen gesetzt hatte. Die Bürger, welche erwartet hatten, einer heftigen Disputation beiwohnen zu können, verließen bald gelangweilt den Saal und ihnen folgten auch die lutherischen Geistlichen, die Versammlung löste sich auf, ohne ein Resultat gehabt zu haben.

Die milde Nachgiebigkeit, welche der Kurfürst im Großen und Ganzen gegen die maßlosen Ueberschreitungen der lutherischen Geistlichen zeigte, führte nicht zu dem gewünschten Ziel einer Beruhigung der Gemüther; die Volksmasse wurde im Gegentheil mehr und mehr aufgeregt durch die fanatischen Predigten, welche an jedem Sonntage von den Kanzeln ertönt, und endlich kam der allgemeine Unwille zu einem gewaltthätigen Ausbruch.

In der Charwoche des Jahres 1615 hatte Markgraf Johann Georg, welcher für den abwesenden Kurfürsten die Mark Brandenburg regierte, den Befehl gegeben, aus der Domkirche alle noch an den Katholicismus erinnernden geistlichen Schmuckstücke zu entfernen; die Bilder und Crucifixe, die verschiedenen Altäre und der Taufstein wurden fortgeräumt. Ein einfacher Tisch, der an den Chor gestellt wurde, ersetzte den Stein.

Die Nachricht von den Befehlen des Statthalters verbreitete sich schnell durch Berlin und Cöln, sie wurde von den Bürgern, welche in der Beseitigung des Kirchenschmucks eine neue Bevorzugung der reformirten Lehre sahen, mit Unwillen aufgenommen. Auch die lutherischen Geistlichen waren wüthend und äußerten sich höchst mißfällig über den Markgrafen Johann Georg, vor allen andern aber zeichnete sich der Kaplan an der St. Petrikirche, Peter Stuler, ein fanatischer Lutheraner, aus; dieser hielt über die Fortschaffung der Bilder eine Predigt, in welcher er sich in den gehässigsten Angriffen gegen den Kurfürsten und den Markgrafen Johann Georg erging und fast mit direkten Worten seine Zuhörer zum Widerstande gegen die Anordnungen des Markgrafen aufforderte. — Die Predigt war mit so verben Schimpfreden gegen Johann Sigismund gespickt, daß selbst die Kurfürstin, welche sonst gern die Partei der lutherischen Prediger nahm, unwillig wurde, besonders nahm sie es übel, daß Stuler gesagt hatte, wenn der Kurfürst reformiren wolle, möge er nach Jülich gehen, da habe er zu reformiren genug. — Als ihr diese Stelle mitgetheilt wurde, rief sie nicht ganz zart: „Welcher Henker hat ihn heißen von Jülich predigen? Er bringt allezeit solche Sachen auf die Kanzel, die sich zum Text nicht reimen, und hat seine Ungeherde, daß er sich immer mit dem Kragen rückt! Ich habe es ihm aber sagen lassen, er solle sich doch versehen, daß er nicht solche Sachen vorbrächte, dadurch er zu Unglück kommen möchte!“

Die Warnung der Kurfürstin machte den wüthigen Prediger plötzlich sehr besorgt. Er fing an, sich vor den Folgen seiner Predigt zu fürchten, vor der Rache des Kurfürsten und des Mark-

aber der Tumult wurde nur noch größer, denn der Ruf: „Unser Bürgermeister soll verhaftet und in den grünen Hut geführt werden!“ wurde erst von einer Stimme ausgestoßen, dann von Tausenden wiederholt.

Der Marktgraf hörte aus diesem Rufe wohl, daß er im Hause des Bürgermeisters schwerlich Sicherheit finden und daß es auch gefährlich für ihn werden würde, das Haus zu verlassen, er bat deshalb den Bürgermeister, der nach dem Rufe des Volks zu urtheilen, bei diesem offenbar sehr beliebt war, ihn zu begleiten, indem er hoffte, die Gegenwart des geachteten Mannes werde dazu beitragen, die Aufregung der Menge zu beschwichtigen.

Der nächtliche Spaziergang war nicht ganz nach dem Geschmack des guten Bürgermeisters; er suchte sich zu entschuldigen, indem er auf seinen Schappelz zeigte und geltend machte, daß er doch in solchem Aufzuge nicht vor allem Volk erscheinen könne; aber der Marktgraf nahm keine Entschuldigung an und wohl oder übel mußte der würdige Vater der Stadt zum Schutze des hohen Herrn diesen begleiten.

Die tobende Menge schwieg einen Augenblick, als sich die Thore des Bürgermeistershauses öffneten, als sie aber ihren Bürgermeister im Schappelz unter den bewaffneten Begleitern des Marktgrafen sah, da erhob sich der Lärm von Neuem mit erhöhter Kraft. „Er ist ein Gefangener! — Man will den Bürgermeister nach dem grünen Hut bringen! — Schlagt den Marktgrafen todt! Plündert das Schloß!“ So schrie die Masse wild durcheinander und besonders der letzte Ruf schien großen Anklang unter der Menge zu finden.

Der Bürgermeister befand sich in Todesangst, er wendete sich bittend und flehend an das Volk, er versicherte, er sei gar kein Gefangener, sondern ein freiwilliger Begleiter des Marktgrafen, damit aber hatte er mit einem Male seine Beliebtheit eingebüßt. — „Er verräth uns! Nieder mit ihm! Er jagt nach Hofgunst!“ solch Geschrei war die Antwort auf seine Bemühungen, Frieden zu stiften. —

Der Unfug wurde immer toller und wilder. Die zur Ruhe mahnenden Worte des Marktgrafen wurden durch höhnenndes Schreien und Pfeifen, durch Gelächter und Flüche, durch wilde Drohungen übertönt; der Bürgermeister, der noch immer versuchte, zu begütigen, wurde zurückgebrängt und endlich mit einem blitzenden Schwert bedroht. Die blanke Waffe versetzte den sehr friedliebenden Herrn in eine solche Angst, daß er den kurfürstlichen Sekretair Fehrer, der gemüthlich dem sonderbaren Schauspiel aus dem Fenster zuschaute, bat, ihn in sein schützendes Haus aufzunehmen. — Erst als er hinter Thor und Kegel vor der drohenden Waffe gesichert war, vermochte er wieder, sich zu beruhigen.

Der Marktgraf hatte lange vergeblich versucht, mit milden Worten und Versprechungen, daß Niemand in seiner Religion beirrt werden solle, die

Leute zum Auseinandergehen aufzufordern; endlich riß ihm die Geduld. Er gab seinen Begleitern den Befehl, von ihren Waffen Gebrauch zu machen und diese schossen ihre Pistolen unter die dichtgedrängte Menge ab.

Ein wilder Wuthschrei des Volkes war die Antwort. Einige Bürger stürmten nach der Domkirche, erbrachen die Thüren und ließen auch vom Thurme des Doms die Sturmglocken heulen, welche neue Volksschaaren aus Berlin und Cöln herbeilockten, Andere rissen das Pflaster auf und überschütteten den Marktgrafen und seine kleine Schaar mit einem Steinhagel.

Es gab jetzt einen wirklichen Kampf, der von den Begleitern des Marktgrafen, um den sich inzwischen doch eine größere Zahl gesammelt hatte, tapfer ausgefochten wurde; wie brav sie aber auch kämpften, sie hätten doch endlich der ungeheuren Ueberzahl erliegen müssen. Schon waren von ihnen zehn, von den Bürgern drei schwer verwundet\*), schon war auch der Marktgraf durch einen Stein am Schenkel getroffen und eine Kugel war ihm nur haarsbreit am Kopf vorüber gegangen, als endlich Johann Georg sich bewegen ließ, den ungleichen Kampf aufzugeben und sich in ein festes kurfürstliches Haus in der Brüderstraße zurückzuziehen.

Der Kampf hatte das Blut der meisten Bürger etwas abgekühlt. Da sie eigentlich nicht recht wußten, zu welchem Zwecke sie kämpften, zogen sie es vor, sich aus dem Gewühl zu entfernen, nachdem der Marktgraf in dem kurfürstlichen Hause Sicherheit gefunden hatte. So verlief sich denn die Menge und Johann Georg konnte nach dem Schloß zurückkehren.

Ein Theil des Volkshaufens aber, und zwar nicht der beste Theil, hatte noch keineswegs Lust, die Straße zu verlassen. Viel wüßtes Gesindel zog noch lärmend und tobend durch die Straßen und sammelte sich endlich wieder vor dem Hause des Hofpredigers Füßel. Die bessern Elemente des Volkes, jene Männer, welche durch die allgemeine Aufregung getrieben worden waren, an dem Tumult Theil zu nehmen, hatten sich zurückgezogen, diejenigen, welche jetzt vor Füßels Hause lärmten und tobten, bestanden aus jenen dunklen Existenzen, welche zu allen Zeiten erscheinen, wenn es gilt, Unfug zu treiben und Verbrechen zu verüben und welche nach denselben eben so spurlos verschwinden, wie sie plötzlich erschienen sind.

Diese saubern Gesellen begnügten sich nicht damit, abermals einen Steinhagel gegen die Fenster der Predigerwohnung zu schleudern, sie stürmten die Thore und drangen in das Haus ein. Mit wüßtem Geschrei zerstreuten sie sich in

\*) Nach einer andern von Küster in seinem „Alten und Neuen Berlin“ mitgetheilten Nachricht soll außer der Quetschung, welche der Marktgraf am Schenkel erlitt, keine Verwundung vorgekommen sein. Dies ist aber kaum wahrscheinlich.

fanatischen Pfaffen noch einmal die Waffen zu ergreifen.

Stuler fühlte sich bald nicht mehr heimisch in Berlin und als nun gar gleich nach dem Osterfeste die Landstände zusammentraten und den Kurfürsten dringend aufforderten, er möge die Urheber des Tumults dem Gesetze gemäß bestrafen, da hielt er es für sicherer, sich vor dem Prozeß zu entfernen. Er floh mit Weib und Kind nach Wittenberg. Nach seiner Flucht wurde die Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Der Schöppenstuhl in Leipzig, dem die Akten eingekendet wurden, erkannte auf Landesverweisung gegen ihn.

Von einer Untersuchung gegen die übrigen Theilnehmer des Aufbruchs weiß man nichts. Vielleicht hielt es Johann Sigismund nicht für wünschenswerth, dieser unangenehmen Sache eine größere Oeffentlichkeit zu geben, weil die Kurfürstin tiefer in dieselbe verwickelt war, als ihm lieb sein konnte. Sie hatte, als ihr Mittheilung von dem Aufbruch gemacht wurde, ausgerufen: „Sie haben Recht, daß sie sich ihren Prediger nicht wollen nehmen lassen!“

Am Schlimmsten fuhr bei der ganzen Sache der Prediger Küffel, dessen gesamntes Mobiliar bei dem Aufbruch zertrümmert worden war. Das Diebesgesindel hatte ihn so vollständig ausgeraubt, daß ihm nichts geblieben war, als das Kleid, welches er auf dem Leibe trug. — Es wäre ihm, da er viel vornehme Freunde bei Hofe hatte, gewiß ein Leichtes gewesen, sich sofort neue Kleider zu beschaffen, aber er war stolz auf sein Märtyrertum und so bestieg er denn am Charfreitag die Kanzel in dem Anzuge, der ihm geblieben war, in einem Unterkleide und einem grünen Kamisol, wozu er sich einen Mantel geborgt hatte. Er erzählte viel und gern von jener furchtbaren Nacht und wußte sich groß damit, daß ihn sechs Meuchelmörder in allen Winkeln des Hauses gesucht hätten.

Der Zwiespalt in den religiösen Ansichten des Kurfürsten und denen der Prediger des Landes wurde durch die Milde, mit der Johann Sigismund bei dieser und andern Gelegenheiten verfuhr, nicht ausgeglichen; die lutherischen Prediger zeigten im Gegentheil, daß sie sich um kein Kurfürstliches Gebot oder Verbot kümmerten.

### Rehntes Kapitel.

Johann Sigismunds Musikliebhaberei. — Das Theater in Berlin. — Theaterstücke. — Das anmuthige Spiel von der blinden Liebe. — Der Junker Hans Stockfisch. — Der Hofzwerg Bertram. — Die Hofnarren. — Hohe Sitten des Adels. — Kriegsrüstungen. — Abdankung und Tod Johann Sigismunds. — Geistererscheinungen im Schloß zu Eöln.

Johann Sigismund war so häufig von Berlin abwesend, daß unsere Stadt kaum als seine

eigentliche Residenz gelten konnte. — Wenn er sich für kurze Zeit hier aufhielt, fühlte er sich wenig veranlaßt, große und glänzende Feste zu geben, denn er hatte sich an denselben in seiner Kindheit übersättigt und den Geschmack für solche prunkvolle Feierlichkeiten verloren. Sein Hof zeichnete sich daher durch eine große Einfachheit aus. Johann Sigismund verschwendete wohl das Gold der Mark Brandenburg für seine ehrgeizigen Pläne, nicht aber in schwelgerischen Festen; nur für Musik und Schauspiel verwendete er nicht unansehnliche Summen, welche aber dem Lande durch Erweckung des Kunstsinnes wieder zu Gute kamen.

Johann Sigismund war ein leidenschaftlicher Musikfreund. Er unterhielt sich eine Kapelle von 22 Mann und außerdem 12 Kapellknaben; für dieselben verwendete er jährlich 5716 Gulden. — Außerdem zog er auch fremde, besonders italienische Sänger an seinen Hof, welche er ansehnlich bezahlte.

Die Kapelle wurde meist zum Gottesdienste gebraucht, außerdem ließ sie sich bei der kurfürstlichen Tafel hören; sie begleitete die Volkslieder, welche gemeinschaftlich gesungen wurden, hier und da spielte sie wohl auch zum Tanze auf.

Der Kurfürst interessirte sich sehr dafür, daß die Musik auch eine weitere Ausbreitung im Lande finde und er war daher bemüht, die Klunnen des Joachimthal'schen Gymnasiums im Geigenspiele tüchtig unterrichten zu lassen. Von Zeit zu Zeit prüfte er persönlich die Fortschritte der Schüler; einer von diesen, Laurentius Schulze, erzählt uns darüber: „Ich erinnere mich, daß eines mals unser gnädigster Herr und Vater, denn also wurde die gnädigste Landesherrschaft nur titulirt, mit anderen fürstlichen Personen gegenwärtig war, daß Ihre kurfürstliche Durchlaucht, Herr Johann Sigismund christlichen Andenkens, mitten unter den Musikanten gestanden auf dem großen Auditorio und zu den umherstehenden fürstlichen Personen mit Freuden gesagt: Ihr Liebden, seht, das sind unsere Kinderchen, die sollen noch wohl werden! Auf dem fürstlichen Jagdhause Grimnitz stunden Ihre Durchlaucht mit anderen fürstlichen Personen vor unserem Musikisch und da ein Edelknabe das Licht nicht recht hielt, als wir geigten, griff der leutselige Herr dem Edelknaben an die Hand und riß ihn fast in Ungnaden in die Höhe, sprechend: So mußt du das Licht halten, daß die Knaben sehen können! Und wir waren doch gegen die Hofmusikanten in Wahrheit nur wie schnatternde Gänse unter Schwanen!“

Nicht weniger Interesse als für die Musik hatte Johann Sigismund auch für die Schauspielkunst.

Das Schauspiel hatte sich in den letzten Jahren sehr entwickelt, es war aus dem Bereich der Schulkomödien herausgetreten und hatte sich mehr und mehr zur Volksbelustigung herausgebildet. — Es zogen im Lande schon Schauspielergesellschaften umher, welche sich besonders in den größeren

Städten für einige Tage niederließen, um das Publikum durch ihre Schaustellungen zu amüsiren. Die Productionen dieser Schauspielertuppen trugen meist keineswegs dazu bei, den Geschmack des Volkes besonders zu veredeln. Die von ihnen gewählten Stücke waren eine Sammlung von Zoten und platten Gemeinheiten, es wurde in ihnen oft ganz lästerlich gelsucht. Die Schauspieler strebten entweder durch gewöhnliche Pöckelheringspöße und höchst zweideutige Witze das Gelächter oder durch große Mordscenen die Furcht der Zuhörer anzuregen.

Die Titel von drei Theaterstücken, welche in jenen Tagen großen Beifall fanden, werden unsere Leser interessiren.

1) Amantes amentes. Das ist: Ein sehr anmuthiges Spiel von der blinden Liebe, oder, wie man's deutsch nennt, von der Köffelei. Alles nach Art und Weise der jetzigen getroffenen Venus-Soldaten, auf gut sächsisch gereimt, vorher schon viermal durchgesehen und augirt. Mit einer ausbündigen schönen Tageweiß vom Pyramo und Thisbe und dem Poeten Dvidio. Durch Angelium Lohrbere Eiga. Zuerst zu haben Magdeburg 1614, jetzt aber neu durchgesehen und mit Reimen zum Singen vermehrt, aufgelegt. Cöln an der Spree 1618.

2) Heliogabalus, ein Teufel neuerer Art, wie selbiger unsern Magdeburg das Herz zweier reisenden Handwerksburschen bestridet und einen deren jämmerlich umgebracht; der zweite ist ihm durch Bekehrung entrisen. Ein schön lehrreich Spiel für Christen und Reisende. Durch Michael Vorhornium gestellt, und gedruckt Berlin, 1618.

3) Math. Reimanns, rectoris der Schulen zu Bernau: Eugentius, oder historische Comödie von einem Jüngling, welcher seinem Vater nach dem Leben gestanden, der Vater aber einen wunderbaren Rath erfunden, wodurch der Sohn plötzlich zur Buße geschritten. Berlin, 1620.

Einen besonderen Beifall bei dem Publikum von Berlin und Cöln fand das erste Stück, „das anmuthige Spiel von der blinden Liebe“. Es ist vielfach aufgeführt worden, hat sich lange auf der Bühne erhalten und giebt uns daher einen Maßstab für den Geschmack des Publikums in jener Zeit. — Der Prolog verkündet uns folgenden Inhalt des Stücks:

Günstige Herrn und gute Freund',  
Die ihr uns zu hören erscheint,  
Ich muß euch sagen und berichten,  
Was wir wollen spielen und sichten.  
Ein Kaufmann wohnt in diesem Haus.  
Ein wunderlicher alter Graus.  
Der hat ein Tochter jung und schön,  
Darnach viel junge Buhler gehn.  
Sie will sich aber an keinen kehren,  
Ob sie gleich ihr in Ehrn begehren.  
Curialus ist einer genannt.  
Der ist noch nicht mit ihr bekannt,  
Sie hat ihn aber wohl gesehn,  
Da wird sie mit zu Bette gehn.  
Ein Doctor juris hochgelahrt

Ist gegen sie verliebet hart.  
Aber wie ich wohl hab vernommen,  
Hat er vorlängst den Korb bekommen.  
Desgleichen hat ein Bauerkompan  
Sich viel zu spät gegeben an.  
Damit daß ihr was habt zu lachen,  
Wird derselb sich auch an sie machen.  
Seid still und habt fein fleißig Acht,  
Es wird gehn, wie ich hab gesagt.



\*) „Sß, trink, spiele! Nach dem Tode giebt es  
kein Vergnügen!“

auch verdrücklich stehen und die Hand auf der Wehre in der Seiten; wollen viel besser sein, als andere Leute, wissen die Schenkel auszuschnellern wie die friesschen Hengste und ist oftmals solchen Gesellen und Junkern ohne Geld eine große breite Gasse zu enge, einen andern gemeinen Menschen neben sich lassen herzugehen!"

Die Schilderung des würdigen Geistlichen giebt uns ein treues Bild der sittlichen Verfunkenheit, in welche der Adel der Mark Brandenburg verfallen war; mit den Bürgern in den Städten aber stand es nicht viel besser.

Kurfürst Johann Sigismund hatte wohl recht, wenn er mit schmerzlichen Sorgen dem bevorstehenden Kriege entgegen sah, in welchem ein sittlich verkehrtes, mit Schulden überbürdetes und dennoch an Prunk und Wohlleben gewöhntes Volk seinem kurfürstlichen Throne nur eine schwache Stütze geben konnte.

In Böhmen brach endlich jener fürchterliche Krieg aus, der dreißig Jahre lang ganz Deutschland verwüsten sollte; noch war er freilich der Mark Brandenburg fern, aber Johann Sigismund sah voraus, daß auch sein Land bald genug unter der Kriegsfurie werde leiden müssen. Er beschloß sich für diesen Fall zu rüsten.

Schon im Jahre 1617 hatte er den Rath von Berlin gebeten, vor dem Rathhaus eine Vogelstange aufzurichten, damit die Bürger sich fleißig im Gebrauch der Schießgewehre üben könnten, jezt traf er ernstere Vorbereitungen für den nahen Kampf.

Er verbot den märkischen Untertanen, in fremde Kriegsdienste zu treten, er ordnete energische Rüstungen an, aber seine Befehle fanden bei der gleichgültigen und wenig kriegerischen Bevölkerung nur zögernden Gehorsam. Man mißtraute dem Kurfürsten. Die Bürger glaubten, er verlange die Rüstung nur in seinem eigenen Interesse und wolle dieselbe ausnutzen zu ehrgeizigen Plänen. Auch eine zweite von Johann Sigismund am 28. October 1618 erlassene Aufforderung an das Volk, die Waffen zu ergreifen, hatte nur wenig Erfolg, obgleich der Kurfürst den Bürgern ins Gewissen rief, daß sie sich zur Vertheidigung ihrer selbst, ihrer Frauen und Kinder, ihrer Gewissensfreiheit rüsten müßten, obgleich er ihnen mit grellen Farben, aber doch der Wahrheit getreu, schilderte, wie grauenhaft der Krieg wüthe, wo er einmal ausgebrochen sei.

Immer näher rückte das Verhängniß der Mark Brandenburg und dennoch blieb das Volk theilnahmslos. Johann Sigismund fühlte wohl, daß er nicht die Kraft habe, in der schweren bevorstehenden Zeit die Regierung gebehlich zu führen; er entschloß sich daher, dieselbe niederzulegen. Er war durch Krankheit gebeugt — der Schlag hatte ihn gerührt und gelähmt — sein Geist hatte durch den übermäßigen Genuß des Weines gelitten, sein Wille war gebrochen. — Am 12. November 1619 führte er seinen Entschluß aus und übergab die Regierung seinem Sohne, dem Kurprin-

zen George Wilhelm. — Er lebte fortan als Privatmann in Berlin; aber er genoß die gewünschte Ruhe nur wenige Wochen.

Im Hause seines Kämmerers Anton Freytag, wo er nach der Thronensagung seine Wohnung genommen hatte, starb er schon am 23. December 1619. — Der Tod kam ihm nicht unerwartet, er war seit einigen Wochen darauf vorbereitet, denn — die weiße Frau hatte sich im Schlosse sehen lassen.

Johann Sigismund glaubte an die Wahrheit der Volks Sage; er war daher nicht wenig erschreckt, als ihm eines Tages gemeldet wurde, man habe eine weiß gekleidete Frau durch die Gänge des Schlosses wandeln sehen.

„Die weiße Frau ist erschienen,“ so erzählten sich die Hofdiener, so erzählte sich auch das Volk von Berlin und Cöln. — Wer in den folgenden Wochen in dunkler Nacht durch die Gänge des Schlosses gehen mußte, der that es furchtsam, eilenden Schrittes, mit bebenden Nerven. Die Furcht vor dem Gespenst erzeugte naturgemäß die Erscheinung desselben. Viele vornehme und niedere Hofdiener sahen die Geistererscheinung und berichteten mit bleichem Munde über dieselbe.

In jene Zeit fallen die meisten uns von der Chronik gemeldeten Erscheinungen der weißen Frau. — Das Gespenst war damals und auch in den nach dem Tode Johann Sigismund's folgenden Jahren nach der allgemein geglaubten Sage ein überaus häufiger Gast im kurfürstlichen Schlosse, da mehrere Todesfälle in der kurfürstlichen Familie sein Erscheinen erforderten. Es benahm sich im Ganzen sehr ruhig und anständig, so daß sich Niemand über sein gespenstisches Walten beschweren konnte; nur ein Mal wurde es wüthend. Der Chronist Möller erzählt uns diesen Vorfall folgendermaßen:

„Ein hoher Cavalier erzählte vor einigen Jahren, daß er bei Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg einstmals wegen wichtiger Affairen ziemlich spät im Gemach gewesen, da kam dies sogenannte weiße Weib, oder ein Gespenst, so in Gestalt einer Beschliefenerin auf dem kurfürstlichen Schlosse zu Berlin sich zuweilen sehen lassen, über den Saal gegangen, dem sein Page, aller Andern Anwesenden Warnung ungeachtet, nachgelaufen und es angefaßt, mit diesen Worten: — „Mutter, wo wollt Ihr hin?“ — Auf solche Frage bekam er mit den Schlüsseln einen solchen Schlag an die Ohren, daß er am dritten Tage den Geist aufgab.

Man muß den Satan in solchen Fällen nicht reizen, denn er ist ein tüchtiger und mörderischer Geist, welcher nichts als des Menschen Verderben sucht!“

Diese goldene Regel des Chronisten beherzigten die Hofleute. — Sobald sie in den Gängen des Schlosses von ferne eine weiße Gestalt sahen, flüchteten sie eiligst.

Johann Sigismund hörte von allen Seiten das Gespenstermärchen, er war daher überzeugt, daß er bald sterben müsse und vielleicht hat diese Ueberzeugung seinen Tod beschleunigt.

### Elftes Kapitel.

Kurfürst Georg Wilhelm. — Sein Charakter. — Die Kurfürstin Mutter. — Ausweisung des Dr. Meißner. — Familienverbindungen Georg Wilhelm's. — Gustav Adolph's Brautwerbung. — Der Winterkönig. — Die Engländer vor Berlin.

Dem schwachen Vater folgte der schwächere Sohn, ein Fürst, der selbst in den Zeiten einer frieblichen Entwicklung kaum im Stande gewesen wäre, die Regierung eines kleinen Landes mit Erfolg zu führen, den aber ein unglückliches Geschick gerade in jener furchtbaren Zeit des dreißigjährigen Krieges auf den Thron berief.

Georg Wilhelm war am 3. November 1595 geboren und daher 24 Jahre alt, als er die Regierung übernahm. — Er wurde vom Volke nicht mit jener Freude begrüßt, welche die stets hoffnungsreiche Menge gewöhnlich den neuen Regenten entgegenbringt, denn er war den fanatischen Anhängern des Lutherthums, welche in Berlin die große Majorität des Volkes bildeten, als eifriger Calvinist bekannt und um so mehr verhaßt, als kaum eine gute Eigenschaft die Berliner mit der abweichenden religiösen Richtung des Kurfürsten zu versöhnen vermochte.

Georg Wilhelm war ein Fürst ohne Charakter und ohne Talente, unfähig nach allen Richtungen hin. — Er war schwach und willenlos; selbst wenn ihm die kleinsten Schwierigkeiten entgegentraten, vermochte er zu keinem Entschluß zu kommen, bei großen war er rath- und thatlos.

Schwankend in seinen Meinungen, ohne Willen, war er der Spielball seiner Umgebung, das Werkzeug seiner Günstlinge und dennoch durchdrungen von einem geistlichen Hochmuth, von einem Stolz auf sein Gottesgnadenthum, der sich stets am unpassenden Orte Luft machte, der ihn verführte, guten, redlich gemeinten Rath, wohlbegründete Klagen über seine schlechte Regierung mit Drohungen zurückzuweisen. Ein Frömmel, dem die unschuldigen Vergnügungen des Volkes, Theater und andere Lustbarkeiten, ein Gräuel waren, der vermeinte, durch Buß- und Bettage die fürchterlichen Folgen jenes Krieges, der seine ganze Regierungszeit ausfüllte, abwenden zu können und dabei doch ein Säufer und Schwelger, der den besten Säufer am Hofe mit kostbaren Geschenken belohnte, Schlösser und Dörfer an Trunkenbolde verschenkte.

Es würde uns schwer werden, auch nur eine hervorragend gute Eigenschaft den Schwächen und Fehlern Georg Wilhelm's gegenüberzustellen und dennoch hat auch dieser Fürst unter einzelnen märkischen Geschichtsschreibern begeisterte Lobredner

gefunden. Cernittus sagt von ihm: „Majestät strahlt von seinem Gesicht; er ist mit scharfer Urtheilskraft begabt, von lebhaftem Geiste, von bewunderungswürdiger Großmuth befeelt! Er leitete die Staatsgeschäfte mit so viel Klugheit und Geschicklichkeit, daß er bei den gefährlichsten, bei den schwierigsten Dingen doch Mittel fand, sich aus der Verwirrung zu wickeln, sich von den Gefahren zu befreien!“

Fast wie ein Hohn klingt solche Charakteristik eines Fürsten, der durch seine grenzenlose Unfähigkeit die Mark Brandenburg in das tiefste Unglück gebracht hat und dem nur eine Entschuldigung zur Seite steht, die, daß er eben unfähig war, daß die Zeit, in welcher er lebte, Anforderungen an ihn stellte, welche sein Können weit überstiegen.

Schon der erste Regierungsbeginn Georg Wilhelm's war ein sehr trostloser. Er fand ein tief verschuldetes Land. — Sein Vater hatte die Kräfte der Märker bis auf's Aeußerste ausgebeutet, um den Schein der Macht durch die Erwerbung neuer Ländergebiete zu erhalten; — er fand aber auch außerdem ein widerwilliges, ihm nur gezwungen gehorchendes Volk, dem der calvinistische Fürst tief verhaßt war.

Der religiöse Zwiespalt, welcher dem Kurfürsten Johann Sigismund so schwere Stunden bereitet hatte, blieb auch unter Georg Wilhelm fortbestehen und führte schon in der ersten Zeit wieder zu unruhigen Austritten in Berlin.

Georg Wilhelm stand mit seiner Mutter, der verwitweten Kurfürstin, in einem sehr wenig erfreulichen Verhältniß. — Die Kurfürstin war eine stolze, harte Frau, welche sich der Anforderung ihres Gemahls, zur reformirten Kirche überzugehen, nie gefügt hat, — sie war durch ihr zähes Festhalten am Lutherthum beim Volke von Berlin beliebt geworden und hierdurch glaubte sie die Macht erlangt zu haben, nach ihrem Gefallen schalten und walten zu können, ohne sich um ihren Sohn, gegen welchen sie eine unverhehlte Abneigung fühlte, zu kümmern. — Gern hätte die Kurfürstin dem jüngern Bruder Georg Wilhelm's, ihrem Liebling, die Herrschaft im Lande, wenigstens im Herzogthum Preußen verschafft, da dies aber nicht anging, begnügte sie sich damit, durch listige Intriguen unangenehme Verwicklungen am polnischen Hofe zu bereiten, welche den jungen Kurfürsten nöthigten, für einige Zeit nach dem Herzogthum Preußen zu reisen und während dieser Abwesenheit von Berlin die Regierung dem Statthalter Adam Gans, Edlen von Puttlich, dem Kanzler Bruchmann und den Geheimen Räten von Dieskau und Belling zu übergeben. — Charakteristisch für den Kurfürsten ist es, daß er diesen Männern eine unbedingte Gewalt übertrug; er übergab ihnen Blanketts, auf welche hin sie ganz nach Belieben verfügen konnten.

Die verwitwete Kurfürstin benutzte die Abwesenheit ihres Sohnes, um für die lutherische Lehre von Neuem Propaganda in Berlin zu machen. — Sie berief einen fanatischen lutherischen

Prediger, den Dr. Balthasar Meißner aus Wittenberg an ihren Hof und ließ ihn in ihrem eignen Gemach im kurfürstlichen Schlosse seine Predigten, zu denen sie auch die Berliner Bürger einlud, abhalten.

Meißner predigte ganz im Sinne seiner hohen Gönnerin. Er schleuderte wüthende Flüche gegen die Calvinisten und scheute sich nicht, dabei auch den Kurfürsten selbst so zu bezeichnen, daß keiner der Zuhörer zweifelhaft bleiben konnte, gegen wen die Donnerworte des Predigers gemeint seien; er forderte die Bürger auf, standhaft beim Luthertum zu bleiben und ihre Religion, wenn es nöthig sei, auch mit Gewalt zu vertheidigen, denn man müsse Gott eher dienen, als den Menschen.

Die Bürger von Berlin waren nur zu sehr geneigt, sich gegen den verhassten calvinistischen Herrn aufzulehnen, die Worte des durch das Aussehen der verwitweten Kurfürstin geschützten fanatischen Predigers fanden daher fruchtbaren Boden.

Es ging in jenen Tagen wieder lebhaft in den Trinkstuben von Berlin und Cöln zu. Manche drohende Worte fielen und wurden dem Statthalter hinterbracht, der sich nicht wenig beunruhigt fühlte und endlich zu einem Gewaltmittel schritt, um eine mögliche Empörung des Volkes im Keime zu unterdrücken. — Er verwies den Prediger aus der Stadt, als derselbe die Erlaubniß, in der St. Peterskirche öffentlich sprechen zu können, forderte.

Dr. Meißner mußte zwar Berlin verlassen, aber er kehrte schon nach kurzer Zeit zurück, denn er glaubte, gestützt auf die Gunst seiner hohen Gönnerin, dem Zorn des Statthalters trogen zu können, und er predigte nach seiner Rückkehr wo möglich noch wilder und aufregender als zuvor.

Der Statthalter war ein energischer Mann; er blieb seinem einmal gegebenen Befehle treu. Der Prediger wurde gefangen genommen und unschädlich gemacht, obgleich die verwitwete Kurfürstin dem Herrn von Puttkitz in ihrer nicht ganz weiblichen Art drohte, sie würde ihm den Kopf abreißen, wenn er ihren Liebling nicht sofort freilasse! — Als sie sah, daß alle ihre Drohungen vergeblich seien, daß auch ihr Sohn das Verfahren des Statthalters billige und daß das Volk von Berlin nicht, wie sie gehofft hatte, mit gewaffneter Hand für den Prediger eintrat, sondern theilnahmslos blieb, fühlte sie wohl, daß ihre Rolle in der Mark Brandenburg ausgespielt sei. — Sie verließ wüthend Berlin und ging nach Schweden, wohin sie, wie man sagt, manche kostbare Kleinodien aus der kurfürstlichen Kunstammer mitgenommen haben soll.

Georg Wilhelm hatte Unglück mit seiner Familie. — Wie der religiöse Zwiespalt zwischen ihm und seiner Mutter wesentlich dazu beitrug, ihn unbeliebt beim Volke zu machen, so gaben andere Familienverbindungen zu mißlichen politischen Verwickelungen Veranlassung und trugen dazu bei, ihn bald nach dieser, bald nach jener

politischen Partei hinüberzubringen. — Während er die größte Neigung hatte, in dem entbrannten schweren Kampfe auf der Seite des Kaisers zu stehen oder wenigstens neutral zu bleiben, zwangen ihn verwandtschaftliche Rücksichten zu einer Parteinahme, welche er nur widerwülig leistete und welche ihm keinen Dank trug.

Die Gemahlin des Königs Gustav Adolph von Schweden, der im dreißigjährigen Krieg bald eine so bedeutungsvolle Rolle spielen sollte, war eine Schwester Georg Wilhelm's. Ueber die Brautwerbung des großen Schwedenkönigs wird Folgendes erzählt. Gustav Adolph hatte von den Reizen der jungen Markgräfin Maria Eleonora so viel gehört, daß er beschloß, um ihre Hand zu werben. Er schickte deshalb an den Hof des Kurfürsten Johann Sigismund eine Gesandtschaft, welche den politischen Theil der Unterhandlungen führen sollte, er selbst aber schloß sich derselben unter falschem Namen und guter Verkleidung an, um sich zu überzeugen, ob das Gerücht die Reize und die Liebenswürdigkeit der jungen Markgräfin nicht übertrieben habe.

Der König wurde mit den Gesandten bei Hofe vorgestellt. — Er lernte die Prinzessin kennen und war so entzückt von ihren Reizen, daß er ihr während der Tafel seine Liebe erklärte und ihr das Geheimniß seiner Verkleidung verrieth.

Maria Eleonora erhob sich sofort und erwies dem jungen Könige zum höchsten Staunen ihres Vaters, des Kurfürsten, eine Ehrerbietung, welche nach den schon gebräuchlichen Etiquettegesetzen einem einfachen schwedischen Edelmann, der nur als Begleiter der Gesandten erschien, nicht erwiesen werden durfte; sie erhielt dafür eine strenge Zurechtweisung von ihrem Vater, der erst eines Besseren belehrt wurde, als er erfuhr, wer eigentlich jener einfache Edelmann sei. Johann Sigismund hatte gern seine Einwilligung zur Verbindung der Markgräfin mit dem Könige von Schweden gegeben; er erlebte aber die von ihm selbst sehr gewünschte Verbindung nicht mehr. Die Vermählung Gustav Adolph's mit Maria Eleonora fand erst am 20. November 1620 statt.

Schon die Verbindung mit Gustav Adolph hätte den Kurfürsten Georg Wilhelm zu einem treuen Festhalten an der Partei der Protestanten im dreißigjährigen Kriege veranlassen können, noch mehr aber trieb ihn dazu seine Verwandtschaft mit dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, dem er durch seine Gemahlin Elisabeth Charlotte, eine pfälzische Prinzessin, verschwägert war.

Friedrich V. hatte sich bewegen lassen, die Königskrone anzunehmen, welche ihm von den Böhmen angeboten war und auf welche der deutsche Kaiser ein größeres Anrecht zu haben vermeinte. — Friedrich V. besaß weder die Macht noch das Geschick, den Kampf mit dem Kaiserhause zu bestehen; nur kurze Zeit schwelgte er im Glanze seiner neuen Königswürde, dann wurde er aus seinem Reiche vertrieben und mußte als

ein elender Flüchtling umherirren. Er hat in der Geschichte, seiner kurzen Herrschaft wegen, den Spottnamen „der Winterkönig“ empfangen.

Das Volk von Berlin und Cöln, ja das der ganzen Mark Brandenburg, empfing die Nachricht von der Schlacht am weißen Berge, durch welche der Winterkönig sein Land verlor, mit einer großen Freude. Obgleich der Katholicismus durch die Niederlage Friedrichs V. und seine Vertreibung aus Böhmen einen Sieg feierte, war dieser Sieg den Brandenburgern doch nicht so verhaßt, wie ihnen der Kurfürst von der Pfalz war. — In Berlin bildete damals der Streit zwischen Calvinismus und Lutherthum den Angelpunkt aller politischen und religiösen Streitigkeiten, die Bürger haßten die Calvinisten weit ärger, als die Katholiken, und den Kurfürsten Friedrich V., der ein eifriger Calvinist war, daher auch weit ärger, als den Kaiser.

Als in den Trinkstuben der Ausgang der Schlacht am weißen Berge bekannt wurde, war der Jubel groß. „Da sieht man es — so riesen die glaubenseifrigen Lutheraner aus — daß Gott keinen Gefallen an den Calvinisten trägt!“ Der Kanzler Bruchmann schrieb über die Stimmung der Berliner an den Kurfürsten Georg Wilhelm, der sich gerade in Preußen befand: „Allhier ist ein solches Frohlocken unter dem gemeinen Haufen über den Verlust bei Prag (die Schlacht am weißen Berge), daß es nicht auszusprechen. Schnauben und Schnarhen dabei, daß man es ohne Verdruß nicht ansehen kann zc.“

Es mußte unter solchen Verhältnissen der von Georg Wilhelm zurückgelassenen Statthalterschaft höchst unbequem sein, daß der vertriebene König das Land seines Verwandten als den natürlichen Zufluchtsort für seine hochschwangere Gemahlin ansah und sich mit einer höchst demüthigen Bitte um Aufnahme derselben in der Mark Brandenburg und Gewährung eines Asyls, in welchem sie ihre Niederkunft ruhig abwarten könne, an den Statthalter und den Staatsrath in Berlin wendete.

Die Minister, welche den furchtsamen, schwankenden Charakter ihres Herrn kannten, welche wußten, wie ängstlich besorgt dieser sei, sich nicht der Ungnade des Kaisers auszusetzen und welche außerdem nicht im Zweifel über die ungünstige Stimmung des Volkes gegen den Kurfürsten Friedrich V. waren, glaubten das Bittgesuch nicht gewähren zu können und doch fürchteten sie sich auch wieder, dasselbe abzuschlagen, denn es erschien ebenso grausam wie feige, der flüchtigen Königin in ihrem Unglück eine Stätte für ihre Niederkunft zu verweigern. — Die Minister befanden sich daher in einer argen Verlegenheit, sie entschlossen sich endlich, die Bitte des Winterkönigs mit höflichen Ausflüchten zurückzuweisen und sie thaten dies in einer Art, welche nur geeignet war, Verachtung gegen eine so schwache Regierung zu erregen.

Da sollte, wie es in dem Antwortschreiben

hieß, in Spandau kein Gemach vorhanden sein, welches für eine hohe Wöchnerin passe, da wäre in Spandau und Küstrin die Gefahr, daß plötzlich ein Feind aus Polen oder Sachsen sich nahen könne, in Küstrin und im Schloß zu Cöln fehle es an Tapeten, um das Wohnzimmer einer königlichen Kindbetterin zu bekleiden, es fehle an Mitteln, die nöthige Aufwartung zu beschaffen zc. Ausflüchte, leere Ausflüchte, denn ihre wahren Gründe, ihre Furcht vor dem Kaiser wollten die Minister nicht eingestehen.

Noth kennt indessen kein Gebot; trotz der abschlägigen Antwort kam die flüchtige Königin doch nach der Mark Brandenburg und bat von Frankfurt an der Oder aus nochmals um einen ruhigen Ort, wo sie auf ihre Kosten so lange wohnen könne, bis sie ihre Niederkunft abgewartet habe, da sie außer Stande sei, bei dem kalten Winterwetter weiter zu reisen.

Jetzt mußten die Minister endlich nachgeben; sie wiesen der Königin einige Zimmer im Schlosse zu Küstrin an; bald aber wurden sie in noch größere Verlegenheit gesetzt durch die Ankunft des Winterkönigs, der sich mit einem zahlreichen Gefolge von 200 Pferden ebenfalls in Küstrin einfand, sich dort ohne Weiteres einquartierte und ein königliches Hoflager aufschlug, zu welchem er selbst gar keine Mittel hatte. — dieser königliche Hof fraß im wörtlichsten Sinne bald die kleine Stadt und die Umgegend arm und zog, als in Küstrin nichts mehr zu haben war, nach Berlin, \*) um sich dajelbst im kurfürstlichen Schlosse einzuquartieren.

Was die Minister befürchtet hatten, geschah. Der Kaiser sprach sich mißbilligend und drohend über die Aufnahme seines Feindes in der Mark Brandenburg aus und das Volk von Berlin zeigte sich sehr geneigt, die verhaßten Calvinisten aus der Stadt zu verjagen. — Abends rotheten sich die Bürger zusammen und führten drohende Reden, welche den baldigen Ausbruch einer Volkserhebung befürchten ließen.

Die Minister waren in schwerer Sorge. Sie ließen 100 Centner Pulver, welche in Berlin gelagert waren, aus der Stadt schaffen, damit sie im Falle eines Aufruhrs nicht in die Hände der Bürger fielen und sie machten endlich dem Winterkönige so ernste Vorstellungen, daß er sich bewogen fand, seine Flucht fortzusetzen; auch seine Gemahlin folgte ihm bald darauf nach Holland.

Da war denn der Jubel groß in Berlin. — Die Bürger erklärten offen: „Der Bettelkönig möge es nur wagen, zurückzukommen, dann wolle man ihm die Stadt vor der Nase zuschlie-

\*) Der Name Berlin wurde damals schon sehr allgemein für die beiden Städte Berlin und Cöln gebraucht, wenn auch die Einzelnahmen noch nicht verschwunden waren, sondern immer angewendet wurden, wo es sich um specielle Interessen der einen oder der andern Stadt handelte.

ßen." und sie meinten es ernst genug mit dieser Drohung, das hatten sie erst vor kurzer Zeit, als der Wintertönig noch auf seinem Throne in Böhmen saß, bewiesen.

Von England aus waren im Anfange des Jahres 1620 etwa 3000 Mann Soldaten nach Böhmen durch die Mark Brandenburg dem Wintertönige zu Hilfe gezogen, ein lächerliches, zusammengelaufenes Volk, welches sich, wie der Chronist Sebald berichtet, „zwar im Anfange ziemlich schäfern, aber am Ende der Mark wölfsisch genug“ erwies.

Diese nackten, hungrigen, habfüchtigen und rohen Soldaten zeigten sich während ihres Marsches durch freche Raubthaten als eine wahre Plage der Mark. — Sie kamen endlich auch in die Nähe von Berlin und lagerten sich nicht weit von den Thoren der Stadt.

Damals glaubten die Rätthe Georg Wilhelm's noch an einen Sieg des Wintertönigs und da sie sämmtlich der calvinistischen Religion angehörten, begünstigten sie ganz im Gegenfatz zu dem offen ausgesprochenen Volkswillen den Durchmarsch der englischen Hilfstruppen durch die Mark Brandenburg, indem sie denselben Lebensmittel und andere Unterstützung gewährten.

Als die Engländer sich der Stadt naheten, als sie in Spandau eintrafen, verbreitete sich unter dem Volke von Berlin eine allgemeine Aufregung. — „Die Engländer kommen — so erzählte man sich auf den Straßen — um den Calvinisten gegen die Lutheraner zu helfen. Der Markgraf Johann Georg hat sie gerufen. Er will sich rächen für die Beleidigungen, welche er im Jahre 1615 von den Berlinern empfangen hat.“

So widerfinnig ein solches Gerücht war, es wurde dennoch geglaubt, denn das streng lutherische Volk witterte überall eine Verschwörung der Calvinisten gegen die Lutheraner. Die Bürger rotteten sich zusammen, sie hielten die verrosteten Püffelhauben aus den Rüstkammern hervor und als am Morgen des 30. Juni 1620 die Engländer von Spandau aufbrachen und in Tempelhof und den umliegenden Dörfern ihr Quartier bezogen, da rasselten die Lärmtrommeln durch alle Straßen, da riefen die Sturmglocken das gesammte Volk zu den Waffen.

Die Bürger hatten sich einen Ausschuß gewählt, der die Vertheidigung der Stadt bei der gefürchteten Belagerung leiten sollte; da aber dieser Ausschuß aus Männern bestand, welche vom Kriegführen nicht das geringste Verständniß hatten, so konnte er sich bei der aufgeregten Bürgerschaft nicht in Respekt setzen; er vermochte um so weniger Ordnung zu erhalten, als die Vertheidiger der Stadt ihren Muth häufig durch einen tüchtigen Trunk starken Bieres zu erhöhen suchten und dadurch die ohnehin heißen Köpfe noch mehr erhitzten.

Es ging am Abend des 30. Juni 1620 und in der folgenden Nacht in Berlin toll und wild genug zu. — Der Kanzler Pruckmann, dem die

Bewegung so über den Kopf gewachsen war, daß er keine Nacht mehr besaß, die aufgeregte Volksmenge zu zügeln, giebt in einem Briefe an den Kurfürsten Georg Wilhelm ein anschauliches Bild des Berliner Lebens in jener Nacht. Er schreibt:\*)

„Die Wache war in Cöln von ihrer zweien angeführt, die ihr Lebtag wohl keinen todtten Menschen im Felde gesehen, da war ein Trommelschlagen, Pläzen und Schießen, auch Schreien in beiden Städten die ganze Nacht hindurch, daß ihrer wohl Wenige, die selbe Nacht werden geschlafen haben, denn es war Alles besoffen, was da war. Da hätte man wohlbeschoffene Mustertiere sehen sollen, der eine schoß die Kunte mit hinweg,\*\*) dem andern entfiel der Ladestock, dem dritten die Fourchette, dem vierten versagte die Muskete zwei bis drei Mal, der fünfte steckte die Nase gar in die Kermel, wenn er schießen wollte. Die dann losgeschossen hatten, konnten zu keiner Ladung wieder kommen, also voll waren sie.

Die Pikeniere trugen die Pike auch gar musterlich, zu geschweigen, daß sie solche sonst zu gebrauchen sollten gewußt haben. Summa, man hat nur lauter Schimpf gehabt.

Das Beste daran war, daß sie uns, die wir von der Religion waren (der würdige Pruckmann meint dabei natürlich seine eigene, die calvinistische), wenn sie unserer ansichtig wurden, einen dermaßen freundlichen Anblick gaben, gleich als wollten sie uns fressen.

Wie es des Morgens drei schlug, liefen sie von den Wachen ganz ungebährdig und die wiederum an die Wache treten sollten, waren nicht vorhanden. Da rannte der Kerl über eine Stunde herum und machte auf dem Kalbsfell ein Gerassel, ehe er Andere wieder zu Hausen bringen konnte. Eine andere Rottte dagegen, siebenzig Personen stark, so gar nicht aus Bürgern gewesen, hat sich dahinten auf dem Werder (welcher damals noch nicht Stadtrecht besaß) zu Hausen rottirt und haben die ganze Nacht auf dem Duplei (Dubelsack) spielen lassen, auch eine Wagenburg von Fuchswagen um sich geschlagen,\*\*\*) und ein übergroßes Pläzen und Schießen getrieben, dadurch auch Gw. Durchlaucht junges ungetauftes Herr-

\*) Wir entnehmen diese interessante Schilderung den „Beiträgen zur Untersuchung gegen den Grafen Schwarzenberg“ von Cosmar. Sie wird diejenigen unserer geehrten Leser, denen das Jahr 1848 noch im Gedächtniß ist, lebhaft an die selbige Bürgerwehr erinnern.

\*\*) Gewehrslösser waren damals noch nicht gebräuchlich, daher gebrauchte man Kuntzen zum Abfeuern der Flinten oder Musketen; diese waren so schwer, daß man aus freier Hand nicht sicher mit ihnen zielen konnte, man legte sie auf eine Gabel (Fourchette), welche jeder Schütze mit sich trug.

\*\*\*) Der Werder lag ganz offen, ohne irgend welche Vertheidigungswerke und konnte daher leicht von den Engländern angefallen werden. Die guten Bürger hatten deshalb die Wagenburg wie ein Festungswerk hergerichtet.

lein\*) in der Wiegen ziemlich erschreckt worden, daß leicht ein anderer Unrath (größerer Unfall) davon hätte entstehen können."

So ging's die Nacht und auch die folgenden Tage hindurch, bis die Engländer, welche ruhig ihren Marsch fortsetzten, ohne zu ahnen, zu welcher Aufregung sie in Berlin Veranlassung gegeben hatten, verschwunden waren.

Nach und nach wurde es in den beiden Städten wieder stiller, hier und da fiel wohl noch ein Schuß aus einem oder dem andern Hause, aber der Feuereifer kühlte sich bald ab und die Bürger kehrten zu ihrer Arbeit zurück, als sie einfaßen, daß ihre Sorge eine thörichte gewesen sei.

Nur beim Abziehen von den Wachen ließen sie ihrem Muthwillen noch einmal die Zügel schießen. Pruckmann schreibt darüber: „Damit sie nichts von allem Muthwillen unversucht ließen, so wollten die dreißig Mann, die in den beiden Thoren von Cöln gewacht hatten, worunter ich den Vereiter Lorenz gekannt, der auch am muthwilligsten, wie er pflegt, gewesen sein soll, — ohne Spiel nicht abziehen, sondern mit Spiel, so wie sie aufgezo-gen, auch abgeführt werden. Diese machten ein neues Getrommel, braunten auch die Röhre gegen ernstliches Verbot vor dem Rath-hause immer los und gingen also nach Hause.“

## Zwölftes Kapitel.

Die Gardebrüder. — Entwicklung des Kriegswesens. — Das Goldsystem. — Raubluft der Soldaten. — Der Waffendienst ein Handwerk. — Die frommen Landsknechte. — Landsknechtsgerichte. — Kriegsunlust der Berliner Bürger. — Der Aufstand vom Jahre 1627.

Durch die Erlaubniß, welche Georg Wilhelm den Engländern gegeben hatte, ihren Marsch durch die Mark Brandenburg zu nehmen, hatte er zwar Partei für den Winterkönig ergriffen, dies that ihm aber bald genug leid und er suchte sich nun beim Kaiser zu entschuldigen. — Sein Streben war fortan, sich in dem fast ganz Deutschland durchwüthenden Kriege neutral zu verhalten; er wollte nicht hineingezogen werden in den Kriegs-strudel und weil er sich keiner Partei anschloß, wurde er von allen als Feind betrachtet.

Die Mark Brandenburg lag den Truppen aller Parteien offen und schutzlos da, kein kriegsgeübtes Heer konnte sie vertheidigen und Georg Wilhelm hatte nicht einmal den Muth, dies zu versuchen, selbst wenn er sich an die Spitze einer Armee hätte stellen können. Er begnügte sich, im Jahre 1620 ein Regiment von 1000 Mann anzuwerben und den Obersten von Kracht an die Spitze desselben zu stellen. Diese Trup-

\*) Das junge ungetaufte Herrlein war der frühere Kurfürst Friedrich Wilhelm, der am 6. Februar 1620 geboren, aber noch nicht getauft worden war.

pen hatten aber nur den Zweck, das Land gegen die Räubereien der verschienenen durch die Mark Brandenburg ziehenden Streifcorps zu schützen und sie erfüllten selbst diese Aufgabe ebenso unvollständig, wie ein anderer Soldatenhaufen, die Gardebrüder, welcher von den Ständen zum Schutze der Mark angeworben worden war, während sich der Kurfürst in Preußen befand.

Die Gardebrüder stifteten viel mehr Schaden, als sie Nutzen brachten; sie bestanden lediglich aus wüstem Diebsgesindel, aus Herumtreibern und Laugenichsen, denn ordentliche Soldaten konnten unmöglich unter den Bedingungen die Waffen ergreifen, welche ihnen von den Ständen gestellt worden waren.

Es fehlte an Geld, diese Schutzwache der Mark Brandenburg zu besolden, die Stände gestatteten daher den Soldaten, für ihren Lebensunterhalt zu garben, d. h. zu betteln und deshalb wurden sie Gardebrüder genannt. — Jeder Kossät auf dem Lande war verpflichtet, wenn 10 Gardebrüder zu ihm kamen, ihnen drei Groschen, kamen nur Einzelne, diesen 1 Pfennig zu geben. Die Bauern mußten das Doppelte zahlen. — Waren die Soldaten mit dieser Zahlung nicht zufrieden, so gab die Verordnung über das Garben den Landleuten das Recht, die Unverschämten mit Prügeln zurückzuweisen, ein Recht, von dem sie stets Gebrauch machten, wenn sie die Nacht dazu hatten; meistens aber war dies nicht der Fall, sie wurden von den bewaffneten Gardebrüdern bestohlen und geplündert, besonders traf ein solches Schicksal die Besitzer vereinzelt liegender Höfe.

Unsere Leser werden sich leicht vorstellen, daß Soldaten, welche darauf angewiesen waren, ihren Lebensunterhalt durch Betteln und Stehlen zu erwerben, mehr eine Plage als ein Nutzen für das Land waren. Wie sie beim Garben verfahren, darüber giebt ein alter Soldat jener Zeit, der sich der Entwürdigung seines Standes schämte, der Obrist-Wachtmeister und Hauptmann der Stadt Danzig, Johann Jakob von Wallhausen, ein treffendes Bild. Er sagt:

„Wie rüsten sie sich zu auf die Garde? — Für's Erste, so nimmt einer mit sich zwei, drei oder vier Jungen (welche er zum Waffenhandwerk anlernt), damit er desto mehr den Bauern abzufordern habe. Diemeil er bei dem Bauern stehet und parliret, so sind diese unterdessen um die Scheuren her, hinter den Hühnern, Enten, Gänsen und was sie mit erwischen können, es sei, was es wolle. Was nicht mit gehen will, das tragen sie. Und werden also die Jungen fein von Jugend auf des Stehlens und Mausens, des Handwerks der Gardebrüder gelehrt. Ein hübsches Handwerk, eine saubere Kunst!

Bei den Heiden, davon ich tausend Exempel erzählen könnte, brachten diejenigen Soldaten, so herrenlos, in Friedenszeiten und Stillstand ihr Handwerk und legten sich sonst auf ein ehrliches Leben; unsere Gardebrüder aber auf Praden, denn also heißen sie das Stehlen. Und daß es

die Bauern nicht merken sollen und ihr Handwerk lernen oder können mögen, so brauchen sie viele andere Wörter, damit sie Alles, was sie reden, auf gut Teutsch nennen, aber mit verkehrten Namen, und das heißt Rothwelsch.\*) Exempli gratia: Ein Huhn heißen sie einen Stier, einen Entvogel einen teutschen Herrn, eine Gans einen Strohhutzen und fangen heißen sie verhören. Einen Strohhutzen verhören heißt eine Gans fangen, und was der unsäglichen Worte mehr sind!" —

Waren zur Zeit des dreißigjährigen Krieges die Gardebrüder gefährliche Feinde des Landmannes und der Bürger, so wurden sie doch durch die Söldnerhaufen, welche die regelmäßigen Truppen bildeten, an Furchtbarkeit noch übertroffen. — Es wird nöthig sein, daß wir einen Blick auf die eigenthümliche Entwicklung des Soldatenwesens jener Tage werfen, weil sonst die Leiden, welche das Volk in der Mark Brandenburg und auch in unserer Stadt während des dreißigjährigen Krieges trafen, kaum verständlich sind.

Die Heere, welche früher aus dem Lehnsgefolge des Adels und der Städte bestanden hatten, waren in dem letzten Jahrhundert vollkommen umgestaltet worden. Die Bürger wollten nicht mehr in den Krieg ziehen, sie zogen es vor, ihre Dienstpflicht abzukaufen und so waren denn im Laufe der Jahrhunderte die Söldner an die Stelle der Lehnspflichtigen getreten. Die Waffen ergriff, außer etwa zur Vertheidigung der eigenen Stadt, nur Derjenige, der sein Leben für baares Geld zu verkaufen bereit war, und das waren nicht die Besten aus dem Volke.

Wenn die Werbetrommeln ertönten, so eilten alle Laugenichtse und Arbeitsscheuen zusammen und ließen sich in der Hoffnung auf guten Sold und reiche Kriegsbeute anwerben, meist nur auf eine bestimmte Zeit, nach derselben erhielten sie ihre Freiheit wieder und konnten sich von Neuem anwerben lassen oder als Gardebrüder im Lande umherziehen, bis sie einen passenden Kriegsdienst gefunden hatten.

Der Söldner fragte selten oder nie darnach, für welche Sache er kämpfen sollte. Er verkaufte sein Blut für Geld, wer am meisten zahlte, der hatte ihn und so sehen wir denn, daß während des dreißigjährigen Krieges jene geworbenen Soldaten und sogar die Officiere häufig genug die Fahnen wechselten, bald bei Dienst nahmen bei der katholischen, bald bei der protestantischen Partei, ohne Rücksicht darauf, ob sie gegen ihre Glaubensgenossen und vielleicht auch gegen ihr Vaterland kämpfen mußten oder nicht. — Der Krieg war ihnen eben ein lohnendes Handwerk und weiter nichts.

Hatte der Söldner seine ausgemachte Dienst-

\*) Die Gaunersprache, welche zum Theil noch heute unter den Verbrechern Berlins und anderer großer Städte gesprochen wird, verdankt jener Zeit ihren Ursprung.

zeit vollendet, dann betrachtete er sich als einen freien Mann, der Niemandem mehr zu gehorchen hatte. — Wehe den unglücklichen Dörfern, in welche ein Haufen entlassener Söldner einfiel! Ihnen stand das traurigste Schicksal bevor; denn die Raubgier der Soldaten wurde durch keine Disciplin mehr gezügelt. Kein Offizier durfte es wagen, seinen früheren Untergebenen noch etwas befehlen zu wollen. — Wallhausen schildert uns die Frechheit und Ungebundenheit dieser entlassenen Söldner in folgenden Worten:

„Wie gehet es unter dieser Gesellschaft, sobald die Fähulein von den Stangen abgerissen und die Regimenter abgedanket sind? — Da darf der geringste, loseste, leichtfertige Gallunke seinen Capitain, seinen Lieutenant, seinen Fähnrich u. s. w. herausfordern, ja ihm sagen: Ha, Kerl, Du bist mein Befehlshaber geweest, jekunder aber bist Du nicht ein Haar besser als ich, es gilt jekunder ein Pfund Haare soviel als ein Pfund Baumwolle! Heraus, rauf Dich mit mir! Bist Du besser als ein Schelm und Dieb? Weißt Du wohl, wie Du mich da und da auf der Wache abgeschmieret und wie Du mich da und da getractiret hast?“

Die Gefahr, von den entlassenen Söldnern in solcher Weise behandelt zu werden, veranlaßte natürlich die Offiziere, ihren Soldaten so viel als möglich durch die Fingern zu sehen; wenn diese nur in der Schlacht tapfer und treu waren, wenn sie nur im Dienst selbst unbedingten Gehorsam leisteten und Disciplin hielten, so wurde ihnen jede Ungebundenheit außerhalb des Dienstes gern verziehen, besonders aber in Feindesland, wo die Befehlshaber ihren Leuten Raub und Plünderung als selbstverständlich gestatteten.

Es galt im dreißigjährigen Kriege die Regel, daß ein Heer sich selbst erhalten müsse; wo daher eine Truppenabtheilung erschien, legte sie zu ihrem Unterhalt den Dörfern und Städten Contributionen, theils in Naturalien, theils in baarem Gelde auf, diese wurden an die Befehlshaber abgeliefert; außerdem trieb aber jeder Söldner noch für sich privatim seine Contribution ein und machte er es nicht gar zu arg, so ließen ihn die Offiziere selbst in Freundesland gewähren, in Feindesland störten sie ihn nie.

Die Folge eines solchen Systems war, daß die Soldaten alle Mittel der Grausamkeit erschöpften, um ihre Habsucht zu befriedigen, daß Bauern und Bürger bis auf das Neueste ausgefogen wurden. Wir werden später noch Gelegenheit haben, hierauf zurückzukommen.

Da die Söldner den Krieg ganz gewerbsmäßig betrieben, hatten sie das Waffenhandwerk, der herrschenden Zeitströmung gemäß, auch möglichst zunftmäßig auszubilden versucht. Da hatte man Lehrlinge und Meister, zum Theil auch Gesellen, ganz wie beim Handwerke.

Jeder Reiter lernte seinen Hufen an. Dieser mußte dem Herrn das Pferd satteln und zäumen, seine Waffen putzen und ihn im Felde überall



begleiten und bedienen; später wurde er Knappe, bis er endlich zum Reiter avancirte. — Auch die Landsknechte, das Fußvolk, hatten ihre Stuben, und Niemand sollte sich als Landsknecht anwerben lassen, der nicht durch einen Lehrbrief sich darüber ausweisen konnte, daß er Alles, was der Kriegsgebrauch erheische, vollkommen inne habe. — Auch bei der Artillerie herrschte derselbe Zunftgebrauch und wurde noch strenger inne gehalten, als bei den Landsknechten, denn bei diesen sah man, wenn die Leute knapp waren und schnell eine Söldnerschaar angeworben werden sollte, nicht immer auf einen guten Lehrbrief. Die Landsknechte waren daher auch das am meisten gefürchtete Kriegsvolk, obgleich sie sich selbst die frommen Landsknechte nannten. Sie bestanden häufig genug aus zusammengelaufenem Gesindel, welches nur durch die strengsten Kriegsgesetze zu einiger Ordnung und Disciplin zu bringen war.

Jedes Regiment hatte ein eigenes Gericht, welches die geringeren Vergehen aburtheilte; kamen schwerere Verbrechen vor, so wurde das Gericht nach guter deutscher Sitte unter freiem Himmel öffentlich abgehalten; mitunter fungirten dabei die Offiziere als Schöffen, meistens aber traten die Landsknechte selbst zum Spießrecht in einen Kreis zusammen, der Profoß klagte den Verbrecher an und seine Kameraden urtheilten dann sofort über ihn und vollstreckten auch das Todesurtheil, wenn sie ein solches gefällt hatten. Sie stellten sich in einer langen Gasse mit vorgestreckten Spießen auf, der Profoß ergriff den Verbrecher und stürzte ihn in die Gasse, wo er bald unter den Spießstößen seiner Kameraden, Richter und Scharfrichter das Leben aushauchte.

Eine so strenge Strafe wurde indessen von den Landsknechten nur bei besonders schweren, meist militairischen Verbrechen, nicht bei solchen, welche gegen Bauern oder Bürger im Kriege begangen wurden, verhängt. Raub, Schändung, Mord und Brandstiftung in Feindesland galten eben nicht als Verbrechen und die Landsknechte waren daher trotz ihrer strengen Kriegsgesetze doch der Schrecken des Bürgers und Landmannes.

Solcher Art waren die Landsknechte jener Zeit, solcher Art auch Diejenigen, welche Kurfürst Georg Wilhelm zum Schutze der Mark Brandenburg anwarb, sie gehörten zu den Schlechtesten ihres Standes, zu dem Gesindel, welches zwar gern raubt und stiehlt, aber nicht gern kämpft, denn die besseren Soldaten ließen sich nicht für Regimenter anwerben, welche nur zum Schutze des Landes, nicht um gegen den Feind geführt zu werden, gehalten wurden.

Die eigenen Soldaten wurden bald die größte Plage der Mark, Bürger und Bauern haßten und verachteten sie in gleichem Maße und die Bürger von Berlin weigerten sich auf das Entschiedenste, als Georg Wilhelm im Jahre 1624 von ihnen forderte, seine Söldner in Einquartierung zu nehmen.

Wie groß aber auch der Mißcredit war, in welchem die Soldaten beim Volke der Mark Brandenburg ihrer unverschämten Räubereien wegen standen, die Noth der Zeit gebot dennoch die Vermehrung derselben und diese wurde denn auch, nachdem im Jahre 1626 eine Defensionssteuer auferlegt worden war, vorgenommen.

Man sollte glauben, daß die Bürger von Berlin bei dem Widerwillen, welchen sie gegen die geworbenen Soldaten fühlten, nun um so eher geneigt gewesen wären, zur Vertheidigung ihrer Stadt selbst die Waffen zu ergreifen; dies aber war leider nicht der Fall.

Seit Berlin zur Residenzstadt geworden war, hatten sich die Bürger vom Waffendienst entwöhnt; sie hielten wohl noch wie früher die Rüstung zu Haus im Schranke und zogen sie allensfalls auch hervor, wenn es eine Musterung galt, oder wenn durch irgend eine zufällige Veranlassung das leicht erregbare Völkchen plötzlich in Wuth gebracht wurde, von einem regelrechten Waffendienst aber wollten sie nichts mehr wissen.

Als im Jahre 1623 Musterung über die waffenfähige Mannschaft von Berlin und Cöln gehalten wurde, fanden sich 1163 Mann in Reihe und Glied, von denen 498 mit Feuergewehren, 269 mit Pikeen und 355 mit Hellebarden bewaffnet waren. Eine solche Zahl wäre bei etwa 12000 Einwohnern recht bedeutend gewesen, wenn nur die in Reihe und Glied stehenden nun auch wirklich Lust gehabt hätten, die Waffen zu gebrauchen und sich zu einer thätigen Schutzwache der Stadt herzugeben.

Als im Jahre 1627 die Kriegsgefahr der Stadt nahe rückte und daher der Kurfürst Georg Wilhelm anordnete, die Bürger sollten die Bewachung des Schlosses und der Thore übernehmen, und sich zu diesem Behufe ordnungsmäßig in Quartiere und Rotten theilen, Quartier- und Rottenmeister erwählen, da hatte Niemand rechte Lust, seine kostbare Zeit und sein kostbareres Leben dem Wohle der Stadt zu opfern. Da war der Eine trant, der Andere alt und schwächlich, dieser hatte einen Schaden, jener wußte sich zu verstecken, kurz, es zeigte sich, daß die waffenfähige Mannschaft in Berlin und Cöln nicht einmal hinreichte, die Thore zu besetzen. Das Spandauer und Stralauer Thor mußten aus Mangel an Mannschaft gesperrt werden und der Kurfürst war gezwungen, seinem sonst vom Wachtdienst besreiten Hofgesinde, so wie den Advokaten und Ranzellisten anzubefehlen, daß sie an der Bewachung der Stadt Theil nehmen sollten.

Hatten die Bürger nicht einmal Lust, ihre eigene Stadt zu vertheidigen, so waren sie natürlich noch viel weniger geneigt, außerhalb derselben zu dienen und es erregte daher eine außerordentliche Entrüstung, als im Jahre 1627, während sich Georg Wilhelm in Preußen aufhielt, 150 Berlinter Bürger plötzlich den Befehl erhielten, nach Brandenburg abzumarschiren, um dort

### Dreizehntes Kapitel.

Wallenstein in der Mark Brandenburg. — Torquato Conti in Berlin. — Unwesen der kaiserlichen Einquartierung. — Gustav Adolph. — Räubereien der Kaiserlichen in der Mark. — Neutralität Georg Wilhelms. — Der Minister Graf Adam von Schwarzenberg, seine Politik, seine Unbeliebtheit bei den Berlinern.

Berlin hatte bis zum Jahre 1627 zwar durch das Stocken des Verkehrs schon gewaltig unter dem Deutschland zerrüttenden Kriege gelitten, aber es war bisher doch noch nicht direkt durch das Ungemach desselben betroffen worden.

Noch war keine Einquartierung raublustiger Landsknechte den Bürgern ins Quartier gelegt worden, noch hatte kein kaiserlicher General hohe Contributionen eingefordert, nur die eigenen märkischen Truppen hatten auf dem Geldbeutel der Berliner gelegen, sonst waren diese von den Lasten des Krieges ziemlich verschont geblieben.

Kurfürst Georg Wilhelm war ja der Freund und treue Anhänger des Kaisers; er hatte alle Verbindungen mit seinen Glaubensgenossen gelöst, um eine vollständige Neutralität beobachten zu können; dadurch, so hoffte der Kurfürst und so hofften auch die Berliner, werde die Mark Brandenburg von den Kriegstürmen, welche ganz Deutschland durchstießen, verschont bleiben.

Gütliche Hoffnung! Sobald den kriegsführenden Truppen die Mark Brandenburg bequem lag, kümmerte sich keine der streitenden Parteien um die Neutralität des schwachen Kurfürsten. — Wallenstein, der gewaltige Feldhauptmann des Kaisers, gab hiervon im Herbst des Jahres 1627 den entscheidenden Beweis.

Die kaiserlichen Heere quartierten sich in der Mark Brandenburg ein und obgleich der Kurfürst,

der wieder nach Preußen gereist war, sein Land dem besondern Schutze des Kaisers empfohlen hatte, hausten sie gerade wie in Feindesland. — Vergebens bat der Markgraf Sigismund den gewaltigen Wallenstein, der von seinem Hauptquartier in Bernau am 15. November 1627 Berlin besuchte und im Schlosse abstieg, um Schonung. Der Feldherr erwiderte nur achselzuckend: der Krieg sei kein Kinderspiel und seine Soldaten müßten leben.

Die kaiserlichen Generale und Obersten erpreßten überall im Lande die gewaltigsten Contributionen, sie lebten in Saus und Braus auf Kosten der Bauern und Bürger, während diese fast verhungerten; so forderte der Oberst Graf Montecuculi für seine Tafel täglich dreißig bis sechszig Essen, und auch die übrigen Offiziere lebten in ähnlicher Weise.

Auch die Residenz lernte jetzt die Annehmlichkeiten einer kaiserlichen Einquartierung kennen. Das Torquato Conti'sche Regiment marschirte in Berlin ein und wurde den Bürgern in die Häuser gelegt als bestes Mittel, ihnen die etwa noch übrigen Sympathien für den Kaiser zu nehmen.

Hatten früher die Berliner gegen den Winterkönig geschimpft, hatten sie erklärt, ein Papist sei ihnen noch lieber, als ein Calvinist, so kamen sie jetzt zu der Ueberzeugung, daß mit den Papisten auch gerade nicht zu scherzen sei.

Die kaiserlichen Soldaten trieben es in Berlin wie überall. Die Offiziere forderten mit stolzer Unverschämtheit das Beste, was im Hause war und oft genug mehr, als die Kräfte des Wirths zu geben verstatteten. — Sie betrugten sich mit unvergleichlicher Rohheit gegen das „Bürgerpad“, schimpften und mißhandelten es, ohne daß einer der Bürger wagen durfte, sich auch nur zu beklagen, wenn er sich nicht noch größeren Unannehmlichkeiten aussetzen wollte. Die Väter und Mütter mußten ruhig zuschauen, während ihre ungebetenen Gäste mit den schönen Töchtern und Frauen schäkerten und diese ließen sich zitternd die Bärtlichkeiten gefallen, um nur die gefürchtete Einquartierung bei guter Laune zu erhalten.

Die gemeinen Soldaten trieben es natürlich noch ärger. Vor denen war kein Keller und kein Rauchfang sicher und ein Glück wäre es gewesen, wenn sie sich auf den Diebstahl von Lebensmitteln beschränkt und nicht auch die Geldkästen ihrer Wirths trefflich auszuplündern verstanden hätten.

Wohl hatte mancher vorsichtige Hausvater, in der Voraussicht solches Unwesens, seine schönen harten Thaler bei Seite geschafft und im Garten oder in dem schmutzigen Gange zwischen seinem und dem Nachbarhause, wo Niemand gern Etwas sucht, vergraben und glaubte nun ruhig dem diebischen Treiben der Einquartierung zuschauen zu können.

Vergebliche Vorsicht! — Die Kaiserlichen waren gute Schatzgräber, in allen Kunststücken



scharfen, beißenden Witworten, den „Berliner Wipen“, welche ihnen damals wie heut stets zu Gebote standen.

Wo die Berliner den allmächtigen Minister fränken konnten, thaten sie es nur gar zu gern. So verweigerte das geistliche Ministerium in Berlin einst dem verstorbenen Beichtvater des Grafen ein christliches Begräbniß auf dem Klosterkirchhofe. — Schwarzenberg war wüthend über diese Beleidigung, er wendete sich mit heftigen Vorwürfen an einen der Rathsherrn von Berlin, Johann Schönbrunn; da aber war er gerade an den rechten Mann gekommen, an ein ächtes Berliner Kind.

Schönbrunn entschuldigte den Rath von Berlin in den höflichsten Worten; dieser sei ganz außer Schuld, nur die Ungefälligkeit der Geistlichen müsse man beklagen, denn der Rath würde es mit dem größten Vergnügen sehen, wenn alle Katholiken auf seinen Kirchhöfen sanft gebettet schliefen!

Diese etwas zweideutige Antwort mußte Schwarzenberg einstecken und ganz zufrieden sein, daß es ihm endlich durch die Gefälligkeit des Propstes von Eöln, Johann Koch, gelang, für seinen Beichtvater einen Platz auf dem St. Peterskirchhof zu erlangen.

Die Feindseligkeit, welche die Berliner so offen gegen Schwarzenberg zur Schau trugen, steigerte nur die Gunst, in welcher der Minister bei dem Kurfürsten stand, denn Georg Wilhelm liebte seine Residenz, die auch ihn mitunter die Schärfe ihres Wipens kosten ließ, gar nicht besonders. — So schwach Georg Wilhelm sonst war, so kräftig zeigte er sich, wenn auch nur die leiseste Klage gegen Schwarzenberg laut wurde, diese wies er stets mit der vollsten Entschiedenheit zurück.

Schwarzenberg nutzte die Gunst des Kurfürsten aus. Er entfernte nach und nach aus dem Rathe Georg Wilhelms fast alle diejenigen Männer, welche sich ihm nicht als willenslose Werkzeuge zur Disposition stellten; selbst die Hofreise suchte er von seinen Gegnern zu reinigen und auch dies gelang ihm fast durchgängig. Nur wenige Männer blieben in der Gunst Georg Wilhelms, welche nicht zu den erklärten Anhängern Schwarzenbergs gehörten, unter diesen befand sich zum großen Aerger des Ministers gerade einer, von dem wir später noch mehr sprechen werden, der Obrist Curt von Burgsdorf, den Schwarzenberg am Liebsten vom Hofe entfernt hätte, den aber seine Verdienste felsenfest in der Gunst des Kurfürsten stellten. — Curt von Burgsdorf war nämlich ein so heilloser Säufer und Spieler und verstand es so musterhaft, mit frecher Stirn zu lügen und ganz unmögliche Dinge als ausgemachte Wahrheiten zu erzählen, daß seines Gleichen nicht wieder gefunden werden konnte. Ihn vermochte selbst Schwarzenberg nicht aus der verdienten Gunst Georg Wilhelms zu verdrängen.

Auch für sein Privatvermögen sorgte Schwarzenberg meisterhaft.

Während das durch den Unterhalt der Soldaten ausgefogene und Unglücksfälle aller Art betroffene Land schon in tiefster Noth schmachtete, während häufig genug der kurfürstliche Hof in arger Geldverlegenheit war, raffte doch der Minister einen wahrhaft fürstlichen Reichthum zusammen. In seinem prächtigen Palast in der Brüderrstraße merkte man nichts von dem Jammer, der in der ganzen Mark Brandenburg herrschte.

Die Rathschläge dieses Ministers waren es, von denen Kurfürst Georg Wilhelm sich leiten ließ, als Gustav Adolph ihn ernstlich aufforderte, endlich der Stimme der Verwandtschaft und der Religion Gehör zu geben und für die Protestanten Partei zu ergreifen im Kriege.

Gustav Adolph kannte Schwarzenberg sehr wohl; er wußte, daß er in diesem einen eifrigen Gegner habe; er hatte dies deutlich genug gezeigt, als er im Jahre 1627 dem brandenburgischen Gesandten die Weisung ertheilte, er möge den Kurfürsten vor dem Grafen warnen, denn der Verkauf dessen Gewissen dem Kaiser und heuchle mit den Papisten!

Diese Warnung konnte aber um so weniger von Erfolg sein, als Georg Wilhelm gegen seinen Schwager keineswegs eine besondere Liebe hegte, sondern demselben im Gegentheil recht gründlich mißtraute. Er hatte sich offen dahin ausgesprochen, „daß man des Königs (Gustav Adolphs) Absichten nicht kenne, auch bei ihm keine gehörige Sicherheit gegen den Kaiser finde; siege er aber, so möge er mit Pommern oder doch mit Preußen davon gehen!“

Da Georg Wilhelm seinem Schwager derartige selbstsüchtige Pläne und vielleicht nicht ganz mit Unrecht zutraute, so war er nur um so mehr geneigt, dem Rathe Schwarzenbergs zu folgen und bei seiner ungeliebten Neutralitätspolitik zu verharren, denn, was vielleicht Schwarzenberg gewünscht hätte, ein offenes Bündniß mit dem Kaiser zu schließen, dazu fehlte dem schwachen Fürsten Angesichts des nahenden siegberauschten schwedischen Heeres doch der Muth.

## Vierzehntes Kapitel.

Gustav Adolph in der Mark Brandenburg. — Das Lager bei Köpenick. — Die Unterhandlungen. — Gustav Adolph in Berlin. — Der Zug nach Magdeburg. — Kurze Belagerung Berlins durch Gustav Adolph. — Das Bündniß mit den Schweden.

Magdeburg, die treue protestantische Stadt, war von den kaiserlichen Truppen unter Tilly umlagert. So tapfer sich auch die Bürger vertheidigten, nicht lange mehr vermochten sie zu widerstehen und es war daher eine gebieterische Ehrenpflicht für Gustav Adolph, der bedrängten Stadt zu Hilfe zu eilen. Sein Weg ging durch

die Mark Brandenburg; er bedurfte der Erlaubniß, durch dies Land zu marschiren, aber auch diese genügte ihm nicht, um sein Heer nach Magdeburg zu führen, denn er mußte erwarten, daß Georg Wilhelm, veranlaßt durch Schwarzenbergs Rathschläge, den kaiserlichen Truppen gestattet werde, sich hinter seinem Rücken in der Mark zu sammeln und die brandenburgischen Festungen zu besetzen.

Einer solchen Gefahr durfte sich Gustav Adolph nicht aussetzen. Lieber wollte er einen offenen Feind vor sich, als einen unzuverlässigen Neutralen, der in jedem Augenblick Partei für den Kaiser ergreifen konnte, im Rücken haben.

Er rückte mit 10 Regimentern Fußvolk und seiner gesammten Reiterei in die Mark Brandenburg ein und richtete seinen Marsch auf Berlin. Am 1. Mai 1631 erreichte er Köpenick, wo er sein Standquartier nahm. Von hier aus sandte er den Grafen von Ortenburg an seinen Schwager mit der Forderung, daß dieser ihm die Festungen Spandau und Rustrin einräume, damit er im Falle eines Unglücks vor Magdeburg den Rücken gedeckt habe.

In Berlin war große Aufregung unter dem Volke, als man hörte, daß der Schwedenkönig mit seiner ganzen Armee nur zwei Meilen von den Thoren stehe. Gustav Adolph war durch die Mannszucht, in welcher er bisher seine Soldaten erhalten hatte, ein Liebling des Volkes geworden. — Der Goldkönig — so nannten ihn Bauern und Bürger seines schönen, goldblonden Haars wegen — erschien dem Volke als ein Retter aus der Noth, als der Rächer aller der Unbilden, welche die Bürger von der kaiserlichen Einquartierung leiden müssen.

Er kam, um den deutschen Protestanten beizustehen gegen die Unterdrückung der evangelischen Religion durch den Kaiser und seine katholischen Bundesgenossen. Das war den Bürgern genug! Was fragten sie darnach, ob Gustav Adolph, wie Georg Wilhelm und Schwarzenberg vermutheten, etwa Gelüste auf Pommern habe? — Mochte er doch Pommern nehmen, wenn er wollte, darum kümmerten sich die Berliner Bürger nicht, denn sie hatten gar kein Interesse für die Machtvergrößerung des kurfürstlichen Hauses, welche ihnen bisher in Kleve und in Preußen nur Geld gekostet und Unannehmlichkeiten aller Art gebracht hatte.

Mochte der Kurfürst, mochte auch Schwarzenberg dem Könige seiner ehrgeizigen Nebenabsichten wegen mißtrauen, die Bürger von Berlin hatten dazu keine Veranlassung, und wer an jenem Tage, an welchem der Graf von Ortenburg als schwedischer Botschafter ins Schloß zu Köpenick gekommen war und mit dem Kurfürsten unterhandelte, sich unter das Volk, welches in dichten Haufen vor dem Schlosse versammelt war, gemischt hätte, der würde seltsame Reden aus dem Munde der Bürger vernommen haben.

Da hörte man nichts als Lobpreisungen für den prächtigen Goldkönig, für dessen mildes, herab-

lassendes Wesen, seine liebenswürdige Keufseligkeit, seine wahre Frömmigkeit, seine Gerechtigkeit gegen die Bürger, seine Strenge gegen die Soldaten! — Die Weiber besonders konnten nicht genug erzählen, wie edel der Goldkönig die deutschen Frauen in seinen Schutz nehme, wie er ohne Gnade jeden Soldaten zum Tode verurtheile, der es wage, einer sittsamen Frau Gewalt anzuthun, während doch die Kaiserlichen gerade in der letzten Zeit wie die Wüthenden in der Markt gehaust hätten.

Und welches Schandlied wurde neben diesen Lobpreisungen auf den Grafen Schwarzenberg gesungen! An diesem und an seinem Herrn, dem Kurfürsten, ließ man kaum ein gutes Haar. — Freilich, es war ein mißlich Ding, den jämmerlichen Georg Wilhelm mit dem ritterlichen Schwedenkönig zu vergleichen, da mußte der Kurfürst wohl schlecht dabei fortkommen!

Wenn aber auch unten das Volk für den König schwärmte, oben im Schlosse war die Stimmung nicht so günstig für ihn. Schwarzenberg arbeitete eifrig im Interesse seines hohen Gönners, des Kaisers. — Nur wenige Tage konnte Magdeburg sich noch halten, Zeit gewonnen war daher Alles gewonnen! — War es nicht möglich, den stürmischen Forderungen Gustav Adolph's, welche unterstützt wurden durch die Stimmung des Volkes, ganz zu widerstehen, so mußte wenigstens der Abschluß des Vertrages verzögert werden.

Der Graf Ortenburg wurde daher mit sehr höflichen und verbindlichen Redensarten abgespeist und als am folgenden Tage in Berlin ein zweiter Gesandter erschien, konnte auch dieser, der General Gustav Horn, nichts weiter erreichen, als daß Georg Wilhelm sich bereit erklärte, mit seinem Schwager persönlich zu unterhandeln.

Am 3. Mai zog Gustav Adolph mit 5 Compagnien Reiter und 1000 Musketieren bis dicht vor die Thore Berlins. Nur eine Viertelstunde von der Stadt machte er in dem Walde Halt und hier erwartete er seinen Schwager.

Georg Wilhelm fand sich zu der Unterredung in Begleitung seines ganzen pomphaften Hofstaates ein; er hatte auch die Kurfürstin und den Kurfürst mitgebracht.

Wieder erfolgten lange fruchtlose Unterhandlungen. Georg Wilhelm gab die bündigsten Versicherungen der Liebe und Verehrung, welche er gegen seinen königlichen Schwager hege, dieser aber hörte ruhig alle Komplimente an, ohne sich durch dieselben fangen zu lassen; er blieb ernst und fest bei den Forderungen stehen, welche er gestellt hatte und deren Erfüllung er für durchaus nothwendig hielt.

Georg Wilhelm krümmte sich vergeblich; er bat endlich, seinen geliebten Schwarzenberg rufen zu lassen und obgleich ihm Gustav Adolph noch einmal auf das Entschiedenste erklärte, er wolle nichts mit einem Menschen zu thun haben, der

im Solde des Feindes stehe, gab der König doch endlich nach, Schwarzenberg wurde gerufen.

Der Minister erschien. Gustav Adolph kümmerte sich nicht um ihn; während Georg Wilhelm mit Schwarzenberg sich eine halbe Stunde berieth, plauderte er mit der Kurfürstin und dem Kurfürsten. — Endlich war die halbe Stunde vorüber; Gustav Adolph forderte nun bestimmten Bescheid, aber wiederum konnte er diesen nicht bekommen, denn Schwarzenberg hatte seine Zeit gut benützt. — Der Staatsrath sei nicht zugegen und deshalb — so sagte Georg Wilhelm — könne er zu keinem festen Entschlusse kommen. Er sei nicht abgeneigt, die Wünsche seines Schwagers zu erfüllen, aber er müsse den Staatsrath erst hören. In wenigen Tagen solle Alles entschieden werden. — In wenigen Tagen aber konnte auch Magdeburg's Schicksal entschieden sein.

Gustav Adolph hielt es nicht der Mühe werth, diese jämmerlichen Unterhandlungen noch länger fortzusetzen; er brach, entschlossen den gordischen Knoten zu zerhauen, das Gespräch ab, verabschiedete sich von seinem Schwager und dieser kehrte mit dem frohen Bewußtsein, einen diplomatischen Sieg errungen zu haben, nach Berlin zurück.

Er hatte sich bitter getäuſcht! Gustav Adolph folgte ihm fast auf dem Fuße. Die Schweden besetzten die Stadttore und an der Spitze von zweihundert Mann zog Gustav Adolph in Berlin ein, um seine Wohnung im kurfürstlichen Schlosse zu nehmen.

Georg Wilhelm sah sich zu seinem höchsten Entsetzen plötzlich von Feinden umringt; er war in der Macht der Schweden und mußte jetzt auf jede Bedingung eingehen, welche sein Schwager zu stellen geneigt war. Gustav Adolph aber blieb so mächtig in seinen Forderungen, wie er es vorher gewesen war.

„Mein Weg geht nach Magdeburg, — so sagte er — nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. — Will mir Niemand helfen, so vergleiche ich mich mit dem Kaiser, der mir gewiß zu einem ehrenvollen Frieden die Hand bieten wird, und dann ziehe ich mich in mein Land zurück. — Aber ist Magdeburg erobert und der Kaiser mein los, so sehet zu, wie es Euch deutschen Fürsten ergehen wird!“

Die schwedischen Truppen machten vielleicht noch größeren Eindruck auf Georg Wilhelm, als diese Rede: er willigte ein, daß Spandau von den Schweden besetzt werde, wogegen ihm Gustav Adolph versprach, diese Festung sofort zurück zu geben, sobald Magdeburg befreit sein und er seine Truppen in Sicherheit gebracht haben würde.

Als die Nachricht von dem abgeschlossenen Vertrage in Berlin bekannt wurde, war der Jubel groß unter der Bürgerschaft, welche schon das Nächstste, einen Angriff auf die Stadt, befürchtet hatte. Man kannte den König zu gut, um nicht zu wissen, daß er nicht mit sich spielen lasse und schon hatte sich die schwedische Armee rings um die Festungswerke gelagert. Die Kanonen waren

aufgepflanzt und einige der schwedischen Stücke waren, wie im Spiel, aber doch als eine ernste Drohung, gegen die Stadtmauern losgebrannt worden.

Am 5. Mai erhielt Spandau die vertragsmäßige schwedische Besatzung, dann zog Gustav Adolph, nun im Rücken gesichert, am 6. Mai über Potsdam nach der Elbe. Georg Wilhelm aber schrieb einen jammervollen Brief an den Kaiser, in welchem er sich demüthig entschuldigte. Er erklärte, daß er nur aus Noth und wider seinen Willen sich zur Nachgiebigkeit hätte bequemen müssen, weil es ihm unmöglich gewesen sei, sich der schwedischen Macht zu widersetzen, da man ihm die Defension seiner Lande genommen und ihn verlassen habe!"

Gleiche Schwierigkeit, wie bei dem Kurfürsten von Brandenburg fand Gustav Adolph bei dem Kurfürsten von Sachsen. Auch mit diesem mußte er im Reinen sein, ehe er es wagen durfte, zum Entsatze Magdeburg's zu eilen. Noch schwebten die Unterhandlungen mit Sachsen, da kam die Nachricht, daß Magdeburg am 10. Mai gefallen und von Tilly's Würgerhaaren in einen Stein- und Aschenhaufen verwandelt worden sei.

Schwarzenberg hatte seine Absicht erreicht! Seiner Zögerung und, wie man erzählt, den Intriguen, welche er auch am sächsischen Hofe gespielt hatte, war der Zeitverlust der schwedischen Armee und damit die Zerstörung Magdeburg's zuzuschreiben; mit dem Falle dieser Stadt aber fiel auch die Grundbedingung für den Vertrag, welchen Georg Wilhelm mit Gustav Adolph abgeschlossen hatte: die Nothwendigkeit einer Besatzung von Spandau durch die Schweden. Schwarzenberg bestürmte Georg Wilhelm daher mit Vorstellungen, daß er die wichtige Festung von seinem Schwager zurückfordern möge, und der Kurfürst war schwach genug, den Rathschlägen seines Ministers auch dies Mal wieder zu seinem und der Mark Brandenburg Schaden zu folgen.

Gustav Adolph war über diese Forderung im höchsten Grade aufgebrächt. Er säumte zwar nicht, sein Versprechen zu erfüllen, indem er am 8. Juni mit seinen Truppen Spandau räumte, zugleich aber erklärte er, daß er von dieser Stunde an seinen Schwager nicht mehr als Bundesgenossen, nicht als Neutrale, sondern als Feind behandeln werde. — Dieselben Truppen, welche von Spandau abzogen, lagerten sich vor den Thoren Berlins und noch am Räumungstage ritt ein schwedischer Trompeter in die Stadt ein und proclamirte auf den Straßen, daß am folgenden Tage die Schweden die Feindseligkeiten beginnen würden.

Und so geschah es. Am 9. Juni lagerte das schwedische Heer rings um die Stadt, die Geschütze waren aufgeföhren und begannen gegen die Mauern zu spielen, daß von dem Donner derselben, wie uns Lotel erzählt, „die Häuser und die Leute bebten.“

In den Straßen beider Städte wogte das

Volk auf und nieder. In wilden Fluchworten wurde der Verräther Schwarzenberg verflucht, dessen Rath die Stadt den Schrecknissen einer Belagerung und nach der unvermeidlichen Einnahme durch die stets siegreichen Schweden den Gräueln einer Plünderung ausgesetzt habe.

Auch der Kurfürst begann ängstlich zu werden und einzusehen, daß er zu sehr auf die Langmuth seines königlichen Schwagers gerechnet habe; er hätte jetzt recht gern die Forderung von Spandau zurückgenommen und diese Festung den Schweden überlassen, aber mit einem so geringfügigen Zugeständniß war Gustav Adolph nicht mehr zu befriedigen.

Der sächsische Feldmarschall von Arnim, ein geborener Uckermärker, der sich gerade in Berlin befand, erhielt von dem Kurfürsten den Auftrag, in's schwedische Lager zu reiten, um als Friedensvermittler zu dienen.

Es waren bange Stunden, welche die Bürger von Berlin verlebten, während Arnim sich im schwedischen Lager befand. Endlich kam er zurück, aber er brachte noch immer den Frieden nicht mit.

Gustav Adolph hatte den Feldmarschall freundlich empfangen, aber sich mit großer Erbitterung über Georg Wilhelm ausgesprochen.

„Mein Schwager — so hatte er gesagt — hat die kaiserlichen Truppen in seine Länder aufgenommen, hat sie mit allen Bedürfnissen unterstützt, hat ihnen alle Festungen und Plätze, welche sie begehrten, geöffnet und durch alle diese Dienstleistungen doch nicht so viel erreicht, daß er und sein Volk nur menschlich behandelt worden wären. — Alles, was ich von ihm verlange, ist: Sicherheit beim Glückswechsel, eine mächtige Summe Geldes und Brod für meine Truppen; dagegen verspreche ich ihm Schutz gegen jeden Feind und Entfernung des Kriegsschauplatzes von der Mark. Auf diese Forderungen aber besteh' ich durchaus. — Der Kurfürst entschlief' sich daher, ob ihm meine Freundschaft nützen oder meine Feindschaft seine Hauptstadt die Schrecken der Plünderung erfahren lassen soll.“

Georg Wilhelm zögerte noch immer mit der Entschließung; er suchte zu unterhandeln, von den Forderungen Gustav Adolph's abzubringen, vergeblich! — Die drohende Haltung des Volks von Berlin, welches laut Frieden und Bündniß mit den Schweden forderte, die noch drohendere der Armee vor den Thoren, welche ihre Feuerklünde gegen die Hauptstadt spielen ließ, gab den Ausschlag. Die schwedischen Kanonen donnerten ihm triftigere Gründe vor, als Schwarzenberg besaß, Georg Wilhelm entschloß sich endlich, in alle ihm gestellten Bedingungen einzugehen. — Er begab sich selbst in Begleitung des Kurprinzen in's schwedische Lager und hier wurde am 11. Juni ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem sich der Kurfürst verpflichtete, den Schweden eine monatliche Unterstützung von 30,000 Thalern zu gewähren, ihnen Spandau von Neuem einzuräumen

und auch Küstrin, wenn es nöthig sein würde, zu öffnen.

Nach Abschluß dieses Vertrages zog Georg Wilhelm nach Berlin zurück. Gustav Adolph ließ ihm eine gewaltige Ehrensalve geben. Die 90 Geschütze, welche aufgestellt waren, um, sobald der wirkliche Kampf beginnen sollte, die Stadt zu beschießen, wurden gelöst.

War es Zufall oder war es vielleicht eine versteckte Absicht, daß von den 90 Geschützen 40 eine volle Kugelladung trugen? Man sagt es sei vergessen worden, die Kugeln aus den Röhren herauszuziehen.

Gewiß ist, daß die Ehrensalve den Bürgern von Berlin einen furchtbaren Schrecken einjagte; denn die Kugeln schlugen in die Dächer der Stadt und zertrümmerten auf einigen ansehnlichen Häusern die Ziegel. Einen weiteren Schaden richteten sie nicht an; aber sie zeigten, welches Schicksal Berlin bedroht hätte, wenn es wirklich zum Kampf gekommen wäre.

So hatte denn endlich Georg Wilhelm Partei nach einer Seite hin ergriffen, aber ohne einen Vortheil daraus zu ziehen, weil es zu spät und unfreiwillig geschehen war. — Der Kaiser betrachtete ihn fortan als Feind, obgleich sich der Kurfürst abermals in einem sehr demüthigen Briefe entschuldigte. Die Antwort auf diesen Brief war kalt und stolz. Die Schweden — so hieß es in demselben — würden die Mark Brandenburg sicherlich so wenig verschonen, wie es die Kaiserlichen gethan hätten! Darin hatte der Kaiser Recht; denn die Schweden betrachteten den neuen Bundesgenossen nicht als Freund, weil sie überzeugt waren, daß er ihnen beim ersten Unglücksfall untreu werden würde. — Gustav Adolph äußerte ganz offen, er würde den Kurfürsten, wenn er nicht sein Schwager gewesen wäre, von Land und Leuten getrieben haben, daß er hätte mit einem Stecken davon gehen müssen und die schwedischen Officiere zeigten in der Art und Weise, wie sie mit den Märtern umgingen, daß sie in ihnen die künftigen Feinde sahen; die Kaiserlichen aber behandelten die Mark, wenn sie fortan auf einem Streifzuge in dieselbe kamen, ganz als feindliches Land. Sie ließen den Bauern und Bürgern die Treulosigkeit Georg Wilhelm's gegen den Kaiser durch Raub und Mord entgelten und übten besonders gegen die protestantischen Geistlichen, deren sie etwa habhaft werden konnten, wahrhaft unerhörte Grausamkeiten.

### Fünfundzwanztes Kapitel.

Oberst Winß vor Berlin. — Uebertritt Georg Wilhelm's zur kaiserlichen Partei. — Vermüthungen der Schweden in der Mark Brandenburg. — Belagerung und Brandschakungen Berlins. — Die Greuel des dreißigjährigen Krieges.

So lange Gustav Adolph lebte, hielt er unter seinen Soldaten eine Disciplin, welche Bürger

und Bauern vor allzugroßen Drangsalen schützte. Er duldete nicht, daß seine Truppen in der Mark Brandenburg besonderer Erpressungen sich schuldig machten und so war denn der Zustand des Landes trotz der Kriegsnoth noch einigermaßen erträglich, wenn auch natürlich Gewerbe und Verkehr fast vollständig stockten, wenn auch die hohen Steuern kaum zu zahlen waren und daher das Land mehr und mehr verarmte.

Den Höhepunkt des Schreckens sollte der dreißigjährige Krieg für die Mark Brandenburg und auch für Berlin erst nach dem Heldentode Gustav Adolph's auf dem Schlachtfelde von Lützen gewinnen.

Jetzt überschwemmten wieder die Kaiserlichen das Land und auch vor Berlin erschien ein Theil des Wallenstein'schen Heeres unter dem Obersten Winß. — Der brandenburgische Oberst Volkmann, welcher die Besatzung kommandirte, steckte, wie uns Lotel erzählt, die Trommeln feige in den Sack und flüchtete mit seinen Mannschaften nach Spandau, indem er den Bürgern von Berlin überließ, sich selbst zu helfen, wenn sie könnten.

Die Zeiten, in welchen die trotzigten Bürger vor einem herannahenden Feinde die Thore schlossen, in denen sie selbst die Wälle besetzten, um den Kampf aufzunehmen, waren längst vorüber. — Der Kampfmuth hatte die Berliner verlassen, die Gräben waren zum Theil verschüttet, die Wälle zu schwach und die Mauern nicht fest genug, um einer regelmäßigen Belagerung zu widerstehen. — Statt zu den Waffen zu greifen, liefen die Bürger in die Kirche und flehten Gott um den Schutz an, den sie sich selbst zu gewähren nicht mehr wagten.

Der Probst von Berlin, George Eilken, hielt am 20. November 1633, während die Kaiserlichen draußen vor den Thoren lagerten, eine überaus rührende Predigt vor einer zahlreichen Zuhörerschaft, in der er den schluchzenden Andächtigen zurief: „Herr, komm herab, ehe denn unsere Stadt und Land stirbt!“

Und nach der Predigt eilten Gesandte des Rathes hinaus zu dem Obersten Winß, um mit ihm zu unterhandeln, seine Nachsicht anzuflehen, während schon die kaiserlichen Reiter die Häuser in der Schäfergasse vor dem Köpenicker Thore erbrochen hatten und aus den Ställen bei denselben die Schafsheerden forttrieben.

Winß verlangte von der Stadt 20,000 Thaler, wenn er sie mit Einquartierung verschonen solle, die Berliner versicherten, nicht mehr als 2000 Thaler geben zu können. Während noch die Unterhandlungen schwebten, näherte der sächsische Feldmarschall von Arnim mit einem Heere und jetzt gaben die Kaiserlichen auf das Giltigste Ferjengeld.

Die Berliner Geistlichen schrieben die Flucht der Feinde dem trefflichen Gebete des Probstes zu und der geistliche Chronist schreibt darüber: „Nach beendigter Bestunde tractireten einige von den Rath'sdeputirten mit den Kaiserlichen zu Hönnow und waren bemühet, sie mit einer be-



willigten Brandschatzung abzuweisen. Welche aber in der That ihr Gebet erhört gefunden, indem der Feind sich mit großer Flucht davon gemacht und Gott sie dergestalt mit Blindheit geschlagen, daß sie die Bäume für eine Menge schwedischer Reiter angesehen und sich vor ihnen fürchtend, Alles verlassen und davon gegangen, welches Alles einzig und allein zur Ehre Gottes und dieser Wunderthat, welche sich bei diesem Gebet damals zugetragen, angeführet."

So glücklich, wie bei diesem Ueberfall durch die Kaiserlichen unter dem Obersten Winß erging es fortan den Berlinern nicht mehr, sie sollten bald auf das Schwerste durch den Krieg leiden und fast unerschwingliche Contributionen an den Feind zahlen; die Schweden, welche bisher die märkischen Städte mit Contributionen verschont hatten, wurden wahre Blutsauger für die Mark Brandenburg; denn Georg Wilhelm ließ sich durch Schwarzenberg's unglückliche Rathschläge verleiten, zur kaiserlichen Partei überzutreten und zwar gerade in einer Zeit, in welcher die Schweden fast die ganze Mark Brandenburg besetzt hatten.

Vom Jahre 1635 an war die Mark Brandenburg der Sammelpfad der feindlichen Heere; bald kamen die Kaiserlichen, bald die Schweden und Beide überboten sich in Raublust und Grausamkeit.

Georg Wilhelm selbst hatte sein kostbares Leben in Sicherheit gebracht. Er saß ruhig in Preußen, während sein unglückliches Land von den rohen Soldatenhaufen sowohl des Freundes, als des Feindes ausgeplündert und verheert wurde.

Berlin erfuhr fortan die Noth des Krieges im ausgedehntesten Maße. Gerade die Residenz war der lothendste Zielpunkt für die schwedischen Kriegsunternehmungen; denn hier ließen sich größere Contributionen auferlegen und eintreiben, als in den unbedeutenden Landstädtchen.

Der Oberst Jenß von Habersleff erschien am 31. October 1636 in Berlin mit 44 Kanonen und 12,000 Mann. — Die Geschütze wurden zum Theil auf dem Markte, zum Theil vor den Thoren aufgefahret und die Mannschaft lagerte sich bei denselben, in jedem Augenblicke bereit, den Kampf gegen die Bürger, oder besser gesagt, die Plünderung der Stadt zu beginnen. Er verlangte nicht weniger als 30,000 Thaler baares Geld; dann kam der General Wrangel, der 60,000 verlangte und sich nur mit Mühe bewegen ließ, die dem Obersten Jenß von Habersleff bereits bezahlte Summe davon in Abzug zu bringen und sich mit der Lieferung von 3000 Paar Schuhen, 3000 Paar Strimpyfen, 15,000 Ellen Tuch und 1000 Thälern in baarem Gelde zufrieden zu geben.

Neue schwedische Schaaren stellten neue Forderungen und stets mußten die Berliner geben, denn die schwachen Festungswerke genügeten kaum, eine Räuberschaar von der Stadt abzuhalten, obgleich sie in den letzten Jahren auf Befehl des Grafen Schwarzenberg etwas aufgebessert waren, viel weniger einer Belagerung durch ein schwedisches Heer Troß zu bieten.

Und wenn nun die Schweden abgezogen waren und die Bürger aufzuathmen begannen, dann kam wieder der hintende Bote nach. Schwarzenberg hielt strenges Gericht über die Schwedenfreunde. Er machte den Bürgern von Berlin Vorwürfe, daß sie sich fürchtam gegen den Feind gezeigt, daß sie die Stadt nicht vertheidigt hätten, ließ er doch sogar den Bürgermeister Bleichschmidt als Schwedenfreund gefangen nach Spandau abführen.

Etwas Wahres lag in diesem Vorwurf, denn die Bürger von Berlin hatten in der That den Muth, sich zu vertheidigen, so vollständig verloren, daß sie die Thore selbst vor solchen feindlichen Schaaren öffneten, denen sie wohl hätten widerstehen können.

Der fürchterliche Krieg hatte eine tiefe Demoralisation des Volkes zur Folge, welche die letzte Spur der Mannhaftigkeit, durch welche sich früher die Bürger von Berlin und Cöln ausgezeichnet hatten, verwißte. Die Bürgerschaft war zu einer vor dem Feinde zitternden Heerde geworden, sie wagte wohl noch zu grollen und zu schimpfen, nicht aber zu kämpfen.

Es wird nur schwer möglich, uns ein Bild der grauenhaften Verheerungen zu machen, welche in ganz Deutschland die Kriegesfurie mit sich führte; jede Beschreibung bleibt hinter der entsetzlichen Wirklichkeit zurück und doch erscheint uns selbst die mäßigste Erzählung schon so fürchterlich und unglücklich, daß wir nur durch die übereinstimmenden Berichte aller Zeitgenossen zum Glauben gezwungen werden.

In ganz Deutschland herrschte die gleiche Noth, das gleiche Elend. — Die Krieger beider streitenden Parteien schienen doch einzig in dem fürchterlichen Bestreben, aus dem früher so blühenden deutschen Reiche ein weites Leichenfeld zu machen. Freund und Feind preßten aus den Bürgern und Bauern die Mittel zur Fortsetzung des Krieges heraus.

Heute hatte eine Stadt eine kaiserliche Besatzung. Die Bürger wurden gebrandschatzt, man legte der Stadt eine Contribution auf, welche genügend schien, um den letzten Groschen der Gebrandschatzten aufzuzehren; kaum aber waren die Kaiserlichen fort, dann kamen die Schweden und stellten neue, ebenso hohe, vielleicht höhere, Forderungen und wehe der Bürgerschaft, welche nicht die Mittel fand, dem Willen des fürchterlichen Feindes Genüge zu leisten.

Endlich war die Contribution zusammengebracht, der letzte Heller war geopfert, die Schweden zogen jubelnd ab, um abgelöst zu werden von einem neuen Feinde, einem wilden Haufen von Spaniern, Wallonen, Kroaten, von Völkern aus allen Weltgegenden zusammengelaufen und jede Besatzung war gleichmäßig bestrebt, zu rauben, zu plündern, dem waffenlosen Bürger den letzten Blutstropfen auszuquetschen.

Und so ging es Jahr für Jahr, ohne Unterbrechung. — Wie verschieden auch die Krieger in

ihrer Nationalität, in ihren Sitten und Gewohnheiten waren, in Einem blieben sie sich gleich, in wilder Beuteluft und thierischer Grausamkeit.

Jedes Gefühl für Menschlichkeit war während des Krieges erloschen. Morden und rauben wurde für die Soldaten ein gewöhnliches Geschäft. — Wovon sollten sie in der That auch leben, wenn sie nicht durch Blünderung sich die Mittel zu ihrem Unterhalt verschafften, da ihnen der Sold nur höchst unregelmäßig, oft genug gar nicht ausbezahlt wurde?

Der entsetzliche Grundsatz: „Der Krieg ernährt den Krieg“, nach welchem stets die Bürger und Bauern desjenigen Landes, in welchem sich gerade ein Soldatenhaufen befand, gleichgültig, ob es Freundes-, ob es Feindesland war, die Soldaten ernähren mußten, war längst zur allgemein herrschenden Regel geworden.

Im Anfange des Krieges hatten wohl noch manche Bürger einen Nothpfennig bei Seite gelegt und sorgfältig versteckt. Das wurde aber bald genug rufbar, die scharfen Augen der Soldaten erspähten die geheimsten Verstecke und wo ihnen dies nicht gelang, gab's Mittel, um Bürger und Bauern zum Verrath ihrer Geheimnisse zu zwingen.

Das menschliche Gefühl sträubt sich, die Martern zu erzählen, welche der erfinderische Geist der Soldaten hervorzufinden wußte, um Geld von denen zu erpressen, die vielleicht einen kleinen Schatz verborgen hatten.

Es gab keine Scheußlichkeit, welche von den entmenschten Kriegerern nicht begangen wurde. Sie brieten die Bürger und Bauern bei langsamem Feuer oder im Backofen, sie stachen ihnen die Augen aus, legten ihnen Binden um den Kopf, welche mit Knebeln so lange zusammengepreßt wurden, bis endlich der Hirnschädel auseinanderprang. —

Die Spanier hatten ein besonders wirksames Mittel gefunden, um den fürchterlichsten Schmerz zu erzielen; sie schnitten den Gemarterten das Fleisch striemenweise aus dem Rücken, rissen mit stumpfen Messern Nase und Ohren ab oder sägten selbst den Unglücklichen die Arme und Beine entzwei, dann rieben sie die Wunden mit Salzwasser ein und streuten Pfeffer dazu. Andern stießen sie mit Schwefel getränkte Kienspäne unter die Nägel der Hände und Füße und zündeten dieselben an.

Die Schweden gossen den Bauern durch Trichter Mißjauche in den Hals — man nannte dies den Schwedentrunk — sie schnitten Männern und Weibern die Fußsohlen auf und streuten Pfeffer in die Schnitte. —

Oftmals suchten die Soldaten die Eltern zur Herausgabe ihrer Schätze dadurch zu zwingen, daß sie vor den Augen der Mütter die Kinder in Stücke hieben, sie an Spieße steckten und über offenem Feuer brieten, eines nach dem andern, bis die verzweifelte Mutter, wenn sie überhaupt

noch etwas verrathen konnte, den letzten versteckten Bissen Brod verrieth.

Und dieser Grausamkeit gesellte sich die tiefste Sittenlosigkeit bei. Mädchen und Frauen wurden ungestraft in Gegenwart ihrer Väter und Männer geschändet. Oftmals wurden die schönsten Frauen einer Stadt wie eine Herde Vieh zusammengetrieben und von den zügellosen Soldaten mit fortgeführt.

In den Städten wie auf dem Lande wurde das Unwesen gleich fürchterlich getrieben. Es lohnte nicht mehr, das Feld zu bebauen, denn meist zerstampften Rosseshufe feindlicher Schaaren die Aecker, ehe noch die Ernte eingeheimst war und gelang es vielleicht, den Segen des Feldes in die Scheunen zu bringen, dann ward die Ernte doch nur eine willkommene Beute für den raublustigen Feind.

Wozu also arbeiten? — Lieber Räuber sein, als beraubt werden! — Die Bauern warfen Senf und Pflug bei Seite, sie gingen unter die Soldaten und ihre Weiber folgten ihnen als Marktenderinnen. Daher glichen denn auch die Heereshaufen jener Zeit wandernden Völkerstämmen; sie wurden von vielen Tausend Weibern und Kindern begleitet.

Der Landbau lag darnieder, der Handel hörte fast ganz auf; denn welcher Kaufmann wollte es wagen, seine Waare auf die Landstraße zu bringen, da er fast mit Sicherheit darauf rechnen konnte, von irgend einem vorüberziehenden Heereshaufen überfallen oder von den zahlreichen Räuberbanden, welche überall in Deutschland hausten, seiner Waaren beraubt, vielleicht gar ermordet zu werden.

Die unausbleibliche Folge eines solchen verwilderten, anarchischen Zustandes war eine allgemeine Hungersnoth, welche sich von Land zu Land bald genug über ganz Deutschland ausbreitete.

Eine Zeitlang dienten unnatürliche Nahrungsmittel, Hanfkörner, Eicheln, Bucheckern, Wurzeln aller Art dem Volke zur Stillung des brennenden Hungers; aber auch diese Quellen versiegten und nun suchte und fand das Volk, jedem menschlichen Gefühl entwachsen, die grauenhafteste Nahrung. —

Vom Schindanger holte man sich das Fleisch und den Abgang herbei; von den zahlreichen Galgen, welche überall umherstanden, schnitt man die Leichen der Gehängten ab und schälte das Fleisch als eine willkommene Speise von den Knochen; endlich wurden sogar die Kirchhöfe geplündert und die Gräber entweiht!

Und auch dies genügte dem verwilderten Volke noch nicht. Der Hunger trieb es zum mörderischen Wahnsinn. Eltern schlachteten ihre Kinder und verzehrten diese; ganze Banden von Landleuten thaten sich zusammen, um gemeinschaftlich auf die Menschenjagd zu gehen. In Schleien wurde z. B. ein Bauer hingerichtet, dem das Volk den Namen „Melchior, der Schuß“ gab,

weil er mehr als 500 Menschen, meistens Soldaten, mit sicherer Hand erlegt hatte, um für sich und seine Genossen das Fleisch derselben als Nahrungsmittel zu gewinnen.

Die Leichen der Gemordeten und Verhungerten blieben unbeerdigt auf den Feldern und an den Wegen liegen; die Verwesungsdünste lagerten sich weithin in der Gegend und gräßliche Seuchen waren die unausbleibliche Folge.

Deutschland wurde ein großes Grab! Ein Grab des Wohlstandes und der Sittlichkeit, des Rechtes, der Religion, der Wissenschaft und Kunst.

Und wie im übrigen Deutschland, so sah es auch in der Mark Brandenburg, so sah es auch in Berlin aus, wenn auch hier nicht gerade der Gipfelpunkt des Elends war.

Die Bürgerschaft war verarmt, entfittlicht und durch die Kriegsnoth, so wie durch fürchterliche Pesten in ihrer Anzahl um die Hälfte zusammengeschmolzen. Schon im Jahre 1637 waren in Berlin 168 Häuser ganz verlassen und viele Häuser wurden nur von Wittwen und Waisen bewohnt, welche nichts zu den städtischen Lasten beizutragen vermochten, sondern die allgemeine Mildthätigkeit in Anspruch nahmen.

Die männliche Bevölkerung war durch Pest und Krieg soweit aufgerieben, daß kaum mehr die Thore besetzt werden konnten, um die Stadt gegen einen Räuberüberfall zu sichern.

Wie groß der allgemeine Jammer war, zeigt uns eine Vorstellung, welche der Magistrat von Berlin im Jahre 1640 an den Kurprinzen Friedrich Wilhelm richtete und welche uns ein klares Bild der Zustände der Residenz in jener Zeit giebt. — Das Volk, so sagte der Rath, sei durch Feind und Freund entnervt und das Land zur Wüste gemacht. Das Volk darbe, während die Offiziere herrlich und in Freuden lebten. Die Zügellosigkeit der kurfürstlichen Reiter sei so groß, daß kein Pferd, keine Kuh, kein Dohse und selbst kein Mensch vor derselben gesichert sei, der Ackerbau könne daher selbst in den besten Gegenden nicht betrieben werden. Geschäfte und Nahrung hörten auf, Städte, Dörfer und Flecken ständen wüste! — In den Städten habe man den Bürgern Häuser, Acker, Wiesen u. s. w. genommen und sie den Offizieren gegeben. — Berlin habe 1638 und 1639 monatlich zum Unterhalt der kurfürstlichen Völker bald 3000, bald 2711, bald 1800, bald 2100 Thaler und Eöln nach Verhältnis gegeben ohne das, was die Schweden geraubt hätten. — Die Rathsdörfer lägen in Asche, kurz die beiden Städte Berlin und Eöln wären durch Brand, Raub und Bedrückung in die äußerste Armuth gerathen. — Viele hätten geeilet, durch Wasser, Strang und Messer ihrem elenden Leben ein Ende zu machen und der Rest sei im Begriff, mit Weib und Kind die Wohnungen zu verlassen und in's bitterste Elend zu gehen.

## Sechszehntes Kapitel.

Das Leben in Berlin zur Zeit des 30jährigen Krieges. — Leichtsinn der Berliner. — Trunksucht der Bürger. — Der lustige Rathsherr Schönbrunn. — Die Berliner Frauen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Die Residenzstadt Berlin konnte in der so traurigen Zeit des dreißigjährigen Krieges nur ein jammervolles Bild des Verfalls und der Zerstörung darbieten. — Die früher so beliebten Volksfeste hatten aufgehört, die Schützengilden waren aufgelöst, Niemand dachte mehr daran, vor die Thore zu ziehen, um draußen im Freien einen frohen Tag zu verleben, zu jubeln, zu tanzen und dann im lustigen Zuge heimzuziehen. — Wer hätte zu einem solchen Unternehmen wohl den Muth haben können, da unmittelbar vor den Thoren sich ein wüstes Raubgefindel umhertrieb? Durfte doch Niemand, ohne bis an die Zähne bewaffnet zu sein, die Stadt verlassen und auch dann noch war es gefährlich genug; meist schlossen sich, selbst zu einer kleinen Reise nach dem nächsten Städtchen, eine Anzahl Bürger zu einer wohlgeordneten Schaar zusammen, dann wurde ein Anführer gewählt, man entsendete eine Vorhut und Nachhut und marschirte in Reihe und Glied, wie ein Haufen Soldaten, um in jedem Augenblicke gerüstet zu sein, den Wegelagerern, die etwa aus dem Busch hervorbrechen konnten, mit gewaffneter Hand entgegenzutreten.

Eine Reise von Berlin nach Rixdorf war ein hochgefährliches Unternehmen und wollte man gar nach Köpenick reisen, so durfte dies ohne die geschilderten Vorsichtsmaßregeln niemals geschehen.

Der Berliner hat zu allen Zeiten einen leichten Sinn gehabt, der wohl dem Leichtsinn nahe genug verwandt ist; er bedarf des Vergnügens wie des täglichen Brodes und selbst die traurigsten Zeiten vermögen nicht, ihm dieses Bedürfnis zu nehmen. Trotz aller Kriegsnothe, Abgaben und Contributionen, trotz der Pesten und anderer schwerer Leiden, welche die Residenz heimsuchten, waren die Berliner in der Zeit des dreißigjährigen Krieges doch so vergnügungsfüchtig, wie jemals vorher oder nachher.

Kaum glaublich erscheint es und doch wird es uns bestätigt durch alle gleichzeitigen Geschichtsschreiber, daß, während ein Theil der Bevölkerung fast verhungerte, während die Pest ihren mörderischen Umzug hielt, während Kaiserliche und Schweden abwechselnd die Stadt brandschatzten, doch die Sucht nach Lustbarkeit, der Drang nach lururiösen Festen nicht erloschen war.

Das Vergnügen hatte freilich einen anderen Charakter gewonnen. Wer wußte, was morgen kam? Nur das Heut gehörte dem Frohen! Wozu sparen, wenn morgen vielleicht die Schweden oder die Kaiserlichen in die Stadt einbrangen und den Sparpfennig an sich rissen? Morgen droht vielleicht ein schaudervoller Tod unter den Mörder-

händen entmenschter Soldaten, deshalb lustig heut bis zur tollsten Ausgelassenheit!

Zu keiner Zeit waren die Trinkstuben von Berlin so fleißig von den Bürgern besucht, wie während des dreißigjährigen Krieges, zu keiner Zeit wurde in ihnen mit solcher Unmäßigkeit getrunken.

Die religiösen Streitigkeiten, welche im Anfange der Regierung Georg Wilhelms die Köpfe erhitzt hatten, waren durch die ernstlichen Kriegsgefahren nach und nach zum Schweigen gebracht worden. Wohl schauten sich noch Calvinisten und Lutheraner mit mißgünstigen Blicken an, aber sie waren nicht mehr offene Feinde und konnten wohl in den Trinkstuben zusammenkommen, ohne daß die Schemel ihrer Beine beraubt wurden und ohne daß es zu täglichen Schlägereien gekommen wäre.

Auch die Geistlichen waren zum großen Theil toleranter geworden, als früher, nicht nur gegen einander, sondern auch gegen ihre geistliche Heerde. — Sie saßen gar gern mit den Bürgern in der Schenke und zechten mit ihnen, sie waren, mit wenigen löblichen Ausnahmen, in Trunksucht und Wohlleben nicht minder versunken, als der größte Theil der Bürgerschaft.

Im Innern der Bürgerhäuser ging es nicht weniger lustig her. Man lebte in Saus und Braus, so lange noch ein Groschen zu verjubeln war. —

Der Kanzler Hans Georg von dem Borne, der fast unmittelbar nach dem Tode Georg Wilhelms dem jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm ein Bild der herrschenden Zustände entwarf, giebt uns eine treffende Schilderung von den Sitten der Bürger. Er sagt:

„In den Städten überall hat man es für einen Gottesdienst gehalten, wenn man an Sonn- und Festtagen sich stattlich ausgeputzt und der Gewohnheit nach zwei Mal, öfters ohne einige Andacht, in die Kirche gegangen ist. — Nach geendigter Predigt hat man alsbald angefangen, alle Sünde, die man auf den Werktagen nicht hat thun mögen, mit freudigem Muthe zu üben; da hat es müssen gefressen, gesoffen, gespielt, spaziret, banquetiret sein und solles Zeug vorgenommen werden. Da hat man alle Gasthöfe, Schenken, Wein- und Biereller voller Gesellschaften gesehen, die sich toll und voll gesoffen und bis in die Nacht geschwärmet haben, ihnen mit Trommeln, Pfeifen und Geigen aufwarten lassen. Da hat man müssen nach der Scheibe oder den Vogel abschießen. Desters hat man Komödianten, auch wohl in den Kirchen, Festsmeister, Springer, Linienflieher, Tanzmeister, Bären, Affen und anderer ungewöhnlicher wilder Thiere Leiter und Führer auftreten und durch dieselbigen dem Volke ein Schauspiel und Kurzweil machen lassen, welchem auch die Stadtobrigkeit und die Geistlichen selber mit sonderbarer Ergöblichkeit beigewohnt.“

„Lustig gelebt und selig gestorben!

Das heißt dem Teufel die Rechnung verdoeben!“

So dachten die Berliner auch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges; zum seligen Sterben genügte der zweimalige Kirchenbesuch am Sonntag und so blieb denn nur noch die Aufgabe, trotz der traurigen Zeit das Leben so lustig wie möglich zu machen.

Ein echter Repräsentant des Berlinerthums jener Tage ist der lustige Rathsherr Johann Schönbrunn, derselbe, der dem Grafen Schwarzenberg einst die treffende Antwort über das Begräbniß seines Reichwatters gegeben hat.

Schönbrunn lebte ohne Sorgen für das Morgen fröhlich in den Tag hinein, die schwere Zeit vermochte nicht, ihm auch nur für eine Stunde den übermüthigen Frohsinn zu trüben. Möchten die Schweden oder die Kaiserlichen vor den Thoren sein, Schönbrunn saß darum doch in der Trinkstube des Wirthshauses zum schwarzen Bären am Mollenmarkt und ließ es sich trefflich schmecken. Er machte seine Berliner Wiße zur Erheiterung der ganzen Zechgesellschaft und war deshalb auch der beliebteste Gast im schwarzen Bären.

Manche von Schönbrunns Wißen sind uns überliefert worden; einige derselben mögen hier als charakteristisch für die Anschauung der Zeit ihre Stelle finden.

Einst aß Schönbrunn mit einem schlesischen Edelmann, einem Herrn von List, bei dem Berliner Rathsherrn Joachim Spelt zu Mittag. — Der Herr von List hatte schon viel von dem lustigen Rathsherrn gehört, der oft zu den vornehmsten Räten des Kurfürsten eingeladen wurde, um durch seine possirlichen Einfälle die Tischgesellschaften zu beleben, er glaubte, Schönbrunn sei eine Art von Hofnarr und suchte ihn als solchen zu behandeln, indem er sich über ihn lustig machte und ihn besonders seiner Bartlosigkeit wegen spottete: „Ihr seid gewiß mit dem Dhubart in Breslau verwandt.“

„Gewiß!“ entgegnete Schönbrunn höflich; „fast so nahe, wie Ihr mit dem Meister Hans List,“ der damals gerade Scharfrichter von Berlin war.

Es galt in jenen Tagen für eine große Schmach, mit dem Scharfrichter in irgend welche Beziehung gebracht zu werden. Der Herr von List war daher über den Vergleich höflich aufgebracht, aber er mußte wohl oder übel die bittere Pille verschlucken.

Eine treffende Antwort hatte Schönbrunn überhaupt immer zur Hand. Als ihn einst ein Zimmermann im schwarzen Bären lachend fragte, ob er als ein bekannter weiser Mann wohl wisse, warum das Bauholz viereckig behauen würde, entgegnete er ruhig: „Weil das Holz rund gewachsen ist, so macht ihr Tagelöhne es viereckig, um desto mehr Geld zu verdienen. Wäre es viereckig gewachsen, so würdet ihr es rund machen!“

Ein Herr von Schulenburg machte ihm einst Vorwürfe darüber, daß er während der Predigdie bekannte Schrift von Rihnstod, das Religions

„Et, ei!“ fragte der Kurfürst weiter. „Dabt Ihr denn Alles im schwarzen Bären verpanquetirt und versoffen?“

Die einfache Antwort war: „Gnädigster Herr, diese Bären habe ich mir nicht von der Haut halten können.“ Er zeigt bei diesen Worten ein ganzes Paß Exekutionsbefehle vor, auf denen der Berliner Bär, das Wappen des Raths, prangte.

Dieser Bär in Verbindung mit dem schwarzen Bären auf dem Molkenmarkt fraß denn auch in der That das schöne Vermögen Schönbrunns fast bis auf den letzten Pfennig. Der lustige Rathsherr starb als alter, mittelloser Junggesell. Von seinem ererbten Vermögen war kaum soviel übrig geblieben, daß er anständig zu Grabe gebracht werden konnte.

Dieselbe Sorglosigkeit, wie Schönbrunn, zeigten in der schweren Zeit des Krieges auch die meisten andern Bürger. Wesentlich trugen zu dem luxuriösen Leben, welches die Bürger inmitten der allgemeinen Noth führten, auch die Frauen bei, welche gerade damals einen besonderen Drang zum Luxus gehabt zu haben scheinen.

Die alte Sitte, nach der in Berlin die Hausfrau ins Haus gehörte und nur bei besonderen Familienfestlichkeiten an der Gesellschaft Theil nahm, war längst bei Vornehm und Gering außer Übung gekommen. Seit Berlin zur Residenz geworden, hatte nach und nach die Hofsitte auch Eingang in das Bürgerleben gefunden, und dieses fing in jener Zeit schon an, sich nach dem französischen Muster zu gestalten; hierzu trug auch wohl der durch den Krieg vermittelte Verkehr mit den Franzosen viel bei.

„Unsere Mütter und Töchter“ — so klagte der Kanzler Hans Georg von dem Borne mit Beziehung auf die abligen Stände, aber seine Klage

alten märtischen Unbeholfenheit und Ungeschicklichkeit. Wenn in Paris die leichte Umgangssitte, ja die verdeckte Sittenlosigkeit gemildert wurde durch die Feinheit des Tones, die Grazie der Unterhaltung, so artete sie in Berlin oft genug durch die märtische Blumpheit zur ekelerregenden Frechheit aus und gerade die Zeit des dreißigjährigen Krieges übte in dieser Beziehung den nachtheiligsten Einfluß auf das sittliche Leben in der Familie.

### Siebenzehntes Kapitel.

Verfall des Theaters. — Der Schauspieler Lassenius. — Buß- und Betttage. — Hofleben während des dreißigjährigen Krieges. — Der Oberst von Burgsdorff. — Tod des Kurfürsten Georg Wilhelm.

Das Leben am Hofe des Kurfürsten Georg Wilhelm übte einen nicht zu verkennenden, höchst nachtheiligen Einfluß auf das Leben des Volkes in Berlin aus. — Dies Hofleben aber wurde naturgemäß durch die Persönlichkeit des Kurfürsten erschaffen.

In Georg Wilhelm vereinigte sich in widerwärtiger Weise eine finstere Frömmelheit mit grober Genußsucht. — Ein fröhliches Volksfest, eine Theatervorstellung waren ein Gräuel für ihn, während er an einem wüsten Saufgelage seine Freude fand.

Vor allen andern Volksbelustigungen haßte Georg Wilhelm das Theater. Sobald er zur Regierung gekommen war, entließ er die Komödianten, Seiltänzer und Gaukler, welche von seinem Vater zur Erheiterung der Hoffeste und zur Aufführung von Komödien für das Volk engagirt worden waren. Dem Aufschwung des Theaters in Berlin, der sich unter dem Kurfürsten Johann Sigismund bemerklich gemacht hatte, folgte daher sogleich ein um so tieferer Verfall dieser Volksbelustigung.

In den ersten Jahren seiner Regierung zeigte sich Georg Wilhelm noch nicht als ein abgesetzter Feind der Theatervorstellungen, er erließ wenigstens keine Verbote gegen dieselben, sondern gestattete sie während seiner Abwesenheit in Preußen, und einmal erhielt sogar der damals hochberühmte Schauspieler Lassenius die Erlaubniß, die Bewohner der Residenz während der Abwesenheit des Kurfürsten in Berlin mit seinen Lustspielen zu erheitern.

Georg Wilhelm wohnte selbst dem Schauspiel bei und bewunderte die Geschicklichkeit des Künstlers, den er für dieselbe durch ein eigenthümliches Geschenk, ein berühmtes in Holland herausgegebenes Werk über die Geschichte der Religionen, belohnte; trotz dieser Bewunderung für die Kunst des Schauspielers blieb Georg Wilhelm dem Schauspiel doch abgeneigt; er hielt es für ein Satanswerk und die Schauspieler für verlorene Seelen, welche dem Himmel nur wiedergewonnen werden könnten, wenn sie ihrer Kunst entsagten.

Georg Wilhelm glaubte daher ein Gott gefälliges Werk zu thun, wenn er den Schauspieler aus dem Höllenpfehl errettete. Er ließ Lassenius zu sich kommen und unterhielt sich über eine Stunde höchst gnädig mit ihm; er stellte ihm vor, wie sündhaft seine jetzige Lebensart sei, zumal da Gott selbst in dieser trüben Zeit durch Pest, Krieg und Hungersnoth seinen Zorn beweiße; er forderte ihn deshalb alles Ernstes auf, sein sündhaftes Leben aufzugeben.

Lassenius hat später in der That das Schauspiel verlassen und ist sogar ein arger Feind desselben geworden, ob aber die kurfürstliche Ermahnung dies bewirkt hat, darf wohl bezweifelt werden.

Weit energischer als gegen Lassenius zeigte sich der Kurfürst gegen die Berliner, als diese sich einst mit Theaterspiel belustigen wollten.

Im Jahre 1623 war eine Gesellschaft fremder Gaukler mit Trommeln und Trompeten durch die Stadt gezogen und hatte auf offenem Markte ihre Schaustellungen unter Genehmigung des Rathes gezeigt. — Hierüber war Georg Wilhelm höchst ungehalten und der Rath mußte sich sehr demüthig entschuldigen, daß er nur aus Versehen seine Erlaubniß zu dem Gaukelspiele gegeben habe.

Sogar die Schulkomödien waren dem Kurfürsten widerwärtig und als im Jahre 1629 der Rath den Schülern erlaubt hatte, eine Komödie aufzuführen, erhielt er wieder ein sehr ungnädiges Schreiben des Kurfürsten, in welchem dieser sich weilkäufig über die Gottlosigkeit des Schauspiels aussprach und dabei ein Zeugniß seines Aberglaubens ablegte, indem er sagte:

„Wollen uns denn die vielen Wunderzeichen, die allein in diesem Jahre so haufenweise gesehen worden sind, — darunter das gewiß was sonderliches ist, daß man dasjenige Prodigium, so am 30. August wie ein Drache gestaltet gewesen, in die 24 Meilen gesehen hat, welches wohl von keinem Wunderzeichen gehört sein wird — nicht nur so weit erweichen lassen, daß wir unser Gemüth und Herzen von solchen heillosen Dingen, die da Gnade bei Gott zu erlangen gar nicht dienen, abwenden konnten?“

Bernünftiger Weise tadelte übrigens der Kurfürst in demselben Schreiben, daß sich die Schüler bei der Komödie mit goldenen Ketten geschmückt hätten, indem er darauf aufmerksam machte, es sei weit klüger, goldene Ketten in Kriegszeiten im Kasten zu behalten, anstatt sie den habgierigen Soldaten, welche sich etwa in den Straßen umhertrieben, zur Schau zu stellen.

Bei der Abneigung, welche Georg Wilhelm gegen das Theater hegte, konnte von weiteren Versuchen der Schauspieler in Berlin um so weniger die Rede sein, als der Rath der Stadt längst aufgegeben hatte, eine Selbstständigkeit zu beanspruchen. Der Wille des gnädigsten Kurfürsten war in den meisten Fällen Gesetz für die Rathsherren, welche sich besonders bei solchen Veranlassungen stets ohne Weiteres dem kurfürstlichen Gebot fügten. — An die Stelle lustiger Schau-

spiele traten daher Buß- und Bettage, welche von Georg Wilhelm bei jeder Gelegenheit angeordnet wurden. So mußten z. B. in allen Kirchen von Berlin Bußpredigten gehalten werden, als es im Mai des Jahres 1633, wie allgemein geglaubt wurde, Schwefel geregnet haben sollte, damit den Städten Berlin und Cöln nicht das Schicksal von Sodom und Gomorra bereitete werde.

In seltsamem Widerspruch mit dieser zur Schau getragenen Frömmigkeit stand das Leben am Hofe Georg Wilhelms, unter dessen Augen sich der hohe Adel des Landes ohne Scheu den wildesten Ausschweifungen hingab. — Der würdige Kanzler von dem Borne beklagt sich bitter darüber, er sagt:

„Den Anfang vom Hofe zu machen, so müssen wir bekennen, daß durch die Gnade Gottes unser Hof mit fürtrefflichen Gelehrten und christeligen Predigern und Seelenhirten versehen ist, welche an ihnen nichts erlangen lassen mit heilsamen Lehren, scharfen Geseßpredigten u. s. w. — Aber mit was Frucht und Nutzen, das bezeuget die Erfahrung genugsam, sündemalen der meiste Haufen von den Hofleuten fortfährt in einem wüsten, wilden und heidnischen Wohlleben, im Fressen, Saufen, Wollüsten, Spielen und anderer Leppigkeit und werden die meisten Sonn- und Festtage bei Hofe mit Schmausen, Turnieren, Ringelrennen, Verkleidungen, Tänzen und anderen weltlichen Wollüsten zugebracht und der wahren Gottseligkeit wird dabei ganz vergessen.“

Ja, es ging toll genug am brandenburgischen Hofe her! — Mitunter, wenn kein Geld in den Kassen war, blieb freilich Schmalhans Küchenmeister, aber immer nur für kurze Zeit; denn die alte Regel, daß für den Hof des Fürsten Geld da sein muß, auch wenn das Volk fast verhungert, galt in jenen Zeiten.

Besonders zeichnete sich der Hof durch mächtige Aufgelage aus, an denen Georg Wilhelm mit Liebhaberei Theil nahm; an der Spitze dieser Gelage standen der Oberst Curt von Burgsdorff, der spätere Oberkammerherr und sein Bruder, der Oberstallmeister Ehrenreich von Burgsdorff.

Curt von Burgsdorff war der Jugendfreund Georg Wilhelms. Er war mit diesem aufgezogen und hielt sich während seiner ganzen Regierung neben Schwarzenberg als sein erklärter Günstling. Wer im Rohr sitzt, schneidet leicht Pfeifen. Diesen alten Spruch beherzigte Burgsdorff auf das Beste. Er beutete die Gunst des Kurfürsten für sich nach allen Richtungen aus; selbst in Zeiten, in denen das Hoflager im Schlosse zu Berlin sich in drückender Noth befand, hielt er einen wahrhaft fürstlichen Hof.

Alle aus jener Zeit stammenden Berichte stimmen überein darin, daß Curt von Burgsdorff ein wahrer Ausbund von frivoler Sittenlosigkeit gewesen sei, besonders aber giebt eine auf der königlichen Bibliothek befindliche Handschrift über sein Leben speziellere Nachrichten, welche sich zwar meistens auf die Zeit nach dem Tode Georg Wilhelms beziehen, aber hier im Auszuge ihre Stelle

finden mögen, weil Curt von Burgsdorff gerade unter der Regierung Georg Wilhelms der Repräsentant des ausschweifenden brandenburgischen Hofadels war und sein späteres Leben nach anderen Nachrichten mit seinem früheren vollständig übereinstimmt. Es heißt in der Handschrift:

„Er ist auch ein Mann, der sein ganzes Leben mit allerhand Sorten von debaucheu, so mit Wollsaufen, Spielen, Nachtlaufen, Pfeifenstellen (darunter sind wahrscheinlich musikalische Ständchen bei irgend einer willigen Schönen verstanden), Tänzen u. dgl. zugebracht hat. Auch schimpft und beklagt er sich hierüber nicht einmal, sondern berüht sich dessen und thut es noch täglich. Er ist darin auch so unverschämt, daß er an der kurfürstlichen Tafel sich unter Andern berüht, daß er auf einen Abend 80,000 Thaler verspielt habe, schwörend: bei seinem Theil im Buche des Lebens! (welches sein höchster Eid ist) daß er dieselben auch ehrlich bezahlt; item, daß er 10 bis 15 Kannen Weins auslaufen könne; item, daß er bereits 40 Kerls zu Tode gesoffen und davon noch unlängst einen Edelmann an des Kurfürsten zu Sachsen Hofe. — — —

Er hält mehr als einen fürstlichen Staat, hat unterschiedliche fürstliche Ställe voll prinziplicher Pferde, eine Menge von köstlichen Karossen und Wagen. Er hat auch seine eigenen Pagen, Lakaien, Hofjunker, Hofmeister, Räte, secretarien, Trompeter und andere dergleichen Diener, als wenn er ein großer Fürst wäre. — — —

Darüber ist er ein so gräulicher Flucher und Schwörer, daß er darin seinen Meister nicht hat. Hunderttausend Teufel stehen auch alle Augenblicke zu seinem Commandement.

Er ist voller Rodomontaden und Ausschneidens, sowohl in Gegenwart des Kurfürsten, als anderer grandès. — — —

Hierzu kommt noch, daß er sehr kleinen Respekt trägt an seinem Herrn und Meister; bleibt wohl sitzen, wenn der vor ihm und aufrecht stehet oder hin und wieder gehet, läßt denselben wohl drei Mal ein Ding ihn fragen, ehe er antwortet. Antwortet demselben oftmals ganz mürrisch, gleich als ob er der Kurfürst und dieser sein Knecht wäre, oder als ein Meister seinem Schüler. Entziehet sich selbst nicht, denselben öffentlich in seinen discursen zu kontrolliren. Lehnet oftmals in dem Rath sich auf seinen rechten Arm, wenn der Kurfürst an seiner rechten Seite sitzt, zeigende also demselben seinen —, und dergleichen action mehr betreibend. — — —

Soweit der Auszug aus der Handschrift, die sich noch des Ferneren in schweren Anklagen über den verhassten Günstling des Kurfürsten ergeht.

Dürfen wir auch der Schrift, welche offenbar von einem argen Gegner des Obersten von Burgsdorff herrührt (sie führt das Datum vom 1. Juli 1649), nicht überall vertrauen und müssen wir annehmen, daß manche in derselben enthaltene Annahmen übertrieben sind, so bekräftigen uns doch auch andere Nachrichten das überaus müste

Leben des kurfürstlichen Günstlings und des ganzen Hofes.

Es wird uns bestätigt, daß Burgsdorf bei der kurfürstlichen Tafel 18 Maß Wein bei einer Mahlzeit getrunken und daß er öfters ein Maß in einem Zuge und in einem Athem geleert habe, daß überhaupt das Saufen am Hofe Georg Wilhelms als eine Haupttugend galt, so daß z. B. bei einem Kindtaufen, welches Georg Wilhelm im Jahre 1624 ausrichtete, von den Hof- und Staatsbedienten nicht weniger als 4000 Tonnen Bier ausgezehrt wurden.

Ein solches Hofleben konnte nur entfittlichend auf die Bürgerschaft der Residenz wirken und es war daher ein großes Glück für dieselbe, daß der Kurfürst Georg Wilhelm schon im Alter von 45 Jahren am 21. November 1640 zu Königsberg in Preußen sein unrühmliches Leben beschloß.

### Achtzehntes Kapitel.

Ausdehnung Berlins im Anfang des 17. Jahrhunderts. — Trauriger Anblick der Stadt. — Berliner Straßen. — Der Schlossplatz und das Schloß. — Der Thiergarten. — Schweinezucht in den Straßen Berlins. — Die Berliner Festungswerke.

Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms, der in der Geschichte den Ehrennamen „der große Kurfürst“ erhalten hat, beginnt für die Stadt Berlin eine neue Zeit; es wird daher nöthig sein, daß wir zurückblicken, um uns das Bild unserer Stadt, wie sie beim Regierungsbeginn dieses Fürsten sich uns darstellt, zu vergegenwärtigen.

Die Ausdehnung der Stadt war in dem letzten Jahrhundert nicht bedeutend gewachsen, da sich innerhalb der Ringmauern Platz genug zu neuen Anbauten fand. Hier und da waren allerdings vor den Thoren Vorstädte entstanden, diese hatten aber das Schicksal der meisten offenen Städte und Dörfer im dreißigjährigen Kriege erlitten, sie waren der Sicherheit der eigentlichen Residenzstadt wegen theils abgebrochen, theils abgebrannt worden. Im Jahre 1639 hatte der Graf Schwarzenberg die an der Stadtmauer liegenden Häuser und Gärten durch den Ingenieur Holst abbrechen lassen, am 10. Februar 1640 ließ er bei Annäherung der Schweden den größten Theil der Vorstädte von Berlin und am 18. Januar 1641 die sämtlichen Vorstädte von Cöln abbrennen, so daß die Residenz sich wieder fast nur auf die innerhalb der Ringmauern liegenden Baulichkeiten beschränkte.

Im Innern der Stadt aber sah es traurig genug aus. Die Bevölkerung von über 12,000 Seelen war bis zur Hälfte zusammenschmolzen, so hatten Kriegsnoth und Pesten besonders in dem letzten Jahrzehnt gewüthet.

Eine große Anzahl von Häusern stand ganz

leer\*) mit verschlossenen, ja vernagelten Thüren und Fenstern, und wer an diesen vorübergehen mußte, der machte gern einen kleinen Umweg nach der anderen Seite der Straße, damit ihn nicht aus irgend einer durch Versehen offen geliebene Reihe ein giftiger Pesthauch treffe.

Die Stadt selbst bot in keiner Beziehung, weder durch die Bauart, noch durch Ordnung und Reinlichkeit auf den Straßen, das Bild einer kurfürstlichen Residenz. Wer hätte wohl in der schweren Kriegszeit Geld und Lust gehabt, sich um Baulichkeiten oder gar um Verschönerung der Stadt, um die Reinhaltung der Straßen u. zu kümmern?

Alle, meist hölzerne Häuser, welche mit den Giebeln nach der Straße standen und zwischen denen sich noch immer die schon früher erwähnten schmutzigen Gänge hinzogen, bildeten die Wohnstätten der Residenten und gaben der Stadt um so mehr ein verfallenes und ärmliches Ansehen, da seit einer Reihe von Jahren nichts an ihnen ausgebessert worden war.

Da, wo heut in Berlin die Burgstraße mit ihrer prächtigen Häuserreihe prangt, zog sich damals ein elender schmutziger Gang an der Spree entlang, in den einige Hinterhäuser hineinragten. Die heilige Geißeßstraße war zum größeren Theil noch gar nicht bebaut; ein wüster Platz, auf dem die Tuchmacher ihre Tücher aufspannten, zog sich von derselben bis zur Spree hin.

Selbst in den Hauptstraßen von Berlin fanden sich noch unbebaute Plätze, so auch in der Klosterstraße, denn wo ein Haus verfallen war, hatte Niemand daran gedacht, es wieder aufzubauen. Der Mühlendamm zeigte ebenfalls keine Häuserreihen, es war ein einfacher Gang nebst Brücke über das Gerönde der Mühlen von Berlin nach Cöln.

Nicht viel weniger armselig als Berlin sah auch Cöln aus, obgleich hier die unmittelbare Nähe des kurfürstlichen Schlosses wohl einige Einwirkung gehabt hatte.

Die Zücherstraße bestand aus lauter ganz armen Hütten, die Grünstraße zeigte noch manche wüste Stelle und fast nur am Cölnischen Fischmarkt, in der Koffstraße und in der Brüderstraße standen einige ansehnlichere Häuser neben ärmlichen hölzernen Baracken. — Selbst die Breitestraße war noch durch Strambuden und Fleischscharren ausgefüllt, welche erst später (1667) in die Nähe des Cölnischen Rathhauses, in die nach ihnen genannte Scharrenstraße, verlegt wurden.

Einen besonders jammervollen Anblick gewährte der Schlossplatz, der zur Zeit Joachims II. und Johann Georgs der Stolz der Kurfürsten gewesen war. — Vom Dom bis zur langen Brücke

\*) Berlin bestand aus 845, Cöln aus 364 Häusern, von denen in Berlin an 200, in Cöln an 150 ganz leer standen. Ein Theil der unbewohnten Häuser war aus Mangel an Reparaturen eingefallen.



zog sich die halbverfallene Mauer der alten Stechbahn hin, an dieser standen viele Krambuden, die aber in Folge der herrschenden Noth, des mehr und mehr verfallenden Handels und Verkehrs sehr armselig aussahen.

Der Dom selbst war nicht mehr die prachtvolle Kirche der schwarzen Brüder. Er trug ebenfalls Zeichen des Verfalls und diente keineswegs zur Zierde des Platzes und ebenso wenig die halb eingerissene Kirchhofsmauer desselben.

Das Schloß befand sich im traurigsten Zustande. Während der ganzen Regierungszeit Georg Wilhelms war nichts an dem Gebäude gethan, als daß hier und da neue Fensterscheiben eingesetzt worden waren. Der Kurfürst hatte selbst das Mauerwerk verfallen lassen; um es vor gänzlichem Einsturze zu bewahren, stützte man es wohl mit Pfählen, die aber dem Bau sicherlich nicht zum Schmucke dienten. Das Dach war schadhast und wurde nicht genügend ausgefißt, so daß Regen und Schnee in die Hallen schlagen konnten. — Der Altan war schon im Jahre 1629 so baufällig, daß man seinen Einsturz befürchtete, aber Georg Wilhelm ließ ihn in diesem Zustande, weil er die Summe von 10,000 Thalern, welche für die Reparatur erforderlich war, nicht aufzubringen vermochte. Für die Saufgelage des Obersten Curt von Burgsdorff war wohl Geld genug vorhanden, nicht aber für solche Zwecke.

Da, wo heut das rothe Schloß steht, lag ein wüster, öder Platz, der zum Pallast des Grafen von Schwarzenberg in der Brüderstraße gehörte.

Die Schloßfreiheit war noch nicht bebaut, sie bildete einen zum Werder gehörigen leeren Platz. — Der Lustgarten war wieder eine Dede geworden, ein verwilderter Busch, der in seinem hintern Theil einen übelriechenden Sumpf bildete.

Zenseits der heutigen Schloßbrücke begann der Thiergarten. Die Schloßbrücke bestand damals schon, sie hieß die neue Brücke, später erhielt sie den Namen Hundebücke; sie verband den Lustgarten mit dem Thiergarten, der früher zur Hegung des Wildes eingezäunt war und in dem an Stelle der heutigen Bank und Hausvoigtei ein Jägerhof nebst einem Vorwerke lag. Im dreißigjährigen Kriege war aber der Thiergarten ganz verwildert, die Einhegung war zerstört und auch die neue Brücke mag zur Sicherheit der Stadt abgebrochen worden sein.

Links von der neuen Brücke, vom Schloß aus gerechnet, lag auf dem Werder an der Spree eine Walk- und Schneidemühle; daneben standen einige halbzerfallene, dem Kurfürsten gehörige Häuser und an der Stelle, wo sich heut die Werder'sche Kirche erhebt, stand das kurfürstliche Reitthaus, welchem das Dach fehlte und dessen Wände daher nach und nach einfielen.

Dem Zustande der Häuser entsprach der der Straßen der Residenz, theils waren sie ungepflastert, theils war das Pflaster so verdorben, daß die tiefen Löcher es gefährlich machten, in der Dunkelheit durch Berlin und Cöln zu retten.

Man befestigte den Weg mitunter dadurch aus, daß man das Auskehricht in die Pflasterlöcher warf, um sie zu füllen, bei schlechtem Wetter wurden aber gerade durch diese Ausbesserung die Straßen fast unpassirbar. Es gehörte die Uebung eines Berliners dazu, sich durch den entsetzlichen Noth einen Weg zu bahnen.

Noch immer herrschte die alte Unsitte, daß die Bürger sich in der Stadt, um die Abfälle ihrer Hauswirthschaft zu verwerthen, Schweine hielten. — Man fürchtete sich damals bekanntlich noch nicht vor Trichinen und das Schweinefleisch bildete daher eine Lieblingspeise der Berliner. — Die ganze Stadt war voll von Schweinekoben, welche in den Gängen zwischen den Häusern und sogar auf den Straßen unter den Fenstern erbaut waren. \*) Diejenigen Bürger, deren schmaler Tisch nicht Abgänge genug für das liebe Vieh lieferte, ließen die Schweine frei in den Straßen herumlaufen, dort fanden sie in dem unergründlichen Schmutz Futter genug, zermahlten die vor den Thüren liegenden Misthaufen und zerstreuten diese, oder sie wälzten sich in den schlammigen Kanälen, welche einen entsetzlichen Geruch aushauchten.

Es war kein leichtes Unternehmen, bei Nacht ohne Laterne eine Wanderung durch die Straßen der Residenz anzutreten. Gelang es dem Verwegenen wirklich, die Schmutzlöcher im Pflaster zu vermeiden, nicht über die Koben zu fallen, sich nicht auf einem Misthaufen zu betten, so durfte er doch schwerlich seine Reise vollenden, ohne daß ihm einer der grunzenden Vierfüßler zwischen die Beine kam, denn die Schweine lagerten harmlos in den belebtesten Straßen der Stadt.

Wie die Straßen, so die Brücken. Man ließ sie sorglos verfallen; selbst die lange Brücke, welche doch die wichtigste Verbindung zwischen Berlin und Cöln bildete, war im Jahre 1638 so baufällig, daß die Ueberfahrt für schwere Lasten gefährlich wurde.

Auch die früher so festen Mauern, Thürme und Thore befanden sich in dem traurigsten Zustande.

In dem langen Frieden vor dem dreißigjährigen Kriege war den Bürgern die Befestigung der Stadt entbehrlich geworden. Man fürchtete einen räuberischen Adel nicht mehr, und gegen die Strolche, welche sich etwa in der Myrica oder in den benachbarten Heiden umhertrieben, genügten die geringsten Befestigungsmittel. Die Bürger hatten daher nicht daran gedacht, die Festungswerte zu verbessern, sie hatten diese kaum erhalten und die Thürme und Wachthäuser zu Arreststationen für Verbrecher hingegeben, das

\*) In der Bauordnung der Stadt Berlin vom 30. November 1641 steht in § 4: „Es unterstehen sich auch viele Bürger, daß sie auf den freien Straßen und oft unter den Stubenfenstern Säue und Schweinställe machen, welches E. C. Rath durchaus nicht leiden und haben will.“

Georgenthor war zu einem solchen Zwecke besonders eingerichtet worden. Einen Theil der Wachthäuser benutzte der Rath sogar zu Dienstwohnungen niederer Beamten oder er vermietete sie an arme Leute.

Die Stadimauer war verfallen und konnte an vielen Stellen kaum noch einen Schutz gewähren, denn die betriebsamen Bürger hatten an die innere Seite Häuser angebaut, ohne dabel vom Rath gestört zu werden.

Erst die Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges, das häufige Erscheinen bald der Kaiserlichen, bald der Schweden vor den Thoren der Residenz erweckte in der kurfürstlichen Regierung den Wunsch, die Befestigungswerke zu erneuern und zu verbessern, denn die alten Werke wären, selbst wenn sie ihre frühere Festigkeit erhalten hätten, doch nicht genügend gewesen, um die Stadt gegen eine Beschießung mit den in den letzten Jahren wesentlich verbesserten Kanonen zu schützen.

Vom Jahre 1630 an ergingen fortwährend Befehle an die Bürger, die Wälle zu verbessern und Schanzen anzulegen; jeder Bürger sollte sich an dieser Arbeit betheiligen und auch die Bauern aus der Umgegend sollten zu derselben herangezogen werden. Diese Befehle aber fanden nur einen zögernden Gehorsam. Die Berliner hatten weder Vertrauen zum Kurfürsten, noch zu ihrer eigenen Kraft. Sie fürchteten, daß ihre Stadt, wenn sie nach einer Belagerung erobert würde,



## V. Abtheilung.

# Berlin zur Zeit des großen Kurfürsten.

### Erstes Kapitel.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. — Sein Charakter. — Seine Jugend. — Ein Mordversuch gegen Friedrich Wilhelm. — Reise nach Holland. — Die Mitternachtsgesellschaften. — Liebeshandel des Kurprinzen. — Rückkehr. — Regierungs-Antritt. — Militärische Wirren. — Schwarzenbergs Tod. — Die Sage von der heimlichen Hinrichtung Schwarzenbergs.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst! Ein Name, der mit unverlöschlichen Zügen eingegraben ist in die Tafeln der preußischen Geschichte.

Noch heut erzählt sich das Volk viel und gern vom großen Kurfürsten, und wer über jene Brücke geht, die einst „die Lange Brücke“ hieß, heut aber die Kurfürsten-Brücke genannt wird, und dort jene prächtige, in Erz gegossene Reiterstatue betrachtet, der denkt mit Bewunderung an den Fürsten, dem Preußen seine Macht und seine Größe verdankt.

Die Helbengestalt Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten, gewinnt einen um so helleren Glanz, wenn wir sie vergleichen mit den anderen Herrschern aus dem Hohenzollernschen Hause, die ihm vorangegangen sind und die ihm unmittelbar folgten.

Wenige Fürsten verdienen, wie Friedrich Wilhelm, den Ehrennamen „der Große“, wenige haben, wie er, das Gewaltige aus dem Nichts geschaffen. Groß als Feldherr, war er gleich groß als Staatsmann. Der Erbe eines zerrütteten Staatswesens, eines unbedeutenden Ländchens, hat er inmitten einer wild bewegten Zeit einen neuen Staat geschaffen, wenigstens die Grundlage zu einem solchen gelegt. Aber wie bedeutend Friedrich Wilhelm auch in der That ist, noch größer sind die Lobpreisungen, die ihm von den Geschichtschreibern des Hohenzollernschen Hauses gespendet worden sind. Einen halben Gott glauben wir vor uns zu sehen, wenn wir dem Bilden dürfen, welches jene Geschichtschreiber uns von dem jungen Fürsten in dem Augenblicke, wo er die Regierung antritt, entwerfen. Und doch hat das Bild ebenso tiefe Schatten, wie es glanzvolle Lichtseiten enthält!

Wahr ist's, daß Friedrich Wilhelm ein großer,

es, daß trotz aller dieser während seiner Regierung unter der Last des stehenden Wilhelm dennoch den Namen „des Großen“ von der Nachwelt empfangen

dene Feindin Schwarzenbergs und der Statthalter wußte dies. Er bemühte sich daher nach bester Kraft, sie vom Hofe zu entfernen, um ihren Einfluß zu vernichten. Seine Bemühungen waren indessen vergeblich und obgleich Schwarzenberg wünschte, daß die Kurfürstin ihren Hof nicht mehr im Schlosse von Berlin, sondern in dem von Küstrin halte, vermochte er doch Georg Wilhelm, der ihm sonst meistens nachgab, zu einem Befehl in dieser Beziehung nicht zu veranlassen. Dagegen aber wußte er zu bewirken, daß der Kurprinz aus Berlin entfernt werde; vielleicht fürchtete er, der Knabe möge, wenn er fortwährend unter den Augen der Mutter bleibe, den Haß derselben gegen den allmächtigen Minister in sich aufnehmen.

Im Jahre 1627 wurde der Kurprinz dem gelehrten Kammerherrn und Rath Rumelian Gerhardt Kalktuhn, genannt von Leuchtmar, zur Erziehung anvertraut und nach Küstrin geschickt unter dem Vorwande, daß er in diesem besetzten Orte vor etwaigen feindlichen Angriffen gesichert sei.

Er erhielt eine Erziehung, wie sie eben den jungen Fürsten jener Zeit gegeben wurde. Man bildete ihn aus zu einem tüchtigen Jäger, lehrte ihn schießen, Vögel fangen, Falken heizen und nebenbei wurde ihm dann auch einiger Unterricht in den Wissenschaften ertheilt, besonders in den Sprachen, in der Muttersprache natürlich am wenigsten, denn man setzte in jener Zeit voraus, daß die Muttersprache sich ja von selbst erlerne.

Dem Kurfürsten Georg Wilhelm war es vor allen Dingen wichtig, daß sein Sohn wahrhaft religiös erzogen werde und er wählte zu diesem Zweck ein seltsames Mittel. Die Professoren der Theologie zu Frankfurt a. D. erhielten den Befehl, wechselweise alle Sonntage nach Küstrin zu reisen, um dem siebenjährigen Knaben Predigten vorzuhalten. Wenn unsere Leser sich erinnern, in welchem Stile die damaligen Theologen zu predigen pflegten, wie die Calvinisten wuthenibrant auf die Lutheraner schimpften, werden sie beurtheilen können, welcher Art auch die Religion gewesen sein muß, die durch die Predigten der hochgelehrten Theologen dem Knaben eingetupft wurde.

Während seines Aufenthalts in Küstrin wurde durch die dem Grafen Schwarzenberg feindliche Umgebung der Haß, welchen der Kurprinz gegen den allmächtigen Statthalter und Minister im Herzen trug, noch mehr genährt. Ein seltsamer Vorfall, der sich in jener Zeit ereignete, trug wesentlich dazu bei, in dem Kurprinzen den Glauben zu wecken, daß Schwarzenberg ihm selbst nach dem Leben strebe.

Es fand, als Friedrich Wilhelm 10 Jahre alt war, ein Mordversuch gegen ihn statt, den er in späterer Zeit mehrfach selbst erzählte.

Der Historiograph Schod theilt in einem Briefe an den damaligen Ober-Präsidenten Otto von Schwerin Folgendes mit. „Kürzlich habe ich aus dem Munde des durchlauchtigsten Kurfürsten Folgendes gehört: Als er kaum zehn Jahre alt

\*  
Dati  
dem  
neue  
brua

bekannt sein, daß das  
um zehn Tage von  
so daß nach unserer  
Wilhelm am 16. Fe-



nden-  
mme-  
ilich,  
fuben  
coffen  
iberg,  
sberg,

r ein  
edrich  
zum  
durch

Land,  
und  
ver-  
wüßt  
nden-  
von  
dem  
selbst

n sich  
rriß-  
mern  
zwar  
h ein

igsten  
brin-  
der  
Tage  
ihre,

einen  
nicht  
Graf,  
zum  
urgi-

alten  
sich  
iberg  
ihn  
un-  
ihm  
ehe-  
Be-  
erner  
und

eben  
den  
doch  
Er  
Sol-  
rließ  
von  
Peiß  
onen  
hnen

Das Spiel, welches Schwarzenberg getrieben hatte, zeigte sich jetzt klar genug; obgleich er behauptete, der dem Kaiser von den Truppen geleistete Eid gelte nur für den Fall, wenn die Truppen mit den kaiserlichen zusammen im Felde dienten, so zeigten doch die vornehmsten Offiziere, daß sie anderer Meinung seien.

Der Kommandant von Spandau, Oberst von Rochow, erklärte, er werde dem Kurfürsten nicht eher den Eid der Treue leisten, ehe er nicht vom Kaiser seines Eides entbunden sei, und später äußerte er sich sogar mit noch größerer Entschiedenheit: „Lieber wolle er die Festung in die Luft sprengen und mit seinen Leuten zu dem Kaiser übergehen, ehe er sich zum Huldigungseid entschließe.“ Auch der Oberst von Kracht, der Kommandant von Berlin und der Oberst von Goldacker weigerten sich, den Eid der Treue zu schwören. Nur der Oberst von Burgsdorf in Küstrin erklärte sich dazu bereit und gewann dadurch ein großes Vertrauen bei Friedrich Wilhelm, ein Vertrauen, welches er keineswegs verdiente, denn er hatte ebenso gut wie die andern Offiziere Gelder angenommen vom Kaiser und diesem geschworen. Jetzt aber neigte er sich der neu aufgehenden Sonne zu, als gewandter Hofmann zeigte er sich dem Kurfürsten unterthänig.

Es war gewiß eine schwere Aufgabe, die widerstrebenden Offiziere zum Gehorsam zu bringen; Friedrich Wilhelm aber wußte dieselbe mit List und Gewalt zu lösen. Sein entschiedenster Begner, der Oberst von Rochow, wurde auf einer Jagdpartie, zu der er mit dem Versprechen freien Geleits nach Berlin eingeladen war, plötzlich verhaftet. Auf einen Wortbruch zur rechten Zeit kam es weder dem Kurfürsten noch seinen Dienern an. Zur Strafe ist der Oberst von Rochow nicht gezogen worden, denn es gelang ihm, zu entfliehen. Die Obersten von Kracht und Goldacker warteten eine Verhaftung nicht ab, sie entflohen und traten später sämmtlich in kaiserliche Dienste ein.

Die widerspenstigen und widerwilligen Kompagnien, welche sich, dem Beispiele ihrer Offiziere gemäß, weigerten, dem Kurfürsten den Eid der Treue zu leisten, wurden entlassen.

Schon vor der Lösung dieser militärischen Wirren war dem jungen Kurfürsten das Glück günstig gewesen, sein gefährlicher Statthalter, der Graf Schwarzenberg, war plötzlich gestorben.

Schwarzenberg hatte als ein feiner Diplomat längst gefühlt, daß seine Stellung dem Kurfürsten gegenüber unhaltbar geworden war, daß das ihm gezeigte Vertrauen nur ein scheinbares sei. Er durfte sich nicht verhehlen, daß die ihm beigegebenen Rätze vom Kurfürsten den Auftrag hatten, ihn zu überwachen und wenn er sich hätte täuschen wollen, so wäre ihm Licht geworden durch viele Warnungen, welche er von seinen Freunden erhielt; selbst vom österreichischen Hofe kam ihm die Nachricht, er möge sich in Acht nehmen, Kurfürst Friedrich Wilhelm beabsichtige, ihn seiner

Ämter zu entsetzen und zur strengen Rechenschaft zu ziehen.

Gewohnt, allein zu herrschen, mußte Schwarzenberg in der Voraussicht seines Falls um so trüber gestimmt werden, als ihn zugleich schon seit längerer Zeit ein heftiges Unwohlsein plagte, welches in seinem Alter — er war im Jahre 1584 geboren — nicht unbedenklich war. Die Ärzte hatten ihm befohlen, sich vor jeder Gemüthserschütterung zu wahren, aber sein Glücksstern war gesunken. Er vermochte dem ärztlichen Befehl nicht nachzuleben, denn gerade in den ersten Tagen des Jahres 1641 traf ihn Unfall nach Unfall.

Zu den ungünstigen Nachrichten, welche er vom Kurfürsten aus Königsberg erhielt, kam noch ein heftiger Schreden.

Am 28. Februar war der Kriegs-rath von Zastrow bei ihm zur Tafel, um ihm einige Befehle des Kurfürsten mitzutheilen. Der Vorschneider des Grafen, Kammerjunker von Lehndorf, trank dem Kriegs-rath ein Glas Wein zu und als nun dieser sich unter dem Vorwande, daß er schon zu viel getrunken habe, weigerte, ihm nachzutrinken, ließ der Kammerjunker einige scharfe, voreilige Worte fallen; denn es galt in jenen Tagen als eine schwere Beleidigung, dem Vortrinkenden nicht nachzukommen.

Der Rath fühlte sich durch die Worte Lehndorf's so verletzt, daß er diesem eine Ohrfeige gab. Lehndorf sprang auf; für den Augenblick mähigte er seinen Zorn, aber als sich die Gesellschaft nach vollendeter Mahlzeit erhob, fiel er über Zastrow her und erstach ihn fast unter den Augen des Grafen Schwarzenberg.

Der Mörder wurde sogleich in Verhaft genommen; die Strafe des Gesetzes aber erreichte ihn nicht, denn es gelang ihm zu entfliehen. Oberst Goldacker, eine Kreatur des Statthalters, verhalf dem Kammerjunker — wie man sagt, im Auftrage seines Herrn — zur Flucht, indem er ihn in eine Kiste packte, Kleider über ihn deckte und ihn so durch seine Latzen aus der Festung hinaustragen ließ. Vor Spandau fand Lehndorf ein tüchtiges Pferd, welches ihn bald nach der sächsischen Grenze brachte.

Der Mord, der fast unter den Augen des Statthalters verübt worden war, der, wie sich Schwarzenberg nicht verhehlen konnte, für ihn die ungünstigsten Folgen haben mußte, erschütterte ihn tief und kaum hatte er sich von diesem Schreck erholt, als ein neuer Unfall ihn traf.

Er hatte sich ein wenig niedergelegt, um zu ruhen; da wurde er durch ein wüstes Geschrei vor seinen Fenstern geweckt. Unten auf der Straße tobte eine wilde Rotte von Soldaten und drohte das Haus zu stürmen, wenn er ihnen nicht den rückständigen Sold zahle. Es waren Soldaten des Rochow'schen Regiments, ein wüstes, aufrührerisches Gesindel, welches sicher seine Drohung wahr gemacht hätte. Schwarzenberg mußte

sich daher entschließen, ihnen sein Leben mit einer Summe von 600 Thalern abzukaufen.

Der geschwächte Körper des Statthalters vermochte eine solche Aufregung nicht zu ertragen. Schwarzenberg starb am 24. März 1641; ein Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende. Sein Körper wurde einbalsamirt und in der Nikolai-Kirche in Spandau beigelegt.

Schwarzenberg galt im Volke als ein todeswürdiger Verräther; er wurde besonders von den Berlinern wüthend gehaßt. Weil er einen Angriff der Hauptstadt durch die Schweden fürchtete, hatte er am 10. Februar 1640 die Vorstädte der Berlinischen Seite, 21 Häuser mit einem Taxwerthe von 5360 Thalern, und am 17. Januar 1641 die Sölnischen Vorstädte mit einem Werthe von 38,000 Thalern abbrennen lassen. — Für diese Gewaltthat grollten ihm die Bürger der beiden Städte um so mehr, als sie an eine Nothwendigkeit der Vertheidigung der Stadt nicht glaubten.

Der Haß des Volkes folgte dem Statthalter bis zum Tode. Die Bürger wollten es nicht glauben, daß ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende gemacht habe, sie behaupteten, der Kurfürst sei von der Verrätherei Schwarzenberg's überzeugt worden und habe heimlich über ihn Gericht halten lassen.

In dem dichten Walde, der sich damals von Spandau bis nahe an die Thore von Berlin erstreckte, sei das Todesurtheil gefällt und vollzogen worden; der Kurfürst habe den Statthalter gewaltsam aus seinem Palaste hervorholen, nach dem Walde führen und dort unter freiem Himmel enthaupten lassen.

Das Gerücht verbreitete sich schnell und fand in der Bevölkerung um so leichter Glauben, als es ganz natürlich erschien, daß der Kurfürst nicht offene Justiz, sondern eine heimliche Hinrichtung angeordnet habe; Schwarzenberg besaß ja einen so bedeutenden Anhang, seine Anhänger waren so mächtig, daß ein Gerichtsverfahren gegen ihn gefährlich werden konnte! — Es erregte unter der Bürgerschaft Berlins durchaus keinen Anstoß, daß ein heimlich gefälltes und vollzogenes Todesurtheil sich von einem Mordmord nur wenig unterschied. Das Volk war damals so sehr daran gewöhnt, die Herrscher willkürlich mit dem Leben ihrer Unterthanen spielen zu sehen, daß eine heimliche Hinrichtung, der kein Rechtsverfahren vorhergegangen war, die lediglich auf Befehl des allerhöchsten Herrn vorgenommen wurde, gar nicht als etwas Außerordentliches erschien.

Bis in die neuere Zeit hinein hat sich die Sage von der heimlichen Hinrichtung Schwarzenberg's erhalten, sie ist aber gegenwärtig vollständig aufgeklärt und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Statthalter ruhig in seinem Bett gestorben ist, wenn auch manche Geschichtsschreiber das Märchen von seiner Hinrichtung erzählt und mit Gründen vertheidigt haben.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen von Um-

ständen hat dazu gedient, der Sage eine Art von Bestätigung zu geben. In verschiedenen Geschichtswerken, so auch in denen des Königs Friedrich II., war erzählt worden, Schwarzenberg sei nach Wien gegangen und dort gestorben. Es war daher für den Prinzen August von Sachsen, den Urgroßvater des jetzt regierenden Königs, der sich im Jahre 1855 in Spandau aufhielt, eine Neuigkeit, als er erfuhr, daß sich das Grab des Grafen in Spandau befinden solle. Er beschloß, sich hiervon zu überzeugen und befahl, die Gruft zu eröffnen.

Begleitet von seinem Adjutanten, einem Herrn v. d. Hagen, und einem Pagen, Namens Dequebe, unternahm er die Besichtigung der Gruft. Der muthwillige Page sprang ihm voran und hob aus dem geöffneten Sarge den Kopf Schwarzenberg's, den er dem Prinzen aus der Gruft emporreichte. Unwillig befahl ihm der Prinz, den Schädel wieder an Ort und Stelle zu legen, der Page aber warf ihn leichtfertig in den Sarg zurück.

Als der Sarg und die Gruft nach des Prinzen Entfernung wieder geschlossen werden sollten, sahen die Maurer und der Küster, daß der Kopf der Leiche vom übrigen Skelett getrennt war und auf der Brust desselben lag. Hieraus schien unwiderleglich das Gerücht von der Enthauptung des allmächtigen Ministers Georg Wilhelms sich zu bestätigen. Erst später, am 20. August 1777, wurde eine neue Nachforschung in dem Grabgewölbe gemacht, bei der sich auch der so berühmt gewordene Berliner Arzt Dr. Heim befand. Hier zeigte es sich, daß die Enthauptung Schwarzenberg's ein Märchen sei, denn sämtliche Halswirbel fanden sich unverletzt vor.

## Zweites Kapitel.

Markgraf Ernst von Jägerndorf. — Waffenstillstand mit den Schweden. — Ende des dreißigjährigen Krieges. — Der westphälische Frieden. — Einrichtung der Post. — Einwanderung der Holländer in die Mark. — Die Kurfürstin Luise Henriette. — Die Hochzeit des Kurfürsten. — Einzug in Berlin. — Eine Bewillkommungspoesie des 17. Jahrhunderts. — Ungnade und Ende des Curt von Burgsdorff. — Begründung von Oranienburg. — Verbesserung der Landwirtschaft bei Berlin.

Nach dem Tode Schwarzenberg's übergab der Kurfürst die Statthalterschaft der Mark dem Markgrafen Ernst von Brandenburg-Jägerndorf, dem jüngsten Sohne jenes Markgrafen Johann Georg, gegen welchen einst die Berliner im Jahre 1615 rebellirt hatten.

Obgleich der Markgraf ein naher Verwandter von ihm war, übertrug ihm Friedrich Wilhelm dennoch keine unbedingte Vollmacht. Er hatte gesehen, wie leicht ein Mißbrauch mit derselben



nug den Krieg auf eigene Hand gegen die Schweden, als ob sie in kaiserlichen Diensten ständen.

Gegen solche Frevel griff der junge Kurfürst mit eiserner Hand ein. Einen Rittmeister Strauß, der verschiedene Streifzüge gegen die Schweden und bei denselben ansehnliche Beute gemacht hatte, ließ er enthaupten und mehrere Soldaten, die sich unter einem andern Befehlshaber ähnlicher Verbrechen schuldig gemacht hatten, wurden ohne Weiteres aufgehängt.

Endlich kam im Jahre 1648 der ersehnte Friede zu Münster und Osnabrück zu Stande. Der 30jährige Krieg wurde durch den westphälischen Frieden beendet. Aber noch zwei Jahre dauerte es, bis die Mark von schwedischen Truppen durchzügen befreit wurde. Erst nach dem am 26. Juni 1650 zu Nürnberg geschlossenen Vertrage hörten dieselben auf und am 6. November konnte nun in Wahrheit ein Friedensbankfest in der Mark Brandenburg gefeiert werden.

In Berlin hatten die Bürger alle Ursache, mit frohestem Herzen diesem Dankfeste beizuwohnen; denn gerade für unsere Stadt war der Friede besonders vortheilhaft. Friedrich Wilhelm hatte eine nicht unbedeutende Vergrößerung seines Landes erlangt; ihm war Magdeburg zugesprochen und hierdurch für den Handel Berlins ein wesentlicher Gewinn erzielt worden, ebenso auch durch die Erwerbung von Halle und der dortigen Salzwerke. Jetzt konnten Berlin und Cöln das Salz von Halle beziehen, während sie es bisher in der beschwerlichsten Weise von Lüneburg hatte holen müssen.

Schon während der Kriegsjahre war Friedrich Wilhelm nach Kräften bemüht gewesen, den Handel und die Gewerbe zu beleben und den Ackerbau zu heben; freilich nur mit geringem Erfolge; denn diplomatische Unterhandlungen, Ausrüstung von Truppen u. s. w. hatten ihn fast ausschließlich beschäftigt. Nach dem Friedensschlusse verdoppelte er seine Anstrengungen und es gelang ihm jetzt, auf's Trefflichste zu wirken.

Schon im Jahre 1650 führte er eine Postverbindung in der Mark ein und ernannte einen tüchtigen Geschäftsmann, Michael Matthias, zum ersten Postdirektor in Berlin. Er verbesserte die Münze, um das Vertrauen im Verkehr wieder zu heben; die durch die betrügerische Falschmünzerei entwertheten Geldsorten wurden eingezogen und vollwichtige Münzen geprägt.

Wie mit einem Zauberstrich belebte sich plötzlich der Verkehr; die wieder hergestellte Sicherheit wies dem Handel, dem Handwerk neue Bahnen an; fleißige Gewerbsleute zogen nach der Mark und auch die Juden verschmähten es nicht, sich wieder in dem Lande sehen zu lassen, in dem sie früher so schwere Schicksale erlitten hatten. Sie ließen sich hier und da nieder und Friedrich Wilhelm gestattete dies, wenn er sie auch freilich noch vielfach in ihrem Verkehrsleben beschränkte. Es wurde ihnen untersagt, feste Wohnsitze zu erwerben und Schulen einzurichten, auch durften

die unglückliche Stadt.

Eine etwas bessere Zeit brach jetzt für die

Im Jahre 1644 zog der General Wallas mit

Willkommen, schönster Tag, an dem es soll ge-  
 sehen,  
 Willkommen, Augenblick! Das Schwesterpaar der  
 Städte  
 Berlin und Cöln schickt viele Seufzer und Gebäthe,  
 Mit welchen sie das Ehurvermählte Paar empfängt,  
 Die Harfe, die bisher am Weidenbaum gehent,  
 Ganz Ton- und Saitenlos, wird wiederum gehöret.  
 Mein Paukenschlag, den mich die Tichterkunst ge-  
 lehret,  
 Will auch nicht letzter sein, das bum di bi di bum  
 Erklingt, läßt solches gleich was närrisch und was  
 dumm,  
 Doch hat hier keinen Platz das Raibfell der Sol-  
 daten;  
 Ich schlag ein ander Spiel, Gott laß es wohl ge-  
 gerathen!

Mein Paukenschlag, das bom di bi di bom  
 Spricht: Friedrich Wilhelm komm,  
 Mit der, die Dir gegeben  
 Das Haus Uranten  
 In einer Seel zu leben!  
 Die ganze Mark schreit: Wenn?  
 Wenn (hat man nicht vernommen)  
 Wird unser Vater kommen?  
 Bom bom di bi di bom!

Komm, Deine Burg, das Wunderwerk zu Cöln  
 Wird sich so freundlich stellen  
 Als wie vor diesem nimmer  
 So lange sie getruht.  
 Es haben alle Zimmer  
 Sich schön herausgeputzt  
 Mit eines Malers Pinzel,  
 Als kaum trug Gons Insel.  
 Bom bom di bi di bom!

Mein Dankenschlag, das bum di hi di bum  
 Spricht endlich in der Summ:  
 Komm Churfürst mit Lopsen,  
 Weil Storch und Schwalbe kommt  
 Vom Frühling angewiesen.  
 Vielleicht, was Wesel nimmt,\*)  
 Das bringt der Storch: darum  
 Kling bum di hi di bum,  
 Das bum di hi di bum,  
 Bum bum di hi di bum.

Wollen unsere Leser mehr von dem Autor, den wir übrigens noch einige Male in unserer Erzählung erwähnen werden, lesen, so verweisen wir sie auf ein jetzt ziemlich selten gewordenes Buch: „Nikolai Reuters Baute mit 160 finnreichen Scherzgedichten, nach des Dichters Tode herausgegeben von Pfeffer 1702.“ Auf dem Titelpuffer finden wir den würdigen Reuter als Bauteuschläger abgebildet. Um das Haupt des Dichters schwirren eine Menge verschiedenartiger Insekten. Eine lateinische Umschrift lautet auf deutsch: „Ich bin gehindert, aber nicht verhindert.“

Die junge Kurfürstin hatte einen bedeutenden Einfluß auf ihren Gatten, der sie zärtlich liebte und dadurch auch auf die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens am Hofe zu Berlin. Ihrem zarten Sinn war das wilde Saufen, welches noch immer in den Hofkreisen herrschte, wenn auch Friedrich Wilhelm sich persönlich meist ziemlich mäßig zeigte, sehr zuwider. Besonders unangenehm war ihr daher auch der Oberkämmerer Curt von Burgsdorff, der, wie wir bereits erwähnten, in höchster Gunst beim Kurfürsten stand. Ihrem Einfluß ist wahrscheinlich der Fall dieses Günstlings zuzuschreiben.

Burgsdorff glaubte so fest in der Gunst seines Herrn zu stehen, daß er sich selbst in Gegenwart der Kurfürstin der größten Ausschweifungen schuldig machte. Einmal sagte er bei der Tafel zum Kurfürsten: „Gnädigster Herr, ich weiß nicht, wie Sie leben; bei Ihrem Herrn Vater ging es viel lustiger her, da hat man tapfer herumgetrunken und da war dann und wann ein Schloß oder Dorf mit Trinken zu gewinnen und ich weiß mich noch wohl der Zeit zu erinnern, in welcher ich 18 Maß Wein bei einer Mahlzeit getrunken.“ Die Kurfürstin erwiderte unwillig an ihres Gemahls Stelle: „Man hat schön gewirthschaftet, so viele Schlösser und Güter durch lieberliches Saufen zu verschwenden.“

Noch verhaßter als durch sein Saufen machte sich Burgsdorff der Kurfürstin durch schlechte Rathschläge, welche er dem Kurfürsten gab. Ein altes, selten gewordenes Buch: „Apopthegmata oder CCLXXIV Scharfsinnige Verstandesreden von M. H. H. L. Dresden 1707“ berichtet hierüber:

„Das wäre aber Alles noch gegangen. Einstmals wollte dieser Minister den Churfürsten persuadiren, der Churfürstlichen Ehegemahlin nicht mehr so scrupulose treu zu sein, sondern sich

\*) Ein erstgebornes Söhnchen des Kurfürsten war in Wesel gestorben.

### Drittes Kapitel.

Neue Kriegsstürme. — Trennlose Politik Friedrich Wilhelms — Die Schweden vor Berlin. — Fehrbellin. — Kriegsuntüchtigkeit der Bürger und des Adels. — Begründung eines stehenden Heeres. — Derfflinger, der Schneider-General. — Strenge Kriegszucht. — Hinrichtungen auf dem Mollenmarkt. — Die Sage vom Todeswürfel — Duelle und Stockprügeleien der Offiziere — Die Uniformirung.

Der westphälische Friede brachte dem deutschen Reiche nur eine kurze Zeit der Ruhe. Nur wenige Jahre waren die Waffen unthätig, dann brach auf's Neue der Kriegssturm aus, an dem sich Friedrich Wilhelm der Theilnahme weder entziehen konnte, noch wollte. Wir sehen ihn in den folgenden Kriegen bald in Dänemark, bald am Rhein, bald in Polen an der Spitze seines Heeres meist glücklich kämpfend; selbst gegen die Türken wurden die brandenburgischen Waffen siegreich getragen. Ueberall, wo der Kurfürst thätig war, diente er seinem Ehrgeiz, seiner Sucht nach Eroberung, nach Vergrößerung der Macht seines Hauses.

Bald kämpfte er an der Seite der Schweden gegen die Polen, bald gegen die Schweden; — jetzt war er ein Verbündeter der Franzosen, dann ein Feind derselben, immer sein berechnend, wohin sein Vortheil ihn führe. Niemals kam es ihm auf eine Wortbrüchigkeit an; stets benutzte er den Krieg zwischen zwei kämpfenden Mächten, um für sich Gewinn zu erzielen, indem er theils auf dem Schlachtfelde mit gänzlicher Tapferkeit und anerkennenswürdigem Feldherrntalent, theils in den Friedensunterhandlungen mit seiner Gewandtheit für sich zu wirken verstand.

Die Treulosigkeit, welche Friedrich Wilhelm während seiner ganzen kriegerischen und diplomatischen Laufbahn unverändert bewahrte, ist von den Geschichtsschreibern vielfach als bewundernswürdige diplomatische Gewandtheit glorificirt worden, weil ein Fürst und zwar ein Fürst aus dem Hause der Hohenzollern es war, der sein Wort brach um seines Vortheils willen.

Eine Entschuldigung verdient sie vielleicht, denn nicht Kurfürst Friedrich Wilhelm allein, sondern fast alle Fürsten jener Tage folgten dem Grundsatz, daß diplomatische Zweckmäßigkeit jede Wortbrüchigkeit rechtfertige. Ließ doch einst König Karl Gustav von Schweden dem Kurfürsten, um ihn zu gewinnen, sagen: „Gott spreche jetzt nicht mehr durch Propheten und Träume zu den Königen, sondern wo eine günstige Gelegenheit sei, seinen Nachbar anzugreifen und die eigene Grenze zu erweitern, müsse man dies für einen göttlichen Beruf halten.“ Da konnte denn freilich der König von Schweden sich nicht beklagen, wenn Friedrich Wilhelm das eigene Wort auch gegen ihn in Anwendung brachte.

Es kann um so weniger unsere Aufgabe sein,

den Kurfürsten in den mit wechselndem Kriegsglück geführten Feldzügen zu begleiten, als diese meist fern von der Mark Brandenburg ihren Schauplatz fanden und unsere Stadt nur insofern bei denselben theilhaftig war, als sie mit beitragen mußte zu den gewaltigen Lasten, welche die Unterhaltung der Armee im Felde dem Lande auferlegte.

Nur in den Jahren 1674 und 1675 kam der Krieg der Stadt Berlin wieder nahe. König Karl Gustav von Schweden hatte sich, ungeachtet eines mit dem Kurfürsten am 1. December 1673 zu Berlin geschlossenen Bundesvertrages, doch im Geheimen mit Frankreich verbündet, um einen Einfall in die Mark Brandenburg zu machen, während der Kurfürst als Reichsfeldherr fern von seinem Lande gegen Frankreich kämpfte. Der schwedische Feldmarschall Karl Gustavs, Wrangel, sammelte in Pommern ein bedeutendes Heer und rückte plötzlich gegen Ende des Jahres 1674 mit 16,00 Mann in die Mark ein.

Jetzt wiederholten sich alle die Gräueltaten des dreißigjährigen Krieges. Die Schweden ließen die märtischen Bauern wieder den fürchterlichen Schwedentrunk kosten. Durch ausgesuchte Martern zwangen sie die Landbewohner, ihre verborgenen Schätze zu verrathen. Da wurden die Männer bis an den Hals in die Erde gegraben und die entmenschten Soldaten schossen nach ihren Köpfen. Die Frauen nagelte man mit den Brustknöpfen an die Säune und peitschte sie so lange, bis sie gestanden, wo ihr Geld verborgen sei.

Die Schweden erregten dadurch die Wuth des Volkes in solchem Maße, daß die Bauern im Havellande sich einmüthig erhoben, ihre Sensen grade schmieden ließen und mit diesen und Heugabeln bewaffnet sich in Kompagnien ordneten, welche, von den Haidereutern geführt, gegen die Schweden kämpften.

Den Kompagnien voraus wurden Fahnen getragen, welche mit dem brandenburgischen Adler geschmückt waren und in einem grünen Eisenkranz die Worte trugen:

Wir sind Bauern von geringem Gut  
Und dienen unserm Kurfürsten mit Leib und Blut!“

Im Mai des Jahres 1675 wandte sich der General Wrangel gegen Berlin. Rings um die Stadt herum zeigten sich die Vorposten des schwedischen Heeres und trieben aus den umliegenden Dörfern das Vieh fort. Da gab es wieder großen Schrecken in der Stadt. Viele wohlhabende Bürger verließen dieselbe. Aber ehe noch die Schweden einen Angriff wagen konnten, kamen brandenburgische Truppen den Berlinern zu Hilfe und gewährten diesen ein solches Gefühl der Sicherheit, daß die ausgewanderten Bürger wieder zurückkehrten.

Die Schweden fanden es nicht rathsam, die Residenz anzugreifen, sie zogen sich ohne eine eigentliche Belagerung derselben zurück. Die Gefahr wurde aber erst vollständig abgewendet durch

einen glänzenden Feldzug, welchen Friedrich Wilhelm vom Rhein her machte.

Er traf am 18. Juni 1675 bei Fehrbellin \*) auf die Schweden und erkämpfte gegen das überlegene Heer derselben jenen glänzenden Sieg, der niemals vom preussischen Volke vergessen werden wird.

Am 21. Juni gab es in Berlin ein großartiges Freudenfest. Da kamen die siegreichen brandenburgischen Soldaten mit der in der Schlacht gewonnenen Beute und hielten ihren feierlichen Einzug in die Residenz. 3 sechspfündige und 3 dreipfündige Kanonen, 3 Reiter-Standarten, 3 grüne Fahnen mit Franzen, 8 weiße Fahnen, große Pulvernorräthe, Karätschen, Lunten und anderer Kriegsbedarf wurden in langem Zuge in die Stadt gefahren. Der Beute folgten zu Fuß 150 gefangene Schweden, die mit wildem Blick um sich schauten, als der Jubel der Berliner sie begrüßte und der Hohn der Straßenbuben sie traf. 7 Wagen mit verwundeten Gefangenen folgten dem Zuge nach. Der Sieg war freilich theuer erkauft worden und manche Thräne floß, als unmittelbar hinter den Trophäen die Leichen der in der Schlacht gefallenen tapfern Offiziere auf reich verzierten Bahren nachgetragen wurden.

Am 23. Juni kam Friedrich Wilhelm selbst, nur von drei Offizieren begleitet, ganz unerwartet nach Berlin. Das Volk hatte ihm keinen festlichen Empfang bereiten können. Er ritt so schnell durch das Spandauer Thor, daß er selbst die Wache überraschte, welche kaum vor ihm das Gewehr ergreifen konnte. Schon am folgenden Tage verließ er Berlin wieder, um mit den schnell sammengerastten Truppen die Verfolgung der Schweden fortzusetzen.

Das eigentliche Freudenfest über den erkämpften Sieg wurde erst am 8. Juli gefeiert. Nachdem in allen Kirchen ein Dankgottesdienst gehalten worden war, donnerten dreimal von den Wällen herab die Geschütze; das Volk wogte in den schönsten Festeskleidern durch die Straßen. Alle Gewerke hielten Festmahl und am Abend

\*) An die Schlacht von Fehrbellin knüpft sich die weitverbreitete Sage von der Selbstaufopferung des Stallmeisters Froben, der am 18. Juni 1675 in der Schlacht den Heldentod starb. Der Sage nach soll Froben mit dem Kurfürsten, der einen Schimmel ritt, auf welchen die Feinde besonders zielten, sein Pferd getauscht haben und bald darauf von einer Kugel, die dem Kurfürsten galt, getödtet worden sein. — Neuere Forschungen haben ergeben, daß der Pferdetausch allerdings stattgefunden hat, aber nicht Froben, sondern der Leibjäger Uhle es gewesen ist, der dem Kurfürsten den Schimmel abgenommen hat. Froben war schon vor dem Pferdetausch durch eine feindliche Kugel in unmittelbarer Nähe des Kurfürsten tödtlich verwundet worden. — Auch Uhle wurde durch eine für den Kurfürsten bestimmte Kugel getroffen, nachdem er den Schimmel bestiegen hatte, der eine Zielscheibe der Feinde geworden war; er wurde zweimal am Schenkel verwundet und der Schimmel getödtet.

ländischen Bauern die Waffen ergriffen, da zogen sich die Bürger und der Adel feige zurück. Die Ritterschaft wollte weder Mannschaften stellen, noch Werbegelder zahlen und mit der Bürgerdefension, so meldete der Kommandant von Frankfurt a. D. dem Kurfürsten, sah es schlecht aus; auf diese mochte er sich wenig verlassen. Die Bürger wollten nicht den Hals daran setzen und lieber durch ihren Magistrat den Weg der Güte versuchen, um sich vor Brand und Plünderung zu schützen.

Friedrich Wilhelm konnte sich daher weder auf die Bürgerschaft, noch auf den Adel verlassen und er schuf sich, um seine Kriege führen zu können, ein stehendes Heer, welches er auch in Friedenszeiten nicht auflöste und für welches er treffliche Officiere zu gewinnen suchte.

Er scheute weder Mühe noch Kosten, um die nach dem Schlusse des westphälischen Friedens dienstlos gewordenen Feldherren, besonders des kaiserlichen Heeres, in seinen Dienst zu ziehen. Damals trat der Freiherr Otto Christoph von Sparr als General-Feldmarschall und neben ihm der General-Wachtmeister Georg Derfflinger ins brandenburgische Heer ein.

Von allen brandenburgischen Generalen jener Zeit ist keiner so berühmt geworden, wie Derfflinger. Noch heute erzählt sich das Volk mancherlei Geschichten von dem tapfern Schneider und vielleicht ist sein Name gerade deshalb so gefeiert, weil Derfflinger dem Volke entsprossen ist.

Ueber die Geburt des Feldmarschalls und die Jugendjahre desselben ist nur wenig bekannt. Man erzählt sich, daß er als ein Schneidergesell gewandert sei und an der Fähre von Leitmeritz das Fährgehd nicht habe bezahlen können. Traurig sei er am Wasser stehen geblieben und habe mit Neid bemerkt, daß eine Anzahl Soldaten unentgeltlich übergesetzt wurde. Auf seine Frage, weshalb denn ihm, der doch ärmer sei als jene, die freie Uebefahrt verweigert werde, erwiderte ihm der Fährmann höhnisch: „Bügeleisen und Scheere sind schwere Waare; einen Schneider kann man nicht umsonst überfahren!“ Da warf der Schneider sein Handwerkzeug in den Fluß, ließ sich bei dem Trupp Reiter anwerben und wurde auf der Stelle Soldat.

Derfflinger war ein echter Glücksbold seiner Zeit. Mit scharfem Verstand und vor keiner Gefahr zurückbebender Kühnheit begabt, legte er schnell den Weg zu den höchsten militairischen Ehrenstellen zurück. Sein Gewissen war weit; er kümmerte sich wenig darum, unter welcher Fahne er kämpfte, wenn es nur Beute und Ruhm zu erstreiten gab. Zuerst diente er bei den Kaiserlichen, dann bei den Sachsen, dann wieder bei den Schweden, bis er in brandenburgische Dienste kam und hier zur höchsten Staffel des militairischen Ranges gelangte.

Der Schneider wurde zum Reichsfreiherrn erhoben und führte das adlige Wappen einer schlesischen Familie von Dörfling; aber er vergaß

nie, daß er einst ein Schneider gewesen; er verleugnete nie seine bürgerliche Herkunft.

Als er einst bei Hofe durch einen adelsstolzen Junfer höhrend gefragt wurde, ob er es wohl für möglich halte, daß aus einem Schneidergesellen ein Feldmarschall werden könne, da antwortete er, indem er an den Degen schlug: „Ich denke wohl, hier sitzt auch einer, der einst ein armer Schneider war und die Elle, mit welcher ich schon manchem Gelbschnabel das Maß genommen habe, die trage ich noch immer bei mir!“ Sein blißendes Auge traf dabei so herausfordernd den Junfer, daß dieser erröthend und beschämt zu Boden sah.

Auch seine alten Kameraden vergaß er nicht und mit besonderer Liebhaberei pflegte er folgende Geschichte aus seiner Jugend zu erzählen: „Ich lag einst — so theilte er seinen Freunden beim Glase Wein mit — mit mehreren andern Handwerksgehlen in einer Dorfschenke während der Nacht auf der Streu; mancherlei Gedanken gingen mir durch den Kopf und als ich mich unruhig hin und her warf, da fragte mich mein Nachbar, weshalb ich nicht schlief. Ich erwiderte ihm, ich hätte an einem Tage ein schönes Reiter-Regiment gesehen und da sei mir denn der Wunsch aufgefliegen, auch einmal Soldat und vielleicht General zu werden. „Schlase ruhig, Du Lump!“ antwortete mein Nachbar, „Du wirst in Deinem Leben kein General werden; ein Schneider hat keine Courage!“ Ich hatte die Geschichte fast vergessen, als einst in Rathenow, nachdem wir die Schweden aus der Stadt verjagt hatten, der Bürgermeister sich mir mit vielen Verbeugungen nahte und mich bat, ihn mit Einquartierung zu verschonen. Er wollte mir dabei einen Fußfall thun. Der Mann kam mir bekannt vor. Ich fragte ihn nach seinem Namen und als ich diesen hörte und ihn nun genauer beschaute, da erkannte ich meinen Schlafgehlen aus jener Schenke. Ich fragte ihn, ob er sich noch des Lumpen erinnere, des Schneidergesellen, der keine Courage habe und doch hätte General werden wollen. Er war wie vom Donner gerührt, als er mich erkannte und bat mich nun tausend Mal um Entschuldigung; ja er lud mich sogar ein, bei ihm Quartier zu nehmen. Ich that es gern und versprach, ihm seine Nachtruhe nicht wieder durch meine Träume zu stören.“

Ein so vortrefflicher General Derfflinger war, so hatte er es doch, in Folge seiner mangelnden Vorbildung, in den Wissenschaften nicht gar zu weit gebracht und man erzählt mancherlei kuriose Irrthümer, welche seine Unwissenheit zu Stande brachte. So hatte einst ein Rittmeister, der in höchster Eile einen Rapport senden mußte, zu seiner Entschuldigung darauf das Wort raptim geschrieben. Derfflinger hielt dasselbe für einen Ortsnamen, suchte nach dem Dorfe Raptim auf der Landkarte und rief endlich, als er es nicht finden konnte, ärgerlich aus: „Ich habe den Rittmeister nach Neudorf beordert; der Teufel aber hat ihn nach Raptim geführt, welches Nest ich auf der Karte

nicht finden kann." Als ihm sein Adjutant in einiger Verlegenheit mittheilte, daß raptim „eiligst“ bedeute, wurde der Feldmarschall noch unwilliger: „Bleibt mir mit Euren Schulfuchjereien vom Halfe; schreibt deutsch, wie Euch der Schnabel gewachsen ist!"

In Berlin war Derfflinger wohl bekannt; da mußte ihn jedes Kind zu zeigen. Der große, starke Mann mit dem vollen, krausen Haar, der braunen Stirn, den dichten Augenbraunen, den lebhaft blühenden Augen, den vollen Wangen zeichnete sich vor allen seinen Umgebungen aus. Man sah es dem tropigen, kühnen Gesicht an, daß der Derfflinger ein kühner Reiter-General war, der sich wohl mit seinem spätem Nachfolger, dem alten Marschall Vorwärts, messen konnte. Er hielt sich oft in Berlin auf, wo ihm der Kurfürst ein schönes Haus am kölnischen Markte hatte erbauen lassen.

Unter der Führung so trefflicher Generale, wie Sparr und Derfflinger, gewann das brandenburgische Heer bald eine große Bedeutung. Es war in keiner Beziehung der frühere Söldnerhaufen und es wurde durch eine strenge Kriegszucht in Ordnung gehalten. Diese war freilich erst nach und nach zu erzielen. Noch im Jahre 1657 macht uns der Geschichtsschreiber Kotel eine Beschreibung von den brandenburgischen Soldaten, die keineswegs schmeichelnd ist, und wenn wir auch seinem Aberglauben etwas zu Gute halten müssen, so sehen wir doch aus derselben, daß jene Soldaten noch immer ein gar wildes, wüthes Volk waren. Kotel sagt:

„Ich habe mein Leben lang viel Soldaten gesehen, aber niemals ein so gottesvergessenes Volk als die meisten der gemeinen Reiter waren. Man hörte kein Singen und Beten von ihnen, sondern lauter Fluchen und Gotteslästern. Die Meisten waren Zauberer und Teufelsbanner, Stahl- und Eisenfeste, konnten Büchsen besprechen, Kugeln abwenden u. s. w. Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, daß auch die Jungen einen Hut fest gemacht und auf denselben losbrannten, daß er sich umkehrte und doch nicht verletzt wurde. Rauben, Stehlen, Saufen u. s. w. waren ihre täglichen exercitia. Wenn ich sie vermahnte, sie sollten doch ihr Ende bedenken, wohin sie endlich fahren würden, ließen sie den Fuhrmann sorgen, er würde sie nirgends hinbringen. Doch waren noch etliche Fromme darunter.“

Die Soldateska, welche noch zum großen Theil die Angewohnheiten des dreißigjährigen Krieges an sich trug, konnte nur durch außerordentlich strenge Behandlung zur Ordnung geführt werden. Deshalb waren denn auch die Kriegsartikel, welche der Kurfürst für sein Heer erlassen hatte, mit Blut geschrieben. Die geringfügigsten Verbrechen wurden mit dem Tode bedroht. So lautet Artikel 2 derselben: „Welcher Soldat Gottes Wort lästert oder mit demselben oder mit dem Gottesdienste, es sei weiß Wafes es wolle, trunkenen oder nüchternen Mundes Affenspiel

treibt, oder von dem hochwürdigen Sacramente lästerlich und spöttisch redet, der soll ohne alle Gnade am Leben gestraft werden, — — — auch kein Soldat bei Vermeidung der Strafe des Halfeißens vom Gottesdienste wegbleiben.“

Ebenso wurde auf Diebstahl die Todesstrafe gesetzt und wie sich von selbst versteht, auch vor Insubordination mit derselben Strafandrohung gewarnt. Diese Strafen standen nicht nur auf dem Papier, Friedrich Wilhelm ließ sie ohne Gnade zur Ausführung bringen.

Die Straßen Berlins waren in jener Zeit oft der Schauplatz blutiger Executionen. Durch die Breite Straße mußten die Soldaten Spießruthen laufen und häufig genug kam es vor, daß die Bestraften, von den Ruthenstieben tödtlich getroffen, hinter der Gasse zusammen sanken und wenige Augenblicke darauf starben.

Auf dem Molkenmarke stand der Galgen für die Soldaten\*) und an demselben wurden zahlreiche Hinrichtungen vollzogen. Eine der merkwürdigsten müssen wir unsern Lesern erzählen.

Es war im Jahre 1672, am 23. Dezember, als zwei Soldaten, ein Sergeant Namens Claus Behrend und ein Musketier Namens Otto eines Diebstahls wegen am Galgen aufgehängt werden sollten. Der Sergeant hatte sich beim Diebstahl selbst nicht betheiligt, aber das gestohlene Gut verhehlt. Er war ein guter Katholik und der kaiserliche Gesandte that deshalb seinetwegen eine Fürbitte beim Kurfürsten.

Friedrich Wilhelm begnadigte niemals gern, er ließ sich aber endlich herbei, bedingungsweise Gnade auszusprechen und ein freventliches Spiel mit der Gerechtigkeit zu treiben. Die beiden Diebe, so befahl er, sollten unter dem Galgen um ihr Leben würfeln. Eine Trommel wurde auf dem Molkenmarke aufgestellt; auf dieser lagen zwei Würfel und die beiden Verurtheilten mußten herantreten. Sie spielten um ihr Leben. Claus Behrend that den höchsten Wurf und wurde vom Tode befreit, der andere aber ohne Gnade gehängt.

Dies Ereigniß hat die Veranlassung zu der Volks Sage von den Todeswürfeln gegeben, die sich noch bis zum heutigen Tage in Berlin erhalten hat. Die Sage berichtet, daß zwei Leibtrabanten ein schönes Mädchen geliebt hätten. Der eine von ihnen, von Eifersucht für seinen begünstigten Nebenbuhler durchdrungen, habe in der Wuth das junge Mädchen ermordet, der Verdacht aber sei auf beide gefallen. Und weil auf keine andere Weise eine Entscheidung über die Schuld oder Unschuld habe herbeigeführt werden können, so hätten sie um ihr Leben gewürfelt. Der Mörder warf. — Jubelnd richtete er sich in die Höhe, als beide Sechsen obenauf lagen.

„So hilf mir Gott in meiner Unschuld!“ rief

\*) Im Jahre 1686 wurde der Galgen für das Militär vom Molkenmarkt nach dem Neuen Markt gebracht.

der Andere, ergriff die Würfel, warf sie auf die Trommel und siehe da, er hatte gewonnen, denn 13 Augen zeigten die Würfel. Der eine war nämlich auseinander gesprungen, die Hälfte hatte sich umgekehrt und eine Eins stand neben den beiden Sechsen.

Die strenge Disciplin, welche unter den gemeinen Soldaten aufrecht erhalten wurde, galt in gewisser Beziehung auch für die Offiziere. Auch für sie hatte der Kurfürst Kriegsartikel erlassen, besonders waren die damals noch sehr häufigen Duelle mit harten Leibes- und Lebensstrafen belegt. Die Unsitte des Duellirens verminderte sich in Folge jener Strafen allerdings, aber an die Stelle der ritterlichen Kämpfe traten häufig genug Stockprügel.

Ein merkwürdiger Fall dieser Art ist uns im Leben des Herrn von Schönning aufbewahrt worden. Der Oberst von Schönning war durch den Freiherrn von Blumenthal beleidigt worden. Da er sich nicht der Strafe des Duells aussetzen wollte, ließ er den Freiherrn auf den Flur seiner Wohnung herabrufen und prügelte ihn dort weidlich mit dem Stöcke durch.

Der Freiherr beklagte sich beim Kurfürsten. Dieser kam auf die Idee, den Handel in eigenthümlicher Art auszugleichen. Schönning mußte zuerst dem Kurfürsten Abbitte thun und ihm anstehen, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Dann aber wurde er verpflichtet, in Gegenwart des Kurfürsten mit dem Freiherrn von Blumenthal zusammenzukommen. Dieser hob einen Stock auf und sagte dazu: „Ob zwar Ihre kurfürstliche Durchlaucht, mein gnädigster Herr, aus hoher kurfürstlicher Macht und Autorität mir die Gewalt gegeben hat, den Obersten von Schönning mit diesem Stabe ebenso zu traktiren, wie er mich in meinem Hause jüngst unverschuldet und unvernünftiger Weise traktirt hat, so will ich doch Seiner kurfürstlichen Durchlaucht zu unterthänigsten Ehren und damit ich Dero hohe Gewalt und Respekt nicht verlese, mich der mir verstatteten Gewalt begeben, den Stab hiermit niederlegen und also gegen ihn mehr Generosität bezeugen, als ich von ihm verspüret habe.“

Diesem Offiziere, welche es wagten, gegen die Subordination zu fehlen, oder gar sich an den Hauptthaten in Freundesland zu betheiligen, wurden von dem Kurfürsten ohne Gnade dem Henterschwert überliefert.

Durch die Strenge der Kriegsartikel und durch deren mitleidlose Durchführung gelang es Friedrich Wilhelm, die märkischen Truppen nach und nach zu einer geordneten Armee zu machen. Wir dürfen an dieselbe freilich nicht den Maßstab unserer heutigen Zeit anlegen, sondern müssen sie vergleichen mit jenen rohen und wüsten Soldnerhaufen, die der dreißigjährige Krieg geboren hatte.

Das Heer hatte noch immer ein ziemlich buntes Ansehen. Allerdings sollte eine Uniformirung stattfinden, aber mit dieser wurde es besonders

in den Feldzügen, nicht gar zu genau genommen. Die Soldaten trugen diejenigen Kleider, welche sie eben bekommen konnten.

In einem Musterungsbericht über die Leibkompagnie des Kurfürsten vom Jahre 1683 heißt es: „Die Montirung ist allererst vor  $\frac{1}{4}$  Jahren ausgetheilt worden, durchgehends aber und in Sonderheit bei den zwei Leibkompagnien gar schlecht. Die Röcke und Unterkleider sehen abgetragen und ungleich aus, indem einige blau tuchene, andere leberne Hosen, ein Theil breite zinnerne, ein Theil runde, andere wiederum messingene Knöpfe, ein Theil lichte, ein Theil dunkelblaue Röcke haben.“

Die Kavallerie zog noch buntscheckiger zu Felde; sie kleidete sich ganz, wie sie wollte. Die Kürassiere trugen unter dem Küras leberne Koller, auf dem Kopf Helme von Leder mit Eisenblech im Nacken; manche aber auch alte Pickelhauben und andere sogar einen Filzhut, unter dem sie das Haupt durch eine eiserne Kappe schützten.

Die Musketiere führten schwere Musketen mit Luntenschlössern und die bekannten Gabelstöcke zum Auflegen der Gewehre; die Pikeniere lange Piken oder auch die 16füßigen Sauspieße. Pistole und Dolch wurden nach Belieben der Soldaten im Gürtel getragen oder nicht.

Buntscheckig genug sahen die Soldaten des großen Kurfürsten aus; auf einer Parade würden sie keinen großen Staat gemacht haben, aber sie kämpften darum nicht weniger tapfer!

## Viertes Kapitel.

Friedrich Wilhelms Liebhaberei für Festungsbauten. — Die neue Befestigung von Berlin. — Widerwille der Berliner gegen den Festungsbau. — Bauchwierigkeiten. — Steuererhöhungen. — Einführung der Accise. — Unruhen in Berlin. — Die Falschmünzerei des Kurfürsten. — Entwürdigung der märkischen Stände.

Friedrich Wilhelm hatte durch Errichtung eines stehenden Heeres den von ihm neu begründeten Staat zu einem Militärstaat gemacht. Berlin war der Mittelpunkt desselben; nicht mehr ein gewöhnlicher Landsteden, nicht mehr eine einfache Handelsstadt, selbst nicht allein die Residenz eines kleinen Fürsten, sondern die Hauptstadt eines werdenden Staates, in welcher sich alle Interessen desselben concentrirten.

Eine solche Hauptstadt durfte in einer kriegerischen Zeit nicht schußlos dem Einfall irgend eines feindlichen Heeres daliegen; sie durfte es um so weniger, als die Schweden von Pommern aus in jedem Augenblick bereit waren, die Mark Brandenburg anzugreifen und sich auf die Hauptstadt zu werfen. Deshalb beschloß Friedrich Wilhelm, Berlin zu einer wirklichen Festung umzuschaffen.

Er hatte während seines Aufenthalts in Hol-





schimpfen mochte. Um jeden Aufstand selbst im Keime zu unterdrücken und um auch dem Feinde die Möglichkeit abzuschneiden, die begonnenen Befestigungswerke zu studiren, ließ er alle Fremden, welche sich bis dahin unbeachtet in der Stadt aufgehalten hatten, zwingen, entweder den Bürgereid abzulegen oder die Stadt zu verlassen. Jeder Reisende, der sich Berlin näherte, wurde auf's Schärffte untersucht und hatte er nicht einen vollkommen gültigen Paß oder musterhafte Beglaubigungsschreiben, so wurde er gar nicht in die Stadt gelassen.

Der Magistrat mußte sich sogar bequemen, seinen verbrieften Rechten entgegen, dem Gouverneur die Schlüssel der Stadt abzugeben. Als diese Forderung an den Rath kam, gab es vielen Unwillen bei den hochweisen Vätern der Stadt, es wurde auf dem Rathhause lange debattirt, endlich aber doch beschloffen, dem Befehle Folge zu leisten und der Rath glaubte etwas Großes gethan zu haben, als er sich weigerte, das Cölnische Rathhaus, welches der General von Uffeln für militärische Zwecke beanspruchte, abzutreten.

Der Festungsbau ging nun rüstig vorwärts, zuerst auf der Seite von Berlin. Hier hatte man wenige Schwierigkeiten zu überwinden, denn der Baugrund war ziemlich gut; nur am Spandauer Thore war es nothwendig, ihn durch eingerammte Pfähle zu befestigen. So wurde denn die Berliner Seite schon im Jahre 1662 ziemlich vollendet. In demselben Jahre begann der Bau auf der Cölnischen Seite. Hier aber waren die Arbeiten bedeutend schwerer. Es konnte kaum einen Grund und Boden geben, der weniger günstig für Erarbeiten gewesen wäre, als der, auf welchem die Cölnischen Befestigungswerke angelegt werden sollten.

Der Werder war zum Theil noch ein tiefer Sumpf, auch der Landstrich, auf welchem sich gegenwärtig die Friedrichs- und Louisenstadt erheben, lag so tief, daß er alljährlich den Ueberschwemmungen der Spree ausgesetzt war. Erst durch große Erdausschüttungen, welche im Laufe der Jahrhunderte gemacht worden sind, ist auch in diesen Gegenden ein leidlicher Baugrund entstanden und selbst heut noch vermischt man denselben an vielen Stellen. Wie bedeutend die Erdausschüttungen sind, die nach und nach die Umbauung der jetzigen Stadt möglich gemacht haben, mögen unsere Leser daraus ermessen, daß Neu-Cöln am Wasser um nicht weniger als 13 Fuß erhöht ist, daß in der Friedrichsstraße, südlich der Mohrenstraße, dreifaches Pflaster auf einander liegt und daß trotzdem heutige Tagess in manchen Gegenden der Friedrichsstadt massive Häuser schwer zu bauen sind. Die schönen Häuserreihen in der Besselstraße und der Charlottenstraße, zwischen der Bessel- und Kochstraße, geben ein deutliches Zeugniß von dem morastigen Boden, auf dem sie stehen. Viele Gebäude haben sich bedeutend gesenkt.

Der Bau der Festungswerke auf solchem Terrain machte entsehrliche Mühe und große Kosten.

Es dauerte denn auch viele Jahre, bis im Jahre 1683 mit dem schönen Leipziger Thore, welches etwa an der Stelle der jetzigen Gewerbeschule lag, der Gürtel der Festungswerke vollendet war. Jetzt konnten die Mauern und Thürme, welche bisher die Befestigung gebildet hatten, niedergerissen werden. Nur einige Thürme blieben stehen, theils als Gefängnisse, theils um als Pulvermagazine benutzt zu werden.

Mit dem Niederreißen der Cölnner Stadtmauer war schon im Jahre 1680 begonnen worden. Den Grund und Boden derselben schenkte der Kurfürst den Anwohnenden, um diese mit dem Festungsbau etwas zu versöhnen. Sie vergrößerten durch denselben theils ihre Höfe, theils gewannen sie neue Baustellen an der jetzigen Friedrichsgracht.

Die Festungswerke waren mit dem Aufgebote aller Kunst gebaut, welche die fortificatorische Erfahrung des 17. Jahrhunderts gewährte. Sie waren von breiten wasserreichen Gräben umgeben und wirkten dadurch in mancher Beziehung nachtheilig auf den Handel der Stadt, indem sie vom Wasserreichthum der Spree nicht wenig verzehrten. Der Wasserstand der Oberspree wurde bedeutend niedriger und das Flußbett schmaler.

Den Hauptschutz der Festungswerke bildeten 13 Bastionen, von denen 8 auf Cöln und 5 auf Berlin kamen. Die Bastionen wurden mit je 6 Geschützen, zwei derselben mit 9 und nur eine mit 10 armirt; die Geschütze lagen auf hölzernen Bettungen und feuerten aus Scharten.

Weniger fest waren diejenigen Werke, welche im Jahre 1681 angelegt wurden, um einen neuen Stadttheil, die Dorotheenstadt, von welcher wir noch weiter sprechen werden, zu beschützen. Diese zogen sich parallel mit der jetzigen Behrenstraße, etwa an der Sonnenseite derselben, bis zur Nähe der Wilhelmsstraße hin und von dort über die Linden nach der Spree, an der sie ein wenig östlich von der Markschallsbrücke mündeten. Sie hatten zwei Brücken, die Thiergarten- und Potsdamer-Brücke, deren eine sich da, wo die Linden-Allee das Befestigungswerk traf, die andere an der Ecke der Friedrichs- und Behrenstraße befand.

So war denn Berlin eine wirkliche Festung geworden! — Die Schwesterstädte hatten den Charakter nur besestigter Landstädte verloren; für die Bürgerschaft erwuchs hieraus der schwere Schaden, daß fortan ihre Interessen gegen die militärischen in den Hintergrund traten. Die wesentlichsten Befugnisse der städtischen Verwaltung gingen an das Gouvernement über, — die Soldaten herrschten in Berlin. — Zwar besetzten die Bürger noch mitunter die Stralauer Thormache, die unwichtigste von allen, weil keine große Landstraße hier mündete, aber dies geschah nur, damit sie nicht vergessen sollten, daß sie verpflichtet seien, der Garnison als Aushilfe zu dienen.

Die Anlegung der Festungswerke und vor Allem die Errichtung und Erhaltung des neu geschaffenen, stehenden Heeres erforderten ungeheure Geldkosten. Das Land war auf's Aeufferste er-

schöpft und dennoch zögerte Friedrich Wilhelm nicht, seinen Unterthanen die größten, kaum noch zu tragenden Opfer zur Erfüllung seiner Zwecke zuzumuthen.

Beim ersten Beginn seiner Regierung hätte er freilich aus den Berlinern schwerlich irgendwie beträchtliche Abgaben herauspressen können, denn die Schweden hatten alle irgend aufbringbaren Geldmittel für sich in Anspruch genommen. Kaum aber war auch nur ein Moment der Ruhe und Erholung eingetreten, da forderte er die Abgaben mit äußerster Strenge ein und erhöhte dieselben mit der größten Willkür.

Als Friedrich Wilhelm die Regierung begann, betrogen die Einkünfte aus allen Theilen der Mark, der westphälischen und preussischen Länder kaum 400,000 Thaler. Im Jahre 1645 mußte die Mark Brandenburg allein schon 300,000 Thaler zahlen. Es ist leicht erklärlich, daß Stadt und Land gegen die Erhöhung von Abgaben in so unglücklicher Zeit sich widersetzten; besonders die Städter zeigten sich widerspenstig. Aber der Kurfürst hatte gute Gründe, nicht nachzugeben, und er wußte diese mit Hilfe seiner neu angeworbenen Truppen sowohl den Landleuten als den Bürgern so klar darzulegen, daß sie sich fügen mußten.

Friedrich Wilhelm sah indessen bald genug ein, daß die direkten Steuern, welche bisher vom Volke bezahlt worden waren, nicht einträglich genug seien, um alle diejenigen Ausgaben zu decken, welche sein Heer erforderte. Direkte Abgaben waren in bösen Kriegszeiten selbst mit Hilfe der grausamsten Exekutionen nicht immer einzutreiben. Es nahm deshalb seine Hilfe zu indirekten Steuern, denen sich Niemand, selbst der Aermste nicht, entziehen konnte.

Im Jahre 1667 führte er eine Consumtions- Accise für die märkischen Städte ein, welche die Mutter der Schlicht- und Maßsteuer geworden ist. In der Einführungs-Ordnung vom Jahre 1667 sagte der Kurfürst: „Diese Accise solle auf 3 Jahre eingeführt werden und nach deren Ablauf und Befindung, ob die Stadt auch hierdurch gebessert und viele wüste Stellen bebaut, alsdann ferner dasjenige verordnet werden, was zu des Landes Wohlfahrt und Bestem am Ersprießlichsten sein wird.“

Auf nur 3 Jahre war die Steuer eingeführt, aber es ging mit dieser Steuer wie mit den meisten andern, welche, wenn sie einmal eingeführt sind, nicht leicht zurückgenommen werden. Friedrich Wilhelm erkannte den wohlthätigen Einfluß der Accise für seine Kasse nur zu wohl, als daß er an eine Zurücknahme gedacht hätte.

Anfangs waren die Bürger mit der Einführung der Accise nicht ganz unzufrieden. Ein Zeitgenosse, der damalige Bürgermeister Jarlang, sagt sogar in einer Schrift vom 4. September 1671, welche er im Thurmtopfe der Sanct Nikolai-Kirche niederlegte:

„Zu dieser Zeit ward, zum Troste der unglück-

lichen und verarmten Bürger, die bisher beobachtete höchst böse und verderbliche Besteuerungsart abgeschafft, nemlich nach einer jährlichen und bleibenden Abgabe von den Häusern und Wohnungen, dadurch fast in jedem einzelnen Monate, sowie auch jährweise Bürger auf eine traurige Art zu Grunde gerichtet wurden und ihre Häuser ganz verfielen, wogegen die Consumtionsabgaben oder sogenannte Accise mit großem Vortheile und Nutzen der Bürger, um diese Zeit eingeführt ward. Dadurch sind in den verfloffenen zwei Jahren und etwas darüber, mehr als 150 Gebäude zum Theil aus ihrem ganz verfallenen Zustande wieder hergestellt, auch zu einem nicht unbeträchtlichen Theile völlig von Neuem aufgeführt und die Stadt mit ebenso viel bereichert und ausgeziert worden.“

Ganz so günstig, wie der Bürgermeister, schauten aber schon nach kurzer Zeit die Berliner die neue Accise nicht an. Sie bemerkten sehr wohl, daß ihnen durch dieselbe das Geld, wenn auch zum Theil für den Augenblick ziemlich unmerklich, aus der Tasche gelodt werde, daß sie indirekt eine höhere Steuer bezahlen mußten, als sie bisher zu tragen hatten, daß sie durch die Steuer auch ein Heer von Beamten, welche zur Erhebung derselben nothwendig waren, mit besolden mußten. Als daher im Jahre 1680 eine neue Accise-Ordnung publicirt wurde, welche vom 2. Januar 1681 an für Berlin zur Anwendung kam, gab es wieder unruhige Auftritte.

Der Ober-Marschall von Grumbtow und der Kommissarius Willmann, welche die neuen Steuer-Offizianten einzusetzen und den neuen Tarif einzuführen hatten, wurden von den Bürgern arg beschimpft. Täglich gab es Tumulte auf den Straßen, aber der Kurfürst kümmerte sich um dieselben wenig. Eine Anzahl von Bürgern wurde gefänglich eingezogen, die Wachen wurden verdoppelt und die Accise blieb bestehen, wie unwillig sie auch von der Bürgerschaft bezahlt werden mochte und wie ungerecht diese Steuer auch war. —

Friedrich Wilhelm hatte bei dieser wie bei allen andern Staats Einrichtungen, welche er traf, nur ein Ziel, das, seine Macht zu vergrößern und seinen Herrscherwillen durchzusetzen. Zur Erreichung dieses Zieles verschmähte er kein Mittel. Er nahm sogar zu noch verwerflicheren Handlungen, als zu der der Auflegung einer ungerechten Steuer, seine Zuflucht. Wenn ihm die Steuern nicht Geld genug eintrugen, so scheute er sich nicht, sogar zur Falschmünzerei zu greifen.

Hatte er früher in richtiger Erkenntniß, wie nachtheilig werthlose, verfälschte Münzen auf den Handel wirkten, den Münzwertb wieder hergestellt, so ließ er nun selbst schlechtes Geld prägen. Vergeblich murrten die Bürger, vergeblich beklagten sich die Kauf- und Handelsleute, vergeblich predigten selbst die Geistlichen von den Kanzeln gegen eine solche Maßregel. Friedrich Wilhelm ließ dieselbe so lange bestehen, als er das falsche

des Fürsten mehr am Herzen lag, als das Wohl ihres Vaterlandes.

Kurt von Burgsdorff blieb daher allein; die Stände bewilligten die Forderung des Kurfürsten. Da sie sich gebeugt hatten, so erlaubte ihnen Friedrich Wilhelm zu existiren; ihre Macht aber hatten sie von jenem Augenblick an verloren und nach Einführung der Accise konnte er ihrer Hilfe ganz entbehren; er erlaubte ihnen fortan allerdings noch, zusammen zu kommen, knüpfte daran jedoch die entwürdigende Bedingung, daß nur wenige Personen erscheinen dürften!

Das Volk ließ sich die Einschränkung seiner Rechte gefallen. Hier und da murrten wohl Einige, einzelne kühne Männer sprachen offen aus, der Kurfürst sei ein Tyrann, aber da sie allein blieben, wurden sie ein Opfer dieser Freimüthigkeit. Der ernste Befehl erging, daß Niemand böse Reden gegen den Landes Herrn führen dürfe, wenn er sich nicht den härtesten Strafen aussetzen wolle. Gegen einzelne der Redner wurden solche Strafen vollstreckt; das genügte, um die andern abzuschrecken. Im Geheimen unter vier Augen, vielleicht auch in den Bierstuben hier und da wurden wohl noch auf den Kurfürsten und dessen Tyrannet geschimpft, öffentlich aber nicht mehr und am Wenigsten auf dem Wege der Presse, denn für diese übten die kurfürstlichen Behörden eine strenge Censur.

Für die Entwicklung des neuen Staates war es von hoher Bedeutung, daß Friedrich Wilhelm die Macht der Stände brach. Diese waren niemals eine Vertretung des Volkes gewesen; sie hatten stets nur das Privilegium repräsentirt. Der Kampf des Absolutismus mit den privilegierten Ständen mußte sich vollenden, um die Entwicklung der Neuzeit vorzubereiten.

### Fünftes Kapitel.

Der Ausbau des Schlosses. — Anlegung des Lustgartens. — Ein Wiegenlied. — Anbau des Friedrichs-Werders und von Neu-Cöln. — Der Thiergarten. — Ein Blick auf Berlin im Jahre 1658. — Die Dorotheenstadt. — Verschönerung Berlins.

Durch die ausgedehnten Festungswerke hatte die Stadt Berlin ein ganz anderes Ansehen gewonnen. Mit dem Wiederaufleben des Handels und des Verkehrs kehrte auch die Baulust bei den Bürgern zurück, um so mehr, als Friedrich Wilhelm dieselbe nach bester Kraft förderte. Neue Häuser, sogar neue Stadttheile entstanden; wir werden hierauf bald noch weiter zurückkommen.

Friedrich Wilhelm hatte Sinn und Lust an Bau-Unternehmungen. Sobald er nach seinem Regierungsantritt seine Residenz besuchen konnte, war er sofort bestrebt, das Schloß, welches unter der Regierung seines Vaters sehr verfallen war, wieder auszubessern. Das aber war ein schwieriges Unternehmen; denn es fehlte an Allem, an Geld,

an geschickten Arbeitern, ja selbst an Baumaterialien.

Als er im Jahre 1643 den dem Einsturz nahen Altan des Schlosses repariren lassen wollte, da war es nicht möglich, die einfachsten Materialien in Berlin aufzutreiben. Ein Centner Kolophonium, ein Viertel-Centner Wachs und ein Viertel-Centner Schwefel mußten aus Hamburg herbeigebracht werden, weil diese Gegenstände dem Handel Berlins fehlten.

Auch der Mangel an geschickten Handwerkern war in Berlin so groß, daß der Präsident von Arnim, welchem Friedrich Wilhelm im Jahre 1646 seinen Plan, das Schloß auszubauen, mittheilte, darauf aufmerksam machen mußte, der einzige geschickte Steinmetz in Berlin sei gestorben und noch kein anderer vorhanden. So mußten denn Baumeister und Steinmetze aus Holland berufen werden und damit das Werk ungehindert vor sich gehen könne, wurde dem Tischler in der Fischerstraße, dem die Arbeit übertragen werden sollte, ausdrücklich vorher zur Bedingung gemacht, daß er sich auch mit gutem, trockenem Holze versehen müsse.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten und obgleich auch die Geldmittel ihm mangelten, ließ sich Friedrich Wilhelm dennoch nicht abhalten, den Bau anzugreifen. Das Schloß wurde schon in den nächsten Jahren wenigstens einigermaßen wieder hergestellt und auch durch Malereien verschönert. Im Jahre 1648 wurde auch der grüne Gut, der bisher nur zum Gefängniß gedient hatte, als Wohnungsraum ausgebaut. Von 1650 an erhielt der Baumeister Memhardt die Leitung des Schloßbaues, der fortan rüstig vor sich ging, aber während der Regierung des Kurfürsten nicht vollendet wurde.

Wie nothwendig ein gründlicher Umbau des Schlosses war, geht unwiderleglich aus einem Bericht hervor, den noch im Jahre 1652 der Schloßhauptmann über den Zustand des Schlosses an den Kurfürsten erstattete.\* In diesem Bericht wird der Raum über dem kurfürstlichen Speisegemach und weiter die ganze Seite entlang als völlig verwahrlost geschildert. Der Boden dajelbst war zur Zeit des Kurfürsten Johann Sigismund mit Dielen bekleidet, die von den Pagen aufgerissen und zur Erbauung von Taubenhäusern verwendet worden waren, den Rest hatte der Thürmer als Brennmaterial verwendet. In der alten Bettkammer über der Kapelle, — woselbst die Kurfürstin die Laten trocken ließ, — fehlten Thüren und Fenster, so daß der Wind Schnee und Regen hineinwehte! — Im Vorrathskeller ließen die sinkenden Balken einen Einsturz befürchten und über eine Schlafkammer wird be-

richtet, daß die Balken darin „gleichsam hangen undt sie (die Leute) befürchten müssen, daß sie alle Stunden runder fallen undt Sie zu Tode schlagen.“

Friedrich Wilhelm hatte ein feines Gefühl für das Schöne; es mußte ihm daher im höchsten Grade widerlich sein, daß unmittelbar bei seinem Schloß, an der Stelle des heutigen Lustgartens, sich ein häßlicher Sumpf ausdehnte, denn die früher gemachten, nicht unbedeutenden Gartenanlagen waren längst wieder so verwildert, daß man kaum eine Spur von denselben mehr entdeckte.

Im Jahre 1646 befahl deshalb der Kurfürst die Wiederherstellung des Gartens. Der damalige Hofgärtner Michael Hanf und der Kammerpräsident v. Arnim erhielten den Auftrag, die Arbeit aufs Beste auszurichten. Aus Berlin und Cöln wurde der Gassenkoth zusammen gefahren, um das Terrain zu erhöhen und einen fruchtbaren Boden herzustellen. Das war keine zu schwierige Arbeit, denn Gassenkoth gab es in Berlin und Cöln die Menge.

Der Kammerpräsident von Arnim war ein tüchtiger Deconom, der sich auf die Sache verstand und so gewann denn bald der Garten ein anderes Ansehen. Es wurde eine Wasserleitung in denselben geführt, aus dem Auslande wurden fremde Pflanzen verschrieben, seltene Gebüsche wurden angepflanzt und eine Plantage von Nuß- und Lindenbäumen von der Hunde-Brücke bis zum damaligen Anfange des Thiergartens angelegt.\*

Im Jahre 1650 ließ Friedrich Wilhelm durch seinen Baumeister Memhardt an der Stelle, wo die heutige alte Börse steht, ein Lusthaus erbauen, welches mit einer Grotte geschmückt war. Es war ein geschmackvoller Bau von 2 Etagen, der in der Mitte eine Kuppel hatte. Links um denselben lief eine Galerie, von der herab man eine freie Aussicht auf den nahen Wald und das Feld hatte.

Der Lustgarten selbst war ein nach holländischem Geschmack angelegter Blumengarten, den Pecten von Kirsch- und Mandelsträuchern einfaßten. Es befanden sich in demselben schöne Bildsäulen und auch ein Springbrunnen. Vom Blumengarten stieg man auf einer Treppe von sieben Stufen nach dem sogenannten Untergarten in der Gegend des jetzigen Doms herab. Hier waren dichte Gänge von Ulmen und Liguster angelegt und auf freien Plätzen standen überall marmorne und bleierne Statuen; besonders wurden von den Berlinern die Marmorstatuen bewundert; denn diese hatte man bis dahin in der Residenzstadt noch nicht gekannt. Weiterhin stieg man wieder sieben Stufen empor nach dem Untergarten, der aus einer Lindenplantage und einem botanischen Garten mit vielen fremden Gewäch-

\*) Der verdienstreiche Forscher märkischer Geschichte Herr Geh. Hofrath Schneider hat im Verein für Geschichte Berlins über den Bericht des Schloßhauptmanns einen hochinteressanten Vortrag gehalten (15. April 1871).

\*) Diese Plantage bildete den ersten Anfang der Linden, welche aber damals nicht weiter als bis zu dem heutigen Akademiegebäude führten.

sen bestand. Hier ließ der Kurfürst ein 150 Fuß langes und 60 Fuß breites Pomeranzenhaus bauen, in welchem 560 Drangen und viele andere fremde Bäume und Sträucher gezogen wurden. Aus diesem Pomeranzenhause ist später die königliche Gesundheits-Geschirr-Niederlage entstanden, welche in neuester Zeit den Säulengängen des neuen Museums hat Platz machen müssen.

Endlich kam man in den Küchengarten, welcher mit acht Wassergräben in Form eines Sterns durchzogen war und in welchem die besten Küchengewächse für die kurfürstliche Tafel gebaut wurden.

Welchen Eindruck der Lustgarten in jener Zeit auf die Berliner machte, davon giebt uns der Poet Nikolaus Peuter einen Beweis durch ein von ihm auf den Kurprinzen Karl Emil gedichtetes Wiegenlied. Es lautet:

Schlaf, Churprinz, Friedrich Wilhelms Sohn,  
Damit Du größer wirst,  
Und endlich Deines Vaters Thron  
Bestehest als ein Fürst.  
Es liegt noch keine Sorg auf Dir,  
Drum schlaf und weine nicht:  
Der Krieg, das ungeheure Thier,  
Steht draußen, wie man spricht.  
Wir lassen ihn noch nicht herein  
Und kommt er unvernunft,  
So sagen wir, Du bist noch klein,  
Ein Schelm, der Dir was thut.  
Drum schlaf, es hat noch keine Noth,  
Wann ist nicht Krieg geschehn?  
Und morgen, wils der liebe Gott,  
Soltu den Garten sehn.  
Der Garten, den Dein Vater hat,  
So wunderschön gebaut,  
Desgleichen Babylon, die Stadt  
Kaum jemals angeschaut.  
Du wirst Dich wundern um den Mann  
Mit einem Gabel-Stiel,  
Der Wasser von sich spritzen kann,  
Sobald der Gärtner will.  
Du siehst den Wunderschönen Klee  
Dem Venz entgegengohn,  
Und Männerchen, weiß als der Schnee,  
Nach guter Ordnung stehn.  
Du kommst ins Pomeranzen-Haus  
Und probest den Geschmack,  
Und liebst die Zitronen aus,  
Die Welschland kaum vermag.  
Nach diesem hältst Du Mittagruh  
Und wenn Du bist erwacht,  
So zeigt man Dir die milke Kuh  
Aus Holland hergebracht.  
Man weist Dir den Kenger-Stand,  
Unlängst hier angelegt,  
Und wie bald hier bald dort ein Band  
Das Wild mit Heu verpflegt.  
Man führt Dich auf den neuen Berg  
Und zeigt Dir Hirsch und Wild  
Die neue Spree, das Schleißen-Werk,  
Und was noch sonst viel gilt.  
Schlaf also, lieber Churprinz, schlaf,  
So sollst Du alles sehn;  
Wird das nicht stattlich sein und prav?  
Ja, ja, es soll geschehn!

Wie der Kurfürst bemüht war, sein Schloß

auszubauen und einer Residenz würdig herzustellen, so lag es ihm auch und noch mehr am Herzen, die Stadt zu vergrößern und zu verschönern. Er interessirte sich lebhaft für alle Bauunternehmungen, unterstützte sie durch Gewährung von Abgabefreiheiten, durch Schenkung des Baugrundes und selbst durch die freie Uebermittlung von Bauholz aus den kurfürstlichen Forsten.

So lange die Festungslinien vor der neuen Befestigung die Stadt noch in dem alten engen Kreise hielten, konnte von Bauten nur innerhalb dieses Kreises die Rede sein. Mit dem Plan der neuen Festung aber begann auch der Bau neuer Stadtviertel.

Schon im Jahre 1658 wurde der Werder an solche Privatpersonen, welche Lust und Mittel zum Bauen hatten, meist frei überlassen und im November 1660 erhielt die neu angelegte Stadtgend den Namen Friedrichswerder und wurde vom Kurfürsten zu einer eigenen Stadt erhoben; ein besonderer Rath erhielt die Verwaltung unabhängig von dem Rath Berlins und Kölns.

Nur wenige Jahre vergingen, da standen auf dem Platze, welcher vorher fast nur ein wüstes Sumpfland gewesen war, den die Bürger von Köln nur zur Viehweide hatten benutzen können, nicht wenig stattliche Gebäude und schon im Jahre 1666 zählte man daselbst 92 Häuser. Im Jahre 1683 wurde für die neue Stadt eine eigene lateinische Schule, die Friedrichsschule, gegründet.

Auch auf andern Seiten von Köln, auf dem Boden der alten kölnischen Vorstädte, wuchs ein neuer Stadttheil empor, Neu-Köln, der aber freilich erst im Jahre 1681, als die Festungswerke ziemlich vollendet waren, sich zu entwickeln vermochte.

Eine dritte neue Stadt war die Dorotheenstadt, welche gebaut wurde auf jenem Theil des Thiergartens, der sich zwischen der jetzigen Behrenstraße und der Spree hinzog.

Der Thiergarten war, wie wir erwähnt haben, im dreißigjährigen Kriege vollständig verwüstet worden. Die Einzäunungen waren eingerissen, das Wild hatte sich nach allen Richtungen hin zerstreut.

Friedrich Wilhelm, der ein großer Jagdliebhaber war, gab sich viele Mühe, das seiner Residenz so nahe Jagdterrain wieder herzustellen. Er ließ es von Neuem einzäunen und erweiterte es nicht unwesentlich zuerst über die Spree hinaus, indem er einen Theil der auf der rechten Spree-seite, zwischen der Jungfernhaide und der Panke gelegenen Waldungen, welche der Stadt Berlin gehörten, ankaufte und, verbunden mit einigen Grundstücken, welche er schon besaß, zu einem neuen Thiergarten einrichtete. Es ist dies die Gegend des heutigen Moabit bis zur Charitee und dem Invalidenhause. Noch heut nennt man einen Theil dieses neu eingerichteten Thiergartens in Moabit den kleinen Thiergarten; damals wurde er der hintere Thiergarten genannt, während der ältere Theil den Namen des vorderen Thiergar-

tens führte. Um den Thiergarten wieder seines Namens würdig zu machen, erhielt der Oberjägermeister v. Hertefeld den Auftrag, in den übrigen kurfürstlichen Forst- und Jagdrevieren Wild einzufangen und in dem Thiergarten aussetzen zu lassen. Aus Preußen wurden Auerhähne herbeigeholt, aus der Umgegend von Jossen große Hirsche und allen diesen Thieren gab man im Thiergarten die Freiheit. Der Kurfürst verwendete nicht unbedeutende Summen dazu, sie durch Hafer ernähren zu lassen.

Auch nach andern Seiten hin erhielt der Thiergarten Erweiterungen. Ein Theil des Aders hinter dem Jägerhose wurde demselben zugeschlagen und auch nach Charlottenburg hin wurden die Einzäunungen weit ausgedehnt.

Der Thiergarten hatte hierdurch eine bedeutende Ausdehnung und eine wesentliche Verschönerung erhalten; er war weit größer als der heutige. Wir wollen versuchen, unsern Lesern ein flüchtiges Bild des Thiergartens, sowie seiner Umgebungen und der angrenzenden Theile von Cöln zu geben wie sich ein solches etwa um das Jahr 1658 uns darstellen würde.\*)

Der vordere Thiergarten begann damals, wie wir bereits erwähnten, in der Gegend des heutigen Akademiegebäudes und erstreckte sich nach Westen bis an die Brücke, welche zwischen dem sogenannten Knie und dem Chauffeehause bei Charlottenburg sich über die Chauffee zieht, von hier aus gingen die Einzäunungen nach dem heutigen Martinke bis an die Spree. Diese bildete die nördliche Grenze des vordern Thiergartens. Südlich zog sich die Grenze längs der Feldmarken von Piegow (Charlottenburg) bis an den Kurfürsten-Damm und die jetzige Fasanerie, wo sie an einen Bruch stieß, der sich bis zum Hofsäger hinzog. Von hier folgte die Grenze etwa der heutigen Thiergartenstraße, ging in die Friedrichsstadt, der Kronenstraße folgten bis an das heutige Bankgebäude und dann längs des Werders dem Akademiegebäude zu.

Der vordere Thiergarten war damals nicht wie heute ein überall dicht bestandener Wald, sondern ein Gemisch von Waldung und Wiesen, ja es lagen sogar auch einige Ackerflecke in demselben und hier und da wohl auch ein Moorbruch. Rings um den ganzen Garten lief, um das Wild einzuhängen, ein dichter Pflanzenzaun, in dem sich mehrere Thore befanden.

Der Haupteingang war da, wo die neu angelegte Linden-Plantage den Thiergarten traf, in der Gegend des Akademiegebäudes. Durch diesen Eingang zog der Kurfürst, wenn er vom Schlosse aus über die Hundebücke sich zur Jagd in den Thiergarten begeben wollte.

Von kunstvollen Gartenanlagen konnte in

\*) Nach von Raumer: „Der Thiergarten bei Berlin, seine Entstehung und seine Schicksale.“ Wir bemerken, daß an der Stelle der „jetzigen Fasanerie“ heut der Zoologische Garten steht.

einem Jagdrevier wohl keine Rede sein, nur von Wildgestellten und schönen Baumpartien. Der Kurfürst achtete besonders darauf, daß viele Gassen in dem Garten angepflanzt wurden und manche der prächtigen Bäume, die wir heute bewundern, verdanken ihm ihre Pflanzung.

Es wird unsere Leser vielleicht interessieren, einen Blick in das damalige Berlin von dem Eingange des Thiergartens aus zurück zu thun. Unmittelbar vor dem Beschauer lag die dreifache Linden-Allee, welche von der Hundebücke aus zu ihm führte. Linker Hand befand sich da, wo jetzt die Universität steht, ein freier Platz und etwas dahinter stand das noch jetzt bestehende Gießhaus, welches auch damals als ein solches benutzt wurde. Hinter demselben schaute man nach dem kurfürstlichen Küchengarten und jenseits der Spree sah man das Borwerk vor dem Spandauer Thor, welches der Kurfürstin gehörte, das heutige Nonbijou, liegen.

Dicht an der Hundebücke erhoben sich schon einige Häuser, auch das jetzige Kommandantur-Gebäude, dessen Bau schon im Jahre 1655 begonnen war.

Jenseits der Brücke sah man den vordern Lustgarten mit einer Statue Friedrich Wilhelms, welche später nach Charlottenburg gekommen ist, dann die Wasserkunst an der Ecke der Schloßfreiheit, einen Thurm, der zum Schloß gehörte und neben dem eine Pforte in den Schloßhof hineinführte.

Majestätisch erhob sich daneben das Schloß und rechts davon der alte Dom, vor dem eine Brücke nach der Insel führte, welche zum Werder gehörte. Auf dieser standen einige Häuser kurfürstlicher Diener, denen eine Schantgerechtigkeit verliehen war, so daß man die Bürger von Cöln an schönen Tagen dort zahlreich versammelt sah.

Auch auf den Werder selbst hatte man einen Blick, auf den kurfürstlichen Hofplatz an der Stelle der heutigen Holzgartenstraße, auf eine Mühle, wo jetzt die Bau-Akademie steht und auf das kurfürstliche Reithaus.

Der Werder bestand damals aus mehreren Inseln und Sümpfen, welche zwischen breiten Spreearmen lagen.

Wenden wir uns nun nach dem hintern Thiergarten und gehen wir zum Spandauer Thore hinaus, um nach demselben zu gelangen. Wir treffen da auf die große von Berlin nach Spandau führende Landstraße, die heutige Oranienburgerstraße. Hier finden sich schon Spuren des Anbaues; mehrere Privatgärten, vor Allem aber das kurfürstliche Borwerk (Nonbijou).

Der zu dem Borwerk gehörige Acker erstreckte sich bis über die Pante hinaus und umfaßte die heutige Friedrich-Wilhelmsstadt, die Charité und das Invalidenhaus. Da wo die Stadtmauer heut aufhört, begann der Pflanzenzaun des hintern Thiergartens; nördlich vom Thiergarten lag die Jungfernhaide, welche sich bis an denselben heranzog. Da, wo an der Spree der vordere

und hintere Thiergarten zusammenstießen, waren Bäume in die Spree gelegt, welche dieselbe verschlossen, um das Durchschwimmen des Wildes zu verhindern.

Ein großer Theil dieses eben beschriebenen Thiergartens bot einen Baugrund für den neuen Stadttheil, die Dorotheenstadt.

Friedrich Wilhelm hatte am 8. Juni 1667 seine lebenswürdige Gemahlin, die Kurfürstin Louise Henriette, durch den Tod verloren. So sehr er dieselbe liebte, war er doch nach nicht zu langer Zeit zu einer zweiten Vermählung geschritten und seine Wahl war auf Dorothea, eine Tochter des Herzogs Philipp von Holstein-Sonderburg-Glücksburg, die Wittve des im Jahre 1659 gestorbenen Herzogs Christian Ludwig von Braunschweig-Lüneburg-Gelle, gefallen.

Am 24. Juni 1668 hatte sich Friedrich Wilhelm mit Dorotheen verbunden. Die Kurfürstin war eine spekulative Frau, sie hegte dieselbe Neigung für die Landwirthschaft, wie die verstorbene Kurfürstin Louise Henriette. Aber während diese ihre Freude daran fand, landwirthschaftliche Verbesserungen aller Art einzuführen, damit die in der Landwirthschaft bisher noch unerfahrenen Märker durch dieselben lernen möchten, betrachtete Dorothea die Landwirthschaft nur als ein gewinnbringendes Geschäft. Ihr kam es darauf an, mit derselben Geld zu verdienen und nicht mit Unrecht wurde ihr vielfach der Vorwurf der Habgier und des Geizes gemacht.

Friedrich Wilhelm, der den Neigungen seiner zweiten Gemahlin gern entgegenkam, überließ auch ihr bald nach seiner Vermählung sowohl die Meierei in dem Thiergarten, als das Vorwerk am Spandauer Thor, welches seine erste Gemahlin besessen hatte. Hier stellte sich bald genug heraus, daß der Acker auf der linken Seite der Spree, der zum Vorwerk im Thiergarten gehörte, sich seiner sandigen Beschaffenheit wegen wenig zum Feldbau eigene.

Die Kurfürstin hatte nicht Lust, auf vergebliche Verbesserungsversuche fruchtlos Geld zu verschwenden; sie suchte eine andere Art der Verwendung heraus und sie verstand es mit gut kaufmännischer Spekulation, eine solche zu finden. Sie verkaufte den Acker als Baustellen gegen Erlegung eines mäßigen Grundzinses.

Schon hatte sich Berlin beträchtlich in der Seelenzahl vermehrt und es wuchs von Tag zu Tag.

Manche günstige Bedingungen, welche von der Kurfürstin den neuen Anbauern gestellt wurden, veranlaßten diese, auf der neuen Auslage, so nannte man damals das Terrain, sich anzusiedeln, um so mehr, da der Grundzins, der auf dem Friedrichswerder 3 Groschen für die Quadratruthe betrug, von der Kurfürstin nur mit 1 Groschen 6 Pfennigen berechnet wurde.

Dorothea zeigte ein Anerkennungswerthes Talent für die Verwerthung ihres Eigenthums. Sie wußte sehr wohl, daß sie nicht nur Nutzen, sondern auch Annehmlichkeiten bieten mußte, wenn

ihre Spekulation gelingen sollte. Deshalb ließ sie regelmäßige Straßen abstecken und sorgte dafür, daß auch die Neubauten nach einem bestimmten Plan vorgenommen wurden. Sie bewegte den Kurfürsten, den neuen Ansiedlern vielfache Vergünstigungen zu gewähren und dies geschah denn auch nach allen Richtungen hin, da Friedrich Wilhelm sich seiner Gemahlin gern gefällig zeigen wollte.

Die neu Anbauenden erhielten 10 volle Jahre Abgabefreiheit und das Recht, sich niederzulassen ohne Zahlung eines Bürgergeldes; es wurde ihnen das nöthige Bauholz an einem bequemen Ort in den kurfürstlichen Forsten unentgeltlich nachgewiesen; selbst die Kalksteine erhielten sie für einen Kirchenbau umsonst. Zum großen Mißvergnügen der Bürger in den übrigen zu Berlin gehörigen Städten wurde sogar einem Theil dieser neuen Ansiedler die Schantgerechtigkeit von Bier und Wein, wie solche in den drei andern Städten in den Rathskellern statt hatte, verliehen.

So wuchs denn nach und nach aus der Sandwüste die Dorotheenstadt empor. Die Kurfürstin verschönerte dieselbe durch die Anlage der Linden, einer prächtigen, 800 Schritt langen, aus 7 Baumreihen bestehenden Allee, welche von der Hundebücke aus bis nach dem Thiergartenthor, etwa an der Ecke der heutigen Linden und der Wilhelmstraße, führte. Die Kurfürstin soll den ersten Baum persönlich gepflanzt haben. Daß die neue Auslage, welche später den Namen Dorotheenstadt nach ihrer Begründerin erhielt, in die Befestigungswerte mit eingeschlossen wurde, haben wir bereits erwähnt.

Mit der Vergrößerung der Residenz nach außen hielten der Ausbau und die Verschönerung der Stadt nach innen nicht ganz gleichen Schritt. Es ging mit derselben langsam genug; denn die Bürger hatten unmittelbar nach dem Kriege weder Lust noch Geld zu bauen und vielfach folgten sie nur dem Wunsche des Kurfürsten, indem sie es thaten. Als am 30. Januar 1665 Friedrich Wilhelm verordnet hatte, daß die wüsten Stellen in Berlin binnen Jahresfrist bebaut oder an Andere umsonst gegeben werden sollten, berichtete der Rath am 13. März: „Wir haben schon manche wüste Stelle verkauft, aber es geht wie einem alten zerrissenen Kleide, wo wenn man ein Loch zusücket, vier neue wieder vorhanden sind.“

Nur dem unaufhörlichen Antriebe des Kurfürsten war es zu ver danken, daß die Bürger sich doch zu Neubauten entschlossen und so sehen wir denn etwa vom Jahre 1660 an manche schöne neue Häuser in Berlin entstehen.

Im Jahre 1673 wurden die Häuser auf der Schloßfreiheit gebaut, 1682 der untere Theil der heiligen Geiststraße; Berlin gewann durch diese Neubauten mehr und mehr das Ansehen einer Residenzstadt.

Friedrich Wilhelm scheute die Kosten nicht, wo es galt, wirkliche Verbesserungen und Verschönerungen anzubringen; so gab er im Jahre



1661 die Hälfte des Geldes dazu, um die ganz baufällig gewordene lange Brücke, wenn auch vorläufig nur von Holz, auszubauen; er sorgte dafür, daß auch die bisher noch ungepflasterten Straßen der Stadt und auch diejenigen, in denen allerdings ein Pflaster vorhanden war, welche man aber trotzdem kaum passiren konnte, eine hinreichende Pflasterung erhielten. Und damit dies geschehen konnte, ließ er dazu die Geldstrafen verwenden, zu welchen diejenigen Bürger, die Gotteslästerungen ausstießen, verurtheilt wurden. So verdankte der neue Markt seine Pflasterung einer Gotteslästerung, für die ein Nadler, Peter Dietrich, 200 Thaler zahlen mußte.

### Sechstes Kapitel.

Friedrich Wilhelms Geheimer Rath. — Verlust der städtischen Selbstständigkeit Berlins. — Thätigkeit des Kurfürsten für Verbesserung der Ortspolizei. — Das Feuerlöschwesen. — Feuersbrünste in Berlin. — Die Straßenbeleuchtung. — Die Nachtwächter. — Die Straßenreinigung. — Friedrich Wilhelms Bestrebungen für Handel und Gewerbe. — Der Friedrich-Wilhelms-Canal. — Die Rückkehr der Juden in die Mark Brandenburg. — Beseitigung der unehelichen Geburt und der Handwerksmibräuche. — Begründung der französischen Colonie in Berlin.

Mit der Vergrößerung der Stadt Berlin ging Hand in Hand auch die Fürsorge des Kurfürsten für eine Verbesserung der Polizeigesetzgebung, um durch dieselbe in seiner neuen Residenzstadt geordnetere Zustände als bisher herbeizuführen. Auch hier ergriff Friedrich Wilhelm, wie bei allen den Verbesserungen, die während seiner Regierung vorgenommen wurden, die Initiative; überall war er persönlich thätig. Zwar hatte er zur Erleichterung und besseren Beaufsichtigung aller Regierungsgeschäfte, seinen Vorgängern nachfolgend, sich einen geheimen Rath zur Seite gesetzt, einen Verein vornehmer Staatsdiener, denen die einzelnen Geschäftszweige übertragen wurden und in demselben befanden sich tüchtige Männer, die nicht gewählt waren nach Rang und Ahnenproben, sondern nach den Verdiensten, welche sie sich um den Staat erworben hatten; trotzdem aber verließ sich der Kurfürst doch nur auf sich selbst. Er eröffnete eigenhändig alle einlaufenden Schreiben und übertrug dann erst den Geheimen Räten ihre Arbeit. Er wohnte den Sitzungen derselben, welche Dienstags und Donnerstags in der Rathsstube auf dem Schlosse stattfanden, persönlich bei, hörte den Rath seiner Minister, aber eben nur ihren Rath, ohne sich immer daran zu binden. Mit unermüdlicher Thätigkeit griff er persönlich in alle Geschäftszweige ein und besonders gingen fast alle diejenigen Verordnungen, welche eine Verbesserung des Berliner Gemeinwesens betrafen, von ihm aus.

Der Rath der Stadt, dem früher alle diese

Geschäfte oblagen, der selbstständig die Polizeigesetzgebung übte, hatte sich längst zum Werkzeug des Kurfürsten gemacht. Noch stand zwar in der Breiten Straße unweit vom Dome der Stein, der einst die Grenze der Gerichtsbarkeit des Rathes und des kurfürstlichen Hausvoigts bezeichnet hatte; aber es war eben ein lebloses Zeichen früherer Rechte und hatte kaum eine Bedeutung mehr.

Die Selbstständigkeit der Gemeinde, von welcher dieser Stein Zeugniß ablegen sollte, war verschwunden; nur in den kleinsten Details durften Bürgermeister und Rath noch frei schalten, bei allen irgend wichtigen Fragen hatten sie die Befehle des Kurfürsten einzuholen.

Seit dem Jahre 1649 hatten Berlin und Cöln sich wieder für den größten Theil der Stadtverwaltung vereinigt, alljährlich wurden Bürgermeister und Rathsherrn ungehindert gewählt. Berlin wählte zwei Bürgermeister und die eine Hälfte des Rathes, Cöln einen Bürgermeister und die andere Hälfte des Rathes, der Kurfürst bestätigte die Gewählten und nur selten kam es vor, daß er von seinem Rechte einer Verwerfung Gebrauch machte; denn den Bürgern fiel es kaum mehr ein, andere als dem Herrscher genehme Persönlichkeiten mit dem wichtigen Amte zu betrauen.

Am St. Thomastage wurde auf dem Rathshause die kurfürstliche Bestätigung öffentlich verlesen, dann gab es ein stattliches Mahl, bei dem viel gegessen und getrunken wurde, bei dem man auch Reden hielt, wie dies in Berlin zu allen Zeiten geschehen ist. Die kurfürstlichen Räte wohnten gnädigst dem Festmahle bei und versicherten den entzückten Bürgern, daß Se. kurfürstlichen Gnaden der Stadt besonders geneigt seien.

Die Chroniken geben uns nur selten Nachricht davon, daß zwischen dem Magistrat und der kurfürstlichen Regierung irgend eine Schwierigkeit geherrscht habe und dies ist gewiß ein glänzendes Zeugniß für die große Füglamkeit der Berliner Bürger! Wenn aber je einmal der Rath es wagte, auf seine alten Rechte zurückzukommen, wie einmal im Jahre 1671, wo Friedrich Wilhelm den Juden erlaubt hatte, sich in Berlin niederzulassen und wüste Stellen zu bebauen, der Rath aber sein Recht der Gerichtsbarkeit auch über diese neuen Einwanderer geltend machen wollte, — dann wurde die städtische Behörde in Gnaden zur Ruhe verwiesen.

Manche von den alten Bürgern, welche der guten Zeit gedachten, in der noch Berlin eine freie selbstständige Stadt gewesen war und welche sich für den Verlust ihrer Freiheit und ihrer Rechte nicht durch den glänzenden Hof, der in Cöln wieder zu tagen begann, entschädigt fühlten, sprachen freilich hier und da ihr Bedauern über die neuen Sitten aus.

So wurde in dem Thurm der heiligen Geistkirche im Jahre 1661 eine später bekannt gewordene lateinische Urkunde niedergelegt, in welcher ein Bürger sagte: „Viele Paläste der Stadt

Feuersbrunst im Jahre 1665 Veranlassung zu neuen Maßregeln. Die kurfürstliche Rüstkammer nebst dem Stall und zwei herrschaftlichen Häusern brannten ab und der Schaden, welchen die Stadt und auch der Kurfürst dadurch hatten, war beträchtlich, denn in der Rüstkammer befand sich eine Sammlung kostbarer Waffen und vieler unerseßlicher Alterthümer.

Friedrich Wilhelm war daher auf's Höchste entrüstet über die Unvorsichtigkeit, durch welche das Feuer ausgebrochen war und befahl die Anschaffung neuer Feuerlöschgeräthschaften. Er erließ eine neue strengere Feuer-Ordnung, sowie auch im Jahre 1678 den Befehl, daß die aus Holz und Lehm gefertigten Schornsteine als zu feuergefährlich von den Dächern entfernt würden. Trozdem richtete am 29. Dezember 1680 ein Brand wieder großen Schaden an. Der Chronist Möller giebt uns über denselben folgende Schilderung:

„In der Churfürstlich Brandenburgischen Residenz Stadt Berlin begab sich anno 1680 ein erbärmlicher Fall und zwar mit diesen kurzen Umständen: Es war nemlich eines Ministri (dessen Ehrenwegen verschweigen) Gemüthlich wiederkommen und die Gnade seines Churfürsten Macht Ihm so e Durchlaucht und andere Granat auffzeugen zu erfuchen, wie denn Johannes Restin auf den 29. Dezember an einen Sonntag solte celebriret werden. Aber Gott machte durch sonderbare Verhängnis einen Strich durch, denn als man ungemein beschäftigt war, so hohe Gäste zu tractiren, entstand gegen Morgen desselbigen Tages umb 2 Uhr in den unteren Stod eine Feuersbrunst. Wie nun die Gluth von unten hinaufstieg, so wurde allen denen, so in den Ober-Stöcken wohnten, der Ausgang versaget. Der Haußherr entsprang noch der rasenden Flamme in bloßen Hemdde. Weil sich aber wegen der ehsernen Gegitter Niemand durch die Fenster salviren konte, so mußte die Wöchnerin nebst 3 Kindern, der Ammen und noch 4 andere Personen erbärmlich verbrennen und sich nebst allen den kostbaren Hauß-Rath in Asche verwandeln lassen.“

Der Name des Ministers, den der Chronist Möller aus besonderer Distretion sich zu nennen scheut, den wir aber keine Veranlassung haben, unsern Lesern vorzuenthalten, war v. Somnitz. Das Feuer brach in dessen Hause in der heiligen Geiststraße aus. Die schöne poetische Grabinschrift, welche die verbrannte Frau v. Somnitz mit ihren Kindern erhielt, wird unsere Leser vielleicht interessieren. Sie lautet:

„Ich mühte mich die Welt zu mehren, Brunst zu mindern,  
Die Brunst behielt den Sieg, hier lieg ich mit den Kindern,  
Ich wär ich Phönix Art, nachdem ich muß verfliehn,  
So wär aus meiner Glut die Brut noch übrig blieben.“

tung, dem Gassenmeister den vollen Karren Unrath mit 1 Groschen 6 Pfennigen zu bezahlen, der Kurfürst besoldete ihn außerdem noch mit 52 Scheffel Korn jährlich und gab ihm freie Wohnung.

Auch auf die Reinhaltung der Spree, in welche bisher, ohne Rücksicht auf die pestilenzialischen Gerüche, die dadurch entstanden, aller Koth geworfen war, wurde jetzt ernstlich gesehen und bei 50 Thaler Strafe Jedermann verboten, den Fluß fernerhin zu verunreinigen.

Die Straßen erhielten durch alle diese Bemühungen ein freundlicheres Ansehen, auch durch den Schutz der Weinstöcke und Baumanpflanzungen, mit welchen manche Bürger von gutem Geschmac ihre Häuser verzieren. Bisher hatten solche Anpflanzungen nicht gedeihen können, weil theils die Schweine sie verwüsteten, theils böse Buben sie beschädigten.

Friedrich Wilhelm erließ deshalb eine Verordnung, nach welcher Jedem die Hand abgehauen werden sollte, der es künftig wagen würde, einen Baum oder Weinstock vor den Häusern zu beschädigen. Die angedrohte Strafe war gewiß höchst grausam, sie erscheint aber fast milde, wenn wir sie mit derjenigen vergleichen, welche der Kurfürst gegen die Verraubung eines Bienenstocks festsetzte. Jeder Bienendieb wurde ohne Gnade und Umstände dem Henker übergeben, der den Befehl erhielt, ihm zuvor die Gedärme aus dem Leib zu reißen und ihn dann erst am Ort der That neben den Eingeweiden aufzuhängen.

Durch alle diese Verordnungen und deren strengste Durchführung wandelte sich die früher so schmutzige und widerlich aussehende Stadt nach und nach zu einer würdigen Residenz um. Der Franzose Patin giebt im Jahre 1676 folgende Schilderung von dem Eindruck, welchen Berlin auf ihn gemacht hatte.

„Man bedient sich auf diesem Wege der Postwagen, welche Tag und Nacht gehen, und wo nur beim Wechsel der Pferde ausgeruht werden kann; aber ich hatte alle Fatiquen vergessen, als ich Berlin zu sehen bekam. Alles schien mir so schön, daß ich mir eine Oeffnung im Himmel dachte, von wo die Sonne ihre Wohlthaten auf diese Erdstrecke ausbreitet. Es sind nicht mehr diese Gindöden, welche ich durchreist bin. Die Stadt besteht aus drei andern, deren Gebäude sehr regelmäsig, und der größere Theil im italienischen Geschmac. Der Lustgarten, welcher nur fünf hundert Schritt hat, dient zur Erholung des Kurfürsten, der hier alle Gattungen Rothwild unterhält. Die Gärten sind von Drangerien, Jasmin und allen Arten Blumen angefüllt, mit einem Wort, mit allen Kostbarkeiten, welche Italien, die Königin der Länder durch Schönheit des Bodens und Klimas, darbietet. Das Schloß des Kurfürsten ist sehr alt, sein Alterthum flößt Bewunderung ein.“

Am Ende der Regierung Friedrich Wilhelms zählte die Residenz bereits gegen 18,000 Einwohner; sie hatte sich also an Einwohnerzahl wä-

rend der Regierungszeit des großen Kurfürsten verdreifacht.

Alle Bemühungen, welche Friedrich Wilhelm auf die Vergrößerung und Verschönerung seiner Residenz anwendete, würden ihn dennoch nicht zum ersehnten Ziele geführt haben, wenn er nicht unablässig bestrebt gewesen wäre, die Gewerthätigkeit, den Handel und den Verkehr zu heben und gerade dieses Strebens wegen verdient er mit vollem Recht den Ehrennamen des Großen, der ihm in der Geschichte beigelegt worden ist.

Er fühlte ein reges Interesse für das gewerbliche Leben, es schmeichelte seiner Eigenliebe, zum Emporkommen des Handels in seinem Lande und besonders in seiner Residenz beizutragen; er schaute mit Befriedigung auf ein reges, geschäftiges Treiben von seinem Schlosse herab und deshalb ließ er auch in der Nähe desselben vor der sogenannten Renn- oder Stechbahn eine Anzahl von Verkaufsbuden bauen; später wurden solche auch auf dem Mühlendamm angelegt.

Friedrich Wilhelm scheute weder Mühe noch Kosten, um für den Handel neue Bahnen zu schaffen, um Erleichterungsmittel für den Verkehr herzustellen und er hat sich selbst durch dieses sein Bemühen ein Denkmal gesetzt, großartiger und schöner, als dasjenige, welches gegenwärtig die Kurfürsten-Brücke ziert. Dies Denkmal ist der Friedrich-Wilhelms-Kanal, die Verbindung der Spree mit der Oder, welche im Jahre 1662 unter der Leitung des berühmten Obersten Philipp de Chiese angefangen und im Jahre 1668 durch Michael Mathias Smid vollendet worden ist; ein Kanal von 3 Meilen Länge, in welchem 10 Schleusen den Wasserlauf regelten.

Durch diese Schifffahrtslinie wurde Berlin ein wichtiger Punkt zwischen den Handelsstädten an der Oder und Elbe, der Mittelpunkt eines bedeutenden Expeditionshandels.

Es war im Jahr 1668, als das erste Schiff, welches von der Oder auf dem Kanal in die Spree gefahren war, in Berlin ankam. Es brachte den Berlinern Korn und ging mit grobem Salz beladen nach Mühlrose zurück.

Am 4. August 1668 machte der Kurfürst selbst die erste Reise auf dem neugeschaffenen Wasserwege. Sie war nicht Glück bedeutend, denn am 6. August erkrankte einer seiner Pagen und an demselben Tage wurde ein Kind durch einen Mühlstein erschlagen, der bei der Lösung einer zu Ehren des Kurfürsten donnernden Geschüßsalve herabgefallen war.

Die Berliner prophezeiten abergläubig nach diesen Unglücksfällen, daß der Kanalbau ihnen keinen Segen bringen würde, aber sie täuschten sich, ihr Handel stieg von Jahr zu Jahr.

Von einem nicht unbedeutenden Einfluß auf die Entwicklung des Handelsverkehrs war auch die Wiedereinführung der Juden in die Mark Brandenburg.

Friedrich Wilhelm nahm besonders in der ersten Zeit seiner Regierung gern das Geld, woher er es eben bekommen konnte und so zögerte er

großen Klasse von Menschen geöffnet, denen sie früher verschlossen gewesen waren und hierdurch wurde eine Konkurrenz erzeugt, welche wohlthätig und fördernd wirken mußte.

Bisher waren alle nicht ehrlich Gebornen aus den Gewerken ausgeschlossen gewesen, jede Zunft galt als beschimpft, wenn ein Meister den Sohn eines Schäfers, eines Bogtes, Stadtdieners, Nachwächters oder eines Musikanten als Lehrling aufgenommen hatte. Ebenso wurden auch die Nachkommen der früheren Bewohner des Landes, der Wenden, wie wir uns aus der früheren Erzählung erinnern, von der Theilnahme an den Zünften ausgeschlossen. Wer ein Handwerk erlernen wollte, mußte beweisen, daß er von ehrlicher, deutscher Geburt sei und von keinem Wendengeschlecht abstamme.

Lange dauernde Prozesse waren häufig die Folge solcher unsinnigen Beschränkungen des Handwerks. Diese wurden durch den Kurfürsten jetzt ernstlich verboten. Die Unehrllichkeit der früher verachteten Stände wurde aufgehoben und von keinem Lehrling durfte ferner verlangt werden, daß er die Reinheit seiner deutschen Abkunft beweise.

Auch gegen die Mißbräuche, welche bisher bei der Losprechung der Lehrlinge stattgefunden hatten, gegen die Lehrlingentaufe, erließ der Kurfürst ein Verbot. Man hatte bis dahin zur Taufe Patzen gebeten; ein Meister war als Prediger aufgetreten, um den Täufling in die Gemeinschaft des Handwerks aufzunehmen. Eine mit den unflätigsten Zoten gespielte Rede wurde gehalten, dann wurde der Lehrling mit Wasser oder auch mit Bier über und über begossen und endlich schmauste die ganze Gesellschaft auf seine Kosten.

Diese Lehrlingstausen, welche so kostspielig waren, daß viele Arme von dem Eintritte in die Innungen abgehalten werden mußten, wurden bei 10 Thalern und bei Verlust aller Innungsprivilegien für die Zukunft verboten.

Eine außerordentliche Triebfeder für die Entwicklung des Handwerks und jeder gewerblichen Thätigkeit in Berlin waren die französischen Einwanderer, welche besonders die Dorotheenstadt bevölkerten, — Flüchtlinge, welche der Religion wegen das Vaterland verlassen und gastfreie Aufnahme in der Mark Brandenburg gefunden hatten.

Unter der Regierung des viel gerühmten Königs Ludwig XIV. von Frankreich war, trotz der gesetzlich verheißenen Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken, doch die protestantische Religion unterdrückt worden. Es hatten in Folge dessen sich viele Protestanten veranlaßt gefunden, Frankreich zu verlassen und nach Deutschland überzusiedeln. Die ersten dieser Einwanderer kamen am 10. Juni 1672 nach Berlin.

Bis zum Jahre 1685 war die Einwanderung nur beschränkt. Als aber am 18. Oktober 1685 Ludwig XIV. das Edikt von Nantes widerrief und damit die Duldung der Reformirten in Frankreich aufhob, als er der katholischen Partei un-

Flüchtlinge wären nur schlechte Leute und unruhige Köpfe, die in ihrem Vaterlande Nichts zu verlieren hätten und nur eingewandert seien, um ihr Glück anderwärts zu versuchen, setzte Friedrich Wilhelm Anfangs Schweigen entgegen; als aber auch der berühmte Marschall von Schomberg in Berlin eintraf, der ebenfalls seiner Religion wegen Frankreich verlassen hatte, da erwiderte der Kurfürst dem Grafen von Rebenac spöttisch: „Werden Sie jetzt noch zu behaupten wagen, daß nur schlechte Leute und unruhige Köpfe auswandern?“ und er zeigte dem Grafen, was er auf dessen Vorstellungen gebe, indem er den eingewanderten Adligen Ehrenstellen an seinem Hofe und Offizierspatente verlieh, den Grafen von Schomberg sogar zum Général en chef aller brandenburgischen Truppen mit einem Gehalt von 30,000 Thalern und dem Range unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt erhob, obgleich der alte Derflinger sich über eine solche Bevorzugung des französischen Generals bitter beschwerte.

Der Kurfürst ließ dem Marschall ein Haus, dem Zeughaus gegenüber, erbauen, das heutige kronprinzliche Palais, die frühere Wohnung des Königs Friedrich Wilhelm III. Schomberg erhielt den Oberbefehl über die Truppen, welche der Kurfürst beschloffen hatte, an Wilhelm von Oranien zur Entthronung des Königs Jakob II. von England zu senden.

Die Folgen der Niederlassung der Franzosen in Berlin waren von hoher Bedeutung für die gesammte Entwicklung des Volks. Die Einwanderer führten manchen bisher in der Stadt unbekanntem Zweig der Industrie ein und gaben dadurch der Gewerthätigkeit und dem Handel der Stadt einen neuen Aufschwung. Auch auf die rohen und schwerfälligen Sitten der Deutschen übte der Einfluß der Franzosen eine belebende Wirkung; diese aber war, wie wir später noch näher sehen werden, nicht überall eine günstige.

## Siebtentes Kapitel.

Kunst und Wissenschaft in Berlin. — Die Malergesellen. — Das Bild des Kambyzes. — Der Bürgermeister Rohde, der Oberst v. Kalkstein. — Die Musik in Berlin. — Das Theater in Berlin. — Die Schulkomödien, Ballets und Mummereien. — Berliner Schulen und Gymnasien. — Begründung der Bibliothek. — Der Buchhandel. — Berliner Zeitungen im 17. Jahrhundert.

Kunst und Wissenschaft waren in der Mark während des dreißigjährigen Krieges in tiefsten Verfall gerathen; sie erhielten mit der Regierung Friedrich Wilhelms einen neuen Aufschwung.

Auch hier wieder sehen wir, wie der Kurfürst die Initiative ergriff; er war das belebende Element in seinen Staaten. Sein Kunstfinn weckte die Nachahmung, seine Liebe für die Wissen-

schaften erzeugte neues Streben für dieselben in der Mark Brandenburg.

Friedrich Wilhelm besaß eine große Vorliebe für die Malerei; er hielt diese Kunst für so wichtig, daß er seinen Söhnen und Töchtern Unterricht im Zeichnen und Malen von geschickten Meistern geben ließ. Noch heut werden in der hiesigen königlichen Bibliothek verschiedene Zeichnbücher der Prinzen und Prinzessinnen aufbewahrt.

Als Friedrich Wilhelm zur Regierung kam, war in der Mark in Beziehung auf die Malerei von Kunst kaum zu sprechen. Es existirten allerdings Hofmaler; diese aber konnte man besser Malergesellen nennen, welcher Name ihnen denn auch in der That von den Geschichtschreibern gegeben wird. Sie hatten die Aufgabe, die Zimmer zu verzieren und waren daher kaum etwas Anderes als Stubenmaler.

Ein solcher Stubenmaler war der Malergeselle Gabriel Niebell, der im Jahre 1640 in kurfürstlichen Dienst trat und sich Hofmaler tituliren ließ. Er erhielt seinen Leistungen angemessen ein Jahrgehalt von 30 Thalern mit freier Kost, Wohnung und Kleidung. Zu derselben Art von Künstlern gehörten auch die Hofmaler Mathias Gwiczed und Hirt.

Friedrich Wilhelm hatte zu viel Sinn für die Kunst, als daß er mit den Malergesellen zufrieden gewesen wäre; er gewann deshalb bedeutendere Künstler und im Jahre 1647 schon trat der niederländische Maler Wilhelm Hundhorst mit einem Gehalt von 1000 Thalern, freier Wohnung und dem Versprechen eines seidnen Kleides für jedes Jahr in seinen Dienst. Andere Künstler folgten demselben nach und Berlin begann nun eine Stätte für die Kunst zu werden.

Der Kurfürst legte auch schon kurze Zeit nach seinem Regierungsantritt eine Sammlung von Gemälden an, wobei er eine große Liebhaberei für die niederländische Schule zeigte. Ein Herr v. Marenholz zu Regensburg erhielt den Auftrag, gute Gemälde, wo ihm solche vorkämen, anzukaufen, und so entstand denn bald auf dem kurfürstlichen Schlosse ein kleines Cabinet von Gemälden, an deren Betrachtung Friedrich Wilhelm eine sehr große Freude fand.

Zu den noch in früherer Zeit angekauften Bildern gehörte auch eins, welches eine gewisse historische Bedeutung gewonnen hat. Es stellte den Kambyzes vor, wie er einem ungerechten Richter die Haut abziehen läßt. Der Kurfürst befahl im Jahre 1646, das Bild im Spruchzimmer des Kammergerichts aufzuhängen zur Warnung für die Richter, weil er gehört hatte, daß diese eine Ungerechtigkeit begangen hätten. Es wurde erst wieder fortgenommen, als sich die Unrichtigkeit der Klage erwies.

Die Aufhängung dieses Bildes ist häufig von den schmeichelnden Geschichtschreibern als ein Zeugniß für die überschwengliche Gerechtigkeitsliebe des Kurfürsten angeführt worden; wahrlich aber sehr mit Unrecht! — Friedrich Wilhelm war

zogthum Preußen durch den Krieg erlangt hatte, wieder einzuschränken.

Friedrich Wilhelm war außer sich vor Wuth, als er die Flucht des Obersten erfuhr. Er gab seinem Gesandten in Warschau, Brandt, den Auftrag, sich des Flüchtlings zu bemächtigen und derselbe vollzog den Befehl in der infamsten Weise. Er näherte sich dem Obersten von Kalkstein und heuchelte gegen ihn große Freundschaft; dadurch verblendete er ihn so, daß Kalkstein der Einladung zu einem freundschaftlichen Besuche folgte. Kaum in das Gesandtschaftshaus getreten, wurde der Obrist durch in demselben versteckte Dragoner zu Boden geworfen, geknebelt, in eine Tapete gewickelt und so heimlich aus Warschau fort über die preußische Grenze gebracht.

Kalkstein wurde in Memel in strenger Haft gehalten und eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Anfangs wurde diese den Landesgesetzen gemäß durch den Ober-Burggrafen und den Hofrichter in Preußen geführt. Die Langsamkeit eines ordentlichen Gerichtsverfahrens aber genügte der Ungeduld nicht, mit welcher Friedrich Wilhelm eine Verurtheilung erwartete. Er setzte deshalb einen besonderen Gerichtshof in Berlin nieder, dem er eine Anzahl märkischer Räte beordnete. Der  
sein Gutachten dahin, Kalkstein  
Alles bekannt habe, solle auf  
die  
und peinlich verhört werden; dies geschah, durch die Folter wurden dem Unglücklichen Bekenntnisse erpreßt, welche den partiischen Richtern genügend erschienen, um ihn im September 1671 zum Tode durch das Schwert zu verurtheilen.

Die Verurtheilung machte in Preußen ungeheures Aufsehen. Es waren so grobe Ungehelichkeiten bei dem ganzen Verfahren vorgekommen, daß die Landstände den Kurfürsten dringend baten, das Urtheil nicht zur Ausführung zu bringen. Selbst die Kommission, welche das Todesurtheil gefällt hatte, widerrief dasselbe und trug darauf an, Kalkstein auf Lebenszeit in engen Gewahrsam zu bringen. Troßdem aber bestätigte der Kurfürst das Todesurtheil und befahl die sofortige Vollstreckung desselben.

Am 8. November 1672 wurde Kalkstein in Memel durch das Schwert hingerichtet, nachdem er bis zu seinem Tode unerschütterlich sein Recht und seine Unschuld behauptet hatte.

Nach diesen Beispielen von der Gerechtigkeitsliebe Friedrich Wilhelms erscheint die Aufhängung des Rambyes im Sitzungssaale des Kammergerichts fast wie ein bitterer Hohn.

Nächst der Malerei war die Musik diejenige Kunst, für welche Friedrich Wilhelm sich vorzugsweise interessirte; er legte einen großen Werth auf seine Kapelle und besoldete sie nach den Begriffen der damaligen Zeit ziemlich hoch, die einzelnen Mitglieder mit 300 Thalern. Selbst in denjenigen Zeiten, in welchen er aus Geldmangel seinen eigenen Hofstaat einschränken mußte, that er dies doch nicht bei der Kapelle. Er weiterte

sich im Jahre 1652 z. B. entschieden, die Kammermüller zu entlassen und nahm nur insofern eine Einschränkung vor, als er ihnen anbefahl, bei den Gefängen in der Domkirche mitzuwirken, wodurch andere musikalische Kräfte erspart wurden.

Daß Friedrich Wilhelm ein wahres, wirklich feines Gefühl für Musik besaß, geht daraus hervor, daß er seine Lust nicht nur an volltönenden Concertstücken fand, sondern auch dem Gesänge der Nachtigall mit wahren Entzücken lauschte. Er war ein großer Liebhaber von allen guten Singvögeln, besonders aber von Nachtigallen. Die Bürger von Berlin mußten dies und machten sich häufig ein Vergnügen daraus, dem Kurfürsten die kleinen Sänger als ein Geschenk zu verehren. Wo Friedrich Wilhelm eine gut schlagende Nachtigall fand, da brachte er sie gern an sich; so scheute er sich nicht, persönlich auf der Straße diejenigen Vögelchen zu kaufen, welche dort feil geboten wurden. Als in Folge des häufigen Nachtigallenfanges diese Thiere sich in der Umgegend von Berlin bedeutend verminderten, verbot er durch ein Patent vom 25. August 1686 das Fangen und Feilbieten von Nachtigallen.

Ein weit geringeres Interesse als für Malerei und Musik zeigte Friedrich Wilhelm merkwürdiger Weise für das Theater; vielleicht sagte ihm der handwerksmäßige Betrieb, unter welchem in jener Zeit das Theater litt, nicht zu; er fand keinen Kunstgenuß bei den Vorstellungen der bettelhaften Komödianten und sah kein Mittel, bessere Darstellungen zu erzielen. Deshalb kümmernte er sich um die Vervollkommnung der Bühnenkunst in keiner Weise und es ist daher auch nicht zu verwundern, daß während seiner Regierungszeit das Theater in Berlin sich durchaus nicht weiter entwickelte, daß die Bühnenkunst im Gegensatz zu den übrigen Künsten fast einen Rückschritt machte.

In den ersten Jahren seiner Regierung war Friedrich Wilhelm den theatralischen Vorstellungen direkt abgeneigt; so verbot er im Jahre 1649, Gauklern eine Erlaubniß zur Ausübung ihrer Kunst in Berlin zu ertheilen.

Es scheint, als wäre das Theater in dieser Zeit durchaus auf die Schulkomödie beschränkt worden, gegen welche sich das Verbot des Kurfürsten nicht erstreckte, wenigstens sind uns keine Nachrichten von andern Theatervorstellungen überliefert.

Die Schulkomödien wurden mit großen Feierlichkeiten auf den Rathhäusern von Berlin und Cöln aufgeführt und zu denselben Vornehm und Gering eingeladen. Gewöhnlich gab man ein Stück zwei Mal, erst für die Vornehmen und dann für das Volk.

Es dürfte unsere Leser interessiren, den Wortlaut eines Einladungsschreibens zu hören, welches der würdige Subrector Johann Höpner zu einer auf dem Rathhause zu Cöln im Jahre 1649 veranstalteten Schulkomödie, genannt „Friedenssieg“, erließ. Es lautet:

„Ich habe auf Genehmhaltung meiner Herren Patronen künftigen Dienstag, wird seyn der 16te Januarii, Gott vornehmlich zu Ehren, der lieben Jugend zum Besten, und der löblichen Bürgerschaft zu sonderbaren Gefallen, mir vorgenommen, allhier aufm Rathhause zu Cöln, nechst göttlicher Hülfe, Herrn D. Schottelii neu erfundenes Freudenpiel, genannt: Friedenssieg, durch meine untergebene Discipel vorzustellen, in Hoffnung, es werde kein Friedliebender Mensch mir solches verargen, alldieweil alle Wissen uns von Frieden melden, jedermann gerne davon höret, und viel tausend Million Seelen inüthlich wünschen, das göttliche Gesicht der schönsten Friedensgöttin einst wieder anzuschauen: auch meinen Discipeln nicht übel deuten, dafern die gar zarten Jahre, oder die eine geraume Zeit verbliebene Uebung ihnen kein sonderlich Meisterstück möchten zulassen, ich versee mich jedennoch zu ihnen dieses, daß sie ihre Schuldigkeit mit Reden und Geberden bergestalt werden ablegen, daß sie, wo nicht von allen, doch von den meisten Anschauenden, und zwar von den Guten, werden gelobet werden. Der unzeitigen Splitterrichter verkehrte Urtheile werden vor diesesmal so geringschätzig geachtet werden, als ehemals des unverständigen Midä gefällter Sentenz. Wem nun beliebet, dieser Commödien bezuzuwohnen, der kann auf künftigen Dienstag um 12 Uhr, wird seyn der 16. Januar (da sie zum Vergnügen der löblichen Bürgerschaft beyder Städte soll gespielt werden, und denn zukünftigen Donnerstags, wird seyn der 18. Januar, vor vornehme Herren und gelehrte Leute), sich einstellen, um solch herrliches Freudenpiel mit anzuschauen.“

Die Schulkomödien, welche „der Kunst zu Ehren und der lieben Schuljugend zum Besten“ meist von den Direktoren gedichtet und von Knaben aufgeführt wurden, zeichneten sich keineswegs durch eine künstlerische Vollendung, nicht einmal durch eine anständige Sprache aus. Es wurde in denselben gar grimmig gesucht und gottelasterlich geschimpft. Plümeide theilt in seinem Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin einige Zeilen aus einem berühmten Stück seiner Zeit: „Der verfolgte David, das ist Trauerspiel aus dem 1. Buch Sam., verfaßt von dem Rektor des Berlinischen Gymnasiums, Michael Schirmer,“ mit, welche uns einen Blick in die Poesie der Schulkomödien gewähren; er sagt:

„Schirmer war zu seiner Zeit ein berühmter Mann, und kaiserlich gekrönter Poet. Dies sein Stück war eines der regelmächtigsten und innocentesten; dennoch kam mit unter manches vor, was heutiger Zeit sehr unsittsam scheinen würde.

Z. B. Nachdem das Chor der israelitischen Jungfrauen dem König Saul mit Gesang und Rehen, mit Pauken und Beygen, entgegengekommen und gesungen:

Freut euch, was sich kann nur freuen,  
Laßt die neue Mähr austreuen,



Saul hat tausend Mann geschlagen  
Und den Sieg getragen,  
David aber hat mit Macht  
Zehntausend umgebracht.

(So siehet Saul inmittest und höret zu. Endlich bricht er für Ungebuld zornig heraus und sagt:) Lasset mir das einen lieblichen Gesang sein. Packet euch, ihr alten Betteln und Bade-Mienen, oder ich will euch die Köpfe bald mit scharfer Saugen also waschen, daß ihr's fühlen sollt (worauf sie über Hals und Kopf davon laufen). Bald darauf kriegt Saul abermals den bösen Geist und redet theils grimmig, theils phantastisch u. s. w."

Für diese Schulkomödien wurde meist ein Eintrittsgeld nicht gezahlt; an der Treppe des Rathhauses stand aber eine Büchse, in welche die Zuschauer freiwillige Gaben zur Abtragung der Kosten legen mußten.

Ob überhaupt während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms andere Schauspiele von Bedeutung in Berlin aufgeführt worden sind, ist unbekannt; Theatervorstellungen gab es gewiß; es findet sich wenigstens später kein Verbot derselben. Im Gegentheil befahl der Kurfürst im Jahre 1668 dem Oberjägermeister von Dypen, auf die Erbauung eines Theaters bedacht zu sein und am 30. Juni 1672 gab er dem Peter Silberdingen die Erlaubniß, einmal wöchentlich ein Polcinello-Spiel aufzuführen. Schon vorher, im Jahre 1660, hatte ein gewisser Caspar von Zimmern um die Erlaubniß gebeten, in Berlin theatralische Vorstellungen geben zu können. Es ist nicht bekannt, ob ihm diese Erlaubniß gewährt worden ist. Jedenfalls war Caspar von Zimmern ein höchst bettelhafter Komödiant.

Wenn Friedrich Wilhelm sich für das jammervolle Schauspiel seiner Zeit nicht interessirte, so sah er doch gern die Ballette mit an, welche bei allen feierlichen Gelegenheiten von dem Adel seines Hofes aufgeführt wurden und bei denen seine Söhne und Töchter, selbst die Kurfürstin, häufig mitwirkten. Den Balletten ähnlich waren auch die sogenannten Wirthschaften oder Mummereien, allegorische Vorstellungen oder auch Darstellungen aus der alten Zeit, bei welchen die abligen Schauspieler ihre in Versen abgefaßten Rollen aufsagten und dazwischen auch das Auge durch ein Ballet erfreuten.

Friedrich Wilhelm liebte diese Wirthschaften so sehr, daß er mitunter bei denselben selbst eine Rolle übernahm. Er sparte bei solcher Gelegenheit keine Kosten. Wir sehen dies aus den Rechnungen, welche uns von einer im Jahre 1684 aufgeführten Wirthschaft, die den Titel „der Götter Freudenfest“ führte, überliefert worden sind. Der Bau des zu dieser Wirthschaft eigens hergerichteten hölzernen Theaters kostete allein 1479 Thaler. Die Tanzmeister und die Musikanten erhielten 900 Thaler und die Kleidungen derselben kosteten nicht weniger als 560 Thaler; 80 Thaler war der Preis der verwendeten Fächer.

Lag es Friedrich Wilhelm am Herzen, seine Residenz durch Kunstsammlungen zu verschönern und den Sinn für Kunst bei den Berlinern zu erwecken, so war er doch nicht weniger bemüht, auch die wissenschaftlichen Interessen zu fördern. Als ein erstes und nothwendiges Mittel hierzu betrachtete er mit klarer Einsicht die Verbesserung des Schulwesens.

Es sah mit den Schulen in Berlin nach dem Kriege sehr traurig aus und es dauerte lange Jahre, ehe sie trotz aller Bemühungen des Kurfürsten sich einigermaßen hoben. Die Lehrer waren schlecht bezahlt; sie vernachlässigten den Unterricht, um nach alter Berliner Gewohnheit bei den Hochzeiten als Platzmeister und Säger ihre Dienste zu leisten; denn nur hierdurch vermochten sie ihr kümmerliches Leben zu fristen.

Wie jammervoll es mit dem Leben der Berliner Lehrer bestellt war und wie wenig denselben ihr eigentliches Amt als Jugenderzieher am Herzen lag, geht klar aus der vom Kurfürsten im Jahre 1660 entworfenen, aber nicht publicirten Schulordnung hervor, in welcher in Beziehung auf die Lehrer u. a. folgende Bestimmungen getroffen sind:

„Und weil dan die Erfahrung giebet, daß die Schulbediente durch das Panketiren in Hochzeiten und sonst, die Jugend nicht wenig versäumen, so soll hinführo auf Hochzeiten zu gehen nicht gestattet werden, sondern ihnen sonst vor ihre Mühe, daß sie in der Kirche bei der Trauung aufwarten und mit Singen ihr Amt verrichten, etwa ein Drths oder ein halber Thaler nach des Bräutigams Vermögen gegeben werden. — — — Wir sind auch berichtet, daß die Schulbedienten, wenn sie etwa unlustig sind, oder zur Hochzeit oder die Sauffen gehen wollen, 6 oder 7 junge Knaben ihre Lectiones zugleich aussagen lassen, auch in Latein geben und sonst trefflich unfleißig sein, von des wegen mancher junge Knabe sehr veräuert wird daß er wohl konnte in einem viertel Jahre so viel lernen, da er sonst 2 oder 3 Jahre zubringen muß, oder die Eltern eigene Schulmeister und Gesellen, wo sie anders ihre Kinder nicht wollen gar versäumen lassen mit großen schweren Unkosten in ihren Häusern oder sonst zu halten, verursacht werden, darum wollen Wir, daß die Pfarrer und Rath darauf Achtung geben und sie ihres Amtes erinnern oder des wegen gänzlich entsetzen sollen.“

Lehrer, welche derartiger Ermahnungen bedurften, konnten nicht gebeilich unterrichten. Friedrich Wilhelm war daher, wie die Verordnung ergeht, bemüht, den Lehrerstand zu heben, um dadurch den Unterricht zu bessern. Sorgte er in dieser Art für die Volksschulen\*), so war er auch

\* Im Jahre 1670 ertheilte er der Frau seines Kammerlakaien Schnolz ein Privilegium, auf dem Nikolai-Kirchhof wieder eine Mädchenschule einzurichten. Lange Zeit waren die Töchter der Berliner Bürger ohne allen Schul-Unterricht gewesen, wenn sie denselben nicht durch Hauslehrer erhalten hatten.

für die Verbesserung der Gelehrtenschulen Berlins nicht minder thätig. Im Jahre 1655 verlegte er die früher so berühmte, während der Zeit des dreißigjährigen Krieges aber fast ganz zerstörte, Fürstenschule von Joachimsthal nach Berlin, räumte diesem Gymnasium zuerst einige Zimmer im kurfürstlichen Schlosse ein und kaufte später an der Ecke der Burgstraße ein Haus für dasselbe. Mit der Cölnischen Schule vereint bildete sich so das Joachimsthalsche Gymnasium, welches durch tüchtige Lehrkräfte bald einen ausgezeichneten Ruf erhielt und viel dazu beitrug, unter den Berliner Bürgerjüngern gelehrte Kenntnisse zu verbreiten. Auch das Gymnasium zum Grauen Kloster erfreute sich der Fürsorge Friedrich Wilhelms und wurde durch ihn wesentlich verbessert.

Ein bedeutendes Mittel zur Hebung der Gelehrsamkeit in der Residenz war die Errichtung einer guten Büchersammlung, welche die Gelehrten für ihre Forschungen benutzen konnten. Friedrich Wilhelm hat das Verdienst, Gründer der jetzt so großartigen königlichen Bibliothek zu sein. Auch hier mußte er aus dem Nichts schaffen und er hatte den Muth, dies zu thun, obgleich die kurfürstliche Kasse durch anderweitige Ausgaben außerordentlich in Anspruch genommen war. Als er zuerst dem Bibliothekar Christoph Hendreich seine eben ererbte Bibliothek übernahm, da äußerte sich der gelehrte Herr gegen den Hofbibliothekar geringschätzend über dieselbe; da er aber, so sagte Hendreich, von seinen Vorgängern kaum so viel Bücher erhalten, wie einem gelehrten Privatmann genügen könnten! Und diese Aeußerung scheint nicht übertrieben zu sein, denn die gesammte kurfürstliche Bibliothek befand sich im Schlosse in einem Dachzimmer.

Friedrich Wilhelm ließ es sich angelegen sein, die Büchersammlung tüchtig zu vermehren, aus Klöstern und Kirchen sammelte er werthvolle Manuscripte und wendete außerdem bedeutende Summen auf, theils um ganze Bibliotheken, theils auch um solche Werke anzukaufen, welche für gelehrte Forschungen von Bedeutung waren. Im Jahre 1661 ließ er die jetzt schon sehr vermehrte Sammlung in einem besonderen, mit Gemälden verzierten Lokale, welches aus einem 150 Fuß langen und 40 Fuß breiten Saale bestand, aufstellen und gestattete den Gelehrten Berlins den freien Eintritt.

Ein reges wissenschaftliches Streben erwachte in Folge der Bemühungen Friedrich Wilhelms in Berlin; viele Gelehrte wanderten in die brandenburgische Hauptstadt ein und Jeder, der etwas Tüchtiges leistete, konnte der Unterstützung des Kurfürsten versichert sein; selbst Solche, welche sich mit scheinbar unfruchtbaren Studien beschäftigten. — Der Kurfürst erkannte sehr wohl, daß jedes Studium, jede Vervollkommnung der Wissenschaft, wenn auch nicht für den Augenblick, doch für die Zukunft von Bedeutung ist. So gewährte er dem Probst Andreas Müller, der sich mit chineesischen Studien beschäftigte, Unterstützung

tert genommen werde, daß man dasjenige ungedruckt lasse, was vermuthlich Offensive erregen mögte. Doch könne man denen, welchen die Avisa zugesandt werden, das Ausgelassene beifügen schreiben."

Während der Regierungszeit Georg Wilhelms wissen wir über regelmäßig erscheinende Zeitungen nichts; die ersten Nachrichten über solche lieferten die schon erwähnten „wöchentlichen Avisa“. Neben diesen Avisa, welche gedruckt wurden und für das ganze große Publikum bestimmt waren, gab es unter Friedrich Wilhelm außerdem noch geschriebene Zeitungen, welche durch dazu besonders beauftragte geheime Rätthe des Kurfürsten angefertigt wurden, aber nur für den Hof, die ersten Staatsbeamten und die Gesandten bestimmt waren.

### Achtes Kapitel.

Hoffeierlichkeiten. — Empfang der moskowitzischen Gesandtschaft. — Die Tartaren in Berlin. — Ein Mohrenkönig am Hofe. — Begründung einer brandenburgischen Seemacht. — Prachtige Hofhaltung, Kosten derselben. — Jagdliebhaberei Friedrich Wilhelms. — Hofleben. — Französische Moden. — Die Fontangen. — Die Perrücken. — Die Küchenzettel.

Das gesellschaftliche Leben in Berlin, sowohl das des Hofes, als das der Bürgerschaft, erlitt unter der Regierung Friedrich Wilhelms einen vollkommenen Umschwung. Friedrich Wilhelm liebte die Pracht; er war ein ehrgeiziger Fürst, der seinen Stolz darin setzte, die Gesandten, welche an seinem Hofe erschienen, die Fürsten, welche ihn besuchten, mit glänzenden Feierlichkeiten zu empfangen und solche Besuche waren während seiner Regierung keine Seltenheit, denn Berlin war bereits der Mittelpunkt eines Staats geworden, der sich mit rüstigem Streben nach und nach zu einer deutschen Großmacht entwickelte.

Wie klein auch immer noch die Mark Brandenburg sein mochte, durch das stehende Heer unter der Führung trefflicher Generale hatte sie dennoch eine bedeutende Stellung in dem deutschen Staatenbunde gewonnen. Berlin wurde zur Zeit Friedrich Wilhelms der Sitz folgereicher Unterhandlungen; viele wichtige Verträge, welche die höchsten Interessen Europa's berührten, wurden in dem Schlosse zu Cöln an der Spree verabredet.

Bald hielten sich hier die Gesandten von Frankreich, halb kaiserliche oder niederländische, dann wieder polnische, schwedische, dänische und sogar russische und tartarische Gesandten auf. Alle wurden mit mehr oder weniger Feierlichkeit vom Kurfürsten empfangen, allen wurden prächtige Feste und glänzende Feuerwerke gegeben und das Volk von Berlin gaffte mit Jubel zu, wenn die Gesandten zur Audienz nach dem kurfürstlichen Schlosse zogen.

Einen besonders prächtigen Empfang erhielt



Residenz entsendet, um, wie wir bereits erwähnten, dem Kurfürsten zu huldigen.

Bot Friedrich Wilhelm bei den Besuchen der Gesandten und der fremden Fürsten die höchste Pracht auf, wie drückend auch die Geldnoth im Lande und selbst in seinen eigenen Kassen sein mochte, so ließ er es auch nicht an glänzenden Feierlichkeiten fehlen, wenn irgend ein Familienfest ihn dazu veranlaßte. Der Hof des Kurfürsten gewann durch alle diese Festlichkeiten einen Glanz, der auch in gewöhnlichen Zeiten aufrecht erhalten wurde und von Jahr zu Jahr größere Kosten verursachte.

In den ersten Jahren seiner Regierung konnten die Kosten der gesammten Hofhaltung jährlich mit 90,000 Thalern bestritten werden; im Jahre 1674 betrug sie schon nicht weniger als 143,850 Thaler und so wuchsen sie fast von Jahr zu Jahr.

Große Ausgaben verursachte die Jagdleibhaberei des großen Kurfürsten, der besonders in dem wildreichen Grunewald häufig prächtige Jagdfeste abhielt. Bei einem dieser Feste zeichnete sich der würdige Dichter Nikolaus Peucker durch eine poetische Improvisation aus. Er war nach dem Grunewald hinausgewandert, um das schöne Schauspiel einer kurfürstlichen Jagd mit anzusehen. Von Stunden des erledigten Wildes mehrte sich von Stunde zu Stunde und dadurch wurde in dem hungrigen Dichter der Wunsch rege, daß auch seine Küche mit so kostbarem Wildpret versorgt werden möchte. Er wendete sich deshalb demüthig an den Kurfürsten und überreichte ihm eine poetische Bittschrift folgenden Inhalts:

Allerunterthänigstes Supplicatum

An Se. Churfürstliche Durchlaucht um eine wilde Sau auf der Jagt beim Grünen Walde den 12. Decbr. 1671.

Durchlauchtigster Großmächtigster Churfürst,  
Gnädigster Herr.

Gestern hab ich angesehen,  
Großer Nimrod! Deine Jagt,  
Die Du bei dem Grünen Wald anzustellen hast  
beklagt,  
Und gestel mir trefflich wohl, weil ich zuvorhin dergleichen  
All mein Tage nie geschaut. War ich einer von  
den Reichen,  
So vermöcht auch ich so viel, daß ich mir ein hauend  
Schwein,  
Eine Sau, und solt es auch endlich nur ein Fröschlein sein,  
Schafft in meiner Küche und Hauß; aber was ist  
hier zu sagen?  
Giebt nicht Friedrich Wilhelm mir auch einmal  
von seinem Jagen  
Etwas ab. Churfürstinn! Dich zuvörderst nur  
gesand,  
Da Du fürstlich schwanger bist, und ein Prinzchen  
mit Dir gehet,  
Oder eine Prinzessin! Ach! Daß doch mein Wunsch  
bestehet!

Des Groß-Gewaltigen Jägers; das ist:  
Ew. Churfürstlichen Durchlaucht  
Allerunterthänigster  
Niclas Peucker.

Friedrich Wilhelm nahm die Bittschrift sehr gnädig auf und versprach sie zu erfüllen, wenn Peucker sofort ein Dekret, welches der Kurfürst unterzeichnen könne, abermals in Versen abzufassen vermöge. Der Dichter befaß sich nicht lange und deklamirte:

Der Große Nimrod giebt Befehl:  
Actäon, das ist, der von Dypen  
Sol Niclas Peuckern seine Kehl  
Mit einem wilden Schweine stoppen,  
Er wird dafür, wann Dorothee  
Die Churfürstinn nach Kindesweh  
Sich wohl und glücklich wird befinden,  
Ein Wiegenlied zusammen binden.

Friedrich Wilhelm.

Für dies Gedicht erhielt Peucker die gewünschte Sau.

Seiner Jagdleibenschaft opferte Friedrich Wilhelm ohne Bedenken das Wohl seiner Unterthanen. Obgleich die Mark Brandenburg reich genug an Wild war und obwohl die wilden Schweine, Hirsche und Rehe den Feldern außerordentlichen Schaden thaten, wurde das Wild stets auf's Neue gehegt und gepflegt. Die Bauern wurden gezwungen, in Schaaren den Jagden als Treiber beizumohnen und wie bittere Klagen auch die Landleute über diese Unbill ausstießen, sie wurden nicht gehört. Die Jäger und Forstbedienten herrschten despotisch und es galt fast für ein größeres Verbrechen in der Mark Brandenburg, eine wilde Sau oder einen Hirsch zu schießen, als einen Menschen zu ermorden.

Das neue Leben, welches unter der Regierung Friedrich Wilhelms am Hofe zu Berlin sich zu regen begann, führte auch eine vollständige Veränderung der Sitten an demselben herbei.

War früher der brandenburgische Hof in sich abgeschlossen gewesen, hatte er wenig von der Welt gesehen, so mußte jetzt die Verbindung mit den andern Höfen und die Anwesenheit so vieler fremder Gesandtschaften eine naturgemäße Einwirkung auf die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens am Hofe in Berlin äußern.

Fast alle deutschen Höfe begannen zu jener Zeit sich nach französischem Muster auszubilden, da Ludwig XIV., König von Frankreich, den deutschen Fürsten als das Ideal eines Herrschers galt.

Die französische Sprache wurde überall die Hofsprache und selbst da, wo noch deutsch gesprochen wurde, flocht man so viele französische Wörter als möglich ein und verdrarb dadurch unsere schöne Muttersprache. Am brandenburgischen Hofe war dies um so mehr der Fall, als durch die Emigranten naturgemäß das französische Element eine besondere Geltung gewann.

Diese Veränderung machte sich allerdings nicht mit einem Male geltend, es vergingen Jahre, bis sie sich vollzogen hatte und trotz des französischen Firnisses, mit dem die Bildung der Hofleute überzogen war, blieb ihnen doch die deutsche Schwerfälligkeit noch im vollsten Maße. Zum Vortheil war die neue Sitte überhaupt nicht;

die, da sie sich bis zum Ende der Taille herab-  
 senten, eine weit gedehnte Peripherie beschreiben.  
 Diese Taille entdeckt man an einem Gürtel von  
 ponceau-rothem, bogenweise ausgezacktem Band.  
 Das Kleid selbst ist von schwarzem geblünten  
 Stoff, mit großen Mustern. Der Rock hat viel  
 Falten und wird in der Mitte, vom Nabel an,  
 bis auf die Füße, durch eine Menge kleiner  
 Knöpfen zusammen gehalten. Die Ärmel sind  
 oben aufgeschlitz, wodurch man Pauschen vom  
 Hemde durchgezogen siehet. Alle Oefnungen und  
 Extremitäten dieses Kleides sind mit Borten und  
 schwarzen Kanten eingefast und gezieret. Dies  
 gilt auch von dem schwarzen seidenen Mantel,  
 der über die Schultern gehet und den ganzen hin-  
 tern Theil des Körpers bedeckt. Zu Ende jeden  
 Ärmels siehet man eine aufgeschlagene und fest  
 anliegende zwiefache und mit Spitzen besetzte  
 Manschette, die unten mit einer Einfassung von  
 rothem Band gezieret sind. Hierauf folgt eine  
 goldene Kette um jeden Obertheil der Hand,  
 deren Finger sehr reichlich mit Ringen staffiret  
 sind. Endlich hält sie einen Bedell von schwar-  
 zen Federn in der Hand, dessen Griff die Gestalt  
 einer weißen Lilie hat und am Ende mit einem  
 Quaste, von rothem Bande, versehen ist. Das  
 Ganze dieser Bekleidung macht keine sonderliche  
 Wirkung auf das Auge, das an unsere neuere  
 leichte Moden gewöhnt ist, weil alles mit Schmutz  
 überladen und der Körper versteckt wird, ohne  
 daß man seine wahre Form entdecken kann. Da  
 die Bekleidung des Fräuleins bis auf die äußer-  
 sten Theile der Füße gehet, so kann ich von den  
 Schuhen nichts melden."

Dies war die Tracht eines Hoffräulein im  
 Anfange der Regierung Friedrich Wilhelms. Laf-  
 sen wir hier gleich die Beschreibung der Tracht  
 einer Berlinerin aus dem Mittelstande folgen,  
 welche ein Gemälde aus dem Jahre 1660 dar-  
 stellt, die aber auch für frühere Jahre gelten kann,  
 denn bei den Bürgern waren die Moden weni-  
 ger wechselnd.

Der Kopf ist mit einem weißen Tuche ein-  
 gehüllt, welcher da fest anliegt, wo der Haarwuchs  
 aufhört. Darüber siehet man ein simples Kopf-  
 zeug, das in der Gegend der Kinnsbacken eine  
 Ausschweifung macht oder vom Kopfe abstehet,  
 und unter dem Kinn, von einem mit Edelgestei-  
 nen und schmalen buntfarbigen Bändern gezier-  
 ten goldenen Feste, zusammengehalten wird. Den  
 Busen deckt völlig ein weißer Kragen, dessen Ober-  
 theil, am Halse mit einer Kante, der Untertheil  
 aber mit einem breiten Saume versehen und in  
 der Mitte, wo er eine Halbscheid macht, mit einem  
 größeren Feste, vorbeschriebener Art, befestiget ist.  
 Das Kleid ist von schwarzer Farbe, hat eine gute  
 Taille, und kurze Ärmel, die sich über dem Ellen-  
 bogen enden, und mit kleinen Bändern gezieret  
 sind, welche sich auf dem hervorstechenden Hemde  
 auszeichnen, dessen Untertheil eine ziemlich große  
 Manschetten von Spitzen hat. Wo die Hand an-  
 gehet, erblickt man auf jeder Seite ein golde-

nes Armband, aus kleinen Ketten zusammengefezt, und mit einem Edelgesteine gezieret. Eine Hand hält eine Citrone und die andere stüzt sich auf ein stark mit Silber beschlagenes Gesangbuch, die Attribute einer ehrbaren Person."

So lange die Kurfürstin Louise lebte, trat

Auch bei den Männern bürgerte sich allmählich die französische Mode ein. Die geschmacklosen und kostbaren Perrücken, welche in Frankreich getragen wurden, kamen auch nach Berlin. Friedrich Wilhelm selbst nahm diese alberne Mode an; bei jeder feierlichen Gelegenheit schmückte er sich mit einer gewaltigen, gepuderten Allong-Perrücke. Sein starkes, braunes Haupthaar, welches er früher in langen Locken herabfallend getragen hatte, mußte der häßlichen französischen Mode weichen. Wie theuer diese war, geht wohl daraus hervor, daß die Rechnung des Leibschneiders für Pommade und Puder in einem einzigen Jahre 100 Thaler betrug.

Die Mode, Perrücken zu tragen, wurde bald so allgemein, daß am Ende der Regierung Friedrich Wilhelms jeder kurfürstliche Rath geglaubt hätte, seiner Würde etwas zu vergeben, wenn er sein schlichtes, natürliches Haar der Welt gezeigt hätte. Ueberhaupt Jeder, der als Mann von Würde und Ansehen gelten wollte, umgab sein Haupt mit einem Wust gepudertes Haare. Die Bürgermeister und Rathsherren folgten ebenfalls der Hofmode und so konnten denn schon im Jahre 1674 drei französische Perrückenmacher, welche sich in Berlin niedergelassen hatten, hier gute Geschäfte machen.

Am Schwersten fand die französische Mode Eingang in die deutsche Küche; die derben märkischen Magen wollten sich mit der leichten Kost der Franzosen nicht befreunden, eine kräftige Bier-suppe bildete noch immer den Hauptbestandtheil des Frühstücks und wenn auch Kaffee und Thee, sowie Chokolade als Luxusgetränke in Aufnahme kamen und bei keinem Feste fehlen durften, so waren sie doch noch nicht zum eigentlichen Volksbedürfnis geworden; der Thee wurde sogar mehr als eine Art Medizin betrachtet. Der kurfürstliche Leibarzt, Cornelius Bonteloe, der sich die Einführung dieses Getränks zur Aufgabe gemacht hatte und dafür von den Holländern ein Jahrgelohlt erhielt, pries es als ein Universalmittel gegen alle möglichen Krankheiten an.

Eine gesunde Hausmannskost mit großen Quantitäten Fleisch blieb am Hofe wie in den bürgerlichen Häusern noch lange Zeit die herrschende Sitte. Dafür zeugt auch der folgende uns aufbewahrte Küchenzettel für die kurfürstliche Mittagstafel: 1. Mandelsuppe. 2. Rindfleisch mit Meerrettig. 3. Hammelköpfe mit Braunkohl. 4. Hechte in Butter mit weißen Rüben. 5. Wilder Schweinstopf. 6. Kälberbraten. 7. Welschen Hahn gebraten. 8. Kalbduken-Salat. 9. Gehacktes vom Hammelbraten. 10. Schwarzes vom Schweine-Wildpret. 11. Frikassirt Kalbfleisch mit Limonen. 12. Weingemüse.

Ein Lieblingsgericht bildete das Wildpret, welches in ungeheurer Quantität verzehrt wurde; es kamen damals auch Thiere, welche heut nicht mehr als essbar gelten, auf die kurfürstliche Tafel, — dies ergibt sich aus einem Verzeichniß des Wildbedarfs derselben für das Jahr 1653 und 1654.

ware.

---

**Neuntes Kapitel.**

---

\*) Treibjagen in das Garn.



welche nicht gebethen, nicht einheimisch werden wollte.

Der geistigen Rohheit der Berliner widerstrebte der Kunstgenuß und dieselbe wurde genährt durch das Schauspiel blutiger Hinrichtungen, deren Zeuge das Volk von Berlin häufig genug war.

Die Hinrichtungen bildeten noch immer Volksfeste, die Menge drängte sich dazu und schaute mit wollüstigem Kitzel dem grauenhaften Schauspiel zu, welches ihr ein Gegenstand des höchsten Interesses war.

Wir besitzen die schriftlichen Notizen, welche ein Berliner Bürger, Namens Wendland, in den Jahren 1648—1707 aufgezeichnet hat, eine trockene Darstellung aller derjenigen Ereignisse, welche dem ehrsamem Bürger bedeutend und interessant vorkamen; sie haben nur einen geringen historischen Werth, geben uns aber ein Zeugniß für den Volksgeschmack. Von künstlerischen Bestrebungen ist nichts in den Notizen enthalten; dagegen berichtet Wendland treulich alle Mordthaten, alle Diebstähle, alle Nichtswürdigkeiten, welche zu seiner Zeit vorgekommen sind und erzählt besonders mit vieler Genauigkeit die Hinrichtungen. Dieser Theil seiner Aufzeichnungen ist unendlich reichhaltig.

Während der Regierungszeit des großen Kurfürsten kamen noch fast alle die früheren Hinrichtungsarten zur Ausführung. Von der Langen Brücke herab stürzte man die unglücklichen Weiber, die ein Kind der Schande getödtet hatten, in Säde genäht, ins Wasser oder enthauptete sie vor dem Rathhause. Die Mordbrenner wurden geköpft und dann verbrannt und eine solche Strafe traf, wovon uns Wendland zwei Beispiele erzählt, selbst Kinder von 15 Jahren; ein Knabe und ein Mädchen in diesem Alter wurden zu verschiedenen Zeiten in solcher Art hingerichtet, weil sie Feuer angelegt hatten.

Ein Adliger, der seine Ehegattin und ein mit einer Konkubine gezeugtes Kind ermordet hatte, wurde im Jahre 1656 gerädert, vor der Exekution aber zuerst vor der Stadt und dann am Rabensteine mit glühenden Zangen an beiden Brüsten gekniffen.

Mit einem gewissen Schauer berichtet uns Wendland, daß eine Frau, welche die Absicht gehabt habe, einen Mord zu begehen, am 12. Januar 1676 vor dem Berlinischen Rathhause enthauptet worden sei, daß man ihr nachher die Haut abgezogen und sie anatomirt habe. Die Idee der Anatomirung eines Leichnams erregte damals weit größeres Entsetzen, als eine Hinrichtung; sie erschien dem abergläubischen Volke wie eine grauenhafte Entweihung.

Jede Exekution wurde stets unter dem Zulauf einer großen Volksmenge vorgenommen. Wenn ein Soldat in der Breiten Straße Spießruthen laufen mußte, wogte vom Schloßplaz bis nach dem Cöllnischen Rathhause eine dicht gedrängte Menge von Zuschauern, welche sich an dem Anblick des nach jedem Ruthenschlage herabströmen-

Als das Ballhaus bei den um sich greifenden Befestigungen Berlins niedergerissen werden mußte, wurde ein neues im Lustgarten in der Nähe der Schloßbrücke gebaut.

Die einzigen Volksfeste, von denen uns aus jener Zeit berichtet wird, waren die Schützenfeste. Diese kamen nach und nach wieder in Gang, nachdem sie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges eingeschlafen waren. Die Schützengilde wurde aufs Neue ins Leben gerufen und das Königschießen zur Pfingstzeit auf dem Schützenplatze in der Lindenstraße wieder hergestellt.

Anfänglich war der Zulauf des Volks nicht groß, nach und nach aber begann das Fest wieder seinen früheren Charakter zu gewinnen. Die auf dem Wege nach dem Schützenhause belegenen Häuser wurden mit grünen Lauben ausgeschmückt, die große Wiese wimmelte wieder von fröhlichem Volk und die Buden, in denen Zinnsachen und andere Kleinigkeiten ausgebaut wurden, fanden wie früher freudigen Zulauf.

Auch um die Zeit des Christmarkts ging es lustig in Berlin zu. Auf dem Cölnischen Fischmarkte, wo derselbe abgehalten wurde, versammelte sich immer eine reiche Volksmenge.

Außer diesen der Bürgerschaft eigenthümlichen Festen hatte das Volk noch manchen Schaugenuß durch die Hoffeste und die feierlichen Einholungen des Kurfürsten, wenn derselbe von einem siegreichen Feldzuge nach Berlin zurückkam.

Solche Feste kamen indessen nicht häufig in Berlin vor. Im Großen und Ganzen war der Charakter der Zeit ernst und trübe. Der harmlose Frohsinn, welcher früher die Volksfeste belebt hatte, fehlte; dazu trugen wesentlich die religiösen Zwistigkeiten bei, welche zwar während des dreißigjährigen Krieges einigermaßen geschwiegen hatten, nach dem zurückkehrenden Frieden aber von Neuem wieder auflebten.

Lutheraner und Calvinisten wurden wieder zwei feindliche Parteien und die ersten waren um so aufgebracht gegen die Reformirten, als sie befürchteten, daß diese durch den Einfluß des Hofes zu immer größeren Rechten kommen, vielleicht sogar das lutherische Glaubensbekenntniß gänzlich in Berlin und der Mark Brandenburg unterdrücken würden.

Die Geistlichen donnerten und fluchten von den Kanzeln herab gegen alle Reformirten. Der Haß beider Parteien gegen einander wuchs von Jahr zu Jahr; die Geistlichen gingen so weit, daß sie jedes Mittel zur Schmähung ihrer Gegner benutzten. Im grauen Kloster wurde sogar im Jahre 1661 eine Komödie, „die Einsetzung des Abendmahls“ betitelt, aufgeführt, nach welcher das Abendmahl nach reformirtem Gebrauch auf dem Theater gehalten und durch schmählische Narrenspotten dem Gespötte des Pöbels preisgegeben wurde.

Der Rektor am Berlinschen Gymnasium, Johann Heintzelmann, schrie von der Kanzel der grauen Klosterskirche herab: „Wir verdammen

andern Thelle keine ungereimte und gottlose Behauptungen aufbürden, die von ihm nicht anerkannt, sondern nur durch Konsequenzmacherei aus seinen Dogmen abgeleitet würden. — So wollen wir hiermit abermals ernstlich anbefohlen haben, daß, wann jemand, er sei reformirt oder lutherisch, begehren wird, daß sein Kind ohne Exorcismus getauft werden möge, der deshalb angesprochene Prediger, ohne Erwartung ferneren Befehls, die Taufe also verrichten soll.“ Allen diesem Edikt entgegen handelnden Predigern ward Entsetzung von ihrem Amte und nach Bestinden härtere Strafe angedroht. Um sich ihres Gehorsams zu versichern, sollte jeder von ihnen durch Unterschrift eines Reverses sich ausdrücklich dazu anheischig machen.

Daß es mit der Toleranz Friedrich Wilhelms nicht gar zu wohl bestellt war, beweist wohl seine rücksichtslose Vertreibung solcher lutherischer Prediger, welche sich seinen Anordnungen nicht willenlos fügen wollten, sondern überzeugungstreu lieber ihre Stellen verließen, als von den Geboten ihres Glaubens wichen.

Zu den lutherischen Predigern, welche in Folge des sogenannten Toleranzedikts ihre Gemeinden verließen, gehörte auch der berühmte Dichter geistlicher Lieder, Paul Gerhardt, der 1666 aus Berlin wandern mußte, obgleich er von seiner geistlichen Gemeinde hoch geehrt und geliebt war und obgleich ihm selbst der Kurfürst seine Achtung nicht versagen konnte.

Ebenso wenig spricht für die Toleranz Friedrich Wilhelms der Befehl, daß der katholische Gottesdienst in seinen Staaten gänzlich unterdrückt werden solle. Eine Reihe von Befehlen zur unbedingten Innehaltung der vom Kurfürsten angeordneten Buß- und Bettage und die Bestrafung aller Derer, die nicht oft genug das Abendmahl nahmen, trugen denselben Charakter der Unbulsamkeit und nicht weniger auch sein mehrfach wiederholtes Edikt zur Aufrechthaltung einer strengen Sonntagsfeier, welche er durch harte Strafbestimmungen durchzuführen versuchte, obwohl sie dem Geiste des Volks ganz zuwider war.

„Nachdem Wir — heißt es in dem Edikt vom 22. Februar 1676 — nicht ohne sonderbares Leidwesen mehr und mehr vernehmen müssen, welcher Gestalt der Tag des Herrn auf vielfältige Art und Weise entheiligt und es fast dahin kommt, daß aus dem Sonntag ein Sündentag werde, dadurch aber der Zorn Gottes wider Land und Leute gerichtet wird, so haben Wir, solchem Unheil zu steuern, folgende Verordnung für nöthig befunden: Es wird verboten, Banquette und Hochzeiten anzustellen, die Krambuden, Schant-, Bier- und Weinhäuser zu öffnen, jedoch soll Reisenden und den Einwohnern das Nothdürftige verabfolgt werden. Die Offiziere der Thormachen sollen darauf halten, daß Niemand vor beendetem Gottesdienste vor die Thore spazieren gehe, sowie auch Lustreisen untersagt werden.“

Friedrich Wilhelm zeigte bei allen Gelegen-

Zauberern, Wehrwölfen, Kobolden und Unholden und Jeder glaubte andächtig daran; ja, der Vernünftige, der es gewagt hätte, einen Zweifel an solchen Märchen laut zu äußern, würde in den Verdacht, daß er sich selbst der Zauberei schuldig mache, gekommen sein.

Die Chroniken sind voll von Erzählungen, welche mit der größten Naivetät uns die seltsamsten, verrücktesten Märchen als Wahrheit aufstischen. Wir greifen einige dieser Spukgeschichten aus der großen Masse als vorzüglich charakteristisch heraus.

Die schon oft von uns erwähnte Chronik von Möller erzählt uns:

„In diesem Jahre (1670) fuhr ein Bauer von Hönau in der Mark Brandenburg mit etlichen Scheffeln Gerste des Mittags umb 11 Uhr aus Berlin. Vor der Stadt aber blieben seine Pferde auf der Brücken stehen und konnte Er Sie weder mit Worten noch Streichen von der Stelle bringen. Indeh erkiehet der Bauer auf seinem Wagen ein großes altes und häßliches Weib, mit feurigen Augen, daß redete Ihn an und sprach: „Was siehst Du Dich lange umb? Fahre fort, denn ich bin müde und habe Dir lange nachgeehlet.“

Der Bauer antwortete ganz erschrocken: „Soll ich Dich noch mitführen, da Du doch siehest, daß die Pferde so nicht fort wollen.“

Das Weib sagte: „Gib mir die Peitsche und setze Dich auf den Wagen, ich will sie schon fortbringen.“

Der Bauer faßte endlich ein Herz und sprach: „Ich bin durch Gottes Gnaden diesen Weg manch mahl gefahren und will ihn auch dieses mahl ohne Deine Hülffe vollenden“ und hierauf fing Er an zu singen: „Eine feste Burg ist unser Gott!“

Das Weib hub dagegen an, Gott und seinen Sohn zu lästern und wolte auch den Bauer dazu bereden, rückte Ihm bey seiner Frömmigkeit seine Armuth vor, Er sollte Ihr folgen, Sie wolte Ihn Geld genug geben, wies Ihn auch dessen einen ganzen Scheffel voll. Wie das Weib aber die Schürze aufhub, wurde der Bauer der häßlichen Gestalt recht gewahr, darüber erschrad Er noch mehr und sagte: „Wiltu fahren, so fahre mit in Jesus Nahmen!“ Damit verschwand das Weib und der Bauer fuhr nach Hause.“

Je toller solche Märchen waren, je lieber wurden sie geglaubt.

Georg Ehrenreich von Burgsdorf theilte einst in einem Schreiben vom 2. April 1646 dem Obersten Konrad von Burgsdorff eine seltsame Geschichte mit, welche er selbst erlebt haben wollte und welche allgemein Glauben fand. Er schreibt etwa: — Am verwichenen lezten Osterfeiertag hat der Major Holsten Ihre Majestät die Königin (von Schweden) in seiner Wohnung bewirthe. — Als nun die Tafel bald aufgehoben werden sollte, bin ich mit Ihro Majestät, welcher es in der kleinen Stube zu heiß gewesen, hinaus auf den Hof gegangen. Indem entsteht in der Stube

## Zehntes Kapitel.

Gespenstermärchen. — Der Bauer von Hönau. — Der Schmutzteufel in Küstrin. — Erscheinungen der weißen Frau im Berliner Schloß. — Friedrich Wilhelms Gespensterglauben. — Goldmacherei. — Kunkel. — Hexen und Hexenmeister. — Der Hexensabbath. — Der Hexenprozeß.

Gespenstermärchen und Teufelspud aller Art bildeten nach dem dreißigjährigen Kriege die beliebtesten Abendunterhaltungen der Berliner. Vornehm und Vering, Jung und Alt fand ein schauerliches Vergnügen an Erzählungen von Hexen und

über der Tafel ein übler Geruch, von dem Niemand weiß, wo er herkommt. Die Frauenzimmer sehen eine die andere an, da finden sie, wie auch die Kavaliere, auf ihren Kleidern und Rabatten große Flecke (salva venia) von Menschenkot, worüber sie sich schämen und säubern lassen. Es hilft aber nichts, sondern je mehr sie wünschen, je mehr empfangen sie, worüber Ihre Majestät wieder in die Stube kommen und den übeln Geruch wahrnehmen, so gehen sie alsbald zum Herrn Fesselia herum, wohin die Frauenzimmer und die Kavaliere auch folgen, aber auch da können sie vor solchem Unflath nicht sicher bleiben und als man zuflieht, findet sich eine alte Hexe vor der Thüre. Sobald diese hinweg gejagt wurde, verging auch der Unflath ic.

Auch von der weißen Frau wurde viel erzählt, sie sollte sich wieder bei den verschiedensten Gelegenheiten gezeigt haben, mitunter sogar bei hellem Tage und dafür traten scheinbar glaubwürdige Zeugen auf; so der Hofprediger Brunsenius, welcher erzählt:

„Einige Wochen zuvor, als des Churfürsten Gemahlin Luise Henriette gestorben und beide Churfürstliche Personen bald schlafen gehen wollten, dannenhero die Kammerfrauen zum Schlafgemach eilen, das Bett und anderes in Ordnung zu bringen, wird die verwittwete Rätthin Martizin sammt ihrer Nebenkammerfrau gewahr beim Hereintritt in das Schlafgemach, daß eine in Weiß gekleidete Person bei der Churfürstin Tisch sitzt, als ob sie schriebe; die Kammerfrauen entsetzen sich, fassen sich aber wieder und zeigen es der Churfürstin an, welche es also für wahr befindet, die weiße Frau aber stehet auf und machet ihren Reverenz und kommt ihnen aus den Augen. Als die Churfürstin wieder zu ihrem Gemahl in das andere Zimmer gekommen, hat sie den ganzen Handel demselben erzählt, der es denn übel aufgenommen, daß man ihn nicht auch herzugelassen, indem er gleichfalls begierig sei, solche weiße Frau zu sehen.“

Brunsenius selbst wollte ebenfalls die Erscheinung der weißen Frau gesehen haben. Es wird darüber berichtet:

„Als bemeldeter Theologus an einem Sonntage zu Hofe gekommen, um bei den anwesenden Fürstlichen Personen des Hauses den Gottesdienst zu verrichten, und er gewahrt worden, daß er sich in der Zeit geirret und zu früh kommen, ist ihm eingefallen, indessen bei der Markgräfin Ludwigin, geborene Prinzessin von Radzivil, bei welcher er insonderheit wohl angesehen, einzusprechen. Als er nun die Windelstiege bald halb zu Ende und bis nahe an die Gallerie gekommen, so zu der Prinzessin Apartement führete, ward er gar eigentlich gewahrt, daß eine nach alter Weise in weißem Trauerschleier gekleidete Person aus der Prinzessin Antichambre kommt, die Gallerie lang hinab und in eine fast am Ende der Gallerie zur Seite gelegene Kammer eintritt. Als gedachter Hofprediger, nach vollbrachtem Gottesdienst und ein-

genommener Mahlzeit bei Hofe, nach Hause kommen und die Sachen nachgedacht, fällt ihm ein, ob es auch die bei Hofe gerühmte weiße Frau möchte gewesen sein, notret derschalten den ganzen Handel nebst Tag und Stunde. Ueber ein Jahr am selben Tage, da es jährlich gewesen, daß gedachtem Hofprediger die weiße Frau sich sehen lassen, ist Kurfürst Friedrich Wilhelm zu Potsdam gestorben, worauf denn und nicht eher derselbe diese seine Begegniß bekannt gemacht.“

Friedrich Wilhelm glaubte an alle diese Gespenstermärchen; sein sonst so klarer Verstand vermochte doch das Dunkel des Aberglaubens nicht zu durchdringen. Er stand in dieser Beziehung vollkommen innerhalb seiner Zeit, während er sonst derselben vorauszuweichen trachtete.

Wie die meisten Fürsten seines Jahrhunderts war er bestrebt, den Stein der Weisen zu finden, Gold zu machen, um mit dem gewonnenen Reichtum seine gewaltigen Kriegs- und anderen Ausgaben bestreiten zu können. Er hielt dazu ein eigenes Laboratorium, zuerst in Köpnic, später in Berlin, in welchem jährlich Tausende von Thalern in vergeblichen Forschungen nach Gold durch die Essen gequalmt wurden.

Der berühmteste von den Alchymisten, welche im Dienste des Kurfürsten standen, war sein heimlicher Kammerdiener Kunkel, dem er die Oberaufsicht über sein Laboratorium anvertraut hatte. Kunkel war ein tüchtiger Chemiker, ein gewiegter Kaufmann und talentvoller Fabrikant, der bei seinen alchymistischen Forschungen Gold genug machte, wenn auch freilich in anderer Form. Er hatte ein schönes Rubinglas erfunden und benutzte diese Erfindung, um ein bedeutendes Geschäft mit Krystallgläsern zu machen.

Kunkel stand beim Kurfürsten in großem Ansehen. Dieser hatte ihm den Pfauenwerder, welcher früher den Namen Rantchenwerder geführt hatte und später den der Pfaueninsel bekommen hat; zum Geschenk gemacht, um dort ebenfalls ein Laboratorium und eine Glashütte anzulegen.

Nach dem Tode des Kurfürsten fand sich, daß Kunkel ganz bedeutende Summen verbraucht hatte, über welche er keine Rechenschaft abzulegen vermochte; die gerichtlichen Akten gaben 27,084 Thaler an. Kunkel behauptete, diese Summe von dem verstorbenen Kurfürsten mit dem mündlichen Befehl zur Verwendung erhalten zu haben, ohne für dieselbe irgendwie verantwortlich zu sein. Er habe oft sogar den Kurfürsten gewarnt, so ohne Weiteres über die Gelder zu den alchymistischen Versuchen zu disponiren und ihm gesagt, der Rentmeister würde wohl ein böses Gesicht machen, wenn er die erhaltene Anweisung auszahlen müsse; darauf aber habe ihm, wie uns König erzählt, der Kurfürst folgende charakteristische Antwort gegeben:

„Darum dürft ihr euch nicht bekümmern, ich frage niemand darum, was ich haben wil, muß geschehen; ich bin nicht so wie u. s. w.; ich habe allezeit so viel in meiner Schatzule, daß ich der

keinen darf umfragen, ich Spiele ist nicht sonderlich mehr, habe aber öfter 1000 Thaler auf einmal verpiehlt, auch wohl zur Lust sowohl in die Luft fliegen lassen, So kann ich auch zu meinem Vergnügen an allerhandt Wissenschaften auch was wenden, und darf mir niemandt einreden, was ich duhn und lassen wil."

Inwieweit die Auslassungen des Alchymisten ihre Richtigkeit hatten, läßt sich heut nicht mehr bestimmen, aus dem Prozesse kam indessen nicht viel heraus. Kunkel blieb noch zwei Jahre nach des Kurfürsten Tode in Berlin, dann wandte er sich nach Stockholm und wurde hier von dem König Karl XI. unter dem Namen von Löwenstern für seine Verdienste um das Bergwesen geadelt. Er kehrte später wieder nach Berlin zurück und starb hier im Jahre 1702, 73 Jahre alt. Seine alchymistischen Forschungen haben der Wissenschaft durch die Entdeckung des Phosphors reiche Früchte getragen.

Der Wunsch, den Stein der Weisen zu finden und durch denselben Gold zu machen, war ein Aberglaube, aber ein ziemlich unschädlicher Aberglaube im Verhältniß zu dem Hexenglauben des Kurfürsten, der traurige Folgen hatte und viele unschuldige Menschen einem qualvollen Tode überlieferte.

Gerade unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Großen war die Marz und auch Berlin der Schauplatz zahlreicher Hinrichtungen von Zauberern und Hexen; denn der große Kurfürst begünstigte den Hexenprozeß, er erließ sogar im Jahre 1679 eine Verordnung, in welcher er ausdrücklich befahl, alle Hexen zur gerechten Strafe zu ziehen.

Der Bürger Wendland berichtet uns mehrere derartige Exekutionen, von denen wir hier nur eine erwähnen wollen, weil mit derselben zugleich ein anderer Aberglaube verbunden war. Im Juli 1654 wurde nach Wendlands Auslassung „auf dem Rabenstein vor dem Sanct Jürgenthor ein alter Hexenmeister von Jossen enthauptet, von Meister Gottfriedem. Sein Blut ward in einem neuen Topf aufgefangen, welches einer, so mit einem schweren Gebrechen beladen, warm austrank und nachmals im Felde herumließ“.

Wir haben im Laufe unserer Erzählung des Hexenprocesses schon mehrfach gedacht, glauben aber hier eine genauere Schilderung desselben einfließen zu müssen, um unsern Lesern das Bild der Sittengeschichte der Zeit zu vervollständigen.

Der Glaube an Hexen und Zauberer war während des ganzen Mittelalters beim Volke ein tief eingewurzelter und schon in frühern Jahrhunderten kamen Verfolgungen wegen Hexerei in allen deutschen Ländern und Städten vor, sie dauerten bis in die neuere Zeit hinein.

Die Hexen und Hexenmeister — so erzählte man sich — schlossen mit dem Teufel einen Kontrakt, durch welchen sie demselben ihre Seele verkauften, sich dem Bösen dienstbar machten,

dafür aber von ihm mit übernatürlichen Kräften begabt wurden. Er gab ihnen das Rezept zu einer Salbe, bestehend aus dem Fett ungetaufter Kinder, Wolfswurzeln und andern dergleichen Ingredienzien. Wenn sie diese bereitet hatten und sich mit derselben einriebem, dann erhielten sie die Kraft, auf einer Dfengabel, einem Besenstiel einem Strohwiß 2c. durch die Luft zu reiten, um in bestimmten Nächten des Jahres das Teufelsfest, den Herensabbath, zu feiern.

Jedes deutsche Land hatte einen eigenen Ort für die Zusammenkünfte der Hexen und Hexenmeister. In der Marz Brandenburg glaubte man, daß der Bloßberg im Harz dazu diene.

Der Herensabbath war ein großartiges Fest; da erschien der Teufel meist in der Gestalt eines gewaltigen, majestätischen Mannes, der auf einem mit Gold verzierten Throne von Ebenholz saß, eine Krone auf dem Haupte hielt, welche von seinen Hörnern, einem auf der Stirn und zwei am Hinterkopfe, gehalten wurde. Von dem Stirnhorn aus ging ein glänzender Schein, der heller strahlte als der Mond; in gleichem Lichte erglänzten auch seine runden Eulenaugen.

Schön war Satanas nicht; nur seine obere Gestalt glich der menschlichen, die untere der eines Bodes. Seine Finger trugen Krallen, von seinen Füßen war einer ein Pferdefuß; ein Ziegenbart und ein langer Schwanz, der bis zur Erde herabhäng, vollendeten das keineswegs liebliche Bild. Trotzdem aber war Satanas der Liebling der Hexen. Wenn diese gegen 9 Uhr Abends sich auf Bloßberg versammelten dann umtanzten sie den Teufel, beteten ihn an und erwiesen ihm die widerlichsten Liebkosungen.

Nach diesem Tanz ging ein herrliches Leben auf dem Bloßberg an; da wurde geschmauft an den Tafeln, die der satanische Wirth seinen Lieblingen bereitet hatte, da überließen sich die Hexen und Hexenmeister den wütesten sinnlichen Freuden und nach dem Feste saßen Alle auf ihren Besenstielen wieder nach Haus, die Hexen zum Schornstein ihrer Wohnungen hinein, um ermattet auf ihr Lager zu sinken.

Die Gemeinschaft mit dem Satan wurde natürlich von der Kirche als ein todeswürdiges Verbrechen bezeichnet, sie war nichts anderes als Kezerei und die Inquisition mußte sich daher des Hexenprocesses annehmen.

Der Paps Innocenz VIII. schmachvollen Andenkens, hat durch seine berüchtigte Bulle vom 5. Dezember 1484 die Hexenverfolgungen in Deutschland organisiert. Er befahl den beiden Kezernmeistern und Professoren der Theologie, Heinrich Institor und Jakob Sprenger, gegen alle diejenigen Personen, weß Ranges und Standes sie auch sein mochten, welche der Hexerei schuldig wären, das Amt der Inquisition zu vollziehen.

Sprenger ging mit einer großen Gründlichkeit zu Werke. Er schrieb ein bedeutendes Buch, „der Hexenhammer“ genannt, in welchem er die Arten der gebräuchlichen Zaubererei auf das Genaueste

darstellte und den geistlichen und weltlichen Richtern eine Anleitung gab, wie sie beim Hexenproceß zu verfahren hätten.

Es begann nun eine systematische Verfolgung aller derjenigen Männer und Frauen, welche irgendwie der Hexerei verdächtig waren, eine Verfolgung, welche bald die großartigsten Umriffe gewann.

Die Inquisition gegen die Keger hatte in Deutschland keinen rechten Boden gewinnen können; eine um so größere Bedeutung aber gewann der Hexenproceß. Das Land der Intelligenz und der Denker wurde die Pflanzstätte einer wahrhaft furchtbaren Verfolgung gegen viele, viele Tausende von unglücklichen Weibern und Männern, und diese Verfolgungen hörten nicht auf, als die Reformation ein neues Glaubenslicht anzündete; denn dieses verbreitete sich nicht über den Aberglauben der Zeit. Luther konnte einen Kampf gegen denselben nicht beginnen, denn er selbst war, wie seine Zeitgenossen, im Hexenglauben befangen.

Der Hexenproceß gewann sogar nach der Reformation ein neues Leben; im dreißigjährigen Kriege wurde er mit verdoppelter Wuth fortgeführt und erst dem 18. Jahrhundert war es vorbehalten, ihn zu beenden.

Der Hexenproceß war ein Ausnahmeproceß, bei dem die sonst üblichen Gerichtsformen außer Acht gelassen werden durften. Auf den geringsten Verdacht hin konnte der Proceß eingeleitet werden. Da schützte weder Alter noch Geschlecht. Vornehm und Gering, Jung und Alt, Weiber und Männer waren gleich sehr dem Verdacht der Hexerei unterworfen und oft genug traf derselbe den Reichen eher als den Armen, weil die Verurtheilung wegen Hexerei den Verlust der Güter mit sich führte, von denen zwei Drittel der Grundherr, ein Drittel der Gerichtshof erhielt. Viele Fürsten Deutschlands ließen sich bereitwillig finden, den Hexenproceß in ihren Staaten einzuführen, als ein Mittel, bedeutende Geldsummen für sich zu erwerben und die Richter waren zur Verurtheilung schon um deshalb um so mehr geneigt, weil ihr Vortheil dabei mitspielte.

Wir lesen mit tiefem Grauen die Berichte über die Hexenproceße, welche im 16. und 17. Jahrhundert in Deutschland Tausende von Menschen dahintrastten.

In den Verdacht der Hexerei kam leicht Jeder, der in irgend einer Weise sich auszeichnete; besonders aber waren die Frauen einem solchen Verdacht ausgesetzt. Mißrieth irgendwo das Getreide, dann waren sicher die Hexen daran schuld; jede Feuers- und Wassersnoth, jede Krankheit war ein Resultat der Hexerei. Führte ein Weib einen unsittlichen Lebenswandel, so war sie eine Hexe, zeichnete sie sich durch unüberwindliche Jugend aus, so hatte sie sicher im Geheimen einen Bund mit dem Satan geschlossen; war sie verwandt mit irgend einer der Hexerei verdächtigen Person, dann fiel auf sie selbst der Verdacht.

fel, zwischen denen das Bein oft bis zum Drehen der Knochen gedrückt wurde.

Eine fürchterliche Marter war die Expanfion. Die Hexen wurden mit auf dem Rücken gebundenen Händen durch ein an diese geknüpftcs Seil in die Höhe gezogen, bis die Arme verrenkt über dem Kopfe standen. So ließ man die Unglücklichen frei in der Luft schweben und peinigte sie während dieser Zeit noch durch andere Martern. Man ließ sie plötzlich fallen und zog sie wieder in die Höhe, man hängte ihnen Gewichte von einer Schwere bis zu 50 Pfund an die große Zehe, begoß sie mit Brantwein und entzündete diesen, band ihnen auch wohl brennende Schwefelsäben um die Glieder.

Die Folter sollte dem Geseze nach nicht länger als eine Viertelstunde dauern, oft aber wurde sie während vieler Stunden fortgesetzt, bis endlich die Gcpeinigten unter den gräßlichsten Schmerzen gestanden, was man von ihnen wissen wollte.

War das Geständniß da und wurde es nicht widerrufen, so erfolgte die Verurtheilung stets zum Tode. Wurde es widerrufen, so begann eine neue Folterung, eine noch schärfere, als die frühere war; nur in höchst seltenen Fällen hatten die Angeklagten die Kraft, bei ihrer Erklärung, daß sie unschuldig seien, zu bleiben, um dann mit verrenkten und zerbrochenen Gliedmaßen als elende Krüppel ohne Entschädigung aus den Gefängnissen entlassen zu werden.

Der Hexenprozeß erreichte gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Deutschland eine Ausdehnung, wie in keinem andern Lande Europas. Die Zahlen, welche uns aus den verschiedenen deutschen Ländern über Hexenverbrennungen mitgetheilt werden, sind wahrhaft erschreckend, um so mehr, wenn wir bedenken, daß sie bei Weitem die Wirklichkeit nicht erreichen, daß nur ein unverhältnißmäßig kleiner Theil der wirklich Hingerichteten der Nachwelt bekannt geworden ist.

Der Hexenrichter von Fulda, Balthasar Voss, rühmte sich, daß er allein 700 Personen beiderlei Geschlechts habe verbrennen lassen und daß er hoffe, das Tausend voll zu machen. In zehn Jahren — von 1640—1650 — wurden allein nach den vorliegenden Urkunden in der Grafschaft Neisse 242 Hexen verbrannt, zu denen Kinder bis zu 6 Jahren gehörten und wir dürfen annehmen, daß die Zahl der Verbrennungen mindestens 1000 erreicht hat. An einem Tage ließ ein Herr von Raupow in Holstein 18 Hexen verbrennen. Solche Zahlen könnten wir noch viele nennen und es ergiebt sich aus denselben, daß im Laufe eines Jahrhunderts in Deutschland mindestens 100,000 Menschen den grauenhaftesten Prozeßcn zum Opfer gefallen sind.

In der Mark Brandenburg fand, zur Ehre der Märter sei es gesagt, der Hexenprozeß niemals die Ausdehnung, welche er fast in allen übrigen Ländern Deutschlands gewann; hier kam er immer nur vereinzelt vor, und auch nach der Reformation, wo die Verbrennungen sich vermehr-

ten, und selbst unter der Regierung des großen Kurfürsten findet sich niemals eine derartige Hexenverbrennung in Masse.

Der Verlauf des Prozeßes war ganz dem im übrigen Deutschland ähnlich. Der um die märkische Geschichte so verdienstvolle Forscher Nibel theilt uns im zweiten Bande der „märkischen Forschungen“ die altcnmäßige Geschichte eines im Jahre 1667 bei dem Amtsgericht zu Neustadt a. d. Dosse geführten Hexenprozeßes mit, welche uns ein überaus klares und anschauliches Bild eines solchen Prozeßes gewährt. Mit Grauen und mit Kühlung lesen wir die einfache, klare Schilderung, die Aussagen der unglücklichen Angeklagten, welche überall so unwiderleglich den Stempel der Unschuld trugen, daß wir kaum begreifen, wie ein mit Vernunft begabtes Wesen noch einen Augenblick in Zweifel bleiben konnte, und dennoch ward die Angeklagte verurtheilt.

Von einem halb wahnfinnigen Frauenzimmer, Maria Schröder, war eine Bäuerin, Maria Müller, der Hexerei beschuldigt; es wurde ihr der Prozeß gemacht. Die Anklägerin starb während der Untersuchung; trotzdem aber wurde der Prozeß fortgesetzt. Die Müller leugnete alle ihr zur Last gelegten wahnfinnigen Beschuldigungen. Sie wurde deshalb auf besondern Befehl der Juristen-Fakultät zu Helmstädt, nachdem sie zwei Jahre im Amtskerkcr zugebracht hatte, der Folter unterworfen. Es wurde uns zu weit führen, wollten wir unsern Lesern den ganzen merkwürdigen Prozeß mittheilen, nur das Protokoll über die Folterung möge hier seine Stelle finden:

„Als nun die Maria Müller die Wahrheit nicht hat bekennen wollen, ist sie an den zur Tortur bestimmten Ort hingeführt. Hier ist ihr der Scharfrichter vorgestellt und ist sie durch die zur peinlichen Frage gehörigen Instrumente terrirt, auch nochmals vermahnt, sie mögte bekennen und sich selbst keine Marter verursachen. Da die Müller aber bei ihrer frühern Hartnäckigkeit verblieben und der Wahrheit fortwährend verhalten, so ist dem Scharfrichter aufgegeben, an ihr zu vollstrecken, was das Urtheil im Munde führe. Das Urtheil wurde hierauf nochmals verlesen. Der Scharfrichter machte hierauf den Anfang mit der Bindung. Hiernächst that er ihr die spanischen Stiefel an. Es schien aber, als wenn sie die Schmerzen wenig fühlte. Sie klagte nicht, sondern rief nur zu Gott:

„Ach Gott, Du frommer Gott, die Thaten habe ich nicht an mir. Ich bin ein Gotteskind. Ich wollte Gott, daß Maria Schröder nur noch lebte.“

Weil nun Inquifitin nach diesen Martern noch zu keinem Bekenntniß sich hat erklären wollen, ist sie auf die Folter gelegt und ihr ein Instrument, welches der Scharfrichter den gespedten Hasen genennet, unter den Rücken gethan und darüber angezogen. In der Folge hat der Scharfrichter noch ein Instrument, welches er die Bratwurst genennet, an ihr gebraucht. Als daburch



ihre Schmerzen vergrößert waren, rief sie: „Gott mit Deinen heiligen Engeln komme und rette mich, ja vom hohem Himmel Gott, komme mit Deiner Gnade.“

Als sie nun vernahmt wurde, sie solle nur erklären, daß sie bekennen und die Wahrheit aussagen wolle, so solle sie der Marter entlassen werden; so hat sie angefangen, ja, was sie denn aussagen solle. Man hat ihr geantwortet, das müsse sie wissen, sie sollte nur die Wahrheit zu sagen erklären, so sollte sie der Marter entlassen werden, und brauche sie auf der Tortur nicht zu bekennen. Bald hernach rief sie laut: „Ich bin eine Hexe, kann zaubern, habe Alles gethan, worüber ich gefragt bin.“

Dann fing sie aber wieder an: „Ach ich weiß ja Nichts — ich weiß ja nichts zu sagen.“

Sie wollte noch etwas sagen, konnte aber nichts herausbringen, sondern es war, als wäre ihre Zunge gelähmt. Sie wurde daher noch fortwährend auf der Tortur behalten, bis sie endlich wieder anfang, man möge sie doch nur von der Folterbank lassen, sie wolle Alles bekennen. Sie wurde nun herabgenommen, nachdem sie nach Ausweis des Stundenglases, welches beim Anfang der Tortur umgekehrt war, volle Sieben vier-tel Stunden auf der Marter gewesen.“

Jetzt bekannte die Angeklagte Alles, was man von ihr wissen wollte, alle die wahnsinnigen Beschuldigungen, welche gegen sie vorgebracht worden waren und sie sagte auch auf andere Heren aus, welche mit ihr gleich schuldig sein sollten. Kaum aber in den Kerker zurückgeführt, widerrief sie ihre Geständnisse und wurde nun einer zweiten Folterung unterworfen. Diese hatte abermals den gewünschten Erfolg; sie gestand von Neuem, wurde zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Ueber die Herenprozeße, welche in Berlin geführt worden sind, liegen uns gleich detaillirte Nachrichten nicht vor. Wir wissen nur, daß auch hier die Folter nicht gespart wurde und dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß die überall in Deutschland übliche Prozeßführung auch in unserer Stadt zur Anwendung gekommen sei.

## Elftes Kapitel.

Familienleben Friedrich Wilhelms. — Glückliche Ehe mit Louise Henriette. — Zweite Heirath. — Die Kurfürstin Dorothea. — Ihre Unbeliebtheit. — Ihr Uebertritt zur reformirten Konfession. — Der Verdacht der Giftmischeri. — Tod des Prinzen Karl Emil. — Flucht des Kurprinzen. — Das Testament des großen Kurfürsten. — Plötzliche Todesfälle in der kurfürstlichen Familie. — Hofintriguen. — Tod des Kurfürsten.

Wir haben in den vorstehenden Kapiteln den Versuch gemacht, ein Bild des gesellschaftlichen Lebens und der Entwicklung Berlins während der Regierung des großen Kurfürsten zu geben.

Wir wollen diese Abtheilung beschließen mit einer kurzen Schilderung des Familienlebens Friedrich Wilhelms.

Seine erste Ehe mit Louise Henriette war eine höchst glückliche. Beide Gatten hatten gemeinschaftliche Neigungen; auch Louise Henriette hing der religiösen Schwärmerei an, welche aus einem wahrhaft frommen Gemüth entsprossen war. Sie liebte ihren Gatten auf's Innigste und suchte ihm das Leben durch ihr mildes, freundliches Wesen zu erheitern. An allen seinen Plänen für die Verschönerung der Stadt Berlin, für die Hebung des Handwerks und Landbaues in der Residenz nahm sie einen lebendigen und thätigen Antheil; sie begleitete den Kurfürsten auf seinen Feldzügen und stand ihm mit Rath zur Seite auch in den schwierigsten Staatsangelegenheiten, denn ihr feiner klarer Verstand traf selbst in den verworrensten diplomatischen Verhandlungen leicht das Richtige.

Ihr milder, weiblicher Sinn besänftigte häufig die Härte Friedrich Wilhelms und sie hat wesentlich dazu beigetragen, seine bis zur Grausamkeit gehende Strenge oftmals zu mildern. Ihren Kindern war sie eine zärtlich liebende Mutter. 5 Söhne und 1 Tochter waren ihrer Ehe entsprossen; 2 Söhne und die Tochter starben als Kinder, 3 Söhne aber, Karl Emil, Friedrich und Ludwig, überlebten die Mutter.

Die Erziehung, welche Friedrich Wilhelm seinen Prinzen im Einverständnis mit seiner Gemahlin geben ließ, war vortrefflich. Ein würdiger Mann, der Minister Otto v. Schwerin, leitete die Erziehung der Prinzen Karl Emil und Friedrich.

Nach zwanzigjähriger glücklicher Ehe erkrankte Louise Henriette im Jahre 1667.

Es war großes Wehklagen in Berlin, als das Volk hörte, daß die Kurfürstin schwer, ja hoffnungslos darnieder liege. Während ihrer ganzen Krankheit betete das Volk in den Kirchen; auch der Kurfürst selbst irrte in namenloser Angst in den Gemächern seines Schlosses umher und charakteristisch für seine Anschauungen ist es, daß er glaubte, durch ein Gelübde Gott erweichen zu können: er versprach die Begründung eines Armenhauses, wenn seine Gattin genesen würde.

Das Armenhaus ist nicht zur Ausführung gekommen, denn das Gelübde war fruchtlos. Am 28. Juni 1667 neuen Stils starb die Kurfürstin. Sie wurde feierlich, mit der Aufbietung der höchsten Pracht zu Grabe getragen; würdiger aber der Dahingeschiedenen als der pomphafte Aufzug waren die Thränen, welche ihr das Volk Berlins nachweinte.

Friedrich Wilhelm fühlte einen tiefen Schmerz über den Verlust seiner geliebten Gattin. Oft stand er vor ihrem Bilde und wenn er aus einer Sitzung des geheimen Raths kam, dann betrachtete er dasselbe lange und rief wehmüthig aus: „O Louise, Louise! Wie sehr vermisse ich Deinen Rath!“

Die Zeit künftigt jeden Schmerz, am Schnellsten stillt ihn ein thatenreiches Leben. Friedrich Wilhelm war noch ein vollkräftiger Mann, der einer Lebensgefährtin bedurfte und so sehen wir denn auch schon nach einem Jahre eine zweite Gattin, Dorothea, an seiner Seite.

Es würde wohl für jede Prinzessin schwierig gewesen sein, die Nachfolgerin der vom Volke angebeteten Louise Henriette zu werden, für Dorothea aber war es doppelt schwer; denn ihr ging kein guter Ruf voraus nach der Residenz. Man erzählte von ihr, sie sei unschön, stolz, rachsüchtig, jähzornig, herrschbegierig und geizig. Die Berliner waren daher höchst unzufrieden mit der Wahl, welche Friedrich Wilhelm getroffen hatte und Dorothea war unbeliebt, ehe sie noch mit einem Fuß die Hauptstadt der Mark Brandenburg betreten hatte.

Ihr Einzug glich mehr einem Leichenbegängniß, als dem Jubelzuge, mit dem sonst die Gemahlinnen der Regenten vom Volke begrüßt zu werden pflegen. Nur finstere Gesichter empfingen sie, kein Zeichen der Freude, kein Zeichen der Liebe. Wenn hier und da ein besoldeter Schreier ein Lebehoch ertönen ließ, so verhallte es in dem allgemeinen Schweigen bald und am Abend gab es in den Trinkstuben scharfe Reden, so scharf, wie sie die Berliner niemals geführt hatten.

Dorothea hat diesen Einzug nie vergessen. Die Berliner waren ihr zuwider; am Liebsten wohnte sie in Potsdam oder begleitete ihren Gemahl auf Reisen.

Sie war eine kluge, energische Frau, welche es verstand, den Schwächen ihres Gatten zu schmeicheln und welche dadurch bald einen großen Einfluß auf ihn gewann. Der Kriegsheld wurde fast zum Pantoffelhelden, er, der sich stets gerühmt hatte, nur seinem eigenen Willen zu folgen, der selbst seinen Ministern nur einen Rath gestattete, gehorchte fortan dem Willen eines räuelsüchtigen Weibes.

War Dorothea unbeliebt, als sie in Berlin einzog, so wurde sie verhaßt, nachdem das Volk sie näher kennen gelernt hatte. Ihr Eigennuß, ihre Sucht, Geld zusammen zu scharren, gaben den Berlinern zu den gerechtesten Klagen Veranlassung. Sie zeigte ihren Geiz am Klarsten in der Bewirthschaftung der ihr vom Kurfürsten geschenkten Güter. Auf dem Vorwerk vor dem Spandauer Thore errichtete sie ein Wein- und Bierhaus, in welchem die fremden Fuhrleute abstiegen und wo jeder Säuser willkommen war, wenn er nur viel verzehrte. Vergeblich klagten Rath und Bürgerchaft, daß die Errichtung einer solchen Wirthschaft den Privilegien der Stadt entgegen sei, daß sie unmöglich die schwere Bier- Accise erlegen könnten, wenn die Kurfürstin selbst, die keine Steuer zu zahlen habe, ihnen Konkurrenz mache; vergeblich wiesen sie darauf hin, daß der Betrieb eines solchen Gewerbes doch wohl der Gemahlin des Herrschers nicht würdig sei, Friedrich Wilhelm half den gerechten Klagen nicht

ab; denn er hatte nicht die Kraft, seiner Gemahlin zu widerstehen.

Nicht weniger widerwärtig war den Berlinern der Uebertritt Dorotheens von der lutherischen zur reformirten Religion. Niemand würde es dem Kurfürsten verdacht haben, wenn er sich eine Gattin seines eigenen Bekenntnisses gewählt hätte; daß aber Dorothea dem Luthertum entsagte und dem verhaßten Calvinismus sich zuneigte, das konnten ihr die Berliner niemals verzeihen; einer Fürstin, welche die Religion wie ein Kleid wechselte, traute sie alles Böse zu.

Die eigennütige Fürstin, so erzählte man in Berlin, sei eine pflichtvergessene Stiefmutter, welche sogar ihren Stieföhnen nach dem Leben trachte, um den eigenen Kindern die Erbschaft zu gewinnen. Anfangs flüsterte man derartige Beschuldigungen leise, dann wurden sie lauter ausgesprochen und endlich in allen öffentlich Schenken und auf dem Marktplatz ausgeschrien.

Jedermann war überzeugt, daß Dorothea eine Giftmischerin sei und eine Reihe plötzlicher Todesfälle in der kurfürstlichen Familie schien den fürchterlichen Verdacht zu bestätigen.

Zuerst starb der Kurprinz Karl Emil am 27. November 1674, wahrscheinlich in Folge übermäßiger Anstrengungen, denen er sich unterzogen hatte, als er seinen Vater in den Krieg gegen Frankreich begleitete, um seine ersten militärischen Erfahrungen zu machen; das Volk aber glaubte in Folge eines Gifttrankes und dieser Glaube gewann so festen Boden, daß einst die Soldaten im Lager der Kurfürstin unter lauten Verwünschungen den Tod des Prinzen vorwarfen.

Hatte schon der Tod des Kurprinzen den Verdacht, daß die Kurfürstin ihren Stieföhnen nach dem Leben strebe, erregt, so wurde derselbe vergrößert durch die Berichte, welche über das Familienleben aus den kurfürstlichen Gemächern in das Volk drangen.

Zwischen der Kurfürstin und den Stieföhnen, das wußte Jedermann in Berlin, bestand ein offener Krieg. Dorothea wollte ihre vier Söhne auf Kosten des Kurprinzen zu regierenden Herren machen. Sie bat den Kurfürsten unablässig, er möge wenigstens diejenigen Provinzen, die er durch den westphälischen Frieden erlangt habe, unter ihre Söhne vertheilen, wenn er auch die Kurmark seinem Erstgeborenen lassen müsse.

Der Kurprinz Friedrich erhielt durch die der Kurfürstin mißgünstigen Hofbeamten Nachricht von den Ränken seiner Stiefmutter, er machte ihr heftige Vorwürfe; es kam zu einem Streit, bei dem Dorothea schwur, sie werde es dem Stiefsohn noch entgelten lassen, daß er die Achtung vor ihr aus den Augen gesetzt habe.

Friedrich mochte wohl auch an die Gerüchte glauben, die über den Tod seines älteren Bruders im Volke umgingen; er hielt seine Stiefmutter zu jeder Schandthat fähig und glaubte sich daher nicht mehr sicher am Hofe. Nur von seinem geheimen Sekretär von Dantelmann und seinem

ersten Kammerdiener Kornmesser begleitet, reiste er mitten in der Nacht heimlich von Berlin ab nach Kassel zu seiner Lante, der ver Wittweten Landgräfin von Hessen. Von dort aus schrieb er an seinen Vater, entschuldigte sich wegen seines Ungehorsams und bat, der Kurfürst möge ihm erlauben, in Kassel zu bleiben.

Friedrich Wilhelm brauste in wildem Zorne auf, als er die Flucht seines Sohnes erfuhr; Dorothea that ihr Möglichstes, um seinen Grimm zu erhöhen und so würdigte er denn den Sohn nicht einmal einer Antwort, sondern schickte den General Perband nach Kassel, damit er die Auslieferung des Flüchtigen verlange.

Die Landgräfin weigerte sich, auf die Wünsche Friedrich Wilhelms einzugehen und brachte ihn dadurch zu einer solchen Wuth, daß er von der Enterbung des Sohnes sprach. Vergeblich bemühten sich die Minister, dem Kurfürsten vorzustellen, daß er seinen Sohn nach dem Gesetz gar nicht enterben könne. Friedrich Wilhelm folgte Dorothea mehr als den Ministern; er machte ein Testament, in welchem er seine Länder unter seine andern 5 Söhne vertheilte und dem Kurprinzen nur die Kurwürde selbst, die er ihm nicht nehmen konnte, hinterließ.

Prinz Ludwig, der jüngste lebende Sohn Louise Henriettens, hörte kaum von dem Testament, als er laut gegen jede Theilung des Landes protestirte. „Die Größe seines Hauses — so sagte er in ehrenvoller Selbstverläugnung — liege ihm mehr am Herzen, als sein eigener Vortheil.“

Benachbarte Fürsten, der Kurfürst von Sachsen, der Herzog von Braunschweig und der Fürst von Anhalt-Deßau bemühten sich, Vater und Sohn wieder zu versöhnen und es gelang ihnen endlich, wiewohl nach schwerem Kampfe.

Friedrich mußte gestehen, daß er gegen die seinem Vater schuldige Ehrfurcht verstoßen habe und versprechen, daß er sich nicht wieder ohne Erlaubniß aus der Kurmark entfernen und daß er fortan mit seiner Stiefmutter in gutem Vernehmen leben wolle. Dagegen verzieh ihm der Vater und genehmigte auch die von dem Kurprinzen sehr gewünschte Vermählung mit der hessischen Prinzessin Elisabeth Henriette.

Die Vermählung wurde in Kassel vollzogen, dann kam der Kurprinz nach Berlin zurück und hier erfolgte nun eine scheinbare Aussöhnung mit der Kurfürstin, welche noch immer hoffte, ihre Söhne zu Erben des Kurfürsten zu machen, denn sie glaubte, daß die Ehe des verwachsenen und sehr schwächlichen Kurprinzen kinderlos bleiben und daß Prinz Ludwig, der ein Verächter des schönen Geschlechts zu sein schien, sich niemals vermählen werde. Aber schon im nächsten Jahre erwiesen sich die Hoffnungen der Kurfürstin als trügerisch, denn die Kurprinzessin gab durch Geburt einer Tochter einen Beweis der Fruchtbarkeit und Prinz Ludwig vermählte sich mit der schönen Erbin des Hauses Radziwill, der Prinzessin Louise Charlotte.

den ihr Staatsrückfichten gegeben hatten, nicht. Mit großer Klugheit wußte sie sich aber in die Verhältnisse am Berliner Hofe zu finden und sogar ein gutes Einvernehmen mit der Kurfürstin Stiefmutter herbeizuführen.

Dorothea, welche sich niemals um den auf ihr liegenden Verdacht gekümmert hatte, obgleich sie diesen sehr wohl kannte, war klug genug, das freundliche Entgegenkommen der Kurprinzessin zu benutzen, während sie aber scheinbar höchst freundlich gegen die Gemahlin ihres Stiefsohns war, verfolgte sie dennoch im Geheimen unablässig den Plan, ihre Söhne zu regierenden Herren zu machen und ein neues Testament zu deren Gunsten zu erschleichen.

Friedrich Wilhelm war, gebeugt von Alter und Krankheit, fast ein willenloses Werkzeug seiner ränkesüchtigen Frau geworden. Er vermochte ihrem fortwährenden Andrängen nicht zu widerstehen und ernannte auf ihren Wunsch den Kaiser zum Vollstrecker seines letzten Willens, in welchem er, ganz den Wünschen seiner Gemahlin gemäß, die Söhne derselben zu selbstständigen Fürsten gemacht hatte.

Ein solcher Wunsch kam dem Kaiser von Deutschland sehr gelegen; das Haus Oesterreich konnte dadurch selbst von der brandenburgischen Erbschaft profitieren. Er ließ der Kurfürstin eröffnen, daß er die Garantie für das Testament übernehmen wolle, wenn Friedrich Wilhelm seinen Ansprüchen auf die schlesischen Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Ohlau zu entsagen bereit sei. Auch hierzu wußte Dorothea ihren Gatten zu veranlassen, der sich nur den Kreis Schwiebus vorbehielt.

Damit war der Kaiser nicht zufrieden. Er entsandete einen Gesandten, den Baron v. Freitag, nach Berlin und übertrug ihm mit österreichischer Doppelzüngigkeit die Aufgabe, dem Kurprinzen von Allem, was das Testament betraf, Nachricht zu geben und ihm die Versicherung zu ertheilen, daß der Kaiser das Testament annulliren wolle, wenn Friedrich ihm den Kreis Schwiebus zurückgeben und allen etwaigen Ansprüchen auf die schlesischen Herzogthümer auf immer entsagen wolle.

Friedrich strebte zu sehr darnach, sich einen so mächtigen Bundesgenossen, wie den Kaiser, zu erwerben, als daß er nicht zu einem Opfer bereit gewesen wäre. Er gab die gewünschte Schrift und erkaufte dadurch, wie er glaubte, sein Erbrecht.

Während diese Verhandlungen schwebten, verbreitete ein abermaliger plötzlicher Todesfall in der kurfürstlichen Familie neues Entsetzen im Lande und tief den Verdacht der Giftmischierei gegen die Kurfürstin mit verstärkter Macht wieder hervor.

Der Prinz Ludwig starb am 28. März (7. April) 1687. Er war kurz vor seinem Tode auf einem Balle bei der Kurfürstin gewesen. Eine Cousine derselben, die Prinzessin von Holstein-Sonderburg, reichte ihm eine Pommeranze

von besonderer Größe und Schönheit. Kaum hatte der Prinz die herrliche Frucht genossen, so empfand er heftige Schmerzen, mußte den Ball verlassen und am folgenden Morgen war er eine Leiche.

Die Wuth des Volkes war grenzenlos, als der Tod des Prinzen bekannt wurde. Jetzt sprach man offen und ohne allen Rückhalt von der Giftmischierei der Kurfürstin und diese that nichts, um das Gerücht zu schweigen zu machen. Gegen keinen von denen, die ohne alle Rücksicht den Namen Dorothea der allgemeinen Verachtung preisgaben, leitete sie eine Untersuchung ein und auch Friedrich Wilhelm, der doch sonst so schnell mit der Strafe gegen alle Lasterereien bei der Hand war, ließ hier die Volkzunge gewähren.

Diese häuslichen Zwistigkeiten trübten die letzten Lebensjahre des Kurfürsten. Er fühlte sich höchst unglücklich in seiner Familie; um so mehr aber gab er sich dem Einflusse Dorotheens hin. *Wenn er auch mitunter wohl fühlte, daß er die Herrschucht der Kurprinzessin nicht beweise, wenn er ihr einft im Zorn die Füße warf und ihr mandiren wolle, so möge sie statt der friedlichen Nachthaube den kriegerischen Hut aufsetzen, so war dies doch nur eine augenblickliche Aufwallung und er beugte sich unmittelbar nach derselben wieder dem überlegenen Willen der energischen, geistreichen Frau.* Der Einfluß Dorotheens auf ihn wurde um so größer; als sie ihm die sorgsamste Krankenpflegerin war.

Schon seit längerer Zeit war der Kurfürst von heftigen Gichtschmerzen geplagt worden, zu denen sich endlich die Wassersucht gesellte. Alle Mittel gegen diese Krankheit wurden fruchtlos erschöpft; im April des Jahres 1688 fühlte Friedrich Wilhelm seinen Tod nahen. Er ging demselben mit ruhiger Standhaftigkeit entgegen; das Leben war ihm keine Freude mehr. In einer Sitzung seines Staatsraths dankte er den Ministern für die treuen Dienste, welche sie ihm geleistet hätten und theilte ihnen mit, daß er von ihnen Abschied nehme, da der Tod ihm nahe sei. Fast bis zum letzten Augenblicke blieb der große Kurfürst der Regent seines Landes und gab seinem Sohne Friedrich Rathschläge für die fernere Regierung; er empfahl ihm insbesondere die Unterstützung des Feldzuges in England und die Sorge für die französischen Emigranten. Am 19. (29.) April entschlummerte er sanft in Potsdam.

Er hinterließ seinem Nachfolger einen Staat von 1932 Q.-M. mit 1,500,000 Einw., während sein eigenes Erbe nur 1300 Q.-M. mit 800,000 Einw. betragen hatte. Die Einkünfte der brandenburgischen Staaten betragen beim Tode Friedrich Wilhelms 2,540,000 Thlr., von denen aber nicht weniger, als fast die Hälfte, 1,110,000 Thlr., für ein stehendes Heer von etwa 30,000 Mann verwendet wurde.

## VI. Abtheilung.

# Berlin zur Zeit der Regierung Friedrichs III. (I.)

### Erstes Kapitel.

Friedrich III. — Sein Charakter. — Gallus über Friedrich III. — Die Jugendzeit Friedrichs. — Otto von Schwerin und Eberhard Dankelmann. — Stiftung des Ordens de la générosité. — Regierungsantritt. — Das Testament des großen Kurfürsten. — Politik Friedrichs. — Prächtiger Hofstaat. — Die Hulldigung der Kurfürsten. — Leichenbegängniß des großen Kurfürsten. — Karl Philipp und die Frau von Brandenburg. — Hochzeit der Markgräfin Louise.

Dem großen Vater folgte in der Regierung der kleine Sohn.

Friedrich III. hatte von seinem Vater die meisten Fehler geerbt, nicht aber jenen gewaltigen Geist, jenes umfassende Genie, welche uns leicht die Schatten vergessen machen, die auf der Regierungszeit des großen Kurfürsten ruhen. Mit treffender Wahrheit sagt sein eigener Enkel, der geistreiche König Friedrich II., von ihm: „Er war groß in Kleinigkeiten und klein in großen Dingen!“

Friedrich hatte von seinem Vater vor allen andern eine Eigenschaft ererbt: den brennenden Ehrgeiz! Dieser war die Triebfeder aller seiner Handlungen während seiner ganzen Regierungszeit.

Den großen Kurfürsten hatte der Ehrgeiz vermöge der Großartigkeit seines Charakters zu glanzvollen Thaten geführt; bei Friedrich III. artete er aus zu kleinlicher Eitelkeit, zu unsinniger Prachtliebe und maßloser Verschwendung.

Der Geschichtschreiber Gallus, der nur zu geneigt ist, die Regenten aus dem Hause der Hohenzollern in den lichtesten Farben zu schildern, giebt uns von dem ersten Könige von Preußen folgendes treue Bild:

„Es sind Ueberreste von jener niedrigen Schmeichelei, die den Hof Friedrichs I. vergiftete, wenn manche Schriftsteller noch in unseren Tagen seine Regierung loben wollen. Diese Regierung war elend, man sage, was man will; Friedrich war ein schwacher, ein unfähiger, nicht einmal ein mittelmäßiger Regent. Er regierte sein Land nicht;

Weiber und Günstlinge leiteten ihn und warfen ihn wie einen Spielball hin und her; an seinem Hofe wohnte die Kabale, die Hinterlist, die Schmeichelei; Eafter jeder Art hatten da ihren Sitz aufgeschlagen. Er selbst war mehr als ettel; sein Hang zur Pracht, zur Verschwendung, zum Glanz ging bis ins Kindische. In seinem Herzen war eine Leere, eine Unruhe, eine Langeweile, die nie durch etwas Ernstes, sondern nur durch nichtswürdige Eitelkeiten, durch äußerliches Puppenspiel ausgefüllt werden konnte. Er wollte groß sein; da er aber keinen Geschmack, kein Gefühl, keine Einsicht für das wahre Große besaß, so suchte er die Augen durch Schein zu blenden, so suchte er große Höfe im Rang nachzuäffen und den Schatten statt des Körpers zu greifen. Er schwamm in Vergnügen, da das Land in Thränen zerfloß; er schwelgte unterdessen, daß Tausende des elendesten Hungertodes starben. Die Untertanen versanken unter der Schwere von Abgaben; der Hof versank unter der Bürde von Festen. Ehrliche und rechtschaffene Leute wurden gestürzt und verjammerten ihre Lage in dumpfen Kerkern. Wirkliche Bösewichter, wahre Blutigel des Landes bekamen sogar nach ihrer Unnade solche ungeheure Jahrgelder, wie sie selbst in unsern Zeiten der würdigste Staatsdiener niemals erlangt. Niemand konnte einen bessern Wunsch thun, als daß er auch, wenns Gottes Wille wäre, in solche Unnade fallen möchte. Wenn man solche Fürsten weise und groß nennen kann, so ist nie ein Spott bitterer, nie eine Stachelrede heißender gewesen.“

Diese Schilderung, so scharf sie uns erscheinen mag, ist durchaus wahr, in keiner Weise übertrieben; ja sie bleibt sogar in milder Beurtheilung noch hinter der Wahrheit zurück! Und dennoch hat auch Friedrich seine Lobhübler gefunden, welche ihn „den Weisen“ nennen, ihm die Begründung der Größe des preußischen Staats zuertheilen möchten, weil — — seine Eitelkeit ihn veranlaßt hat, sich den Königstitel mit mannigfachen schweren Opfern zu erkaufen, einen Titel, der zur Lächerlichkeit geführt haben würde, hätte ihm der große Friedrich nicht auch die Macht eines Königreichs zugesellt.

Friedrich III. war am 1. (11.) Jult 1657 in Königsberg in Preußen geboren; er war schon als Kind schwach und kränklich und Niemand glaubte, daß er ein hohes Alter erreichen werde, denn er litt an fortbauender Engbrüstigkeit. Seine Amme hatte ihn einst rüchlings vom Arme herabfallen lassen und dies verschwiegen, weil sie befürchtete, bestraft zu werden. In Folge dieses Falles hatte das Kind eine Rückgradkrümmung erlitten, die erst im siebenten Jahre, als es zu spät war, sie zu heilen, entdeckt wurde. Friedrich trug deshalb später, als er erwachsen war, stets eine große Perrücke, um seinen Buckel zu verdecken und seine geistreiche Gemahlin Sophie Charlotte nannte ihn scherzend häufig ihren Aesop.

Wie häufig verwachsene Kinder, so zeigte auch Friedrich schon früh einen klaren, scharfen Verstand. Von seinem fünften Jahre an wurde er dem damals schon 77jährigen Ober-Präsidenten Otto v. Schwerin zur Erziehung anvertraut und dieser ernannte einen jungen, tüchtigen Mann, Eberhard Dantelmann, zu seinem Lehrer. Nach dem Wunsche der Kurfürstin lebte Friedrich auf dem Lande bei Schwerin auf dessen Gut, weil die Mutter hoffte, daß die Landluft seinen schwächlichen Körper stärken werde. Er wurde mit seinem älteren Bruder Karl Emil gemeinschaftlich erzogen.

Es konnte kaum zwei Brüder geben, die an Geist und Körper verschiedener gewesen wären, als die beiden brandenburgischen Prinzen. Karl Emil war ein wilder, unbändiger Knabe, der nur wenig Lust zum Lernen hatte und seinen Erziehern oft schwere Stunden durch seine Rohheit und seinen Zähorn machte. Er schlug häufig seine Pagen mit dem Stocke blutig und noch in seinem fünfzehnten Jahre drohte er einst einem dienstthuenden Offizier, der ihm nicht gleich den Willen thun wollte, ihn auf der Stelle mit dem Pistol niederzuschießen. Friedrich dagegen war sanft, nachgiebig, fast furchtsam; er zeigte Lust und Liebe zum Lernen und war deshalb der Liebling seiner Mutter, die ihn verzärtelte und verhätschelte. Als sie einst hörte, daß Eberhard Dantelmann beim Unterrichte des Knaben etwas strenge sei, schrieb sie an Otto v. Schwerin:

„Ich muß Ihnen auch sagen, daß es Personen giebt, welche mir sagen, daß Herr Dantelmann Fritzchen während des Unterrichts sehr ansäht. Ich gestehe, das dies mir sehr zuwieder ist; denn Fritzchen ist ein Kind von gutem Naturell und sehr furchtsam, dies könnte seiner Gesundheit und seinem Geiste schaden. Ich bitte Sie, dies nicht zu dulden und ihm zu sagen, daß es mir nicht angenehm sei. Ich glaube, daß seine Absicht gut ist und daß er wünscht, er möchte viel lernen; allein, er weiß genug für sein Alter und ich halte dafür: die beste Methode, Kinder zu gewinnen, ist Sanftmuth.“

Dantelmann muß in seiner Strenge nachgelassen oder dieselbe nach richtigen pädagogischen Grundsätzen angewendet haben, denn er gewann

die Liebe des Prinzen und war bald dessen innigster Vertrauter. Friedrich konnte ohne seinen Dantelmann nicht mehr leben und sein Lehrer, der nur 15 Jahre älter war, als er selbst, wurde sein liebster Freund.

Der junge Prinz zeigte gute Anlagen, er lernte fleißig und brachte es bald in der lateinischen Sprache, in der Geschichte und in den übrigen Schulwissenschaften zu recht tüchtigen Kenntnissen. Dantelmann lenkte seinen Geschmack zu den Künsten und Wissenschaften und erweckte in ihm das Verständniß besonders für die Kunst. Daneben bemühte sich der Herr v. Schwerin, der ein höchst eifriger Anhänger der reformirten Religion war, dem Prinzen Interesse für die Theologie beizubringen und es gelang ihm dies vollkommen.

Friedrich beobachtete von Kindheit an die Gebräuche der reformirten Kirche mit äußerster Pünktlichkeit, er studirte mit ungemeinem Interesse alle gelehrten Spitzfindigkeiten und hierdurch wurde der Grund zu dem später während seiner Regierung vielfach hervortretenden Interesse an den theologischen Streitigkeiten seiner Zeit schon beim Knaben geweckt.

Schon früh zeigte sich bei dem jungen Prinzen die bis zur Lächerlichkeit gehende Eitelkeit, welche vielen verwachsenen Personen eigen zu sein pflegt; er kleidete sich mit besonderer Sorgfalt und legte großes Gewicht auf äußeren Glanz. Sein Erzieher, Otto von Schwerin, gab dieser Eitelkeit zu viel nach und förderte sie dadurch nur noch mehr.

Ein Zeugniß für den auf äußere Pracht gerichteten Sinn des Prinzen gab die Stiftung eines Ordens, die der damals zehnjährige Knabe mit besonderer Feierlichkeit vornahm. Er war einst beim Ordenskapitel des Johanniter-Ordens anwesend gewesen, hierdurch erwachte in ihm der Wunsch, einen ähnlichen Orden zu stiften. Er erhielt von seinem Erzieher die Erlaubniß, legte sich selbst\*) den Titel eines Fürsten von Halberstadt bei und stiftete nun unter prunkvoller Feierlichkeit den Orden de la générosité.

In der Kirche zu Alt-Landsberg, dem Gute Schwerins, war ein Thron aufgestellt, bestehend aus einer mit Sammet überzogenen Kirchenbank. Der Prinz nahm, begrüßt vom Klange der Orgel, auf dem Throne Platz; ihm folgten die Großwürdenträger. Zur Rechten stand der Marschall mit dem Schwert, zur Linken der Großkothur, der auf einem sammtnen Kissen das Ordenskreuz hielt. Der zehnjährige Prinz erteilte nun denjenigen Herren vom Hofe, die er mit seinem Orden begnadigen wollte, den Ritterschlag und schmückte sie mit den Insignien des Ordens de

la générosité und die Hofherren verneigten sich demuthsvoll; Männer, die schon in bedeutenden Aemtern standen, lachten nicht zu dem kindischen Spiel, sondern beugten sich demüthig, um den Ritterschlag zu empfangen.

Auch der große Kurfürst war schwach genug, der Eitelkeit seines Sohnes zu willfahren. Als dieser in seinem 17. Jahre ihn dringend bat, sich für ihn zu verwenden, daß ihm der Orden des englischen Hofenbandes ertheilt werden möchte, that es Friedrich Wilhelm, aber mit schlechtem Erfolge; denn König Karl II. machte verschiedene Ausflüchte und gab dem Prinzen den höchsten Orden Englands nicht.

Durch den Tod seines älteren Bruders Karl Emil wurde Friedrich der Erbe des kurfürstlichen Thrones. Er hatte jetzt plötzlich für die Hofherren eine andere Bedeutung als vorher, wo er ein länderloser, nachgeborner Prinz war; die Schmeichler drängten sich zu ihm, der aufgehenden Sonne.

Wirkte schon dies ungünstig auf seinen Charakter, so mußten die unglücklichen Verhältnisse am Hofe seines Vaters, der Zwist, in dem er mit seiner Stiefmutter lebte, die Furcht, ein Opfer von deren Intriguen zu werden, die Verbindung mit einer schönen, liebenswürdigen, geistreichen Prinzessin, Sophie Charlotte, die ihm nur gezwungen die Hand gereicht, aber kein Herz für ihn hatte, noch nachtheiliger auf ihn wirken.

Er fühlte sich in der Mitte eines glänzenden Hofstaates allein, sein Herz fand nirgends Befriedigung und so suchte er dieselbe denn in dem äußeren Glanz der Krone. Sein Ehrgeiz drängte ihn, ein großer Fürst zu werden, aber die Fähigkeiten dazu fehlten ihm; deshalb trachtete er, wenigstens den Schein der Größe zu erwerben. Er war wankelmüthig, argwöhnisch, ein Spielball derjenigen Günstlinge, welche seinen Leidenschaften zu schmeicheln verstanden; ungerecht, selbst grausam, geldgierig und verschwenderisch, ein Fürst ohne Bedeutung des Charakters, der dennoch tief durchdrungen war von seinem Gottes Gnadenthum, der kein Herz für sein Volk, nur eins für sein eigenes angebetetes Ich hatte.

Friedrich III. trat am 29. April 1688 die Regierung an.

Die Kurfürstin und deren Söhne, welche glaubten, durch das Testament des verstorbenen Kurfürsten vom Jahre 1686 Ansprüche auf einen Theil des Landes zu haben, legten Einspruch ein gegen die Uebernahme der Regierung in den gesammten brandenburgischen Landen. Friedrich aberkehrte sich daran nicht, sondern stützte sich auf das Hausgesetz, welches bestimmte, daß die kurfürstlich brandenburgische Linie jederzeit nur einen Regenten und regierenden Kurfürsten haben solle. Er berief am 17. Mai eine Versammlung der alten kurfürstlichen Rätthe, und verlangte von jedem der Minister, indem er denselben die beiden vorhandenen Testamente seines Vaters vorlegte, ein schriftliches Gutachten.

fanden auch ferner eine gastfreie Aufnahme in der Mark Brandenburg. Der Prinz von Dranien erhielt für sein kühnes Unternehmen eine Beihilfe von 6000 Brandenburgern, denen England seine Freiheit mit verdankt.

Friedrich kam durch seine Theilnahme an der Vertreibung der Stuarts und seinen Schutz der französischen Protestanten in eine höchst feindselige Stellung gegen Frankreich. Diese behielt er während seiner ganzen Regierung und unterstützte den Kaiser in den vielen Kriegen gegen Frankreich und auch in denen gegen die mit Frankreich verbündeten Türken in Ungarn mit einer Beständigkeit in der Politik, welche seinem Vater fremd gewesen war.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, näher auf die vielen Kriege einzugehen, in welchen die brandenburgischen Hilfstruppen theilhaftig waren, Kriege, welche dem Lande unendliche Geldopfer kosteten, die aber außerhalb des Bereichs unserer Erzählung liegen, da sie alle weit entfernt von Berlin geführt wurden.

Friedrich theilhaftigte sich bei diesen Feldzügen selten persönlich als Heerführer; er überließ es meistens seinen Generälen, zu siegen oder geschlagen zu werden. Trotzdem aber wurde Friedrich von den feilen Schmeichlern seiner Zeit häufig genug als ein Siegesfürst gepriesen. Nach einem keineswegs besonders ruhmvoll geführten Kriege und einem durchaus nicht zu ehrenvollen Frieden, der im Sommer 1697 zu Ryswick geschlossen wurde, rief der gelehrte Beger dem heimkehrenden Kurfürsten zu:

„Gott erhalte Dich! Du bist der Schrecken der Feinde! Du der Bürger Schutzwehr! Unbestegter Herr, Schutz der Musen, Dein Heil ist unser Heil, Dein Glück unser Glück! u. s. w.“

Eine so abgöttische Lobhudelei war ganz nach dem Geschmack Friedrichs, dem die Schmeichelei niemals stark genug aufgetragen werden konnte.

Schon die ersten Verordnungen des Kurfürsten gaben ein Zeugniß von seinem Bestreben, seiner Eitelkeit durch die Entfaltung eines überaus prächtigen Hofstaats Genüge zu leisten. Er bestimmte, daß die Zahl seiner Hofdienerschaft vermehrt werde, und setzte den Betrag für die Besoldungen der vornehmen und geringen Hofbedienten für die Zeit vom 5. Mai 1688 bis zum 5. Mai 1689 auf 54,589 Reichsthaler fest. \*) 24 Trompeter und 2 Pauker wurden besoldet, um im Schlosse Mittags zwölf Uhr das Zeichen zum Beginn der kurfürstlichen Mittagstafel zu geben; sie mußten Friedrich auf allen seinen Reisen begleiten, bei jeder Hoferlichkeit gegenwärtig sein.

Die Erbhuibigung der kurmärktischen Stände am 14. Juni 1688 gab dem Kurfürsten zuerst

\*) Mit jedem Jahre vermehrten sich die Kosten des Hofstaats. Es wird uns berichtet, daß im Jahre 1695 die goldnen und silbernen Vorten der Lakaien und Trabanten die kolossale Summe von 42,838 Thalern gekostet haben.

Gelegenheit, seiner Prachtliebe Genüge zu leisten. Die Hulbigungsfeier begann mit einem Gottesdienst in der Domkirche um 8 Uhr Morgens; von dort aus begab sich Friedrich, mit allen Insignien der Kurwürde angethan, nach dem Schlosse zurück; vorangetragen wurden ihm das Kurfürstliche Scepter und das kurfürstliche Siegel. Die Geheimen Rätthe leisteten ihm zuerst durch Handschlag den Hulbigungsseid, dann traten, von 2 Marschällen geführt, die Ritter in den großen Saal, in welchem Friedrichs Thron stand. Hier erwarteten sie den Herrscher.

Friedrich erschien nach einiger Zeit; ihm folgten alle seine vornehmsten Diener, Generale und Geheimen Rätthe; er bestieg den Thron und ließ sich auf demselben nieder. Die Rätthe leisteten ihm, nachdem der Geheime Rath von Fuchs eine lange Rede gehalten hatte, den Lehnseid.

Die Hulbigung der Bürger fand auf dem Schloßplatz statt, wo auf einer hohen Bühne der kurfürstliche Thron errichtet war. Eine ungeheure Volksmenge, welche dem neuen Fürsten mit lauten Lebehochs zujubelte, hatte sich zur Feierlichkeit versammelt.

Eine glänzende Abendtafel, zu welcher die Ritter und die Deputirten der Stadt zugezogen wurden, beschloß das Fest. Für das Volk war in dem vordern Schloßhofe ein Springbrunnen gebaut, aus welchem rother und weißer Wein im Ueberfluß hervorprudelten.

Die Hulbigungsfeier bildete den Beginn einer langen Reihe von prächtigen Festen, welche sich durch die ganze Regierungszeit Friedrichs hindurchzogen und bei jeder Gelegenheit erneut wurden.

Gleich nach der Hulbigung der Kurmark folgte am 14. August 1688 ein mit großer Pracht veranstaltetes Fest, die Taufe des am 4. August geborenen Kurprinzen, der zum Andenken seines Großvaters die Namen Friedrich Wilhelm erhielt.

Am 12. September reichte sich dieser Feierlichkeit das prunkvolle Leichenbegängniß des großen Kurfürsten an. Der Leichnam war schon in der Nacht vom 6. zum 7. Mai mit einem Gefolge von vielen Trauerwagen und begleitet von unzähligen Fackelträgern von Potsdam nach Cöln gebracht, im Schlosse auf das Prachtigste angekleidet und mit allen Zeichen der kurfürstlichen Würde geschmückt worden; auf einem Paradebett hatte er bis zum 12. Mai unter der Wache der höchsten Staatsbeamten zur Schau ausgestanden. Bis zum 12. September blieb die Leiche in der Schloßkapelle, dann erst wurde sie mit großer Feierlichkeit und Pracht im Dom beigesetzt.

Mit fast nicht geringerer Pracht wurde wenige Jahre später — im Jahre 1695 — das Begräbniß eines Stiefbruders des Kurfürsten, des Markgrafen Karl Philipp, den ein tragisches Geschick ereilt hatte, in Berlin gefeiert.

Der Markgraf, ein junger, thatendurstiger Mann, hatte sich als Volontär zur brandenburgischen Armee nach Italien begeben, dort war er



am Hofe von Turin mit Auszeichnung empfangen worden. Die Krone der Hoffeste daselbst war die wunderschöne, liebenswürdige und geistreiche Gräfin von Salmour, welche bald den jungen, 22jährigen Prinzen mit einer unwiderstehlichen Gewalt an sich zu fetten verstand.

Karl Philipp, der sich der Gräfin mit Liebesbetheuerungen nähete, wurde von ihr stolz zurückgewiesen. „Ich bin zu arm, um Ihre Gemahlin, und zu stolz, um Ihre Maitresse zu werden!“ hatte sie ihm geantwortet. Aber die unnahbare Tugend der schönen Frau hatte die Liebe des Prinzen nur feuriger gemacht; er flehte sie an, seine Gattin zu werden und nach langem Bitten willigte sie endlich ein, sich heimlich mit ihm zu vermählen.

Ein Vertrauter verrieth das Geheimniß dem Kurfürsten. Dieser war außer sich vor Zorn, als er hörte, daß sein Bruder eine nicht ebenbürtige Heirath geschlossen habe. Er ertheilte sofort dem Obersten der Kavallerie, Hackborn, den Befehl, den Prinzen gefangen zu nehmen und nach Berlin zurückzuführen.

Der Herzog von Savoyen konnte nicht umhin, dem Obersten die Erlaubniß zu einer Gewaltthat gegen den Markgrafen zu geben. Karl Philipp ruhte eines Morgens noch in den Armen seiner schönen, jungen Frau, als plötzlich der Obrist mit 4 Offizieren ins Schlafzimmer eindrang. Der Markgraf sprang halb nackt aus dem Bette, ergriff seinen Degen und vertheidigte sich wüthend gegen die Angreifer; aber die Uebermacht war zu groß, er wurde am Arm verwundet und mußte nun, wehrlos gemacht, sehen, daß seine Gattin von den Offizieren aus dem Bett gerissen und fortgeführt wurde. Man brachte sie in ein Kloster.

Der Markgraf war in tiefer Verzweiflung über die Trennung von seiner Geliebten; er sträubte sich, als ihm ein Verband angelegt werden sollte und verlor dabei so viel Blut, daß er endlich in Ohnmacht sank. In der folgenden Nacht verfiel er in ein heftiges Fieber und am fünften Tage darauf starb er. Sein letztes Wort war der Name Salmour.\*)

Nach dem Tode des Markgrafen wurde die Gräfin v. Salmour wieder in Freiheit gesetzt. Sie nahm den Namen einer Frau von Brandenburg an, ging nach Wien und flehte den Kaiser

\*) Nach einem Vortrage, welchen der Archivrath Haffel im Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg am 8. Januar 1873 gehalten hat, ließ der Herzog Victor Amadeus II., welcher sich die brandenburgische Allianz zu erhalten wünschte, die Trauung des Liebespaares am 25. Mai 1695 unterbrechen und die schöne Catharina von Salmour in das Kloster Sta. Croce bringen. Nach den Forschungen des Herrn Haffel soll Markgraf Karl Philipp sich nach der Trennung von der Geliebten noch einige Tage in Turin aufgehalten, dann aber zur Belagerung von Casali begeben haben und auf der Rückreise nach Turin in St. Germain einem hitzigen Fieber erlegen sein.

um seinen Schutz an. Vergebens bot ihr der Kurfürst bedeutende Summen unter der Bedingung, daß sie den Namen von Brandenburg ablege; sie erwiderte stolz darauf, daß keine Schätze der Welt sie vermögen könnten, einen Schritt zu thun, der den Beweis ablegen würde, sie sei nicht die Gattin, sondern die Maitresse des Markgrafen gewesen. Sie behielt auch in der That den Namen von Brandenburg so lange bei, bis sie sich zum zweiten Male und zwar an den sächsischen Feldmarschall Grafen v. Wackerbarth vermählte.

Die Leiche des Markgrafen wurde nach Berlin gebracht und Friedrich tröstete sich über den Verlust seines Bruders durch ein prächtiges Leichenbegängniß, welches er veranstaltete.

Jedes Familienfest gab fortan dem Kurfürsten Gelegenheit zur Entfaltung einer Pracht, wie sie an keinem andern deutschen Hofe getroffen wurde. Besonders glanzvoll war die Hochzeit der Tochter Friedrichs aus seiner ersten Ehe, der Markgräfin Louise, mit dem Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel, welche in den letzten Tagen des Mai und in den ersten des Juni im Jahre 1700 in Berlin gefeiert wurde. Der Ober-Ceremonienmeister v. Besser hat uns über alle bei dieser Hochzeit vorgefallenen Feste und Lustbarkeiten, bei denen er selbst theilhaftig war, eine sehr umständliche, 44 Seiten enthaltende, Beschreibung hinterlassen. So viel Raum können wir nun allerdings diesem Feste nicht gönnen, ohne unsere Leser zu langweilen; wir wollen ihnen indessen einen kurzen Auszug aus der Beschreibung der Feierlichkeiten geben, weil diese uns einen Blick in das Hofleben Friedrichs und die Sitten der Zeit gewähren.

Am 27. Mai traf der Vater des Erbprinzen, der Landgraf von Hessen, mit seiner Gemahlin und Tochter, dem Erbprinzen und seinem gesammten Hofstaat in Spandau ein; er hatte ein Gefolge von nicht weniger als 300 Personen. Er wurde hier vom Kurfürsten bewillkommnet.

Am folgenden Tage — dem 28. — geschah der feierliche Einzug des Bräutigams in Berlin. Der ganze kurfürstliche Hofstaat, die Garde, die sämmtlichen in Berlin anwesenden Truppen, auch zwei zu diesem Zwecke besonders nach der Residenz beordnete Regimenter waren bei dem Empfang theilhaftig und zu demselben ganz neu und höchst geschmackvoll equipirt. Eine Viertelstunde vor der Stadt erwartete die kurfürstliche Familie die Gäste und führte sie durch die in Parade aufgestellten Regimenter nach der Stadt. Als der Zug dem Georgenthor nahte, donnerten von den Wällen herab 100 Geschütze und außerdem 16 außerhalb der Stadt aufgestellte Feldstücke.

Ganz Berlin hatte sich bei dem Feste theilhaftig. Die Bürger standen in Parade die Georgenstraße entlang; vor dem Thor hatten sich die Mitglieder der französischen Kolonie in Festeschmuck aufgestellt und bei diesen eine Kompanie der schönsten Knaben, die als Soldaten bewaffnet waren.

Die Straßen waren von einer unabsehbaren

Menschenmasse dicht gefüllt; an einzelnen Stellen hatten sich die Zuschauer selbst bis auf die Dächer der Georgenstraße (jetzigen Königsstraße) verstritten.

Es dauerte nicht weniger als 4 Stunden, ehe der Zug bis zum Schlosse gelangt war.

Abends war im Schlosse große Tafel im Draniensaale, der seinen Namen davon erhalten hatte, daß er zum Andenken der Mutter des Kurfürsten mit Tapeten behängt war, welche die merkwürdigsten Erlebnisse des Hauses Dranien in Bildern enthielten; an der Decke war das Bildniß des Königs Wilhelm III. von England zu Pferde angebracht.

Während der Tafel donnerten jedesmal 6 Geschütze, so oft der Kurfürst, die Kurfürstin, der Landgraf, die Landgräfin, die Braut oder der Bräutigam tranken und 3 Geschütze, wenn eine der übrigen fürstlichen Personen ihren Durst löschte.

Der 29. und 30. Mai wurden des Pfingstfestes wegen ohne besondere Festlichkeiten begangen; nur am ersten Pfingstfeiertage fuhr die kurfürstliche Familie mit ihren Gästen nach beendeter Gottesdienst in einem mit 12 Pferden bespannten prächtigen Wagen und mit einem Gefolge von 80 Kutschern um die Schranken der Lindenallee auf der Dorotheenstadt. Die Linden waren schon damals ein sehr beliebter Spaziergang der Berliner und es läßt sich wohl denken, daß sie gerade an jenem Tage besonders mit Spaziergängern und Zuschauern angefüllt waren.

Die feierliche Trauung fand am Montag, den 31. Mai, Abends 9 Uhr, im weißen Saale statt, der seinen Namen nach den 12 in weißem Marmor ausgeführten 12 Statuen der 12 Kurfürsten des brandenburgischen Hauses, welche in demselben in Lebensgröße aufgestellt waren, trug.

Die Pracht der Kleidungen, welche bei dieser Trauung aufgeboten wurde, überstieg alles, was jemals vorher am Brandenburgischen Hofe gesehen worden war. Das Kleid der Braut, der Markgräfin Louise, war von Silberstüch verfertigt, der Rock und das Leibstück waren reich mit Diamanten besetzt, der Mantel bestand aus einem goldenen Netze von point d'Espagne in 7 Ellen Länge; er hatte ein so gewaltiges Gewicht, daß 6 Kammerfräulein nicht im Stande waren, die Schleppe zu tragen, sie mußten von zwei Brautpagen unterstützt werden. Es wird erzählt, das Gewicht habe 1 Centner betragen.

Die Braut trug auf dem Haupte eine von Perlen und Diamanten blinkende Krone von ungeheurem Werthe. Der Diamantenschmuck, den die Prinzessin an jenem Tage trug, soll eine Million Thaler werth gewesen sein. Nicht weniger prächtig war der Bräutigam gekleidet.

Nach der Trauung folgte eine glänzende Abendtafel im Dranischen Saale; dabei hatte der Küchenmeister Christian ein Meisterstück gemacht, denn die herrschaftliche Tafel war mit nicht weniger als 500 Schüsseln und Zwischengerichten bedeckt, und alle Gäste wurden auf's Schnellste und Treff-

lichste bedient. 86 Tafeln standen für die Hofbedienten bereit, an denen wacker gegessen und gezecht wurde.

In der Nacht um 1 Uhr wurde die Tafel aufgehoben und nun begann der übliche Brauttanz mit brennenden Fackeln. Zuerst tanzte die Braut mit dem Bräutigam, dann mit dem Landgrafen, dann mit ihrem Vater, dem Kurfürsten, und demnächst mit den übrigen fürstlichen Personen. Es muß ein eigenthümlicher Tanz gewesen sein, denn stets wurde die Braut von den 6 Kammerfräulein, die ihr die Schleppe trugen, begleitet und außerdem von 24 der vornehmsten Hof-Cavaliere, von denen 6 Paar vor und 6 Paar hinter ihr mit brennenden weißen Wachsackeln tanzten.

Der Herr v. Besser erzählt uns, daß auch die andern hochfürstlichen Frauenzimmer in eben der Art getanzt hätten; weil es aber darüber schon spät worden sei, die Braut auch allbereits von dem vielen Tanzen sowohl, als auch von der großen Last ihres Kleides in etwas ermüdet war, so sei man endlich gegen 3 Uhr des Morgens zu den Toiletten und dem kostbar ausgeschmückten Brautbett geeilt. Die Braut habe mit verbundenen Augen drei aus den im Brautgemach im Reigen um sie herumtanzenden Personen ergreifen und diesen ihre Krone zustellen müssen. Es sei dies eine untrügliche Wahrsagung, daß jede von diesen Ergriffenen noch in demselben Jahre Ihrer Durchlaucht in der Verehelichung nachfolgen würden.

Braut und Bräutigam wurden darauf zu Bette gelegt, nachdem die Kurfürstin der Braut und der Kurfürst dem Bräutigam das Hemd gegeben hatten. Die Braut übergab eins ihrer Strumpfbänder dem Landgrafen, und das andere dem Kurfürsten, ihrem Vater; Beide wanden die Strumpfbänder der Braut zu Ehren als ein empfangenes Liebeszeichen um ihre Degen.

Die nachfolgenden Tage wurden durch prächtige Festlichkeiten, Ballets, Concerte, Maskeraden, Heß-Jagden u. s. w. ausgefüllt. Wir wollen diese nicht weiter schildern und nur einer Abendtafel erwähnen, zu welcher der Kurfürst seine hohen Gäste in die Küchenstube einlud, in der er häufig zu speisen pflegte, weil ihm dort seine 12 Köche die Speisen völlig warm und auf's Sorgfältigste frisch bereitet vorsetzen konnten.

Die Gesellschaft fand sich in der Küchenstube ein. Sie verwunderte sich nicht wenig, als sie das Gemach leer und keine Tafel, an der sie sich zum Speisen niederlassen konnte, fand.

Während die Gäste noch erstaunt umherstanden, senkte sich plötzlich aus der Decke eine reich besetzte Tafel nieder, köstliche Speisen luden zum Genuße ein, und kaum waren diese durch den guten Appetit der Gäste vertilgt, da versank die Tafel durch eine Versenkung in den Boden, und ein neuer Tisch, der wieder auf's Reichste besetzt war, kam von der Decke herunter. So wurden die Speisen viermal gewechselt.

Ein prächtiges Feuerwerk außerhalb der Stadt,

zwischen dem Neuen und dem Leipziger Thore, dem die fürstlichen Gäste vom Walle aus zuschauten, beschloß die Feierlichkeiten dieses Tages.

Das Fest dauerte mit Vergnügungspartien nach den Berlin benachbarten Lustorten bis zum 10. Juni fort, dann wurde es endlich durch den Abschied des neuvermählten Paares beschlossen.

## Zweites Kapitel.

Friedrichs Streben nach der Krone — Ein Etiquettestreit von bedentamen Folgen. — Dankelmann. — Unterhandlungen am kaiserlichen Hofe. — Folgen eines undeutlich geschriebenen Briefs. — Der Kronvertrag. — Die Krönungsreise. — Die Krönung in Königsberg. — Der schwarze Adlerorden. — Festlichkeiten in Berlin. — Die Volksstimme über die Krönung. — Einzug des Königs in Berlin.

Den Gipfelpunkt für den Ehrgeiz und die Eitelkeit Friedrichs bildete sein Streben, aus dem Kurhute eine Krone zu machen. Zwei andere deutsche Kurfürsten hatten königliche Throne bestiegen, der von Hannover den Thron von England und der von Sachsen den polnischen Königsthron.

Auch für Friedrich lag die Idee nahe, daß er so gut wie jene den stolzen Titel eines Königs führen könne. Er besaß das souveräne Herzogthum Preußen unabhängig vom deutschen Reich. Oft genug hatten die Schmeichler darauf hingedeutet, daß er erkoren sei, eine Krone zu tragen. Schon kurz nach seiner Geburt war er als Prinz in der Wiege mit einem bedeutungsvollen Verfe begrüßt worden. In einer Anspielung darauf, daß er in Königsberg geboren, hatte ein Dichter einen lateinischen Vers gesungen, der in der Uebersetzung Förster's lautet:

Dort auf des Königs Berg wird Friedrich geboren.  
Was heißt das?  
Nun, ihr sagt uns vorher, Friedrich wird König  
dereinst!

Der Plan, aus dem Kurfürstenthum Brandenburg ein Königreich zu machen, war nicht neu. Ludwig XIV. hatte bereits dem großen Kurfürsten den Rath ertheilt, er möge sich die Krone auf's Haupt setzen und sich dadurch unabhängig vom Kaiser und dem deutschen Reich machen. Dem großen Kurfürsten ging das Sein über den Schein; er hatte die Zumuthung zurückgewiesen, weil er fühlte, daß sein Kurfürstenthum nicht groß genug für ein Königreich sei. Friedrich aber war anderer Ansicht; ihn lockte der Glanz der Krone; in seinen Träumen sah er sich umgeben von der Pracht eines Königshofes. Daß diese Träume eine festere Gestalt gewannen und endlich zu einem bestimmten Plan in ihm wurden, dazu trug ein kleinlicher Etiquettestreit bei, den er im Jahre 1696 mit dem König von England hatte.

Bei einer Zusammenkunft Friedrich's mit dem König von England war für diesen ein Armstuhl,

für Friedrich nur ein gewöhnlicher Sessel hingestellt worden. Der Kurfürst fühlte sich tief verletzt über eine solche Rücksichtslosigkeit, und er beschloß, nach Hause zu reisen, ohne den König zu sprechen; wenn ihm dieser nicht ebenfalls einen Armstuhl zustehe. Nur mit Mühe konnte der Kurfürst durch Lord Portland, einen Günstling des Königs von England, zurückgehalten werden. Der Lord versicherte ihm, der König dürfe ihm, ohne sich den Vorwürfen der Engländer auszusetzen, keinen Armstuhl zulassen, er sei indessen gern bereit, die Unterredung so mit dem Kurfürsten zu halten, daß beide Herrscher bei derselben ständen.

Auf diese Weise wurde der Etiquettestreit geschlichtet. Die Unterredung fand im Haag statt, und nach derselben machte der König von England dem Kurfürsten in Cleve einen Besuch, bei welcher Gelegenheit für Beide gleichmäßig Armstühle hingestellt wurden. Hier durfte der König, ohne sich etwas zu vergeben, sich eines gleichen Armstuhls wie der Kurfürst bedienen, da er bei diesem zu Gast war.

So lächerlich und kleinlich ein solcher Streit erscheint, so hatte er doch in jener Zeit, in der die Etiquette bis auf die Spitze getrieben wurde, seine Bedeutung, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er wesentlich zu dem Entschlusse Friedrichs, für sich die Krone zu erwerben, beigetragen hat.

Kaum nach Berlin zurückgekehrt, legte Friedrich seinem Staatsrathe den Plan, die Krone zu gewinnen, vor. Er fand einen unvermutheten Widerstand bei dem Oberpräsidenten von Dankelmann, der bisher fast unumschränkt in den Brandenburgischen Staaten geherrscht hatte.

Dankelmann erklärte, daß die Krone nur mit schweren Opfern zu erlangen sein würde, denn der Kaiser, dessen Einwilligung doch eingeholt werden müsse, würde diese schwerlich geben, da es seinem Interesse widerspreche, einen seiner Vasallen zu seines Gleichen zu machen; vor allen Dingen aber würde die Erlangung der Krone den Kurfürsten zu gewaltigen Ausgaben nöthigen, ohne daß er einen andern Vortheil als den eines leeren Titels daraus ziehen könne. Das Volk sei schon übermäßig mit Abgaben beschwert, und wenn der Kurfürst die Steuern jetzt nur eines Titels wegen, um einen königlichen Hof halten zu können, erhöhe, so würde dadurch seine Macht geschwächt, aber nicht vermehrt werden.

Die Gründe Dankelmanns, so einleuchtend sie waren, fanden dennoch bei Friedrich keine gute Stätte. Der Kurfürst glaubte um so eher über sie fortgehen zu können, als sich unter seinen übrigen Rathen viele befanden, die, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln, dem Oberpräsidenten heftig widersprachen. Der Kaiser, so meinten sie, werde sicherlich dem Kurfürsten bei seinen Plänen nicht hinderlich sein, denn er brauche in der verwickelten politischen Lage, in welcher sich damals allerdings das deutsche Reich befand, und bei einem

bevorstehenden Kriege des Hauses Oesterreich mit Frankreich, die Hülfe des Kurfürsten und auch die Ausgaben, welche die Königswürde erheische, könnten nur unbedeutend sein, denn der Hofstaat des Kurfürsten könne sich bereits mit einem königlichen messen; die Macht Friedrichs werde wesentlich durch den Königstitel vermehrt, denn als Kurfürst sei er abhängig vom Kaiser, als König ein selbstständiger Fürst.

Friedrich fand diese Gründe, welche mit seinen eigenen Wünschen übereinstimmten, so einleuchtend, daß er gegen den Rath und Willen Dankelmanns beschloß, die nöthigen Schritte zur Erlangung der Königskrone zu thun. Dankelmann sah sich überstimmt und er mußte wohl oder übel seine Zustimmung zu einem Unternehmen geben, welches er für ein durchaus verderbliches hielt. Er schickte einen Gesandten nach Wien, um dort die Unterhandlungen zu leiten, von denen er indessen überzeugt war, daß sie fruchtlos sein würden, und sie blieben es in der That mehrere Jahre.

Obgleich Graf Christoph v. Dohna in Wien sich die möglichste Mühe gab, um mit Ausbietung aller Mittel der Ueberredung und Bestechung den Kaiser für die Pläne seines Kurfürsten zu gewinnen, so waren doch alle Anstrengungen vergeblich. Die meisten Minister des Kaisers sprachen sich entschieden dagegen aus, daß dem Kurfürsten die Annahme des Königstitels gestattet werde und ohne die Genehmigung des Kaisers wagte Friedrich nicht, sich die Krone auf's Haupt zu setzen.

Der eifrigste Gegner Friedrichs war der Großkanzler von Böhmen, Graf Kinskí, ein geiziger und eigennütziger Mann. Friedrich beschloß, jedes Opfer zur Erfüllung seines Wunsches zu bringen. Er ließ dem Grafen Kinskí 200,000 Gulden anbieten, wenn er sich für ihn verwende; aber auch dies war vergeblich: — der Graf verweigerte die Annahme einer solchen Summe.

Graf Dohna verzweifelte endlich daran, seinen Auftrag glücklich auszuführen; er bat um seine Zurückberufung und erhielt sie. Was seine Geschicklichkeit und seine Anstrengungen nicht vermocht hatten, das vermittelte endlich ein glücklicher Zufall.

Der Graf Dohna war schon von Wien abgereist, als noch ein Brief an ihn eintraf, in welchem ihm der Auftrag gegeben wurde, einen letzten Versuch bei einem andern Minister zu machen und diesem die vom Grafen Kinskí ausgeschlagene Summe zu bieten. Der Brief war in Chiffren geschrieben. Er wurde dem Legationssekretär Bartholdi, welcher einstweilen die Stelle des Grafen Dohna in Wien vertrat, übergeben.

Bartholdi öffnete den Brief; er war in der Chiffreschrift nicht so geübt, wie der abgereiste Gesandte und verlas sich daher in dem Namen des Ministers, den er gewinnen sollte, vielleicht weil auch durch Versehen eine falsche Chiffre genommen worden war. Er glaubte, der Brief

enthalte den Auftrag, sich an den kaiserlichen Beichtvater, einen Jesuiten Namens Wolff, zu wenden. Dieser, ein Baron von Lüdingshausen, der erst bei seinem Eintritt in den Jesuitenorden den Namen Wolff angenommen hatte, war früher im Gefolge der kaiserlichen Gesandtschaften mehrfach in Berlin gewesen. Er fühlte sich außerordentlich dadurch geschmeichelt, daß einer der mächtigsten protestantischen Fürsten Deutschlands gerade seinen Beistand zur Erlangung der Königskrone in Anspruch nehme und er verwendete sich daher kräftigst beim Kaiser und bemühte sich, diesen günstig für die Wünsche des Kurfürsten von Brandenburg zu stimmen.

Der Jesuit blieb fortan im vertrauten Briefwechsel mit dem Kurfürsten und einer seiner Briefe begann mit der charakteristischen Anrede: „Durchlauchtigster Churfürst, gnädiger Herr, beinahe schon König!“

Der Kaiser bedurfte gerade in jener Zeit eines kräftigen Beistandes, denn er stand im Begriff, einen schweren Krieg zu beginnen. Der Wunsch, von dem Kurfürsten von Brandenburg Hilfstuppen zu erhalten, sowie die unausgesetzten Befürwortungen seines einflussreichen Beichtvaters stimmten ihn den Plänen Friedrichs günstig; auch andere Minister wurden durch große Geldsummen gewonnen und legten ihr Fürwort ein, so willigte denn der Kaiser endlich ein, das sehnlichste Verlangen des Kurfürsten von Brandenburg zu erfüllen.

Am 16. November 1700 unterschrieb der Kaiser den geheimen Kronvertrag, in welchem er versprach, den Kurfürsten Friedrich als König anzuerkennen. Aber theuer genug wurde der Königstitel erkauft. Ohne die gewaltigen Summen zu rechnen, welche schon für Bestechungen verschwendet waren, mußte Friedrich noch harte Bedingungen eingehen. Er mußte versprechen, während des bevorstehenden spanischen Erbfolgekrieges 8000 Mann auf seine eigene Kosten im Interesse des österreichischen Hauses ins Feld zu stellen, — auf den Reichstagen zu allen Forderungen des Kaisers ein gehorsames Ja zu sagen; — auf die Bezahlung von rückständigen Hilfsgeldern, auf welche er einen gerechten Anspruch von frühern Zeiten her hatte, zu verzichten, — bei der künftigen Kaiserwahl seine Stimme wieder zu Gunsten des Hauses Oesterreich abzugeben und seine deutschen Reichsländer von keiner Verpflichtung gegen das Reich los zu machen. Eine ungeheure Kaufsumme für einen leeren Titel, denn auch die vermeintliche Unabhängigkeit vom Kaiser wurde durch die letzte Verpflichtung illusorisch gemacht.

Friedrich ging auf die Forderungen des Kaisers ein; jede Bedingung war ihm recht. Er unterschrieb den Vertrag und jetzt war er am Ziel seiner Wünsche.

So schwer die Opfer waren, welche Friedrich gebracht hatte, so erschienen sie doch manchen Freunden des Kaisers noch nicht schwer genug. Der berühmte Feldmarschall, Prinz Eugen, sah

Am Tage vor der Krönung, am 17. Januar, stiftete Friedrich den schwarzen Adlerorden mit dem Wahlspruch: „suum cuique, Jedem das Seine!“ einen Orden, der nie mehr als 30 Ritter enthalten sollte. Jeder Ritter mußte 16 Ahnen haben und das Versprechen abgeben, keusch und gerecht zu leben, Künste und Wissenschaften zu lieben, Wittwen und Waisen zu unterstützen. Er frischte zu gleicher Zeit den in seiner Knabenzeit gestifteten Orden de la générosité wieder auf, indem er bestimmte, daß Niemand den großen Orden bekommen solle, der nicht vorher wenigstens eine kurze Zeit den Orden de la générosité getragen habe.

Die Statuten des schwarzen Adlerordens enthielten die genauesten Bestimmungen über alle bei der Verleihung desselben zu beobachtenden Förmlichkeiten, — Bestimmungen, welche sich auch auf die Kleidung der Ritter bezogen.

Der Orden selbst wurde an einem orange-farbenen Bande getragen.

Die Krönungsfeierlichkeiten, welche uns Herr v. Besser in einem kleinen Folianten\*) beschrieben hat, übergehen wir, wir bemerken nur, daß Friedrich, der fortan als König sich Friedrich I. nannte, sich die Krone selbst auf's Haupt setzte, zum Zeichen, daß er sie weder einer geistlichen noch weltlichen fremden Macht verdanke.

In Berlin wurden, während in Königsberg die Krönungsfeierlichkeiten spielten, ebenfalls große Festlichkeiten veranstaltet.

Die Menge jubelte, sie schwelgte in Entzücken, sie gab sich ganz den Lustbarkeiten hin, welche die Feier begleiteten, ohne daran zu denken, welche neuen drückenden Lasten der Königtitel für den kleinen Staat zur Folge haben mußte.

Das Volk lag im Anfange des 18. Jahrhunderts noch in einem tiefen politischen Schlaf. Der Kampf zwischen den Ständen und der fürstlichen Gewalt hatte sich fast vollendet, dem Fürsten war der Sieg geblieben, die große Masse des Volkes aber schaute dem Kampfe theilnahmlös zu; nach welcher Seite auch der Sieg fiel, ihr nützte derselbe niemals etwas. Hatten doch bisher die privilegierten Stände das Volk so gedrückt, daß der Fürst ihm kaum etwas mehr thun konnte, und wenn es daher auf einer Seite eine Theilnahme zollte, so galt diese eher dem Fürsten als den Ständen.

Die Bürger sonnten sich in den Strahlen der Fürstengunst und besonders die von Berlin waren stolz darauf, daß ihre Stadt die Residenz des Königs sei, daß sich in ihr die Pracht seines Hofes concentrirte. Das Schimmern einer Königskrone blendete sie daher ebenso wohl als den eiteln König selbst.

\*) Das Werk des Herrn v. Besser wurde auf des Königs Kosten herausgegeben. Der Verfasser erhielt von Friedrich für seine trefflichen, in Lobpreisungen des neuen Königs überfließenden Beschreibung eine Belohnung von 2000 Thalern.

läufig sein. Gegen 3 Uhr Nachmittags näherte sich der Zug der Stadt.

Sofort begannen alle Glocken von den Thürmen der Stadt zu läuten; mehr als 200 Kanonen donnerten von den Wällen dem Könige ihren Willkommgruß entgegen, außerdem auch die Geschütze, welche auf den in der Spree liegenden Fahrzeugen aufgestellt waren und besonders überraschend war es, daß auch 6 Geschütze auf dem Dach des Marienkirchthurms abgeseuert wurden. Diese hatte der königliche Kupferdecker Bertram mit Aufbietung großer Geschicklichkeit so hoch hinaufgewunden; während der König in die Stadt einzog, schoß Bertram aus diesen Geschützen unaufhörlich und warf zu gleicher Zeit eine unzählige Masse brennender Schwärmer vom Thurm herab.

Im langsamsten Schritte bewegte sich der Zug durch die Reihen der bewaffneten Bürgerschaft, welche sich in gedoppelter Reihe von der Langen Brücke an bis eine Viertelmeile Wegs außerhalb der Stadt aufgestellt hatte.

Der Zug ging durch die Ehrenpforten. Bei jeder derselben standen Diejenigen, welche die Pforte erbaut hatten, um den König zu empfangen.

Die Georgenstraße mit ihren Ehrenpforten bot einen wahrhaft prächtvollen Anblick dar. Herr v. Besser schildert uns dieselben folgendermaßen:

„Diese Ehrenpforten hatten das Besondere, daß, weil sie alle in eine Reihe gesetzt, und man durch alle 6 in Perspective sehen konnte, sie den Durchziehenden nicht anders als die in den großen Palästen in einer Linie gelegenen Gemächer, deren eines immer schöner als das Andere, vorkamen; auf beiden Seiten sahen die Neugierigen, theils aus erhabenen, schön geschmückten Bühnen, theils auch von ebener Erde in großem Gedränge zu. Die Ehrenpforten waren wegen des steten Marches immer mit neuen Ankommenden erfüllt, und die Häuser und Gassen, von unten bis an die Dächer mit Zuschauern dermaßen vollgepfropft, daß man von ihnen nichts mehr als die Gesichter erblicken konnte. Diese Häuser glichen nicht uneben denjenigen großen Schildereien, in denen, aus Mangel an Raum, von einer Menge Volkes nur die Köpfe und Antlitz anzutreffen sind. Ja viele hatten die Dächer abgebrochen und die Stellen der Ziegel eingenommen, welches dann um so viel nothwendiger gewesen zu sein scheint, als nicht allein alle von ganz Berlin, sondern auch bis auf 15,000 fremder Personen sich in den Straßen des Durchzugs befunden haben sollen.“

Der Zug dauerte bis gegen 7 Uhr Abends. Eine dreimalige Salve der Bürgerkompagnien und der königlichen Truppen beschloß endlich die Feierlichkeit, als die königliche Familie im Schloß angekommen war.

Auch an den folgenden Tagen wurden die Festlichkeiten noch fortgesetzt; die Deputationen der verschiedenen Kollegien kamen und brachten dem

Könige ihre Glückwünsche dar; eine glänzende Illumination der ganzen Stadt am Montag, den 9. Mai, mußte Zeugniß ablegen von der Freude der Berliner. Sie fiel, nach der Beschreibung des Herrn v. Besser, der allerdings den Mund gern etwas voll nimmt, überaus prächtig aus. Er erzählt:

„Gegen 10 Uhr Abends ward alles angesteckt, da die Glocken zugleich zu läuten anfangen und Ihre Majestäten nebst dem ganzen Hofe in der Stadt herum führen. Berlin schimmerte nicht, sondern brannte gleichsam in allen Gassen von Lichtern, Lampen, Fackeln und Freudenfeuern, so daß Se. Majestät, um alles in wenig Worte zu fassen, ohne Grausamkeit die Lust desjenigen Spectacles genießen konnten, welches ehemals der unmenschliche Wütherich Nero an dem brennenden Rom zu haben sich gefreuet; Berlin aber, ohne Verletzung der Bescheidenheit und wenigstens für diesen Abend, sich den Namen Lumen orbi, Licht und Glanz der Welt, zueignen dürfen, den einer aus dem lateinischen Worte Berolinum, durch Versehung der Buchstaben, herausgebracht.“

Ein glänzendes Feuerwerk, welches vor dem Leipziger Thore angezündet wurde, machte am 9. Mai den Schluß der Festlichkeiten, die ihre letzte Weihe durch einen am 22. Juni vom König veranstalteten Dant-, Buß- und Betttag erhielten. Der König hatte selbst die Worte, die von den Kanzeln erklärt werden sollten, vorgegeschrieben:

„Alle Menschen, die es sehen, die werden sagen, daß es Gott gethan und merken, daß es sein Werk sei.“ Psalm 64, 10.

Den Abschluß des Festes machte die Umtau-  
fung einiger Straßen Berlins zum Andenken an die Krönungsfeierlichkeiten. Die Georgenstraße erhielt fortan den Namen der Königsstraße, den sie heut noch führt. Das Sankt Georgenthor, welches, wie unsere Leser sich erinnern werden, damals noch diesseits der Königsbrücke stand, wurde Königsthor und die Vorstadt vor demselben Königsvorstadt genannt.

### Drittes Kapitel.

Hofstaat nach französischem Muster. — Hofämter. — Nachahmung Ludwigs XIV. — Die Scheinmaitresse Gräfin Wartenberg. — Hof-Étiquette. — Pracht am Hofe. — Feile Schmeichelei. — Die schwedischen Offiziere am Hofe. — Die Gräfin Piper. — Peter der Große in Berlin. — Wirthschaften, Feuerwerke und Thierheken.

Den Einwand, welchen Dankelmann gegen die Annahme der Krone gemacht hatte, daß diese den Hof zu neuen, unerschwinglichen Ausgaben veranlassen würde, hatten seiner Zeit die Schmeichler Friedrichs zurückgewiesen. Jetzt aber zeigte der neue König unmittelbar nach der Annahme der Krone, wie berechtigt die Sorgen Dankelmanns gewesen waren.

Friedrich hatte vor nicht zu langer Zeit in

Personen überstieg der Luxus jedes vernünftige Maß; so auch bei einer Zusammenkunft, welche die Könige von Dänemark und Polen im Jahre 1709 mit Friedrich in Berlin hatten.

Die fremden Herrscher wurden bei diesem Besuche auf alle königlichen Lustschlösser geführt, überall wurden ihnen Feste gegeben. Auf mehreren dieser Schlösser waren höchst kostspielige und prunkvolle Einrichtungen getroffen worden, nur zu dem Zwecke, um die königlichen Gäste durch die Pracht des preussischen Hofes in Verwunderung zu setzen.

Das Volk staunte bei solchen Gelegenheiten, die Herrlichkeit des Hofes bewundernd an; es freute sich der vergoldeten Karossen, der herrlichen Pferde, der reich uniformirten Hofdienerschaft; es ergöhte sich an den Feuerwerken und Thierheben, ohne zu bedenken, daß es diesen Glanz mit harter Arbeit durch seine Steuern erkaufen mußte. Die Bürger waren eben Residenzler geworden; der Adel war zum Hofadel herabgesunken, er drängte sich zu den Kammerhern- und andern Ehrenstellen, er haschte nach königlichen Gnadengeschenken und troch mit niedriger Schmeichelei vor dem Herrscher. Bis zu welchem Grade die Vergötterung fürstlicher Personen in jener traurigen Zeit getrieben wurde, davon giebt uns der erwähnte Besuch der Könige von Dänemark und Polen in Berlin ein Zeugniß.

Pöllnitz erzählt uns, daß gerade während des Aufenthalts der beiden Könige in Potsdam die Kronprinzessin zu Berlin von einer Tochter entbunden wurde; einige Tage darauf wurde die junge Prinzessin in der Schloßkapelle mit der größten Pracht getauft. Als Taufzeugen waren die Könige von Dänemark, Polen und Preußen nebst ihren Gemahlinnen eingeladen.

Die neugeborene Prinzessin, die spätere Markgräfin von Baireuth, erhielt die Namen Friederike Sophie Wilhelmine. Das Tauffest, bei dem drei Könige anwesend waren, wurde von den feilen Dichtern jener Zeit benutzt, um der jungen Prinzessin das Glück des Lebens in reichstem Maße zu prophezeien; so viel Könige, als bei ihrer Taufe gegenwärtig gewesen wären, so viele Kronen sollte sie dereinst auf dem Haupte tragen; ein Kammerherr v. Meysebug aus Hessen trieb die Schamlosigkeit so weit, daß er in einem Gedicht, welches er dem König überreichte, die neugeborne Prinzessin mit dem Jesustinde verglich, zu welchem die heiligen drei Könige gekommen seien!

Für Friedrichs Eitelkeit war solche Schmeichelei durchaus nicht zu weit getrieben; er belohnte sie durch ein Geschenk von 1000 Dukaten.

Bei den meisten Besuchen fremder Fürsten und Gesandten herrschte am Hofe die strengste Etiquette; da war auf das Genaueste vorgeschrieben, wie die Rangfolge bei den Vorstellungen sei, wer an der Tafel die obersten und wer die folgenden Plätze einnehmen dürfe. Auch in der Kleidung mußte Jeder sich den lästigen Befehlen fügen, ja die Zahl und Art der Verbeugungen



Könige empfangen. Friedrich beeilte sich, zu versichern, daß ihm dieser unangenehme Vorfall außerordentlich Leid thue. Die Gräfin nahm mit kaltem Stolz diese Entschuldigung hin, ohne etwas darauf zu erwidern.

Einige Tage darauf machte sie einen Spaziergang durch die Straßen von Berlin. Sie ging über die Lange Brücke, wo sie die Statue des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm erblickte. Sofort gerieth sie außer sich vor Wuth: die Sklaven am Fuße der Reiterstatue seien eine schändliche Verhöhnung der Schweden; sie verlangte, daß dieselben augenblicklich fortgenommen würden. Und dies geschah. Zum Glück waren die Figuren damals nur in Gips ausgeführt und ließen sich daher leicht forttransportiren. In der folgenden Nacht wurden sie abgenommen; — ein Zeugniß, welche Opfer Friedrich den Launen der herrschsüchtigen Frau aus politischen Gründen zu bringen geneigt war.

Die Gräfin blieb noch einige Zeit am Hofe. Als sie abreiste, schenkte ihr der König einen Diamantring von beträchtlichem Werth.

Der interessanteste Fremdenbesuch, welchen Berlin während der Regierungszeit Friedrichs erhielt, war wohl der des russischen Czaren Peter des Großen.

Peter der Große, der Schöpfer der Civilisation in Rußland, war damals selbst kaum mehr als ein halber Wilder; aber er war besetzt von einem außerordentlichen Wissensdrang. Er scheute sich niemals, seine Unwissenheit zu gestehen, wo er irgend lernen konnte. Mit einer wahrhaft wunderbaren Geschicklichkeit und Schnelligkeit wußte er die fremden Eindrücke in sich aufzunehmen und sich nach denselben zu bilden. Die erste Ausflucht, welche der Czar von Rußland aus machte, hatte einen Besuch des Kurfürsten Friedrich in Königsberg zum Zweck. Alles, was er sah, erregte seine Verwunderung. Er selbst war in jener Zeit noch in nichts verschieden von seinen langbärtigen, schmutzigen Großen, die mit großen Pelzmützen auf dem Kopfe als Gesandte ihn begleiteten. Er wanderte durch die Straßen von Königsberg und staunte Alles, was er sah, mit unverhehlter Neugierde an.

Ueberall fragte er, um sich zu belehren. Seine Wißbegier war außerordentlich und er suchte dieselbe mitunter durch höchst seltsame Mittel zu befriedigen.

So war einst, als die Rede auf die Strafgerechtigkeit kam, seine erste Frage, wie man die Verbrecher in Deutschland hinrichte. Auf verschiedene Weise, wurde ihm geantwortet, im Verhältniß zu den Verbrechen, die sie begangen haben; Räuber werden gehängt, die Mörder rädert man größtentheils.

Dies Wort fing sofort in dem wißbegierigen jungen Fürsten Feuer. Er hatte noch niemals einen Menschen rädern sehen und bat nun dringend, daß man, um ihn zu unterrichten, in seiner

Gegenwart eine derartige Exekution vornehmen  
möge. —

als früher; die Mitglieder der königlichen Familie, der höchste Adel spielten bei den Nummerreien mit und trugen dadurch zum allgemeinen Vergnügen bei.

Die Feuerwerke bildeten eine der Hauptbelustigungen des Hofes. Der Markgraf Philipp Wilhelm, der den Rang eines General-Feldzeugmeisters einnahm, hegte für die Ausführung derselben ein besonderes Interesse; er ordnete sie gewöhnlich persönlich an und hatte eine außerordentliche Meisterchaft im Arrangement erlangt.

Man sparte bei den Feuerwerken das Pulver nicht, Kanonenschläge, Raketen und Schwärmer wurden zu Tausenden abgebrannt. Aber auch die feinere Feuerwerkskunst wurde zur Anwendung gebracht, indem man kunstreiche Figuren aufstellen und dieselben im Brillantfeuerwerk strahlen ließ. Meistens stellten die Figuren Gegenstände aus der Geschichte des Landes dar oder sie waren bezüglich auf das Fest, zu dessen Verherrlichung das Feuerwerk dienen sollte; besonders prächtig war das Feuerwerk, welches zur Feier des Einzuges nach der Krönung in Berlin, wie wir schon erwähnten, abgebrannt wurde.

Eine Belustigung des Hofes, welche erst unter der Regierung Friedrichs I. aufkam und welche ein trauriges Zeichen für die Roheit der Sitten jener Zeit ist, waren die Thierhegen.

Im Jahre 1693 ließ Kurfürst Friedrich auf dem Platze an der damaligen Stadtmauer, auf welchem gegenwärtig das verlassene Kadettenhaus steht, einen Circus mit einem prachtvollen Amphitheater aufbauen, den er für die Thierhegen einrichten ließ; bedeckte Gallerien zu beiden Seiten des Amphitheaters wurden für den Hof bestimmt, im offenen Theil desselben versammelten sich die Volksmassen.

Der Oberjägermeister v. Bennewitz hatte den Auftrag, die Thiere für die Thierhegen zu besorgen; eine große Anzahl von Bären, Wölfen, Füchsen, Löwen, Stieren, Auerochsen, wilden Schweinen und andern Thieren wurde mit Aufbietung großer Kosten aus allen Ländern und Zonen herbeigeschafft, um sich vor den Augen des Hofes und der jubelnden Volksmasse gegenseitig zu zerfleischen.

Unterhalb des Amphitheaters befanden sich die Käfige der wilden Bestien, die dort aufbewahrt wurden, bis sie zum Kampf gebraucht werden sollten.

Friedrich, der ein Muster seiner Sitte sein wollte, fand doch an diesem rohen Vergnügen die höchste Lust; er hatte eine solche Leidenschaft für die Thierhegen, daß er auch in Königsberg einen Jaggarten einrichten ließ und er war nicht wenig stolz, als bei einer Thierhege, welche am 17. December 1708 bei Gelegenheit des feierlichen Einzuges seiner dritten Gemahlin Sophie Louise von Mecklenburg in Berlin gehalten wurde, die junge Königin mit eigener Hand mittelst eines gezogenen Rohrs einen Auerochsen erlegte.

## Viertes Kapitel.

Die Königin Sophie Charlotte. — Traurige Ehe des Königs. — Freigebigkeit der Königin. — Das Fräulein von Pöllnitz. — Charakterverschiedenheit des Königs und der Königin. — Das berühmte Maskenfest in Hannover. — Die Gründung von Charlottenburg. — Die Gesellschaften der Königin. — Leibnitz und die philosophische Königin. — Der Engländer Toland.

„Daß aber bei aller äußern Pracht an dem Hofe Friedrichs auch der Sinn für das einfache und trauliche Zusammenleben nicht erstikt war, beweist die Darstellung der Tabacksgesellschaft, welche Paul Carl Keyser auf einem im hiesigen königlichen Schlosse befindlichen Bilde gemalt hat. Vertraulich zündet die Königin ihrem Gemahl das Pfeifchen an und nach der Gestalt zu urtheilen, ist es die geistreiche Sophie Charlotte, welche in dieser ungezwungenen Gesellschaft sich befindet; ohne Zwang unterreden sich bei dampfenden Pfeifen die Einzelnen; die Bedienten mit stattlichen Perrücken ebenso wie die Herren geschmückt, reichen der Gesellschaft die nöthigen Erfrischungen. Einer von ihnen hält auf einem Tellerchen die erforderlichen Fidibusse in Bereitschaft.“

Mit diesen Worten etwa entwirft uns der verdienstvolle Willen ein schönes Bild des innern Lebens am preussischen Hofe, leider aber ein falsches Bild, denn die Gemüthlichkeit, welche uns Willen schildert und welche der Maler in seinem Gemälde verewigt hat, war eben nur auf dem Gemälde zu finden.

Friedrich hatte keinen Sinn für häusliche Freuden, sein ganzes Denken war nur der äußern Pracht und dem Schein des Königthums zugewendet; er tröstete sich selbst leicht über den Verlust aller derer, die seinem Herzen am nächsten standen, wenn er ihnen ein prachtvolles Leichenbegängniß ausrüsten konnte.

Sein Herz war krank wie sein Körper, er stand inmitten seines glanzvollen Hofes allein, ohne einen Menschen, der ihm mit aufrichtiger, voller Liebe zugethan gewesen wäre; denn diejenige, welche ihm die Nächste hätte sein sollen, die Königin Sophie Charlotte, hatte für ihn kein Herz, ja sie fühlte sogar eine nicht zu überwindende Abneigung gegen den verwachsenen Gatten, welche sie sich nicht scheute, offen zu ihren Vertrauten zu bekennen. Ein Zeugniß hierfür giebt ein Brief, den die Königin an ihre liebste Freundin, das Hofräulein v. Pöllnitz, im Jahre 1702 schrieb.

Der König hatte die Angewohnheit, wenn er seine Gemahlin noch am späten Abend besuchen wollte, ihr dies dadurch anzuzeigen, daß er ihr seine Rissen voraussandte. Einst schrieb die Königin gerade einen Brief an ihre Freundin, als sie durch eine solche Sendung der Rissen unterbrochen und auf den Besuch des Königs vorbereitet wurde. Sie schloß ihr Schreiben eiligst

und Gärten hervorriefen, fuhr Sophie Charlotte jährlich fort, bis sie im Jahre 1700 die Stellen in der Stralauervorstadt als die letzten vergeben hatte. Die Bürger erkannten dankbar die großmüthige Verwendung und jedermann pries die Fürstin, die es mit dem Volke so gut meinte, und mit so verständigem Sinn und großem Gedeihen wohlthätig war. Sie stand überhaupt mit den Einwohnern der Hauptstadt im besten Vernehmen, sprach theilnehmend mit den geringsten Leuten, hörte ohne Ungeduld ihre Bitten an und half ihnen, wenn sie es vermochte. Bei öffentlichen Vorgängen bezeugte ihr das Volk stets die größte Liebe und Freudigkeit. Eine von ihr den Bürgern geschenkte Fahne wird noch heute in der Köpnicer Kirche aufbewahrt."

Als ein Zeichen der Herzensgüte der Königin wird auch die große Freundschaft gepriesen, welche sie für die ihr nahe stehenden Personen, für den berühmten Philosophen Leibnitz, mit dem sie außerordentlich gern umging, und besonders für ihre Hofdame, das Fräulein v. Böllnitz, empfand. Die Briefe, welche Sophie Charlotte mit der Böllnitz wechselte, zeugen in der That von einer Vertraulichkeit und einer freundschaftlichen Hingebung, welche bei einer Königin bewundernswerth ist.

Barnhagen macht uns von dem Verhältniß der Königin zu Fräulein v. Böllnitz folgende Schilderung:

"Die Königin hatte das Glück, in ihrer Umgebung einige Personen zu besitzen, mit denen sie in geistiger Freundschaft und selbst in vertraulicher Herzensnähe leben konnte. Als eine der seltensten Erscheinungen ist hier vor Allen Fräulein v. Böllnitz zu nennen. Sie war eine der 6 Kammerfräulein, welche Sophie Charlotte schon als Kurprinzessin hatte und deren Zahl nachher auf 12 erhöht wurde. Dieses Fräulein, gleich der Königin ausgezeichnet an Geist und Schönheit, stimmte mit derselben in jugendlichem Sinn und munterer Neigung überein, hatte gleich ihr ein für Freundschaft empfängliches Herz und gewann die volle Neigung und das rüchhaltlose Vertrauen ihrer Herrin, der sie hinwider eine grenzenlose Ergebenheit widmete. Der Kammerherr v. Böllnitz, dessen Denkwürdigkeiten leichter zu tadeln als zu entbehren sind, macht von seiner trefflichen Cousine eine Schilderung, die zufolge der thatsächlichen Zeugnisse nichts weniger als übertrieben ist. Sie hatte eine lebhafte Einbildungskraft, raschen Witz, fröhlichen Sinn und einen an Kenntnissen und Einsichten so reichen Geist, wie man bei Frauen selten findet und ihnen kaum gestatten will. Sie besaß die Gabe des Anordnens und Empfindens und durch ihre Leitung und Fürsorge gewannen die Vergnügungen und der tägliche Tageslauf in Lüßenburg einen großen Theil des Reizes und der Annehmlichkeit, wodurch sie sich auszeichneten."

Ganz anders als die berebten Lobeserhebungen Barnhagens klingt das Urtheil, welches die aller-





reichen Männer und Frauen in zwanglosem Kreise um sie; ihr Liebling, der Philosoph Leibniz, war dort ihr häufiger Gast. Mit ihm sprach sie über die ernstesten philosophischen Materien so eingehend, daß der große Gelehrte oft genug in Verlegenheit kam. Er äußerte einst gegen die Königin: „Es ist gar nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen; Sie wollen das Warum des Warum wissen.“

Sophie Charlotte verkehrte in ihrem Lustschloß mit den bedeutendsten Denkern ihrer Zeit; von Allen suchte sie zu lernen und sie war vorurtheilsfrei genug, auch anerkannte Freidenker zu sich heranzuziehen. Zu diesen gehörte der berühmte Irländer John Toland, der im Anfange des Oktober 1701 nach Berlin kam.

Toland hatte ein bedeutendes Werk geschrieben: „Das Christenthum kein Mysterium, eine Abhandlung zum Beweise, daß nichts in dem Evangelium enthalten, was der Vernunft zuwider oder über ihr sei und daß die echte christliche Lehre in Wahrheit kein Geheimniß genannt werden könne.“ Er hatte in diesem Werk mit scharfem Verstand nachgewiesen, daß nur das als Offenbarung gelten könne, was auch die Vernunft als Wahrheit anzuerkennen vermöge. Er bestritt in Folge dessen die Richtigkeit der Bücher des neuen Testaments und alle in der Bibel enthaltenen Wunder, die Auferstehung, Himmel- und Höllenfahrt Christi.

Sophie Charlotte hatte durch Leibniz und durch Briefe ihrer Mutter viel von Toland, der allgemein für einen Atheisten gehalten wurde, gehört; sie war begierig, den merkwürdigen Mann kennen zu lernen und lud ihn deshalb zu einem Besuch nach Berlin ein.

Toland folgte der Einladung gern; er besuchte die Königin und wurde von ihr mit großer Auszeichnung empfangen. Charakteristisch für die geistreiche Frau ist es, daß sie einen der talentvollsten und doch dabei durchaus rechtgläubigen Prediger der französischen Kolonie, den Herrn de Beausobre, einlud, nach Piesenburg zu kommen, um mit Toland in ihrer Gegenwart über die religiösen Streitfragen, welche Beide schieden, zu disputiren.

Herr de Beausobre hat uns über die Disputation einen treuen Bericht erstattet, aus dem wir ersehen, daß der englische Freigeist sich nicht scheute, in Gegenwart der Königin ganz unbesangenen seine Zweifel über die Wahrheit der Bibel zu äußern. Es gab eine heftige, aber natürlich resultatlose Disputation; jedenfalls hatte diese dem Ansehen Tolands bei der Königin nicht geschadet, denn Sophie Charlotte bewies ihm fortwährend die größte Aufmerksamkeit. Toland war so zufrieden mit seiner Aufnahme am preussischen Hof, daß er in einem Bericht an seinen Gönner, den Herzog von Somerset, die für Sophie Charlotte schmeichelhafteste Schilderung dieses Hofes entwarf. Er sagte über denselben:

„Die Königin bringt ihre meiste Zeit in einem

und Fußbarkeiten in vollkommener Einigkeit beisammen, die doch sonst die Welt für einander ganz zuwider hält. Was ihre Person anlangt, so ist sie eben nicht gar so lang und schmal, sondern vielmehr etwas stark von Leibe, ihre ganze Bildung ist überaus regulär und ihre Haut sehr weiß und lebhaft. Sie hat blaue Augen und kohlschwarzes Haar und hat sehr gern schöne Damen um sich, wie denn ihr ganzes Frauenzimmer davon voll ist."

Der Umgang der Königin mit so vielen gelehrten Männern, ihr reges Interesse für die Wissenschaft hatten einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens in Berlin; wir verdanken demselben, wie noch weiter berichtet werden wird, die Begründung der Academie der Wissenschaften.

Der Einfluß der Königin würde in dieser Beziehung ein noch größerer gewesen sein, wenn sie nicht leider eine ungemessene Vorliebe für die französische Sprache gehabt hätte, eine Vorliebe, die vielfach dazu beitrug, die gute deutsche Sprache aus allen höhern Zirkeln und selbst aus den gebildeten Bürgerfamilien zu vertreiben. Sophie Charlotte unterhielt sich stets nur französisch; sie sprach die fremde Sprache mit solcher Gewandtheit, daß einst von einem Fremden die Frage aufgeworfen wurde, ob sie wohl Deutsch verstehe. Alle ihre Briefe an ihre Mutter und die Pölnitz wurden in französischer Sprache geschrieben, kaum hörte man an ihrem Hofe jemals ein deutsches Wort und ihr Liebling Leibniz folgte ihrem Beispiele, so daß auch er in seinen Briefen und in vielen seiner Werke der deutschen Muttersprache untreu wurde.

### Fünftes Kapitel.

Letzte Krankheit und Tod der Königin Sophie Charlotte. — Schmerz des Königs und des ganzen Landes. — Prunkvolles Leichenbegängniß. — Unterhandlungen wegen einer dritten Heirath des Königs. — Die Königin Sophie Louise. — Unglückliche Ehe. — Trümmelnder Hof der Königin.

Sophie Charlotte hatte von der Natur die herrliche Gabe empfangen, sich durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit die Verehrung aller Derer zu erwerben, welche mit ihr in persönliche Berührung kamen. Ihre Umgebungen vergötterten sie, das Volk liebte die Königin, wie selten eine Königin vom Volke geliebt wird und es war daher eine erschreckende Trauernachricht, als plötzlich von Hannover aus gemeldet wurde, daß Sophie Charlotte nach kurzer Krankheit dort am 1. Februar 1705 gestorben sei.

Sophie Charlotte hatte sich von dem König die Erlaubniß erbeten, einen Besuch bei ihrer Mutter in Hannover machen zu dürfen. Nur mit Widerstreben war Friedrich, der sich wohl noch jenes berühmten Maskenfestes mit Widerwillen erinnerte, auf den Wunsch seiner Gemahlin ein-



Herr Prediger, waren niemals die Sünden der Königin!"

Der französische Wundarzt L'Estocq, welcher an ihrem Lager stand, verbot der Königin das weitere Sprechen. Sie nahm daher mit kurzen Worten von dem Prediger Abschied, indem sie diesem noch einmal versicherte, daß sie als seine gute Freundin sterbe. Nachdem Sophie Charlotte einige Stunden geruht hatte, wandte sie sich plötzlich zu Fräulein von Pöllnitz, welche weinend an ihrem Lager saß. „Welche unnützen Ceremonien wird man doch um diesen Körper anstellen,“ sagte sie nachdenkend, und als bei diesen Worten der Pöllnitz die Thränen mit doppelter Macht hervorströmten, sagte sie lächelnd: „Warum weinen Sie doch? Glauben Sie denn, daß ich unsterblich sei?“

Wenige Augenblicke darauf reichte sie ihrem an ihrem Krankenbett stehenden Bruder mit einem freundlichen Blick die Hand und mit den Worten: „Lebe wohl, geliebter Bruder, ich erlicke!“ starb sie kurze Zeit darauf.

Etwas abweichend von dieser, theils den Nachrichten, welche uns der Herr v. Pöllnitz, theils denen, welche uns der Prediger de la Bergerie über die letzten Augenblicke der Kurfürstin gegeben hat, entnommenen Schilderung ist der Bericht, welchen der Onkel Sophie Charlottens, König Friedrich der Große, über den Tod der von ihm hoch verehrten Frau uns mittheilt. Er sagt:

„Sophie Charlotte hatte eine starke Seele. Ihre Religion war geläutert, ihre Gemüthsart sanft, ihr Geist geschmückt durch das Lesen aller guten französischen und italienischen Bücher. Sie starb zu Hannover im Schooß ihrer Familie. Man wollte einen reformirten Prediger bei ihr einführen. Sie sagte ihm: „Lassen Sie mich sterben, ehe wir uns streiten.“ — Eine ihrer Damen, die sie sehr liebte, zerfloß in Thränen. „Beklagen Sie mich nicht — sagte sie zu dieser — denn ich gehe jetzt, meine Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibnitz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts und dem König, meinem Gemahl, bereite ich das Schauspiel eines Reichenbegängnisses, welches ihm neue Gelegenheit giebt, seine Pracht darzuthun.“ — Sie empfahl sterbend ihrem Bruder die Gelehrten, welche sie begünstigt hatte.“

Die Bestürzung, der Schmerz über den unerwarteten Todesfall waren überall groß, wo die Königin bekannt war. In Hannover wurde allgemeine Trauer angelegt, denn die Stadt und das ganze Land waren stolz darauf, daß sie die geistreiche Königin als ihr Kind betrachten konnten.

Der Hofstaat Sophie Charlottens, ihre nächsten Umgebungen, waren außer sich vor Schmerz. Der Oberhofmeister v. Bülow brachte die Todesnachricht nach Berlin. Als er mit derselben zum König kam, übermannte diesen der Schmerz über den Verlust der noch immer von ihm geliebten Gattin so sehr, daß er in Ohnmacht sank und

man ihm zur Ader lassen mußte. Mehrere Tage vermochte er mit Niemandem zu sprechen; der letzte Brief, den er von der Hand Sophie Charlottens empfangen hatte, rührte ihn auf's Tiefste.

Die Bürger in Berlin und die Einwohner des ganzen Landes zeigten eine außerordentliche Theilnahme bei dem sie so tief schmerzenden Todesfall.

Erst nach einigen Tagen gewann der König seine Fassung wieder. Er bestimmte sofort, daß der Lieblingsaufenthalt Sophie Charlottens künftig den Namen Charlottenburg führen solle. Die ganze Dienerschaft der Königin wurde beibehalten und ihr Hof regelmäßig fortgeführt.

Die nächste Sorge Friedrichs galt, wie die Königin auf dem Todtenbett erwartet hatte, ganz seiner Liebhaberei, ein prachtvolles Reichenbegängniß für die Verstorbene auszurichten. Mit der Sorge für dasselbe zerstreute er seinen Kummer.

Mit großem Trauergepränge wurde am 9. März der Leichnam von Hannover nach Berlin geführt. An allen Orten, wo der Trauerzug durchkam, mußten demselben große Ehren erzeigt werden, dieselben, welche man der Königin im Leben bewiesen hatte. Da wurden die Geschütze begrüßend abgefeuert, da läuteten alle Glocken, da kamen die Bürger, die Truppen, die Geistlichkeit und die Behörden in tiefster Trauerkleidung im Festeszuge der Leiche entgegen und jedesmal Abends wurde der Sarg in der Hauptkirche jedes Orts auf dem Katafalk ausgestellt.

So kam denn am 22. März Abends um 10 Uhr die Leiche nach Berlin. Hier wurde sie in der alten Schloßkapelle vorläufig beigelegt. Drei volle Monate blieb sie stehen; denn so lange dauerte es, bis alle Anstalten zu dem Reichenbegängniß vollendet waren.

Am 28. Juni erfolgte endlich die prachtvolle Beisetzung, bei der Friedrich wieder einmal eine grenzenlose Verschwendung bekundete. Der Katafalk im Dom kostete nicht weniger als 80,000 Thaler und mit gleicher Verschwendung waren alle die übrigen Zurüstungen der ganzen Feierlichkeit begonnen und vollendet. (Ein Prachtwerk\*) giebt uns eine Beschreibung der Feier, auf welche wir nicht weiter eingehen wollen.

Der Verlust der geistreichen und liebenswürdigen Königin wurde am Hofe Friedrichs auf das Schmerzlichsie gefühlt. Sene geistreichen Männer und Frauen, in deren Kreisen die Königin gelebt hatte und welche ihretwegen Berlin zu ihrem Wohnsitz gemacht hatten, trennten sich; viele von den Künstlern, die in ihren Diensten gewesen waren, suchten an andern Höfen Beschäftigung und Unterkommen.

Der muntere, heitere Ton, der durch den Einfluß

stalteten Festen, zum Empfang aufgeboten. Wir wollen von der Beschreibung der Festlichkeiten absehen, um unsere Leser nicht zu ermüden und nur erwähnen, daß auch das Königsthor in der Gestalt einer Ehrenpforte mit Silber geziert war. Es trug eine lateinische Inschrift in goldenen Buchstaben, die zu charakteristisch ist, als daß wir sie unsern Lesern vorenthalten könnten. Sie lautet in der deutschen Uebersetzung:

„Sophien Louise, der Mecklenburgischen Venus, als sie mit triumphirender Pracht zum königlichen Beilager den Einzug hielt, darum daß sie durch eine höchst glückliche Verbindung mit dem großmächtigsten König Friedlich von Preußen das Alterthum des königlich Vandalischen Geblütes zu seiner Majestät erhoben und die ewige Stadt Berlin durch ihre Ankunft mit unendlicher Freude angefüllt hat.“

So prächtig aber auch der Einzug der jungen Königin war, eine rechte Freude herrschte nicht bei demselben. Das Volk gedachte der verstorbenen Sophie Charlotte, für deren Verlust es in der mecklenburgischen Prinzessin keinen Ersatz zu finden hoffte und auch Friedrich bereute schon halb, daß er dem Zureden seiner Minister gefolgt war.

Als ihm am Tage nach dem Einzuge sein Sohn, der Kronprinz, mittheilte, daß seine Gemahlin in wenigen Monaten wieder Mutterfreuden zu erleben hoffe, da sah der König ein, daß er nur ein Spielball seiner Günstlinge gewesen sei und rief ärgerlich aus: „Ich würde mich niemals wieder vermählt haben, wenn ich früher von dem Zustand der Kronprinzessin unterrichtet gewesen wäre!“

Er wäre am liebsten jetzt noch zurückgetreten, das war aber unmöglich — es war zu spät, schon war ja seine Braut in seinem Namen dem Grafen Wittgenstein angetraut worden und die am Nachmittag desselben Tages, am 28. November, bestimmte Einsegnung im Dom gab ja nur den Schluß der Trauungsfeierlichkeiten ab. Diese wurden mit Ausbietung der höchsten Pracht vollzogen. Der König und die Königin gingen zu Fuß unter zwei prächtigen Thronhimmeln in die Kirche. Die Straße war tapezirt, den Fußboden hatte man mit Brettern, welche mit rothem Tuch überzogen waren, belegt.

Die Gewänder des Königs sowohl als der Königin strotzten von Diamanten, Gold und Perlen. Dem König folgte die Königin mit der Krone auf dem Haupt, geführt vom Kronprinzen und dem Markgrafen Philipp. Vier gleichgekleidete Prinzessinnen trugen den Mantel und sechs Gräfinnen, welche alle in Silberstoff gleichgekleidet waren, die Schleppe.

Lustbarkeiten aller Art, Wirthschaften, Thierhegen, Feuerwerke schlossen sich in gewohnter Weise den Hochzeitsfeierlichkeiten an.

Während der prunkvollen Feste und in der ersten Zeit nach denselben schien der König im Besitz seiner jungen Gattin ganz glücklich zu sein.

se Einfluss zu üben. Die Grävenitz erhielt 1710 den Befehl, Berlin zu verlassen, den lutherischen Geistlichen wurde der Hof verboten — aber es war zu spät.

Sophie Louise blieb bei ihrer Andächteit und vertiefte sich immer mehr und mehr in dieselbe, bis endlich über dem Grübeln ihr Verstand sich verwirrte, ihre Vernunft zerrüttet ward!

Friedrich lebte wieder getrennt von seiner Gattin, er stand abermals allein inmitten seiner königlichen Herrlichkeit, ein unglücklicher, demitleidenswerther Mann!

### Sechstes Kapitel.

Prinzessin Louise Charlotte von Radziwill. — Ein Roman am Hofe. — Eine heimliche Ehe. — Der Hofadel. — Das Oberheroldsamt. — Eberhard Dankelmann. — Seine Erhebung, seine Regierung, sein Sturz. — Dankelmanns Prozeß.

Der Hof Friedrichs war, wie alle damaligen deutschen Höfe, unbeschreiblich widerlich, er war roh und frivol zugleich; es giebt keine ekelhaftere Frivolität, als die bei unsern Vorfahren in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts; dieser Vorwurf trifft den Hof Friedrichs in vollem Maße.“

So lautet das Urtheil eines Mannes, den wohl Niemand der Parteilichkeit gegen das preussische Königshaus beschuldigen wird, das Urtheil Niebuhrs.

Der Hof in Berlin war eine Stätte unaufhörlicher Intriguen, welche sowohl im Schooße der königlichen Familie, als auch von den Hofleuten, den Günstlingen Friedrichs, gespielt wurden. Diese Intriguen sind theils von Bedeutung für die Geschichte der Entwicklung des Landes gewesen, theils auch gewähren sie uns ein Bild des Lebens in jener Zeit und sie gehören daher, soweit der Schauplatz derselben der Hof von Berlin war, recht eigentlich in die Geschichte unserer Stadt.

Von einem besonderen Interesse ist ein Intriguenpiel, dessen Mittelpunkt gleich beim Beginn der Regierung Friedrichs die junge und schöne Wittve des Markgrafen Ludwig, des im Jahre 1687 früh verstorbenen Bruders des Kurfürsten, war.

Louise Charlotte, die Tochter des Fürsten Bogislaus Radziwill, war eine junge, außerordentlich schöne Prinzessin, welche durch ihre Liebenswürdigkeit und noch mehr durch ihren großen Reichtum für jeden Fürsten als eine beneidenswerthe Partie galt. Jakob, der Sohn des Königs Johann Sobieski von Polen und der Pfalzgraf Karl Philipp, der Sohn des Kurfürsten von der Pfalz, bewarben sich zu gleicher Zeit um die Hand der Prinzessin.

Friedrich war keinem der beiden Bewerber geneigt; er hätte es wohl lieber gesehen, wenn die Prinzessin einem seiner Brüder die Hand gereicht

hätte und er suchte deshalb alle Bewerber von seinem Hofe um so mehr fern zu halten, als derjenige, der die Hand seiner Schwägerin erhielt, dadurch zugleich eine Anwartschaft auf die polnische Krone gewann.

Die Frage, wer der Gemahl der jungen Prinzessin werden sollte, beschäftigte damals die meisten Höfe in Europa. Frankreich interessirte sich lebhaft dafür, sie dem polnischen Bewerber zu verschaffen, während der kaiserliche Hof sich des Pfalzgrafen annahm. Beide spielten im Geheimen und suchten die Umgebung der Prinzessin zu bestechen, um diese günstig für den bevorzugten Bewerber zu stimmen.

Der Prinz Jakob sandte einen geschickten Unterhändler nach Berlin, den Starosten Wielinski, der unter dem Vorwande, er wolle über ein Bündniß des Königs von Polen mit dem Kurfürsten unterhandeln, nach der Residenz kam, in der That aber den Zweck hatte, seinem Prinzen die Hand der Prinzessin zu verschaffen.

Wielinski war kaum nach Berlin gekommen, als er sich sofort bei der Prinzessin einführen ließ. Er hielt mehrere geheime Unterredungen mit ihr, in welchen er ihr das Glück, mit seinem Prinzen verheirathet zu sein, in den glänzendsten Farben schilderte. Die Prinzessin schien sich indessen nicht recht davon überzeugen zu wollen und sie äußerte sogar, daß sie gehört habe, der Prinz sei durchaus nicht so schön, wie ihn Wielinski schildere. Dieser erbot sich sofort, den Prinzen heimlich nach Berlin zu schaffen, damit derselbe sich der Prinzessin vorstelle. Er schrieb nach Warschau und Prinz Jakob zögerte denn auch nicht, dem Rufe seines Bevollmächtigten zu folgen.

Am 8. Juli (alten Stils) 1688 kam der Prinz in Bernau an. Hier verkleidete er sich als ein Lakai und fuhr, hinten auf dem Wagen des Starosten Wielinski stehend, in Berlin ein. Er fand ein Unterkommen bei dem französischen Gesandten Grafen Gravelle.

Es kam jetzt darauf an, den Prinzen Jakob bei der Prinzessin Louise Charlotte einzuführen aber dies war nicht so leicht, da der Kurfürst von dem heimlichen Aufenthalt Jakobs in Berlin unterrichtet worden war. Ein Hauptmann Faviolle, ein schlechtes Subjekt, der in Berlin auch eine heimliche Spielbank hielt, und ein Sekretär des frühern französischen Gesandten Rebenac, wurden in das Interesse des Prinzen gezogen, um zu vermitteln, daß Jakob eine geheime Unterredung mit der Prinzessin erhalte. Die Intrigue wurde indessen entdeckt.

In der Nacht vom 8. auf den 9. Juli gab es plötzlich einen allgemeinen Skandal im kurfürstlichen Schlosse; man hatte einen Fremden in der Nacht um 2 Uhr aus dem Zimmer der Prinzessin schleichen sehen, er war ergriffen worden und wurde als der französische Gesandtschaftssekretär erkannt, der sich schon bei Hofe abgemeldet hatte, weil er nach Frankreich zurückreisen wollte.

Friedrich war wüthend über die unverschämte

sein, daß er in kurzer Zeit die reiche Braut heimführen werde, Berlin verlassen; denn der Brautstand sollte nicht lange dauern, die Hochzeit bald gefeiert werden.

Schon wurden die prächtigsten Brautkleider in Paris bestellt, als plötzlich die ganze Sachlage sich änderte.

Wenige Tage nach der Abreise des polnischen Prinzen kam der Pfalzgraf, der zweite, wie es schien, hoffnungslose Bewerber um die Hand Louise Charlottens nach Berlin. Er stellte sich dem Kurfürsten vor; dieser führte ihn selbst bei der Prinzessin ein und gestattete ihm den freiesten Umgang mit derselben, warnte aber auch zu gleicher Zeit den Starosten Bielinski, daß er auf dem Gut sein möge, denn es scheine ihm, als ob der schöne und lebenswürdige Pfalzgraf einen nicht unbedeutenden Eindruck auf das leicht bewegliche Herz der Prinzessin Radziwill gemacht habe.

Der Pfalzgraf war in der That ein gefährlicher Nebenbuhler für den Prinzen Jakob, dem die Natur nicht besonders gewogen gewesen war. Louise Charlotte unterhielt sich gern mit ihm; er war bald ihr liebster Gast und sie bereute es tief, dem Prinzen Jacob Sobiesky das Eheversprechen gegeben zu haben.

Der Starost Bielinski hatte mehrere der Hofdamen durch reiche Geschenke in sein Interesse zu ziehen gewußt, eine der wichtigsten Gönnerinnen aber war ihm fremd geblieben, die Oberhofmeisterin der Prinzessin Radziwill, eine Dame, welche auf ihre Herrin großen Einfluß ausübte. Diese gab sich die möglichste Mühe, der Prinzessin die Lebenswürdigkeit des Pfalzgrafen und die Höflichkeit des Polen mit den lebendigsten Farben auszumalen und ihr zuzureden, daß sie das verhaßte Band löse, das ja die priesterliche Weihe noch nicht empfangen habe.

Louise Charlotte schwankte nur kurze Zeit, die Liebe für den schönen Pfalzgrafen gewann bald die Ueberhand über die Furcht, ihre reichen Güter dem polnischen Prinzen abtreten zu müssen. Sie willigte ein, dem Pfalzgrafen auf einer Spazierfahrt zu folgen, welche einen unerwarteten Ausgang nehmen sollte.

Am Nachmittag des 1. August (alten Stils) 1688 holte der Pfalzgraf in einem leichten, eleganten Wagen die Prinzessin zu der Spazierfahrt ab; diese ging indessen nicht weit, nur nach dem Hause des kaiserlichen Gesandten Grafen Sternberg, wo ein katholischer Geistlicher in der Kapelle des fürstlichen Paares harnte.

Kaum hatte die Prinzessin mit dem Pfalzgrafen das Haus des Gesandten betreten, da wurden hinter ihr sofort sämtliche Thüren verschlossen und verriegelt, Niemandem wurde der Eingang oder Ausgang gestattet.

Das junge Paar eilte nach der Kapelle und hier wurde in aller Stille sofort die Trauung vollzogen; ein fröhliches Hochzeitsmahl folgte und erst am folgenden Tage, nachdem nichts mehr zu ändern war, wurde die Vermählung der Prinzessin

Radziwill mit dem Pfalzgrafen bekannt gemacht.

Der Kurfürst war an und für sich nicht unzufrieden, daß die Pläne des polnischen Prinzen vereitelt waren, zum Schen jedoch mußte er über die plötzliche und heimliche Vermählung sein Mißfallen aussprechen. Der Pfalzgraf und seine junge Gattin mußten Berlin verlassen. Sie trösteten sich indessen hierüber bald und lebten in Inbrod in höchst glücklicher Ehe.

Der kleine Roman, welchen wir hier unsern Lesern erzählt haben, ist in allen seinen einzelnen Zügen historisch treu und giebt uns ein anschauliches Bild des Intriguenspiels, welches am Hofe in Berlin herrschte.

Die Sucht nach Macht und Reichthum erfüllte alle Gemüther und jedes Mittel, welches zum Ziele führen konnte, wurde sowohl von den fürstlichen Personen als von dem Hofadel freudig ergriffen. Besonders strebte der letztere darnach, die Gunst des Kurfürsten zu gewinnen, denn Friedrich war stets ein Werkzeug in den Händen seiner Günstlinge.

Wem es gelang, sich beim Kurfürsten und später beim Könige in Gunst zu setzen, der durfte gebieten über die Mittel des Landes, der konnte zu seinem Privatnutzen aus ihnen schöpfen fast ohne irgend eine Verantwortlichkeit.

Der Adel aus allen Landestheilen drängte sich daher an den Hof und verschmähte selbst die niedrigsten Mittel einer unterthänigen Schmeichelei nicht, um diese fürstliche Gunst zu erlangen, welche die Quelle der Macht und des Reichthums war. Er fand am Hofe den gewünschten Spielraum für seine ehrgeizigen Bestrebungen, denn Friedrich vertheilte die wichtigsten Aemter nicht mehr nach dem Verdienst, wie sein Vater, sondern nach der Geburt. Unter seiner Regierung durften Anstellungen in den höhern Staatsämtern nur den Adligen verliehen werden; die Bürgerlichen, welche unter Friedrich Wilhelm die höchsten Stellen bekleidet hatten und welche noch im Amt verblieben waren, wurden in den Adelsstand erhoben, bei neuern Anstellungen aber entschied stets die Zahl der Ahnen; ein untadeliger Stammbaum galt mehr als das Verdienst.

Als König ging Friedrich sogar soweit, im Jahre 1706 ein eigenes Oberheroldsamt einzusetzen, welches das Geschäft hatte, die Wappen der inländischen adligen Familien zu untersuchen und ein allgemeines Wappenbuch anzulegen, um nach der Reinheit des Stammbaums die Ehrenstellen bei Hofe vergeben zu können.

Im Anfang der Regierung des Kurfürsten zeigte sich die Bevorzugung des Adels noch nicht in dem Maße, wie später. Friedrich hatte damals noch einen treuen Rathgeber zur Seite, der selbst dem Bürgerstande entsprossen war, seinen früheren Lehrer und bewährten Freund Eberhard Dankelmann.

Dankelmann war im Jahre 1643 geboren; er stammte aus einer bürgerlichen Familie; sein Vater



und mir Alles zurückgeben, was Sie mir genommen haben werden."

Der Kurfürst war außer sich vor Staunen über diese Worte; er liebte damals seinen Günstling noch so sehr, daß er glaubte, ohne denselben nicht leben zu können. Er legte deshalb die Hand auf ein neues Testament, welches auf einem Tisch lag und schwur seinem Freunde, daß er sicher diese Prophezeiung unwahr machen werde!

Dankelmann aber ließ ihn den Schwur nicht beendigen.

"Schwören Sie nicht — sagte er — was ich gesagt habe, muß geschehen; denn es steht gar nicht in Ihrer Macht, es zu hintertreiben!"

So fest Dankelmann, wie wir aus dieser von Böllnitß uns mitgetheilten Anekdote ersehen, davon überzeugt war, daß er einst den Nachstellungen seiner Feinde unterliegen werde, so kümmerte er sich doch um dieselben wenig, sondern fuhr fort, nach seinem besten Gewissen die Staatsgeschäfte zu führen.

Er hatte durch eine geschickte Verwaltung der Domänen die Einkünfte so zu vermehren gewußt, daß er einen Ueberschuß von beinahe 1 Million Thaler aus denselben erzielte. Aber auch diese bedeutende Summe genügte nicht, um die Schulden zu bezahlen, welche mancherlei Kriege und die kostspielige Hofhaltung des Kurfürsten verursachten. Dankelmann forderte daher mit unnachsichtlicher Festigkeit, daß Friedrich sich mehr einschränke, wenn er nicht das Land ruiniren wolle. Es kam hierüber oft zu ernstern Worten zwischen dem Kurfürsten und seinem Minister und bei solchen Streitigkeiten nahm Dankelmann mitunter einen gewissen Hofmeisterton an, der an das frühere Verhältniß des Lehrers zum Kurprinzen erinnerte.

Solche kleine Mißhelligkeiten wurden von den Feinden des Ministers geschickt ausgebeutet, am Geschicktesten von dem Freiherrn Kolbe v. Wartenberg, einem Intriguanen der gemeinsten Art, der es verstanden hatte, sich bei dem Kurfürsten in die höchste Gunst zu setzen.

Kolbe machte dem Kurfürsten häufig Vorwürfe darüber, daß er sich von Dankelmann noch Hofmeistern lasse und es gelang ihm in der That, den Unwillen Friedrichs darüber zu erregen, so daß dieser einst ausrief: „Dankelmann will den Kurfürsten spielen, allein ich werde ihm zeigen, daß ich selbst Herr bin.“

Kolbe wurde in seinen Bestrebungen, Dankelmann zu verdächtigen, unterstützt durch die meisten Herren vom alten Adel am Hofe. Diesen bot sich bald eine günstige Gelegenheit, den Minister zu verdächtigen.

Der Hofmedailleur Falz hatte eine Schaumünze geprägt, welche auf der einen Seite 7 Sterne über der Stadt Berlin zeigte, auf der andern das Dankelmann'sche Wappen; auf beiden Seiten befanden sich Umschriften, welche die 7 Brüder Dankelmann verherrlichten. Diese Medaille spielte der Graf Christoph Dohna, der Gouverneur des Kurprinzen, der hoch in der

So wurde denn in der Anlagenschrift unter Anderem angeführt, der Oberpräsident habe die Verfügung getroffen, daß fortan kein Befehl, der von dem Kurfürsten unterzeichnet, nicht aber von einem Minister gegengezeichnet sei, Kraft haben solle. Ein großes Verdienst, welches sich Dankelmann um den Staat erworben hatte, wurde ihm hier als ein Verbrechen angerechnet. Bis her hatten häufig die verschiedensten Minister, selbst einzelne untergeordnete Hofbeamte dem Kurfürsten Schriftstücke zur Unterzeichnung vorgelegt, in denen Gnadengeschenke für sie oder ihre Freunde bestimmt waren. Friedrich hatte seine Namensunterchrift oft leichtsinnig gegeben, ohne den Inhalt der Schriftstücke zu prüfen. Wenn sich nun später herausstellte, daß die Gnadengeschenke ohne Vorwissen des Kurfürsten erschlichen waren, so ließ sich nicht mehr ermitteln, wer dieselben zur Unterschrift überreicht hatte.

Um einem solchen Unwesen vorzubeugen, war durch Dankelmann die Gegenzeichnung der Minister und damit die Ministerverantwortlichkeit eingeführt worden.

Ähnlicher Art waren auch die übrigen Anklagen gegen Dankelmann, welche, in 50 Artikeln abgefaßt, diesem zugesandt wurden, um sich zu verantworten. Seine Vertheidigung war so einfach, so klar und einleuchtend, daß eine Verurtheilung unmöglich erschien. Einer solchen aber bedurften auch seine Feinde nicht, der Wille des Kurfürsten stand ja über dem Geß und es kam ihnen nur darauf an, diesen Willen zur Vernichtung ihres Gegners für sich zu gewinnen.

Friedrich, der schon ganz in den Fesseln Kolbe's lag, gab sich dazu her, eine Willkürmaßregel zu begehren, welche seinen Namen ewig in der Geschichte brandmarken wird.

Dankelmann blieb in der Festung Peitz; es wurde ihm auf den Bericht des Oberprocurators nur gestattet, zu seiner Erholung die Festung auf eine halbe Stunde im Umkreise zu verlassen, um frische Luft zu schöpfen.

Zehn Jahre mußte Dankelmann in dieser Verbannung leben, dann wurde ihm im Jahre 1707 die Stadt Kottbus zum Wohnsitz angewiesen, jedoch unter der Bedingung, daß er immer 2 Meilen von Berlin entfernt bleibe.

Um die gegen den verdienten Minister verübte Ungerechtigkeith und Willkür noch durch einen Akt der Habsucht zu krönen, wurden seine sämtlichen Güter und sein ganzes Vermögen ohne weiteren Prozeß konfiszirt und ihm aus demselben nur jährlich 2000 Thaler gewährt.

Dankelmann benahm sich in seiner Gefangenschaft mit der höchsten Würde. Er verlor nie das Bewußtsein seines Werths und als ihm einst der Antrag gemacht wurde, der König wolle ihm einen Theil seiner Güter zurückgeben, wenn er sich bereit zeige, auf den übrigen Theil freiwillig zu verzichten, antwortete er, er werde dies gern thun, wenn der König öffentlich seine Unschuld anerkenne, sonst niemals!

Zu einer solchen Genugthuung entschloß sich Friedrich nicht.

Erst unter dem folgenden König erhielt Dankelmann seine Freiheit wieder, seine Güter aber nicht; diese blieben ihm und seiner Familie für immer vorenthalten.

So wurde Dankelmanns Prophezeiung zur Wahrheit, so weit sie seinen Sturz betraf, nicht aber hinsichtlich seiner Wiedereinsetzung in die ihm geraubten Aemter und Güter.

## Siebentes Kapitel.

Der General v. Barfuß. — Freiherr Kolbe v. Wartenberg. — Flgen. — Schicksale eines Schenk Mädchens. — Die Gräfin Wartenberg. — Hof-Intriguen. — Der Hofmarschall v. Wenfen. — Kabinettsjustiz Friedrichs. — Die drei „Wehen“. — Wartenberg, Wartenleben, Wittgenstein. — Uebermuth der Gräfin Wartenberg. — Sophie Charlotte und die Gräfin Wartenberg. — Eine Damenprügelei am Hofe. — Die Herren von Kamecke. — Sturz und Verhaftung Wittgensteins. — Absetzung Wartenbergs. — Fernere Schicksale des Grafen und der Gräfin Wartenberg.

An die Stelle des gestürzten Ministers Dankelmann trat für wenige Jahre der Feldmarschall Freiherr von Barfuß, ein Haudegen aus der militärischen Schule des großen Kurfürsten, aber weder ein Staats- noch ein Hofmann. Er war auffahrend, hochmüthig, grob, habfüchtig und machte sich daher bald allgemein verhaßt. Friedrich ließ sich von ihm leiten, wie er sich von Dankelmann hatte leiten lassen, aber die Herrschaft des Feldmarschalls dauerte nicht lange, er wurde bald verdrängt durch einen andern Günstling, der geeigneter war, als er, den König am Gängelbande zu führen. Dies war der Freiherr Kolbe v. Wartenberg.

Johann Kasimir Freiherr von Kolbe, nachheriger Graf v. Wartenberg, war schon unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm im Gefolge der Prinzessin Marie von Nassau-Dränien, der Wittve des Pfalzgrafen von Simmern, einer Tante Friedrichs III., an den Hof nach Berlin gekommen.

Kolbe zeigte sich als ein junger, schöner liebenswürdiger Mann, der durch seine außerordentlich feinen Höflingsmanieren die Aufmerksamkeit des damaligen Kurprinzen auf sich zog. Friedrich wünschte ihn für seine Dienste zu gewinnen. Dazu war Kolbe aber damals nicht zu bewegen; denn er stand mit seiner galanten Gebieterin auf einem so außerordentlich vertrauten Fuße, daß er sich verpflichtet fühlte, sie nicht zu verlassen. Er lehrte mit der Prinzessin nach der Pfalz zurück. Nach dem Tode derselben aber wendete er sich nach Berlin, um hier sein Glück zu machen.

Er kam zur rechten Zeit. Bald nach seiner Ankunft starb Friedrich Wilhelm und Friedrich III.



verschafft hatten. Er wurde bald Kolbe's rechte Hand und auf die Verwendung desselben geadelt, damit er zu höhern Staatsämtern gelangen könne.

Algen besaß glänzende Talente, diese aber würden ihn am Hofe Friedrichs kaum in die Höhe gebracht haben, wenn er nicht außerdem auch die Gabe, sich zu verstellen, zu heucheln und zu schmeicheln im höchsten Maße besessen hätte. Er schien der bescheidenste, liebenswürdigste Mensch, ja seine Demuth aina oft bis zur übertriebenen Unterwürdigkeit, er hinterlistig und rathlos, erkwürdig, seiner Zunge, ja dem Ausdrucke, ja dem Niemand errieth, was er eber einen Vertrauten, als ein wahrhaft unermüdlicher Arbeiter förderte er die Geschäfte, wie kein anderer Beamter und er wurde durch diese Eigenschaft, welche seinem Gönner abging, demselben unentbehrlich.

Algen gab sich dem Minister als ein gefügiges Werkzeug hin und deshalb überließ ihm Kolbe die Regierungsgeschäfte; er kümmerte sich nur insoweit um dieselben, als sein Vortheil ins Spiel kam; sobald dies aber der Fall war, wirkte er persönlich, denn seinen Vortheil verstand er trefflich zu wahren, indem er die höchsten und einträglichsten Hof- und Staatsämter in seiner Person vereinigte.

Er behielt seine Ämter als Obertammerherr und Oberstallmeister bei, außerdem aber ließ er sich noch die General-Defonomie-Direktion, die Oberhauptmannschaft aller Chatullenämter, die Oberaufsicht über die königlichen Schlösser, das Generalpostmeisteramt und das Marschallamt von Preußen übertragen. Auch andere vortheilhafte und Ehrenämter suchte er nach und nach an sich zu ziehen. Dadurch stieg denn sein Gehalt auf die wahrhaft unerhörte Summe von 123,000 Thalern jährlich, eine Summe, die bei dem hohen Werth des Geldes in jener Zeit noch eine ganz andere Bedeutung hatte, als sie heut zu Tage haben würde.

Der Glückstern des Premier-Ministers war fortwährend im Steigen. Im Jahre 1704 wurde er auf die Verwendung Friedrichs sogar durch den Kaiser Leopold als Graf v. Wartenberg in den Reichsgrafenstand erhoben.

Eine wesentliche Stütze zur Erhaltung seiner Macht fand Kolbe in seiner Frau, der schon erwähnten Schein-Maitresse des Königs.

Katharina, die Freiin v. Kolbe, spätere Gräfin v. Wartenberg, war im Jahre 1674 zu Emmerich im Herzogthum Cleve geboren. Ihr Vater war ein Schiffer, Namens Ritter, der eine Winkelschenke hielt, in welcher seine beiden keineswegs tugendhaften Töchter die Gäste anlockten.

Ritter hatte die Weinelieferungen für den Hof des Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu besorgen. Zu einer Unterhandlung mit ihm hierüber kam ein Kammerdiener des Kurfürsten, Namens Diebetap in die Schänke. Er sah hier die beiden

Mädchen, verliebte sich in die älteste derselben, Katharina, und heirathete sie.

Biedelap brachte seine junge Frau nach Berlin. Hier sah sie der Freiherr v. Kolbe; sie gefiel ihm; er kam daher häufig in das Haus des Kammerdieners, erklärte der jungen Frau seine Liebe und fand schnelle Erhörung.

Biedelap war nicht eifersüchtig; er ließ den vornehmen Herrn, von dem er mancherlei Vortheile zog, gewähren und nahm sogar 2 Kinder seiner Frau, wahrscheinlich die Kinder Kolbe's, gutmüthig auf seine Rechnung.

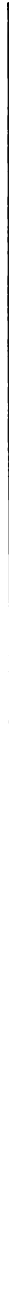
Die Liebe des Freiherrn zu der Frau des Kammerdieners war so groß, daß er, als dieser starb, die im Jahre 1696 heirathete die Liebe seines Günstlings, er war persönlich bei der Hochzeit anwesend, die im Hause seines Kammerdieners Kornmesser gefeiert wurde. Er fühlte wohl schon damals ein Interesse für die junge Frau, welche ihm Kolbe selbst zuführte.

Wir haben über das eigenthümliche Verhältniß des Kurfürsten zu seiner Schein-Mattresse bereits an anderer Stelle gesprochen und wollen hier nur noch einmal erwähnen, daß, wie auch das Verhältniß beschaffen gewesen sein möchte, die junge Frau jedenfalls einen bedeutenden Einfluß auf den Kurfürsten gewann, durch den sie im Stande war, die Macht ihres Gatten außerordentlich zu erhöhen. Ihre beiden Kinder wurden auf die Verwendung Friedrichs unter dem Namen v. Aspach vom Kaiser in den Reichsfreiherrnstand erhoben.

Kolbe's Ernennung zum Premier-Minister erregte den Neid der übrigen Günstlinge Friedrichs; jeder glaubte so gut wie jener zur alleinigen Herrschaft berufen zu sein. Vor allen Andern aber glaubte dies der Hofmarschall v. Wenssen, welcher sich einbildete, bei Friedrich in nicht geringerer Gunst als Kolbe selbst zu stehen.

Wenssen war bisher ein gefügiges Werkzeug Kolbe's gewesen; er hatte sich bei der Frau von Kolbe sehr beliebt zu machen gewußt und verdankte dieser, daß die Mutter des uns als Schriftsteller bekannten Herrn v. Pöllnitz, der uns so viele Nachrichten über den Hof Friedrichs überliefert hat, die reichste Wittve im Lande, ihm die Hand reichte. Das aber hielt ihn nicht ab, am Sturze seines Gönners, dessen Stelle er selbst einzunehmen hoffte, zu arbeiten; er glaubte um so mehr auf einen Erfolg bauen zu können, als Friedrich, wenn er gerade einmal übler Laune war, sich mehrfach zu Wenssen über Kolbe beklagt hatte.

Wenssen fand bei seinem Unternehmen, den allmächtigen Günstling zu stürzen, eine Unterstützung bei mehreren vornehmen Hofkavalieren, den Grafen v. Dohna, v. Lottum und v. Dönhof. Diese ermuthigten ihn, er möge nur kühn vorwärts gehen, möge Kolbe beim König wegen mancher Unterschlagungen, die er begangen haben sollte,



Serzogin von Holstein, nachdem sie aus der königlichen Kasse 10,000 Thaler Entschädigung erhalten, der Bestimmung, daß die Wartenberg den Vortritt vor ihr habe; nur die Frauen der fremden Gesandten widersetzten sich den Anmaßungen der hochmüthigen Gräfin.

Eine höchst lächerliche Scene, welche sich zwischen der Gräfin und der Frau v. Lintlo, der Gemahlin des holländischen Gesandten, bei der Taufe der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine ereignete, giebt hiervon Zeugniß.

Alle Damen von Stande waren eingeladen, sich am Tage der Taufe in den Zimmern der Kronprinzessin einzufinden, um die Markgräfin von Schwedt, die Schwägerin des Königs, welche das neugeborene Kind zur Taufe in die Kapelle tragen sollte, dorthin zu begleiten.

Als der Zug begann, folgte die Gräfin unmittelbar nach der Markgräfin. Frau v. Lintlo, welche sich den Vortritt der Wartenberg nicht gefallen lassen wollte, hatte sich hinter einem Vorhang versteckt und in demselben Augenblick, wo man zur Thür hinausgehen wollte, sprang sie vor und drängte sich zwischen der Markgräfin und der Wartenberg ein.

Die Gräfin war wüthend. Sie faßte sofort die Holländerin beim Kleide und nun gab es in den königlichen Gemächern einen Kampf, wie er bis dahin in denselben wohl unerhört gewesen war. Frau v. Lintlo fuhr der Gräfin in die Haare, diese theilte dagegen tüchtige Püffe aus.

Als endlich der Ceremonienmeister Herr von Besser mit großer Mühe die wüthenden Weiber von einander getrennt hatte, trug die Gräfin als ein Siegeszeichen ein Stück vom Kopfschuß der Holländerin in der Hand.

Der Standal war allgemein. Unmittelbar nach der Taufe wendete sich die Gräfin klagend an den König; ihre Macht bei demselben war so groß, daß Friedrich der Frau v. Lintlo den Hof verbot und den Gesandten wissen ließ, er werde seine Zurückberufung bei den Generalstaaten beantragen, wenn derselbe seine Gattin nicht veranlasse, bei der Gräfin Abbitte zu thun.

Der Gesandte weigerte sich; er mußte aber endlich doch nachgeben, denn Friedrich ging so weit, daß er dem Holländer mit dem Bruch der Bundesgenossenschaft drohte, wenn sein Wille nicht erfüllt werde.

Die Gräfin war durch diesen Erfolg zu einem so hohen Bewußtsein ihrer Macht gekommen, daß sie diese auch der dritten Gemahlin des Königs, Sophie Louise, fühlen lassen wollte.

Die junge Königin hatte Anfangs nicht den Muth gehabt, die mächtige Gräfin von ihrem Hofe auszuschließen; sie lud die Wartenberg sogar zu vertrauten Zirkeln ein. Einß, während der König verreist war, mußte Sophie Louise einer Unpäßlichkeit wegen einige Tage das Zimmer hüten. Sie hatte mehrere Damen vom Hofe bitten lassen, ihr bei einer kleinen Arbeit, einem Geschenk für den König, zu helfen und unter

diesen auch die Gräfin, der sie dadurch eine Ehre erzeigen wollte.

Während die Damen sich bei der Arbeit befanden, trat plötzlich ein unbekannter Mensch mit einem Kaffeebrette, auf dem einige Tassen standen, in der einen und einer Kaffeekanne in der andern Hand ins Zimmer. Verwundert schaute die Königin auf und fragte, was der Mensch wolle. Die Gräfin erwiderte darauf in einem Tone unziemlicher Vertraulichkeit, er sei ihr Kammerdiener, der ihr Kaffe bringe.

Eine solche Unverschämtheit ging der Königin denn doch zu weit. Sie sprang auf und befahl der Gräfin, sofort ihr Zimmer zu verlassen und ihr nie wieder vor die Augen zu kommen. Die Wartenberg schlug bei diesen Worten Sophie Louisans ein helles Gelächter auf. „Das möchte ich doch wohl sehen!“ rief sie frech und brachte die Königin dadurch in einen solchen Zorn, daß sie nach ihren Leuten rief und den Befehl gab, die Bedienten sollten die Unverschämte zum Fenster hinauswerfen.

Zum Glück waren nicht Leute genug vorhanden, um einen solchen Befehl auszuführen. Die Gräfin kam mit dem Schreck davon, da sie es vorzog, sich sofort zu entfernen.

Als der König von seiner Reise zurückkam, klagte ihm die Königin ihre Noth; sie erhielt von ihm das Versprechen, daß der Stolz der Gräfin gedemüthigt werden solle; aber sie erreichte trotzdem nichts weiter, als eine einfache Abbitte.

Der Uebermuth der Gräfin, die Habsucht Wartenbergs und seiner beiden Genossen waren bis zu einem unerträglichen Grade gestiegen. Die Feinde des Ministers beschloßen daher noch einen Versuch zum Sturze des Verhassten zu machen und sie durften dies jetzt wagen, da sie zwei mächtige Bundesgenossen hatten, den Kronprinzen und den inzwischen zum Minister beförderten Ilgen.

Der Kronprinz war der erbitterteste Feind Wartenbergs, dessen willkürliche Herrschaft ihm in der Seele zuwider war. Ein noch gefährlicherer Feind, als selbst der Kronprinz, war Ilgen. Dieser fühlte wohl, daß er entweder zur rechten Zeit mit Wartenberg brechen, seinen Gönner stürzen oder mit ihm fallen müsse; er wählte das erstere. Er verdankte zwar Wartenberg sein hohes Staatsamt, seinen Adel, Alles, was er besaß; dies aber konnte ihn nicht hindern, seinen Wohlthäter zu vernichten.

Sein erster Schlag war gegen die Gräfin gerichtet. Er hatte ausgekundschaftet, daß die Gräfin mit dem englischen Gesandten Lord Raby ein Liebesverhältniß unterhalte, daß sie außerdem von dem Gesandten mit bedeutenden Geldsummen bestochen worden sei, ihm die Staatsgeheimnisse, welche ihr bei dem vertrauten Umgange mit dem Könige bekannt wurden, zu verkaufen. Dies theilte Ilgen dem Könige mit und zwar in günstiger Stunde, als Friedrich ohnehin auf die Gräfin eines neuen Rangstreites wegen, den die-



Es zog sich damals die Straße nach Potsdam mit einer schönen Lindenallee etwas oberhalb der jetzigen Leipzigerstraße entlang; rechts von dieser Lindenallee erhob sich schnell die neue Stadt, links dagegen hatte der Anbau mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen, weil die Eigenthümer vielfach Weilläufigkeiten mit dem Verlaufe ihrer Ländereien machten. Erst als durch eine Verordnung vom 24. September 1691 den neuen Anbauern die sogenannte Baufreiheit zugestanden wurde, in Folge derer Jeder, der ein Brannhaus auf der Friedrichsstadt baute, für jede angewendete 100 Thaler 15 pCt. aus den Accisen und ebenso viel aus der Bierziese zurückbekam und Jeder, der ein anderes Haus baute, 15 pCt. aus der Accisefasse erhielt, wurden viele Bürger zu Hausbauten in der neuen Stadt veranlaßt. Ein Hauptverdienst um den Bau der Friedrichsstadt erwarb sich der Baumeister Nehring, der die Risse für sämtliche zu erbauende Häuser gemacht hat; es war sogar der Befehl erlassen worden, daß nur nach den Rissen Nehrings oder wenigstens nach den von ihm gebilligten Plänen gebaut werden dürfe.

Als Nehring im Jahre 1695 starb, zählte die Friedrichsstadt schon etwa 300 Häuser. Nach seinem Tode wurde die Aufsicht über den Bau der neuen Stadt dem Baudirektor Johann Heinrich Behr ertheilt, der fortan die Risse der Häuser zu prüfen hatte. Durch Behr wurden die Leipziger- und Jerusalemstraße angelegt. Im Jahre 1706 erhielten die Straßen der neuen Stadt ihre Namen und damals gab es schon 23 stark bebauten Straßen in derselben. Der König gab der Friedrichsstraße seinen eigenen Namen, die Charlottenstraße nannte er nach der verstorbenen Königin, die Marktgrafenstraße nach seinen Brüdern, die Behrenstraße nicht, wie vielfach geglaubt wird, nach den Bären, die bei den Thierhegen gebraucht wurden, sondern nach dem Baudirektor Behr.

Der Wall, welcher bis dahin die Friedrichsstadt von der Dorotheenstadt geschieden hatte, wurde im Jahre 1712 abgetragen und der dadurch gewonnene Grund und Boden den Eigenthümern der Häuser an der linken Seite der Linden übergeben.

So war durch die Friedrichsstadt ein neuer prächtiger Stadttheil entstanden, der unmittelbar an die Dorotheenstadt grenzte. In dieser aber wollte der Anbau nicht so gut gelingen, wie in der Friedrichsstadt selbst. Eine Menge schlechten Gefindels hatte sich dort nach und nach angesiedelt und schreckte die besseren Klassen vom Anbau zurück. Im April 1698 befahl Friedrich, die leeren Plätze auf der Dorotheenstadt zu bebauen; in Folge dieses Befehls mehrte sich zwar die Zahl der Häuser, aber nicht die Zahl der anständigen Bewohner. Wo Gefindel ist, da findet sich immer mehr dazu und so ging es in jenem Stadttheil. Dies geht aus einer Bittschrift des Dr. Friedrich Rudolph Walter hervor, der in derselben bat,

man möge doch die vielen infamen und skandalösen Häuser nicht dulden, weil sie großen Schaden im Publikum anrichteten.

Es wurde in Folge dieser Bittschrift in der That auch dem Magistrat aufgegeben, die Freudenhäuser fortzuschaffen, aber das Uebel war zu tief eingewurzelt, als daß es leicht hätte ausgerottet werden können. Die Zahl der schlechten Häuser verminderte sich nicht nur nicht, sondern sie vermehrte sich sogar noch in der Folge.

Selbst die Linden bildeten sich erst nach und nach zu dem beliebten Spaziergange der Berliner aus, welchen wir bereits geschildert haben. Zwischen den Lindenreihen befanden sich Balustraden und innerhalb derselben ein Rasengang. Die Bäume hatten zu ihrem Gedeihen mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, sie erfroren im Winter 1705 sämmtlich und außerdem richteten die Schweine an denselben arge Verwüstungen an, so daß ein Befehl an den Richter der Dorotheenstadt ergehen mußte, er möge dahin sehen, daß der mittlere Gang der Lindenallee gehörig verwahrt und gegen Verunreinigung durch die auf den Straßen umherlaufenden Schweine gesichert würde! Aus dem eigentlichen Berlin waren die Schweine schon verbannt, in den Straßen der Dorotheenstadt aber fanden sie noch immer eine Zufluchtsstätte.

Auch zur Fortschaffung der mitten auf den Straßen stehenden Brunnen mußte ein eigener königlicher Befehl ergehen und ebenso zur Fortschaffung der so gefährlichen Strohdach- und Schindeldächer in sämmtlichen Residenzstädten.

Der Friedrichswerder hatte sich schneller wie die Dorotheenstadt gehoben; ihn zierte das prächtige im Jahre 1706 vollendete Zeughaus, außerdem war auch der Münzkanal angelegt worden und der Platz an der neuen Kirche seit dem Jahre 1705 mit schönen Häusern umgeben.

In Cöln wurde die Fischerbrücke und die Gegend an derselben tüchtig angebaut und am 27. Mai 1710 konnte vom König selbst der Grundstein des neuen Cölnischen Rathhauses, welches zum gemeinschaftlichen Rathhause der ganzen Residenz bestimmt wurde, später aber eine andere Bestimmung erhielt, gelegt werden.

Das eigentliche Berlin wurde durch die Erhöhung der Burgstraße im Jahre 1698 und durch die Schälung der Spree im Jahre 1706 wesentlich verbessert. Ebenso wurde die Stadt nach der andern Seite, nach der Spandauer Vorstadt, welche der König nach seiner dritten Gemahlin Sophie Louise die Sophienstadt nannte, und ebenso auch nach der Stralauer Vorstadt hin bedeutend erweitert.

Durch alle diese Vergrößerungen gewann Berlin unter der Regierung Friedrichs mit jedem Jahre mehr und mehr ein großstädtisches Aeußere; dazu trugen aber wesentlich auch manche schöne öffentliche Gebäude bei, welche ebenfalls ihre Entstehung oder ihren Ausbau dem König verdankten. Wir nennen hier zuerst das königliche Schloß.

Friedrich war das Schloß seiner Ahnen bei

Weitem zu enge; er beschloß, dasselbe umbauen zu lassen und übertrug diese Arbeit dem berühmten Schlüter, dem größten Baumeister seines Zeitalters.

Es war für Schlüter keine kleine Arbeit, aus den in den verschiedensten Zeitepochen entstandenen Gebäuden, die ohne Ordnung und Symmetrie in einander gebaut waren, ein zusammenhängendes Ganze, einen Pallast von edler Anlage zu schaffen. Schlüters Genialität überwand alle Schwierigkeiten. Er entwarf den Plan zu einem prächtigen Schloß mit großen, reich geschmückten Höfen in der Mitte, und der Plan fand die Billigung des Kurfürsten.

Im Jahre 1699 wurde der Anfang des Baues mit der Seite nach dem Lustgarten zu gemacht und zwar wurde diese gewählt, weil neben den Wohnzimmern Friedrichs gleich die Paradezimmer fertig werden sollten, um welche es dem Kurfürsten vor Allem zu thun war.

Die Seite nach dem Lustgarten mußte fast gänzlich niedergehauen und neu aufgebaut werden. Schlüter ging mit Kraft ans Werk. Schon im Jahre 1701 war der Ritteraal so weit fertig, daß man beginnen konnte, die Decken zu malen; das schöne Portal mit den herrlichen Treppen konnte gebaut werden, dann folgte die Seite nach dem Schloßplatz, bei der die Hauptmauern stehen bleiben konnten und nur erhöht und verziert werden mußten. Im Jahre 1702 war auch diese Anlage fast vollendet.

Der geniale Baumeister hatte sich die höchste Zufriedenheit des Königs erworben, der, als er nach der Krönung im Mai 1701 nach Berlin kam, nur zu tadeln hatte, daß seine Paradezimmer noch nicht groß genug waren. Er wollte dieselben in einer fortlaufenden Linie haben, was bei dem ursprünglichen Plan nicht möglich gewesen war und so wurde denn Schlüter gezwungen, den Bauplan gänzlich umzuändern. Der Lustgartenflügel mußte beträchtlich verlängert werden, um die Festäle den Ansprüchen des Königs genügend herzustellen. Zu diesem Zweck mußten die an jener Stelle befindlichen alten Stallgebäude beseitigt und außerdem ein Thurm, der sogenannte Münzthurm, der an der Lustgartenecke des Schlosses stand, in den Bauplan mit aufgenommen werden.

Der Münzthurm hatte ursprünglich die Wasserhebungsmaschine für die Springbrunnenanlage im Lustgarten enthalten, seit dem Jahre 1680 war er aber zum Prägeraum für die kurfürstliche Münze benutzt worden.

Dieser Münzthurm sollte nach dem neuen Projekt eine besondere Zierde des Schlosses werden, seine untern Stodwerke sollten die Wasserkunst enthalten, die oben aber für ein Glockenspiel mit Ubreinrichtung bestimmt werden, welches Friedrich in Holland für 20,000 Gulden angekauft hatte.

Der Thurm mußte zu diesem Zweck bedeutend erhöht werden. Der neue Plan Schlüters fand

den Beifall des Königs und er wurde im Frühjahr 1702 sofort in Angriff genommen. Gleich beim Anfang des Baues zeigte sich, daß der Thurm eine Erhöhung nicht wohl ertragen können, wenn er in seinen untern Theilen nicht bedeutend verstärkt würde; Schlüter ließ ihn deshalb von allen Seiten mit 8 Fuß dicken Mauern ummanteln. Trotzdem aber zeigten sich schon im Frühjahr 1703 kleine Risse in dem Thurm und alle Mittel, welche Schlüter in Anwendung brachte, neue Ummantelungen, gewaltige Steinspfeiler, mächtige eiserne Anker, die die Mauern zusammenhalten sollten, genügten nicht, um dem Bau eine größere Festigkeit zu geben.

Der Thurm war inzwischen mächtig in die Höhe gewachsen, je mehr er aber wuchs, je drohender zeigten sich, trotz der kostbaren Unterstützungsmittel, die Risse in demselben und endlich wurden sie so bedeutend, daß sich sogar die Gefahr, der Thurm werde einstürzen, den Augen der meisten Bauverständigen klar darstellte.

Es ist schwer zu beurtheilen, ob Schlüter, durch seine übermäßigen Geschäfte in Anspruch genommen, dem Thurmbau nicht die nöthige Aufmerksamkeit zugewendet oder ob er ein zu großes Vertrauen in seine Hilfsmittel gesetzt hatte, jedenfalls beging er den Fehler, die drohende Gefahr so lange zu verhehlen, bis es zu spät war und sie von andern übelwollenden Bauverständigen dem König gemeldet wurde.

Schlüter hatte viele Feinde und Nebenbuhler; gerade unter den Berufsgeoffenen waren sie ihm durch seinen sich immer mehr und mehr ausbreitenden Ruhm, der natürlich Neider fand, erwachsen. Der gefährlichste Gegner Schlüters war der Freiherr Gosander v. Göthe, ein Schwede von Geburt, der in brandenburgische Dienste getreten war und bei dem König und der Königin Sophie Charlotte in großer Gunst stand.

Schon längst hatten die Feinde Schlüters den Ruhm des großen Meisters durch allerhand gehässige Intriquen zu verkleinern gesucht; jetzt, wo der Künstler sich wirklich ein bedeutendes Versehen hatte zu Schulden kommen lassen, wurde es ihnen leicht, dasselbe auszubenten.

Der Thurm, dessen Risse mit jedem Tage gefährlicher wurden, dessen Einsturz so drohend erschien, daß die Bewohner der Häuser an der Schloßfreiheit Sorge für ihr Leben trugen, mußte abgebrochen werden, nachdem er ungeheure Kosten verursacht hatte. Schlüter verlor das Vertrauen des Königs und dieser ernannte Gosander, den ärgsten Feind des genannten Künstlers, an seiner Stelle zum Schloßbau-Direktor.

Gosander triumphirte; er war gemein genug, den fallenen Nebenbuhler noch mit Schmutz zu bewerfen, indem er ihn öffentlich in einem viel gelese- n Zeitbuch, dem „theatrum europaeum“, aus dem feigen Hinterhalt der Anonymität beschimpfte. Er nannte ihn einen unwissenden Bildhauer, der in der Baukunst ganz unerfahren sei, zwar einen Riß machen könne, aber nicht



verstehe, was in der Ausführung möglich sei; er sprach sich höhniſch darüber aus, daß Schlüter es gewagt habe, auf einen schlechten Baugrund eine so gewaltige Laſt, wie den Thurm, erbauen zu wollen und ſagte:

„Da raiſonnirte er als ein Bildhauer, und nicht einmal so vernünftig, als ein erfahrener Stallknecht, der da weiß, daß, wenn ein Pferd oder Maulſel überladen wird, selbiges in die Knie ſinkt. Sr. Königlichen Majestät ſonderbare Clemence und Gütigkeit ließ nicht zu, dem Baumeiſter nach ſeinem Verdienst strafen zu laſſen und er ward nur ſchlechterdings ſeines Dienstes entſetzt, ohngeachtet er nicht allein aus Ignoranz, ſondern auch aus Muthwillen und Arroganz geſündigt, daher er verdient hatte, andern zum Exempel nach Verdienst bestraft zu werden, damit ſich Niemand unterſtehen möge, etwas zu unternehmen, was er nicht verſteht. Auch kann man hieraus abnehmen, daß mehr dazu gehöre, als zeichnen zu können, um einen Bau zu führen.“

Gosander übernahm nach Schlüter den Schloßbau; er änderte ſofort den geſamten Plan. Es kam zwar dadurch das ganze Schloß aus der Symmetrie, Friedrich aber ließ ſich dies gern gefallen, weil Gosander ihm ſeine Paradezimmer länger machen wollte.

Von Gosander rührt der fernere Bau des Schloſſes bis zum Tode Friedrichs, namentlich die Seite nach der Schloßfreiheit, her.

In Verbindung mit dem Schloßbau ſtand auch der der Stehbahn, jener Häuserreihe, welche ſich von der Brüderſtraße bis an die Werderſchen Mühlen erſtreckte.

Der König hatte urſprünglich die Abſicht gehabt, an der Stelle, wo jezt das rothe Schloß ſteht, der Langen Brücke gerade gegenüber, eine ſteinere Brücke nach dem Werder herüber zu ziehen; aus dem Plan wurde indeſſen nichts und im Jahre 1702 wurde ſtatt deſſen die Stehbahn mit ihren Kaufmannsläden und Bogenlauben gebaut. Der Platz vor der Stehbahn, unter welchem ſich die Keller derſelben befanden, wurde mit hölzernen Pfählen umgeben, damit nicht darauf gefahren werden könne. Innerhalb dieſer Umzäunung verſammelten ſich alle Mittage die Kaufleute und dies gab Veranlaſſung zur Begründung der Börſe.

Ein anderes bauliches Monument, welches Berlin dem König Friedrich verdankt, iſt das ſchöne Zeughaus. Friedrich legte am 28. Mai 1695 feierlich den Grundſtein; der Bau wurde unter der Leitung der Baumeiſter Nehring, Schlüter, Bodt und Grüneberg vollendet. Schlüters Meiſterhand verdanken wir beſonders die an den Fenſtern nach der Straße befindlichen Helme und im Hofe die Larven der ſterbenden Krieger.

Am 15. Auguſt deſſelben Jahres (1695), in welchem der Zeughausbau begonnen wurde, wurde auch der erſte Stein zum Bau der reformirten Parochialkirche in der Kloſterſtraße gelegt.

Der Kurfürſt mit ſeinem ganzen Hofstaat be-

gaben ſich nach dem dritten Geläut zur Bauſtelle und nahmen hier unter einem Zelt Plaß. Ein Gottesdienſt wurde gehalten, nach deſſen Beendigung die drei Grundſteine gelegt wurden. Der Kurfürſt that dies ſelbſt.

Der Bau der Kirche wurde im Jahre 1703, der des Thurmes im Jahre 1713 vollendet.

Fast jedes Jahr der Regierung Friedrichs trägt die i irgend ein begonnenes oder voll Bauwerk. Es würde uns zu weit ſuhren, wovon wir auf alle dieſe Bauten näher eingehen. Wir erwähnen daher hier nur noch die Jeruſalemer Kirche, die Garniſonkirche, die franöſiſche und die neue Kirche; die erſtere war ſ 1689 aus der beſtehenden kleinen Ue erweitert, ihr völliger Umbau unter Friedrich Wilhelm I.; der Grund zu den drei letztern Kirchen wurde im Jahre 1701, der Grund zur Sophienkirche im Jahre 1712 gelegt.

Eins der ſchönſten Bauwerke aus der Zeit Friedrichs iſt die Lange Brücke mit dem herrlichen Monument des großen Kurfürſten.

Bisher war die Lange Brücke eine elende Holzbrücke geweſen; im Jahre 1690 wurde ſie unter der Leitung des Baumeiſters Nehring mit prächtigen Pirnaiſchen Quaderſteinen zu erbauen begonnen. Der Plan wurde, als Schlüter hinzutrat, geändert und in den Jahren von 1692—1695 das herrliche Werk vollendet. Im Jahre 1703 am Geburtstage des Königs wurde die Statue des großen Kurfürſten auf der Langen Brücke feierlich eingeweiht.

Das Monument iſt ein Werk Schlüters. Er ſelbſt hat die Figur des Kurfürſten nebt dem Pferde modellirt; zu den 4 Slaven hat er nur die kleinen Modelle geliefert, die Figuren ſelbſt aber unter ſeiner Auſſicht von Vater, Brüdner, Penzi und Nahl anfertigen laſſen; der Guß iſt von Jacobi.

Am das Monument knüpft ſich eine Volkſage.

Das Volk erzählt ſich, der große Meiſter habe einſt vor ſeinem eigenen Werk geſtanden und daſſelbe nicht nur mit gerechtem Stolz, ſondern mit Selbſtüberhebung betrachtet.

„Das iſt das größte Kunſtwerk, welches ich je geſchaffen und welches überhaupt jemals geſchaffen wurde!“ rief er aus. „Kein Neider und kein Zweifler ſoll wagen, mir auch nur den kleinſten Fehler daran zu zeigen!“

Neben dem Meiſter ſtand einer ſeiner Schüler, ein unbedeutender, ſcheeliſchtiger junger Mann, der längſt den Ruhm Schlüters beneidet hatte. Er lächelte höhniſch, als der Künſtler das ſtolze Wort ausſprach, dann trat er hin zu dem Meiſterwerk und ſagte: „Wahrlich, kein König kann jemals auf ſolchem Pferde reiten; ſeht nur den rechten Vorderhuſ an, dem fehlt ja das Eiſen!“

Und ſo war es in der That.

Schlüter, ſo erzählt die Sage, ſei über den gerechten Vorwurf ſo erſchröden, durch den kleinen Fehler an ſeinem Werke ſo tief gedemüthigt worden,

daß er, wahnsinnig vor Schmerz, in der Verzweiflung sich von der Langen Brücke in die Spree gestürzt und unter seinem Werk den Tod gefunden habe.

Wahr an der Sage ist nur, daß wirklich dem rechten Vorderhuf des Pferdes das Eisen fehlt. Schlüter hat seinen Tod nicht in der Spree gefunden. Er verfiel, nachdem ihm der Schloßbau abgenommen worden war, in eine Schwermuth, welche für sein ferneres künstlerisches Schaffen nachtheilig wirkte. Seine späteren Werke tragen nicht mehr den Charakter großartiger Genialität, der die frühern auszeichnete. Nach dem Tode des Königs Friedrich verließ Schlüter Berlin, um einem Rufe Peters des Großen nach Petersburg zu folgen.

Die vielen prächtigen Bauten Friedrichs, die Begründung ganzer Stadttheile veränderte während seiner Regierungszeit den Charakter Berlins vollkommen. Die Stadt gewann jetzt mehr und mehr das Ansehen einer Residenz. Dafür zeugt eine Beschreibung des Engländers Toland, der allerdings nicht ganz unparteiisch ist, denn der freundliche Empfang, der ihm am Hofe Sophie Charlottens geworden war, hatte ihn wohl geneigt gemacht, alle Verhältnisse der Residenz im rosigsten Lichte zu sehen; es ist indessen jedenfalls interessant, aus den eigenen Worten des Engländers zu beurtheilen, welchen Eindruck das damalige Berlin auf ihn gemacht hat. Wir theilen deshalb unsern Lesern den folgenden Auszug aus seiner Relation an den Herzog von Sommerset mit:

„Diese Stadt, welche zwar eben so gar groß nicht, wohl aber überaus schön und nett ist, wird in zwei Haupttheile abgetheilt, wovon der eine, nämlich die alte Stadt, wiederum in drei unterschiedliche Districte und Gegenden, als in Berlin, Cöln und den Werder, getheilt wird. In der Neustadt aber, welche man nun ebenfalls zu fortificiren angefangen hat, heißt der eine Theil die Friedrichs- und der andere die Dorotheenstadt, welche Namen sie von dem letztverstorbenen Kurfürsten und der Kurfürstin bekommen haben, dergestalt, daß also die ganze Stadt aus fünf besondern Abtheilungen und Gegenden besteht, ohne was die Vorstädte betrifft. Die Straßen sind sehr breit, reinlich und besser gepflastert, als man sonst in Deutschland findet und sind an den meisten Orten der Stadt, eben wie in Euren Provinzen und Holland, Bäume und Linden reihenweise gesetzt, welches sowohl zur Lust als zum Nutzen dient, ohngeachtet es sonst bei uns in England nicht eben gar gebräuchlich ist. Ingleichen giebt es auch allda hübsche Canäle, welche durch die Abtheilungen der Stadt fließen und mit saubern Aufziehebrücken nach holländischer Art belegt sind. Die darin aufgerichteten neuen Häuser sind meistens nach der besten Baukunst aufgebaut und gemeiniglich von außen nach den Gassen schön ausgeziert, auch inwendig nicht übel möblirt. Die wenigen alten Häuser aber, so noch stehen, sehen gegen die andern ganz trumm und

übel aus und gemahnen mich nicht anders, als

fann, aus Ursache, weil man dort herum jederzeit eine große Menge beladener Schiffe sieht, so den Strom auf- und abfahren, geschweige der andern kleinen Rähne, so in die Stadt gehören. — — — In der Stadt Berlin, welche stricte und eigentlich so genannt wird, ist nahe an dem Wall oder der Mauer ein ansehnliches Amphitheater oder Schauplatz, worin die Bären, Löwen, Bullen, Auerochsen und andere wilde Bestien mehr streiten und kämpfen, deren eine gute Anzahl jederzeit unten in ihren Höhlen und Löchern unterhalten werden. Obgleich die alten Ställe, so an dem Schlosse nahe anliegen, sehr groß und weit sind, so hat er doch in der Neustadt andere aufbauen lassen, welche wahrlich mehr magnific sind und oft von den Fremden für die Palatta und Wohnungen eines großen Ministers angesehen werden. Sie sind in zwei Höfe und in neun Pavillons von gleicher Breite eingetheilt. Oben drüber ist die Academie der Maler, der gelehrten und aller andern freien Künste, welche hier sehr ercelirt und gehegt werden. Ingleichen ist auch hier ein weit aussehendes Observatorium für die Sternfeher aufgebaut. Allein unter allen Curiositäten Berlins ist wohl die wichtigste der neue königliche Palaß, mit welchem Bau man schon weit gekommen ist. Er liegt in Cöln und eben auf demjenigen Orte, wo vor diesem das alte Schloß gestanden hat. — — — Die Bürger folgen ihrem Landesvater nach und richten von Tag zu Tag in allen Gegenden der Stadt neue Häuser auf, dergestalt, daß es immer einer dem andern vorthun will, so daß in wenigen Jahren Berlin eine von den allerfeinsten Städten werden wird, die man nur mit Augen sehen kann. Es werden allda allerhand Manufacturen stark betrieben, als z. B. in Gold und Silber, in polittem Stahl und Glas, allerhand leichte Zeuge, grobe Tuche, Strümpfe und viel andere Dinge mehr.“

Toland geht demnächst über zu einer Beschreibung der verschiedenen Lustschlöffer in der Nähe Berlins, er schildert uns die wahrhaft königliche Pracht, welche in denselben aufgeboten war.

Die Schlöffer von Charlottenburg, Friedrichsfelde, Schönhausen, Köpnick und andere gaben sowie das in Berlin ein vollgültiges Zeugniß von der Verschwendung Friedrichs.

Bei allen diesen Schlöffern wurden auch schöne Parkanlagen gemacht und die Spazierfahrten nach denselben wurden daher bald ein beliebtes Vergnügen der wohlhabenden Bürger Berlins, besonders war Charlottenburg häufig der Zielpunkt für Landpartien der Berliner. Diese fuhren dahin entweder auf offenen Rähnen oder auf den nach holländischem Muster von Friedrich eingeführten Treckschuppen zu Wasser; auch machten sie wohl noch lieber den anmuthigen Spaziergang durch den Thiergarten.

Der Thiergarten hatte noch immer seinen Planzenzaun und die Gitterthore, auch war noch Wild in demselben; aber doch hatte er seine frühere Bestimmung eines eigentlichen Jagdreviers schon

verloren und verwandelte sich mehr und mehr in einen schönen mit Parkanlagen versehenen Wald, der hauptsächlich zu Spaziergängen und Spazierfahrten bestimmt war.

Friedrich war bemüht, für seine eigenen Spazierfahrten und die seines Hofes den Wald durch Anlegung von prächtigen Alleen bequem zu machen. Einen großen Theil der noch heut bestehenden Thiergarten-Alleen verdanken wir ihm, so die Entstehung des großen Sterns, des Platzes, der noch heut gewöhnlich die Puppen genannt wird, den Platz an den Zelten, die von demselben auslaufenden 7 Alleen, die 7 Kurfürsten genannt, die Große Duer-Allee, die damals die Jungfrauen-Allee genannt wurde; ebenso auch die erste Anlage von Bellevue, indem nämlich der König etwa im Jahre 1710 den französischen Refugiés einen Platz im Thiergarten übergab, um ihn mit Maulbeerbäumen behufs der Seidenzucht zu bepflanzen.

Je belebter der Thiergarten wurde, je mehr begann man auch die Umgegend desselben nach und nach zu bebauen und zu verbessern; schöne Landhäuser entstanden in der Nachbarschaft und auch in Charlottenburg, wohin eine Allee von Berlin aus führte. Der Weg war schon damals zu beiden Seiten mit Laternen besetzt, die freilich nur dann brannten, wenn der König in Charlottenburg anwesend war.

## Neuntes Kapitel.

Berliner Künstler. — Schlüter. — Gosander von Göthe. — Die Baukunst. — Die Bildhauerei. — Die Malerei. — Medaillen. — Die Musik. — Die Dichtkunst. — Ein Gedicht des Herrn von Besser. — Eine poetische Grabchrift. — Das Theater. — Eintrittspreise. — Haß der Geistlichkeit gegen die Schauspiele. — Errichtung der Akademie der Künste.

Die prächtigen Bauten, mit denen König Friedrich seine Residenz verschönerte, zogen eine bedeutende Anzahl von Künstlern nach Berlin. Baumeister, Bildhauer, Maler wurden in gleichem Maße bei denselben beschäftigt.

Schon unter der Regierung des großen Kurfürsten hatten sich viele ausgezeichnete Baumeister, wie Memhardt, Smid, Mehring Berlin zum Wohnsitz ausersehen. Smid und Mehring leiteten, wie wir bereits erzählt haben, in den ersten Jahren Friedrichs III. viele wichtige Bauten. Unter den übrigen Baukünstlern, die unter Friedrichs Regierung nach Berlin kamen, ist unstreitig Andreas Schlüter bei Weitem der Bedeutendste; er trat im Jahre 1694 mit einem Jahresgehalt von 1200 Thalern in den Dienst des Kurfürsten und begann seine Thätigkeit mit bedeutenden bildhauerischen Verzierungen im Schlosse zu Potsdam, demnächst führte er im Jahre 1696 den Bau des Hauptgebäudes des Schlosses in Charlottenburg

aus und erwarb sich hierdurch den Titel eines Architekten, der, als ihm Friedrich den neuen Aufbau des Schlosses in Berlin übertrug, in den eines Schloßbau-Direktors umgewandelt wurde.

Die unglückliche Wendung, welche Schlüters Schicksal in Folge des mit dem Einbruch drohenden Münzthurms nahm, haben wir bereits erzählt.

Schlüter hat beim Bau des Münzthurms sich seiner schwere Irrthümer zu Schulden kommen lassen, aber diese werden reichlich aufgewogen durch die großen Verdienste, welche er sich um die Baukunst überhaupt und insbesondere um die Entwicklung derselben in Berlin erworben hat. Von allen Künstlern, welche in dieser Zeit in Berlin wirkten, hat Keiner so sehr auf die Veredelung des Geschmacks hingewirkt, wie gerade Schlüter; sein edler, einfacher Styl dient ja noch heute als unübertroffenes Muster und es ist schwer zu beklagen, daß manche seiner besten Pläne nicht zur Ausführung gekommen sind, weil er zu früh vom Schauplatz seiner Thätigkeit verdrängt worden ist.

Sein Nebenbuhler, Gosander v. Götthe, war von einer weit geringeren Bedeutung als Schlüter; obwohl ihm Tüchtigkeit als Baumeister nicht abzuspüren war, so besaß er doch in keiner Weise das schöpferische Genie Schlüters, dagegen aber in weit höherem Maße das Talent, sich am Hofe beliebt zu machen. Auch die sonst so kunstverständige Königin Sophie Charlotte ließ sich durch das einnehmende Wesen des Hofmanns blenden; sie liebte Schlüter als Baumeister nicht und übertrug daher Gosander v. Götthe gern den weitem Ausbau ihres Schlosses in Liegenburg. Welches Vertrauen sie zu ihm hatte, geht aus einem Briefe an den brandenburgischen Gesandten im Haag, Freiherrn v. Schmettau hervor, in welchem sie schreibt: „Ich bin Ihnen für die Bemühungen, welche Sie wegen eines Tischlers übernommen haben, sehr verbunden; indessen meint Gosander, der das Drafel ist, an das ich mich meiner Bauten wegen wende, es würde nicht nöthig sein.“

Gosander erhielt sich bis zum Tode Friedrichs in dessen Gunst. Er führte vielfache Bauten aus, unter andern das Lustschloß in Schönhausen und das Schloß Monbijou, welches ursprünglich für die Gräfinn Wartenberg gebaut wurde, nach deren Sturz aber in den Besitz der Kronprinzessin kam.

Gosander war ein Hofmann im ungünstigsten Sinne des Wortes; ein Schmeichler gegen die Gewalthaber, war er despotisch gegen seine Untergebenen und ein Intriguant gegen die ihm Gleichstehenden. Wenn man auch nicht behaupten kann, daß Schlüters Fall allein sein Werk gewesen sei, so hat er doch jedenfalls viel dazu beigetragen und er scheute zu solchem Unternehmen auch die unredlichsten Mittel nicht.

Nach dem Tode Friedrichs zeigte es sich, daß er sogar nicht Anstand nahm, sich durch Diebstahl zu bereichern. Der König hatte ihm eine Anzahl Gemälde gegeben, um sie in kostbare silberne und vergoldete Rahmen fassen zu lassen. Diese be-

hielt Gosander und lieferte erst, als die Sache an den Tag kam, einen Theil derselben wieder aus. Auch viele kostbare Zeichnungen, Karten u. dgl. m. sind hoher Wahrscheinlichkeit nach von ihm aus dem königlichen Cabinet, welches er zu beaufsichtigen hatte, entwendet worden.

Von den Bildhauern, welche unter der Regierung Friedrichs sich in Berlin aufhielten, ist ebenfalls Schlüter unzweifelhaft der Bedeutendste. Hätte er nichts geschaffen, als jene herrliche Statue des großen Kurfürsten, so würde auch diese genügen, um ihm einen unvergänglichen Namen zu erwerben.

Die übrigen Bildhauer, welche damals in Berlin lebten, waren von geringer Bedeutung. Wir wollen hier nur noch Bartholomäus Damart, einen Franzosen, und Karl King, einen Engländer nennen, welche als Hofbildhauer in den Dienst des Königs traten; ebenso Balthasar Permoser, dem wir einige Statuen verdanken, während seine übrigen Kunstgenossen sich meistens darauf beschränkten, die Gebäude durch Ornamente zu verzieren.

Auch die Malerei erfreute sich unter der Regierung Friedrichs einer großen Aufmunterung. Eine Reihe tüchtiger Künstler, meistens Niederländer und Franzosen, kamen nach Berlin und erhielten nach den Verhältnissen der Zeit hohe Gehalte. So der niederländische Maler Cornelius Abraham Vega, der aus dem Haag mit 500 Thalern Gehalt berufen wurde; ein gleiches Gehalt erhielt auch der Hofmaler Gideon Romandon; ein Miniatur- und Porträtmaler Quaut erhielt 700 Thaler, mußte aber die Verpflichtung eingehen, jährlich zwei Porträts unentgeltlich und die übrigen für einen sehr geringen Preis zu liefern. Der Geschichtsmaler Terwesten, der mit einem Gehalt von 1000 und später mit 1200 Thalern angestellt wurde, übernahm sogar die Pflicht, „wohl für den Kurfürsten allein und sonst für Niemanden ohne specielle Permission in Fresco, Trampo oder auf Leinwand etwas zu verfertigen.“

Wir nennen außerdem noch Theodor Gericke aus Spandau und Michael Madderstegh aus Amsterdam. Außer diesen kamen nach und nach, besonders nach der Königs-Arklärung Friedrichs, viele fremde Maler nach Berlin, um hier ein reichliches Brot zu finden.

Friedrich interessirte sich außerordentlich für die Fortschritte der Malerei; er unterstützte und ermunterte alle diejenigen Landeskinder, von denen er hoffen konnte, daß sie ein Talent für die Kunst hätten; so schickte er mehrere junge Leute auf seine Kosten nach Frankreich und Italien, damit sie sich dort unter der Leitung berühmter Künstler weiter bilden und das Gelernte nach Hause tragen könnten.

Eine Kunst, die unter der Regierung Friedrichs besonders in Berlin emporblühte, war die des Stempelschneiders. Friedrich liebte kunstvoll geprägte Denkmünzen außerordentlich. Jedes be-

führen,  
Also der Unterthan, was Deine Reitskunst gilt,  
Dereinst an Deiner Kunst des Herrschens werde  
spüren.“

Der Medaillen gab es unter der Regierung Friedrichs so viele, daß eine Lebensgeschichte dieses Fürsten, welche uns von dem königlich preussischen Hofrath Gütther hinterlassen worden ist, eine wahre Medaillensammlung enthält. Fast immer auf der dritten oder vierten Seite finden wir die Abbildung und Erklärung solcher Denkmünzen.

Der geschickteste Medailleur seiner Zeit war in Berlin ein Schwede, Raimund Falk, außer diesem verdient auch sein Schüler F. Marl genannt zu werden.

Einer nicht so großen Begünstigung wie die bildenden Künste erfreute sich in Berlin die Musik. Obgleich die Königin Sophie Charlotte eine große Musikliebhaberin war, so konnte sie doch nicht viel für ihre Lieblingskunst thun, denn Friedrich gab mehr auf Trompetengeckmetter, als auf wahre Kunst.

Die Hofkapelle dauerte allerdings fort, denn sie war zum Glanz des Hofes nothwendig und wir finden auch in Berlin einen besondern Hof-Kunstspfeiser angestellt, dem in seiner Bestallung aufgegeben war, „alle Tage Morgens um 10 Uhr und des Abends im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 4 Uhr im Schlosse vom Thurm abzublaseu und nicht allein zu jeder Zeit künstliche und zierliche, gute Stücke, sondern auch in Sonderheit allemal einen Psalm aus dem Lobwasser zu blasen und sich dabei allerlei Instrumente durch Abwechselung zu bedienen, damit man spüren könne, daß zwischen dem Abblasen, so zu Hofe und dem, so in der Stadt geschieht, ein Unter-

Sie spricht: Ei, steht es Fremden frei,  
Was trag ich denn, ich Deutsche, Scheu,  
Sophiens Lob heraus zu streichen?  
Weicht jede Sprache gleich nicht mitr,  
So muß, o deutsche Fürstin, Dir,  
Doch aller Völker Schönheit weichen!

Wie traurig es um die bürgerliche Poesie aussah, mag uns eine interessante Grabscrift vom Kirchhof der Nikolaitirche beweisen. Dieselbe lautet:

Unter dieser Pflanze ruhet in Gott  
Meine Pflanze, nemlich mein lieber Sohn,  
Christian Friedrich Turken, ist geboren  
1711 den 13. Mai u. s. w.

Zu guter Nacht mein armes Leben,  
Gefällt Dein Seelchen Gott so wohl,  
Daß ich Dich schon vermiffen soll,  
So muß ich mich darin ergeben.

\*) Die traurigen poetischen Nachwerke jener Zeit sind meistens ganz vergessen. Im Volksmund erhalten haben sich nur einige geistliche Lieder, vor allen andern das schöne Lied: „Was Gott thut, das ist wohl gethan“ von Samuel Kobergast, dem Rector des Berlinischen Gymnasiums.

Gott hat Dich aus der Welt geführt,  
 Eh Dich der eitle Land berührt.  
 Dein Sammer und Schmerz ist ewig verborgen,  
 Das heißt ja selig an Pocken gestorben.  
 U. f. w.

Der Druck, der damals auf der Dichtkunst lastete, wurde auch für die Entwicklung der Schauspielkunst in Berlin störend. Obgleich die Liebhaberei für das Schauspiel unter der Regierung Friedrichs in Berlin bei allen Ständen außerordentlich groß war, so konnte dasselbe doch aus Mangel an guten Stücken nicht zu einem wirklichen Volks-Bildungsmittel werden.

Geschauspielert wurde in allen Kreisen; am Hofe mußten Wirthschaften und Aufführungen von Opern u. die meisten Feste verherrlichen. Im Volke kamen die Schulkomödien wieder sehr in Mode, aber dieselben genügten den Bedürfnissen der Berliner bei Weitem nicht; die Bürger wollten für ihre Schaulust andere Befriedigung haben und die reisenden Schauspieler-Gesellschaften fanden daher in der Residenz stets ein schaulustiges Publikum. Die Eintrittspreise waren nicht unbedeutend, sie betragen bei dem französischen Hoffchauspiel: auf dem sogenannten 1. Balkon die Person 1 Thaler, auf dem 2. Balkon 16 Groschen, auf dem 3. Balkon 12 Groschen, jeder Platz auf dem Amphitheater 12 Groschen, jeder Platz im Parterre 8 Groschen.

Daß solche Preise möglich waren, giebt uns einen Beweis für das Vergnügen, welches das Schauspiel den bessern Ständen machte.

Schon im zweiten Jahre der Regierung Friedrichs, im Juni 1690, erhielt der Direktor einer berühmten Schauspielergesellschaft, Sebastian di Scio, die Erlaubniß, in den Residenzen und im brandenburgischen Lande Komödie zu spielen; es wurde ihm die Aufführung von Komödien, Opern, Balleten u. gestattet, nebenbei durfte er sich auch einem andern Gelberwerbe widmen, Balsame und Quacksalberwaaren verkaufen.

Es ist bezeichnend genug für den Werth der Schauspielergesellschaften, daß der Direktor neben seinen künstlerischen Produktionen sich auch als Quacksalber und Marktchreier darstellte.

Di Scio gab seine Vorstellungen auf einer im Rathause erbauten Bühne; sein Theater war sehr zahlreich besucht und das Vergnügen, welches die Berliner an demselben fanden, war so groß, daß, als im Winter von 1691 zu 1692 di Scio nicht nach Berlin kam und auch keine andere Schauspielergesellschaft sich freiwillig daselbst einfand, eine Deputation des Raths und der Bürgerschaft eine kleine Truppe, die in der Kaufstube gespielt hatte, feierlich einlud, nach Berlin zu kommen und dieselbe höchst ehrenvoll einholte.

Einige wohlhabende Bürger hatten für die Gesellschaft auf ihre Kosten ein Theater bauen lassen; sie wurden aber einigermaßen euttäuscht, als die Schauspieler schon bei ihrer ersten Vorstellung vollkommen durchfielen. Es wurde die Geschichte des verlorenen Sohnes aufgeführt. Im zweiten Akt prügelte sich der Hanswurst mit einem

Heiligen und zwei Teufeln auf der Scene so gründlich und riß dabei so berbe Zoten, daß der Hof, der sonst nicht gerade empfindlich gegen eine gute Zote war, doch die Darstellung anstößig genug fand, um während des Stücks aufzustehen und das Theater zu verlassen. Es wurde darauf den Komödianten angedeutet, daß sie so schnell wie möglich Berlin wieder meiden möchten.

Außer di Scio, dessen Vorstellung mehr für das eigentliche Volk, als für die höhern Stände berechnet waren, erhielten auch andere Gesellschaften die Genehmigung, in Berlin zu spielen, so die Gesellschaft des berühmten sächsischen Hof-Komödianten Veltheim, welche, wie uns mitgetheilt wird, zum größten Theil aus Leipziger Studenten bestand, und die Gesellschaft des Sachsen-Weimarschen Hof-Komödianten Gabriel Möller, welche theils neben di Scio, theils dann, wenn dieser nicht in Berlin war, in der Residenz spielten.

Im Jahre 1706 wurde sogar das von uns bereits erwähnte französische Hoffchauspiel mit großen Kosten in Berlin eröffnet. Der zum Intendanten der Vergnügungen Sr. Majestät ernannte Franzose du Rocher übernahm die Errichtung jener Schauspielergesellschaft; er erhielt 2000 Thaler für die Reisekosten der Schauspieler von Tournay, wo dieselben damals spielten, nach Berlin und die Versicherung eines jährlichen Beitrags von 6000 Th. Dafür mußte er sich verpflichten, wöchentlich zweimal für den Hof unentgeltlich zu spielen, auch den Hof auf seinen Reisen zu begleiten; außerdem durfte er an bestimmten Tagen für seine Rechnung für das bereits erwähnte Entree Vorstellungen geben, jedoch hatte der König nebst denjenigen Gästen, die er selbst mitbrachte, unentgeltlich Eintritt.

Für die Hofvorstellungen wurde der Gesellschaft ein im Marstallgebäude über der verdeckten Reitbahn eingerichtetes Theater, auf dem auch bei Hoffesten Opern und Ballette aufgeführt wurden, eingeräumt.

Das französische Hoffchauspiel hatte keinen langen Bestand. Die traurige Stimmung welche durch die Geistesstörung der Königin Sophie Louise am Hofe herrschte, veranlaßte die Auflösung desselben im Jahre 1711. Die Truppe erhielt 2000 Thlr. Reisegeld und wurde entlassen; die von den Hoffchauspielern gebrauchten Kleider wurden unter die Armen vertheilt.

So beliebt das Schauspiel bei den Bürgern war, so verhaßt war es der frommen Geistlichkeit, welche ihre ganze Macht und mitunter mit Erfolg aufbot, um die Theatervorstellungen zu verhindern. Auch die Kurfürstin Sophie Charlotte hatte einmal unter diesem Widerwillen der Prediger gegen das Theater zu leiden. Sie liebte es, auf einem kleinen Theater im Schlosse Opern und Ballette aufführen zu lassen, bei denen die jungen Gelehrten und Hofdamen Rollen übernehmen mußten.

Am Abend vor Pfingsten im Jahre 1695 wurde eine solche Oper mit großem Beifall gespielt. Am zweiten Pfingstfeiertage sollte dieselbe wiederholt werden, aber schon am ersten Feiertage trat der

Hosprediger Cochius mit großer Heftigkeit gegen dies weltliche Vergnügen, welches die Seelen der Hofleute dem Satan unfehlbar in die Hände spielen werde, auf.

Sophie Charlotte lachte, als ihr mitgetheilt wurde, welche Sünde sie durch die Operaufführung begangen haben sollte; sie war übermüthig genug, sich in einer lebenswürdigen Weise zu rächen, indem sie die Frau und Tochter des Hospredigers freundlich einladen ließ, der Vorstellung am zweiten Pfingstfeiertage beizuwohnen. Sie bemerkte in der Einladung, der Herr Hosprediger werde sich dadurch am Besten überzeugen, daß nichts Böses bei ihrer Oper vorkalle.

Der Hosprediger kochte vor Wuth, als ihm das Einladungs schreiben zugeht; er war entschlossen, zur Rache die Vorstellung zu vereiteln. Aber es würde ihm dies schwerlich gelungen sein, wenn er nicht einen mächtigen Verbündeten gewonnen hätte. Ein junger Graf Dönhof hatte bei dem der Oper folgenden Ballet eine kleine Rolle zu spielen. Er bereitete sich eben vor, zum Abendmahl zu gehen, als er von dem Tanzmeister der Kurfürstin zur Probe beschieden wurde. Sein Vater war höchst ärgerlich über einen solchen Mangel an Taktgefühl und eilte zum Kurfürsten. Der Hosprediger unterstützte ihn und den vereinten Bitten Beider gelang es, Friedrich zu bestimmen, daß dieser während der Nacht das Theater plöglich abbrennen ließ.

So wurde denn aus der Oper nichts. Aber Sophie Charlotte wußte es doch durchzusehen, daß sie bald darauf neue Vorstellungen geben konnte. Der Kurfürst fand selbst an denselben ein zu großes Vergnügen, um bei seinen Festlichkeiten eine so angenehme Unterhaltung entbehren zu sollen.

Die Geistlichkeit war mit einem so geringen Erfolge keineswegs zufrieden, sie hatte es auf eine vollständige Unterdrückung des Schauspiels abgesehen. Im Jahre 1703 reichte das geistliche Ministerium der Berliner Kirchen, an dessen Spitze der berühmte Dr. Spener stand, dem Minister v. Fuchs eine Beschwerde gegen das Schauspiel ein, er beantragte die gänzliche Abstellung des bisherigen Unwesens, erhielt aber darauf die Antwort:

„Daß in einer so großen Stadt, als die hiesigen Residenzen, alle Schauspiele nicht abgestellt werden könnten, jedoch sollte von nun an jeberzeit genau dahin gesehen werden, daß Alles, was wider die Moral, Ehrbarkeit und in Sonderheit die Ehre Gottes liefe, nachbliebe.“

Dr. Spener beruhigte sich bei diesem abschläglichen Bescheide nicht. Er suchte, da er auf dem Wege der Eingabe nicht zum Ziele kommen konnte, durch öffentliche Predigten gegen das Komödienwesen zu wirken.

Auch mehrere andere Berliner Geistliche, besonders der Diakonus an der Nikolaitirche, Johann Kaspar Schade, folgten ihm und der Kantor Martin Heinrich Fuhrmann auf dem Werder

schrrieb sogar gegen das Theaterwesen ein Buch.

Der würdige Kantor Fuhrmann schimpfte in diesem Buch ganz entseßlich auf die Schauspieler und erzählte viele ergößliche Anekdoten, welche charakteristisch genug den Eifer der Geistlichkeit gegen das Schauspiel darstellen. So theilt er mit, daß die Wittwe des Dr. Veltheim in Magdeburg in ein heftiges Fieber gefallen sei.

„Als sie nun — sagt er — aus Angst ihres bösen Gewissens und Furcht des vor Augen schwebenden Todes sich wegen ihrer sündlichen Profession mit Gott versöhnen wollte und das heilige Abendmahl verlangte, da wollte kein Prediger das Abendmahl dieser Hündin geben, ehe und bevor sie an Eides Statt angelobt, diese unselige Lebensart künftighin gänzlich zu quittiren. dafern aus ihrem Siechbett ein Siegbett werden sollte; welches Letztere zwar auch geschehen, aber sie hat ihr Wort schlecht gehalten, sondern ist bald wiederum revertirt, worauf sie denn ihren Sommertram dort gänzlich einlegen müssen und mit ihrer Gesellschaft nach Berlin gekommen, woselbst sie anfänglich lauter *Dramata sacra* spielte, bei welchem ihr zuweilen erlaubt, sich durch Schüler vom B zu lassen.

Als ab schwärmerische Wasiertraven und Symmetriken verwandelt, so hat der sel. D. Spener und M. Schade, als sie solches hörten, jene saubern Burtschen nicht etwa en miniature mit Wasserfarben, sondern in omni latitudine mit Delfarben häßlich abgemahlt.“

Ähnlich, wie der Wittwe Veltheim, war es schon früher ihrem verstorbenen Mann im Jahre 1690 in Berlin ergangen. Veltheim wollte damals nebst dem Schauspieler, der die lustigen Rollen spielte, das Abendmahl nehmen, aber sämtliche Berliner Geistlichen weigerten sich, ihnen dasselbe zu geben, bis der Kurfürst den bigotten Predigern einen derben Verweis und den Befehl gab, künftig Niemandem mehr ohne besondere höhere Genehmigung das Abendmahl zu versagen.

Alle Bemühungen der Geistlichen gegen das Theater waren bei dem Widerstande, den sie beim Kurfürsten und später beim Könige fanden, vergeblich und auch ihre Predigten halfen beim Volke nichts, der Sinn für das Schauspiel bürgerte sich mehr und mehr bei den Berlinern ein.

Den Mittelpunkt für alle künstlerischen Bestrebungen in Berlin bildete unter der Regierung Friedrichs die von ihm errichtete Akademie der Künste. Die erste Veranlassung zur Einrichtung derselben gab ein Privatverein einiger Künstler, zu dem auch Augustin Terwesten gehörte. Terwesten empfahl dem Kurfürsten diesen Privatverein und legte ihm die Idee ans Herz, aus demselben eine Akademie der Künste, wie solche in Rom und Paris bestand, zu bilden.

Friedrich faßte den Plan sofort auf und als Schlüter nach Berlin berufen war, erhielt dieser die Anweisung, in der zu begründenden Akademie

von Bildhauern allen möglichen Fleiß anzuwenden, damit die Jugend in dieser Kunst so viel als möglich vervollkommenet werde.

Terwesten erhielt den Befehl, in Verbindung mit Schlüter und den Malern Joseph Berner und Michael Probenner einen Plan für die Akademie zu entwerfen.

Am 20. März 1699 wurde die Stiftungsurkunde vollzogen und am 11. Juli die neue Akademie feierlich eingeweiht.

Die Absicht bei der Gründung der Akademie ging dahin, den in den brandenburgischen Ländern sehr darnieder liegenden Künsten der Malerei, Bildhauererei und Architektur aufzuhelfen; sie sollte für die Kunst dasselbe sein, was die Universitäten für die Wissenschaften waren, nicht eine Schule, sondern eine höhere Lehranstalt. Von jedem für den Hof bestimmten Kunstwert sollten die Skizzen der Kritik der Akademie unterworfen werden und diese Kritik sollte selbst zur Belehrung der Schüler dienen. Auch bei allen Anschaffungen von Kunstwerken für die Sammlung des Kurfürsten sollte stets der Rath des Direktors der Akademie gehört werden.

Bei der Einrichtung waren die in Rom und Paris bestehenden Akademien als Muster genommen. Die Akademie erhielt einen jährlichen Betrag von 1000 Thalern für ihre Bedürfnisse und außerdem zu ihrer Ausstattung eine Sammlung von Gips-Abgüssen nach den berühmtesten bekannten Statuen.

Eberhard v. Dantelmann trat als Protektor an die Spitze der Akademie, welche unter ihm von einem Direktor geleitet wurde. Nach dem Falle Dantelmanns, der ursprünglich dem Maler Berner die Stelle eines beständigen Direktors zugedacht hatte, wurde ein jährlicher Wechsel des Direktoriums eingeführt.

Die Akademie machte von Jahr zu Jahr Preisaufgaben bekannt, sie hielt alljährlich am 1. Juli eine große Versammlung, zu denen auch Kunstliebhaber, die sich als Mitglieder aufnehmen ließen, zugelassen wurden. Für die Arbeiten und die Versammlungen der Akademie wurde das obere Stockwerk der vordern Fassade des königlichen Marstalls unter den Linden bestimmt.

Friedrich hat sich durch diese Einrichtung ein großes Verdienst um die Förderung der Kunst in Berlin erworben. Während seiner ganzen Regierung hat die Akademie höchst segensreich gewirkt, indem sie ein reges Leben unter den Berliner Künstlern hervorrief.



machten, hier nur einige erwähnen, den berühmten Gzechel Spanheim, den Alterthumsforscher Laurenz Beger und vor allen andern den Historiker Samuel v. Puffendorf.

Puffendorf war mit einem bedeutenden Gehalt aus schwedischen Diensten nach Berlin berufen und erhielt den Auftrag, die Geschichte des großen Kurfürsten zu schreiben. Er hat seine Aufgabe musterhaft erfüllt und auf's Fleißigste das ihm zu Gebot stehende Archiv zu Forschungen bei seiner Arbeit benützt. Friedrich bewies ihm seine Zufriedenheit für das vollendete Werk durch ein Geschenk von 10,000 Thalern, welches er ihm machen wollte; da aber das Geld nicht vorhanden war, nicht auszahlbar vermochte.

Puffendorf sollte jährlich 1000 Thaler erhalten; aber er erlebte die Abtragung der ganzen Summe nicht. Als er starb, waren noch 4000 Thaler Rest und seine Wittwe, der eine Pension von 300 Thalern bewilligt worden war, vermochte weder mit ihren Bitten um pünktliche Bezahlung des ihr schuldigen Geldes noch mit denen um die regelmässige Pension durchzubringen; sie mußte in Berlin ein kümmerliches Leben führen.

Auch der berühmte Johann Christoph Bedmann zeichnete sich während Friedrich's Regierung durch seine Forschungen im Gebiete der mährischen Geschichte aus.

Ganz entgegengesetzt den Neigungen und Gewohnheiten ihres Gatten zeigte sich Sophie Charlotte. Sie zog die Gelehrten an ihren Hof und behandelte sie mit der größten Zuborkommenheit. Wir erwähnten bereits, daß der berühmte Leibnitz ihr vertrauter Freund und Rathgeber war.

Durch Leibnitz blieb Sophie Charlotte in fortwährendem Verkehr mit den größten Gelehrten ihrer Zeit. Der philosophischen Königin verdankt Berlin die Gründung der Akademie der Wissenschaften.

Eines Tages speiste der Hofprediger Jablonski bei Sophie Charlotte; da wendete sich die Kurfürstin an ihn und sprach ihr lebhaftes Bedauern aus, daß eine Residenz, die doch in der Wissenschaft eine bedeutende Rolle in Deutschland einnehmen müsse, nicht einmal eine Sternwarte besitze und ebenso wenig einen bedeutenden Astronomen, der hier seine Forschungen mache.

Der Hofprediger theilte Dankelmann und dieser dem Kurfürsten die Wünsche der Kurfürstin mit, für den Augenblick zwar ohne Erfolg, aber er regte doch dadurch in Friedrich Pläne für die Zukunft an.

Sophie Charlotte, welche unablässig bemüht war, Berlin zum Mittelpunkt wissenschaftlicher Bestrebungen zu machen, sprach häufig mit ihrem Gemahl über die Nothwendigkeit, eine wissenschaftliche Gesellschaft in Berlin zu begründen; sie verstand es trefflich, Friedrich an seiner schwächsten Seite zu fassen, indem sie ihn auf das Beispiel Ludwigs XIV. aufmerksam machte und ihm versicherte, die Begründung einer Akademie der Wissenschaften in Berlin würde seiner

Regierung einen neuen Glanz verleihen, ein Fürst von seinen Kenntnissen und seiner Gelehrsamkeit müsse nothwendig an der Spitze eines solchen Unternehmens stehen und seinen Namen als Förderer der Wissenschaften verherrlichen. Sie schlug dem Kurfürsten vor, sich an ihren Freund Leibnitz zu wenden und dessen Rath zu erfordern.

Leibnitz kam nach Berlin und wurde mit Auszeichnung empfangen. Die Zeit war der Ausführung des Planes günstig; der neue Kalender sollte gerade damals eingeführt werden. In Regensburg hatten die Berathungen darüber stattgefunden und der König in Folge dessen mehrere erfahrene Astronomen mit der Anfertigung eines verbesserten Kalenders für seine Länder beauftragt. Leibnitz benutzte die günstige Gelegenheit, um den Plan zur Begründung einer Akademie der Wissenschaften ins Leben zu rufen.

Er überreichte dem König einen Aufsatz, in welchem er die großen Vortheile, die eine derartige Gesellschaft in jeder Hinsicht für den Staat haben müsse, auseinandersetzte und er wußte in einer höchst praktischen Weise seinen Vorschlag zu motiviren, indem er bewies, daß die Akademie für die Verbesserung der Belegung des Handels und der C für die Ausbildung des Heeres ebenjo nutzbar sein werde, wie für die Wissenschaft selbst; nicht nur gute Schulbücher und verbesserte Feuerspritzen werde die Akademie einführen, sie werde auch auf die Velehrung der Heiden außerordentlich günstig wirken. Er schlug zugleich vor, um die Kosten der Akademie zu decken, ihr den Verkauf der Kalender und guter Schulbücher zu überweisen und ihr das Privilegium auf Papier-Fabrikation zu ertheilen.

Friedrich zeigte sich den Vorschlägen, welche ihm Leibnitz gemacht hatte, geneigt; er genehmigte sie und unterzeichnete am 11. Juni 1700 die Stiftungsurkunde der Akademie. Diese wurde mit den astronomischen Berechnungen und der Abfassung des neuen Kalenders betraut, dessen Druck und Verlag ihr zugesichert wurde.

Es gab damals bei Einführung des neuen Kalenders einige Verwirrung im Lande, denn 10 Tage der Weltgeschichte gingen durch denselben verloren, da dem 18. Februar sogleich der 1. März folgte.

Im Stiftungsbrief gab Friedrich der neuen Anstalt den Namen „Societät der Scienzen“ und im Widerspruch mit diesem keineswegs nach den Grundsätzen des früher bekannten Potsdamer Vereins für die deutsche Sprache gewählten Namen machte er es der Societät der Scienzen zur besonderen Pflicht, die uralte deutsche Hauptsprache in ihrer natürlichen Selbstständigkeit zu erhalten, damit nicht ein ungerheimer Mißsch. Masch und Unkenntlichkeit daraus entstehe. Er versprach selbst, besonders darauf zu sehen, daß in den Ausfertigungen der Behörden fremde und übel entlehnte Worte vermieden und dagegen gute deutsche Worte gesetzt würden. Die Societät sollte sich den Ruhm









Heeres verschlungen unter der Regierung Friedrichs enorme Summen.

In früheren Zeiten hatten die Landstände mitunter vermocht, der Verschwendungssucht der Kurfürsten Zügel anzulegen, indem sie die Auflegung neuer Steuern oder die Erhöhung der alten nicht bewilligten. Unter Friedrichs Regierung aber war von einer erforderlichen Einwilligung der Stände nicht die Rede; besonders, nachdem sich Friedrich die Königskrone aufgesetzt hatte, glaubte er sich um die Landstände gar nicht mehr kümmern zu müssen. Er ließ zwar die Stände der Kurmark von Zeit zu Zeit einberufen und setzte sie davon in Kenntniß, wenn eine neue Steuer eingeführt, wenn die bestehenden Zölle erhöht wurden; damit aber glaubte er mehr als genug gethan zu haben.

Der Form nach übten die Stände freilich noch ein Aufsichtsrecht; ein Ausschuß derselben beaufsichtigte das gesammte Kreditwesen; er hatte aber keine andere Aufgabe, als für die vom König ohne Genehmigung aufgenommenen Anleihen Bürgschaft zu leisten und für die Aufbringung der Zinsen Sorge zu tragen.

Unter diesen Verhältnissen wurde es dem Kurfürsten und später dem König leicht, die Einnahmen der Regierung außerordentlich zu erhöhen. Beim Regierungsantritt Friedrichs betrugen dieselben etwas mehr als 1½ Millionen Thaler, im Jahre 1711 beliefen sie sich schon über 3½ Mill., wovon mehr als die Hälfte, 2,100,000 Thaler, auf die Unterhaltung des Heeres verwendet wurden.

Durch welche Mittel wurde diese Vergrößerung der Einnahmen geschaffen?

Durch eine Besteuerung, wie sie wohl kaum in irgend einem andern Lande stattgefunden hat, eine Besteuerung, welche die Kräfte der Unterthanen bis auf's Mark erschöpfte.

Unmittelbar nach Beginn seiner Regierung am 14. Oktober 1688 bestimmte Friederich, daß alle Beamten 10 Prozent von ihrer Besoldung als Steuer zahlen mußten. Am 1. Mai 1691 wurde eine Generalkopfsteuer\*) ausgeschrieben, von der Niemand im ganzen Lande befreit sein sollte; die ärmste Tagelöhnerfrau, ja jedes Gänsemädchen mußten den bestimmten Beitrag von mindestens 4 Groschen leisten, der Bauer hatte 12 Groschen zu zahlen. Aber auch der Kurfürst und die Kurfürstin waren von der Steuer nicht ausgeschlossen, denn da diese jeden Kopf im Lande treffen sollte, so mußten auch die beiden höchsten Köpfe besteuert werden, der des Kurfürsten mit 1000 Thalern, der der Kurfürstin mit der Hälfte; ja als später die Steuer abermals

\*) Die Kopfsteuer war die Mutter der noch bestehenden Klassensteuer. Sie hatte den sehr vernünftigen Zweck, alle Einwohner des Landes zu den Staatsausgaben nach dem Verhältniß ihrer Leistungsfähigkeit heranzuziehen, wie ja auch Alle Theil nahmen an den Vortheilen der Staatsvereinigung.

und zwar mit höhern Sätzen ausgeschrieben wurde, da legte sich der Kurfürst eine Steuer von 2000 Thalern und seiner Gemahlin eine von 1000 Thalern auf und als nun gar nach der Krönung sein Haupt ein königliches geworden war, stieg dasselbe noch im Preise; er bestimmte für sich 4000 Thaler, für seine Gemahlin, die Königin, 2000 Thaler.

Das erhebende Beispiel der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, welches Friedrich gab, indem er auf sein eigenes Haupt eine Steuer legte, fand doch nicht diejenige Anerkennung bei den stets spottfüchtigen Berlinern, welche der erhabene Herr gehofft hatte. Die Berliner meinten, da der König das Geld aus des Volkes Taschen nehme, so könne er davon ohne irgend eine Unbequemlichkeit eine Steuer zahlen, die wieder in seine eigene Kasse zurückfließe!

Als nach der Königskrönung die Ausgaben des Hofes sich außerordentlich vermehrten, zeigte Friedrich eine anerkennungswürdige Genialität in der Erfindung besonderer Steuerarten.

Da wurde dem Lande unter dem Namen einer Krönungssteuer Geld abgefordert, da wurde die Kopfsteuer immer wieder erneuert und alle Rückstände trieb man mit Exekution ein, da besteuerte man die Karossen in Berlin, weil dieselben, wie die betreffende Verordnung sagte, das Steinpflaster der Residenz ruinirten, und in Anerkennung, daß nach der Mode der Zeit auf jeden Kopf auch ein Dedel gehöre, besteuerte man die Perrücken!

Alle Welt trug jene aus Thier- und Menschenhaaren künstlich verfertigten Kopfbedeckungen. Die Perrücken waren von eminenten Größe und kosteten große Summen; — ein würdiger Rathsherr, der sich gebührend schmücken wollte, mußte mitunter wohl 2—300 Thaler für eine mächtige Allongeperrücke zahlen und es gehörte zum guten Ton, diese aus Frankreich direkt zu beziehen.

Friedrich zog aus der allgemeinen Narrheit, in der er mit gutem Beispiel voranging, denn das Hauptgeschäft seines Gesandten in Paris war, für ihn die schönsten Perrücken zu besorgen, gerechten Vortheil. Für jede aus der Fremde eingeführte Perrücke mußte der vierte Theil ihres Preises an Accise bezahlt werden, während inländische nur mit dem sechszehnten Theil der Kaufsumme besteuert waren.

Auch die Frauenzimmer mußten ihren Beitrag zur Kopfbedeckungssteuer tragen. Jene hohen Hauben, von denen wir bereits früher gesprochen haben, die Fontangen, gegen welche sich der Haß der Geißlichkeit richtete, wurden mit einem Thaler besteuert.

So lächerlich diese ganze Steuer erscheint, so war sie dennoch verhasst, wie kaum eine andere und führte Störungen des Verkehrs, ja Eingriffe in die persönliche Freiheit herbei, welche höchst lästig waren. An allen Thoren lauerten die Wistatoren und durchstöberten jede in die Stadt gebrachte Kiste nach etwa einzuschmuggelnden Perrücken; jede Perrücke wurde nach der Stempel-

ammer gebracht, dort von den Beamten taxirt und mit einem Siegel versehen, zum Zeichen, daß sie versteuert sei.

Wer es wagte, mit einer unbefestigten Perrücke auf die Straße zu gehen, der mußte nicht nur eine Strafe zahlen, sondern auch riskiren, daß ihm auf öffentlichem Markt irgend ein Accisebeamter die Haarfrisur vom Kopf riß und daß dem so Mißhandelten die Berliner Gassenbuben mit ihrem bekannnten, zu allen Zeiten gleichen, unverwüßlichen Humor das Geleit gaben.

Hänfig wurden Hausfuchungen angestellt, wenn Denunziationen einliefen, der oder jener habe eine unbesteuerete Perrücke im Kasten.

Außer der Abgabe für neu eingelaufte Haartouren wurde eine bleibende Steuer auf dieselben gelegt. Jeder, der eine Perrücke tragen wollte, mußte nach seinem Rang für seinen Kopfschmuck einen jährlichen Beitrag zahlen, und dafür, daß die Steuern pünktlich eingezogen wurden, war dadurch gesorgt, daß man sie einem französischen Abenteurer, *Olie Papus de Laverdange*, verpachtete, der sie mit unnachsichtlicher Strenge eintrieb.

Auch die Spielarten waren besteuert. Früher hatten diese ebenfalls einen Stempel getragen, der aber nur zu Gunsten der Armen erhoben worden war, vom Jahre 1702 an aber wurde den Armen nichts mehr von der erhobenen Kartensteuer gegeben, denn der Hof bedurfte des Geldes.

Besonders geistreich war die Steuer, welche im Jahre 1704 auf die unentbehrlichsten Kleidungsstücke gelegt wurde. Damit sich Niemand dem nöthigen Steuerbeitrag entziehen könne, trieb man von Schuhen und Stiefeln, Pantoffeln, Strümpfen und Hüten von jedem Stück einen Groschen ein, denn nackt konnten die Bürger doch nicht gehen. Nur die abgetragenen Kleidungsstücke der Fremden und die Schuhe von Kindern unter 3 Jahren waren von der Steuer ausgenommen; die Schuster mußten das zugeschnittene Leder erst auf die Accise bringen und stempeln lassen, ehe sie es verarbeiten durften. Auch die Erlaubniß, auf den Kleidungsstücken oder auf Schuhen und Pantoffeln der Mode der Zeit gemäß Gold- und Silberfittern zu tragen, mußte mit einer Steuer erkaufte werden. Vollständig gerechtfertigt nach der Meinung vieler Junggesellen, ungerechtfertigt aber nach der der Jungfrauen war die Bestimmung, daß alle unverheiratheten Frauenzimmer vom höchsten Rang bis zur niedrigsten Dienstmagd herunter ihre Jungfrauenchaft vierteljährlich mit 6 Groschen veraccisen mußten.

Wer Thee, Kaffee oder Chokolade trinken wollte, mußte sich einen Erlaubnißschein dazu lösen, der jährlich 2 Thaler kostete, und damit diese Steuer auch hübsch einträglich sei, unterließ es der König nicht, in der ganzen Stadt öffentliche Thee- und Kaffeeschenken anzulegen, damit das Publikum zum Genuß der lieblichen Getränke aufgemuntert werde.

Damit endlich nichts Steuerbares vergessen werde, legte Friedrich auch eine Steuer auf die Schweineborsten. Der Erfinder dieser Steuer, der Kommerzienrath *Creuz*, war zugleich der Pächter derselben.

Ein königliches Edikt verbot, ferner den Schweinen die Borsten abzuschneiden und befahl, daß Jeder kurz vor Johannis seinen Schweinen die Borsten austrafe, damit diese nicht ausfielen und dadurch umlämen. Die ausgerauften Borsten mußten an einen Faden gebunden und an königliche Kommissarien abgeliefert werden, von denen sie die Bürstenbinder zu kaufen gezwungen waren. Kein Maurer, der etwa im Winter das Schlächtergewerbe betrieb, durfte sich unterfangen, sich aus Schweineborsten einen Maurerpinsel zu machen. Unterschleife waren streng verboten und der Denunziant erhielt eine Belohnung von 10 Thalern.

Es konnte nicht fehlen, daß gerade diese Steuer viel Gelächter erregte und der Herr Kommerzienrath *Creuz* mußte es sich gefallen lassen, daß ihn, wo er sich auch sehen ließ, die Strassenjugend mit manchen mißliebigen Titeln belegte und daß in den Gasthäusern und Trinkstuben viel über ihn hergezogen wurde.

Zu seinem Schutze erschien am 4. Juni 1709 ein königlicher Erlaß, in welchem es heißt:

„Wer den Kommerzienrath *Creuz* oder dessen Commisfen mit schimpflichen oder ehrenrührigen Worten, wie schon geschehen, angreift, soll sofort ohne weitem Proceß mit Gefangenschaft oder andern Leibesstrafen belegt und ebenso gegen die Uebertreter des Schweineborsten-Handlungs-Privilegiums verfahren werden.“

Die schwere Besteuerung, welche fast wörtlich jeden zum Leben nothwendigen Gegenstand betraf, erregte im ganzen Lande die tiefste Mißstimmung, in Berlin vielleicht am Wenigsten, denn die aus allen Provinzen erpreßten Steuern flossen ja in der Residenz zusammen; sie wurden hier vom Hofe verschwendet und wenn auch Kaufleute und Handwerker selbst durch das Abgabensystem gedrückt waren, so hatten sie doch durch dasselbe mannigfachen Verdienst.

Die Berliner hätten freilich lieber diesen Vortheil genossen und keine Steuern bezahlt. Sie beriefen sich deshalb auf ihre Rechte, auf die ihnen von Alters her gewährte Zollfreiheit, indem sie eine Vorstellung an den König richteten und darin sagten;

„Im Evangelium Matthäi, Kap. 17, V. 25 und 26 heiße es: „Jesus sprach: Von wem nehmen die Könige den Zoll? Von ihren Kindern oder von Fremden? Da sprach Petrus: Von Fremden. Jesus sprach: So find die Kinder frei.“

Da nun die Berliner sich selbst für die Kinder ihres gnädigen Königs hielten, so glaubten sie von der Besteuerung frei sein zu müssen. Friedrich aber war anderer Ansicht. Die Berliner mußten zahlen wie alle Andern und es blieb ihnen nichts übrig, als sich durch scharfe Witzworte zu

rächen, welche besonders die Beamten trafen, die sich durch die Erfindung neuer Steuern verhaßt gemacht hatten.

Am 12. Februar 1708 fand man im Dom in dem Klingelbeutel einen Zettel, den Jemand hinetgeworfen hatte und worauf geschrieben stand:

O König merk!  
Drei sind gottlose Buben:  
v. Hamrath,  
Hülsemann,  
v. Buben.

Ein anderes Verschen, welches auf allen Straßen von den Gassenbuben gesungen wurde geißelte die Betrügereien, durch welche sich die Beamten auf Kosten des Volkes bereicherten. Es lautete:

Jur Bruder! Jur!  
Margen kömmt Herr v. Fuchs,  
Uebermorgen Herr v. Danfelmann,  
Dann geht das Jurzen wieder an!

Zur Erklärung des Verschens möge dienen, daß der Herr v. Danfelmann, der Bruder des gestürzten Oberpräsidenten, eine sehr milde Aufsicht über seine Unterbeamten führte, während der Minister v. Fuchs durch seine Strenge bekannt war. Danfelmann und Fuchs wechselten in ihren Dienstgeschäften ab. So lange Ersterer das Regiment führte, konnten die Beamten sich Nebenvortheile aller Art nach Belieben machen.

So hoch geschraubt die Steuern auch waren und obgleich durch eine Vererbpachtung der Domänen außerdem noch bedeutende Summen für die Kassen des Königs erzielt wurden, genügten doch die Einkünfte des Landes bei Weitem nicht den Bedürfnissen des verschwenderischen Fürsten. Friedrich befand sich in fortwährender Geldnoth; er mußte unablässig auf neue Geldmittel sinnen, dieselbe zu lindern. Er wendete sich deshalb häufig und mit gutem Erfolg an die reichen Juden, welche sich in Berlin niedergelassen hatten.

Gleich zu Anfang seiner Regierung mußten sämtliche in Berlin angeessene Juden neue Geltsbriefe lösen und eine beträchtliche Summe dafür zahlen. So oft es später der königlichen Kasse nothwendig erschien, wurde die Schatzung wiederholt.

Außer diesen direkten Diensten, welche die Juden gezwungener Weise durch ihre Steuer Friedrich leisteten, zeigten sie sich ihm auch dadurch nützlich, daß sie ihn häufig durch Darlehne unterstützten.

Der Hofjude und Hofjuwelier Joel Liebmann hatte stets für den König offene Kasse, dafür stand er aber auch in der höchsten Gunst des Monarchen und durfte zu allen Stunden auf freien Zutritt im Schlosse Anspruch machen. Dieselbe Gunst ging auch nach seinem Tode auf die Wittwe Liebmanns über, welche im fortwährenden Handelsverkehr mit Friedrich stand und ihm, natürlich gegen gute Zinsen, Darlehne selbst machte oder verschaffte.

Ein Dienst war des andern werth. Wie die Juden dem König aus mancher Verlegenheit halfen, so zeigte ihnen der König auch wieder seine Gunst. Er gab dem Hofjuden Liebmann die Genehmigung, in der Heidereutergasse eine Synagoge zu erbauen und zeigte sich überall nachsichtig gegen die Judenschaft, welche sich in Folge dessen bald so außerordentlich vermehrte, daß sie, nachdem sie die landesherrliche Erlaubniß erhalten hatte, schon im Jahre 1701 eine neue, große und schöne Synagoge ebenfalls in der Heidereutergasse erbauen konnte.

Auch ein Judenarzt, Namens Eöbel, ließ sich in Berlin nieder, ein tüchtiger und kenntnißreicher Mann, der in großem Ansehen stand. Das Vorurtheil gegen jüdische Aerzte war indessen noch so groß, daß die Bestimmung getroffen werden mußte, Eöbel dürfe nur seine Glaubensgenossen kuriren; jeder Christ, der in einer verzweifelten Krankheit etwa zu dem Judenarzt seine Zuflucht nehmen wollte, dürfe dies nur unter der ausdrücklichen Genehmigung Friedrichs thun.

Je mehr der König den Juden seine Gunst zeigte, je größer war der Haß, den das Volk gegen sie im Herzen trug und der bei jeder günstigen Gelegenheit zum Ausbruch kam, ein Haß, den nicht nur die niederen Volksschichten, sondern fast mehr noch die Gebildeten und vor allen Andern die Geistlichen an den Tag legten. Im Jahre 1702 verklagten diese die Juden beim König, daß die Gotteslästerer in ihrem Gebet Alenu täglich den Heiland verspotteten, vor ihm auspieren und von dem Ort, auf dem sie während des Gebets ständen, auf- und davonprängen.

Die Klage war so albern, daß die Regierung auf dieselbe Antanas keine Rücksicht nahm, sie wurde erst durch die Aufhebung der seditigen das Volk, besonders auf dem ranve und in den kleinen Städten, Partei nahm und die vermeintlichen Gotteslästerer bei ihren Gebeten störte und auf öffentlicher Strafe mißhandelte.

Friedrich sah sich endlich gezwungen, das Gutachten berühmter Theologen über die Anklage einzufordern und das Ergebniß der den Juden günstig lautenden Untersuchung zu veröffentlichen, zu gleicher Zeit aber für alle Zeiten zu befehlen, daß ferner kein Jude, bei Strafe aus dem Lande gesagt zu werden, die der Lästerung verdächtigen Worte gebrauchen und dabei ausspucken oder wegspringen solle.

Zu einem offenen Ausbruch kam der Judenhaß in Berlin bei Gelegenheit der Feier des Purimfestes im Jahre 1704. Die Berliner Juden feierten das Fest, indem sie durch einige Knaben die Geschichte des Buches Esther auführen ließen. Es war ein Schauspiel in hebräischer Sprache mit Musikbegleitung, an der sich die jüdische Gemeinde erfreuen wollte. Die Helden des Schauspiels, Ahasverus, Esther, Haman und Mardochai ließen im vollen Schmuck am hellen Tage, gefolgt von unzähligen christ-



lichen Gassenbuben, von einem Judenhaus zum andern.

Es gab einen großen Skandal in der ganzen Stadt und die Entrüstung der guten Christen über ein solches Unterfangen der Juden, den christlichen Schul-Komödien nachzusehen zu wollen, war um so größer, als zufällig der jüdische Feiertag auf den Charfreitag fiel. Der allgemeine Unwille zwang die Regierung, den Juden für das Unternehmen eine Strafe aufzulegen.

Eine außerordentliche Einnahmequelle war für Friedrich auch das Heer; dasselbe Heer, welches für das Land fast unerschwingliche Abgaben erforderte, bereicherte die Kassen des Königs. Es wurde auf Kosten des Landes geworben, gekleidet, bewaffnet und unterhalten, Friedrich aber zog die Subsidien ein, welche er für seine Truppen von fremden Fürsten empfing und nur zum kleinsten Theil wieder für das Heer verwendete.

Von Jahr zu Jahr vermehrte er Zahl, bis dieselbe im Jahre 1709 50,000 Mann mit 40 Generalen, 8 und andern hohen Offizieren belief.

Die Soldaten waren eine wahrlich nur das schlechteste Volk ließ sich werben. Die Schimpfnamen Soldat und Dieb waren fast gleichbedeutend; durch die strengste Disziplin allein konnte das räuberische Gesindel einigermaßen in Ordnung gehalten werden; aber durch dieselbe wurde den Soldaten das Leben fast unerträglich, so daß sie häufig mit Montur und Waffen davontiefen.

Obgleich Deserteure, wenn ihnen die Flucht nicht gelang, gehängt wurden, mehrten sich doch die Desertionen so sehr, daß der König am 5. Mai 1711 sich gezwungen glaubte, ein Patent zu erlassen, in welchem es heißt:

„Da die bisherige, wiewohl abscheuliche Todesstrafe des Stranges gar keine Furcht, Schrecken noch Beispiel geben wollen, so sollen die Ertrappten und der Desertion überwiesenen Soldaten binnen 24 Stunden vor dem Regiment ohne Gnade für Schelme erklärt, ihr Degen vom Henker zerbrochen, ihnen, als unwürdig in ehrlicher Gesellschaft weiter zu sein, die Nase und ein Ohr abgeschnitten, darauf Feder an einen Karren geschmiedet und lebenslänglich zu schwerer Festungsarbeit verwendet werden.“

Die barbarische Strafe des Ohr- und Nasen-Abschneidens wurde denn auch vielfach an ergriffenen Deserteurern vollzogen.

Wie reichlich auch alle die Einnahmequellen flossen, aus denen Friedrich die Mittel für seinen Hofhalt bezog, sie waren dennoch nicht reichlich genug, denn in den königlichen Kassen blieb stets Ebbe. Mit natürlichen Mitteln vermochte Friedrich nicht Geld genug zu schaffen, so mußte er denn zu übernatürlichen seine Zuflucht nehmen. Er mußte, wie so mancher seiner Vorgänger, versuchen, den Stein der Weisen zu finden, um das Geld, welches er durch Steuern nicht mehr aufzutreiben vermochte, sich selbst zu machen. Gold-

macher und andere Betrüger wurden daher mit großer Freundlichkeit am Hofe aufgenommen.

Einer der interessantesten Abenteurer, die zur Zeit der Regierung Friedrichs nach Berlin kamen, ist der berühmte Don Dominico Gaetano Conte de Ruggiero, ein Alchymist, der sich bereits in aller Herren Länder versucht hatte.

Gaetano war vom Kaiser und vom Kurfürsten von Baiern in hohen Gnaden aufgenommen worden. Er hatte es verstanden, seine hohen Gönner mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu hintergehen; als aber endlich seine Betrügereien offenkundig geworden waren, bedrohte ihn immerwährendes Gefängniß. Er entwichte, kam nach Berlin und trat hier wieder mit der vollen Sicherheit des geübten Betrügers, des kühnen Abenteurers auf.

Gaetano gab sich das Ansehen eines vornehmen Mannes, der zu seinem Vergnügen und um zu machen, reiste. Er war ein nicht unbedeutender mit prächtigen eitelte ihn.

Er begleitete den kaiserlichen Gesandten Grafen v. Wittgenstein und dem Feldmarschall Grafen v. Wartensleben ein, welche alle Beide vor Begierde brannten, den Stein der Weisen zu finden. Der Alchymist verstand es, den aberaläubigen Wittgenstein für sich zu gewinnen, dessen vollstes Zutrauen darauf geschworen, daß er den ersten Ranges und im Besitz des Steins der Weisen sei. Er erzählte dies dem Könige und versicherte ihm, der Abtept werde ihm in kürzester Zeit Millionen schaffen. —

Ein solcher Wundermann war um so mehr nach dem Geschmack Friedrichs, da er sich nicht als ein einfacher Bürgerlicher, sondern als ein Adliger mit dem voll tönenden Grafentitel vorstellte.

Friedrich verlangte den Conte de Ruggiero kennen zu lernen. Wittgenstein übernahm es, den Fremden bei Hofe einzuführen und Gaetano fand nun beim König die gnädigste Aufnahme. Er besaß die Gabe, überzeugend zu sprechen; als er dem König versicherte, daß er ein Arkanum im Besitz habe, vermittelt dessen er unedle Metalle in Gold verwandle, war Friedrich so erfreut, daß er den Grafen 12 Tage lang köstlich bewirtheten ließ. Natürlich verlangte dagegen Friedrich, daß der Goldmacher nun auch Proben seiner Kunst ablege.

Gaetano erschien in einem Zimmer des königlichen Schlosses, um dort seine Versuche zu machen. Der König, der Kronprinz, die Grafen v. Wartensberg, v. Wittgenstein und v. Wartensleben und mehrere andere Zeugen waren anwesend und harrten mit großer Begierde, welchen Erfolg die Bemühungen des Goldmachers haben würden. Alle glaubten an seine Kunst, nur der Kronprinz nicht, dessen scharfer, klarer Verstand ihn miß-



## Zwölftes Kapitel.

Die Stadtverwaltung von Berlin. — Vereinigung der fünf Magistrate. — Die Feierlichkeit der Rathsverordnungen. — Verhältnis des Magistrats zu den Stadtverordneten. — Gemeinschaftliche Gerichtsverfassung. — Die Polizeiverwaltung. — Vereinigung der Gewerke. — Erleichterung des Gewerbeverkehrs. — Freizügigkeit. — Die Porte-Chaisen.

Die Verwaltung unserer Stadt erhielt unter der Regierung Friedrichs eine vollständige Umgestaltung durch die Vereinigung der bisher selbstständigen Rathscollegien der 5 zusammengehörigen Städte in einen Magistrat.

Berlin hatte sich seit dem 30-jährigen Kriege unaufhörlich in rapider Steigerung vergrößert und an Einwohnerzahl gewonnen. Während im Jahre 1654 die Einwohnerzahl von Berlin nur noch 6197 Seelen betrug, zählte die Stadt an Einwohnern:

Im Jahre 1690 . . .	21,500,
" " 1698 . . .	22,400,
" " 1700 . . .	29,000,
" " 1709 . . .	55,000,
" " 1712 . . .	61,000.

Die Theilung der Residenz in die 5 Städte Berlin, Cöln, Friedrichswerder, Dorotheenstadt und Friedrichstadt, die selbstständige Verwaltung jedes dieser einzelnen Theile konnte nur nachtheilig auf die Entwicklung des Gemeinwesens wirken.

Die Zeit, in welcher die Schwesterstädte Berlin und Cöln wesentlich verschiedene Interessen gehabt hatten, war längst vorüber, die Unterschiede zwischen den einzelnen Theilen waren vollkommen verwischt, die Städte bildeten ein einziges, nur künstlich getrenntes Ganze.

Die Verwaltung in den fünf Städten war eine außerordentlich schwerfällige, 60 Rathsmitglieder und über 200 Beamte und Diener führten dieselbe. König Friedrich hegte daher schon seit langer Zeit den Wunsch, alle diese Magistraturen zu einer einzigen für die ganze Stadt zu vereinigen. Im Jahre 1707 befahl er dem Geheimen Rath von Ilgen, in dieser Beziehung Unterhandlungen mit den Räten der verschiedenen Städte anzuknüpfen und sie darauf aufmerksam zu machen, daß eine solche Vereinigung sicher zum Gedeihen aller Städte führen müsse.

Wie sehr es auch in die Augen springen mußte, daß die Durchführung des königlichen Plans zum Vortheil der Stadt gereichen würde, so fand derselbe doch bei den einzelnen Magistraten vielfachen Widerstand; freilich nur bei den Magistraten nicht bei dem Volk, denn die Bürgerschaft wünschte selbst eine Vereinigung, die Rathsmitglieder aber widerstrebten derselben, weil ihr persönlicher Vortheil und ihr persönliches Ansehen in den einzelnen Städten schwinden mußte, wenn eine allgemeine Behörde eingesetzt wurde.

Am 1. Dezember 1707 erließ deshalb der König eine Verfügung an die fünf Magistrate, in der er sagte, er sei fest davon überzeugt, daß die Vereinigung zum Besten der Städte gereichen müsse und er wolle deshalb bei dem einmal gefassten Beschlusse verbleiben; aus diesem Grunde befehle er, daß inzwischen keine neue Rathsmitglieder weiter gewählt würden. Am 17. Januar 1709 erfolgte der folgenschwerste königliche Befehl, welcher die Vereinigung sämtlicher Magistrate bewirkte. Nach diesem Befehl sollten fortan alle Stadttheile und Vorstädte nur eine einzige Stadt unter einem einzigen Stadtrath bilden und dieser zu gleichen Theilen aus reformirten und lutherischen Mitgliedern bestehen, und zwar aus 4 Bürgermeistern, 2 Syndicis, 1 Oekonomie-Direktor, 1 Oekonomie-Einnehmer, 1 Oekonomie-Kontrolleur und 10 Rathsverwandten.

Alle Prerogative, welche bisher eine Stadt vor der andern gehabt habe, sollten aufgehoben sein und sämmtlich: Städte nur eine Körperschaft unter dem Namen Berlin bilden. Der neu eingeführte Magistrat sollte seine Zusammenkünfte auf dem Cöllnischen Rathhause halten, weil dies den Mittelpunkt der ganzen Stadt bilde. Diese Bestimmung aber war vor der Hand nicht auszuführen, weil sich sofort erwies, daß das Cöllnische Rathhaus beschränkt und baufällig war. Es mußte deshalb im Jahre 1710 ein Umbau desselben stattfinden; das Gebäude wurde in der Art hergestellt, wie es heut noch besteht. Einstweilen nahm die Stadtverwaltung Besitz vom Berliner Rathhause und dort blieb sie auch für die Zukunft, ohne daß weiter von einem Wechsel die Rede war.

Dem Magistrat wurde die Verwaltung der Justiz-, Polizei-, Kirchen-, Schul- und Hospital-Sachen, soweit er dieselbe bisher gehabt hatte, überlassen. Inwiefern namentlich bei der Polizei, welcher der königliche Hof- und Steuerrath Grohmann als Kommissar vorstand, Einschränkungen stattfanden, werden wir noch weiter zu erörtern haben.

Die Bestätigung der gewählten Rathsmitglieder sollte, wie immer Sitte gewesen war, jährlich eingeholt werden, die Versetzung derselben aber nicht wie bisher am St. Thomastage, den 21. Dezember, sondern zum Andenken an die am 18. Januar stattgefundene Krönung des Königs an diesem Tage geschehen.

Diese Rathsversetzung war früher stets mit besondern Feierlichkeiten vorgenommen worden. Fiedlein giebt uns hierüber in seinen historisch-diplomatischen Beiträgen zur Geschichte Berlins folgende Schilderung:

„Am Sanct Thomastage ward durch dreimaliges Kluten der Rathsglocke der Rath und die Stadtgemeinde auf das Rathhaus berufen. Hatte der Rath sich unter dem Vorbau des Rathhauses, die Bürgerchaft vor demselben versammelt, so verlas der Stadtschreiber die kurfürstliche Konfirmation mit lauter Stimme, daß Jeder es vernehmen konnte und hierauf erfolgte ebenjo die Vereidigung

derjenigen Rathsglieder, welche etwa nicht bereits im Dienste der Stadt waren und daher noch keinen Rathseid geleistet hatten. Zugleich ward von dem abgehenden Rath öffentlich Rechnung abgelegt, von der jeder Einwohner Kenntniß erhielt. Später hörte die Oeffentlichkeit dieses Actes auf, die Confirmation ward der Einwohnerschaft von den Kanzeln publicirt und die Vereidigung erfolgte demnächst auf dem Rathhause. War diese Handlung beendet, so ward dem neuen Rath im Saale des Rathhauses, welcher mit Hirschgeweihen und Kronenleuchtern reich verziert war, ein festlicher Schmaus gegeben, zu dem die Vornehmsten der Stadt und später auch die angesehensten kurfürstlichen Beamten eingeladen wurden, wobei es hoch herzugehen und ein namhaftes verzehrt zu werden pflegte. Zur Belustigung der Gäste veranstaltete der Rath Mummereien oder Verkleidungen, der Rector nebst den Schülern pflegte mit einer Comödie oder einem Gesang aufzuwarten und am Abend versammelten sich die Frauen und Töchter der Rathsmänner und Gäste ebenfalls auf dem Rathhause, um das Fest erst spät mit fröhlichem Tanz zu beschließen. Es wird im Rathhause noch ein Becher aufbewahrt, der den neu eintretenden Rathsmännern am Thomasfest auf eine scherzhafte Weise kredenzt zu werden pflegte. Derselbe, welcher zum Fußgestelle die vereinigten Stadtwappen Berlins und Cöllns, den sich umarmenden Adler und Bären, hat und mit einem doppelten Boden versehen ist, wurde inwendig mit Wein und der obere Theil, der eigentliche Kelch, mit Wasser angefüllt. Um den Wein ohne das Wasser zu erhalten, mußte man eine Oeffnung am Rande benutzen, deren Zweck nur nach genauer Beachtung zu erkennen ist. Auf dem obersten Theil des Bechers standen die Worte:

„Wenn Adler und der Bär am Thomasfest sich legen, Denkt Mancher sich auch gern in höhern Stand zu setzen.“

Und am Fuße:

„Doch wer die rechte Stell' und Ort nicht finden kann, Der trifft anstatt des Weins das reine Wasser an!“

Hiermit war die alte Rathsversetzung abgethan; der neue Rath führte von nun an die Regierung.“

Die geschilderte Rathsversetzung hörte übrigens bald ganz auf; die Rathsherren erhielten zur Entschädigung für die fortfallende Festlichkeit ein sogenanntes Speisegeld.

Dem Magistrat standen in der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten die Stadtverordneten zur Seite.

Die Stadtverordneten waren an die Stelle des Ausschusses der Biergewerke, der sogenannten Sechszehnmänner getreten; früher waren sie von den Gewerken gewählt worden, um den Magistrat in seiner Amtsführung zu beaufsichtigen. Diese Sitte aber war längst eingeschlafen, sie ergänzten sich beim Ableben eines Verordneten selbst.

dünkte.

Die erste feierliche Einführung des neuen gemeinschaftlichen Stadtraths fand am 18. Januar 1709 statt, natürlich mit großem Gepränge, wie ja alle Feierlichkeiten unter der Regierung Friedrichs I. mit einem solchen verbunden waren.

Eine außerordentliche Menge von schaulustigen Bürgern hatte sich versammelt; es wurden viele zierliche Reden gehalten und der König, der hier wirklich einmal etwas Gutes gethan hatte, in den Himmel erhoben. Das Volk, welches über die neue Einrichtung hoch erfreut war, jubelte den Redenden zu und der gemeinschaftliche Stadtrath begann nun seine Regierung.

Wie vor dem Jahre 1709 die städtische Verwaltung in den fünf Städten getrennt war, so bestanden in diesen auch selbstständige Gerichtshöfe. Es konnte nicht fehlen, daß in einer Stadt, welche sich in Handel und Gewerbe mächtig empor schwang, in der der Verkehr neue Bahnen eingeschlagen hatte, die Rechtspflege durch eine solche Trennung eine schleppende und unsichere werden mußte. Gerade hierdurch wurde vielleicht der König um so mehr bestimmt, die Vereinigung der Stadtbehörden vorzunehmen. Mit der Vereinigung wurde aber auch die Verfassung, nach der bisher jeder Magistrat in seinem Stadttheil die Rechtspflege verwaltet hatte, aufgelöst und ein allgemeines Stadtgericht für ganz Berlin begründet.

Im Jahre 1710 erschien die neue Gerichts-

meist die Entschuldigung gebraucht, man habe nicht gewußt, daß der Betreffende ein königlicher Polizeibeamter sei. Bei andern Gelegenheiten gaben sich auch wohl Betrüger für Polizisten aus, um unter diesem Titel verbrecherische Unternehmungen verbergen zu können. Aus diesem Grunde gab Friedrich fortan den Polizeidienern eine Kleidung, die ihr Amt kenntlich machte. Daß sie beliebter hierdurch geworden wären, melden die Chroniken indessen nicht. Die Funktionen der königlichen Polizei wurden bald genug auch über den gewöhnlichen Marktverkehr hinweg erweitert.

Der Plan zur Vereinigung der sämtlichen Städte der Residenz hatte jedenfalls Friedrich schon vom Beginn seiner Regierung an vorgezeichnet; er begann diese Vereinigung anzubahnen, indem er schon im Jahre 1688 den Gewerken in den 5 verschiedenen Städten auf ihr Gesuch gemeinschaftliche Privilegien ertheilte und ihnen gestattete, sich zu verbinden, so daß Niemandem, der in einer der Städte sein Meisterrecht gewonnen hatte und in eine andere der Berliner Städte ziehen wollte, dies verweigert werden konnte.

Nur das Gewerl der Schuster wurde noch ferner von solchen Vortheilen ausgeschlossen, da sich der Magistrat der Vereinigung der Schuster mit allen Kräften widersetzt hatte. Es gab im Jahre 1688 in den sämtlichen Städten Berlins zusammengenommen 128 Schuhmachermeister, von denen ein großer Theil auf das eigentliche Berlin kam.

Die Berktner hatten vor den Schustern in den übrigen Stadttheilen große Vortheile; fast alle ankommenden Gesellen begaben sich zu ihnen und fragten nach den Meistern in den andern Städten wenig; die Berliner hatten Arbeiter im Ueberfluß, den Sölnern, Dorotheen- und Friedrichsstädtern fehlte es stets an denselben.

Es gab zwischen den Meistern und Gesellen in den verschiedenen Städten zahlreiche Händel und das Geschäft litt unter denselben so, daß die Schuster selbst die Nothwendigkeit einer Vereinigung fühlten. Der Magistrat von Berlin kämpfte aber dagegen und schritt gegen alle diejenigen Meister, welche sich widerspänstig zeigten, mit harten Strafen ein. Jedem Berliner Meister war bei 10 Thalern Strafe die Verbindung mit den Gewerksagenossen in den andern Städten untersagt; zweien derselben, welche sich bei einem Leichenbegängniß eines Friedrichsstädter Schusters betheilig hatten, wurde der Schimpf angethan, daß man sie in dem Sanct Georgenthurm gefangen setzte.

Ein früherer Schuster, Christoph Ulm, der sein Handwerk niedergelegt und eine Gastwirthschaft angelegt hatte, wurde zum Wertmeister bei den Schustern eingesetzt und man gestattete ihm, daß er zu Pfingsten unter der Predigt einige Faß Bier auskente in der Absicht, die Gesellen nach Berlin zu ziehen.

Ein heftiger Kampf zwischen Magistrat und

Schustergewerl war die Folge der unpolitischen Maßregeln der Stadtbehörde; beide Parteien wendeten sich an den Hof, der Magistrat mit der besondern Bitte, daß die Vereinigung der Schuster unter jeder Bedingung verhindert werden möge; er führte in seiner Eingabe als Beweis für die Gefährlichkeit der Schusterverbindung an, daß dieses Gewerl seit alten Zeiten besonders geneigt zum Aufruhr gewesen sei. Wir sehen, daß unsere noch heutigen Tages manchen Unfuß wegen berühmten Schusterjungen nur dem Beispiel ihrer erlauchten Ahnherren folgen! —

Der Streit wurde endlich im September 1691 zu Gunsten der Schuster, denen wie den andern Gewerken ein General-Privilegium gegeben wurde, geschlichtet; jedoch wünschte Friedrich, sie möchten, um Streit und Uneinigkeit zu verhüten, wie früher auch ferner abgeforderte Zusammenkünfte haben.

Durch die Vereinigung der Gewerke in der ganzen Stadt wurde dem schroffen Zunftgeist, der noch in vielen Gewerken herrschte, einigermassen entgegengearbeitet. Da die Innungen, je kleiner sie waren und je enger sich die Bezirke begrenzten, in welchen sie ihr Gewerbe betrieben, sich um so schroffer an das Alte und Hergebrachte hängten, so mußte ihre Ausbreitung über die ganze Stadt nothwendig einen wohlthätigen Einfluß auf sie ausüben.

Die Konkurrenz ist die Mutter der Gewerbefreiheit; je größer jene, je nothwendiger diese: Die Konkurrenz der Gewerbetreibenden mußte natürlich wachsen mit der Verbreitung der Innungen über ganz Berlin.

Friedrich hatte ein richtiges Gefühl dafür, daß die Freiheit der Gewerbe zum Emporblähen derselben führen würde; er konnte natürlich nicht daran denken, eine allgemeine Gewerbefreiheit einführen zu wollen, eine solche würde dem Geist seiner Zeit durchaus widerstrebt haben; aber er war redlich bemüht, wenigstens manche der lästigsten Schranken des Gewerbeverkehrs zu beseitigen, soweit ihm dieselben nicht selbst nothwendig erschienen, um seines eigenen Vortheils willen. Ebenso auch bestrebte er sich, einige tief eingewurzelte Krebsgeschäden der alten Zunftverfassungen auszurotten.

Schon am 7. Mai 1688 erließ Friedrich eine Verordnung, durch welche er die Beschränkungen aufhob, nach der jedes Handwerk nur eine bestimmte Zahl von Meistern in sich aufnehmen durfte; nur in einzelnen Fällen wurde in der falschen volkswirthschaftlichen Ansicht, dies sei zum Schuß eines sich erst entwickelnden Gewerbes nöthig, eine Ausnahme gemacht. So erhielten die Wollenarbeiter 1691 die Genehmigung, daß ihre Zahl sich nicht über 20 in Berlin vermehren dürfe.

Den Bäckern und Fleischern, welche oft genug ihre geschlossene Zunft ausbeuteten, um die Preise der Lebensmittel in die Höhe zu schrauben, wurde zu Gunsten der übrigen Bürger eine heilsame Konkurrenz gemacht durch die Bestimmung vom

8. April 1693, nach welcher den fremden Bäckern und Schlächtern erlaubt wurde, zweimal in der Woche, Mittwochs und Sonnabends, in die Stadt zu kommen, um von Morgens bis Nachmittags um 2 Uhr ausgeschlachtetes Fleisch, Brod und Semmeln auf dem neuen Markt zu Berlin, dem Hundemarkt zu Cöln und auf dem Friedrichswerder vor dem Rathhause zu verkaufen.

Um die immer größer werdende Stadt noch außerdem gegen etwaigen Mangel, der bei den noch so sehr im Argen liegenden Verkehrsstraßen und der Schwierigkeit eines Transports der Lebensmittel von weit her zur Zeit von Missernten leicht eintreten konnte, zu schützen, ließ Friedrich im Jahre 1709 in der jetzigen neuen Friedrichsstraße ein Proviandhaus einrichten und befohl außerdem dem Magistrat, ein Kornmagazin herzustellen, zu welchem die Böden der Klosterkirche, des Hospitals und des Rathhauses in Berlin bestimmt wurden. Im Jahre 1711 befanden sich 300 Wispel Roggen, 50 Wispel Mehl und eine nicht unbedeutende Quantität Hirse in diesen Magazinen; die überschüssigen Vorräthe wurden zu wohlthätigen Zwecken verbraucht.

Ein sehr zweifelhaftes anderes Mittel, um die Lebensmittel möglichst wohlfeil zu machen, war das Verbot des Vorkaufs solcher Waaren, damit die Verkäufer gezwungen würden, dieselben auf dem Markt loszuschlagen. Vorkaufsverbote hatten schon seit langen Jahren bestanden, sie waren aber meist wenig beachtet worden. Jetzt erließ Friedrich schon im ersten Jahre seiner Regierung ein neues derartiges Verbot und bestimmte, daß künftig Federvieh, Gartengewächse, Butter und andere Viktualien jedes an einem bestimmten Ort feilgeboten werden sollten. Der Neue Markt, der sich als ein besonders geeigneter Marktplatz herausstellte, wurde mit neuem Steinpflaster belegt, um den Marktverkehr auf demselben zu erleichtern.

Auch der theueren des Brennmaterials suchte Friedrich entgegenzuwirken, indem er am 20. Juni 1693 eine Verordnung erließ, in der die Preise des Brennmaterials festgestellt waren. Ein Haufen Kiehnholz sollte nicht mehr als 3 Thaler, Eichenholz 4 Thaler, Eichen- und Birkenholz nicht mehr als 5 Thaler bei Strafe der Konfiskation des zum Verkauf ausgestellten Holzes kosten; auch später wurde der Preis nur um ein Unbedeutendes erhöht. Die in den königlichen Forsten gehauenen Hölzer wurden ebenfalls nicht theurer verkauft, wenn nicht besondere Umstände, etwa weiter Transport u. einen wenig höhern Preis bedingten.

Alle solche Verordnungen gingen vom König direkt aus. Die Bürger waren schon daran gewöhnt, sich beherrschen zu lassen. Sie dachten wenig daran, Maßregeln ins Leben zu rufen, die von allgemeinem Vortheil waren. Jeder Einzelne strebte nur für sich und suchte allen denjenigen Neuerungen, die ihn vielleicht in seinem

Gewerbe, wenn auch nur für einen Augenblick, stören konnten, Hindernisse in den Weg zu legen.

Viele alte und verrottete Vorurtheile mußten überwunden werden, um heilsame Reformen ins Leben zu rufen. So erließ Friedrich am 18. April 1705 ein Edikt, in welchem er verordnete, daß fortan die Kinder der Schäfer, Bögte, Stadtdiener, Wächter u. in die Zünfte aufgenommen werden sollten, und am 19. Februar 1710 ein anderes, nach welchem die Kinder aus den Armenhäusern unentgeltlich in die Zünfte eingeschrieben werden mußten. Die alten Verordnungen, nach denen die Kinder der misachteten Beamten nicht unter der vermeintlichen Unehrllichkeit ihrer Eltern leiden durften, wurden somit abermals aufgefrischt und wie nothwendig dies war, geht daraus hervor, daß die Zünfte Niemand als Mitglied anerkennen wollten, der sich mit einer Schäferstochter verheirathet hatte. Solche alte Vorurtheile auszurotten war die schwierigste Aufgabe der Gesetzgeber jener Zeiten!

Zu den anerkennungswerthen Förderungsmitteln des Handels und Verkehrs unter der Regierung Friedrichs gehört auch die Festsetzung bestimmter Maße und Gewichte. Die Unsitte unzuverlässiger Maße und Gewichte hatte so sehr überhand genommen, daß dadurch eine große Unsicherheit im Verlehr entstanden war. Friedrich erwarb sich daher durch seine Verordnungen ein wirkliches Verdienst.

Eine andere für Berlin ebenfalls sehr wichtige Einrichtung, welche Friedrich ins Leben zu rufen sich bemühte, war eine allgemeine Stadt- und Land-Feuertasse. Im Jahre 1706 erließ der König eine Verordnung, in welcher er erklärte, daß er während seiner Regierung von Stadt- und Landbewohnern häufig angegangen worden sei, ihnen Beihülfe von Geld, Baumaterialien u. zu bewilligen, um ihre niedergebrannten Gehöfte wieder aufzubauen. Zur Abstellung solcher Noth solle eine allgemeine Stadt- und Land-Feuertasse eingerichtet werden, zu der alle Eigenthümer gewisse Prozentgelder einzuzahlen hätten. Der Versuch ward gemacht; aber mit den Vorurtheilen der alten Berliner zu kämpfen, war eine schwierige Aufgabe; es wurden der neuen Anstalt so viele Hindernisse in den Weg gelegt, daß der König im Jahre 1711 gezwungen wurde, sie wieder aufzuheben.

Besser gelang ihm eine andere wohlthätige Einrichtung, die Begründung einer Armenkasse für Berlin.

Im Jahre 1693 hatte Friedrich für sämtliche Residenzstädte eine Armen-Kommission ernannt; diese bestimmte, daß die Armen Montags und Donnerstags auf dem Berliner Rathhause sich versammeln mußten, damit ihre Würdigkeit und Bedürftigkeit geprüft werden könne. Sie ordnete zugleich eine Hauskollekte an, aus deren Erträgen die Armen unterstützt werden sollten. Wöchentlich ging von Haus zu Haus in der

Stadt eine Büchse, in die Jeder seine Beiträge legte. —

Im Jahre 1695 wurde eine wirkliche Armenkasse eingerichtet, welche der Ursprung unserer noch heut bestehenden Haupt-Armenkasse ist. Für diese wurde fortan die Kollekte bestimmt; auch der König lieferte jährliche Beiträge und außerdem wurden in allen Kirchen Becken ausgestellt, um für die Armen zu opfern. Beiträge von Privatn, Vermächtnisse, Geschenke aller Art flossen der neuen Kasse zu. So gewann denn die Armenverwaltung eine neue Grundlage. Der Staat übernahm die Sorge für die Hausarmen und die Bettelpolizei, der Stadt blieben nur die verschiedenen Hospitäler. Wir werden erst weit später zu erzählen haben, wie die städtischen Behörden wieder die gesammte Armenverwaltung übernehmen mußten.

Das Armenwesen der französischen Kolonie blieb dieser vorbehalten; später richteten auch die Berliner Juden und die katholische Gemeinde ein eigenes Armenwesen ein.

Alle diese Maßregeln, die wirtschaftlichen Zustände der Stadt zu verbessern, wie Anerkennungswerth sie auch sein mochten, genügten indessen nicht, um für die Störungen, welche die unsinnige Steuerverordnung unter Friedrich dem Handel und Verkehr in den Weg legten, ein Gegengewicht zu bieten.

Der Steuerdruck war gegen das Ende der Regierung Friedrichs so stark, die Hemmung des Verkehrs wurde so gewaltig, daß sich trotz der großen Summe, welche der Hof in Berlin verzehrte, doch nach und nach eine Verminderung des Gewerbetriebs zeigte. Handel, Handwerks- und Fabrikthätigkeit verminderten sich, obwohl die Einwohnerzahl stetig zunahm.

Die entsehlige Finanzwirtschaft des verschwenderischen Königs würde, wie sie die Verarmung des Landes zur Folge hatte, endlich auch die der Residenz mit sich geführt haben, wenn dieser nicht von außerhalb fortwährend neue Kräfte zugeflossen wären.

Friedrich beförderte, wie sein Vater, den Zugang der wegen ihrer Religion verfolgten Ausländer nach Berlin, indem er diese von der Zahlung der Einzugsgelder vollständig befreite. Berlin hat dieser Beförderung der Freizügigkeit einen wesentlichen Theil seines Emporblühens zu verdanken.

Neben den aus Frankreich vertriebenen Protestanten, neben den Waldensern aus Piemont kamen in den Jahren 1698 und 1699 Wallonen, welche im 16. Jahrhundert vom Herzog v. Alba aus den Niederlanden vertrieben worden waren, sich dann in der Pfalz angebaut hatten, diese aber, weil ihre neue Heimath von französischen Heeren besetzt worden, verlassen mußten, um ihrem Glauben treu bleiben zu können. Außerdem wandten sich viele Franzosen, die sich ursprünglich in der Schweiz niedergelassen hatten, dort aber ebenfalls in ihrem Glauben beengt wurden,

nach der Mark Brandenburg. Fast zu gleicher Zeit kamen auch Reformirte aus dem an Frankreich gefallenem Fürstenthum Drange nach der Mark. —

Von allen diesen Flüchtlingen zog sich ein guter Theil nach Berlin. Im Jahre 1700 betrug die Zahl derselben schon 5000 bis 6000, also etwa den fünften Theil der gesammten Bevölkerung.

Die aus dem Fürstenthum Drange Eingewanderten siedelten sich auf dem Köpnicer Felde an und beschäftigten sich vorzüglich mit Gartenbau. Die Dranienstraße hat von ihnen ihren Namen.

Die fremden Zuzügler wurden nach allen Richtungen kräftig unterstützt und ihren Sitten und Angewohnheiten wurde soweit Rechnung getragen, daß man ihnen nicht nur ihre eigenen Schulen und Kirchen, ihre Hospitäler, Armenverwaltung und andere Wohlthätigkeitsanstalten ließ, sondern ihnen sogar einen eigenen Gerichtshof gewährte.

Mit den Franzosen kamen neue Industriezweige in unsere Stadt, unter andern auch einer, der gegenwärtig wieder vollständig verschwunden ist, der Personenverkehr vermöge der Porte-Chaisen oder Sänften. Derselbe begann schon unter der Regierung des großen Kurfürsten, nachdem durch die Anlage des Friedrichswerbers und der Dorotheenstadt der Umfang Berlins so bedeutend gewachsen war, daß vornehme Leute, besonders bei schlechtem Wetter, nicht gern die Straßen zu Fuß durchwandern mochten. Es wurden Porte-Chaisen eingerichtet, als deren Träger die ärmeren Franzosen angenommen wurden.

Diese Einrichtung fand solchen Beifall, daß sie sich bald einbürgerte. Am 1. Jan. 1688 erließ ein Reglement für den Porte-Chaisen-Transport. Die Sänften wurden auf dem Schloßplatz beim Berlinischen Rathhause und auf dem Wender aufgestellt und mit Nummern bezeichnet; Anfangs nur 12 mit 24 Trägern. Später wurde die Zahl bedeutend vermehrt. Eine Sänfte kostete für einen ganzen Tag 20 Groschen, für eine Stunde 4 Groschen; für das Tragen auf eine bestimmte Tour durfte nicht mehr als 3 Groschen bezahlt werden.

### Dreizehntes Kapitel.

Berliner Leben. — Eitelucht der Bürger. — Französische Moden. — Unsittlichkeit in Berlin. — Erußgesehe. — Gasthäuser und Schenken. — Berliner Spielhöhlen. — Rohheit der Sitten. — Raufereien. — Einrichtung der Duellanten. — Nächtliche Einbrüche. — Die letzten Regierungsjahre Friedrichs. — Die Pest. — Krankheit des Königs. — Die weiße Frau. — Die gespenstischen Lichter. — Tod des Königs.

Wir haben bei verschiedenen Gelegenheiten schon darauf hingewiesen, welchen bedeutenden Einfluß das Hofleben auf die Sitten des Volks



ausübte. In keiner Zeit zeigte sich diese Erscheinung greller und widerwärtiger als unter der Regierung Friedrichs. Wie der Hof in Berlin nur für äußern Schein, für prächtige Vergnügungen, für sich jagende Feste lebte, wie am Hofe das Streben nach Reichthümern, Rang und Titeln unter allen Höflingen ein allgemeines war, so auch beim Volk.

Die Berliner schwammen in einem Meer von Quittbarkeiten; in den Bürgerhäusern wurde ein Aufwand gemacht, welcher weit über die Kräfte der Kaufleute und Handwerker ging und die Verarmung vieler wohlhabenden Familien zur nothwendigen Folge hatte.

Titel- und Rangsucht wurden auch unter den Kaufleuten und Handwerkern allgemein und da diese keinen andern Titel erwerben konnten, als den eines Hof-Riemers, Hof-Sattlers, Hof-Schmiedes, Schneiders, Schusters u., so suchten sie wenigstens das Prädikat als Hof-Lieferant von den stets bestechlichen Günstlingen Friedrichs für Geld und gute Worte zu erkaufen.

Es wurde zur Ehrensache, bei den Hof-Lieferanten zu kaufen; die einfachen Bürger wollten ihre Bedürfnisse von eben denselben Leuten beziehen, von denen sie die Vornehmten erhielten. Wer sich nicht selbst den Titel eines Hof-Lieferanten verschaffen konnte, der suchte wenigstens den Umgang der Beglückten nach, um sich im Widerschein der diesen lächelnden Sonne zu spiegeln. Bei allen Bürgertausen, Hochzeitzeiten mußten Hofbeamte Gevatter stehen oder als Ehren Gäste erscheinen. Man brüstete sich damit, mit den Beittelten im engsten Bekanntschaftskreise leben zu dürfen.

Das Streben nach Glanz und äußerem Schein erlöbete die deutsche Innerlichkeit des Familienlebens und trug wesentlich zur Entnervung des früher so kräftigen Berliner Bürgerstandes bei.

Recht augenscheinlich zeigte sich diese Nachahmung der Hofsitte unter dem Volke durch die Aufnahme der französischen Moden.

Schon in der letzten Zeit der Regierung des großen Kurfürsten hatten sich französische Moden und Gewohnheiten in die Bürgerhäuser Berlins eingeschlichen, unter der Regierung Friedrichs saßen sie feste Wurzel. Der verdiente Geschichtsforscher König giebt uns einen interessanten Auszug aus einer merkwürdigen Schrift, welche schon im Jahre 1689 unter dem Titel: „Der deutsch-französische Modengeist, wer es liest, der versteht's“, erschienen war. Diese Schrift läßt uns einen tiefen Blick in das Volksleben zu Ende des 17. Jahrhunderts thun. Bedenken wir, daß im Anfang des 18. Jahrhunderts von Jahr zu Jahr die Nachahmung des Franzosenthums wuchs, so überkommt uns ein wahrer Ekel über die Entwürdigung unserer Nation in jener Zeit!

Hören wir zur gerechten Würdigung der Sitten unter der Regierung Friedrichs die eigenen Worte des Zeitgenossen in dem Auszuge Königs:

„Sonst wurden die Franzosen bei den Deut-

schen nicht ästemirt, heut zu Tage können wir nicht ohne sie leben; alles muß französisch sein: Französische Sprache, französische Kleider, französische Speisen, französischer Hausrath, französisches Tanzen, französische Krankheiten und ich befahre, es werde auch ein französischer Tod darauf erfolgen, weil ja die hierdurch verübten Sünden nichts anders prognosticiren. — — —“

Die meisten deutschen Höfe — fährt der Autor fort — wären französisch eingerichtet und wer heut zu Tage an denselben versorgt sein wolle, müsse Französisch kennen und besonders in Paris, welches gleichsam eine Universität aller Leichtfertigkeit wäre, gewesen sein, wo nicht, dürfe er sich keine Rechnung am Hofe machen. Daher heiße es:

Wer nicht französisch kann,  
Der kommt zu Hof nicht an.

Indessen möchte dies noch hingehen, weil man sich an den Höfen noch eher um anderer Länder Sprache, Sitten und Gebräuche zu bekümmern habe, weil, wenn etwa fremde Herrschaften dahin kämen, man mit ihnen sprechen und sie nach ihrer Landesart bedienen könne. Allein dies wäre auch bis auf Privatpersonen und bis zu dem Böbel gekommen, und man dürfe sich nur in den Städten umsehen, so würde man finden, Alles sei französisch.

„Wenn die Kinder — sagt der Sittenrichter in seiner Sprache — kaum ausgekrochen sind und nur 4 oder 5 Jahre zurückgelegt haben, so werden sie gleich dem französischen Moloch aufgeopfert und zu den französischen Galanterien angeführt. Wenn ein Kind so zu sagen kaum den Kopf aus dem Mutterleib gesteckt und man nun erkennt, ob es ein Mägdelein oder Knäbelein sei, so sind die Eltern schon auf den französischen Sprach- oder Tanzmeister bedacht. In Frankreich redet Niemand Deutsch, außer etwa die Deutschen unter einander, welche sich etwa dort aufhalten; aber bei uns Deutschen ist die französische Sprache so gemein geworden, daß an vielen Orten bereits Schuster, Schneider, Kinder und Gesinde dieselbe zu reden pflegen. Ist's nicht wahr, daß die meisten Eltern, die etwas von Condition sind (oder daß ich recht rede, Krämerchen, Mist-Tubilirer), alles dasjenige was sie ermauschelt, an ihre Kinder, obgleich nicht zum Nutzen, dennoch zum Verderben derselben anwenden, sollten auch gleich hernach so darüber hernieder kommen, daß sie den ganzen Kram in den Korb gesteckt zum Thore hinauslaufen und zum Schelm darüber werden müßten. — — —“

Will ein Junggefell heut zu Tage bei einem Frauenzimmer atresse haben, so muß er mit französischen Hüthen, Westen, galanten Strümpfen u. s. w. angestochen kommen. Wenn dies der Fall ist, mag er gleich sonst eine krumme Habichtsnase, Kalbesaugen, Budel (oder wie es Andere, die dergleichen Personen affectionirt sind, hohe Schulter nennen), Rassaähne, krumme Beine u. dgl. haben, so fragt man nichts darnach; genug

;

tragen, nach und nach so weit verbreitet, daß auch die niedern Stände sich dieselbe aneigneten und selbst Knaben mit kleinen Degen einherstolzten. Im Jahre 1704 erließ indessen ein Gesetz, welches den Pagen, Kavalieren, Schülern und Handwerksburfchen das Tragen der Degen verbot und es den Innungsmeistern nur dann erlaubt, wenn sie zur Wache oder Parade beordert waren. Der Schmuck des Degens sollte nur den höheren Ständen bleiben. Das Gesetz mußte jährlich von Neuem publicirt werden, da fortwährend dagegen gesündigt wurde.

Die Kleidung der Frauen war nicht weniger künstlich, als die der Männer. Scherr giebt uns in seiner deutschen Kultur- und Sittengeschichte folgende Beschreibung einer Balldame jener Lage: „Auf dem Kopf baut sich ihr ein enormer, auf einem kreisrunden Wulst ruhender, aus verschiedenen Stockwerken bestehender und gepuderter, mit Blumen, Federn und Bändern verschwenderisch verzierter Haarthurm in die Höhe, welcher ihre natürliche Größe wenigstens um eine Elle erhöht. Die entgegengesetzte Extremität, der Fuß, wird durch ein zollhohes, an der Sohle des Ballschuhes von Sammt oder Atlas angebrachtes Stelzchen gezwungen, auf einer Spitze zu schweben. Das aus eng an einander gereihten Fischbeinstäbchen harnischartig zusammengefügte Corset zwingt Arme und Schultern zurück, den Busen heraus und schnürt die Taille über den Hüften wespenhaft zusammen. Ueber den ungeheuren Reifrock fließt ein mit tausend Falbeln garnirtes Seidengewand hinab und über dieses das mit einer Schleppe versehene Oberkleid von gleichem Stoff, welches, zu beiden Seiten mit reichem Besatz geschmückt, vorn auseinanderfällt. Die Ärmel desselben, mit blonden überladen, reichen bis zum Ellbogen, während der lange parfimirte Handschuh den Vorderarm bedeckt. Die Schminckkunst war raffiniert ausgebildet, da und dort aber jüngern Personen von der Sitte untersagt. Ueberall aber führte die elegante Dame ein Perlmutterböschchen, welches einen Vorrath der aus schwarzem englischen Pflaster geschlagenen Muschen enthielt. Diese „Schönheitspflasterchen“, welche in Gestalt von Sternchen, Mündchen, Herzchen, Amoretten in den Augenwinkeln, auf Wange und Kinn getragen wurden, sollten den Ausdruck des Miene-spiels erhöhen.“

Die Nachäffung der französischen Leichtfertigkeit hatte zur Folge, daß die Anstaltlichkeit in Berlin mehr und mehr überhand nahm. Die Zahl der feilen Dirnen, welche sich in der Stadt und der nächsten Umgebung derselben umhertrieben, welche in Schenken, Kellern und Winkeln zur Nachtzeit auf den Gassen Standal machten, vermehrte sich in erschreckender Weise, so daß im Jahre 1690 an den Rath in Berlin und Cöln und dem Friedrichswerder der Befehl erging, die Dirnen aufzuheben und nach dem Zucht- und Spinnhause zu Spandau abzuliefern. Daß auch in der Dorotheenstadt das gleiche Unwesen und

in noch erhöhtem Maße herrschte, haben wir schon früher mitgetheilt.

Die Beherbergung liebedlicher Weibspersonen wurde streng untersagt, die Polizei visitirte wöchentlich die Gast- und Spielhäuser, die Thee- und Kaffeeschenken und suchte nach dem Gefindel. Die Aufgegriffenen wurden mit Staupschlägen bestraft und mit auf dem Rücken gebundenen Händen vom Scharfrichter zur Schau durch die Gassen und endlich zu den Thoren hinausgeführt. Aber alle diese Maßregeln vermochten nicht, dem tief eingerissenen Unwesen zu steuern.

Ebenso wenig konnte das Gesetz wirken, welches Friedrich gegen den Luxus in der Kleidung und bei Familienfesten erließ, denn Gesetze lassen sich ja in jeder Zeit umgehen und werden stets umgangen, wenn sie der Anschauung des Volkes widersprechen.

Es ist merkwürdig genug, daß Friedrich, der selbst der zügellosesten Verschwendung huldigte, vom Volk Sparsamkeit verlangte, daß er, der die Kleidung seiner Hofdiener nicht prachtvoll genug bekommen konnte, Einfachheit und Schmucklosigkeit für die Bürger predigte, ja bei Strafe anbefahl.

Zu verschiedenen Malen wurden unter der Regierung Friedrichs Verordnungen erlassen, durch welche der Luxus bei Familienfesten und die übermäßige Pracht in der Kleidung verboten wurden und es klingt gewiß sonderbar, wenn derselbe Fürst, der durch seine eigene Verschwendung sein Land arm machte, in der Verordnung vom 28. Mai 1696 sagt:

„Er habe mit großem Leidwesen bemerkt, daß der Luxus, die Ueppigkeit in der Kleiderpracht, in der Ausrichtung von Familienfesten und Gastereien ungeachtet der kümmerlichen und nahrlosen Zeiten im Lande und besonders in der Residenz so hoch gestiegen sei, daß man nicht allein des höchsten Gottes Zorn und Strafe nach den in seinem heiligen Worte enthaltenen gerechten Bedrohungen zu fürchten habe, sondern daß auch die meisten Familien dadurch verarmten und zu Grunde gerichtet würden, die Eltern den Kindern Schulden und Armuth hinterließen.“

Friedrich glaubte das Privilegium zur Verschwendung für sich allein zu haben, das Volk war ihm nur eine große, Steuer zahlende Masse, es sollte für ihn sparen!

Die Bürger von Berlin kümmerten sich wenig um die Luxusverordnungen, so lange der Hof ihnen mit dem Beispiel maßloser Verschwendung vorangtat. Wie sie dergleichen Verordnungen zu umgehen verstanden, möge ein einziges Beispiel zeigen.

Die Sitte gebot, bei Leichenbestattungen große Pracht zu entfalten; es wurde mit allen Glocken geläutet und den Hinterbliebenen erwachsen dadurch bedeutende Kosten. Friedrich untersagte dies daher im Jahre 1693. Aber das Verbot führte nur zu einem noch größern Luxus. Es wurden jetzt die sogenannten heimlichen Leichen-

begängnisse eingeführt, die Bestattung zur Nachtzeit, bei denen noch größere Verschwendung herrschte, als früher. Eine ungeheure Menge von Fackeln und Lichtern wurde dem Sarg voraus getragen, die Kirche war hell erleuchtet, mehrere Prediger mußten Reden halten und es erwuchsen hierdurch nur noch bedeutendere Kosten für die Familien der Verstorbenen. Auch ein neues Verbot führte nur zu neuen Formen der Verschwendung.

Auf äußern Prunk und den sinnlichen Genuß war während der Regierungszeit Friedrichs der Sinn der Berliner Bürger gerichtet, Die Zahl der Gasthäuser und Schenken vermehrte sich daher jährlich, besonders die der letztern, da Graf Wartenberg seit dem Jahre 1704 die Errichtung von Thee- und Kaffeeschenken, wie wir bereits erwähnten, der Accise wegen beförderte. Am Ende der Regierung Friedrichs gab es in Berlin schon 14 Wirthshäuser; von einigen derselben kennen wir die Schilder: „Der König von Preußen“ befand sich in der Brüderstraße, „der König von England“ in der Breitenstraße, „der goldene Löwe“ in der Königsstraße.

Die Wirthshäuser waren meist zugleich Spielhöhlen, denn außer andern Lastern war das Spiel in alle Stände eingedrungen. Am Hofe spielte man mit Leidenschaft und häufig gelang es fremden Glückskrittern, sich bei den Hofherren einzuführen und deren Geldbeutel zu leeren.

Ein solcher war auch der Hauptmann Faviol, der in dem Liebesroman der Prinzessin Radziwill eine hervorragende Rolle spielte. Als ein Spieler von Handwerk legte er in Berlin Bant und betrieb hier vorzüglich die beiden Glücksspiele „Bassette“ und „Landsknecht“.

Ruinirte das Spiel schon manche der adligen Herren, so wirkte es noch verderblicher in den niedern Ständen, welche fast in allen Wirthshäusern, Bier- und Kaffeeschenken ihre Leidenschaft befriedigten.

Im Jahre 1692 kam ein neues Spiel nach Berlin, welches den Namen: „das englische Tischspiel“ trug und schnell beliebt wurde. Es wurde so hoch betrieben, daß manche Personen 200 bis 300 Thaler, ein Kapitän sogar 1200 Thaler darin verloren. Als dies ruckbar wurde, verbot es Friedrich bei 1000 Thalern Strafe, aber dies Verbot fruchtete ebenso wenig, wie die Bestimmung der Kammergerichts-Ordnung vom Jahre 1709, daß Spielschulden nicht eingeklagt werden dürften.

Mit dem Gange zum Lurus, zum Vergnügen, zum Spiel war bei den Berlinern eine ungläubliche Rohheit der Sitten verbunden. Blutige Raufereien auf offener Straße, Duelle mit tödtlichem Ausgang waren an der Tagesordnung, obwohl der Tod den überlebenden Duellanten bedrohte und obgleich Friedrich dies Gesetz in vollster Strenge zur Ausführung bringen ließ, oft sogar in einer jedes Gefühl empörenden Weise.

Am 22. März 1698 erzürnten sich zwei alte

Unterofficiere und duellirten sich in Folge eines unbedeutenden Streites auf dem Holzmarkt vor dem Stralauer Thor. Der Älteste, ein Mann von 60 Jahren, Namens Bartel Jürgen, erstach den andern, der 50 Jahre zählte. Der Gefallene wurde auf königlichen Befehl nicht begraben; die Leiche mußte liegen bleiben, bis dem Ueberlebenden der Prozeß gemacht worden war.

Bartel Jürgen wurde 3 Wochen nach dem Duell zu dem Galgen vor dem Sankt Jürgenthor geführt; die halb verweste Leiche des Gefallenen riß man aus dem Sarg und führte sie auf einem Schlitten ebenfalls nach dem Galgen, Der Mörder wurde gehängt, neben ihm der Leichnam, dem man das Sterbehemd, welches ihm seine Verwandten angethan hatten, wieder auszog und ihn mit dem blutigen Hemd, in dem er seinen Tod gefunden, von Neuem bekleidete.

Mörder und Opfer wurden mit Ketten um die Hälse an einander gefesselt und man ließ sie zur Warnung für alle Duellanten hängen, bis sie von selbst vom Galgen herabfielen.

Trotz dieses warnenden Beispiels dauerten aber die Duelle fort. Auch nächtliche Einbrüche und Diebstähle fanden fortwährend statt, obgleich die strengsten Strafen die Thäter bedrohten. Im Jahre 1693 nahm das Raubunwesen sogar so sehr überhand, daß eine Verordnung erschien, nach der Demjenigen, der zur Habhaftwerdung von Dieben beitragen würde, unter Verschweigung seines Namens der vierte Theil des Gestohlenen als Belohnung versprochen wurde. War der Denunziant ein Theilnehmer des Verbrechen, so sollte er, wenn er Reue zeige, von aller Strafe frei sein. Im Jahre 1700 wurde öffentlich durch Trommelschlag verkündet, daß alle Diebstähle, auch wenn sie den Werth von 10 Thalern nicht erreichten, mit dem Strang bestraft werden sollten und im Jahr 1705 wurde das Gesetz mit dem Zusatz erneuert, daß Diebe und Diebshehler vor dem Hause, in welchem der Diebstahl geschehn, aufgehenkt werden sollten, ohne Rücksicht auf den Betrag des Diebstahls.

So streng solche Gesetze erschienen, nützten sie doch wenig oder nichts. Es war möglich, daß im Jahre 1705 eine Räuberbande zu verschiedenen Malen am hellen Tage in die Häuser eindrang, Raub- und Mordthaten beging und auch nach dieser Zeit kamen Verbrechen aller Art ununterbrochen vor, obgleich der in Berlin hinggerichteten Personen außerordentlich groß war.

Es ist dies ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß selbst die grausamste Todesstrafe den Zweck, vom Verbrechen abzuhalten, nicht erfüllt, daß im Gegentheil das blutige Schauspiel öffentlicher Hinrichtungen nur dazu beiträgt, das Volk mit dem Gedanken des Blutvergießens vertraut zu machen, die Rohheit der Sitten und damit die Geneigtheit zum Verbrechen zu befördern.

glänzenden Festlichkeiten empfand. Die letzte glanzvolle Feierlichkeit, welche er erlebte, war die, mit der er die Geburt seines Enkels, des spätern Königs Friedrich II., am 24. Januar und dessen Taufe am 31. Januar 1712 verherrlichte.

Schon seit längerer Zeit war der König krankhaft angegriffen gewesen und sein Unwohlsein vermehrte sich in Folge der traurigen Nachrichten, welche er von seiner Gemahlin empfing, mehr und mehr.

Die Königin Sophie Louise war aus einem Zustande trüber Schwärmerei, der ihren Verstand umfängen hielt, nach und nach in einen vollkommenen Wahnsinn, der sich bis zur Raserei steigerte, übergegangen. Wohl wußte Friedrich, daß die Königin schwer geisteskrank sei, aber er erfuhr, da er von ihr getrennt lebte, nicht, daß die Geistesstörung sich soweit ausgebildet habe.

Seine eigene Krankheit war bisher von solcher Beschaffenheit gewesen, daß die Aerzte nicht an ein schnelles Ende derselben geglaubt hatten; plötzlich aber verschlimmerte sie sich in Folge eines traurigen Ereignisses.

Eines Tages ruhte der König schlummernd in seinem Armstuhl; da wurde er durch eine grauenhafte Erscheinung aus dem Schlafe geweckt. Vor ihm stand eine hohe weiße Gestalt mit wild herabhängenden Haaren, welche ihre nackten, mit Blut bedeckten Arme und Hände gen Himmel hob, ihn mit großen Augen, aus denen der Wahnsinn glühte, anstarrte und welche sich dann mit Zetergeschrei über ihn hinwarf.

Es war die Königin, welche der Aufsicht ihrer Hofdamen entronnen war.

Eine Gallerie führte aus den Zimmern der Königin zu denen Friedrichs. Durch diese eilte die Wahnsinnige; eine Glashür, welche sie vom Schlafgemach ihres Gatten trennte, zerbrach sie und verlegte sich dadurch schwer an Armen und Händen. So war sie zum König gedrungen, hatte sich über ihn geworfen und überhäufte ihn, heftig schreiend, mit Vorwürfen über sein lasterhaftes Leben.

Die Bedienten, welche sich in den Nebenzimmern aufstellten, wurden durch das Geschrei herbeigerufen; sie rissen den König aus den Händen seiner Gattin und brachten diese wieder in ihr Zimmer zurück.

Der Schreck verschlimmerte die Krankheit des Königs. Friedrich mußte sofort ins Bett gebracht werden und verließ dasselbe nicht wieder. „Ich habe die weiße Frau gesehen, ich werde nicht wieder besser werden!“ rief er aus, als man ihn ins Bett legte. Noch immer konnte er nicht zur Klarheit darüber kommen, daß jene grauenhafte Erscheinung seine Gemahlin gewesen sei.

Seine Krankheit dauerte 6 Wochen. Er fühlte selbst, daß sie tödtlich sei und als er nun am Abend des 24. Februar 1713 sein Ende nahe fühlte, da ließ er den Kronprinzen rufen, um Abschied von ihm zu nehmen.



## VII. Abtheilung.

# Berlin zur Zeit der Regierung Friedrich Wilhelms I.

### Erstes Kapitel.

Friedrich Wilhelm. — Sein Charakter. — Friedrich Wilhelms Knabenjahre. — Seine Erziehung. — Schwachheit der Königin Sophie Charlotte. — Jagd. — Militärische Spielereien. — Verheirathung.

Mein Vater hat euch mit Ruthen gezüchtigt, Ich aber werde euch mit Skorpionen züchtigen!

Hatte König Friedrich als Despot geherrscht, so war König Friedrich Wilhelm ein Tyrann; war Friedrich demütht gewesen, in seinem Hofe die Gesamtheit des Staats zu konzentriren, so brachte Friedrich Wilhelm den Grundsatz Ludwigs XIV: „l'état c'est moi! Ich bin der Staat!“ in vollster Konsequenz zur Ausführung, indem er jede freie Regung, jede Selbstständigkeit seines Volkes mit Gewalt unterdrückte!

Es liegt etwas Großartiges in dem Charakter dieses Fürsten, dem wir eine gewisse Bewunderung nicht versagen können, wenn wir auch keineswegs die Augen schließen gegen seine Schwächen und gegen die großen Härten seines Charakters.

Nach der Regierung des eiteln Friedrich bedurfte Preußen eines Herrschers, wie Friedrich Wilhelm es war. Das Volk drohte zu versinken in eine jämmerliche Schwäche, erzeugt durch die üppigste Genußsucht, durch die Weichlichkeit der Empfindung, welche eine Folge des unablässigen Strebens nach einer unsittlichen Ueber-Verfeinerung war.

Der Drang nach äußerem Prunk und äußerem Schein bei innerer Hohlheit und Rohheit war allgemein und mußte gewaltsam gebrochen werden, wenn er nicht zum sittlichen Untergang der Nation führen sollte.

Der mächtige Aufschwung, den Preußen unter Friedrich dem Großen nahm, durch den es sich zum Mittelpunkt der Intelligenz in Deutschland entwickeln sollte, mußte vorbereitet werden durch die Vernichtung jener Ueber-Civilisation, welche durch die Regierung Friedrichs I. angebahnt worden war; nur dadurch wurde ein frisches, geistiges Streben ermöglicht. Die Regierung Friedrichs

Wilhelms gleicht dem Wollenbruch, der ausrottet, zerstört, vernichtet, zu gleicher Zeit aber auch die junge, sprossende Saat befruchtet.

Friedrich Wilhelm war in allen Stücken der gerade Gegensatz seines Vaters; ein Feind des äußern Scheins, prachtwoller Feste, hohler Titel, ein Verächter von Wissenschaft und Kunst, sparsam bis zum Geiz und verschwenderisch nur, wo es die Befriedigung seiner militärischen Leidenschaft galt; ein Republikaner, wie er sich selbst gern nannte, weil er Niemanden über sich dulden mochte; ein Fürst, dem Rang, Titel, Ahnen gleichgültig waren, der unwürdige Subjekte abelte, um dadurch den Ahnenstolz seiner Edeln zu verhöhnen!

Friedrich Wilhelms Sinn war lediglich dem Praktischen zugewendet, für ihn war das höchste Prinzip jeder guten Staatsregierung die materielle Nützlichkeit; nur Das, was direkten Vortheil und Gewinn abwarf, durfte sich seiner königlichen Fürsorge und seines Schutzes erfreuen. Deshalb förderte er Landbau und Fabrikwesen, hauptsächlich aber nur in dem Sinn, daß er selbst in seinem Lande der größte und, wo möglich, der einzige Fabrikant und Landbauer sein wollte. In der Regierung griff er überall mit eiserner Hand durch; ohne Rücksicht auf fremde Rechte vollendete er den Kampf des Königthums gegen die bevorrechtigten Stände. Noch einmal versuchten es unter ihm die preussischen Stände, jene Privilegien, die ihnen gesetzlich und rechtlich verbürgt waren, geltend zu machen, indem sie sich weigerten, eine Steuer, den General-Puffschuß, einzuführen. Der Landmarschall schrieb an den König, das ganze Land werde dadurch ruinirt werden. Friedrich Wilhelm aber antwortete: „Das ganze Land ruinirt? nihil kredo, aber das kredo, das den Junkers ihre Autorität, das nie poz walam (ich erlaube es nicht) wird ruinirt werden; ich aber stabilire die Souveränität wie einen rocher von Bronze!“

Und er hielt Wort! Kein preussischer Monarch hat je so absolut geherrscht, wie Friedrich Wilhelm. Er hat die Souveränität als einen rocher von Bronze stabilirt, die Macht des Adels gebrochen; er ist daher im vollsten Sinne des Wortes der

Träger der Ideen seiner Zeit, in ihm vermittelt sich jener nothwendige Uebergang von der Herrschaft der privilegierten Stände durch den königlichen Absolutismus zur Herrschaft des ganzen Volks.

Friedrich Wilhelm war kein großer Mann, aber ein gewaltiger Charakter; er war kein guter Fürst, weil er ein böser Mensch war. Seiner Selbstsucht, seinem Eigenwillen brachte er jedes Opfer; deshalb sind auch nur wenige Fürsten jemals von ihrem Volke so gründlich gehaßt worden, wie Friedrich Wilhelm. Er war böshaft, ungerecht, jähzornig, grausam bis zum Blutdurst. Seine Regierung bildet eine fortlaufende Reihe von Gewaltthaten.

Schon beim Knaben zeigten sich diese Neigungen; sie wurden durch eine fehlerhafte Erziehung bis zur größten Vollkommenheit entwickelt. —

Friedrich Wilhelm war am 4. (14.) August 1688 auf dem Schlosse in Cöln geboren. Sein abergläubiger Vater hatte sofort dem Kinde das Horoscop stellen lassen in der Ueberzeugung, die künftigen Schicksale des jungen Prinzen durch den Lauf der Gestirne zu erforschen. Es war ihm prophezeit worden, Friedrich Wilhelm werde unfruchtbar bleiben, aber im Jahre 1720 große Heldenthaten verrichten. Wie glücklich der gelehrte Astrolog aus den Sternen zu lesen verstand, zeigt sich gerade in diesem Horoskop, da ganz das Gegentheil desselben eintraf. Friedrich Wilhelm hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft und verrichtete im Jahre 1720 keine andern Heldenthaten, als daß er, seiner Gewohnheit gemäß, seine Kammerdiener prügelte.

Schon in frühesten Jugend zeigte der kleine Prinz einen gewaltigen, fast unbeugsamen Troß, der seiner Mutter und seiner Gouvernante, einer Französin, Frau v. Montbeil, viel zu schaffen machte. Er hatte einst irgend eine Unart begangen, dafür war ihm von der Frau v. Montbeil als Strafe zubillirt, daß er kein Frühstück erhalten solle. Er forderte seine Mahlzeit ungestüm und als er sie nicht erhielt, öffnete er ein Fenster, sprang hinaus auf die Brüstung und drohte, sich vom dritten Stockwerk hinabzustürzen, wenn ihm nicht augenblicklich das Frühstück gebracht werde. Die Gouvernante war außer sich vor Schrecken, sie konnte nicht umhin, den stürmischen Willen des kleinen Troßkopfs zu erfüllen.

Vom Stillstehen und Lernen mochte der junge Prinz nichts wissen, er tummelte sich lieber mit seinen kleinen Spielgefährten im Freien umher. So unartig er war, wurde er doch von seiner Mutter und seiner Großmutter bis zur Abgötterei geliebt. Diese ertrugen jede seiner Unarten willig.

Im fünften Jahre ließ die Kurfürstin ihren geliebten Enkel zu sich nach Hannover kommen; er sollte unter ihrer besondern Aufsicht erzogen werden, aber sein Bleiben dort war nicht von langer Dauer; denn Friedrich vertrug sich durch-

aus nicht mit dem Prinzen Georg, seinem Spielgefährten. Die beiden Knaben faßten vermöge ihrer fortwährenden Zänkereien einen solchen Haß gegen einander, daß dieser ihnen während ihres ganzen Lebens blieb. Der Prinz Georg wurde später König von England, er nannte seinen Vetter und Spielkameraden nie anders, als „mein Bruder, der Sergeant“, während Friedrich, wenn er vom König von England sprach, ihm den Titel „mein Bruder, der Komödiant“ gab.

Der unbändige Knabe entwuchs schnell der weiblichen Erziehung; es war nöthig, ihm einen tüchtigen Hofmeister zu geben, der mit starkem Willen den Troßkopf bändigte. Die Wahl Sophie Charlottens fiel auf den General-Lieutenant Alexander v. Dohna. Dieser erhielt etne eingehende Instruktion für den Unterricht des Prinzen, in welcher ihm insbesondere zur Pflicht gemacht wurde den Kronprinzen in der reformirten Religion zu erziehen und ihn von der Majestät und Allmacht Gottes wohl und dergestalt zu informiren, daß ihm allezeit eine heilige Furcht und Veneration vor Gott und dessen Geboten beiwohne. Zu diesem Behufe mußte der Kronprinz Morgens und Abends mit seiner Dienerschaft das Gebet auf den Knien verrichten, dann ein Kapitel aus der Bibel lesen, etne Masse von Sprüchen und Gebeten auswendig lernen und jeden Sonntag zweimal zur Predigt gehen. Er sollte außerdem auch in den Wissenschaften tüchtig unterrichtet und überhaupt zu einem wahrhaft musterhaften Fürsten ausgebildet werden.

Ob der Graf Dohna und die ihm untergeordneten Lehrer nicht das Talent hatten, dem wilden Knaben die Lust zum Lernen beizubringen oder ob der Starrsinn des Prinzen unüberwindlich war, mag dahingestellt sein, jedenfalls lernte Friedrich Wilhelm herzlich wenig. Er hat es in seinem ganzen Leben niemals dahin gebracht, ein auch nur erträgliches Deutsch schreiben zu können. Seine Unwissenheit war, wie wir später noch mehr sehen werden, grenzenlos. Für alle kräftigen Knabenspiele zeigte er dagegen ein vorzügliches Talent und häufig genug erschreckte er seine Mutter durch die Unbändigkeit, die auch unter der Erziehung des Grafen Dohna durchaus nicht zu bewältigen war. Er ritt auf seinen Lakaien und Pagen im Zimmer umher und jagte dieselben nach beendetem Spiel mit Peitschenhieben fort. Den jungen Herzog von Kurland warf er einmal beim Spiel zu Boden und zauste ihn in den Haaren; seinen Unterhofmeister v. Brandt stürzte er einst eine steinerne Treppe hinab, so daß derselbe beinahe das Genick gebrochen hätte.

Für alle diese Rohheiten hatte Sophie Charlotte keine Strafen; sie kam dazu, als der Prinz gerade den am Boden liegenden jungen Herzog von Kurland mißhandelte und ihr einziges Scheltwort bestand in dem Ausruf: „Mein lieber Sohn, was machst Du da?“

Für das Hinabstürzen des Hofmeisters, welches leicht dessen Tod hätte zur Folge haben können,



eine Härte des Charakters, welche bis zur Bösartigkeit ging.

Die Königin war hierüber tief betrübt. Sie schrieb einst, als der Kronprinz 14 Jahre alt war, an ihre Freundin, das Fräulein von Pöllnitz:

„Ich habe Bekümmernisse, liebe Pöllnitz, und ich muß mein Herz durch Mittheilung erleichtern. Außer andern Veranlassungen, die Ihnen wohl bekannt sind, ist eine, die Ihre Freundschaft für mich geküht hat. Der junge Mann, den ich für lebhaft und heftig hielt, hat Beweise von einer Härte gegeben, die ihren Ursprung nur in einem sehr bösen Herzen hat. Nein! sagt die Bülow, das kommt vom Geize. Mein Gott, desto schlimmer! Geizig in einem so zarten Alter! Andere Fehler legt man mit den Jahren ab, dieser nimmt zu und dann von welcher Wichtigkeit sind die Folgen davon? Können Mitgefühl und Mitleid Raum in einem Herzen finden, welches vom Eigennutze beherrscht wird? Dohna ist ein Ehrenmann; er besitzt Rechtschaffenheit und Redlichkeit, allein sein Fehler ist auch ein Geist der Deconomie und man bessert einen Fehler sehr schwer bei einem andern, den man im Innern selbst gut heißt. Ich habe ihm, dem Kronprinzen, sehr den Text gelesen und da dies nicht oft der Fall ist, habe ich nichts außer Acht gelassen und mich aller seiner, bei verschiedenen Gelegenheiten verübten, unblöthigen Handlungen erinnert. Hierzu kommen die Klagen der Damen, daß er ihnen grobe Beleidigungen sagt; mein Zorn ging bis zur Entrüstung. Ist dies der Ton edler Gemüther? Zeigt diese Art der Beleidigung etwa Seelenadel?“

Vergeblich bemühte sich die Königin, veredelnd auf das Gemüth ihres Sohnes zu wirken; sie ließ ihn wöchentlich zweimal nach Liezenburg kommen, hier mußte der Prinz seiner Mutter aus guten Büchern vorlesen und diese verjuchte ihn auf die Schönheiten derselben aufmerksam zu machen. Sie bemühte sich nach bester Kraft, ihren persönlichen Einfluß auf ihren Sohn auszuüben, aber weder Zureden noch Ermahnungen fruchteten das Geringste bei ihm.

Mit jedem Jahre wuchs die Abneigung des Prinzen gegen den ihm auferlegten Zwang, gegen die feinen Hoffitten, gegen seine Studien in Kunst und Wissenschaften.

Sophie Charlotte hätte gern jedes Mittel ergriffen, um den jungen Bären zu zähmen, ja sie scheute sich nicht, selbst zu solchen Mitteln zu greifen, welche eine Mutter meist zu vermeiden pflegt. So schrieb sie einst dem Fräulein v. Pöllnitz.

„Sagen Sie dem Grafen Dohna, er solle sich den Galanterien des Kronprinzen nicht widersetzen, die Liebe schleift den Geist ab und mildert die Sitten. Er möge nur seinem Geschmaack eine gute Richtung geben, damit er nicht in niedere Sphären hinabsteige.“

Auch dies Mittel aber fruchtete bei Friedrich Wilhelm nichts. Wenn der Prinz auch, wie erzählt wird, einige Liebesabenteuer gehabt hat, so

wurde er doch durch dieselben in keiner Weise veredelt; der Hang zur Galanterie verschwand bald in ihm und machte fast der Feindschaft gegen die Weiber Platz.

Mit jedem Jahre zeigte es sich deutlicher, daß Friedrich Wilhelm zum Hofmann verdorben war. Er zog sich, so viel er irgend konnte, von den Hoffesten zurück, um sich seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, zu widmen oder sich mit militärischen Spielereien zu beschäftigen, für welche er den größten Theil seines Taschengeldes aufwendete.

Der König hatte ihm eine Kompagnie Kadetten übergeben, welche er kommandirte. Später wurde ihm ein Infanterie-Regiment verliehen und hier zeigte er zuerst jene Vorliebe für ungewöhnlich große Leute, welche später in ihm zu einer wahren Krankheit ausartete.

Friedrich Wilhelm verwendete all sein Geld darauf, um für die Leibkompagnie seines Regiments, die in Wusterhausen stand, durch hohes Handgeld viele Leute anzuwerben und mit diesen Befallen zu exerziren. Es war vayer nur ihn auch kein geringer Genuß, daß ihm gestattet wurde, als Kronprinz die Feldzüge am Rhein unter Marlborough und dem berühmten Feldherrn Prinzen Eugen mitzumachen.

Auch die Vermählung Friedrich Wilhelms mit der Prinzessin Sophie Dorothea von Hannover, welche schon im achtzehnten Jahre des Kronprinzen, am 14. November 1706, stattfand, übte keinen mildernden Einfluß auf ihn aus. Er blieb derselbe, der er stets gewesen war und obgleich er jetzt seinen eigenen Hofstaat hatte, haßte er doch die Feierlichkeiten und Feste am Hofe des Vaters nicht weniger, als früher und vertauschte sie mit wahrer Freude mit dem Feldlager. Wenn er in Berlin lebte, war er stets bestrebt, den unwürdigen Günstlingen des Königs, besonders dem Grafen Wartenberg, entgegen zu arbeiten. Welchen Theil er an dem Sturze desselben nahm, haben wir früher bereits erzählt.

## Zweites Kapitel.

Erste Regierungshandlung Friedrich Wilhelms. — Ein Strich durch den Etat. — Umgestaltung des preussischen Hofes. — Entlassung des Herrn von Besser. — Verbanung der Hofjüdin Liebmann. — Zurückberufung Dankelmann's. — Der Silberschäß. — Sparsamkeit Friedrich Wilhelms. — Peter der Große und Katharina von Rußland in Berlin.

Im Vorzimmer des sterbenden Königs Friedrich standen die Höflinge und harrten in tiefer, athemloser Spannung des Augenblicks, in welchem ihr gnädiger Herr von ihnen scheiden würde. Sie hofften nicht viel von dem künftigen Könige; wußten sie doch, daß er sich schon als ein abgefügter



garde wurde aufgelöst und verabschiedet. Die Garde du Corps würden ebenso wie jene den Abschied erhalten haben, der König hatte aber zu ihrem Chef, dem General-Neutenant v. Zettau, eine große Neigung und ließ sie daher während dessen Lebzeiten bestehen, steckte sie aber unmittelbar nach dem Tode des Generals unter die Genäd'armen.

Die 24 Hof-Trompeter und Pauker, welche bisher mit 12,000 Thalern jährlich besoldet waren, wurden in neu errichtete Kavallerie-Regimenter gebracht und ihr Gehalt gespart. Von der Unzahl königlicher Pagen, welche bisher am Hofe unterhalten worden waren, blieben nur 16 im Dienst, von denen der König für seine Person nur zwei behielt, die übrigen dem Hofstaat der Königin zutheilte und sie nur dann für sich verlangte, wenn es etwa durch die Anwesenheit hoher Gäste an Bedienung mangelte.

Um bei gewöhnlichen Gesellschaften dienstfertige Hände genug zu haben, ertheilte Friedrich Wilhelm seinen Generälen und Ministern die Erlaubniß, sich selbst junge Edelleute zu Pagen zu wählen und diese mit ausß Schloß zu bringen, wenn sie eine Einladung zur königlichen Tafel erhielten. Der König liebte es, auf anderer Leute Kosten zu sparen und es genirte ihn durchaus nicht, daß die Pagen seiner Generale und Minister zur Hofbedienung mit verwendet wurden.

Auch die reich gepuhten Lakaien, welche sich bisher in allen Hofgemächern umhergetrieben hatten, wurden bis auf 6 vermindert und diese ihrer glänzenden Livreen beraubt. Sie trugen fortan eine einfache Livree mit geringer goldener Stickerei und erhielten nicht mehr als monatlich 8 Thaler Gehalt. Da indessen die 6 Lakaien zur Hofbedienung nicht zugereicht haben würden, so nahm der König 12 Sägerburschen an, welche an seiner Privatstafel mit aufwarten mußten und sonst als Säger und Lakaien dienten.

Auch den Hofstaat der Königin beschränkte Friedrich Wilhelm, indessen nicht so sehr, wie seinen eigenen; er erlaubte seiner Gemahlin die Aufbietung eines größern Luxus, als sich selbst.

Der herrliche Marstall des Königs Friedrich, der aus mehr als 1000 reich beschirrten Pferden bestand, wurde sofort nach der Thronbesteigung verkauft, nur einige Reit- und Wagenpferde wurden zurückbehalten. Mit den aus diesem Verkauf erzielten Summen, sowie mit denen, welche die Juwelen und anderes kostbares königliches Hausgeräth lieferten, bezahlte Friedrich Wilhelm die Schulden seines Vaters. Er behielt nur den kolossalen Vorrath von kostbarem Silbergeschirr bei und war sogar bestrebt, denselben während seiner ganzen Regierung zu vermehren. Er glaubte, daß er sein Geld in Silbergeschirr nicht unnütz anlege, denn solche Silbermassen gaben ein Zeugniß für königliche Pracht und waren, wenn einmal eine Zeit der Noth kam, leicht in bares Geld umzuprägen. Er selbst hat freilich niemals von dem aufgesammelten Silbergeschirr Gebrauch

gemacht, seinem Sohn aber sollte derselbe in späterer Zeit recht willkommen sein.

Von Jahr zu Jahr wurden neue prachtvolle Silbergeräthe angeschafft, alle Spiegel- und Bilderrahmen in den königlichen Parabezimmern wurden aus Silber gemacht, silberne Kronleuchter zierten die Säle, so daß während der Regierung Friedrich Wilhelms die Summe, welche auf diese Geräthe verwendet wurde, auf nahe 1½ Million Thaler stieg.

Der Luxus des Silbergeschirrs war fast der einzige, den der König sich für seine Person gönnte, sonst zeigte er die peinlichste Sparsamkeit bei allen Ausgaben für seinen Hofstaat, eine Sparsamkeit, die so weit ging, daß er meist nur Kleidungsstücke aus grobem Tuch trug und diese sogar, wenn er sich an den Schreibtisch niedersezte, durch Leinwandärmel und eine grüne Schürze, die er umband, gegen Abnutzung zu schützen suchte. Nur bei großer Galla trug er kostbare Stoffe, eine Uniform von blauem Sammt oder Kleider von feinerem Tuche.

Seine Genauigkeit ging so weit, daß er täglich die ihm vom Koch vorgelegten Küchenzettel persönlich durchging und verlangte, daß bei jeder einzelnen Speise die Preise auf das Genaueste angegeben würden; er bestimmete sich dabei um die Marktpreise der kleinsten Gegenstände und strich z. B. bei einer Citrone, welche mit 9 Pfennigen in der Rechnung aufgeführt war, einen Pfennig. Als ihm einst eine Rechnung für Mittag- und Abendessen des Königs nebst Familie, sowie einer Gesellschaft und deren Bedienung mit 31 Thaler 16 Groschen angefezt wurde, schrieb er darunter: „verflucht gestollen!“ und strich dem Koch 1 Thaler aus der Rechnung.

Von dieser äußersten Sparsamkeit wich Friedrich Wilhelm nur dann ab, wenn er bei Besuchen fremder Fürsten glaubte, seiner königlichen Ehre wegen größeren Aufwand machen zu müssen, aber auch dann war er bemüht, für das möglichst in die Augen fallende Gepränge doch möglichst wenig Geld auszugeben.

Als der Czar Peter der Große, den Friedrich Wilhelm sehr hoch achtete, im Jahre 1717 durch die preußischen Staaten reiste und auch Berlin besuchen wollte, gab der König dem Finanz-Direktorium folgenden Befehl:

„Ich will 6000 Thaler destiniren, dafür soll das Finanz-Direktorium die Menagen so machen, daß ich den Czaren freihalten kann von Memel bis Wesel. In Berlin aber wird der Czar aparte tractiret; mit einem Pfennig gebe mehr dazu. Aber vor der Welt sollen sie ein Geschrei machen von 30—40,000 Thalern, das es mir koste.“

Das Finanz-Direktorium erfüllte diesen Befehl zu des Königs vollster Zufriedenheit; es verwendete, obwohl Peter der Große mit 300 Pferden reiste, für dessen Freihaltung auf der Reise nicht mehr als 3127 Thaler.

Ueber den Aufenthalt Peters des Großen und seiner Gemahlin, der später so berühmt gewor-

denen Kaiserin Katharina, in Berlin geben uns zwei Augenzeugen, die Tochter des Königs, die Prinzessin Friederike Wilhelmine, spätere Margrätin von Vaireuth, und der Baron v. Pöllnitz interessante Schilderungen. Die Prinzessin Friederike Wilhelmine theilt uns in ihren Memoiren Folgendes mit:

Der Czar, der sehr gern reiste, langte von Holland aus hier an. Er hatte zu Cleve verweilen müssen, weil die Czarin dort zu frühzeitig entbunden worden. Da er weder die große Welt, noch Ceremonien liebte, so ließ er den König ersuchen, ihn in ein Lusthaus der Königin, das in einer Vorstadt Berlins lag, einzulogiren. Diese war sehr böse darüber. Sie hatte sich ein sehr hübsches Haus bauen lassen, das sie sorgsam und aufs Prachtigste ausgeschmückt. Die Gallerie von Porzellan, die man dort sah, war köstlich, sowie auch alle Zimmer mit Spiegel versehen waren. Da dieses Haus sonach ein wahres Kleinod war, so trug es auch den Namen Monbijou. Der Garten war sehr hübsch und grenzte an den Fluß, was ihm eine große Anmuth verlieh.

Um den Unordnungen vorzubeugen, welche die Herren Russen an allen andern Orten, wo sie gewohnt, sich hatten zu Schulden kommen lassen, ließ die Königin die Möbel aus dem ganzen Hause wegnehmen und Alles, was nur irgend zerbrechlich war, daraus fortschaffen. Der Czar, seine Gemahlin und ihr ganzer Hof kamen einige Tage später zu Monbijou an. König und Königin empfingen sie am Ufer des Flusses. Der König gab der Czarin die Hand, um ihr aus dem Boot zu helfen. Sobald der Czar ausgeschifft war, reichte er dem König die Hand und sagte: „Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, mein Bruder Friedrich.“ Dann näherte er sich der Königin und wollte sie umarmen, sie wehrte ihn aber ab. Die Czarin begann damit, der Königin die Hand zu küssen, was sie mehrere Male that. Sie stellte ihr dann den Herzog und die Herzogin von Mecklenburg vor, welche sie begleitet hatten und 400 sogenannte Damen, die in ihrem Gefolge waren. Größtentheils waren dies deutsche weibliche Diensthöten, welche die Geschäfte von Damen, Kammerfrauen, Köchinnen und Wäscherinnen verrichteten. Fast jedes dieser Geschöpfe hatte ein reich gekleidetes Kind auf dem Arm und wenn man sie fragte, ob es die ihren wären, so antworteten sie, indem sie Salamalekas auf russische Art machten: „Der Czar hat mir die Ehre erzeigt, mir dieses Kind zu schenken.“ Die Königin wollte diese Geschöpfe gar nicht grüßen. Dafür rächte sich die Czarin dadurch, daß sie die Prinzessinnen von Geblüt mit großem Hochmuth behandelte und nur mit Mühe erlangte es der König von ihr, daß sie sie grüßte. Ich sah diesen ganzen Hof am darauf folgenden Tage, als der Czar und seine Gemahlin der Königin wieder den Besuch machten. Diese empfing sie in den großen Appartements des Schlosses und ging ihnen bis in den Wachsaal entgegen. Dort gab

sie der Czarin die Hand, ihr den Platz rechts lassend, und führte sie ins Audienzzimmer.

Der König folgte ihnen mit dem Czar. Sobald Letzterer mich sah, erkannte er mich wieder, da er mich bereits vor fünf Jahren gesehen. Er nahm mich auf die Arme und küßte mich so gewaltsam, daß er mir das ganze Gesicht aufrieb. Ich gab ihm Ohrfeigen und wehrte mich, soviel ich nur konnte, indem ich ihm sagte, daß ich diese Vertraulichkeiten nicht wolle und er mich entehre. Er lachte sehr über diese Idee und unterhielt sich lange mit mir. Man hatte mir meine Rolle vorgeschrieben. Ich sprach mit ihm von seiner Flotte und seinen Eroberungen, was ihn so entzückte, daß er mehrere Male zur Czarin sagte, daß, wenn er ein Kind gleich mir haben könne, er gern eine seiner Provinzen darum gäbe. Die Czarin machte mir auch viele Liebkosungen. Die Königin setzte sich mit ihr unter den Thronhimmel, jede in einen Sessel, ich befand mich neben der Königin und die Prinzessinnen von Geblüt ihr gegenüber.

Die Czarin war klein und untersezt, sehr braun und ohne Hoheit und Anmuth. Man brauchte sie nur zu sehen, um ihre niedere Herkunft zu errathen. Man hätte nach ihrem Aufpuße sie für eine deutsche Komödiantin angesehen. Ihr Kleid war auf dem Trödel gekauft worden, es war ganz altmodisch und mit Silber und Metallschmuck überladen. Der Vordertheil ihres Leibchens war mit Edelsteinen geschmückt. Die Anordnung dieser Juwelen war sonderbar. Sie stellten einen Doppeladler vor, dessen Flügel mit den kleinsten, sehr schlecht gefassten Brillanten garnirt waren. Sie trug ein Duzend Orden und ebenso viele Heiligensbilder und Reliquien längs des Aufschlags ihres Kleidbes heruntergehftet, so daß, wenn sie ging, man einen Maulwurf zu hören glaubte. Alle diese Orden, welche an einander klümperten, verursachten ein gleiches Geräusch.

Der Czar dagegen war sehr groß und leidlich gewachsen, sein Gesicht schön, aber seine Physiognomie besaß etwas so Rohes, daß man davor sich fürchtete. Er war als Matrose in ein ganz einfaches Gewand gekleidet. Die Czarin, welche sehr schlecht deutsch sprach und das, was die Königin ihr sagte, nicht gut verstand, ließ ihre Märrin herbetrufen und unterhielt sich mit dieser auf russisch. Dieses arme Geschöpf war eine Fürstin Galigin und um ihr Leben zu retten, zu diesem Dienste genöthigt. Da sie in eine Verschwörung gegen den Czar verwickelt gewesen, hatte man ihr zweimal die Krone gegeben. Ich weiß nicht, was sie mit der Czarin sprach, aber diese lachte überlaut.

Man setzte sich endlich zu Tisch und der Czar neben die Königin. Es ist bekannt, daß dieser Fürst vergiftet worden war. In seiner Jugend war ihm das feinste Gift auf die Nerven gefallen, weshalb er oft eine Art von Krämpfen bekam, deren er sich nicht erwehren konnte. Die-

fer Zufall ergriff ihn auch bei Tische. Er bekam einige Zuckungen und da er eben das Messer in der Hand hielt und damit gestikulirte, so gerieth die Königin in Angst und wollte einige Male aufstehen. Der Czar beruhigte sie aber und bat sie unbeforgt zu sein, da er ihr kein Leid zufügen würde. Zugleich nahm er sie bei der Hand und drückte diese so heftig in der seinen, daß die Königin genöthigt war, Barmherzigkeit zu rufen, worüber er herzlich lachte und zu ihr sagte, sie habe zartere Knochen als seine Katharina. Nach dem Abendessen war Alles zum Balle vorbereitet, aber sobald der Czar von der Tafel aufgestanden war, ging er und kehrte allein zu Fuß nach Monbijou zurück. Am folgenden Tage ließ man ihn alle Wertwürdigkeiten Berlins und unter andern das Münztabinet und die alten Statuen sehen. Unter diesen letztern befand sich, wie man mir sagte, eine, welche eine heidnische Gottheit in einer sehr unanständigen Stellung zeigte. Man bediente sich zur Zeit der alten Römer einer solchen, um die Brautkammer damit zu schmücken. Dieses Stück wurde für sehr selten gehalten und galt für eine der schönsten Statuen, die sich dort befanden. Der Czar bewunderte sie sehr und befahl der Czarin, sie zu küssen. Sie wollte sich dagegen wehren, er ward aber böse und sagte in gebrochenem Deutsch zu ihr: „Kop ab!“ welches so viel heißen sollte, als: ich lasse dich enthaupten, wenn du nicht gehorchst. Die Czarin hatte so große Furcht, daß sie Alles that, was er verlangte. Er begehrte nun ohne Umstände diese Statue und mehrere andere vom König, der sie ihm nicht verweigern konnte. Dasselbe that er mit einem Schränken, dessen Gestäl ganz von Umbra war. Dieses war einzig in seiner Art und hatte König Friedrich I. unermeßliche Summen gekostet. Es erlebte das traurige Schicksal zu großem Bedauern aller Welt, nach Petersburg geschafft zu werden.

Endlich nach zwei Tagen reiste dieser barbarische Hof wieder ab. Die Königin begab sich sogleich nach Monbijou. Dort herrschte die Zerstörung Jerusalems. „Nie habe ich etwas Aehnliches gesehen; Alles war so ruinirt, daß die Königin fast das ganze Haus neu bauen lassen mußte.“

Bot Friedrich Wilhelm bei dem Besuche des Czaren Peter nicht unbedeutende Kosten auf, um seinen Gast angemessen zu bewirthen, so that er dies auch später, als König August der Starke von Polen im Jahre 1728 nach Berlin kam; aber auch bei diesem Besuche war er bemüht, unter dem Schein der Pracht eine kleinliche Sparsamkeit zu verdecken.

Friedrich Wilhelm mußte seinen Gast, der selbst einen verschwenderischen Hof hielt, durch einige glänzende Feste ehren; er that es und während des Aufenthalts August des Starken in Berlin jagten sich Vergnügungen aller Art; die Köche mußten ihre ganze Kraft aufbieten, um schmackhafte Mahlzeiten zu bereiten, damit diese

aber nicht zu theuer kämen, wurde möglichst viel Wildpret dazu verwendet. An Wild hatten die königlichen Forsten Ueberfluß, während man anderes Fleisch hätte kaufen müssen.

Den Mittelpunkt aller Festlichkeiten bildete eine großartige Parade und eine glänzende Illumination von Berlin; — erstere kostete dem König wenig, letztere gar nichts; denn die Bürger mußten sie bezahlen und doch sahen Beide nach etwas aus.

Nur einmal in seinem Leben zeigte Friedrich Wilhelm eine verschwenderische Freigebigkeit, welche an die seines Vaters erinnerte, bei einem Besuche, den er dem Kaiser in Karlsbad machte.

Friedrich Wilhelm wollte dabei beweisen, daß der König von Preußen nicht hinter andern Fürsten zurückstehe und machte daher dem Gesolge des Kaisers glänzende Geschenke. Auch gab er während der Reise in Böhmen mehr als fürstliche Trinkgelber, so den Postmeistern auf jeder Station 100 und den Wagenmeistern 25 Dukaten.

### Drittes Kapitel.

Tägliche Lebensweise Friedrich Wilhelms. — Die königliche Mittagstafel. — Der König als Wirth und als Gast. — Persönlicher Verkehr des Königs mit den Bürgern. — Das Tabaks-Kollegium. — Die wissenschaftlichen Hofnarren. — Graufame Scherze. — Eine Schein-Sinrichtung.

Wie durch einen Zauberschlag war der glanzvolle Königshof Friedrichs verschwunden und an seine Stelle der halb militärische, halb bürgerliche Friedrich Wilhelms getreten. Es gab in Berlin keine glänzenden Feste mehr, selbst die Geburts- und Namenstage des Königs, der Königin, der Prinzen und Prinzessinnen wurden nicht mehr wie früher gefeiert, sondern ganz in der Stille begangen, man gratulirte sich mit einigen kurzen Worten, wünschte sich noch lange, gute Gesundheit und Wohlergehen und damit war die Sache abgethan. Nach dem prunkvollen Leichenbegängniß, welches Friedrich Wilhelm seinem Vater ausgerichtet hatte, wurden bei später eintretenden Todesfällen in der königlichen Familie die Feierlichkeiten auf's Aeußerste beschränkt; selbst die Hoftrauer wurde abgekürzt und alle die Kosten, welche früher auf Trauerstaat verwendet worden waren, mußten fortfallen.

Unter Friedrichs Regierung war der Krönungstag, der 18. Januar, durch glanzvolle Feierlichkeiten verherrlicht worden; ein Hoffest und die Austheilung hoher Orden sollten diesen Tag im Angedenken des Volks erhalten. Friedrich Wilhelm hob diese Anordnungen bei seinem Regierungsantritte auf; der 18. Januar blieb allerdings im Kalender roth angestrichen; dies war aber auch seine einzige Auszeichnung.

Friedrich Wilhelm verachtete jedes leere Formenwesen; er glaubte nicht, daß seine königliche Macht durch die Ceremonien einer Krönung irgendetwie

gefördert werde, wohl aber wußte er, daß eine solche dem Lande schwere Opfer auferlege und er verschmähte es deshalb, nach Königsberg zu reisen, um sich dort, wie sein Vater, die Krone aufzusetzen. Am Tage nach dem Ableben Friedrichs ließ er sich von der Generalität und der Garnison von Berlin den Eid der Treue schwören; die Hulldigung der Landstände wurde, als eine unwesentliche Förmlichkeit, erst später, wenn sich gerade eine günstige Gelegenheit darbot, vorgenommen und zwar ohne besondere Feyerlichkeiten. Friedrich Wilhelm war in Allem ein guter Birth, auch mit seiner Zeit. Er hatte dieselbe mit peinlichster Genauigkeit eingetheilt.

Des Morgens stand er ziemlich früh auf, im Winter um 6 Uhr, im Sommer um 4 Uhr. Als guter Soldat suchte er seinen Körper abzuhärten, indem er sich mit eiskaltem Brunnenwasser wusch; dann hielt er eine kurze religiöse Feier und eine Stunde nach dem Aufstehen saß er schon in seinem Kabinet bei der Arbeit.

Zwei Kabinettsrätthe und ihre Sekretäre mußten ihm, während er Kaffee trank und sich ankleiden ließ, Vortrag halten und in seiner Gegenwart alle einlaufenden Briefe eröffnen, denn er litt es nicht, daß dies von ihnen selbstständig geschah. Auf alle eingehenden Schreiben ertheilte der König sofort die Antwort, meist mit kurzen und oft mit brolligen Bemerkungen, die er entweder an den Rand schrieb, mitunter sogar zeichnete. Wir werden im Laufe unserer Erzählung mehrfach auf derartige Bescheide des Königs zurückkommen haben.

Sobald Friedrich Wilhelm angekleidet war, ließ er die schon im Vorzimmer wartenden Minister und hohen Offiziere zur Audienz rufen, hörte ihre Vorträge und gab ihnen seine Befehle. Um 10 Uhr, mit dem Glockenschlage, mußte diese Arbeit beendet sein, dann begab sich der König zur Wachtparade und musterte hier seine Truppen. Bei dieser Gelegenheit gab er auch fremden Gesandten und Offizieren Audienz.

Wenn er nach der Wachtparade in das Schloß zurückkehren wollte, erwarteten ihn auf dem Wege schon Leute, welche ihm Bittschriften übergeben wollten. War er gut gelaunt, so durften die Bittsteller eines guten Erfolges gesichert sein, sonst aber wies er sie, besonders, wenn sie sich ihm zudringlich nahen wollten, mit harten Worten und mitunter mit noch härteren Stockschlägen zurück.

Von der Wachtparade ging er bis gegen 11 Uhr nach dem in der Breiten Straße belegenen Marstalle, revidirte denselben auf das Strengste und gab den Stallknechten seine Befehle, dann kehrte er ins Schloß zurück, wo ihn seine Staatsminister und einige höhere Offiziere erwarteten. Mit diesen unterhielt er sich, bis es 12 Uhr schlug, um sich mit dem Glockenschlage zu Tisch zu setzen.

Die Königin, die königliche Familie und die übrigen Eingeladenen mußten pünktlich zur Stelle sein. Gewöhnlich fanden sich etwa 30—40 Per-





sich für dieselben und nahm häufig die Gelegenheit wahr, um sich mehr davon auszubitten. Als der königliche Resident in Hamburg ihm einst einen frischen Kabeljau schickte, schrieb der König an den Rand des Briefes: „Gut, soll auch einen großen Kalbsbraten senden, der recht weißes Fleisch hat und wohl einpacken, daß der Geschmack der Wette sich nicht ins Fleisch zieht.“

Dem Ueberbringer solcher Geschenke bewies Friedrich Wilhelm die ihm eigene königliche Freigebigkeit. Als ihm einst ein Kaufmann Daun ein Faß Austern zur Mahlzeit schickte, während der König sich gerade bei der Tafel befand, gab er dem Ueberbringer, einem Handlungsdienner, nicht weniger als 8 Groschen.

Wie Friedrich Wilhelm die Geschenke von Lederbissen an seiner eigenen Tafel liebte, so war es ihm auch ganz angenehm, wenn er auf fremde Kosten außerhalb seines Schlosses gut essen und trinken konnte. Er nahm deshalb gern Einladungen seiner Generale und Minister an und er verschmähte es auch nicht, wenn er bei Bürgern zu Kindtaufen und Hochzeitsfesten gebeten wurde. Gesah dies, so mußte ihm zuvor die Liste der eingeladenen Gäste mitgetheilt werden. Er strich mitunter einzelne Namen aus und setzte auch wohl die Namen Einiger, von denen er glaubte, daß sie vergessen seien oder deren Gegenwart er besonders wünschte, zu.

Friedrich Wilhelm verlangte immer von seinen Gastwirthen ausdrücklich, sie sollten gar keine Umstände mit ihm machen, nahm es aber keineswegs übel, wenn trotzdem Straßburger Gänseleberpasteten, Austern, seltene Seefische oder Seezrebse auf der Tafel standen und besonders verlangte er, daß ihm jedesmal ein trefflicher Rheinwein als Tafelgetränk vorgesetzt werde.

Sein Lieblings-General v. Grumbkow hielt sich einen französischen Koch, der ein Meister in seinem Fach war. Der König speiste deshalb bei diesem General am Liebsten. Es war ihm unangenehm, wenn bei solchen Gesellschaften Frauen zugegen waren, selbst bei Hochzeiten durften nur die Braut und die Brautmutter mit bei Tische sitzen. —

Besonders angenehm war es Friedrich Wilhelm, wenn seine Generale ihn einluden und diese betrachteten es daher als eine Ehrensache, von Zeit zu Zeit den König bei sich zu sehen. Ließen sie mit ihren Einladungen gar zu lange auf sich warten, so bat er sich wohl auch selbst bei ihnen zu Gaste. Einer seiner Generale, der als ein Knauser bekannt war, hatte stets Einladungen angenommen, niemals aber eine solche ertheilt und als ihm einst der König direkt sagte, er wünsche, bei ihm zu speisen, da entschuldigte sich der Knauser damit, daß er keine eigene Wirthschaft habe und daher auf eine solche Ehre verzichten müsse. Friedrich Wilhelm lachte und fand ein gutes Auskunftsmittel. Er forderte den General auf, in dem Gasthof zum Könige von Portugal bei dem Gastwirth Nicolai eine

Mahlzeit zu bestellen, bei der er sein Gast sein wolle.

Der General konnte nicht umhin, dem König zu gehorchen. Er lud ihn ein und Friedrich Wilhelm erschien mit einem doppelt so großen Gefolge, als der Gastgeber erwartet hatte. Der General ließ sich trotzdem in seiner Ruhe nicht stören. Er empfing den König und die übrigen Gäste mit gebührendem Respekt, ließ auftragen, was die Küche des Wirths irgend liefern wollte und als nun die Mahlzeit beendet war, da äußerte Friedrich Wilhelm seine vollste Zufriedenheit.

Der General rief schmunzelnd den Wirth herbei und fragte ihn in Gegenwart des Königs, was das Couvert koste.

„Einen Gulden die Person, ohne den Wein,“ antwortete der Gastwirth Nicolai.

„Gut, — entgegnete der General — hier ist ein Gulden für mich und einer für Seine Majestät; die andern Herren habe ich nicht gebeten, diese können für sich selber bezahlen.“

Es war dies ein Scherz ganz nach dem Geschmack Friedrich Wilhelms. Dieser lachte hell auf und sagte: „Ich glaubte den Herrn zu prellen und nun prellt er mich!“ Er bezahlte natürlich die ganze Rechnung.

Wenn es an der königlichen Tafel mit dem Essen meist sparsam genug herging, so wurde doch das Getränk nicht gespart. Für jeden Gast stand regelmäßig eine Flasche guter Rheinwein bereit; war das Gespräch recht lebendig im Gange, so ließ der König abstimmen, ob noch mehr gebracht werden solle und es erhielt dann Jeder noch eine halbe, mitunter sogar noch eine ganze oder gar drei halbe Flaschen nachträglich vorgesetzt. Dabei entschied stets die Mehrheit der Stimmen. Die Minorität mußte sich, selbst wenn sie keinen rechten Appetit zum Trinken mehr hatte, fügen.

Wer nicht ordentlich trank, den hielt der König für einen Muder und der General v. Massow, der nie mehr als ein halbes Maß trinken wollte, wurde dadurch verspottet, daß nach ihm die halben Flaschen halbe Massows genannt wurden.

Nach dem Rheinwein gab es wohl auch noch ein Glas guten Ungarwein, wenn der König eben in besonders guter Laune war.

Es ging bei der Tafel oft recht lustig und mitunter merkwürdig ungenirt zu, besonders, wenn sich das Blut erhitzt hatte. So erzählt uns Faßmann, daß einst der Prälat Martin, der Abt des Klosters Neuzelle, beim König zur Tafel gewesen sei und gewisse „treffliche, doch in allen Stücken honette Scherze“ getrieben habe. Die Generale und Offiziere setzten ihm stark mit Trinken zu und er antwortete ihnen redlich. Jedem that er Bescheid, der ihm zutrunk, und dabei wurde er so lustig, daß er aufstand, seine Perrücke abnahm, seine goldene Kette, an der ein goldenes Kreuz hing, über den Kopf streifte und sie einer der Prinzessinen, die mit an der Tafel saßen, um den Hals hängen wollte. Er machte auch sonst

„Und welche wären das?“

„Ow. Majestät und ich.“

Für diese kluge Antwort wurde der Kandidat am folgenden Tage auf's Schloß beschieden und erhielt sogleich eine Predigerstelle.

Der König war überhaupt ein Feind jeder Form und sprach bei seinen Promenaden mit Jedem ohne Rücksicht auf Rang und Stand, mit dem gemeinsten wie mit dem vornehmsten Bürger.

Als er einst ausfuhr, lief ein Bauer neben seinem Wagen einher und hielt eine Bittschrift in die Höhe. Der König ließ sofort halten, nahm die Bittschrift in Empfang, wunderte sich aber nicht wenig, als er das Papier ohne ein geschriebenes Wort fand. Es enthielt nichts als ein mit Tinte gezeichnetes Viereck, in dem verschiedene Striche und Dintenkleren zu sehen waren. Er fragte verwundert, was das bedeuten solle. Der Bauer erklärte ihm guten Muths, er könne nicht schreiben, da habe er seine Bittschrift gemalt. Das Viereck sei sein Rübenland, die Dintenkleren aber des Amtmanns Schweine, die ihm seine schönsten Rüben aufgefressen hätten, ohne daß der Amtmann dafür etwas vergüten wolle. Er versprach dem König einen Sack der schönsten Rüben, wenn er bewirken könne, daß ihm der Amtmann die gefressenen bezahle.

Der König lachte und gab sofort den Befehl, daß der Amtmann zur Zahlung angehalten werde. Eine so schnelle Justiz war überhaupt nach Friedrich Wilhelms Geschmack. Er fragte dabei freilich nicht darnach, ob der Bauer oder der Amtmann im Rechte sei; dafür aber brachte ihm der Bauer nach einigen Tagen einen tüchtigen Sack mit Rüben, die zur königlichen Tafel geliefert wurden.

Charakteristisch ist auch das Schicksal eines Buchbinders Reichardt, den der König beim Ausreiten traf und der ihm klagte, daß er schon seit langer Zeit einen Prozeß beim Stadtgericht habe, der niemals zu Ende kommen wolle, weil die Rathsherren auf dem Rathhause seine Feinde seien. Er erzählte dabei mit solcher Klarheit und Deutlichkeit die Schicksale seines Prozesses, daß der König sehr für ihn eingenommen wurde.

„Du bist ein geschelter Kerl — sagte er — und es soll Dir geholfen werden. Da Du aber eine so gute Kenntniß von dem Magistrat hast, so mache ich Dich hiermit zum Rathsherrn und gebe Dir Sitz und Stimme auf dem Rathhause, dafür aber mußt Du mir von Zeit zu Zeit Mittheilungen machen, wie es im Magistrat zugeht!“

Der königliche Befehl mußte vom Berliner Magistrat erfüllt werden, da dessen Wahl durch die Bürger ja längst keine freie mehr war. Der Buchbinder Reichardt erhielt Sitz und Stimme im Rathskollegium, aber Mittheilungen über Unregelmäßigkeiten, welche in demselben zugegangen wären, machte er dem König nicht. Als ihn die-

ser nach einiger Zeit wieder traf, machte er dem neuen Rathsherrn Vorwürfe. Reichardt aber entschuldigte sich damit, er sei jetzt, seitdem er selbst zum Magistrat gehöre, über die Wirklichkeit desselben ganz anderer Ansicht geworden.

„Ihr seid Alle Schelme! — rief ihm der König ärgerlich zu — wenn Ihr nicht mit regiert, so räsontirt Ihr; wenn Ihr dann aber selbst an der Regierung seid, so macht Ihr's nicht besser, als die Andern!“

Es war für den König ein besonderes Vergnügen, wenn die Spaziergänger, denen er begegnete und mit denen er sich unterhielt, ihn nicht erkannten. Er brachte dann das Gespräch gewöhnlich auf den Hof und auf seine Regierung, um zu hören, was das Volk über ihn denke, und wenn die Gefragten sich unbefangen äußerten, war er gern geneigt, ihnen irgend eine Gefälligkeit zu erweisen.

Einst begegnete er einem Kandidaten der Theologie auf der Straße. Er redete denselben an und unterhielt sich mit ihm über die Aussichten, welche die Kandidaten für die Erlangung einer guten Pfarre hätten. Der Kandidat klagte, daß er wohl schwerlich so bald in ein Amt kommen werde, da er keine Vettern am Hofe habe und nur solche angestellt würden, für die irgend ein reicher oder mächtiger Mann sich interessire. Der König suchte ihn zu trösten.

Während sie noch mit einander spazieren gingen, hat sich Friedrich Wilhelm von seinem Gesellschaftler Feuer aus, um seine Pfeife anzuzünden. Der Kandidat zog Stahl, Stein und Schwamm heraus und indem er mit einem Schläge Feuer machte, sagte er! „Bums, da hat der Herr Feuer!“

„Nun, ich dünkte, — erwiderte der König — wenn es dem Herrn im Examen so Bums auf Bums geht, dann könnte es ihm nicht fehlen.“

Friedrich Wilhelm erkundigte sich nach der Wohnung des Kandidaten, dann nam er Abschied von ihm, ließ ihn aber am folgenden Tage auf's Schloß kommen und versicherte dem Theologen, der hoch erstaunt war, in dem König seinen Gesellschaftler von gestern wiederzufinden, er solle eine gute Stelle haben, wenn er sein Examen gut bestiehe. Zu diesem Zweck möge er, um eine Predigt zu halten, für die er ihm den Text geben werde, nach einigen Tagen wiederkommen.

Der Kandidat kam. Es wurde ihm ein Blatt Papier, auf dem sich der Text seiner Predigt befinden sollte, gereicht. Er schlug es auf und fand es leer. Sofort aber sagte er sich und hielt eine Predigt über den Text: „Aus Nichts hat Gott die Welt geschaffen.“

Der König war so zufrieden über diese Geistesgegenwart, daß er dem Kandidaten nach der Predigt zurief: „Bums, da hat der Herr die Pfarre!“

Man lernte natürlich in Berlin und Potsdam die Liebhaberei Friedrich Wilhelms, incognito spazieren zu gehen, bald genug kennen und

mancher schlaue Glücksjäger wußte dieselbe auszubenten, indem er dem König zu begegnen suchte, sich stellte, als ob er ihn nicht kenne und ihm nun mit scheinbarer Freimüthigkeit seine Noth klagte. Es war dies ein Spiel, welches zwar oft gelang, mitunter aber auch böse Früchte trug, denn Friedrich Wilhelm war höchst mißtrauischer Natur. Er durchschaute häufig mit klarem, scharfem Verstande die Betrüger und dann konnten diese sich gratuliren, wenn sie mit einer leichten Tracht Stockschläge davon kamen, oft genug traf sie ein schlimmeres Loos. Spandau war nicht weit und Friedrich Wilhelm kümmerte sich wenig um das Gesez und um ein rechtliches Verfahren; er schickte mit prompter Rabinetsjustiz Jeden auf's Zuchthaus, von dem er glaubte, daß die Strafe verdient sei.

Der Abend war der Erholung gewidmet und der König fand sie in einer ungezwungenen Gesellschaft, aus der jedes Hof-Ceremoniell verbannt war.

Allabendlich, im Winter um fünf Uhr, im Sommer um sieben Uhr, versammelte sich im Schlosse eine kleine Gesellschaft, selten mehr als 8 Personen, zu dem so berühmt gewordenen Tabaks-Kollegium.

Die Gesellschaft bestand meistens aus den beliebtesten Generalen und Stabs-Offizieren vom Gefolge Friedrich Wilhelms; es wurden aber auch Hauptleute und andere Subaltern-Offiziere, sowie durchreisende Fremde und manche Gelehrte eingeladen. Der bekannte Baron v. Böllnitz, der Memotrensreiber, war ein täglicher Gast im Tabaks-Kollegium.

Rang und Ahnen galten nichts in dieser Gesellschaft, zu der häufig auch Bürger zugezogen wurden und wenn sich der König in Wusterhausen befand, selbst der Dorfschulmeister. Dieser verdankte eine solche Gunst der strengen Zucht, welche er in seiner Schule aufrecht erhielt.

Der König hatte sich einst den Scherz gemacht, die Schulbuben, denen er beim Spaziergange begegnete, aufzufordern, sie sollten gegen eine Belohnung ausrufen: „Unser Schulmeister ist ein Esel!“

Dazu aber waren die Jungen durch kein Zureden zu bewegen, weil sie behaupteten, sie müßten ihrem Schulmeister mehr gehorchen, als dem König, vor dem sie viel weniger Furcht hatten, als vor Jenem.

Die Gäste des Tabaks-Kollegiums erwarteten den König in einem Saale des Schlosses.

Stets mit dem Glodenschlage trat Friedrich Wilhelm ins Zimmer, ohne daß nur Einer der Anwesenden etwa durch ein Erheben vom Sitz oder durch einen andern andern respektvollen Gruß von ihm Notiz nehmen durfte.

Jeder der Gäste hatte eine kurze holländische Tabakspfeife der ordinärsten Sorte im Munde. Die Pfeifen, welche im Tabaks-Kollegium gebraucht worden sind, befinden sich noch aufbewahrt in Berlin. Sie sind sämmtlich dunkelbraun ge-

raucht, ein Zeichen, wie lange sie im Gebrauch waren.

Auf einer Tafel stand der Tabak, weiß leichte holländische Blätter. Von amerikanischem, theurem Tabak war der König kein Freund und er sah es sogar höchst ungern, wenn etwa ein Gast für sich selbst Tabak mitbrachte.

Kleine Pfannen mit glimmendem Torf standen neben den Tabakskörbchen. Jeder Anwesende mußte rauchen, wenigstens eine Pfeife im Munde haben, wie der Fürst Leopold von Dessau, der alte Dessauer, der als steter Gast im Tabak-Kollegium war, obgleich er das Tabakrauchen nicht vertragen konnte. Dieser hielt eine unangezündete Pfeife im Munde und ebenso auch der kaiserliche Gesandte, Graf v. Sedendorf, der, um sich beim König beliebt zu machen, mit den Lippen eine Bewegung machte, als ob er die Tabakswolken von sich bliese, obgleich er niemals Feuer in der Pfeife hatte.

Jeder Gast hatte vor sich einen weißen Krug mit Bier und ein Glas und bediente sich selbst, denn die Dienerschaft mußte draußen bleiben, um die Gesellschaft nicht zu stören. Um 7 Uhr wurde das Abendbrot aufgetragen, Butterbrot und Käse, mitunter auch ein Schinken oder ein Kalberbraten. Das Essen stand auf einem Nebentisch und Jeder langte sich zu, so viel er Appetit hatte. Nur in Ausnahmefällen, wenn der König besonders gut gelaunt war, gab es ein Gericht Fische oder auch einen Salat, den Friedrich Wilhelm stets selbst bereitete.

Getrunken wurde beim Rauchen tüchtig und zwar treffliches Bier, Duchsstein von Königsblutter im Braunschweigischen oder Köpnicer Moll oder auch schwedisches Bier, welches von einem in Potsdam ansässigen schwedischen Brauer gebraut wurde. Bei jeder Sitzung wurde eine halbe Tonne aufgelegt.

Die Unterhaltung im Tabak-Kollegium war stets eine höchst lebendige und anregende. Friedrich Wilhelm liebte einen kräftigen, derben Witz; er besaß selbst einen gewissen Humor, den er ohne Scheu spielen ließ; von seinen Gästen verlangte er das Gleiche; und er war nie böse, wenn sie ihn mitunter derb abfertigten.

Er pflegte mit dem General v. Flanz mitunter Tocaville zu spielen. Einst machte er den General darauf aufmerksam, es sei doch unanständig, wenn sie Beide wie die Schneider ohne irgend einen Einsatz spielten und er schlug deswegen, in Zukunft die Partie einen Groschen gelten zu lassen.

Flanz, der nur plattdeutsch sprach, antwortete: „Det lat id schonst bliwen! Ew. Majestät werfen mi beynah de Würfel an den Kop, da wi umsonst spielen, wat würde et geben, wenn id mit Se um Geld spielen sollte.“

Der König lachte und ließ es beim Umsonstspielen bewenden.

Die übrigen Mitglieder des Tabak-Kollegiums durften ebenso wenig einen Scherz übel nehmen, wenn sie mitunter auch wohl dazu Lust gehabt hätten. Weder der Fürst von Anhalt-Dessau,

noch der Herzog von Holstein durften sich beklagen, wenn einer der Anwesenden auf ihre Kosten einen Witz gemacht hatte. So neckte einst der General Flanz den Herzog von Holstein, der sich ziemlich anmaßend gezeigt hatte, auf eine empfindliche Weise. Er nahm eine Landkarte von Europa, welche auf der Tafel lag, stellte alle Lichter um dieselbe und suchte auf das Emsigste nach irgend einem unbekanntem Punkt.

Auf die neugierige Frage Friedrich Wilhelms, was er denn suche, erwiderte er:

„Ick suke dat Ryk det Hertogen von Holstein, dat mut en recht kleen Land sin, weil id et gar nicht sinnen kann un doch maek sich de Herr davon so sehr breit!“

In dieser Gesellschaft war der König nichts als ein Privatmann. Wie Niemand vor ihm aufstehen durfte, wenn er eintrat, so sollte sich auch Jeder ihm vollständig gleichstellen und mit ihm sprechen, wie mit einem guten Kameraden. Er ging in dieser Beziehung so weit, daß er einst sich absolut mit einem Major Jürgas schlagen wollte, der ihn beleidigt hatte.

Der Major Jürgas machte sich gern mit seiner Gelehrsamkeit breit; der König hatte ihn in Folge dessen einst einen Dintenklecker genannt und dadurch den Zorn des Majors in dem Maße erregt, daß dieser wüthend ausrief: „Das sagt ein Hundsfott!“ und die Gesellschaft verließ.

Friedrich Wilhelm erklärte sofort, er dürfe als ein rechtschaffener Offizier diese Beleidigung nicht auf sich sitzen lassen, sondern müsse sich mit dem Major schlagen und nur mit Mühe konnten ihn die übrigen Mitglieder des Tabak-Kollegiums bewegen, von einem solchen Unternehmen zurückzustehen. Der König that dies erst, als ein Major v. Einsiedel es übernahm, statt seiner den Major Jürgas zu fordern.

Das Duell fand wirklich statt; der Major v. Einsiedel trug eine leichte Verwundung im rechten Oberarm davon, dafür aber wurde ihm vom König ein Tornister mit harten Thälern übergehängt, den v. Einsiedel als Schmerzensgeld davon trug.

Dem Major Jürgas trug der König diese Beleidigung nicht nach; er hielt die Sache durch das Duell für abgemacht.

Eine hervorragende Stellung im Tabak-Kollegium nahmen die wissenschaftlichen Hofnarren ein, welche dazu dienen mußten, das Stichblatt der größten, oft grausamsten Scherze zu sein. Friedrich Wilhelm hatte eine gewisse Lust am Bösen; er fand ein graufames Vergnügen darin, Menschen, welche er verachtete, zu peinigen und dazu dienten ihm seine Hofnarren, Männer von wissenschaftlicher Bildung, welche in's Tabak-Kollegium berufen wurden, um dem König und seinen Gästen die Zeitungen vorzulesen und zu erklären.

Nicht immer konnte der Witz Stoff zur Unterhaltung geben, die Zeitungen mußten ausbelfen. Alle holländischen, sowohl die in niederdeutscher,

Gelächter der Versammlung vorn über. Aber das Gelächter verstummte schnell, denn als man den Genecten aufhob, fand man, daß Angst und Schreck ihn getödtet hatten.

Das Tabaks-Kollegium diente dem König zur Erholung nach den Regierungsgeschäften, aber es hatte auch noch eine tiefere Bedeutung. Hier wurden im Kreise der Vertrauten die wichtigsten politischen Angelegenheiten besprochen. Die fremden Gesandten wußten dies sehr wohl und waren deshalb stets eifrig bemüht, Einladungen zu dieser einflußreichen Gesellschaft zu bekommen und auch manche Fürsten, welche zum Besuch nach Berlin kamen, um mit dem König über Staatsangelegenheiten Rücksprache zu nehmen, konnten dies am Ungezwungensten thun, wenn sie als Gäste im Tabaks-Kollegium erschienen. So hat diese merkwürdige Gesellschaft eine hohe Bedeutung für die Geschichte Berlins und Preußens erhalten.

### Viertes Kapitel.

Prügelsucht Friedrich Wilhelms. — Ihr sollt mich nicht fürchten, ihr sollt mich lieben! — Das Prügelsystem in Berlin. — Sonntagsbeschäftigungen des Königs. — Jagden.

Die große Vertraulichkeit, welche Friedrich Wilhelm im Tabaks-Kollegium seinen Gästen bezeugte, entsprang einer eigenthümlichen Auffassung des Königs, der sich, wie unsere Leser sich erinnern, selbst einen guten Republikaner nannte.

Von jenem Hochmuth, der Friedrich I. beseelte und ihn veranlaßte, jeden Bürgerlichen über die Achsel kaum als einen halben Menschen anzusehen, wußte Friedrich Wilhelm nichts. War er häufig roh und brutal, so war er es gegen alle ihm Untergebenen gleichmäßig.

Der König war der Herr über Leben und Tod, über Geld und Gut seiner Untertanen; durch einen einfachen Spruch der Willkür konnte er Jeden im Staate beliebig hängen, rädern oder viertheilen lassen, ihn belohnen oder strafen ohne Rücksicht auf das Gesetz, denn er stand über dem Gesetz, welches er ja selbst machte.

Dies war ein Glaubensartikel für Friedrich Wilhelm, dem er während seiner ganzen Regierung treu blieb, aber er glaubte deshalb nicht, aus einem andern Stoff geformt zu sein, als irgend einer seiner Untertanen und am Wenigsten wollte er es leiden, daß die Hofjunken für sich eine solche Bevorzugung in Anspruch nahmen. Dieselbe Vertraulichkeit und Herablassung, welche er gegen seine Generäle und Offiziere zeigte, bewies er auch seinen Kammerdienern und Lakaien. Diese würden eine beneidenswerthe Stellung gehabt haben, wenn ihnen nicht der Jähzorn und die brutale Rohheit des Königs oft schwere Stunden gemacht hätten.

Friedrich Wilhelm war während des ganzen

menschlich viel geprügelt worden, wie unter der Regierung Friedrich Wilhelms.

Das Prügelssystem artete endlich, besonders auf dem Lande, so sehr aus, daß der König trotz seiner eigenen Leidenschaft für das Prügeln gegen Ende seiner Regierung am 4. April 1738 ein Edikt dagegen erließ. Er verdamnte das unmenschliche und barbarsche Prügeln der zu Hofediensten verpflichteten Landleute mit Peitschen und Stöcken; Menschen sollten nicht wie das Vieh angetrieben werden. In dem Edikt wurde eine charakteristische Strafe gegen die Uebertretung eines solchen Verbots festgestellt. Wenn ein Schreiber oder anderer Beamter eines Pächters noch ferner seine Untergebenen mit Peitsche oder Schlägen traktiren würde, so solle solches sogleich an Se. Königliche Majestät berichtet werden und dergleichen Schreiber, auch wenn er es auf Befehl des Pächters gethan hätte, das erste Mal in einer Festung 6 Wochen tarren, das zweite Mal aber am Leibe gestraft und aufgehängt werden.

Die außerordentliche Regelmäßigkeit des täglichen Lebens am Hofe wurde nur des Sonntags oder wenn der König auf Reisen war oder wenn er sich auf Jagdpartien begab, unterbrochen.

Am Sonntag besuchte Friedrich Wilhelm den Vor- und Nachmittags-Gottesdienst; an den letztern schloß sich dann eine allgemeine Spazierfahrt an, an der der ganze Hof Theil nehmen mußte.

Die Jagdpartien bildeten für Friedrich Wilhelm, der ein leidenschaftlicher Jäger war, die Würze seines Lebens. Für seine Jagdleibenschaft opferte er jährlich bedeutende Summen.

Im Frühjahr war es die Reiherbeize, welche den König beschäftigte. Die Reiher wurden ganz nach mittelalterlicher Art mit Falken gejagt.

Die Reiherjagd war kein billiges Vergnügen, denn die Falkeniere mußten jedesmal aus Holland verschrieben werden, da die Kunst des Falkenabrichtens in den Marken ganz ausgestorben war.

Ein noch theureres Vergnügen als die Falkenjagd war aber die Parforce-Jagd. Schon die Unterhaltung der Parforce-Gärten kostete ungeheures Geld. Die holländischen Zeitungen meldeten, der König habe soviel Land dazu genommen, als mancher kleine Fürst in Deutschland besitze.

Zwölf Piqueure wurden das ganze Jahr besoldet, um bei den Jagden zu dienen. Jeder derselben hatte sein besonderes Pferd; außerdem wurden noch 50 bis 60 Pferde zum Zwecke der Parforce-Jagd unterhalten. Da aber diese Pferde von dem barbarischen Reiten während der Jagd häufig zu Tode gejagt wurden, so durfte keins derselben über 35—40 Thaler kosten.

Einer der größten und schönsten Parforce-Gärten befand sich bei Wusterhausen, ein anderer bei Potsdam.

Gewöhnlich am 28. August jeden Jahres brach der König mit der Königin und der königlichen Familie nach Wusterhausen auf und verweilte

Trotz dieser milden, väterlichen Züchtigung liebten aber die Berliner ihren König doch nicht. Sie dorn eine eine Ber der ihn ein nach

in es in an-Fürsten für Schloß zu galt dies in Jeder, den oartete, daß vielleicht für Verbannung könnte.

dort etwa 7—8 Wochen, um die Jagd zu genießen.

Nächst der Parforce-Jagd war in Wusterhausen und dem nicht weit davon entfernten Mackenow die Rebhühnerjagd das liebste Vergnügen des Königs.

Friedrich Wilhelm schlachtete fast die Rebhühner, er jagte sie kaum mehr. Neben ihm gingen stets seine Büchsenspanner, welche ihm geladene und gespannte Gewehre in die Hand gaben, sobald er abgeschossen hatte. Aus dem ganzen Lande wurden junge Rebhühner zusammengeschafft und auf die Mackenower Flur ausgesetzt, damit das königliche Vergnügen ergiebig sei. Dies war es denn auch in der That. Faßmann erzählt, daß er einst gesehen habe, wie der König an einem Tage 160 Rebhühner, 9 Hasen, 4 Fasanen und 1 wunderschöne Nachtule geschossen habe.

Die Jagden bei Wusterhausen und Mackenow ergaben wahrhaft ungeheuerliche Quantitäten von geschossenem Wild. In den Jahren 1717—1738 erlegte der König eigenhändig in diesen Gegenden nicht weniger als 25,066 Rebhühner, 1455 Fasanen und 1145 Hasen.

Fast ebenso einträglich waren auch die Scajagden, welche gewöhnlich von etwa 14 Tagen vor Weinachten bis nach dem Feste veranstaltet wurden. Innerhalb dieser wenigen Wochen gelang es meistens, etwa 3500 wilde Schweine zu erlegen. —

Der König verstand es trefflich, seine Jagdbeute zu verfilbern, um wenigstens einen Theil seiner Jagdkosten herauszuschlagen. Er schickte die erlegten wilden Schweine zum größten Theil nach Berlin, nur ein Theil derselben wurde an fürstliche Personen oder an besonders beliebte Generale und Minister verschenkt, die übrigen aber den Beamten sowohl wie den Bürgern der Residenz gegen baare Zahlung zugesandt und Niemand durfte sich weigern, daß ihm zugewiesene Wild anzunehmen. Ein wildes Schwein kostete nach Verhältniß seiner Größe 3, 4, auch wohl 6 Thaler. Die Sekretäre und Kanzlisten von Kollegien bekamen gewöhnlich ihrer zwei oder drei zusammen ein Stück. Bierbrauer, Bäcker und Branntweinbrenner und andere Bürger, die man für wohlhabend genug hielt, mußten ganze Schweine kaufen. Faßmann meint, sie hätten dieselben auch gar wohl nützen und gebrauchen können, denn ein wildes Schwein sei ein gar trefflicher Braten, man könne das frische Fleisch, welches sich besonders bei kaltem Winter lange halte, ebenso wie den Kopf, wenn er in Essig und Feuer abgekocht sei, genießen, die Schinken räuchern und das übrige Fleisch in etwas mit Kowent gemischten Essig legen; wer aber das Fleisch von wilden Schweinen einsalze und hernach damit umzugehen wisse, habe, so lange der Vorrath währe, ein Gericht parat, auf das er einen Fürsten zu Gast laden könne, wenn dieser sonst bei ihm speisen wolle.

Dieser Meinung waren nun freilich die Ber-

## Fünftes Kapitel.

Militärische Liebhaberei des Königs. — Die Rekrutenkasse. — Aemterverkauf. — Entwürdigung des Beamtenstandes. — Verkauf der Gerechtigkeit. — Die Werbegesetzgebung. — Der Unfug der gutwilligen Werbung in Berlin. — Liebhaberei des Königs für große Leute. — Das Leib-Regiment in Potsdam. — Der deutsche Riese in Potsdam. — Gewaltsame Werbungen im Auslande.

Friedrich Wilhelm hatte schon als Kronprinz gezeigt, daß er eine wahre Leidenschaft für militärische Schauspiele, für Revuen und Paraden habe. Eine Musterung über seine Kompagnie war schon damals sein größtes Vergnügen und man erzählt, daß er einst im Jahre 1709 während des Feldzugs in den Niederlanden einem hochmüthigen Engländer, der wegwerfend von den brandenburgischen Staaten gesprochen und behauptet hatte, das kleine Königreich Preußen könne kaum 15,000 Mann Soldaten ernähren, antwortete: „Ich werde zeigen, daß es über 30,000 Mann stellen und ernähren kann!“ Das zeigte er denn auch wirklich.

Kaum war Friedrich Wilhelm zur Regierung gekommen, so gab er sich ganz und gar seiner alten Liebhaberei hin. Sein unablässiges Bestreben war es, das Heer zu vergrößern und für dasselbe zu sorgen. Es sollte ein Musterheer für ganz Europa werden; ein Heer, aus den schönsten und größten Leuten bestehend, geübt in dem Waffenhandwerk, streng und vortrefflich diszipliniert.

Während Friedrich Wilhelm sich oft den Groschen am Munde abdarbte, verschwendete er Millionen auf das Heer. Bis zum Jahre 1725 brachte er dasselbe schon auf 64,263 Mann und als er im Jahre 1740 starb, hatte er eine Armee von 89,000 Mann unter den Waffen.

Die kostbaren Feste und prachtvollen Schauspiele, welche den Hof Friedrichs I. fast zum

glänzendsten Europa's gemacht hatten, schaffte Friedrich Wilhelm freilich ab; dafür aber feierte er nicht weniger prachtvolle Schauspiele durch seine großen Paraden und Revuen.

Friedrich Wilhelm war kein kriegerischer Fürst, während seiner Regierung ist der Friede nur für kurze Zeiten unterbrochen worden. Er führte sein Heer selten in den Krieg, es wäre auch Schade um die schönen, großen Leute gewesen! Er bildete die Armee zu einem prächtigen Friedensheer aus, uniformirte sie auf das Glänzendste, übte sie im Parademarsch und war so der Begründer des Militärstaats Preußen, des Staats, in welchem das Heer zum Mittelpunkt aller Interessen wurde, in welchem zu manchen Zeiten das sogenannte Volk in Waffen als das eigentliche Volk, die waffenlose Menge nur als das Material zur Ernährung des Heers betrachtet worden ist.

In Friedrich Wilhelm verkörpert sich zuerst der modern gewordene Begriff des obersten Kriegsherrn im Frieden.

Berlin und Potsdam waren die beiden Mittelpunkte, in denen sich der Glanz dieses Friedensheers konzentrirte. Hier hielt der König seine schönsten Paraden und Revuen ab.

Gewöhnlich im Mai oder Juni fanden die Musterrungen über die Berliner Garnison statt.

Die Revue dauerte etwa 14 Tage. Friedrich Wilhelm zeigte bei denselben eine unermüdlige Thätigkeit. Täglich wurde ein Regiment im Thiergarten vorgenommen und von ihm auf das Genaueste inspiziert. Da mußten die verschiedenen Glieder ihre Handgriffe in seiner Gegenwart machen, da wurden ihm die Rekruten vorgestellt, welche zum Unterschied von den alten Soldaten Eichenlaub auf den Hüten trugen, da erkundigte er sich persönlich nach den Schicksalen jedes Einzelnen und freute sich, wenn er große, schöne Kerle unter den Neugeworbenen fand; da prüfte er jede Uniform, jeden Knopf und jeden Korporalstock auf das Genaueste.

Die Hauptrevue war ein Festtag für den König und für die Berliner Gassenbuben. Mit dem frühesten Morgen gegen 2 Uhr saß Friedrich Wilhelm zu Pferde, die Regimenter marschirten in aller Stille zum Köpniider Thor hinaus nach dem Tempelhofer Berg, wo der König sie erwartete und bei sich vorüberziehen ließ. Dann wurden sie aufgestellt. Friedrich Wilhelm ritt, während die Musik spielte und mit den Fahnen salutirt wurde, an der Fronte entlang.

So war der erste Theil der Revue vollendet. Friedrich Wilhelm nahm mit seinen kleinen Prinzen, die ihn bei solchen Revuen stets begleiteten, ein frugales Frühstück ein, gewöhnlich aus einigen einfachen Butterbroden bestehend und ließ nach demselben die Regimenter ihre Manöver machen.

Den Schluß bildeten die Karree's, bei denen die auf dem Flügel der Kompanie stehenden Grenadiere hölzerne Granaten, welche damals gebraucht wurden, um die Kavallerie scheu zu machen, warfen. Sobald dieser Theil des Manövers

herankam, begann ein namenloser Jubel der Straßenjugend von Berlin, die sich in zahllosen Schwärmen, um dem Schauspiel beizuwohnen, auf dem Tempelhofer Berge eingefunden hatte. Jubelnd begleitete dieselbe die Regimenter auf dem Rückmarsch nach der Stadt.

Von Staub bedeckt trafen die Soldaten vor dem Thore ein. Hier aber hielten sie, bürsteten ihre Kleider und Schuhe säuberlich ab, reinigten ihre Gewehre und rücten nun schmutz und frisch, als ob sie nicht im Sande und Staub manövriert hätten, in die Stadt ein. Sie marschirten bei der Königin und den Prinzessinnen, welche meistens am Thore warteten, vorbei nach dem Schloß zu und zogen bei demselben in Parade vorüber.

Das Schauspiel dauerte bis gegen 5 Uhr Abends, dann erst wurde es geendet. Es war keine kleine Anstrengung für diese Friedenssoldaten, von 2 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends auf den Beinen zu sein!

Millionen und abermals Millionen wurden auf das Friedensheer verschwendet und gleichgültig war es, wo sie herkamen, gleichgültig, ob auch fast das Land dabei zu Grunde ging, wenn nur das Geld geschafft wurde, um neue Rekruten zu werben und um die bewaffneten Nichtsthuer zu füttern.

Die Rekrutenkasse war der Abgrund, der unendliche Summen verschlang. Aus dieser flossen die Gelder, welche zur Anwerbung großer Durschen, besonders solcher, die sich für die Potsdamer Riesengarde eigneten, bezahlt wurden. Die Rekrutenkasse machte dem erfinderischen Geiste des Königs alle Ehre. Sie zeigte, aus welchem Gesichtspunkt Friedrich Wilhelm die Staatsverwaltung betrachtete, wie er unbedenklich seiner militärischen Spielerei alle andern Interessen unterordnete.

Schon unter dem König Friedrich I. bestand eine sogenannte Dechargen- und Marinelasse, zu welcher jeder Marine-Beamte, ehe er eine Stelle antreten konnte, eine kleine Abgabe zahlen mußte. Die Gelder aus dieser Kasse waren hauptsächlich zu Gunsten der Marine, der Schöpfung des großen Kurfürsten, angewendet worden, ohne indessen der preußischen Seemacht ein rechtes Gedeihen zu erwirken. Die Marine krankte, da Friedrich I. kein wahres Interesse für sie fühlte.

Friedrich Wilhelm besaß von der Genialität des Großvaters nichts; er schaute nicht, wie dieser, in die Zukunft; er vermochte nicht einzusehen, daß die augenblicklich gebrachten Opfer wohl angewandt seien; sein praktischer Verstand zeigte ihm nur, daß trotz aller Opfer die preußische Seemacht nicht vorwärts kommen wollte. Er verwandelte daher die Marinelasse in eine Rekrutenkasse und bestimmte am 9. December 1721, daß in Zukunft Niemand mehr die bisherigen Marine- und Chargengelder bezahlen solle. Jeder, der irgend ein Amt, eine Anwartschaft auf ein Amt, eine Standes-Erhöhung, ein Privilegium



oder dergleichen erhalte, solle verpflichtet sein, von jetzt an eine leibliche Geldsumme zu erlegen, deren jedesmaligen Betrag zu bestimmen sich S. Majestät vorbehalte!

Die Gelder welche auf diese Weise einkamen, wurden der Rekrutenkasse überantwortet.

Anfangs zahlte jeder Beamte bei seiner Ernennung eine fest bestimmte Summe, für welche er seine Anstellung auf einem Stempelbogen erhielt; damit aber kam nicht genug ein und es wurde nun eine andere Art der Zahlung zur Anwendung gebracht. Jeder, der um eine erledigte Stelle nachsuchte, mußte sich beim Direktor der Rekrutenkasse, dem Minister v. Marschall, melden und freiwillig anzeigen, wie hoch die Summe sei, welche er für sein Amt bezahlen könne. Der Minister theilte dies dem König mit und hielt einen kurzen Vortrag, worin einerseits der Werth und die Einträglichkeit des Amts, andererseits die Befähigung des Antragstellers zur Zahlung auseinandergesetzt wurde. Genügte die angebotene Summe, so bekam der Bittsteller das Amt; herabgelassen wurde nie etwas, oft aber forderte der König das Doppelte des Angebots. Waren mehrere Bewerber um ein Amt vorhanden, so erhielt in Regel Derjenige den Vorzug, welcher das meiste Geld bot.

Ausgeschlossen von der Versteigerung der Stellen waren nur geistliche und Schulämter, die höchsten Staatsstellen, sowie die der Generale und anderer hohen Offiziere. Aber auch bei diesen sah es der König gern, wenn die Anzustellenden ein Opfer brachten, er versicherte sich auch wohl im Voraus, daß es geschehen würde.

Alle übrigen Titel und Aemter unterlagen einer mit schamloser Offenheit getriebenen Versteigerung. Der Titel eines Geheimen oder Hof-Raths kostete mindestens 500 bis 600 Thaler; dafür aber konnte ihn Jeder haben, der den Ehrgeiz fühlte, einen vollstehenden Titel zu tragen. Auf Verdienste wurde nicht Rücksicht genommen, nur darauf, daß der zu Bettelnde nicht gerade ein gar zu schosles Subjekt sei.

Die Spekulation auf die Eitelkeit und Titel-sucht war gewiß wenig ehrenvoll, unwürdig aber und vom nachtheiligsten Einfluß auf die gesammte Staatsverwaltung war der Schacher mit Aemtern. Als einst im Jahre 1725 das General-Direktorium beim König anfragte, ob die Stadtkämmerstelle in Landsberg einem bereits angestellten Beamten, der schon 100 Thaler gezahlt habe, oder einem andern Bewerber, der 300 Thaler biete, gegeben werden solle, schrieb der König an den Rand den kurzen Bescheid: „wer das Meiste giebt!“ Einen ähnlichen Bescheid gab er im Jahre 1734 dem General-Direktorium, welches mittheilte, daß sich zu einer Kontrolleurstelle mehrere Bewerber gemeldet hätten, die 500—600 Thaler zu zahlen willig seien. Die Wittve des verstorbenen Ober-Zollverwalters Großmann habe indessen gebeten, die Stelle ihrem ältesten Sohn für 200 Thaler zu lassen, da sie 10 unerzogene Kinder er-

nähren müsse und ihr verstorbenen Mann bereits 400 Thaler für diese Stelle gezahlt habe. Des Königs eigenhändige Randbemerkung lautet: „Wer 600 Thaler und mehr zahlt, soll haben!“

Solcher Beispiele lassen sich viele anführen; wir lassen es bei diesen wenigen bewenden.

Selbst die niedrigsten Stellen wurden wie die höhern und einträglichen meistbietend verkauft und gerade bei ihnen trieben sich die Bewerber gegenseitig in die Höhe und zahlten Preise, welche kaum zu begreifen sind. Die Sachwäger auf dem Mühlenhof zu Berlin, die geringsten Beamten an der königlichen Accise und auf dem Pachhof, welche nicht mehr als 10 Thaler Gehalt empfingen, zahlten 600 Thaler und darüber für ihre Stellen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die glücklichen Bewerber eines mit so großen Opfern ertauften Amts nun auch bestrebt waren, dasselbe auszunutzen nach allen Richtungen hin, daß sie das Amt als eine Pachtung betrachteten, aus der sie so viel Geld wie möglich ziehen wollten. Die Beamten waren käuflich; sie suchten, so weit sie dies innerhalb der Schranken des Gesetzes und selbst über dieselben hinaus irgend konnten, Neben-Einnahmen und Geldvorthelle durch ihr Amt zu erzielen. Der preussische Beamtenstand wurde tief demoralisirt von seinen höchsten bis zu seinen untersten Gliedern.

Auch das Recht mußte sich dem Vortheil der Rekrutenkasse beugen. Wenn Reiche und Vornehme in unangenehme Verwicklungen mit den Gerichtshöfen kamen, erbaten sie sich, damit ihr Prozeß niedergeschlagen werde, eine beträchtliche Summe an die Rekrutenkasse zu zahlen und meistens wurden ihre Wünsche erfüllt. Der König erließ eine Kabinetts-Verfügung und die Sache war abgethan.

Die Rekrutenkasse brachte ungeheure Summen ein, sie bedurfte derselben aber auch, um der Armee fortwährend eine genügende Anzahl von großen und ansehnlichen Soldaten zuzuführen, da diese sämmtlich geworben werden mußten und schweres Werbegeld verlangten.

Es bestand im Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms keine eigentliche Verpflichtung zum Kriegsdienst. Die Kompagniechefs hatten die Aufgabe, sich durch sogenannte gutwillige Werbung im Inlande Rekruten, denen sie ein Handgeld von 30 Thalern zahlten, zu verschaffen. Die königlichen Befehle vom 9. Mai 1714, 22. und 26. Mai 1721 geben hierüber nähere Bestimmungen.

Die gutwilligen Werbungen hatten eben nur diesen Namen. Sie gaben zu den abscheulichsten Gewaltthätigkeiten und Bebrüdungen von Bürgern und Bauern fortwährende Veranlassung. Die Werber nahmen zu allen Mitteln der List und des Betrugs ihre Zuflucht, um besonders große und schöne Leute zur Annahme des Handgelds zu bewegen und wo auch diese Mittel keinen Erfolg hatten, da griffen sie zu offener Gewalt.

Jeder Inländer, der das Unglück hatte, recht groß und schön gewachsen zu sein, lief fortwährend



wohner des Landes als für die Waffen geboren und verpflichtet, in dem Regiment, in dessen Distrikt sie wohnten, zu dienen erklärt wurden. Nur die Söhne von Edelleuten und die von Bürgern, welche ein sicheres Vermögen von 6—10,000 Thalern nachweisen konnten, waren von dieser Bestimmung ausgenommen.

Durch ein Edikt vom 14. Oktober 1737 wurden ebenfalls alle Predigeröhne, die Theologie studirten, die eingewanderten Kolonisten und deren Söhne, die einzigen Söhne mancher Gewerbetreibenden u. von der Enrollirung befreit.

Nach den Verordnungen vom 1. und 18. Mai 1733 wäre auch Berlin wieder kantonspflichtig geworden; es hatte sich aber der Nachtheil, welcher der großen Stadt dadurch erwuchs, so in die Augen springend gezeigt, daß Friedrich Wilhelm am 5. Mai 1733 an den damaligen Kommandanten von Berlin, den General-Lieutenant von Glasenapp, eine Kabinetts-Ordnung erließ, nach welcher er die Residenz ausdrücklich von der Kantonspflichtigkeit ausnahm.

Durch die Werbungen im Inlande, so gewaltsam dieselben auch betrieben wurden, war es doch nicht möglich, so viele große Leute aufzutreiben, wie Friedrich Wilhelm für seine Garde bedurfte.

Die Liebhaberei, welche schon der Kronprinz für große Soldaten gehabt, hatte sich bei dem König nach und nach bis zur Monomanie ausgebildet. Sein in Potsdam garnisonirtes Leib-Regiment, welches er selbst als Oberst kommandirte, bestand aus lauter Riesen, die er aus aller Herren Länder her anwerben ließ.

Das Leib-Regiment war der Stolz Friedrich Wilhelms. Es war prächtig gekleidet in blaue Uniformen mit scharlachrothen Aufschlägen und Halsbinden; Westen und Beinkleider hatten Strobfarbe, die Sammaschen waren weiß. Die Unteroffiziere trugen mit Silber, die Offiziere mit Gold gestickte Uniformen, die Halsbinden derselben strotzten von Gold und Silber.

Die Querpfeifer und Trommler waren Mohren, die aus der ehemaligen preussischen Kolonie in Afrika herbeigeschafft worden waren.

Die Löhne der Gemeinen betragen monatlich 4 Thaler als geringster Satz, aber sie stiegen auch weit höher, es wurde, besonders bei großen Leuten, nicht gespart. Mancher erhielt 10, 12, ja bis 20 Thaler monatlich. Die Flügelleute hatten meistens ein Gehalt von 16—20 Thalern.

Einer der größten Leibgardisten war ein Norweger, Namens Jonas, und ein anderer ein Preuße, Namens Hohmann. Dieser war so groß, daß der hochgewachsene König August der Starke von Polen, als er im Jahre 1728 sich in Potsdam zum Besuch befand, vergeblich versuchte, ihm mit der Hand auf den Kopf zu reichen.

Das Regiment zählte 2400 Mann und bestand aus 3 Bataillonen von je 800 Mann. In 1. Bataillon wurde kein einziger Mann eingestellt, der nicht gegen 6 Fuß maß oder von dem der

König nicht hoffen konnte, daß er bei fernerm Wachsthum mindestens diese Größe erreichen werde. Viele der Soldaten des Leib-Regiments maßen noch mehr als 6 Fuß, sie waren wirkliche Riesen.

Faßmann erzählt uns, daß er einst im Jahre 1713 in Paris in der Vorstadt Saint-Germain zur Zeit eines großen Jahrmakts durch ein Bild an einem Hause angelockt worden sei. Dasselbe habe einen langen Mann im Heibudenkleide dargestellt und die Inschrift getragen: „Der deutsche Riese“. Er habe sich diesen Riesen, der sich für Geld sehen ließ, nur des Nachts reiste und sich des Tages über in seiner Bude aufhielt, angesehen und einen mächtig großen Menschen gefunden. Als Faßmann im Jahre 1726 nach Potsdam kam, fand er seinen Riesen daselbst als Grenadier beim Leib-Regiment wieder. Er war dort aber nur der 4. oder 5. Mann und seine Vordermänner waren noch weit größer.

2400 Giganten zu beschaffen war gewiß eine schwierige Aufgabe. Die Werber mußten durch alle Welt reisen, um große Leute zu suchen und durften sich niemals scheuen, auch in fremden Ländern List, Betrug und Gewalt anzuwenden, um die Gefundenen zu werben. Auf die Kosten kam es dabei nicht an, dafür war ja die Rekrutenkasse da.

Ein Kerl von 5 bis 10 Zoll kostete gewöhnlich etwa 700 Thaler, einer von 6 Fuß 1000 Thaler und darüber, für noch größere Leute durften viele Tausend Thaler aufgewendet werden.

Nach solchen Summen ist es wohl nicht zu verwundern, daß in dem Zeitraum von 1713 bis 1735 über 12 Millionen Thaler für Werbungen im Auslande verausgabt wurden. Wie viel im Inlande verschwendet worden ist, läßt sich nicht mehr nachweisen, da Friedrich Wilhelm einen großen Theil der betreffenden Papiere persönlich verbrannt hat.

Hätte der König sich begnügt, seiner Liebhaberei bedeutende Geldsummen zu opfern, so wäre dies zu tadeln gewesen, aber es würde den preussischen Namen nicht in ganz Europa mit Schmach bedeckt haben. Friedrich Wilhelm glaubte aber ein Recht auf alle Riesen in Europa zu besitzen und seine Werber mußten ihm dieselben schaffen und jeden Preis, selbst den des Wort- und Vertragsbruchs, der schmächtigsten Gewaltthaten. Einige Beispiele, willkürlich aus der großen Zahl herausgerissen, mögen für sich selbst sprechen.

Ein Werbe-Offizier, ein Obrist-Lieutenant v. Hompesch, sah einst in Sülich einen Zimmermann von außerordentlicher Größe. Er beschloß sofort, denselben in die preussische Uniform zu stecken; da er aber zufällig mußte, daß alle Mühe, den Riesen zur Annahme des Werbegeldes zu bewegen, vergeblich sein würde, nahm er zu einer List seine Zuflucht. Er bestellte einen Sarg für einen großen Menschen, dessen Länge und Breite er genau angab. Der Zimmermann brachte seine Arbeit. Herr v. Hompesch aber weigerte sich, den

Sarg anzunehmen, indem er behauptete, derselbe sei zu klein, der Todte, der genau die Länge des Zimmermanns habe, könne darin nicht liegen.

Der Arbeiter betheuerte, er habe den Sarg noch um 2 Zoll größer gemacht, als bestellt sei; er erbot sich zum Beweise dessen, sich selbst hineinzulegen. Dies war es, was der Herr v. Hompesch gewollt hatte. Kaum lag der Zimmermann im Sarg, als sofort zwei verkleidete preussische Soldaten, die als Diener in der Stube mit anwesend gewesen waren, hinzusprangen, den Deckel auflegten, ihn vernagelten und nun Sarg und Zimmermann auf einen Wagen packten und ihn zum Thore hinausfuhren.

Draußen wurde der Sarg geöffnet, um den erbeuteten Rekruten weiter zu transportiren; dieser konnte indessen seinen gezwungenen Dienst nicht antreten, denn er war inzwischen erstickt.

Die Gewaltthat machte großes Aufsehen. Der Kurfürst von der Pfalz ließ den Obrist-Lieutenant v. Hompesch verhaften und zum Tode verurtheilen; mit Mühe nur war er zu bewegen, ihn zu lebenslänglicher Festungsstrafe zu begnadigen.

Noch mehr Aufsehen erregte eine andere Werbung.

Der König hatte einst einen katholischen Geistlichen in Italien aufheben und als Rekruten unter seine Grenadiere stecken lassen. Die römische Geistlichkeit gab sich die größte Mühe, den Gefangenen zu befreien. Es kam zu einem bittern Briefwechsel. Friedrich Wilhelm aber weigerte sich, den Angeworbenen loszulassen und als endlich alle Versuche einer gütlichen Einigung sich vergeblich gezeigt hatten, schloß die Korrespondenz mit einem Schreiben von Rom, in welchem dem König mitgetheilt wurde, man werde den preussischen Werbemännern künftig so zu begegnen wissen, daß sie die Lust verlieren sollten, ihr Handwerk in Italien weiter zu treiben. In Rom befand sich, war spöttisch hinzugefügt, noch ein anderer Mönch, der weit größer sei, als der Geworbene; wenn der König Lust spüre, diesen werben zu lassen, so möge er es versuchen. Das Kloster, in welchem sich der Mönch in Rom aufhielt, war in dem Schreiben genannt.

Friedrich Wilhelm fühlte sich höchlichst durch diese Herausforderung verletzt. Er beschloß, um jeden Preis den Mönch für seine Leibgarde anwerben zu lassen und bot seinen Offizieren eine ansehnliche Belohnung, wenn sie das Wagstück unternehmen wollten. Ein Major fand sich, der dem König einen listigen Plan vorlegte.

Der Beginn des betrügerischen Spiels wurde damit gemacht, daß der König den Major vor der Front mit den Worten: „Scheert Euch zum Teufel!“ kassirte und ihn aus Potsdam verbannte. Mit den Zeichen der tiefsten Zerknirschung verließ der entlassene Offizier Potsdam und begab sich nach Polen, wo er ein kleines Gut kaufte. Er setzte sich bald in inniges Einvernehmen mit den benachbarten katholischen Geistlichen, schimpfte brav auf den König, klagte über das Unrecht, das ihm im Dienst geschehen sei

### Sechstes Kapitel.

Graf Seckendorf. — Rekrutengeschenke auswärtiger Fürsten. — Preussischer Menschenhandel. — Die lieben blauen Kinder. — Advokaten und Hunde am Galgen. — Heirathstiftungen. — Uebermuth der Soldaten in Berlin. — Die Natural-Einquartierung in Berlin. — Die Berliner Gensd'armen. — Die Offiziersehre. — Duellgesetze. — Hinrichtung des Major von Neuendorf. — Gammelschendienst der Friedensarmee. — Die Paraden. — Die Kriegsartikel. — Strafe der Deserteure.

Friedrich Wilhelm hegte für große Leute eine so ausschweifende Vorliebe, daß er, um seiner

Leidenschaft für dieselben zu fördern, die wichtigsten politischen Interessen des Landes opferte. Wir haben schon gesehen, daß er zu Gunsten seiner Werber in Konflikte mit dem Auslande kam, welche sich bis zur Kriegserklärung steigerten. Nachtheiliger noch für die Wohlfahrt des Landes war die Vorliebe, welche der König für solche Fürsten faßte, die ihn großmüthig mit lang gewachsenen Rekruten versorgten.

Die Gesandten der auswärtigen Mächte kannten die Leidenschaft des Königs genau genug und wenn sie um seine Bundesgenossenschaft warben oder sonst Vortheile von ihm erzielen wollten, so wendeten sie stets das Mittel der Bestechung durch einige Kiesen an.

Graf Sedendorf, der kaiserliche Gesandte, der von seinem Herrscher die Aufgabe erhalten hatte, Friedrich Wilhelm von dem Bündniß mit England abspenstig zu machen und auf die Seite des Kaisers zu ziehen, schrieb einst im Jahre 1726 an den Prinzen Eugen, „derselbe möchte doch etliche große unnütze Raiten nach Berlin schicken, denn bei dem König könne man durch große Leute mehr ausrichten, als mit allen Raisonsnements und Rechtsgründen“.

Seinen Wünschen wurde Genüge geleistet und als nun ein Paar baumlange Kerle von Oesterreich aus nach Potsdam befördert wurden und alle Jahre der Kaiser den preußischen Offizieren gestattete, in seinen Ländern riesig gewachsene Leute anzumerben, da hatte der schlaue kaiserliche Gesandte seinen Zweck erreicht. Er erwarb sich durch seine Gefälligkeit die Zuneigung Friedrich Wilhelms in dem Maße, daß er fast allmächtig am preußischen Hofe wurde, daß von ihm Aemter und Gnadenbezeugungen ausgingen und der König fast nichts ohne seinen Wunsch that. Wir werden später noch Gelegenheit haben, mehr von den Intriquen des Grafen Sedendorf zu erzählen.

Auch der Czar Peter der Große erwarb sich durch seine Freigebigkeit mit großen Leuten die Freundschaft Friedrich Wilhelms. Einem Fürsten, der, um eine unbekante Hinrichtungsart auszuprobiren, irgend einen beliebigen Reitknecht rädern lassen wollte, konnte es auf etnige lange Burschen, deren er im Ueberfluß besaß, nicht ankommen.

Als Peter der Große Berlin besuchte, erhielt er vom König ein schön gearbeitetes, mit Bernstein ausgelegtes, Tafelwert zur Verzierung eines Zimmers geschenkt, ein außerordentlich werthvolles Kunstwerk, welches einzig in seiner Art war. Dafür versprach der Czar, jährlich 100 Grenadiere von möglichster Größe zu rekrutiren und in der That schickte er auch 6 Monate später 150 Mann, sämmtlich auserlesene Leute, nach Potsdam und gewann dadurch das Herz Friedrich Wilhelms für immer.

Nach dem Tode Peters fuhr seine Nachfolgerin Katharina I. mit derartigen Sendungen fort. Sie zog aus denselben den nicht unbedeutenden

Vortheil, daß ihr Friedrich Wilhelm dagegen von Zeit zu Zeit in preußischen Diensten ausgebildete russische Soldaten zurückschickte, welche als Grenziermeister in die russische Armee eintreten konnten.

Auch die Kaiserin Anna sah den Vortheil einer derartigen Verbindung mit Preußen ein. Im Jahre 1731 schickte sie dem König 4 schöne Flügelmänner und bot sich als ein Gegengeschenk eine Anzahl Klingenschmiede aus. Menschen waren eben damals eine Waare, mit denen die Könige handelten, die sie vertauschten und verkauften nach Belieben.

Auch Friedrich Wilhelm folgte diesem Grundsatz, da es ihm nicht möglich war, die gewünschte Klingenschmiede durch Anerbieten eines reichen Lohnes zur Auswanderung nach Rußland zu bewegen, ließ er sie mit Gewalt festnehmen und nach Rußland transportiren; sie begründeten dort die berühmte Klingenfabrik von Tula.

Die Vorliebe Friedrich Wilhelms für seine Soldaten, besonders für die des Potsdamer Leibregiments, zeigte sich auch in der Art und Weise seines persönlichen Verhaltens. Er nannte sie kaum je anders, als „seine lieben blauen Kinder“ und gewährte ihnen alle Freiheiten, welche mit der strengen Disziplin irgend vereinbar waren.

Er liebte die Potsdamer Kiesen so sehr, daß er, besonders in den ersten Jahren seiner Regierung, es kaum über sich vermochte, ihnen eine Bitte abzuschlagen. Die Potsdamer Gardisten wußten sehr gut, daß Vergünstigungen, welche kein Geheimer Rath, kein Minister, welche die vornehmsten Höflinge vom König nicht zu erlangen im Stande waren, auf ihre Bitten gewährt wurden. Sie trieben mit der königlichen Gnade einen vortheilhaften Handel.

Wer ein Gesuch beim König einzureichen hatte, von dem er fürchtete, daß es ihm abgeschlagen werden möge, bediente sich der Potsdamer Grenadiere. Diese mußten dem König Bittschriften überreichen und erhielten dafür ansehnliche Geschenke. —

Der Unfug nahm endlich so sehr überhand, daß Friedrich Wilhelm denn doch Abhülfe schaffen mußte. Er gab den Befehl, daß fortan ihm keine Bittschrift überreicht werden solle, welche nicht von einem vereideten Advokaten oder Notarius mit unterzeichnet werde. Aber auch dieser Befehl wirkte noch nicht; er verschaffte nur den Berliner Advokaten, welche sich jetzt an die Grenadiere wendeten und durch deren Vermittlung Bittschriften an den König gelangen ließen, eine große Einnahme.

Es kam häufig vor, daß Friedrich Wilhelm durch seine Vorliebe für die Soldaten verleitet wurde, Verfügungen zu erlassen, die ihm später leid thaten. Er veranlaßte deshalb den Minister Freiherrn v. Cocceji, ein Edikt gegen die Advokaten zu erlassen, die sich unterstehen würden, Bittschriften in Justizsachen durch einen Potsdamer Grenadier überreichen zu lassen.

Der Minister setzte ein Edikt auf, war aber zweifelhaft, welche Strafe er für die Uebertreter feststellen solle und bat deshalb den König um weitere Verhaltungsbefehle.

Mit dem ihm eigenthümlichen Humor bestimmte Friedrich Wilhelm die Strafe durch eine Randzeichnung, welche er höchst eigenhändig dem Altentstück zufügte und die einen Galgen, an dem ein Advokat neben einem Hunde hing, darstellte. Ohne weitere schriftliche Antwort sendete er den Bericht dem Minister v. Cocceji zurück und es erschien nun die Verordnung, daß derjenige Advokat, welcher es wagen würde, eine Bittschrift durch einen Grenadier dem König unmittelbar überreichen zu lassen, in Gesellschaft eines Hundes aufgehängt werden solle. Zur Ausführung ist das seltsame Edikt freilich niemals gekommen.

Friedrich Wilhelm entschädigte seine Potsdamer für den Verlust der Einnahme, welchen sie durch diesen Befehl erlitten hatten, dadurch, daß er für ihren leiblichen Vortheil nach allen Richtungen hin sorgte. Sie erhielten die Erlaubniß, Wirthshäuser anzulegen und wurden reichlich mit Geschenken bedacht. Der König nahm Pathenstelle bei ihren Kindern an, natürlich nur, wenn diese Knaben und zwar von einer anerkennungswerthen Größe waren; der glückliche Vater mußte das Maß des Neugeborenen stets dem König, wenn er ihn zum Gevatter bat, mit einsenden.

Mit Niemandem sprach Friedrich Wilhelm so traulich und herablassend, wie mit den Potsdamer Riesen. Er sorgte in gleichem Maß für ihre leiblichen wie für ihre geistigen Bedürfnisse, indem er besondere Kapellen für die griechisch-katholischen und römisch-katholischen Soldaten einrichten ließ.

Eine besondere Liebhaberei des Königs war es, Heirathen für seine blauen Kinder zu stiften. Dabet sah er aber stets darauf, daß die Braut eine ansehnliche Größe habe, damit das Riesengeschlecht sich fortpflanze. Diese Liebhaberei gab einft zu einer seltsamen Eheschließung Veranlassung.

Der König begegnete beim Spazierritt vor den Thoren von Potsdam einem Bauermädchen, welches ihm durch seine prächtige, hochgewachsene, kräftige Gestalt auffiel. Er entschloß sich sofort, einen seiner Lieblingsgrenadiere, einen Irländer, Namens Mac Doll, mit dieser Schönen glücklich zu machen. Daß Beide sich nicht kannten, war für den König kein Hinderniß in seinem Entschluß.

Er rief das junge Mädchen zu sich heran und ertheilte ihr den Auftrag, einen Brief, den er auf ein aus seiner Brieftasche gerissenes Blättchen augenblicklich niederschrieb, an den Obristen v. Einsiedel in Potsdam zu besorgen; ein Gulden Trinkgeld sollte sie für diesen Botendienst belohnen. Er nickte ihr dann noch freundlich zu und ritt, sich mit seinen Begleitern lachend unterhaltend, weiter.

Das Bauermädchen hatte den König erkannt,

sie wußte, daß dieser mit Trinkgeldern nicht besonders freigebig sei und fürchtete, es möge mit dem Briefe eine eigene Bewandniß haben, da ihr für eine so kleine Bemühung eine so hohe Belohnung geboten worden war. Sie hätte wohl das Zettelchen entfaltet und selbst gelesen, aber so weit gingen ihre Kenntnisse nicht. Um sich aber vor jeder Gefahr zu sichern, übergab sie einer alten buckligen Händlerin den Brief und forderte dieselbe auf, ihn dem Obristen zu überbringen, indem sie ihr den bedrohlichen Gulden einhändigte.

Die Alte war glücklich über das treffliche Geschäft, welches sie machte. Sie ließ sofort ihren Kram im Stich, eilte zum Obristen v. Einsiedel und übergab ihm den Brief.

Der Obrist las das Schreiben und er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er folgenden Inhalt fand:

„Laßt auf der Stelle die Ueberträgerin dieses mit dem Flügelmann Mac Doll copuliren.“

Friedrich Wilhelm.“

Die Offiziere des Königs waren daran gewöhnt, daß dieser mitunter die seltsamsten Einfälle habe. So wunderbar daher dem Obristen v. Einsiedel auch der königliche Befehl erschien, so zögerte er dennoch nicht, denselben zur Ausführung zu bringen. Die Alte wurde festgehalten, der Flügelmann Mac Doll herbeigeholt und ein Garnisonprediger erhielt den Befehl, augenblicklich die Trauung zu vollziehen.

Vergeblich protestirte Mac Doll. Der Obrist zuckte die Achseln, sprach sein tiefes Bedauern über den Unglücklichen, der mit einem alten buckligen Weibe verheirathet werden sollte, aus, aber er ließ sich nicht irre machen, sondern berief sich auf den Befehl des Königs, der unter allen Umständen erfüllt werden müsse.

Der Garnisonprediger war nicht weniger gehorsam; er traute das ungleiche Paar trotz der Protestation des Irländers, der sich nicht beruhigen konnte, obgleich seine Braut recht gute Miene zum bösen Spiele machte.

Am folgenden Tage rief der König Mac Doll zu sich heran und fragte ihn schmunzelnd, wie er mit der Wahl, welche er für ihn getroffen habe, zufrieden sei. Der Irländer erklärte offen, daß er gar nicht zufrieden sei; das aber konnte der König nicht begreifen. Er zeigte sich höchst gnädig und befahl dem Flügelmann, mit seinem schönen, jungen Weibe nach der Tafel auf das Schloß zu kommen, um sich sein Hochzeitsgeschenk zu holen.

War der Oberst v. Einsiedel erstaunt gewesen, als er den königlichen Befehl zur Trauung Mac Dolls empfing, so war es Friedrich Wilhelm nicht weniger, als er die junge Frau erblickte.

„Solche verfluchte Vogelshenke — rief er aus — ist dem armen Kerl angetraut worden?“ Er drang wüthend auf die Alte ein und diese erzählte nun, wie sie dazu gekommen sei, Ueberbringerin des Briefes zu werden.

Friedrich Wilhelm war wüthend. Unmöglich

durfte er dulden, daß sein Flügelmann mit der alten buchtigen Frau verheirathet blieb. Er ließ sofort den Garnisonprediger rufen und ohne auch nur einen Bericht an das Konsistorium zu machen oder andere gesetzliche Formen zu erfüllen, erklärte er aus königlicher Machtvollkommenheit die kaum geschlossene Ehe für aufgelöst.

Friedrich Wilhelm zeigte sich überall bereit, seinen Soldaten zu helfen, wo diese seiner bedurften. Er that es regelmäßig ohne eine Rücksicht auf das Gesetz. Entstand ein Streit zwischen Bürgern und Militär, dann erhielt der Soldat, auch wenn er im offenen Unrecht war, doch stets Recht. Diese Parteilichkeit mußte naturgemäß dahin wirken, daß die blauen Lieblinge im Bewußtsein ihrer bevorrechtigten Stellung sich aller Orten Uebergrieffe erlaubten. Da sie stets auf Straflosigkeit rechnen konnten, so wuchs mit jedem Tage auch ihr Uebermuth und ihre Unverschämtheit.

Mit der größten Frechheit brandschakten die Soldaten die Bürger unter allerhand Vorwänden. In Berlin zogen sie zur Weihnachtszeit mit schwarzgefärbten Gesichtern in den Straßen umher und erpreßten unter dem Namen der heiligen drei Könige Geld. Vergeblich suchten die Bürger die unverschämten Bittsteller abzuweisen; diese zeigten ihre Pässe vor und wohl oder übel mußte ihrem Begehren gewillfahrt werden. Wer nichts geben wollte, mußte sich auf Mißhandlung gefaßt machen und durfte sich nicht einmal wehren, wenn er nicht selbst zur Strafe kommen wollte.

Besonders unbequem waren die Soldaten den Bürgern durch die Naturaleinquartierung, welche bei der fortwährenden Vergrößerung der Armee und der Garnison von Berlin zur Nothwendigkeit geworden war. Kasernen gab es nicht; die in den Wällen gelegenen Baracken, in denen die Soldaten untergebracht werden konnten, hatten für eine größere Garnison keinen Raum und so mußten sich denn die Bürger, obwohl ihnen eine gesetzliche Verpflichtung nicht oblag, auf königlichen Befehl schon entschließen, die Soldaten ins Quartier zu nehmen, denn nach dem Recht fragte, Friedrich Wilhelm wenig. Es darf schon als eine besondere Fügsamkeit seinerseits betrachtet werden, daß er den dringenden Bitten des Magistrats von Berlin nachgab und seine Leibgarde nicht hier, sondern in Potsdam einquartirte.

Um den fortwährenden Klagen über willkürliche und drückende Einquartierung abzuhelpen, erließ der König im Jahre 1720 ein Servis-Reglement und setzte eine königliche Servis-Kommission mit eigener Kasern-Verwaltung ein, an deren Spitze er den Generalmajor und Kommandanten von Forcade stellte. Die Kommission bestand aus 10 Obrist-Lieutenants, 10 Geheimen und Hofrathen, sowie einer Anzahl von Magistratsmitgliedern und Stadtverordneten, welche die Bürgerschaft zu vertreten hatten. Friedrich Wilhelm sagte bei der Einsetzung dieser Kommission:

„Ich will den Klagen der Residenz auf ein-

mal dadurch abhelfen, daß Ich eine Behörde etablire, welche zu gleicher Zeit königlich und städtisch ist. Sie soll die Scheidewand zwischen Quartiergebern und Quartierempfängern sein. An sie soll sich jeder Militär mit beglaubten Attesten des Kommandanten wenden, sobald er berechtigt ist, zu fordern. Sie soll die Klagen untersuchen, welche zwischen Bürgern und Militair entstehen und ihnen abhelfen und es soll dem Militair nicht freistehen, sich directe an den Magistrat zu wenden.“

Die Servis-Kommission war nun zwar bemüht, den Druck der Einquartierungslast für die Berliner etwas zu mildern, aber sie vermochte dies nicht immer und namentlich dann nicht, wenn der König irgend eine andere Anordnung beliebte, denn Friedrich Wilhelm setzte stets seinen Willen über das Gesetz. So bestimmte er im Jahre 1737, daß alle Bürger ohne Unterschied Soldaten einnehmen und diese vorn zur Straße hinaus logiren sollten. Auf dringende Bitten des Magistrats ermächtigte er seinen Befehl dahin, daß diejenigen Soldaten, welche bisher in den Baracken hinter den Mauern gelegen hatten, in die Stadt eingemietht werden sollten. Um Platz für dieselben zu bekommen, mußte ein Theil der Einwohnerchaft die eignen Quartiere räumen und in die Baracken ziehen, während die Soldaten in die Stadt gebracht wurden. Natürlich wurden zu diesem Zweck die Juden belästigt. In der Verordnung vom 27 August 1737 heißt es: „daß sogleich, ohne zu raisonniren, alle und jede Juden, welche in Berlin wohnen und keine eigenen Häuser haben, sondern zu Miethe sitzen, in den Häusern hinter der Mauer, desgleichen in den Baracken zwischen dem Königsthore und dem Spandowschen Thore ziehen und sich daselbst einmieten sollen; dahingegen sollen die Soldaten, welche bisher in den Häusern hinter der Mauer und in den Baracken gewohnt haben, die Quartiere mietthen, wo die Juden in der Stadt gewohnt. Dieses ist meine stricte ordre!“

Das königliche Machtwort mußte zwar befolgt werden, ohne raisonniren ging es aber doch nicht ab. — Die Juden wandten sich in einer stehenden Bittschrift an den König, sie wendeten ein, daß sie in den engen Gassen ihre Geschäfte nicht treiben könnten, erhielten aber als einzige Antwort den Befehl: „Es bleibt bei der Ordre!“ Der Magistrat, welcher ebenfalls remonstrirte, wurde einer Antwort überhaupt nicht gewürdigt.

Von den Regimentern, welche unter der Regierung Friedrich Wilhelms in Berlin garnisonirten, zeichnete sich das Gensd'armee Regiment durch gute Führung vor den andern vortheilhaft aus. Es bestand aus den besten und wohlhabendsten Leuten.

Die schmutzen Uniformen der Gens'darmen, manche Vorzüge, welche ihnen vor andern Truppen gegeben wurden, machten den Dienst in diesem Kavallerie-Regiment wünschenswerther als in andern Truppentheilen und es fanden sich



ihm ein brutaler Teufel auf den Hals kommt, von dem er geschimpft und zu einem Duell herausgefordert wird. Wird er nur geschimpft, so ist es schon genug, und er sieht sich sodann selber genöthigt, den andern herauszufordern, die Sache mag ablaufen, wie sie wolle. Wenn er aber nur nicht der Urheber des Zanks ist, so daß das Unglück meist seiner Unvernunft und schlechten Conduite zuzuschreiben, so kann er zum Wenigsten diesen Trost, wenn er eschappirt, mit auf den Weg nehmen, daß des Königs Majestät ganz gewiß von ihm sagen werden: Es ist ein braver Mann, an dem ich nichts auszusetzen habe, doch kann ich ihm nicht weiter helfen und er muß nicht mehr zu mir kommen. Dem aber, wer ihm etwas Gutes erweist, werde ich dafür verbunden sein.“

Ob diese königliche Anerkennung Denen, welche, durch ein thörichtes Ehrengesetz gezwungen, zu Verbrechern geworden waren und nun entweder flüchten oder den Tod durch Henkershand erwarten mußten, einen besondern Trost gewährte, mag dahingestellt bleiben.

Die öffentliche Meinung sprach sich schon damals oft zu Gunsten der unglücklichen Opfer einer unsinnigen Gesetzgebung aus, am Schärfsten bei der Hinrichtung eines allgemein geachteten Offiziers, dessen Schicksal in allen Kreisen Berlins tief beklagt wurde.

Der Major v. Neuendorf vom Glasenapp'schen Regiment hatte sich mit seinem Bruder, welcher als Major in dänischen Diensten stand, einer Erbschaftsangelegenheit wegen entzweit. Ihr Streit sollte in Berlin entschieden werden. Während des Prozesses gab es häufig argen Zwist zwischen den Brüdern, bis endlich einige Freunde sich bemühten, eine Versöhnung zu Stande zu bringen.

Der Major v. Neuendorf besaß in der Spanbauischen Vorstadt einen Garten, wohin er einige Freunde einlud, um die endlich bewerkstelligte Versöhnung mit seinem Bruder zu feiern. Die Gesellschaft saß bei einem tüchtigen Mahle und war höchst vergnügt; man zechte wacker. Nach dem Essen ging man im Garten spazieren, die beiden Brüder wandelten Arm in Arm.

Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß das Gespräch sich zwischen ihnen abermals auf die Prozeßangelegenheit wendete. Der kaum geschlichtete Streit entspann sich von Neuem, böse Worte fielen von beiden Seiten und wurden mit jedem Augenblick heftiger. Der Däne, der an der Tafel am Meisten getrunken hatte und daher berauscht war, zog wüthend den Degen und drang mit demselben auf seinen Bruder ein. Dieser mußte wohl oder übel sich vertheidigen, aber indem er es that, beschwor er den Wüthenden zubezeden, daß Brüder nicht gegen einander kämpfen dürften.

Alles Zureden war aber vergeblich. Der Trunkene drang immer hitziger auf seinen Bruder ein, der nichts weiter that, als die gegen ihn gerichteten Stöße und Stiebe zu pariren; dabei aber

durchbohrte sich jener selbst die linke Hand und war nun außer Stande, weiter zu sechten.

Die Wunde schien nicht gefährlich zu sein, aber sie wurde es durch den heftigen Blutverlust, der nicht zu stillen war, weil der noch immer Trunkene sich weigerte, einen Verband anzunehmen. Nach wenigen Stunden verstarb er an der Verblutung.

Der Ueberlebende kannte die Strenge des Königs. Er suchte sich deshalb durch die Flucht zu retten, wurde aber unglücklicher Weise noch im letzten Dorf auf brandenburgischem Gebiet eingeholt, wenige Minuten später hätte er die rettende sächsische Grenze erreicht, er wurde nach Berlin zurückgebracht und hier in strengen Arrest gesetzt.

Der König gab sofort den Befehl, ihm den Prozeß zu machen.

Der General-Auditeur v. Katsch, welcher den Major zu verhören hatte, war ein neu gebadener Edelmann, der stolz auf sein Amt, den Gefangenen wie einen gemeinen Verbrecher behandelte. Er ließ ihn stehen und redete ihn mit „Syr“ an. Dadurch fand sich der Major v. Neuendorf beleidigt; er machte seinem Unmuth Luft, indem er sagte, er wundere sich, wie ein neu gebadener Edelmann einem alten Cavalier so unanständig begegnen könne.

Der Herr v. Katsch wurde blutroth; aber er mäßigte seinen Zorn und sagte mit verbissenem Ingrim, wenn der Major es wolle, so solle er seinem Stande gemäß behandelt werden, aber es solle ihm dies theuer zu stehen kommen.

Und er hielt Wort!

Der Kriegsrath verurtheilte den Gefangenen zu dreijährigem Gefängniß, damit aber war die Bosheit des Herrn v. Katsch nicht befriedigt. Er überbrachte dem König das Urtheil zur Bestätigung und machte dabei darauf aufmerksam, in der Bibel stehe, das Blut des Bruders schreie um Rache von der Erde bis zu Gott, das Urtheil sei daher bei Weitem zu milde ausgefallen.

Solchem Beweise war Friedrich Wilhelm leicht zugänglich. Er befahl die Abhaltung eines neuen Kriegsraths und die gehorsamen Offiziere verurtheilten nun den Major zum Tode durch Enthauptung.

Vergebens wendete sich der Major mit einem rührenden Gedicht an den König, in welchem er diesen darauf aufmerksam machte, daß seine Frau ihm ebenso wie die Königin dem König Vaterfreunden zu bereiten verspräche.

Friedrich Wilhelm wurde durch das Gedicht so wenig bewegt, daß er mit eigener Hand einen schlechten Vers unter die Bittschrift verzeichnete:

Brudermord und Blutvergießen  
Muß man mit dem Tode büßen!

Auch die Bitte des Verurtheilten, die Vollstreckung der Strafe nur um 3 Tage aufzuschieben, damit er sich mit seinem Gewissen abfinden und einige häusliche Angelegenheiten in Ordnung bringen könne, wurde ihm nicht gewährt.

Infanterie zeigte, suchte man nach großen Leuten und schwerfälligen Pferden.

Friedrich der Große sagt über die Kriegstüchtigkeit derselben:

„Die Kavallerie bestand ebenfalls aus sehr großen Leuten, die ungeheure Pferde ritten; es waren Kolosse auf Elephanten, die weder manövriren noch fechten konnten. Keine Musterung ging vorbet, wo nicht ein Reiter aus Ungeschicklichkeit vom Pferde gefallen wäre. Sie waren nicht Meister von ihren Pferden und ihre Offiziere hatten keinen Begriff weder vom Dienste der Reiterei, noch vom Kriege überhaupt. Sie kannten das Terrain gar nicht und hatten weder theoretische, noch praktische Kenntnisse von den Evolutionen, welche ihnen am Tage der Schlacht oblagen.“

Die Parade war das eigentliche Lebens-Element dieser Armee, zugleich aber auch die höchste Qual der Soldaten. Monate vorher wurden sie zu derselben eingeübt, mußten mit vollem Gepäck täglich exerziren und mit welchem Gepäck!

Die Last des Tornisters und der unendlich schweren Muskete war so groß, daß oft beim Exerziren die lang aufgeschossenen Rekruten erschöpft niedersanken und in Folge der übermäßigen Anstrengung starben.

Kam endlich der Parabetag heran, dann mußten schon des Morgens um 1 Uhr die Soldaten vor ihres Kapitän's Quartier antreten, um 2 Uhr marschirten die Kompagnien vor die Wohnung des Kommandeurs, um Bataillone zu formiren; um 3 Uhr marschirte endlich die Infanterie aus. Sie hatte meist einen tüchtigen Marsch zu machen und war sie endlich auf dem Plage angelangt, dann gab es noch keine Ruhe. Das Kommando „Rührt euch!“ wurde nicht ertheilt, die Unteroffiziere hatten sogar bestimmte Ordre, die genaueste Acht darauf zu haben, daß die Leute stillstanden, nicht aus Reiz' und Glied traten, auch sich nicht etwa durch den Genuß von Bier und Branntwein stärkten, sondern daß sie ihre Muskete im Arm behielten, um als tüchtige Soldaten auszuharren.

Bis gegen Abend dauerte der Dienst in fast ununterbrochener Reihenfolge. Fast jede solcher Paraden kostete das Opfer einiger Menschenleben.

Der Gammaschendienst ertödete jedes frische Leben in der Armee. Nur unmuthig thaten die Soldaten ihren Dienst und trotz der Vorrechte, welchen ihnen ihr Stand gewährte, verwünschten sie denselben doch unaufhörlich. Heißblütige Burschen ließen mitunter ihren Unmuth laut werden, aber der Stoch des Korporals und grausame Strafen, wie Spießruthenlaufen u., brachten sie bald wieder zum Gehorsam.

Die Kriegsartikel, welche Friedrich Wilhelm gleich nach seinem Regierungsantritte erlassen hatte, waren mit Blut geschrieben und wurden mit furchtbarer Konsequenz zur Durchführung gebracht. Für das kleinste Dienstvergehen gab es unbarmherzige Stockprügel, jedes Ratsonniren

gegen Ober- und Unteroffiziere wurde mit 30maligem Gassenlaufen bestraft.

Die Handhabung einer so strengen Disziplin war freilich in vielen Fällen eine Nothwendigkeit, denn das Heer bestand ja aus in aller Herren Ländern zusammengeworbenem Gesindel. Aber die Strenge artete in Grausamkeit aus und trieb die Soldaten häufig zur Verzweiflung, zum Selbstmord oder zu Desertionen. Letztere namentlich wurden so häufig, daß endlich fast jeder Soldat als der Desertion verdächtig betrachtet wurde.

Die Hauptleute glaubten sich nur einigermaßen gesichert vor dem Davonlaufen, wenn sie sich in Festungen oder geschlossenen Städten befanden. Gab es auch nur den kleinsten Marsch, so mußten außerordentliche Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden. Der Wirth und das Gefinde der Häuser, in denen Einquartieruna war, erhielten die Verpflichtung, ein Soldat nach dem ; verlassen durfte. Auf de e vor dem Aus-

marsch alle Pässe, Wege, Brücken von den Einwohnern besetzt werden und diese durften Niemand ohne Paß vorübergehen lassen. Auch die Beurlaubten waren gezwungen, in jedem Ort, durch welchen sie kamen, dem Schulzen, Prediger oder Schulmeister ihren Urlaubswak vorzuzeigen.

Trotz aller dieser Vorfi lang es doch nicht, die Desertion und der König erließ daher im Jahre 1723 eine drakonische Verordnung, in welcher Maßregeln zur Ergreifung entflohener Soldaten anbefohlen wurden.

Ein gefangener Deserteur wurde entweder gehängt oder durch das Abschneiden von Nase und Ohren bestraft. Nur besonders große Kerle, deren Anwerbung übermäßige Kosten verursacht hatten, begnadigte der König, der sich klüglicher Weise durch die Verstümmelung oder Tödtung eines Riesen nicht selbst um sein theures Geld bringen wollte. Seine Lieblinge beim Leib-Regiment in Potsdam kamen deshalb meist bei Desertionsversuchen mit Spießruthenlaufen und ähnlichen Strafen fort.

Nur als im Jahre 1730 ein Komplott von 70—80 Mann, welche sich gewalttham befreien und nach Polen durchschlagen wollten, entdeckt wurde, ließ der König einen der Rädelsführer hängen und einem andern durch den Scharfrichter mit einer großen Luchsheere Ohren und Nase abschneiden. Der Verstümmelte kam nach Spandau, wurde aber später durch Friedrich den Großen nach Halberstadt in ein Kloster geschickt, um ihn den Augen der Menschen zu entziehen.

## Siebentes Kapitel.

Der alte Dessauer. — Der General von Grumbkow. — Streit Grumbkows mit dem alten Dessauer. — Der alte Flaß. — Der Schweinereiter Graf von Haaf. — Der General von Glasenapp. — Der General von Blankensee und sein Lorenz.

Ein König, welcher den Soldatenstand für den ersten der Welt hielt, der mit unverhohlter Verachtung auf alle Beamten, die nicht den Soldatenrock trugen, herabschaute, mußte das Bestreben haben, seinem Hof einen ganz militärischen Zuschnitt zu geben.

Friedrich Wilhelm wählte daher seinen täglichen Umgangskreis lediglich aus den Befehlshabern seiner Armee. Mit seinen Offizieren ging er zur Jagd, mit ihnen machte er seine Spazierritte, sie zog er ins Tabaks-Kollegium, ihnen übertrug er auch die wichtigsten Staatsgeschäfte ohne Rücksicht darauf, ob sie denselben gewachsen seien oder nicht.

Der einflussreichste von den Generalen, welche die tägliche Gesellschaft des Königs bildeten, war der regierende Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der alte Dessauer, dessen Name noch heut im Munde des Volks von Berlin lebt, über dessen sonderbare Gewohnheiten und Anschauungen sich dasselbe fast ebenso viele theils wahre, theils unwahre Geschichten erzählt, als von dem Volksliebbling, dem alten Fris.

Fürst Leopold war der Einzige unter Friedrich Wilhelms Generalen, der Kriegserfahrung und die Fähigkeit besaß, ein Heer zu führen. Schon unter der Regierung des Königs Friedrich I. hatte der Fürst sich als tüchtiger Feldherr im preussischen Dienst bewährt. Er war gewissermaßen der Lehrer des damaligen Kronprinzen im Waffenhandwerk gewesen und hatte mit demselben eine Freundschaft geschlossen, welche für das Leben ungetrennlich blieb.

Gleiche Neigungen, die vollste Uebereinstimmung der Seelen ketten die beiden Fürsten an einander. Wie Friedrich Wilhelm war Leopold ein Feind der Wissenschaft und ein Verehrer des Soldatenstandes, wie jener war er Despot, roh bis zur Brutalität, willkürlich, ohne Gefühl für Gerechtigkeit und grausam. Wie Friedrich Wilhelm liebte er einen zwanglosen Umgang ohne Ceremoniell, einen derben Scherz und guten Trunk. Es konnte kaum zwei Menschen geben von einer größern Seelenverwandtschaft, von einer ebenso großen Gleichartigkeit aller Neigungen.

Leopold war am 3. Juli 1676 zu Dessau geboren. Schon als Knabe hatte er einen wilden, ungestümen Sinn gezeigt. Sein Vater zog ihn im frühesten Alter zur Waffenübung und zur Jagd heran, seine Mutter verzärtelte ihn und vergebens waren seine Erzieher bemüht, ihm selbst die gewöhnlichsten Schulkennnisse beizubringen. Im neunten Jahre konnte er noch nicht schreiben und lesen und gut hat er es auch später niemals ge-

spürt. —

Er ging zuerst  
besuchte hier den  
sand bei diesem die  
wurde ihm zu sehr  
Versprechen ertheilt  
lebigung den Befehl über das Infanterteregiment,  
welches früher sein Vater kommandirt hatte, er-  
halten solle.

Von Berlin  
Deutschland un-

mange wußte  
das Bild der  
Herzen.

Nach vierzehnmonatlicher Abwesenheit traf Leopold am 24. Januar 1695 in Dessau wieder

linge mächten, den Ruf des jungen Mädchens zu verdächtigen, die Eifersucht Leopolds zu erregen, führte zwar ein entsetzliches Unglück herbei, heilte Leopold aber nicht von seiner Liebe.

Als Leopold eines Nachmittags die Apotheke besuchen wollte, schaute er durch das Parterrefenster in die Stube der Geliebten. Er sah diese in der Gesellschaft eines jungen Mannes, der sich seiner Ansicht nach zu zärtlich zu ihr herabbeugte. Wüthend stürzte der schon eifersüchtig gemachte Leopold mit gezogenem Degen in die Apotheke, stürmte auf seinen vermeintlichen Nebenbuhler los und als dieser zu entfliehen versuchte, rannte er ihn von hinten mit dem Degen durch. Der Unglückliche blieb auf der Stelle todt.

Der Mord machte allgemeines Aufsehen; aber ein Fürst durfte damals ohne Scheu vor Strafe seine Unterthanen morden. Es gab keinen Kläger gegen ihn und keinen Richter für ihn.

Auch Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg fand nicht, daß das Vergehen des jungen Fürsten ein besonders großes sei; um indessen das allgemeine Gerede ein wenig zu beschwichtigen, schlug er eine Abwesenheit von Dessau vor. Leopold wurde zu der Armee nach den Niederlanden gesendet und damit war die Sache abgethan.

Der Fürst von Anhalt zeigte sich tüchtig als Soldat. Er avancirte bald zum Generalmajor. Im Jahre 1698 übernahm er selbständig die Regierung seines kleinen Landes. Jetzt konnte er seinen Willen durchsetzen und die schöne Anne Piese heirathen. Er that es, ohne sich an das Pötergeschrei der benachbarten Fürsten und ihrer Hoffstranzen zu kehren und daß er es that, war ein Glück für Anhalt-Dessau, denn Anne Piese wurde oft der Schutzengel der Bedrängten, ihren Liebkosungen beugte sich der starre Sinn Leopolds.

Der Fürst führte abwechselnd die Regierung seines Ländchens und den Befehl seines brandenburgischen Regiments. Um Letzteres bekümmerte er sich fast mehr und mit größerer Liebe, als um sein Fürstenthum, ihm verdankt das Regiment und die ganze preußische Armee nicht nur manche Verbesserungen in der Taktik, sondern auch die Einführung des eisernen Ladestocks statt des früher gebräuchlichen hölzernen, eine Verbesserung

welche sich in allen späteren Feldzügen glänzend bewährte.

Wir übergehen die Geschichte der verschiedenen Feldzüge, in denen Leopold gekämpft, denn es ist nicht unsere Aufgabe, eine Kriegsgeschichte zu schreiben. Wir erwähnen daher nur, daß der Fürst bald der Liebling der ganzen Armee wurde. Er theilte unverdrossen alle Beschwerden seiner Soldaten; niemals zeigte er sich stolz und hochfahrend gegen dieselben, für Jeden hatte er ein derbes Witzwort bereit. In der Gefahr war er stets der Erste, bei Marschen und Strapazen der Ausdauerndste. Je grauenhafter die Schlacht um ihn wüthete, je heiterer wurde seine Stimmung, er setzte sich den feindlichen Kugeln stets mit solcher Todesverachtung aus, daß seine Grenadiere ihn für hieb- und kugelfest hielten und dieser Ruf ist dem alten Dessauer für sein Leben geblieben.

Als König Friedrich Wilhelm zur Regierung kam, zog er den alten Freund in seinen engsten Gesellschaftskreis. Leopold war, wenn er sich in Berlin befand, der tägliche Gast des Tabakskollegiums, wo er, mit einer kalten Thonpfeife im Munde, manche tolle Schurre erzählte. Er besaß einen trockenen, derben Witz, der ganz nach dem Geschmack des Königs war, wenn er sich auch nicht immer in den Grenzen des feinsten Anstandes bewegte. Ein Beispiel mag davon Zeugniß geben.

Fürst Leopold hatte gegen die Damen von Halle eine Abneigung, weil diese sich häufig über die Brutalität beklagten, mit der der Stoa unter dem Regiment des Fürsten herrschte.

Leopold beschloß, seine Gegnerinnen einmal tüchtig zu bestrafen. In einer glänzenden Gesellschaft stellte er die Behauptung auf, daß er einen Grenadier habe, der die Kunst verstehe, sich unsichtbar zu machen.

Die anwesenden Damen behaupteten, das sei unmöglich. Nach den Aufklärungslehren die Thomasius und andere Gelehrte über den Gespensterglauben verbreitet hatten, glaubte man in der feinen Welt nicht mehr an solche Märchen, wenigstens that man so, als ob man nicht mehr daran glaube.

Fürst Leopold blieb bei seiner Behauptung; er erbot sich endlich, den Grenadier herbeirufen zu lassen, um mit ihm eine Probe zu machen; der Schwarzkünstler solle auf den Marschbefehl der Damen durch das Zimmer gehen, Jeder ihn hören, aber keine der Damen ihn sehen.

Die Ungläubigen verachteten die Behauptung des Fürsten und forderten ihn auf, die Probe mit der Unsichtbarkeit seines Grenadiers zu machen.

Fürst Leopold verließ das Zimmer; nach kurzer Zeit kam er zurück und erklärte den Damen sie dürften nur kommandiren: Marsch! so werde der Unsichtbare ins Zimmer treten, durch dasselbe und zur gegenüberliegenden Thür hinausmarschiren.

Sofort ertönte von schönem Munde der Marschbefehl und siehe da, die Thür that sich auf, ein Grenadier trat ein, der mit Degen, Patrontasche und Gewehr versehen war, aber keine andere

Kleidung als den Hut, Schuhe und Gamaschen

er den Befehl gab, Beide sofort an demselben Baum vor seinen Augen aufzuknüpfen — und dies geschah.

In dem militärischen Gesellschaftskreis, welcher Friedrich Wilhelm umgab, hatte nächst dem Fürsten von Anhalt der General v. Grumbkow den meisten Einfluß, ein Mann von ganz anderm Schläge als der alte Dessauer.

Wenn es durch die Gleichheit der Neigungen und Anschauungen bei Friedrich Wilhelm und dem Fürsten von Anhalt erklärlich ist, daß der König sich vielfach von seinem alten Freunde beeinflussen ließ, so wird es um so räthselhafter, daß ein Grumbkow Einfluß gehabt haben kann, da dieser keine von den Eigenschaften besaß, welche Friedrich Wilhelm bei seinen Offizieren hochachtete.

Grumbkow war kein Feldherr, nicht einmal ein Offizier von Muth, sondern zugleich Feigling und Prahler. Die Martgräfin von Baireuth sagt in ihren Memoiren von ihm:

„Er hatte Beweise seines Muthes in der Schlacht bei Malplaquet gegeben, wo er während der ganzen Action in einem Graben gesteckt. Auch zeichnete er sich bei Stralsund sehr aus und vertrat sich zu Anfange des Feldzuges einen Fuß, welches ihn hinderte, die Trancheen zu besuchen. Er hatte dasselbe Unglück, wie ein gewisser König von Frankreich, daß er keinen bloßen Degen sehen konnte, ohne sogleich in Ohnmacht zu fallen, aber dieses abgerechnet war er ein sehr braver General.“

Grumbkow war verschwenderisch im höchsten Grade, liebte eine luxuriöse Tafel und prächtige Vergnügungen und um sich dazu die Mittel zu verschaffen, ließ er sich von Jedem bestechen, der ihn bestechen wollte. Er hat von England, Oesterreich, Frankreich und Schweden Geld genommen und dafür geheime Dienste geleistet. Seine einzige Tugend war, daß er lustige Geschichten gut zu erzählen verstand, daß er bei fröhlichen Bechgelagen einen gefälligen Wirth abgab.

In Berlin wußte jedes Kind davon zu erzählen, daß Grumbkow für Geld feil sei. Das Volk haßte ihn deshalb, der König aber bewahrte ihm seine Gunst.

Unter der Regierung Friedrichs I. hatte Grumbkow mit dem Kronprinzen ein Bündniß gegen den von Beiden gehaßten Grafen von Wartenberg geschlossen. Er hatte sich seinem Gönner unentbehrlich gemacht und als nun Friedrich Wilhelm zur Regierung kam, genoß Grumbkow die Früchte seiner Hingebung. Er wurde sofort zum General-Lieutenant und später zum Etats- und Kriegsminister ernannt. Fast alle irgendwie wichtigen Geschäfte waren fortan von ihm abhängig.

Als des Königs täglicher Gast übte er einen Einfluß aus, der unglaublich war. Er hatte den Charakter Friedrich Wilhelms auf's Genaueste studirt und wußte es, daß dieser leicht genug zu leiten sei, wenn man nur vermied, ihn zum Zorn zu bringen oder ihm geradezu zu widersprechen.

Grumbkow verstand es, sich ein Ansehen der Freimüthigkeit und Treuherzigkeit zu geben und

gern verlor.

Es that dem Fürsten leid, sein schönes Geld durch die Hinrichtung an den Galgen zu bringen. Er gab deshalb den Befehl, man möge eine Trommel und Würfel herbeibringen; die beiden Verbrecher sollten nach dem Beispiel, welches einst der große Kurfürst gegeben hatte, um ihr Leben würfeln, der Gewinnende möge vom Strange frei sein.

Sie würfelten; der Ältere gewann. Noch einmal mußten sie würfeln, wieder gewann der Ältere. Flüchend befahl der Fürst den dritten Wurf und abermals entschied sich das Schicksal für den alten Soldaten.

Leopold gerieth hierüber in solche Wuth, daß

Scharfes Mißwort Grumblovs verscherzte ihm die Gnade des Fürsten.

Leopold hatte, wie wir bereits erzählten, alle Rittergüter in seinem kleinen Lande durch Ankauf zu Domänen gemacht. Er rieth dem König, ein Gleiches in seinem Lande zu thun, indem er versicherte, daß er dadurch verhältnißmäßig noch einmal so große Einkünfte habe, als der König.

Grumblov, der bei diesem Rathe gegenwärtig war, nahm sich eifrigst der adligen Rittergutsbesitzer an und kam dadurch in einen heftigen Streit mit dem Fürsten, in welchem er diesem sagte, er herrsche in Folge seiner Güterauftäufe nur noch über Juden und Bettler.

Leopold gerieth in einen solchen Zorn über diese Beleidigung, daß er Grumblov auf Pistolen forderte.

Nur mit Mühe gelang es dem König, Beide auseinander zu bringen und zu versöhnen; aber von diesem Zeitpunkt an haßte und verachtete Leopold seinen Nebenbuhler in der Gunst Friedrich Wilhelms.

Im Jahre 1724 brach der Aerger, welchen beide Günstlinge gegen einander im Herzen trugen, abermals zur offenen Fehde aus.

Fürst Leopold erzählte einst öffentlich, Grumblov habe sich vom König von England bestechen lassen; dafür rächte sich der General, indem er von dem Fürsten eine Summe von 5000 Thalern forderte, die derselbe bei der Taufe einer der Grumblov'schen Töchter als Hochzeitsgeschenk für seine Pathin versprochen hatte, wenn sie sich einmal verheirathen würde.

Der Fürst leugnete das Versprechen, Grumblov hielt seine Behauptung aufrecht. Es gab in Folge dessen einen heftigen Streit und derbe deutsche Schimpfworte, welche die beiden vornehmen Herrn sich gegenseitig beilegten.

Der König wollte wieder den Versöhner spielen; als er aber hörte, daß die Herren sich schon geschimpft hätten, erklärte er, jetzt könne er sich nicht mehr in den Streit mischen, sie möchten ihn als brave Offiziere mit einander ausmachen.

Fürst Leopold war hierzu augenblicklich bereit und forderte den Herrn v. Grumblov. Vor dem Köpnicer Thor sollte das Duell auskämpft werden.

Leopold war schon auf dem Plage, als Grumblov ankam. Er hatte den Degen gezogen und rief seinem Gegner zu, als dieser sich nahte: er möge ebenfalls vom Leder ziehen, um sich zu vertheidigen. Grumblov aber dachte nicht daran, sich zu schlagen. Er ließ die Waffe ruhig stecken, ging mit langsamem Schritt auf den Fürsten zu, kniete vor ihm nieder und indem er ihm seinen Degen präsentirte, bat er Se. Durchlaucht unterthänigst, das Vorgefallene zu vergessen und ihm die verlorne Gnade wieder zu schenken.

Leopold war tief entrüstet über eine solche Feigheit. Ohne zu antworten warf er einen

Blick vollster Verachtung auf den unwürdigen Schmeichler, drehte ihm dann den Rücken zu, schwang sich auf sein Pferd und ritt nach Berlin zurück.

Grumbkow war außer sich vor Aerger. Er schwor dem Fürsten von Anhalt einen unverföhnlichen Haß und er hat seinen Schwur gehalten.

Der Streit war damit nicht abgethan; er zog sich noch fast 2 Jahre hin. Leopold wollte ihn durchaus mit dem Degen in der Faust auskämpfen und zwar, um dem preussischen Duellgesetz aus dem Wege zu gehen, in seinem eignen Lande; Grumbkow aber weigerte sich dessen.

Der König nahm sich endlich seines Günstlings an. Er forderte, daß der Fürst Grumbkow für einen Ehrenmann erkläre und darüber einen Revers ausstelle; wenn er es nicht thun wolle, so sollten alle Generale zusammenberufen werden und der König werde dann deklariren, daß, wer den v. Grumbkow nicht für einen braven Offizier halte, ein Erzschuft wäre.

Trotz dieser Erklärung aber war der Fürst von Dessau nicht zur Ausstellung des verlangten Reverses zu bewegen und es wurden nun wirklich 22 Generale in Berlin versammelt, um ihre Meinung über den Streit abzugeben.

Die General-Lieutenants erklärten, Grumbkow habe seine Schuldigkeit gethan, es sei ihm nicht zu verdenken, wenn er nicht nach Anhalt gehen wolle, um dort das Duell abzumachen; die Generalmajors dagegen meinten, der König möge beiden Parteien eine bestimmte Zeit setzen, in der sie ohne weitem Anstand die Sache mit dem Degen in der Faust auszumachen hätten.

Leopold protestirte gegen jeden Zwang in dieser Angelegenheit; endlich aber gab er doch den Wünschen des Königs nach. Es wurde ein nochmaliges Duell in der Nähe von Berlin verabredet; beide Theile zogen die Degen, aber die Sekundanten, Obrist v. Sydow und Obrist-Lieutenant v. Derschau, traten dazwischen und führten eine Versöhnung herbei, bei welcher der Fürst von Anhalt erklärte, er halte Grumbkow für einen rechtschaffenen Offizier und getreuen Diener des Königs.

Mit dieser Erklärung war scheinbar die Sache beendet, der Haß, den die beiden Günstlinge des Königs gegen einander fühlten, blieb aber derselbe. Sie begegneten sich wohl im Tabaks-Kollegium freundlich genug, im Geheimen aber arbeiteten sie unaufhörlich gegen einander.

Grumbkow übte den ungünstigsten Einfluß auf den König aus. Er trug wesentlich dazu bei, daß dieser, wie wir später noch zu erzählen Veranlassung haben werden, sich mehr und mehr von seiner Familie entfernte. Er erhielt sich lange Jahre in der Gunst Friedrich Wilhelms; endlich aber wurden die Beweise für seine Besslichkeit so stark, daß der König sich von seiner Verrätherie überzeugte. Grumbkow entging einem vielleicht harten Schicksal im Jahre 1739 durch den Tod.



v. Glasenapp, der eine Zeit lang Gouverneur von Berlin war und sich das Vertrauen der Berliner in hohem Maße verdiente, indem er, wo er irgend konnte, den Ungerechtigkeiten und Bebrückungen der Offiziere entgegen arbeitete. Der General erwarb sich auch dadurch die Achtung der Bürger, daß er eine schöne Race ostfriesischer Kühe nach Berlin brachte und hier einführte. Es stand ihm als Kommandant die Benutzung der Weide auf den Wällen zu; er bestimmte diese für seine Kühe und machte damit ein so gutes Geschäft, daß seine Frau von dem erübrigten Buttergelde einen ganzen Strumpf voll Dutaten gesammelt hatte und zwar keinen gewöhnlichen Strumpf, denn die ausnehmend dicke Dame besaß ein so mächtiges Bein, daß ein Glasenapp'scher Strumpf voll Dutaten eine beträchtliche Summe ausmachte. Wenn man in dieser Zeit eine sparsame Hausfrau bezeichnen wollte, so sagte man, sie habe den Strumpf der Generalin v. Glasenapp.

Schließlich nennen wir noch den General v. Blankensee, einen der entschiedensten Lieblinge des Königs aus dem Tabaks-Kollegium. Friedrich Wilhelm nannte ihn gewöhnlich nur beim Vornamen Peter.

Blankensee war ein alter Haudegen, der keinen Begriff von Staatsgeschäften hatte, trotzdem aber häufig zu denselben benutzt wurde. Im Jahre 1718 übertrug ihm Friedrich Wilhelm die Klassifizierungen und Abschätzungen der Ländereien in Pommern, obgleich der General-Lieutenant keine Ahnung davon hatte, wie er ein solches Geschäft betreiben sollte. Zu seinem Glück wurde ihm durch einen Freund ein geschickter, junger Beamter, Namens Lorenz, empfohlen. Mit diesem durchreiste er Pommern und förderte sein Geschäft tüchtig, indem er vortrefflich zu Mittag aß, gewaltige Weinquantitäten vertilgte und sich sonst nach Möglichkeit vergnügte, seinem Gefährten aber die Arbeit überließ.

Friedrich Wilhelm erwartete vergeblich einen Bericht über die Resultate der Abschätzungen. Er wurde endlich ungeduldig und forderte seinen Kommissarius auf, zurückzukommen, um ihm einen Vortrag darüber zu halten, welche Hoffnungen er für eine Vermehrung der pommerschen Einkünfte hegen dürfe.

Dies war eine Schreckensbotschaft für den armen General, aber sein treuer Lorenz half ihm aus. Er studirte seinem Gönner die zum Vortrag nöthigen Zahlen und Daten ein, auch gab er ihm damit er sein Gedächtniß unterwegs auffrischen konnte, einen Zettel mit, auf dem er die wichtigsten Zahlen notirt hatte.

Blankensee reiste wohlgenuth nach Berlin. Als er nun aber vor dem König stand wußte er kein Wort mehr von seinem Bericht und unglücklicher Weise hatte er auch den Zettel, der seine Rettung sein sollte, verloren. Vergeblich zermarterte er sein Gedächtniß, alles Nachsinnen half nichts. Er entschuldigte sich, so gut er konnte,

indem er erklärte, er wolle den Bericht schriftlich abstellen, um seine Gedanken besser sammeln zu können.

Der König, welcher begierig war, schnell Nachricht zu erhalten, ließ sofort einen Sekretär kommandiren, um den General bei der schwierigen Arbeit zu unterstützen. Blankensee athmete wieder freier auf, als er allein mit dem Mann der Feder war.

„Kann Er schreiben?“ fragte er den Sekretär.  
„Zu Befehl, Excellenz!“ erwiderte dieser lächelnd.

Nun, dann schreibe Er also den Bericht, den ich über die Einnahmen, welche Se. Majestät aus Pommern beziehen kann, machen soll.“

Der Sekretär setzte sich sofort an die Arbeit und schrieb fleißig den üblichen Eingang eines derartigen Berichts nieder, während der General schmunzelnd und händerreibend im Zimmer auf und ab schritt. Der Eingang war fertig, der Sekretär hielt daher inne und schaute fragend auf.

„Warum schreibt er nicht weiter?“  
„Ich warte, daß Sw. Excellenz mir diktiren wollen.“

Diktiren! Dem Lorenz hatte er niemals diktirt. Auf einen solchen Einwand war der gute General nicht gefaßt; der Sekretär aber konnte beim besten Willen nicht einen Bericht über eine Sache machen, von der er nichts verstand. Es blieb dem General schließlich nichts übrig, als dem König ein offenes Geständniß zu machen und seinen Lorenz kommen zu lassen. Dieser stattete den Bericht so sehr zur Zufriedenheit des Königs ab, daß er auf der Stelle zum Geheimen Rath ernannt und zur Tafel eingeladen wurde. Sein Glück und vielleicht mehr noch der bei Tisch gereichte Wein überwältigten ihn; er sank noch während der Tafel sinnlos betrunken vom Sessel. In diesem Zustande wurde er auf königlichen Befehl fortgetragen und seinem ebenfalls nicht nüchternen Gönner vor die Hausthür gelegt. Der König nahm ihm aber seine Trunkenheit nicht übel. Er behielt sein Amt und wurde später geadelt.

Die Pommern, welche durch erhöhte Steuern den Geheimen Rathstitel bezahlen mußten, dichteten ein Lied auf Blankensee und seinen Lorenz und sangen es nach einer geistlichen Melodie. Von Pommern kam es nach Berlin und wurde hier bald von allen Gassenbuben dem General nachgesungen, wo er sich auf den Straßen der Residenz sehen ließ.

**Neütes Kapitel.**

unter Aufsicht der Staats-Regierung und die Landräthe, welche früher nur ständische Deputirte gewesen waren, wurden zu königlichen Beamten gemacht.

So war jeder Widerstand der Stände gebrochen und es wurde dem König möglich, zur Vereinfachung der Steuergesetzgebung viele lästige und unsinnige Steuern, wie die Karossen- und die Perrückensteuer zc., abzuschaffen und dafür die Kontribution für die Bewohner des platten Landes und die Accise für die Städte im ganzen Lande zu gleichmäßiger Durchführung zu bringen und dadurch die Steuergesetzgebung außerordentlich zu vereinfachen.

Die Verwaltung der Staatseinnahmen war bisher durch zwei Behörden geführt worden; die der Kriegsgesälle hatte das General-Kommissariat, die der Domänengesälle das Domänen-Direktorium in Berlin verwaltet. Beide Behörden hatten häufig in Streit mit einander gelegen, ihre Rechnungen waren verwirrt, Unterschlagungen kamen fortwährend vor und konnten kaum kontrollirt werden.

Mit seinem klaren, praktischen Sinn schuf Friedrich Wilhelm neue Einrichtungen, welche einen geordneten Staatshaushalt begründeten. Um die Verwaltungs-Behörden unter einer strengen Kontrolle zu haben, errichtete er im Jahre 1714 eine General-Rechenammer, der die Revision aller Rechnungen übertragen wurde. Am 16. Juni 1717 bestimmte der König, daß die General-Rechenammer ein besonderes, Sr. Majestät allein untergeordnetes Kollegium sein solle.

Hatte der König hierdurch den ersten Schritt gethan, um Ordnung in das Rechnungswesen zu bringen, so suchte er auch eine größere Einheit in der Verwaltung durch eine Vereinigung der beiden bisherigen Behörden zu schaffen. Er that dies aber erst, nachdem er während der ersten 10 Jahre seiner Regierung sich die genaueste Kenntniß des Geschäftsgangs verschafft und dadurch genügende Erfahrungen im Rechnungswesen gewonnen hatte. Es war ihm klar geworden, daß der Staatshaushalt nur geordnet geführt werden könne, wenn er einer einzigen Oberbehörde untergeordnet sei, zwei von einander unabhängige Behörden müßten in steten Konflikten, welche durch gegenseitige Uebergriffe entstanden, mit einander liegen. Er hob aus diesem Grunde sowohl das Kriegs-Kommissariat, als die General-Domänen-Direktion auf und errichtete an der Stelle der beiden das General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Direktorium, welches fortan gewöhnlich das neue General-Direktorium genannt wurde.

Friedrich Wilhelm hatte für das General-Direktorium eine besondere Instruktion ausgearbeitet, die er am 20. Dezember 1722 vollzog. Am 19. Januar 1723 wurde das General-Direktorium durch den Minister v. Ilgen eröffnet. Die Mitglieder der aufgehobenen beiden Kollegien ließ der Minister in die geheime Rathsstube bescheiden

und dort las er ihnen eine Kabinetts-Ordnung vor, in welcher Friedrich Wilhelm den Scheidenden eine nicht besonders rühmliche Leichenpredigt hielt. Er sagte in derselben:

„Beide Kollegien haben nichts gethan, als Collisiones gegen einander gemacht, als wenn das General-Commissariat nicht sowohl des Königs von Preußen wäre, als die Domänen. Dieses Confusionswerk kann nicht ferner Bestand haben. Jetzt hält das Commissariat Rechtsgelehrte und Advocaten aus meinem Beutel, um zu fechten gegen die Finanzen, also gegen mich selbst; das General-Finanz-Direktorium dagegen hält auch aus meinem Beutel Advocaten, um sich zu vertheidigen.“

Die Instruktion für das neue General-Direktorium war von Friedrich Wilhelm größtentheils persönlich ausgearbeitet. Sie verbreitete sich über alle Details der Verwaltung. Sie ist ein besonders merkwürdiges, interessantes und für den Geist der Zeit bezeichnendes Altentstück, leider aber zu umfangreich, als daß wir derselben hier einen Platz gewähren könnten. Fast aus jedem Satz leuchtet der Gedanke hervor, der den Inbegriff der Regierungs-Weisheit Friedrich Wilhelms bildete: „Der König ist der Herr, er befiehlt nach freiem Ermessen, die Beamten sind seine Diener, nicht die des Volks, sie gehorchen ohne Widerrede. Der König ist der Besitzer des ganzen Landes; ihm persönlich gehören die Einkünfte und Kassen desselben.“ So sagt Friedrich Wilhelm in der Instruktion Art. 26 § 2:

„Die Kriegskasse gehört ja Niemandem anders, als dem König in Preußen, die Domainentasse imgleichen, Wir hoffen auch, daß Wir allein derselbige sind und keinen Vormund oder Coadjutorem nöthig haben.“

Und im § 6:

Wir wollen die Flatterien durchaus nicht haben, sondern man soll uns allemal die reine Wahrheit sagen und mit Nichts hinter dem Berge halten, noch uns mit Unwahrheiten unter Augen gehen. Wir sind doch Herr und König und können thun, was Wir wollen.“

Das neue General-Direktorium war nach den verschiedenen Provinzen in 5 Abtheilungen getheilt, denen folgende Minister vorstanden: Die Herren v. Grumbkow, v. Kreuz, v. Görne, v. Fuchs und v. Katsch. Zum Präsidenten des General-Direktoriums ernannte der König sich selbst.

Jeder Minister mußte wöchentlich einen bestimmten Sitzungstag halten. Im Sommer wurde die Sitzung um 7 Uhr, im Winter um 8 Uhr eröffnet und sie durfte unter keiner Bedingung eher, als sämtliche vorliegende Sachen erledigt waren, geschlossen werden.

Strenge Strafen trafen diejenigen Minister, die sich die geringste Pflüchwidrigkeit zu Schulden kommen ließen. 100 Dufaten waren die Strafe für eine Stunde zu spät kommen; versäumte ja

einer der Minister ohne besondere königliche Erlaubniß eine Sitzung, dann sollte er beim ersten Male die Hälfte seines Jahrgeltes verlieren und beim zweiten Male kassirt werden.

„Wir bezahlen die Minister, damit sie arbeiten sollen!“ sagte Friedrich Wilhelm und von diesem Grundsatz ausgehend dekretirte er seine Strafbestimmungen.

Damit die Minister nicht etwa, durch übermenschlichen Appetit getrieben, die Sachen über's Knie brechen sollten, hatte der König bestimmt, daß ihnen, wenn die Sitzung über Nachmittags 2 Uhr sich ausdehnte, aus der königlichen Küche ein Mittagessen nebst einer Flasche Wein aufgetragen werde. Diese Vergünstigung dauerte indessen nicht lange, das Mittagbrot machte dem sparjamen König zu viel Unkosten.

Den ersten Sitzungen des General-Direktoriums wohnte der König persönlich bei und er folgte den Verhandlungen mit der höchsten Aufmerksamkeit.

In einem Zimmer des königlichen Schlosses, welches die Aussicht nach der Langen Brücke gewährte, versammelte sich das Direktorium. Obenan am Konferenztisch saß der König, ihm zur Rechten saßen 4 der Minister, ihm gegenüber nur der Herr von Katsch. Zur Linken saßen die 17 Departementsräthe, welche den Ministern untergeordnet waren.

Der König war natürlich nicht immer im Stande, den Sitzungen des General-Direktoriums beizuwohnen. Er fürchtete, daß das Direktorium in seinen Arbeiten lässig werden möge, wenn er nicht gegenwärtig sei. Um dies zu verhindern, machte er ihm ein Geschenk mit seinem vom Maler Weidemann in Lebensgröße ausgeführten Porträt, welches, in einem prächtigen Rahmen gefaßt, im Sitzungszimmer aufgehängt wurde, um stets an ihn zu erinnern.

Friedrich Wilhelm ist auf diesem Bilde in der Uniform seines Leib-Regiments mit dem Kürass unter der Weste abgebildet. Er hält den Kommandostab in der Hand und zeigt auf ein Bild der Gerechtigkeit, welches eine Waage in der rechten Hand hält. Die eine Schale enthält das Wort „Kriegskasse“, die andere die Bezeichnung „Domänenkasse“. Die preußische Armee in Schlachtordnung zeigt sich im Hintergrunde des Bildes.

Dem Staatshaushalt widmete Friedrich Wilhelm seine besondere Vorliebe. Er vernachlässigte indessen auch die übrigen Zweige der Staats-Regierung nicht und suchte Ordnung in die bisher unter seinem Vater so außerordentlich in Verwirrung gekommene Führung der öffentlichen Angelegenheiten zu bringen. Unter Friedrich I. hatte keiner der Minister, die gemeinschaftlich den Staatsrath bildeten, einen bestimmten Geschäftskreis gehabt. Einer suchte häufig die Geschäfte dem Andern zuzuschieben, Jeder war bestrebt, die vortheilhaftesten Nebenämter an sich zu reißen, um dadurch seine Einkünfte zu vermehren.

geringen Verdruß darüber gehabt habe, daß ein und anderer der in Berlin accreditirten Minister sich in die inneren Sachen des königlichen Hauses melirt.“

Berlinern, fremden Gesandten fortan etwas zu borgen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, ihr Vermögen zu verlieren.

bezog.

Ein anderer sehr mächtiger und von den Berlinern nicht weniger als Eversmann gehäpfter Günstling war der Kaminrath Eckart.

Eckart war aus Bernburg gebürtig, der niedrigsten Volksklasse entsprossen. Als ein Glücksjäger im vollsten Sinne des Worts hatte er alle

möglichen Laufbahnen durchgemacht. In Braunschweig war er Fasanenwärter gewesen, in Bai-reuth Kapauenenmeister, nirgends aber war es ihm gelungen, sich Das, wonach er strebte, Reichthum und Macht, bei so niedrigen Beschäftigungen zu erringen.

Sein Glückstern führte ihn nach Berlin. Hier begann er seine Laufbahn damit, daß er in den Zeitungen bekannt machen ließ, er besitze das untrügliche Geheimniß, rauchende Schornsteine von dieser üblen Angewohnheit zu kuriren.

Dem Grafen v. Truchseß, der sehr vom Rauch in seinen Zimmern litt, kam diese Ankündigung sehr gelegen. Er ließ sich den Künstler kommen und diesem gelang es in der That, den Rauch zu beseitigen.

Zufällig befand sich der König einige Tage später in Kossenblatt, einem Landgut, welches er für seinen Sohn, den Prinzen Wilhelm, gekauft hatte. Die Schornsteine rauchten dort so stark, daß Friedrich Wilhelm es kaum im Zimmer aushalten konnte. Der Graf v. Truchseß, der auf der kleinen Reise Begleiter des Königs war, sprach von dem Tausendkünstler, der ihn von dem häßlichen Rauch befreit hatte.

Edart wurde sofort herbeigeholt und begann seine Arbeit.

Friedrich Wilhelm hatte ein Interesse für alle gewerblichen Verrichtungen, er schaute dem fleißigen Arbeiter zu. Edart war ein anschlägiger Kopf, er wußte sein Glück zu benutzen und während er emsig handlierte, erzählte er dem König, daß er sich in der Delonomie tüchtig umgesehen habe. Er verstehe es, ein so gutes Bier zu brauen, wie der beste Brauer, ohne so viel Malz und Holz dazu zu gebrauchen. Wenn der König ihm erlauben wolle, den Versuch zu machen, so erbiete er sich, die königlichen Einkünfte jährlich um 2—300,000 Thalern zu vermehren. Ein solches Versprechen reizte Friedrich Wilhelm um so mehr, als Edart mit den Schornsteinen in Kossenblatt ein Meisterstück gemacht hatte.

In der großen Brauerei zu Potsdam wurde der Versuch angestellt. Er gelang und jetzt hatte Edart das vollste Vertrauen des Königs gewonnen. Er wurde in der Mark umhergeschickt, um in allen königlichen Brauereien seine neue Brauart einzuführen. Auf dieser Reise zeigte Edart eine unermüdete Thätigkeit. In allen Städten, die er besuchte, erkundigte er sich nach den Einkünften und der Art, wie diese verwaltet würden. Als er zurückkam, machte er dem König den Vorschlag, Kommissarien in die verschiedenen Städte zu senden, den Magistraten, welche die öffentlichen Gelder nicht zu verwalten verständen, diese Verwaltung abzunehmen und die Ueberschüsse der Einkünfte für königliche Rechnung zu vereinnahmen.

So hatte Edart denn wirklich geleistet, was er versprochen. Die königlichen Einkünfte waren durch ihn bedeutend vermehrt worden und Friedrich Wilhelm zeigte sich ihm durch die größten

Gunstbezeugungen dankbar. Der frühere Kapauenenmeister wurde zum Geheimen Finanzrath ernannt, das Volk aber nannte ihn nur nach seiner ersten Beschäftigung in Berlin den Kaminrath. Er bekam eine reichliche Besoldung, es wurde ihm der Orden de la générosité verliehen und zum Ueberfluß erhob ihn der König auch noch in den Adel.

Sein Wappen wurde im Tabats-Kollegium berathen. Der Herr v. Pöllnitz schlug vor, in dasselbe einen Schornstein aufzunehmen, da Edart ja durch denselben seinen Ruhm begründet habe und so geschah es. Der neue Edelmann bekam ein Wappen mit 4 Feldern, welches ihn als einen Günstling des Glücks bezeichnete und zu gleicher Zeit seine Verdienste bedeutete. Es enthielt in einem silbernen Feld eine Fortuna mit fliegendem Segel auf einer blauen Kugel, in einem grünen Felde einen brennenden silbernen Ofen, die andern beiden Felder enthielten den Orden de la générosité und einen geflügelten Greif.

Um seine Gunst voll zu machen, schenkte der König dem Edart ein schönes Haus am Gensd'armenmarkt und ließ ihm dasselbe vollständig ausmöbliren. Bezogen hat der Glücksjäger sein neues Eigenthum nicht, denn mit dem Tode seines Gönners sank auch sein Stern.

Edart brüstete sich während seiner Günstlingschaft überall mit dem Vertrauen, in welchem er beim König stand. Er war impertinent gegen Jedermann, besonders aber gegen Magistratspersonen und nur, wenn diese ihm mit reichen Geschenken naheten, durften sie hoffen, günstiges Gehör bei ihm zu finden. Es war daher eine nicht geringe Freude für die Berliner, als eine der ersten Handlungen Friedrichs II. nach dem Tode Friedrich Wilhelms die Anordnung einer Untersuchung gegen den Kaminrath Edart war.

## Neuntes Kapitel.

Die Gerechtigkeit Friedrich Wilhelms. — Des Königs Advokatenhaß. — Gerichtsverfassung. — Cocceji. — Das Denunziationssystem. — Der Dragoner Wagner als Generalfiskal. — Gerbett. — Willkür Friedrich Wilhelms. — Hinrichtungen auf königlichen Befehl. — Grausame Gesetze. — Die Sage vom Galgenhause. — Die Schloß-diebe Runk und Stief. — Nächtliche Unsicherheit in Berlin.

„Die schlimme Justiz schreit gen Himmel und wenn Ich's nicht vermindere, so lade Ich selber die Verantwortung auf Mich!“ So sprach Friedrich Wilhelm, als er seine Regierung antrat und dieser Ausspruch wird von vielen der Geschichtsschreiber als ein Beweis angeführt, daß der König tief durchdrungen gewesen sei vom Gefühl für Gerechtigkeit. Denselben König, der während seiner ganzen Regierung niemals das

Der Widerwille Friedrich Wilhelms gegen die Rechtsverdreherei, wie er das bisherige Justizverfahren nannte, war die Veranlassung zu einer Verbesserung der Formen im Justizwesen. Nach der bisherigen Verfassung hatte der Geheime Justizrath eine Abtheilung des Geheimen Staatsraths gebildet, sämmtliche einlaufende Sachen waren an vier Justiz-Minister vertheilt. Die höchsten Justizhöfe im Lande waren das Kammergericht und das Ober-Appellationsgericht oder Tribunal in Berlin; an dieses ging die Appellation, mitunter auch direct an den Staatsrath. Die Regierungen, d. h. die Justizhöfe in den Provinzen, standen unter diesen beiden höchsten Gerichtshöfen.

Es sah allerdings mit den Verhandlungen beim Kammergericht damals traurig aus. Ein Zeitgenosse, der selbst seinen Sitz in dem höchsten Richter-Kollegium hatte, von Benedendorf, giebt uns darüber eine anschauliche Schilderung. 20 bis 22 Rätthe bildeten das Richter-Kollegium des Kammergerichts, sie waren in eine adlige und in eine gelehrte Banf geschieden. Ein bestimmtes Gehalt gab es nicht, die Richter waren angewiesen auf die Sporteln und mehr noch auf die Geschenke der Parteien. Da läßt sich denn freilich leicht ermessen, daß das Recht oft zum Unrecht und das Unrecht zum Recht wurde, je nachdem Kläger oder Beklagter gehörige Bestechungssummen anzuwenden vermochten. Zu verwundern ist es nicht, daß bedeutende Summen an die Rekrutenkasse gezahlt wurden, um eine Richterstelle beim Kammergericht zu erlangen.

Die Rätthe mußten an den Sessionstagen sich regelmäßig einfinden und dem Vortrag des Präsidenten zuhören; damit aber glaubten sie ihr Geschäft beendet und sobald die Parteien zum mündlichen Verhör kamen, schlich sich einer der Rätthe nach dem andern aus dem Sitzungssaal, so daß oft vorkam, daß der Präsident mit höchstens sechs Mitgliedern zurückblieb.

Jeder Advokat hatte seinen eigenen Rath zur Hand, dem er oft mitten in der Session seine Eingaben zusteckte und mit ihm vertraulich darüber verhandelte, welcher Urtheilspruch zu fällen sei.

Bei dieser Art des Verfahrens waren nicht nur ungerechte Urtheile eine naturgemäße Nothwendigkeit, die Prozesse schleppten sich oft viele Jahre lang hin und Friedrich Wilhelm sah sich dadurch am 11. November 1717 zu dem Befehl veranlaßt, daß ihm jährlich Prozeßtabellen eingereicht werden sollten und daß kein Prozeß länger als ein Jahr dauern dürfe. Er hatte aus den Zeitungen ersehen, mit welcher Geschwindigkeit in Frankreich und England bei dem damals schon eingeführten öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahren Prozesse entschieden wurden und glaubte nun durch sein Nachtgebot dasselbe zu erreichen, da er nicht wußte, daß gerade die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens die Ursache der schnelleren Prozeßführung sei.

Zum Glück für das Land stand dem König in seinen Bestrebungen, ein verbessertes Rechtsverfahren in Preußen einzuführen, ein Mann zur Seite, der sich besondere Verdienste um eine bessere Rechtspflege erwarb, der Freiherr Samuel von Cocceji, der unter Friedrich Wilhelms Regierung sich zu den höchsten Ehrenstellen im Justizdienste emporgeschwungen hatte und endlich Chef-Minister der Justiz geworden war. Er führte die Aufsicht über die gesammte hohe und niedere Justiz in sämmtlichen königlichen Ländern und ihm gelang es schon unter Friedrich Wilhelms I. Regierung und später unter der Friedrichs des Großen, wirkliche Reformen ins Leben zu rufen.

Durch die von ihm ausgegangene Verordnung vom 19. Mai 1738 wurde das Kammergericht reformirt. Es bestand von da an aus einem Präsidenten, Vice-Präsidenten, Direktor und 10 ordentlichen, besoldeten Räten, sowie 16 außerordentlichen Räten; immer noch blieben aber für die Räte eine abtge und gelehrte Bank bestehen.

Die Zahl der Advokaten wurde auf 27 festgestellt und außerdem wurden Friedensrichter ernannt, um Vergleiche zu vermitteln. Das Kammergericht wurde in verschiedene Senate getheilt deren jeder seinen bestimmten Geschäftskreis erhielt. Die Form des Rechtsverfahrens wurde hierdurch wesentlich verbessert, aber eben nur die Form; denn nach wie vor herrschte in Preußen, so lange Friedrich Wilhelm regierte, nicht das Gesetz, sondern die königliche Willkür und zwar am Empfindlichsten in Kriminalsachen.

Der stets mißtrauische und strafbegierige König hatte eine eigne Behörde niedergelegt mit der Aufgabe, Verbrechen und Vergehen auszuspiiren und zur Strafe zu bringen, das Fiskalat. Die Fiskale hatten ursprünglich nur die Aufsicht über die Steuer-Beamten und Domänen Verwalter; es wurde ihren Befugnissen aber bald eine weitere Ausdehnung gegeben. In allen Provinzen wurden Fiskale angestellt mit dem Auftrage, auf die königlichen Gerechtsame zu vigiliren und von jeder Uebertretung des Gesetzes dem General-Fiskal in Berlin Anzeige zu machen und dieser Aufgabe kamen die Fiskale mit einer außerordentlichen Thätigkeit nach. Sie spürten Vergehen und Verbrechen aus, selbst da, wo keine waren und denunzirten nach Herzenslust alle diejenigen, welche sich nicht durch namhafte Bestechungen ihre Freundschaft erkaufte.

Das Fiskalat erschütterte die Rechtssicherheit in Preußen aufs Tiefste; es rief ein geheimes Denunziations- und Spionir-System, welches von den unseligsten Folgen begleitet war, in's Leben.

Nur selten gaben sich rechtliche Männer dazu her, das gehässige und verachtete Amt eines Fiskals oder General-Fiskals anzunehmen; die Wenigen, die sich dazu entschlossen, sahen sich bald außer Stande, den elken Dienst zu behalten, denn sie konnten niemals dem König in Denunziationen genug thun.

Der redliche Geheime Rath Dührum, der in Berlin das Amt eines General-Fiskals verwaltete, suchte vergeblich die gemeinen oder gehässigen Denunziationen seiner Unterbeamten zurückzuweisen. Der König fand, daß ein solcher General-Fiskal nichts für ihn taue. Er warf ihm Unfähigkeit und Unthätigkeit vor und setzte ihn deshalb ab.

Es war schwer ein Subjekt zu finden, welches den königlichen Ansprüchen für einen derartigen Posten genügte; aber Friedrich Wilhelm war nicht wählerrsch. Er erhob einen gemeinen Reiter vom Papstein'schen Dragoner-Regiment, Namens Wagener, zu der hohen und einflußreichen Stellung.

Wagener war früher in Blantenburg in Braunschweig Schul-Rektor gewesen, aber seines Amtes wegen schlechter Streiche entsetzt und aus dem Lande verwiesen worden. Er hatte sich als Abenteurer nach Rußland gewendet und hier die Hofmeisterstelle beim Sohne des berühmten Fürsten Menzikoff übernommen. Aber auch in Rußland war seines Bleibens nicht lange, er wurde nach Menzikoffs Fall aus Petersburg verwiesen und ließ sich nun von den preußischen Werberrn als Dragoner anwerben.

Der König, der die Gewohnheit hatte, sich nach dem Schicksal jedes einzelnen Rekruten zu erkundigen, hatte bei den jährlichen Musterungen der Regimenter auch Wagener kennen gelernt und interessirte sich für ihn. Durch welche geheimen Bemühungen Wagener dem König die Ueberzeugung gab, daß er sich zur Stelle eines General-Fiskals eigene, ist unbekannt geblieben, es erregte daher selbst damals, wo doch Jedermann die seltsamen Launen des Königs kannte, ein ungewöhnliches Aufsehen in Berlin, als plötzlich der gemeine Dragoner zum General-Fiskal erhoben wurde.

Wagener zeigte sich als ein würdiger Vertreter des gehässigen Amtes; er schürte den Feuer-eifer seiner Unter-Fiskale, nach Verbrechen zu spüren, mehr und mehr, und zeigte selbst persönlich eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit, Denunziationen hervorzurufen.

Die Berliner litten entsetzlich während der Amtsthätigkeit dieses Mannes. Gerade damals war ein Edikt erschienen, welches die Einführung fremden Rattuns verbot und namhafte Strafe selbst auf den Besitz dieses Zeugens festsetzte. Wagener ordnete im ganzen Lande General-Visitationen an, seine Unter-Beamten drangen in die Häuser, sie durchschnüffelten die Familiengewächer und brachen Kisten und Kästen auf, um nach der verbotenen Waare zu suchen. Zahllose Denunziationen waren die Folge dieses Unternehmens.

Das Anwesen war so stark, daß es selbst die Straflust Friedrich Wilhelms ermüdete und den König zu dem Befehl, mit den Nachsuchungen inne zu halten, veranlaßte.

Niemand im ganzen Lande war vor den Nachforschungen des früheren Dragoners sicher; dieser



wagte sich sogar an die höchsten Staatsbeamten, die Minister und Generale. Mitunter bekam ihm sein Eifer freilich schlecht, er mußte ihn durch einen Arrest auf der Hauptwache büßen, trotzdem aber verblieb er in seinem Amte.

Nach seinem Tode wurde der Geheime Justiz- und Kammergerichts-Rath Gerbett sein Nachfolger, ein gelehrter, rechtskundiger Mann, der aber wo möglich noch mehr Lust an falschen und wahren Denunziationen hatte, als Wagener. Sein Name wurde von unzähligen Unglücklichen, die er um ihr Vermögen und ihre Freiheit brachte, verflucht. Er machte sich indessen durch seine Thätigkeit so viele Feinde, daß er endlich der Last des auf ihn ruhenden Hasses erlag. Auch er wurde denunziert; eine Reihe von Ungerechtigkeiten und Bestechlichkeiten, die er verübt hatte, wurde klar bewiesen und führte seinen Fall herbei. Die Festung Spandau, die durch ihn mit Unschuldigen bevölkert worden war, nahm ihn, den Schuldigen, endlich auf. Dort lebte er in der Gefangenschaft in äußerster Dürftigkeit; er würde haben hungern müssen, wenn sich seiner nicht ein Mann angenommen hätte, der durch ihn in's Verderben gestürzt worden war. Der Geheime Rath Wille, dem Gerbett durch seine Denunziation die schmachvolle Zuchthausstrafe bereitet hatte, ernährte ihn.

Nach der Absetzung Gerbetts kam das Amt eines General-Fiskals an den Geheimen Justizrath Uebe, einen allgemein geachteten, vortrefflichen Mann, und dieser durfte jetzt gelindere Saiten aufspannen, da selbst Friedrich Wilhelm durch Gerbetts denunziatorische Thätigkeit von der Schädlichkeit allzuvieler Denunziationen überzeugt worden war. Er sorgte dafür, daß die Fiskale nicht jede Kleinigkeit zum Gegenstand eines Prozesses machten, aber doch vermochte er es nicht, den fiskalischen Prozeß ganz aufzuheben; dazu war der König nicht zu bewegen, weil die Rekrutentasse von demselben große Vortheile zog, wie wir bereits erwähnt haben, kamen häufig reiche Bürger den Anklagen der Fiskale durch ansehnliche Schenkungen an diese Kasse zuvor.

Die Thätigkeit dieses Fiskalats war eine um so gefährlichere, als der stets mißtrauische König ohnehin überall Betrug, Diebstahl und andere Verbrechen witterte und als er stets geneigt war, weit strengere Strafen, als das Gesetz vorschrieb, zu verhängen. In Civil-Justizsachen erlaubte er sich seltener eine Einmischung, die Sprüche in Kriminalsachen aber, welche ihm stets zur Unterschrift vorgelegt werden mußten, änderte er ganz nach Gutdünken ab. Er verfuhr dabei mit einer grenzenlosen Willkür und gewissenlosen Mißachtung des Rechts. Er nahm weber auf das Gesetz, noch auf die Urtheilsprüche der Richter Rücksicht, sondern dekretirte ganz nach Belieben.

Gewöhnlich verschärfte Friedrich Wilhelm die erkannten Strafen. Nur wenn eins seiner lieben blauen Kinder zum Tode verurtheilt war, ließ er eine Begnadigung eintreten. Er spielte förmlich

mit dem Leben seiner Unterthanen; durch ein einfaches Randdekret sprach er Diesem oder Jenem den Tod zu.

Als ein Proviantmeister Berger in Memel bei der Kassen-Revision ein Deficit von 3000 Thalern hatte, zeigte das Ministerium dies dem König an, bat aber auch zugleich, es möge dem Beamten Nachsicht gewährt werden, denn bei seinem schlechten Gehalt von 12 Thalern monatlich habe er mit einer zahlreichen Familie nicht leben können, außerdem könne auch das Deficit aus seinem Hause und seiner Kaution gedeckt werden. Friedrich Wilhelm schrieb einfach an den Rand der Eingabe: „Ich schenke die Schuld, sollen aber aufhängen lassen!“ und der Proviantmeister wurde gehängt ohne weiteren Prozeß.

Nicht weniger willkürlich war die Verurtheilung eines bisher sehr mächtigen Mannes, des Geheimen Rath's Wille. Dieser war ein Günstling des Ministers v. Grumbkow und hatte neben seinen übrigen Amtsgeschäften sich besonders durch die Werbung einer großen Anzahl riesiger Rekruten verdient gemacht. Er betrieb die Anwerbung als ein Nebengeschäft und verdiente dabei ansehnliche Summen. Der General-Fiskal Gerbett war sein wüthender Gegner.

Als einst Grumbkow auf eine kurze Zeit in Ungnade gefallen war, benutzte Gerbett diese Gelegenheit, um den Schüßling des Ministers der Veruntreuung an der von ihm verwalteten Steuerkasse anzuklagen. Die Untersuchung wurde eingeleitet und schnell beendet. Bei der Steuerkasse fanden sich keine Defette, wohl aber ergab sich, daß Wille bei dem Werbegeschäft sich manche Vortheile gemacht hatte und die Kriminal-Kollegia in Berlin erkannten deshalb auf 2 Jahre Festungsstrafe gegen ihn, weil das Werbegeschäft als eine Privat Sache angesehen wurde und man deshalb keine strengere Strafe verhängen konnte.

Das Urtheil wurde dem König vorgelegt; dieser aber kassirte dasselbe sofort und schrieb dem Präsidenten des ersten Kriminal-Kollegiums, Geheimen Rath Krug v. Ribba:

„Ob ich wohl berechtigt wäre, den Schurken, den Wille, mit dem Strange vom Leben zum Tode bringen zu lassen, so will ich doch aus angestammter königlicher Huld Gnade vor Recht ergehen lassen, jedoch soll er noch heute früh um 9 Uhr das erste Mal vor der Hausvoigtei, das zweite Mal vor dem Grumbkow'schen Haus, das dritte Mal vor dem Spandauerthor von dem Schinder mit Stäupen geschlagen und nachher auf Zeit lebens in das infame Loch nach Spandau gebracht werden.“

Das Kriminal-Gericht in Berlin war so sehr daran gewöhnt, das Recht durch königliche Kabinetts-Ordre gebrochen zu sehen, daß es nie Widerspruch wagte. Der Befehl des Königs wurde sofort vollzogen.

Vergeblich flehte die Gattin Willes nur um einen kurzen Verzug, damit sie nach Potsdam fahren und sich dem König Gnade bittend zu Füßen werfen könne, auch diese Bitte wurde ihr

abgeschlagen; Wille mußte seine Strafe erleiden

mit der prompten Justiz seines Generals höchst zufrieden.

Die Hinrichtung des rothhaarigen Handwerksburschen bildete einige Tage das Stadtgespräch in Berlin; dann aber vergaß man sie; es war ja eben nur ein Handwerksbursche, den der König hatte hängen lassen.

Noch weniger kümmerten sich die Berliner um das Schicksal eines Juden, der auf königlichen Machtspruch ebenfalls gehängt wurde.

Eine Patrouille durchstreifte einst in stockfinsterner Nacht, nach schlechtem Gesindel suchend, die Friedrichstadt. Die Soldaten schlüpfen leise an den Häusern entlang. Da flog plötzlich aus der ersten Etage eines Hauses ein zusammengebundenes Pack mit Kleidungsstücken herunter und fiel dem Unteroffizier gerade vor die Füße. Dieser ließ die 4 Mann, welche die Patrouille bildeten, sofort halten und wartete, was weiter kommen würde. Wenige Augenblicke später trat ein Mann aus dem Hause, die Patrouille packte ihn und erkannte einen Schacherjuden, den sie sofort festnahm. An der Wand des Hauses lag eine Leiter, auf welcher der Dieb in die erste Etage gestiegen war, um zu stehlen.

Man brachte den Juden nach der Wache. Er leugnete, daß er der Dieb sei und behauptete, daß er in das Haus gegangen sei, um einen kranken Christen, den er kenne, zu besuchen; ein Anderer sei bei ihm vorbeigelaufen, der wäre sicherlich der Dieb, er aber unschuldig.

Auf solche Ausreden ließ sich natürlich der wachhabende Offizier nicht ein. Er schickte den Juden nach der Hausvoigtei in das Kriminal-Gefängniß und dort wurde ihm der Prozeß gemacht.

Der Jude blieb bei seiner Aussage; sein Bekannter, der wirklich im Hause wohnte, erklärte, daß er den Juden wohl kenne, aber vielleicht eingeschüchtert durch manche Drohungen, behauptete er, daß er jetzt nichts mehr mit ihm zu schaffen habe. —

Trotzdem beharrte der Jude fest bei seinem Erugnen. Es wurde die Folter gegen ihn erkannt und angewendet. Vergeblich! Der Jude widerstand den furchtbaren Qualen und dem Gerichtshof blieb nun nichts übrig, als ihn freizusprechen.

Das Urtheil wurde dem König mitgetheilt. Dieser kassirte es indessen auf der Stelle. Mit der Erklärung, er wolle diesen Bösewicht schon auf sein Gewissen nehmen, sprach er das Todesurtheil aus und ließ den Juden hängen.

Aus der großen Zahl der Fälle, in denen der König Richtersprüche zum Nachtheil der Angeklagten änderte und mit herzloser Grausamkeit willkürlich Todesstrafen verhängte, haben wir hier einige herausgegriffen, um die Rechtsunsicherheit zu charakterisiren, in der sich damals die Berliner wie alle Preußen befanden.

Die Willkür des Königs in diesen Fällen zeigt sich noch gehässiger und das Lob der Ge-

Königs Befehl.“

rechtigkeitsliebe, welches Friedrich Wilhelm von einigen sogenannten patriotischen Schriftstellern mit überschwänglichen Worten ertheilt worden ist, als eine jammervolle Schmeichelei, wenn wir des Königs Handlungsweise in einem andern Falle betrachten.

Es war in Berlin ein gewaltfamer Einbruch verübt worden, bei dem die Diebe 6000 Thaler gestohlen hatten. Bei der Untersuchung fand sich, daß ein Musketier vom Dönhoff'schen Regiment an dem Diebstahl Theil genommen hatte. Er wurde eingezogen und zum Tode verurtheilt.

Der General v. Dönhoff hatte kaum den Richterspruch erfahren, als er sich zum König begab und diesem vorstellte, daß sein schönster Flügelmann wegen eines Diebstahls gehängt werden solle.

Friedrich Wilhelm war außer sich vor Wuth, als er hörte, daß die ungerechten Richter gar keine Rücksicht auf die Länge seines Flügelmannes genommen hätten. Er befahl, daß sofort der Direktor und die Rätthe des Kriminal-Kollegiums gerufen würden. Es war am frühen Morgen, als der königliche Befehl erfolgte. Die Boten fanden die Richter daher noch im Schlafrock und es dauerte etnige Zeit, ehe sie in hoffähigem Zustande vor dem König erscheinen konnten. Dieser wartete mit brennender Ungeduld auf die Gerufenen. Er saß, den Stuhl in der Hand, auf seinem gewöhnlichen, hölzernen Stuhl, als die Rätthe eintraten.

Mit scheinbarer Ruhe, aber innerlich vor Wuth lodend, theilte der König den Herren mit, weshalb er sie habe rufen lassen. Plötzlich aber brauste sein Zorn auf.

„Ihr Schurken! Warum habt ihr so erkannt?“ brüllte er die Richter an und als einer derselben das Urtheil als gefehlich rechtfertigen wollte, sprach der König auf und prügelte nun mit seinem Stock blindlings auf die vor ihm Stehenden los. Einem der Rätthe schlug er ein Paar Zähne aus, die Andern trugen blutige Köpfe davon und vermochten nur mit Mühe sich vor weiteren Mißhandlungen zu flüchten. Der König eilte ihnen, immer mit dem Stocke bewaffnet, bis zur Treppe nach.

Der Richterspruch wurde nicht vollstreckt, der lange Musketier nicht gehängt, sondern begnadigt.

Genug der Beispiele. Die erzählten werden wohl genügen, um zu zeigen, wie fern dem König jedes Gefühl für Gerechtigkeit lag. Seine Gerechtigkeitsliebe bestand in der Lust am Strafen, in der gnadenlosen Vollstreckung grausamer, einer veralteten Strafgesetzgebung entsprossener Urtheile. Mitleid und Gnade waren für Friedrich Wilhelm unbekante Gefühle, begnadigte er doch selbst einen kleinen zehnjährigen Knaben nicht, der zum Tode verurtheilt und aufgehängt wurde, weil er die Straßenlaternen in Berlin bestohlen hatte.

Den alten grausamen Gesetzen fügte er neue, nicht minder grausame hinzu.

Im Jahre 1735 erschien ein Edikt gegen die

Hausdiebe, in welchem bestimmt wurde, daß jeder Hausbediente, er sei männlichen oder weiblichen Geschlechts, der seinem Herrn über 3 Thlr. stehlen würde, an einem vor dem Hause des Bestohlenen errichteten Galgen aufgehängt werden solle.

Diese Strafe wurde zuerst an einem Bedienten des Geheimen Staats- und Kriegs-Ministers von Happe vollzogen, der seinem Herrn eine nicht unbedeutende Geldsumme gestohlen hatte.

Das Haus des Ministers v. Happe in der Brüderstraße 10 hieß von diesem Tage an „das Galgenhaus“. Es hat diesen Namen im Munde des Volkes fast bis auf den heutigen Tag behalten.

Die Geschichte von dem im Galgenhause begangenen Diebstahl ist nach und nach zur Sage geworden. Das Volk erzählt: Im Hause des Ministers sei ein silberner Löffel vermisst worden, auf den der Herr von Happe einen großen Werth legte. Alle Diensthoten waren von erprobter Treue, nur ein eben erst in den Dienst getretenes Hausmädchen konnte daher in den Verdacht kommen und dieser traf sie um so mehr, als sie Umgang mit einem armen Soldaten hatte, den sie hier und da unterstützte.

Ein armes Mädchen findet nicht leicht einen Vertheidiger. So war denn auch das Schicksal der Unglücklichen bei dem gegen sie eingeleiteten Prozesse ein trauriges. Sie wurde zum Tode verurtheilt und dicht vor der Thür des Hauses, in dem sie den Diebstahl begangen haben sollte, aufgehängt.

Kurze Zeit nach dem Tode der vermeintlichen Diebin wurde der Löffel wieder gefunden, eine zahme Ziege hatte ihn fortgeschleppt und unter ihrer Streu verborgen.

Von diesem Tage an umlagerte eine Schaar von Neugierigen das Haus, welches nun allgemein das Galgenhaus genannt wurde und jetzt erst bemerkte man, daß das Loch, in welches der Galgenpfahl eingerammt worden war, sich niemals wieder zuschütten ließ. Es zeigte sich wieder und immer wieder, so oft man auch versuchte, es zu füllen.

Das Galgenhaus kam durch diese Hinrichtung so sehr in Verruf, daß der Minister v. Happe es nicht mehr besitzen mochte. Auf Befehl des Königs mußte es der Magistral von Berlin dem Minister ablaufen und zur Probstrei einrichten. Das Galgenloch aber wurde mit einem eisernen Gitter überlegt und als Kellerloch benutzt.

So die Sage, deren wahren Ursprung wir erzählt haben.

Bei der Exekution des Bedienten vor dem Hause des Ministers v. Happe blieb es nicht, auch andere Hinrichtungen gleicher Art fanden statt.

Wenige Wochen nach dem Bedienten wurde eine Magd des Geheimen Rath's Truzettel aufgehängt, welche ihr Herr für einen Diebstahl von 3 Thlrn. 12 Gr. an den Galgen geliefert hatte.

Die Art der Exekution blieb immer dieselbe. In der Nacht vor derselben wurde vor dem be-

stohlenen Hause ein Galgen errichtet und der Dieb des Morgens an demselben aufgehängt; er blieb hängen bis Sonnenuntergang. Dann wurde er abgenommen und vor die Stadt gebracht, um dort an dem rechten Galgen ordnungsmäßig gehängt zu werden.

Da die Besitzer der Häuser wegen des allgemeinen Stands derartige Exekutionen nicht gern sahen, so entschlossen sie sich selten, Hausdiebstähle anzuzeigen und Friedrich Wilhelm fand es daher gerathener, die Hinrichtung künftig nicht mehr vor dem Hause des Bestohlenen vornehmen zu lassen.

Die unbarmherzige Strenge, die Friedrich Wilhelm bei jeder Gelegenheit zeigte, veranlaßte die Richter, welche sich die Zufriedenheit des Königs erwerben wollten, überall, wo sie irgend konnten, auf Todesstrafe zu erkennen und die Folge hiervon war, daß unter der Regierung Friedrich Wilhelms den Berlinern das schauerliche Schauspiel grauenhafter Hinrichtungen häufiger bereitet wurde, als jemals in früherer oder späterer Zeit.

Waren die Hinrichtungen in Berlin unter Friedrich I. zahlreich gewesen, so folgten sie sich jetzt in ununterbrochener Reihe. Bald wurden Diebe gehängt, bald Duellanten geköpft, dann räderte man Räuber und sachte Kindesmörderinnen. Durch das Brennen mit glühenden Zangen und andern derartigen Martern wurden die Schauspiele noch graufiger gemacht.

So wurde am 26. November 1725 ein Jude, Namens Hirsch, hingerichtet. Er hatte Verleumdungen gegen einige königliche Bediente ausgeübt und war deshalb zum Staupbesen verurtheilt worden. Da er aber während der Exekution gräßliche Flüche und Gotteslästerungen ausstieß, so erkannte ihm der König den Tod zu. Während er noch lebte, wurde ihm die Zunge aus dem Halse geschnitten. Der Henker schlug ihm mit derselben drei Mal auf den Mund und befestigte sie dann, nachdem der Jude gehängt worden war, an seiner linken Schulter.

Das rohe Volk, welches noch immer einen namenlosen Haß gegen die Juden im Herzen trug, jubelte laut bei dem Schmerzensschrei des Unglücklichen. Wilde Rufe wurden laut, so müsse es allen Juden ergehen. Die Volksmasse rottete sich zusammen und zog schreiend und schimpfend vor die Judenhäuser. Es war ein Tag der Angst und Noth für die Parias der Gesellschaft, sie kamen indessen diesmal noch glücklich ohne weiteren Schaden davon.

Eine andere Exekution, welche schon im Jahre 1718 stattgefunden hatte, war nicht weniger grauenhaft. Sie betraf zwei bisher in Berlin sehr geachtete Männer, den Kastellan des königlichen Schlosses, Kunt, und den Hof-Schlossermeister Stief. Beide hatten gemeinschaftlich im königlichen Schlosse Diebstähle begangen und besonders das Medaillen-Kabinet um beträchtliche Summen beraubt. Die That war dadurch entdeckt worden, daß ein Goldschmied, bei dem Stief die Münzen

verkauft hatte, diese dem Aufseher des königlichen Kabinetts, Herrn La Croze, anbot. Bei der ersten Besichtigung fand La Croze, daß sie aus dem Kabinet selbst gestohlen seien.

Stief wurde verhaftet, behauptete jedoch, er habe die Münzen auf der Straße gefunden und auch, als er auf die Folter gespannt wurde, blieb er bei seiner Aussage.

Auf den Kastellan hatte sich bisher noch kein Verdacht gerichtet; er beschwor denselben selbst herauf, indem er den Bitten der Frau des Stief, daß er doch ihren Mann retten möge, nachgab. Er bestach einen jungen Schüler, einen Zettel am Schlosse anzuhängen, auf welchem ein Unbekannter die Versicherung abgab, Stief sei unschuldig und er selbst der Dieb, der beim Aussteigen aus dem Fenster des Medaillen-Kabinetts die Münzen verloren habe.

Der Schüler fürchtete sich vor der Strafe, wenn es entdeckt würde, daß er den Zettel angeklebt habe; er zog es vor, den Kastellan zu verrathen und jetzt wurde auch gegen diesen die Untersuchung eingeleitet.

Der König war wüthend, als er hörte, daß zwei Männer seines besondern Vertrauens ihn bestohlen hätten, er befahl, die höchste Strenge aufzubieten und als das Kriminal-Kollegium am 2. Juni 1718 ein ohnehin strenges Urtheil aussprach, verschärfte es der König noch, indem er befahl, daß Kunt ebenfalls vor der Hinrichtung mit glühenden Zangen gezwickt werde.

Und so geschah es!

Die beiden Verbrecher wurden halbnackt auf Karren gebunden und fast drei Stunden lang durch die Stadt gefahren. An allen Ecken der Hauptstraßen wurden sie mit glühenden Zangen gezwickt und dann erst lebendig gerädert.

Die beiden Frauen der Verbrecher mußten, obwohl sie unschuldig waren, der Hinrichtung zuschauen. Während der Exekution suchten sie dem Anblick derselben zu entweichen, wurden aber von den Hentersknechten wieder herbeigeschleppt. Verzweiflungsvoll warfen sie sich dem Prediger an der St. Marienkirche, Andreas Schmidt zu Füßen, und dieser würdige Mann gab ein herrliches Beispiel, wie strenge Gerechtigkeit mit der Barmherzigkeit sich paart: er warf seinen Mantel über die unglücklichen Frauen und entzog ihnen so den entsetzlichen Anblick.\* Nach der Hinrichtung ihrer Männer wurden die unglücklichen Frauen „auf Königs Gnade“ in's Zuchthaus nach Spandau geschickt, aus keinem andern Grunde als dem, daß sie ihre Männer nicht rechtzeitig verrathen hätten.

Bei diesen und allen übrigen Hinrichtungen begleiteten stets Prediger die Verurtheilten auf's Schaffot, um sie auf dem letzten Lebenswege zu

\* So schildert der verdienstvolle Forscher märkischer Geschichte Ferdinand Meyer den ergreifenden Vorgang in der Zeitschrift „Der Wärr“ (Nr. 23 1877).

trösten und um zugleich sich selbst den Ruhm einer Sünderbekehrung zu erwerben.

Das Schauspiel der Hinrichtungen gewann dadurch in den Augen der großen Menge ein erhöhtes Interesse und wirkte höchst nachtheilig auf die Phantasie derselben. Mit folgenden wenigen treffenden Worten schildert dies der Ordensrath König:

„Die häufigen Hinrichtungen unter geistlichen Zubereitungen oder wohl gar öffentlichem Gepränge machten die Verbrecher bei dem gemeinen Manne ehrwürdig und man glaubte beinahe, daß sie seliger denn andere Leute nach dem Himmel gingen, da sie Zeit und Gelegenheit zur umständlicheren Bekehrung gehabt hätten, die bei Vielen gar nicht stattfände, dafür änderten die scharfen Gesetze das Laster selbst nicht, weil auf der andern Seite eine zweckwidrige Anwendung der Religion das Schauerhafte der Strafen minderte und dem großem Haufen verderbte Begriffe beibrachte; besonders, wenn man einen Bösewicht, dessen Hand Mord und Gräuel verübte, mit dem verlorenen Sohne, dem wiedergefundenen Schafe oder dem sich bekehrten Schächer verglich, wodurch sich wirklich süße Ideen von Glückseligkeit eines so pomphaften Todes in Gemüther einschlichen, die wohl gar zur Begehung eines Mordes verleiteten.“

Ob wirklich die religiöse Weihe, welche die Hinrichtungen durch die salbungsvollen Reden der begleitenden Prediger erhielten, zu neuen Verbrechen herausforderte, wollen wir dahin gestellt sein lassen, eins aber ist sicher, daß weder Hängen, noch Rädern, noch Kneipen mit glühenden Zangen die Zahl der Verbrechen in Berlin verminderte. Gerade zur Zeit der durch so viele Hinrichtungen ausgezeichneten Regierung Friedrich Wilhelms war die Unsicherheit Berlins außerordentlich groß.\*)

Eine Masse von Bettlern und liederlichem Gesindel hatte sich in die mehr und mehr sich vergrößere Stadt gezogen und fand in derselben gastliche Aufnahme und Gelegenheit zur Verübung von Verbrechen. Es war ein Wagnistück Nachts allein die Straßen der Residenz zu durchwandern und wer dies in den Vorstädten versuchen wollte, durfte fast darauf rechnen, ausgeplündert zu werden. Vergeblich hatte der Magistrat im Jahre 1717 ein Verbot an sämtliche Ein-

\*) Bei der großen Zahl der stattfindenden Hinrichtungen waren die Scharfrichter wichtige Personen, sie standen aber trotzdem in allgemeiner Verachtung, die auch vom König, der sich ihrer so häufig bediente, getheilt wurde. Friedrich Wilhelm zeigte dies durch ein Rescript vom 24. Juli 1738 an den Magistrat; er sagte in demselben, er habe mit Mißfallen wahrgenommen, daß Scharfrichter, Büttel u. s. w. Kleider von blauer Farbe trügen, „demgemäß habe Seine Majestät anbefohlen, nachdrücklich darauf zu halten, daß der Scharfrichter, Büttel und dergleichen Gesindel“ sich in Grau kleiden und zwar bei Strafe der Karre!“

## Zehntes Kapitel.

Die Wissenschaft in Berlin unter der Regierung Friedrich Wilhelms. — Der Pedantismus. — Verbot und Wiedereinführung der Berliner Zeitungen. — Die Akademie der Wissenschaften. — Die Bibliothek. — Die theologische Galgen-Literatur. — Die Medizin. — Begründung der Charité. — Der Schul-Unterricht. — Die Soldaten in den Kinderschulen.

Die Entwicklung wissenschaftlicher Bestrebungen erlitt in Berlin unter der Regierung Friedrich Wilhelms einen traurigen Stillstand.

Friedrich Wilhelm war nicht nur selbst grenzenlos unwissend, er haßte sogar die Wissenschaften und verachtete die Träger derselben. Häufig genug sprach er aus, es sei ein Unglück, wenn Leute, die etwas Besseres thun könnten und welche nicht durch besondere Anlagen zum Studiren getrieben würden, über den Büchern hockten; für kleine Knirpse wären diese gemacht, nicht für großgewachsene, tüchtige Männer, denen es besser anstehe, eine Uniform zu tragen.

Das Wort Dintenkleber galt für ein arges Schimpfwort bei Hofe und erforderte, wenn es gegen einen Offizier gebraucht war, blutige Genugthuung. Die Offiziere, welche eine wissenschaftliche Bildung genossen hatten, schämten sich derselben und suchten sie zu verbergen. Diejenigen, welche kaum lesen und schreiben konnten, trugen ihre Unwissenheit öffentlich und mit Stolz zur Schau.

Die Gelehrten, welche zum König befohlen wurden, mußten stets der größten Behandlung gewärtig sein und sie waren derselben sicher, wenn sie etwa, alter Gewohnheit gemäß, mit ihrer Gelehrsamkeit durch Citate aus klassischen Schriftstellern prunkten wollten.

„Ich will nicht wissen, was Aristoteles oder Seneca sagen sondern was Ihr über Das, worüber ich Euch frage, denkt!“ so herrschte Friedrich Wilhelm L. jenigen an, die ihm etwa durch ein Citat antworteten.

Die Abneigung, welche der König gegen Gelehrte hatte, war zum Theil durch seine mangelhafte Erziehung erzeugt, zum Theil aber trugen die Männer der Wissenschaft auch selbst die Schuld daran, indem sie den praktischen König durch ihre Pedanterie abstießen.

Es herrschte damals unter den Gelehrten ein Pedantismus, der den Umgang mit denselben fast

unerträglich machte. Die meisten Männer der Wissenschaft suchten einen Stolz darin, äußerlich ungehobelt zu erscheinen, die gewöhnliche Bildung zu versäumen, in ihren Reden aber von gelehrten Floskeln überzufließen. Bei jedem dritten Wort wurden Stellen aus den Werken der Griechen und Römer vorgebracht und je gelehrter dieselben klangen, je schöner erschienen sie den Gelehrten. Jede praktische Anwendung der Wissenschaft wurde von den Bedanten mit einem geistigen Hochmuth sondergleichen betrachtet. Die Meisten von ihnen waren dabei nicht einmal wissenschaftlich bedeutend, sondern ziemlich armfellige Federfuchser, welche ihre eigne Unwissenheit hinter dem gelehrten Schein zu verbergen suchten.

Friedrich Wilhelms Abneigung gegen wissenschaftliche Bestrebungen und besonders gegen die Schriftstellerei machte sich den Berlinern zuerst durch das Verbot der Berliner Zeitungen fühlbar. Unter König Friedrich I. war im Rüdiger'schen Verlage eine in Octav gedruckte Zeitung erschienen, die zwar höchst elend redigirt war, nur einige Nachrichten aus fremden Blättern zusammenstoppelte, aber doch dem geringen Lesebedürfnisse der Berliner genügte.

Friedrich Wilhelm hielt es für überflüssig, daß seine Bürger sich um Politik bekümmerten; auch die jammervolle Rüdiger'sche Zeitung verrieth schon so viel von Staatsgeheimnissen, er verbot sie und daher kommt es, daß die Jahrgänge von 1713 — 1714 ganz fehlen.

Es zeigte sich jedoch bald, daß ein derartiges Verbot nicht aufrecht zu erhalten sei. Während der pommerischen Feldzüge folgten die Bürger von Berlin aufmerksam den Siegen der preussischen Truppen und vermühten daher schmerzlich den Mangel einer Zeitung; auch Friedrich Wilhelm fühlte dies und er sah sich daher veranlaßt, die Wiederherausgabe derselben zu erlauben.

Am 11. Februar 1722 erhielt Rüdiger abermals ein Privilegium zum Druck einer Berlinischen Zeitung, welche wöchentlich dreimal ausgeheilt wurde. Er mußte dafür jährlich einen Canon von 200 Thalern zahlen. Diese Zeitung, welche sich in Beziehung auf Berlin selbst nur mit den Anzeigen von Hinrichtungen und Hoffesten beschäftigte, über die Politik des Königs aber nicht ein Wort zu äußern wagte, dauerte bis zu Friedrich Wilhelms Tode als einziges Organ der öffentlichen Meinung fort.

Unter der Abneigung Friedrich Wilhelms gegen die Wissenschaft hatte naturgemäß dasjenige Institut, welches zur Pflege derselben geschaffen war, die Akademie, am Meisten zu leiden.

Die Akademie der Wissenschaften hatte bisher nichts Besonderes geleistet. Friedrich Wilhelm war daher bei seinem Regierungs-Antritt versucht, ein so kostspieliges Institut, von welchem er keinen praktischen Nutzen einsah, aufzuheben und er theilte der Akademie am 15. Mai 1717 die bis dahin zurückgehaltene Bestätigung nur, nachdem sie sich erboten hatte, ein anatomisches Theater

zu errichten und dasselbe zum Unterricht der Wundärzte anzuwenden.

Der Mangel an guten Wundärzten hatte sich bisher in den verschiedenen Kriegen höchst nachtheilig gezeigt und Friedrich Wilhelm wußte daher das Anerbieten der Akademie in seinem vollen Werthe zu schätzen. Er schenkte derselben in Folge dessen auch den botanischen Garten, der bisher zu der Schloß-Apothete gehört hatte.

Im Jahre 1723 wurde zum Unterricht für die militärischen Wundärzte ein medizinisch-chirurgisches Kollegium errichtet.

Die Akademie selbst blieb während der ganzen Regierung Friedrich Wilhelms der Zielpunkt seines Spottes. Im Tabaks-Kollegium wurde fortwährend darüber berathen, wie man die Dintentklerer verhöhnen und tränken könne. Man ersann zu diesem Zwecke wissenschaftliche Aufgaben, welche ganz geeignet waren, die Herren Professoren zu ärgern. Damit die Akademie einmal etwas Nützliches thun könne, erhielt sie den Auftrag, zu erforschen, woher das Brausen des Champagnerweins komme. Die Akademie parirte den schlechten Witz auf geschickte Weise, indem sie sich 50 Flaschen guten Champagners zu den nöthigen Versuchen ausbat. Für diesen Preis war indessen dem König die Belehrung zu theuer.

Um die Akademie auch in den Augen des Volks herabzusetzen, wurden schlechte Subjekte, welche Friedrich Wilhelm selbst tief verachtete, zu Mitgliedern und Präsidenten derselben gemacht. So unter Andern der berühmte Graben zum Stein, den wir später noch näher kennen lernen werden.

Die vom 19. Januar 1732 datirte Bestallung dieses Mannes zum Vice-Präsidenten der Akademie giebt Zeugniß von der Verachtung, mit welcher Friedrich Wilhelm die erste wissenschaftliche Anstalt des Landes behandelte. Er sagte in derselben, daß er Graben zum Stein wegen seiner weit und breit erschollenen Gelehrsamkeit, besonders in der Kabbala und Erkenntniß der guten und bösen Geister und deren nützlichem Gebrauch und Mißbrauch, in der Punktirkunst und in der weißen und schwarzen Kunst, zum Vicepräsidenten der Societät der Wissenschaften bestellt habe. Er solle dahin sehen, daß die Societät sich mit der Edirung gelehrter Schriften distinguire und daß jedes Mitglied wenigstens alle Jahre eine zum Druck herausgebe. Er, der Vice-Präsident, bleibe aber von dieser Arbeit dispensirt, obgleich sein herrliches und fruchtbares, dem besten Klei- und Weizenacker gleichstehendes Ingenium dergleichen Produktion in Menge hervorzubringen mehr als tüchtig sei. Auf das Kalenderwesen solle der Vice-Präsident besondere Aufmerksamkeit verwenden und dabei dem Publikum und besonders Denen, welche zukünftige Dinge vorher wissen wollen, Rechnung tragen. Er solle darauf achten, daß bei dem Druck nicht mehr rothe Buchstaben, als nöthig, gebraucht werden, daß die Sonne nicht verkehrt oder viereckig, sondern rund ge-

macht, der guten Tage, so viel ihrer nur sein können, angefeht, die bösen aber vermindert werden mögen.

Wenn der Vice-Präsident besondere Veränderungen im Laufe der Gestirne bemerken sollte, z. B. daß der Mars einen freundlichen Blick in die Sonne geworfen hätte oder daß auch ein Wirbel des Himmels den andern abschleifen und verschlingen wollte und daher eine übermäßige Anzahl von Kometen oder Schwanzsternen zu vermuthen wäre, so habe der Präsident ohne den geringsten Zeitverlust mit den übrigen Mitgliedern der Akademie darüber zu konferiren und auf Mittel und Wege, wie solchen Unordnungen am Besten abzuhelpen sei, sorgfältig zu machen.

In der Bestallung heißt es wörtlich weiter:

„Und ob es zwar durch den Unglauben der Menschen dahin gebrähet, daß die Kobolde, Gespenster und Nachtgeister dergestalt aus der Mode gekommen, daß sie sich kaum mehr sehen lassen dürfen, so ist dennoch dem Vice-Präsidenten aus dem Praetorio und anderen bewährten Autoribus zur Genüge bekannt, wie es an Nachtmähren, Bergmännlein, Drachenkindern, Strwischen, Niren, Wehrwölfen, verwünschten Leuten und anderen dergleichen Satansgesellschaften nicht mangle, sondern daß deren eine große Anzahl in den Seen, Pfühlen, Morästen, Haiden, Gruben und Höhlen, auch hohlen Bäumen verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird also der Graben zum Stein nicht ermanget, sein Aeußerstes zu thun, um dieselben, so gut er kann, auszurotten und soll ihm ein jedes von diesen Unthieren, welches er lebendig oder todt liefern wird, mit sechs Thalern bezahlt werden.“

Wie die Akademie, so wurde auch die königliche Bibliothek höchst stiefmütterlich behandelt. Im Jahre 1722 strich Friedrich Wilhelm die Besoldungen aller Bibliotheksbeamten. In vielen Jahren wurde gar kein Buch angeschafft. Im Jahre 1734 wendete man baare 4 Thlr. und im Jahre 1735 5 Thlr. für neue Anschaffungen an. Als im Jahre 1732 sich die Erben des Präsidenten v. Plötho an den König wendeten und diesem die berühmte Bibliothek desselben zum Kauf anboten, antwortete ihnen Friedrich Wilhelm, er sei nicht gemeint, für Geld Bücher zu kaufen; wenn die Erben nicht andere Bücher zum Tausch aus der königlichen Bibliothek annehmen wollten, so möchten sie die übrigen getrost behalten.

Die Wissenschaft war im Anfang des vorigen Jahrhunderts noch eine zarte Pflanze, welche der sorgsamsten Pflege bedurfte, wenn sie gedeihen sollte. Unter der rohen Hand Friedrich Wilhelms tränkete sie und Berlin war daher zu jener Zeit nicht der Mittelpunkt des geistigen Strebens für Preußen und Deutschland.

Die Gelehrten fühlten keinen Drang nach der Soldatenstadt; nur Diejenigen, welche des lieben Broterwerbes wegen oder auch weil Familien-

bande sie festhielten, hier ausdauern mußten, blieben; die Andern suchten gastlichere Zufluchtsstätten, in denen ihr Talent besser gewürdigt wurde.

Nur für zwei Wissenschaften hatte Friedrich Wilhelm einige Achtung, für die Theologie und die Medizin. Auf diesen beiden Gebieten konzentrirten sich daher auch die wissenschaftlichen Forschungen in Berlin.

Die Druckereien waren fast nur mit theologischen Werken beschäftigt, sonst erschienen wenig Bücher, fast keine von Bedeutung. Der Buchhandel beschränkte sich fast lediglich auf den Verkauf von religiösen Streitschriften, welche täglich dem König eingereicht werden mußten und im Tabaks-Kollegium vorgelesen wurden. Enthielten solche Schriften schädliche Neuerungen, dann befahl wohl Friedrich Wilhelm, sie zu widerlegen, oder er verbot auch ohne Weiteres die Verbreitung.

Auch Predigten wurden in Menge zum Druck gegeben. Sie zeichneten sich durch eine bombastische Sprache und durch plummes, berbes Gezant mit den theologischen Gegnern aus. Die Hinrichtungen gaben ebenfalls den würdigen Predigern manche Gelegenheit zur Veröffentlichung von dilettantischen Bänden. Nach jedem berühmten Prozesse erschien die Geschichte des Missethäters, begleitet von einer Bußpredigt und verschiedenen Erbauungsliedern. Gewöhnlich wurden solche Bücher mit den Bildnissen der Missethäter und der Abhildung der Hinrichtung geziert. So hat die Hinrichtung des Hoffschlossers Stief und des Kastellans Runt einen mächtigen Quartband des Predigers Schmidt zu Sankt Nikolai ins Leben gerufen, in welchem man ausführlich alle die Unterredungen lesen kann, die der würdige Geistliche mit den beiden Verbrechern gehalten hat oder gehalten haben will, um ihre Seelen den höllischen Flammen zu entreißen.

Merkwürdig ist es, daß nicht neben dieser theologischen Literatur sich auch eine militärische entfaltete, da doch das Soldatenspiel den König und das ganze Land damals so sehr beschäftigte. Obgleich in Frankreich in jener Zeit schon eine Menge militärischer Schriften existirten, so fehlte es doch in Berlin noch ganz an denselben, wenn man die Reglements für Kavallerie und Infanterie, welche nur zum Gebrauch der Armee bestimmt waren und vor allen Civilisten geheim gehalten werden mußten, ausnehmen will.

Die Offiziere der preussischen Armee, selbst diejenigen, welche dazu befähigt gewesen wären, etwas zu schreiben, scheuten sich doch, sich einen wissenschaftlichen Namen zu machen und so mußte denn auch die militärische Literatur brach liegen bleiben.

Auch auf dem Gebiete der Medizin war die Literatur nicht bedeutend, die Wissenschaft aber machte trotzdem einige Fortschritte, da die große Stadt den Studirenden manche Gelegenheit bot, sich praktisch und theoretisch auszubilden. Friedrich Wilhelm war bemüht, um tüchtige Regiments-

graben.

Die von uns so eben erwähnte Charité verdankt dem König Friedrich Wilhelm ihre Begründung.

Schon im Jahre 1710 hatte Friedrich I. vor dem Spandauer Thore zur Zeit der Pest ein Hospital begründet, welches im Jahre 1727 durch Friedrich Wilhelm erweitert wurde, so daß es schon in diesem Jahre 300 Kranke aufnehmen konnte.

Der Nutzen der Charité für die Studien der Aerzte sowohl als für die Bevölkerung von Berlin zeigte sich bald so bedeutend, daß der König bedacht war, die Einkünfte der Heilanstalt zu vermehren. Er schenkte ihr einen beträchtlichen Acker, der zum Küchen- und Obstgarten eingerichtet wurde und genehmigte verschiedene Vermächtnisse, welche der Anstalt vermacht wurden. Im Jahre 1734 schenkte der König dem Krankenhause, nachdem er von einer schweren Krankheit genesen war, die beträchtliche Summe von 100,000 Thalern und wies ihr endlich auch den Verlag der Lehr- und Geburtsbriefe für die Handwerksburschen in sämtlichen königlichen Ländern zu, woraus eine nicht unbedeutende Einnahme erwuchs, da für jeden Geburtsbrief 12 Gr. gezahlt werden mußten.

Es ist vielleicht interessant, hier noch anzuführen, daß zum Unterhalte der Armen und Kranken in der Charité vielfach auch schon die Kartoffeln angewendet wurden, zu deren Anbau der König dem Hospital ein Stück Land überweisen ließ. Die Kartoffeln waren unter der Regierung Friedrich Wilhelms etwa im Jahre 1728 zuerst bei Berlin angebaut worden.

Die Bevorzugung der Medizin vor allen andern Wissenschaften entsprang dem stets auf's direkt Nützliche gerichteten Sinn des Königs; bei der Medizin sah er den augenblicklichen Erfolg. Diese förderte er daher auch, alle übrigen Wissenschaften erschienen ihm nur als eitler Tand und die Gelehrten als unnütze Nichtsthuer. Sagte er doch einst von dem berühmten Leibniz, dem Freunde seiner Mutter, daß derselbe ein selbst zum Schilwachtstehen unbrauchbarer, närrischer Kerl sei! Nützliche Kenntnisse, das heißt solche, welche Friedrich

Wilhelm mit seinem beschränkten Gesichtskreis selbst für nützlich hielt, verachtete er keineswegs; lesen, schreiben, rechnen sollte wo möglich Jedermann in Preußen verstehen, aber das Mehr erschien ihm vom Uebel. So hob er denn bei seinem Regierungs-Antritt manche Anstalten auf, denen sein Vater besonderes Wohlwollen gezeigt hatte, z. B. die Ritter-Akademie. Dafür aber stiftete er das Kadettenhaus durch die Zusammenziehung und Verlegung der beiden Kadetten-Anstalten zu Magdeburg und Kolberg nach Berlin und gab demselben den weitläufigen Raum des ehemaligen Heßgartens zur Ausführung eines zweckmäßigen Gebäudes.

Gegen den gewöhnlichen Schul-Unterricht hatte Friedrich Wilhelm nichts; er förderte denselben sogar und legte besonders in Preußen und Litthauen eine Menge von Schulen an. Er besuchte diese auf seinen jährlichen Reisen persönlich und trieb die vornehmsten Geistlichen in den Provinzen unablässig an, dahin zu sehen, daß die Unwissenheit der Landleute vermindert werde. Auch bei den Regimentern wurde darauf gesehen, daß die rohen und verwilderten Rekruten Unterricht im Lesen und Schreiben erhielten. Viele Rekruten wurden jährlich nach Berlin berufen und erhielten hier in den öffentlichen Schul-Anstalten, besonders im großen Friedrichs-Hospital, mit den Kindern gemeinschaftlichen Unterricht.

Es muß einen eigenthümlichen Eindruck gemacht haben, die riesigen, bärtigen Kerle unter den kleinen Kindern sitzen und dort Schreiben und Lesen lernen zu sehen. Unter Friedrich Wilhelm aber durfte gegen alle solche seltsame Einrichtungen kein Einspruch laut werden.

In Berlin befanden sich zu jener Zeit nach Fazmanns Bericht folgende größere Schulen:

„1. Das königliche oder Joachimthal'sche Gymnasium, von seinem ersten Stifter Churfürst Joachim II. so genannt, reformirter Religion. Das in der Heiligen Geiststraße stehende Gebäude ist über die Maßen prächtig. Es hat 6 Directores, worunter sich 3 Geheime Staats-Minister befinden, Lehrende und Lernende werden sehr wohl darin unterhalten. Die Oberen von den Lehrenden heißen Rector, Conrector, Subrector und Professoren.

2. Das Berlinische oder Kloster-Gymnasium, lutherischer Religion, welches 1712 den 8. September Feuerhaden gelitten, doch so, daß die gewöhnlichen Lectoria unbeschädigt geblieben.

3. Das Cöllnische Lutherische Gymnasium.

4. Das Friedrichs-Werdersche von beiden Religionen auf dem dasigen Rathhause, und

5. Das Französische Gymnasium ebenfalls auf dem Friedrichswerber, nahe bei der Französischen Kirche. Nebst diesen Gymnasien giebt es auch andere Stadtschulen auf der Dorotheen- und Friedrichsstadt, desgleichen die Garnisonschule, worin die Soldatentinder umsonst belehrt und unterrichtet werden. Ferner sind in Berlin verschiedene Armentschulen vorhanden, für Waisen- und sonst arme Kinder. Hierbei haben aber die



Armenschulmeister die Freiheit, daß sie auch anderer Leute Kinder, so zu ihnen kommen wollen, für Geld und Bezahlung mit unterrichten dürfen.“

## Erstes Kapitel.

Die wissenschaftlichen Hofnarren. — Gundling. — Professor David Faschmann. — Hackmann. — Unanständige Streitschriften. — Bartholdi. — Kornemann. — Graben zum Stein. — Der Jagdnarr Rossig von Rabenpreis. — Professor Morgenstern und die Frankfurter Disputation.

Die Mißachtung, welche Friedrich Wilhelm gegen alle Männer der Wissenschaft fühlte, zeigte sich am Unzweideutigsten durch die Behandlung, welche er und mit seiner Bewilligung seine Gesellschafter im Tabaks-Kollegium denjenigen Gelehrten angedeihen ließen, die als wissenschaftliche Hofnarren zu den Abendgesellschaften des Königs eingeladen wurden. Eine kurze Geschichte dieser Hofnarren wird uns den Geist der Zeit und den Charakter des berühmten Tabaks-Kollegiums besser vergegenwärtigen, als dies bogenlange Schilderungen vermöchten.

Schon unter der Regierung Friedrichs I. lebte in Berlin der Professor Johann Paul Gundling. Er war bei der Fürsten- und Ritter-Akademie als Lehrer angestellt und fungirte außerdem als Rath bei dem Ober-Heroldsamt und als Historiograph.

Gundling hatte sich durch mancherlei historische Schriften einen guten Namen in der Wissenschaft gemacht, dies schützte ihn aber nicht vor der Entlassung, als Friedrich Wilhelm sofort nach seiner Thronbesteigung die Ritter-Akademie sowohl als das Ober-Heroldsamt auflöste.

Gundling sah sich ohne bestimmten Broderwerb. Er hatte stets eine Neigung zu einem lustigen Leben gehabt und war viel in Bier- und Weinhäusern zu finden gewesen. Nachdem er sein Amt verloren hatte, wurden die Schenken sein steter Aufenthalt. Hier lag er die ganzen Tage, erklärte den Gästen die Zeitungen und hielt ihnen Vorträge über politische Thematata. Er hatte sich dadurch einen solchen Namen gemacht und zog so viele Gäste durch seine eigenthümliche Art herbei, daß ein Weinkellerwirth, der sogenannte Leipziger Polsterhans, der eigentlich den Namen Bleuseit führte, Gundling freie Kost gewährte, um durch ihn Gäste anzulocken.

Beim Leipziger Polsterhans lernte der General Grumbkow den früheren Professor kennen. Der König war damals gerade verlegen um einen Mann, der ihm im Tabaks-Kollegium vorlesen konnte. Er hatte sich vergeblich nach einem Gelehrten umgesehen, der befähigt war, sich zu einem lebendigen Konversations-Lexikon herzugeben und sofort über alle, die Politik, Geschichte und Geographie betreffende, an ihn gerichtete Fragen Auskunft zu erteilen.

Grumbkow war entzückt, als er Gundling gehört hatte. Dies war der rechte Mann für Friedrich Wilhelm. Er theilte seine Entdeckung dem König mit, Gundling wurde ins Tabaks-Kollegium befohlen und erfüllte alle Anforderungen, welche der König irgend zu machen im Stande war. Er war bereit wie ein Buch, schnell, schlagfertig und bereit, jede an ihn gerichtete Frage richtig oder falsch, wie es gerade kam, zu beantworten. Er nahm einen derben Scherz nicht übel und trank mit einer seltenen Virtuosität.

Nachdem der entlassene Professor durch sein erstes Auftreten die höchste Zufriedenheit erworben hatte, wurde er zum königlichen Hofrath und Zeitungs-Referenten für das Tabaks-Kollegium ernannt und war fortan der tägliche Gast in demselben. Friedrich Wilhelm gewöhnte sich an seinen Gundling so sehr, daß er ihn fast nicht mehr entbehren konnte. Wohin er reiste, mußte Gundling ihn begleiten. Wenn der König von einem seiner Generale zum Abendessen eingeladen war, durfte auch Gundling als Gast nicht fehlen und der General v. Grumbkow hatte in seinem Speisezimmer sogar einen eigenen Katheder aufbauen lassen, von dem aus Gundling während des Essens die Zeitungen vorlas und erklärte.

Der neue Hofrath empfing ein leidliches Gehalt, außerdem aber hatte er, was ihm mehr werth war als bares Geld, die Berechtigung, den königlichen Wein- und Bierteller nach Belieben zu benutzen.

Vom Vorleser avancirte Gundling bald zum Hofnarren; an ihm erprobte jedes einzelne Mitglied des Tabaks-Kollegiums seinen Wiß, der König selbst in der schärfsten und beißendsten Art. Während er auf der einen Seite Gundling mit Freundlichkeiten überhäufte, während er ihm selten eine Bitte abschlug, so daß viele Gesandte sich an den Vorleser wendeten, wenn sie irgend etwas durchsetzen wollten, zeigte er ihm doch bei jeder Gelegenheit seine namenlose Verachtung und hielt den Gelehrten für ein so niedriges Wesen, daß er ihn nicht nur zum Strohblatt seines Spottes und seiner Scherze machte, sondern an ihn auch die höchsten Würden und Auszeichnungen nur zu dem einen Zweck verschwendete, um sie lächerlich zu machen und seine Verachtung gegen hohle Titel zu zeigen.

Gundling durfte nicht anders, als im Hof-Gallatleide erscheinen, denn ein solches stand dem Hofnarren wohl an. Am 3. November 1717 ernannte ihn der König zum Ober-Ceremonienmeister und über sandte ihm dabei einen Anzug, ganz dem gleich, welchen der berühmte Herr v. Besser beim Krönungs- und Ordensfest zu tragen pflegte.

Gundling erschien fortan im rothen, mit schwarzem Sammt ausge schlagenen Leibrod mit goldenen Knopflöchern und großen, französischen Aufschlägen; er trug eine reich gestickte Weste; auf dem Haupte hatte er eine mächtige Staatsperrücke von weißen Ziegenhaaren, von der auf beiden Seiten viele Hundert Roden herabgingen.

Ein gewaltiger Hut mit großen Straußenfedern bedeckte die Perrücke. Rechnen wir hierzu strohfarbene Beinkleider, rothseidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln und Schuhe mit rothen Absätzen, so können wir uns die Karrikatur des Ober-Ceremonienmeisters vergegenwärtigen.

Damit Niemand im Zweifel sein könne, wie diese Ernennung gemeint sei, ließ der König Gundling in Lebensgröße malen wie er in einer Gesellschaft von Affen und Hasen saß. Auch seine eigene Zeichenkunst erprobte Friedrich Wilhelm an dem neuen Ober-Ceremonienmeister. Er bildete ihn als Polkähnell ab, der von einer Leiter herab Komödie spielte. Unten standen Herren und Damen und schauten ihm zu. Gundling betrachtete diese durch eine Brille, welche indessen nicht auf seiner Nase, sondern auf dem dieser entgegengesetzten Pole des Körpers saß!

Wie Friedrich Wilhelm Gundling zum Ober-Ceremonienmeister erhoben hatte, um dies Amt vor dem Publikum lächerlich zu machen, so ernannte er ihn auch zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften. Diese mußten ihm aus ihrer Kasse ein Gehalt von jährlich 200 Thalern zahlen.

Seine Verachtung gegen hochtönende Titel zeigte der König auch ferner, indem er seinen Hofnarren mit denselben schmückte. Gundling wurde Geheimer Finanzrath und Mitglied des General-Finanz-Direktoriums.

Gundling war, ehe er in den Dienst Friedrich Wilhelms trat, ein fleißiger Arbeiter gewesen, der zwar ein gutes und vielleicht ein unordentliches Leben liebte, aber doch nicht vollkommen in Völlerei und Genußsucht untergegangen war. Seit ihn aber der König in das Tabaks-Kollegium berufen hatte, sank er von Tag zu Tag tiefer.

Er war das Strohblatt der frivolsten und unwürdigsten Späße sowohl Seitens des Königs, als seiner Günstlinge, selbst die gröblichsten Mißhandlungen mußte er sich gefallen lassen, und er that es. Die hohen Ehren mit denen er zum Schein überhäuft wurde, galten ihm als eine Entschädigung für seine sittliche Entwürdigung. Im Tabaks-Kollegium suchte er seine Schmach durch den Genuß von geistigen Getränken zu vergessen, zu Hause durch fleißige Arbeit. Inmitten seines wüsten Lebens entstand eine Reihe von Schriften über die Geschichte der Mark Brandenburg, denen ein gewisser Werth nicht abzusprechen ist. So bald er aber die Feder aus der Hand legte, überließ er sich ganz der Leidenschaft zum Trunk, welche mit jedem Jahre eine größere Gewalt über ihn gewann.

Selten verging ein Abend, an welchem Gundling nicht sinnlos betrunken nach Hause gekommen wäre. Auf dem Heimwege fiel er meist in Gräben und Kinnsteine und blieb in denselben oft bewußtlos liegen.

Es war für die wüste Gesellschaft des Tabaks-Kollegiums ein besonderes Vergnügen, mit dem

Betrunkenen oft in grausamer Weise ihr Spiel zu treiben. Als er einst im Winter zu Buxtehude, wohin er den König begleitet hatte, schwankenden Schritts über die Schloßbrücke ging wurde er plötzlich von vier dazu beorderten, handfesten Grenadieren gepackt, an Händen und Füßen gebunden und an einem Seile in den zugefrorenen Schloßgraben hinabgelassen. Hierbei glitt den Soldaten das Seil aus der Hand, Gundling fiel auf das Eis, durchbrach dasselbe zum Theil und konnte nur mit äußerster Mühe durch gewaltiges Strampeln sich vor dem Tode des Ertrinkens schützen. Hut und Perrücke lagen im Schloßgraben. Der König stand als Zuschauer am Fenster und lachte während der Todesgefahr seines Hofnarren so herzlich, daß ihm die Thränen über die Backen liefen.

Die Mißhandlungen, denen Gundling täglich ausgesetzt war, wurden endlich so toll, daß der Gelehrte zum Bewußtsein der unwürdigen Stellung, welche er einnehmen mußte, kam. Es war für ihn gewiß ein schwerer Entschluß, sich von dem königlichen Wein- und Bierkeller zu trennen, aber er that es. Eines Tages war Gundling plötzlich verschwunden. Er hatte alle seine Würden im Stiche gelassen und war nach Halle entflohen.

Friedrich Wilhelm befand sich in peinlichster Verlegenheit, sein Gundling war ihm eng an's Herz gewachsen, er konnte ohne den Hofnarren nicht mehr leben. Die Abende im Tabaks-Kollegium erschienen schaal und langweilig, wenn Gundling fehlte, der ja der Zielpunkt aller Scherze war. Er befahl, jedes Mittel aufzubieten, um des Entflohenen wieder habhaft zu werden. Man forschte dem Wege des Flüchtlings nach und als man nun endlich erfuhr, daß er sich in Halle aufhalte, wurde ihm nachgesetzt. Er wurde festgenommen und nach Potsdam zurück transportirt.

Friedrich Wilhelm war hoch erfreut über den glücklichen Fang, aber er stellte sich, als sei er höchst aufgebracht über die Desertion seines Hofnarren. Zum Ueberfluß gab er den Befehl, man solle dem Flüchtlings den Prozeß machen und erst, als er sah, daß Gundling vor Todesfurcht zitterte, zog er mildere Saiten auf.

Um den Hofnarren wieder guter Laune zu machen, wurde im Tabaks-Kollegium beschlossen, daß sich die ganze Gesellschaft, der König an der Spitze, zu Gundling begeben und ihn mit Tabak, Bier und Wein reichlich traktiren.

Und so geschah es.

Gundling empfing den Besuch des Königs und der gesammten Abendgesellschaft desselben. Friedrich Wilhelm versicherte ihm, daß er Alles vergeben und vergessen wolle, nur möge Gundling bleiben, denn ohne einen so großen Gelehrten und Staatsmann müsse der Staat zu Grunde gehen. Er versprach ihm die Erhebung zu den höchsten Aemtern und Würden, sowie auch eine bedeutende Zulage und eine bessere Behandlung.

Durch diese Versprechungen ließ sich Gundling abermals fangen. Er blieb und wurde dafür reichlich belohnt, denn Friedrich Wilhelm bewilligte ihm nicht nur eine Zulage von 1000 Thalern, er erhob ihn sogar in den Freiherrnstand, theils um der Eitelkeit des Gelehrten zu schmeicheln, theils auch, wie das Diplom, welches im Tabaks-Kollegium berathen und ausgefertigt wurde, zeigte, um die Abelsdiplome überhaupt lächerlich zu machen.

Für einige Zeit hatte Gundling vor den ärgsten Qualereien Ruhe. Er entging wenigstens den körperlichen Mißhandlungen und konnte sich ohne Furcht, am andern Morgen im Härenzwinger zu erwachen, Abends betrinken. Er arbeitete dabei außerordentlich fleißig und erhielt vom König sowohl, wie von fremden Fürsten, denen er seine Schriften widmen mußte, reiche Geschenke. Da es in jener Zeit schwierig war, für historische Werke Verleger zu finden, denn das Berliner Publikum kaufte nicht gern Bücher, so unterstützte ihn Friedrich Wilhelm bei der Herausgabe seiner Schriften mit Geld, besser aber noch durch den Befehl, daß Offiziere und Beamte Gundling'sche Werke kaufen mußten. Wenn einer der Generale aus dem Tabaks-Kollegium gar zu derb in seinen Redereien gewesen war, so wurde ihm zur Strafe auferlegt, die Druckkosten für eins der Gundling'schen Bücher zu bezahlen.

Dieser glückliche Zustand war indessen nicht von langer Dauer. Nach und nach wurden die Scherze im Tabaks-Kollegium wieder derber und bald sehen wir den Freiherrn v. Gundling ebenso wie früher der tollsten Laune des Königs und seiner Generale ausgepfeift. An äußeren Schein Ehren gewann er dabei fortwährend. Friedrich Wilhelm belustigte sich damit, alle möglichen Titel und Würden, welche er lächerlich machen wollte, in seinem Hofnarren zu vereinigen.

Im Jahre 1726 wurde der Freiherr v. Gundling mit der Kammerherrnwürde begnadigt. Friedrich Wilhelm hatte eine feierliche Sitzung des Tabaks-Kollegiums anberaumt. In dieser erhielt Gundling seine Bestallung und einen goldenen Kammerherrnschlüssel, der ihm am Rock befestigt wurde. Der eitle Mann war entzückt über die neue Ehre. Er ließ den Kammerherrnschlüssel nicht mehr von sich und niemals ging er aus, ohne sich mit demselben zu schmücken. Selbst in den Bier- und Weinkneipen der Stadt, in denen er noch immer ein häufiger Gast war, war sein theurer Schlüssel stets bei ihm. Häufig schlief er, vom Rausch übermannt, in solchen Spelunken und bei einer derartigen Gelegenheit machten sich einige Offiziere das harmlose Vergnügen, ihm den goldenen Schlüssel abzuschneiden und ihn dem König zu überbringen.

Am folgenden Tage erschien Gundling im Tabaks-Kollegium zum ersten Male ohne den Schlüssel. Der König fragte ihn scheinbar erzürnt, wo er das Ehrenzeichen gelassen habe und drohte ihm, er werde ihn vor ein Kriegsgericht

stellen, denn ein Kammerherr, der seinen Schlüssel verloren habe, müsse ebenso bestraft werden, wie ein Soldat, der sein Gewehr im Stiche gelassen.

Gundling flehte um Gnade und diese wurde ihm endlich gewährt; der König versprach ihm sogar einen neuen Schlüssel für den folgenden Abend.

Am nächsten Tage war feierliche Sitzung des Tabaks-Kollegiums. Es wurde dem Kammerherrn ein ellenlanger vergoldeter, hölzerner Schlüssel auf einer gewaltigen hölzernen Schüssel überreicht, Gundling mußte denselben mit einer großen blauen Schleife vorn an der Brust befestigen, damit er ihn stets im Auge behalten könne. Friedrich Wilhelm befahl ihm bei seiner höchsten Ungnade, niemals ohne diesen Schlüssel zu erscheinen.

Acht Tage lang mußte Gundling als eine Vogelscheuche mit dem ellenlangen Schlüssel herumlaufen, dann erst gab ihm der König den abgeschnittenen zurück, den er fortan mit starkem Draht an seinem Rockschöß angeheftet trug.

Der König war mit dieser Strafe noch nicht zufrieden, er hatte noch eine andere ausgedenkt. Während der Tafel machte er seinem Kammerherrn Vorwürfe, daß er einen ausschweifenden Lebenswandel geführt habe und nun einen Sohn in der Welt herumlaufen lasse, ohne sich um ihn zu kümmern. Ein rechtschaffener Mann müsse auch ein Kind der Sünde als das seinige anerkennen und es wohl erziehen.

Gundling protestirte gegen diese Beschuldigung und versicherte heilig und fest, daß er seinem Weibe stets treu gewesen sei und daß er sich niemals Ausschweifungen in der Liebe habe zu Schulden kommen lassen.

„Du lügst! — donnerte ihn der König an — Dein Sohn ist hier!“

Er gab dem dienstthuenden Lakaien einen Wink und dieser brachte auf dem Arm den Sohn Gundlings, einen Affen, der ganz wie Gundling gekleidet und selbst mit dem Kammerherrnschlüssel geschmückt war.

Gundling war wüthend, aber wohl oder übel mußte er den Affen als seinen Sohn anerkennen und ihn väterlich umarmen. Das geängstigte Thier ergriff bei dieser Umarmung Gundlings Herrücke und zerzauste sie unter dem lauten Geschrei des Gelehrten.

Den Gipfelpunkt der Lust bildete für das Tabaks-Kollegium ein wissenschaftlicher Streit zwischen Gundling und irgend einem andern Gelehrten, der zufällig nach Berlin kam und in die Abendgesellschaft des Königs beschieden wurde, um Gundling zu ärgern.

Derartige Streitigkeiten wurden, da der neu Angekommene strenge Befehle erhielt, Gundling mit anzüglichem Redensarten zu Leibe zu gehen, stets mit größter Heftigkeit geführt und endeten meistens damit, daß die beiden Streiter zu Thätlichkeiten übergingen und sich in Gegenwart der ausgelassenen königlichen Gesellschaft prügeln,

Diese Schrift mußte Faßmann dem Kammerherrn in Gegenwart des Königs überreichen.

Gundling war außer sich vor Wuth über die Beleidigung. Er riß eine der zum Anzündem der Fißibus bereitstehenden Pfannen mit glühendem Loth vom Tisch und warf sie Faßmann ins Gesicht, so daß diesem die Augenwimpern versengt wurden und er auch einige Brandwunden davon trug.

Faßmann zögerte nicht, sich zu rächen. Er packte Gundling, riß ihm die Beinkleider herunter und schlug ihn nun mit der glühenden Pfanne so lange, als er den Arm rühren konnte. Er verbrannte dabei seinen Kollegen so heftig, daß dieser vier Wochen außer Stande war, zu sitzen.

Der König und seine Generale schauten dem unanständigen Kampf mit wahrer Herzenslust zu, sie lachten, daß sie sich kaum wieder zu fassen vermochten.

Sobald Gundling genesen war, wurde er abermals in das Tabaks-Kollegium berufen und wieder traf er daselbst seinen Feind Faßmann. Von diesem Zeitpunkt an verging kaum ein Abend, an welchem die beiden Gelehrten sich nicht im Tabaks-Kollegium geprügelt hätten.

Der Standal wurde endlich so groß, daß er die Lachlust Friedrich Wilhelms erschöpfte. Er erklärte, wenn die Gelehrten Männer von Ehre wären, dürften sie sich nicht länger auf solche Weise streiten. Gundling zumal als Baron und Kammerherr dürfe auf keine andere Art als im Zweikampf die ihm widerfahrenen Beleidigungen rächen.

Faßmann, dem ein gewisser Muth nicht abzusprechen war, kam sofort der Aufforderung des Königs nach und ließ Gundling auf Pistolen fordern. Vergeblich weigerte sich der arme Kammerherr. Friedrich Wilhelm drohte ihm seine höchste Ungnade an, wenn er sich nicht als Ehrenmann der Forderung stelle. Er wurde fast zu dem Duellplatz geschleppt; man drückte ihm das Pistol in die Hand, aber er hatte solche Furcht, daß er sich nicht entschließen konnte, loszubrüden, sondern die gefährliche Waffe von sich warf.

Faßmann dagegen schuß auf seinen Gegner; da man ihm aber ein nur mit Pulver geladenes Pistol gegeben hatte, so konnte er kein besonderes Unglück anrichten. Er hatte gut gezielt, denn der brennende Propfen flog in die Perrücke Gundlings und diese ging sofort in Flammen auf.

Brüllend vor Angst warf sich Gundling zu Boden und schrie, er sei durch den Kopf geschossen und müsse sterben. Erst als ihm ein Eimer mit kaltem Wasser übergossen wurde, der die Flammen der Perrücke löschte und ihn wieder zur Besinnung brachte, beruhigte er sich.

Hände ließen sich schreiben, wollte man alle die Tollheiten erzählen, die begangen wurden, um den unglücklichen Gundling zu ärgern und zu ängstigen; er befand sich in einer fortwährenden Todesangst. Rausch, nächtliche Arbeiten, Neger und Aufregung zerrütteten endlich seine feste Gesundheit. Er starb im königlichen Schlosse zu

dem „gelehrten Narren“ zu verstehen sei, hatte Faßmann auf dem Titeltupfer Gundling genau abzeichnen lassen. Der Kammerherr saß, mit einem Schlafrock bekleidet, in seinem Studirzimmer. Er trug eine große Perrücke auf dem Kopfe und war beschäftigt, einige um ihn herum sitzende Affen und Hasen zu unterrichten. Ein großer Affe kämmte ihm die Perrücke, ein Satyr hielt ihm ein Buch vor, aus dem ein kleiner Affe zum Aerger des Gelehrten ein Blatt ausriß.

Gundling drohte dem Messen mit dem Stock, während ihm ein Bavian zur Besänftigung eine Pfeife mit einem Fißibus reichte. Eine Anzahl von theils leeren, theils gefüllten Flaschen und Krügen stand umher und deutete auf die Trunksucht Gundlings hin.

Potsdam am 11. April 1731. Die Aerzte behaupteten, sein Magen sei vom vielen Trinken geborsten.

Noch im Tode folgte dem Gelehrten die Verhöhnung Derer, deren Spasmacher er im Leben gewesen war.

Der König hatte ihm schon vor 10 Jahren einen Sarg in der Form eines Weinfasses anfertigen lassen und ihm befohlen, denselben in seinem Zimmer aufzustellen. Es war ein schwarzes Faß mit einem weißen Kreuz bemalt, auf dem folgende Inschriften standen:

Hier liegt in seiner Haut,  
Halb Schwein, halb Mensch, ein Wunderding,  
In seiner Jugend klug, in seinem Alter toll,  
Des Morgens voller Wit, des Abends toll und voll.  
Bereits ruft Bacchus laut:  
Das theure Kind ist Gundelting.

Ferner:

Gundling hat nun ausgeoffen  
Und forthin nichts mehr zu hoffen  
Von dem Wein aus diesem Faß;  
Auch beim Abschied schmerzt ihn das.  
Drum war es sein letzter Wille,  
Daß doch ja in aller Stille  
Sein mit Wein gemäster Bauch  
Kam in eben diesen Schlauch,  
Daraus er sich unverdroffen  
Oft die Nase hat begoffen.  
Sage, Leser, wenn Du's liest,  
Ob das nicht ein Schweinpelz ist.

In diesen Sarg wurde Gundling auf Befehl des Königs gelegt. Man hatte der Leiche das Staatskleid des Ober-Ceremonienmeisters angezogen. So wurde sie einen Tag lang öffentlich ausgestellt und dann nach der Kirche zu Bornstedt, einem Dorf nahe bei Potsdam, gebracht.

Auf königlichen Befehl mußten viele Offiziere der Potsdamer und Berliner Garnisonen, die meisten Hofbedienten und die Potsdamer Schulkjugend, der sich ein unermesslicher Schwarm von Neugierigen angeschlossen hatte, den Leichenzug begleiten.

Faßmann war beauftragt, die Leichenrede zu halten. Er that es mit vielem Geschick und zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er auch ernst und würdig sprechen könne.

In der Kirche zu Bornstedt erhielt Gundling eine würdigere Grabchrift, als die auf seinem Sarge befindliche.

Durch Gundlings Tod war eine Reihe von einträglichen Stellen vakant geworden. Wer konnte geeigneter sein, diese zu erhalten, als der gelehrte Gegner Gundlings, der Professor David Faßmann?

Faßmann fühlte dies selbst; er wendete sich in einem unterthänigen Schreiben vom 16. April 1731 an den König und bot ihm seine Dienste an. Sein Begehren war dabei auf die realen Vortheile der Stelle, auf das Gehalt derselben, nicht auf die Titel gerichtet, denn er fühlte wohl daß diese eine Schande, nicht eine Ehre seien.

Faßmanns Wünsche wurden erfüllt. Friedrich Wilhelm stellte ihn als wissenschaftlichen

Hofnarren mit 900 Thalern Gehalt an. Er erlitt nun dasselbe Schicksal, welches vor ihm Gundling hatte ertragen müssen. Wie er gegen diesen als gelehrter Streiter ins Tabaks-Kollegium berufen wurde, so führte man gegen ihn einen gewissen Hackmann ins Feld, der ihn mit einer solchen Grobheit behandelte, daß Faßmann dem mächtigeren Gegner weichen mußte.

Faßmann war nicht ganz so unwürdig, wie Gundling. Er vermochte die Behandlung im Tabaks-Kollegium nicht lange auszuhalten. Wahrscheinlich schon im Jahre 1732 verließ er heimlich den Hof und entfloh nach Sachsen.

Faßmann benutzte seine genaue Kenntniß der Berliner Hofverhältnisse, um sein berühmt gewordenes, auch von uns häufig benutztes und citirtes Buch über Friedrich Wilhelm zu schreiben. Er überhäufte in demselben den König verschwenderisch mit Lobeserhebungen, jede seiner Handlungen entschuldigte er, mitunter aber scheint es fast, als sei es ihm mit seinen Lobeserhebungen nicht voller Ernst, als blide eine bittere Ironie durch die Verherrlichung, mit der er den König überschüttete, hindurch. Auch Friedrich Wilhelm fühlte dies und er ließ deshalb das Buch bei strenger Strafe verbieten.

Faßmann hat in seinem Werke mehrere andere Hofgelehrte scharf durchgehohlet, besonders seinen Feind Hackmann. Dieser rächte sich, indem er eine Streitschrift gegen Faßmann erließ, weit toller, als „bergelehrte Narr“. Der Titel dieser Schrift lautet:

„Der im Weinsaf begrabene Paul Gundling Geheimer Staats-, Kriegs- und Domainen-Rath, raisonnirt mit David Faßmann, Erz-Calumnianten, den Galgen längst meritirten Ehren-Dieb, wie er dann an seiner Lasterzunge allhier in effigie hanget und in corpore bald wird gehangen werden.“

Auf dem Titeltupfer war Faßmann am Galgen hängend und mit der Zunge an demselben angenagelt dargestellt. Unter dem Titeltupfer steht folgender schöne Vers:

Der David Faßmann hanget an seiner Lasterzungen,

Am Galgen hanget er, weil er ein Ehrendieb.  
Es giebt ihm ein Laquais im Schädel einen Hieb,  
Die Raben auf dem Rad verzehren Herz und Lungen.

Gundling und Faßmann waren die beiden bedeutendsten Hofnarren Friedrich Wilhelms. Sie hatten viele Nachfolger, über deren Schicksale wir nur in kurzem berichten wollen. Einer derselben, ein Dr. Bartholbi, und ein anderer, ein gewisser Kornemann, wurden vom König ebenfalls mit Ehren überhäuft und dadurch, sowie andererseits durch Prozesse, die man ihnen im Scherz und Ernst machte, in solche Aufregung gebracht, daß sie ihr Leben im Irrenhause beßlossen.

Ein anderer Hofnarr war jener Graben zum Stein, welchen wir bereits als Vice-Präsidenten der Akademie der Wissenschaften erwähnt haben. Er hatte sich durch einige Schriften bekannt gemacht und galt für einen tüchtigen Gelehrten. Graf Sedendorf, der österreichische Gesandte em-

pfahl ihn dem König nach Gundlings Tode im Jahre 1731 als Zeitungsvorleser. Er füllte das Amt zur großen Zufriedenheit Friedrich Wilhelms aus.

Böllnig nennt ihn eine umgestürzte Bibliothek,

besoldet.

Nosfig erhielt darüber im Jahre 1731 eine besondere Bestallung, in welcher gemacht wurde, daß er seine Schreien, noch, wenn sie trocken sparsam dürfe, auch sol noch mehr rare und lustige gewinnen.

Das Wappen Nosfigs, welches im Tabaks-Kollegium unter vielem Gelächter berathen worden war, entsprach dem Diplom. Es trug im 1. und 4. Fach einen weißen, aus dem feinsten turländischen Hanf gesponnenen Strich in Knotengestalt und noch andere Symbole, welche darauf hindeuteten, daß der neue Freiherr ein Galgen-Kandidat sei, dessen Körper den Raben preisgegeben werden müsse.

Ueber Nosfigs Schicksal ist sonst wenig bekannt. Er hielt sich nicht in der Gunst des Königs, sondern wurde von diesem, aus welchen Gründen weiß man nicht genau, am 30. Juni 1739 nach Spandau geschickt. Friedrich der Große befreite den siebenjährigen Greis im Jahre 1742 aus seiner Gefangenschaft.

Der wissenschaftlich Bedeutendste von den Hofnarren Friedrich Wilhelms war der Professor Salomon Jakob Morgenstern, der sehr gegen seinen Willen durch königliche Gewalt gezwungen wurde, das Hofnarren-Amt zu übernehmen.

Morgenstern, der Magister legens in Halle war, hatte sich durch ein Werk über Staats-Geographie einen wissenschaftlichen Ruf erworben und wurde nach Rußland berufen, um dort eine Professur zu übernehmen. Auf dem Wege kam er im Jahre 1736 durch Potsdam.

Der Offizier der Ehrowache hatte vom König den Befehl erhalten, alle einpassirenden Fremden genau zu examiniren und Rapport abzustatten, wenn etwa ein großgewachsener Mann, der vielleicht zur Riesengarde zu werben sei, oder irgend eine andere bemerkenswerthe Persönlichkeit einträte. Als der Offizier am Abend dem König meldete, ein Magister legens aus Halle sei eingestrichelt, da befahl Friedrich Wilhelm sofort, den Gelehrten ins Tabaks-Kollegium einzuladen. Er hatte an seinem Graben zum Stein noch nicht genug und wollte noch einen andern Hofnarren zur Disposition haben.

Morgenstern mußte wohl oder übel dem Befehle Friedrich Wilhelms folgen und da er im Tabaks-Kollegium sich durch geistreiche Antworten und treffenden Witz auszeichnete, so unterfagte ihm der König, weiter zu reisen und ernannte ihn zum Hofrath mit 500 Thalern Gehalt und freier Wohnung.

Morgenstern weigerte sich, die ihm angebotene Anstellung zu übernehmen, aber obwohl er ein sächsischer Untertan war, so wurde er doch nicht wieder entlassen, sondern mußte sich dem königlichen Befehle fügen.

Der neue Hofrath hielt sich anständiger, als seine Vorgänger und wurde auch nicht ganz so schlecht wie diese behandelt, obwohl er auch viel von den wilden Launen Friedrich Wilhelms zu leiden hatte und ebenso wie Gundling und die übrigen Hofnarren von dem König benützt wurde, um in seiner Person die gelehrten Würden lächerlich zu machen. Zu diesem Behufe wurde Morgenstern zum Vice-Kanzler der Universität Frankfurt gemacht und mußte dort einen berühmten

gewordenen, halb wissenschaftlichen Streit auskämpfen.

Auf den 12. November 1737 hatte der König eine große Disputation zwischen den Frankfurter Professoren und dem neuen Vice-Kanzler angeordnet. Morgenstern hatte vom König den Befehl erhalten, den Satz: „Alle Gelehrten sind Salbader und Narren!“ zu verteidigen und mußte dies in einem Kostüm thun, welches geeignet war, die Wahrheit des Satzes zu befürworten.

Es bestand aus lauter Kleidungsstücken, welche Friedrich Wilhelm nicht leiden konnte und verächtlich machen wollte, indem er sie seinem Hofnarren anhängte. Ein gesticktes, großes, blaues Sammetkleid mit ungeheuren rothen Aufschlägen, eine brennend rothe Weste und eine Allongeperrücke, deren Locken über den ganzen Rücken herabfielen! Das Kleid und die Weste, selbst Hosen und Strümpfe, waren überall mit reicher Silberstickerei versehen, die Silberfäden bildeten an den verschiedenen Körpertheilen das Bild eines Hasen. Statt eines Degens trug Morgenstern einen Fuchsschwanz und sein Hut war mit Hasenhaaren geschmückt.

Bis zum Tode Friedrich Wilhelms blieb Morgenstern als Hofnarr im Dienste. Außer seinem Amte als Vorleser und Lustigmacher im Tabaks-Kollegium hatte er häufig auch wichtige Staatsgeschäfte zu besorgen und wurde selbst zu Gefandtschaften verwendet. In der Einleitung\*) eines von Morgenstern nachgelassenen Werthens über Friedrich Wilhelm I., welches eine Biographie des Verfassers enthält, wird zum Schlusse derselben sein ferneres Leben folgendermaßen geschildert:

„Nach dieser Zeit besorgte er noch verschiedene Aufträge an mehreren europäischen Höfen zur Zufriedenheit seines Herrn, bei dem er dadurch und weil er das Tabaks-Kollegium durch seine muntere Laune beständig angenehm zu unterhalten wußte, in so vorzügliche Gnade kam, daß er fast immer um ihn sein mußte und außerdem eine ansehnliche Pension erhielt.

Auch Friedrich Wilhelms Nachfolger, Friedrich der Große, bediente sich Morgensterns und machte

\*) In der citirten Einleitung wird die Art, wie Friedrich Wilhelm die Bekanntschaft Morgensterns machte, abweichend von der obigen Erzählung folgendermaßen geschildert:

„Durch seine Staatsgeographie, welche er im Jahre 1734 herausgab, wurde er der russischen Kaiserin Elisabeth bekannt und von ihr mit einem Gehalt von 1000 Rubeln nach Petersburg berufen.

Auf seiner Reise dahin begegnete ihm in der Gegend bei Berlin König Friedrich Wilhelm. Morgenstern mußte sich zu ihm in den Wagen setzen und seine Geschichte erzählen. Da er auf jede Frage mit einer dreisten Antwort bereit war, gefiel dem König seine Unterhaltung und er nahm ihn mit nach Hofe, weil er — wie er sagte — in seinem Lande ebenso gut gelehrte Leute brauchen könne, als die russische Kaiserin.“

ihn zum Vice-Kanzler von Schlessien, berief ihn aber 1756 nach Potsdam, wo er auch bis an seinen Tod blieb.

In seinem Privatleben zeichnete sich Morgenstern durch Geiz, Eigensinn, cynische Philosophie und mehrere Sonderbarkeiten bei einer Menge gründlicher Kenntnisse aus. Er starb am 16. November 1785 im 80. Jahre seines Alters.“

## Zwölftes Kapitel.

Der Religionsstreit in Berlin. — Toleranz des Königs. — Das Sektenwesen. — Die Salzburger, ihr Empfang in Berlin. — Der Einsiedler im düstern Keller. — Das Kornmesser'sche und das Schindler'sche Waisenhaus. — Aberglaube. — Der letzte Hexenprozeß in Berlin. — Der Wahrsager Sob. — Friedrich Wilhelms Sittenstrenge. — Ueberhandnahme der Kindesmorde in Berlin. — Strafen des Ehebruchs.

Die religiösen Zwistigkeiten zwischen Lutheranern und Reformirten, welche seit so langen Jahren Berlin zu einem theologischen Kampfplatz gemacht hatten, dauerten auch unter der Regierung Friedrich Wilhelms fort und wurden von den erbitterten Predigern beider Parteien in der alten Art durch gegenseitige Verleumdungen in zahllosen theologischen Streitschriften geführt.

Friedrich Wilhelm interessirte sich sehr für diesen Streit, obwohl er selbst über denselben stand, denn sein klarer, scharfer Verstand sagte ihm, daß es sich bei dem Kampf der beiden Parteien hauptsächlich um unwesentliche Formenfragen handle. Diese Freiheit der Anschauung ist bei dem sonst so vielen Vorurtheilen unterworfenen König um so mehr anzuerkennen, als er durchaus kein Freigeist sondern streng religiös, wenn auch auf seine eigene Art, war. Er besuchte mit der pünktlichsten Regelmäßigkeit die Kirche, hielt täglich seine Morgenandacht und zeigte überhaupt bei jeder Gelegenheit, daß er eine religiöse Gesinnung hochschätzte; die Heuchler aber konnte er nicht leiden.

Daß Friedrich Wilhelm die Unterschiede der lutherischen und kalvinistischen Lehre nur für Formensache hielt, hat er bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochen und auch durch die That bewiesen, indem er seine Lieblingsstochter, die Prinzessin Friederike Louise, welche den Markgrafen von Anspach heirathete, zur lutherischen Kirche übergehen ließ. Er hatte dies ausdrücklich befohlen, weil der Markgraf sich zur lutherischen Kirche bekannte und weil der König glaubte, es sei zu einer guten Ehe wünschenswerth, daß Mann und Frau einerlei Religion hätten. Es kam ihm außerdem auch darauf an, durch einen solchen Schritt öffentlich zu zeigen, daß beide Religionen seiner Ansicht nach in allen ihren Grundlehren gleich seien und man daher einen Uebergang von der refor-

Mit der Einführung der Unionskirche und des Simultaneums begnügte sich Friedrich Wilhelm nicht, er griff gewaltthätig ein in das innere Wesen der Religionsgemeinschaften und dabei schonte er weder die rein äußerlichen Gebräuche, noch selbst die Grundlehren der beiden Konfessionen, er befahl ganz nach seinem Ermessen und seiner Willkür Abänderungen in beiden. Die meisten der noch immer herrschenden, aus dem Katholicismus herstammenden Gebräuche der Lutheraner befahl er abzustellen. So durfte bei Begräbnissen kein Kreuzfist mehr vorangetragen werden, Messgewänder, Altäre, Lichter zc. sollten beseitigt werden, auch die Privatbeichte, ein Ueberbleibsel des Papismus, wurde abgestellt und dafür die Generalbeichte in allen Kirchen eingeführt. Das Kreuzschlagen, das Abhängen der Gebete, des Segens zc. wurde ebenfalls verboten.

Den lutherischen Predigern ging der strenge Befehl zu, das nichtige, äußere Ceremonienwerk, welches noch aus der katholischen Kirche stamme, zu vermeiden und es sich angelegen sein zu lassen, die ihnen anvertrauten Seelen dem wahren Christenthum zuzuführen. Den Reformirten wurde die Lehre der Vorherbestimmung verboten und Friedrich Wilhelm befahl ausdrücklich bei Strafe der Amtsentsetzung, von dem Streite über die allgemeine Gnadenwahl auf der Kanzel gänzlich abzustehen.

Wo die Prediger solchen Anordnungen nicht nachkamen, da wurden sie, gleichgültig, ob sie reformirt oder lutherisch waren, ihres Amtes entsetzt. Die Fiskale erhielten den bestimmten Auftrag, die Predigten zu kontrolliren und mancher Geistliche erlag den Denunziationen derselben.

War Friedrich Wilhelm bemüht, Lutheraner und Calvinisten zu einer Religionsgemeinschaft zu vereinigen, den vorhandenen Religionszwiespalt auszugleichen, so konnte es ihm natürlich nicht angenehm sein, wenn sich andere Religionssekten bildeten, welche seiner Ansicht nach die Gemüther verwirrten. Er haßte die Sektirer, zeigte sich aber gegen sie trotzdem ziemlich tolerant, wobei wir freilich nicht den Maßstab unserer heutigen, sondern den jener Zeit anlegen müssen.

Im Jahre 1718 wurde eine Untersuchung gegen eine besonders in Berlin seit einigen Jahren verbreitete Sekte, welche sich „die Inspirirten“ nannte, eingeleitet. Die Sektirer behaupteten, sie hätten höhere Eingebungen; sie verbreiteten Schriften, in denen sie ihre Lehren aussprachen und sendeten sie auch an den König.

An der Spitze der Sektirer standen ein Studiosus, Namens Kunzel, aus Halle, ein Schneider aus dem Anhaltischen und eine alte Wittwe. Diese wurden von dem General-Fiskal und dem mit der Untersuchung beauftragten Kirchenrath verhört. Sie gaben an, daß ihnen von Gott die Aufgabe geworden sei, die Welt zu bekehren und von den Sünden abzumahnern, sie behaupteten, besondere Befehle Gottes zu haben, nach denen sie vor Krieg, Hunger und Pestilenz, den



Strafen Gottes, zu warnen hätten und sie könnten nicht weichen, wenn sie auch ihres Zeugnisses wegen zur Verantwortung gezogen und in Ketten und Banden geworfen würden.

Manche Stimmen erhoben sich dafür, daß ein solches Schicksal die Sectirer wirklich treffe. Friedrich Wilhelm aber meinte, den Glaubensschwärmern gebühre keine besondere Strafe. Damit sie kein Unheil in Berlin stiften konnten, wurden sie einfach über die Grenze gebracht und des Landes verwiesen. Zurückgekehrt sind sie nicht.

Eine andere Sekte waren die sogenannten „Sichtelianer“, an deren Spitze der Hoffschuster Schramm stand. Der überdienstleifrige General-Fiskal Gerbett klagte diese der Auflehnung gegen den Ehestand und das Abendmahl zc. an. Er hielt bei dem Hoffschuster und anderen Sichtelianern Hausfuchung, nahm ihnen verschiedene Briefe und Bücher weg und theilte den Auszug aus denselben dem König mit.

Friedrich Wilhelm fand indessen, daß die Sichtelianer unschädliche Schwärmer seien. Er befahl, dem würdigen Schramm seine Schriften zurückzugeben, indem er erklärte, er habe befunden, daß dies lauter mystisch dunkle Sachen wären, welche in den Büchern enthalten seien. Die Sichtelianer würden freilich davon nicht wieder abzubringen sein, andere Menschen aber verständen den Unsinn nicht. Und darin hatte er gewiß Recht.

Ein Lied, welches ebenfalls mit Konfiskirt worden war und von den frommen Sichtelianern nach der Melodie: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“ gesungen wurde, mag hierüber Zeugniß geben. Es lautet:

Die Jungfrauschaft hat hohen Preis  
Vor Gott in seinem Paradies  
An beiderlei Geschlechte.  
Der Heiland selbst hat sie geehrt,  
Mit seinem Beispiel auch gelehrt,  
Was sie vor Nutzen brächte.  
Denn dort am Orte aller Freuden  
Wird Gott weiden,  
Die Lust meiden,  
Sich ums Himmelreich beschneiden.

Auch die Katholiken erlitten in Preußen keine Verfolgung, obwohl die Grausamkeit, mit der sie damals in den Ländern, in denen sie die Macht dazu hatten, die Keger behandelten, wohl eine Wiedervergeltung herausgefordert hätte.

Hier und da zeigte indessen Friedrich Wilhelm auch wohl seine Abneigung gegen den Katholicismus. So verbot er im Jahre 1726 den Katholiken in Berlin, fernerhin eigene Häuser zu bauen. Zu Staatsämtern ließ er sie ebenfalls nicht zu, weil er behauptete, sie seien dem Papst mit heiligeren Eiden als ihm, dem König, verpflichtet.

Einen Lichtpunkt in der Regierung Friedrich Wilhelms bildet die freundliche Aufnahme, welche er, dem Vorbilde seines Großvaters nachahmend, den ihrer Religion wegen aus ihrem Vaterlande

vertriebenen lutherischen Salzburgern in Preußen

hatten.

wild bewachsenen Hügel in der Hasenhalde, dem sogenannten düstern Keller, eine Höhle gegraben. In dieser lebte er von milden Gaben ganz wie die Klausner im Mittelalter. Seine einzige Beschäftigung war das Singen von Psalmen und das Beten. Jeden, mit dem er sprach, redete er „Er“ an und dabei machte er keine Ausnahme, selbst als Friedrich Wilhelm einst von Tempelhof nach der Hasenhalde ritt und den Klausner aufsuchte, nannte dieser den König „Er“.

Friedrich Wilhelm unterhielt sich lange mit dem wunderlichen Alten, den er nicht recht begreifen konnte.

„Mit Deinem Glauben scheint es mir nicht ganz richtig zu sein,“ sagte er.

Der Einsiedler erwiderte ruhig: „Ich glaube noch immer dasselbe, was ich glaube, als ich Seinem Großvater die Psalmen vorlas.“

„Dann habe ich allen Respekt vor Deinem Glauben, hier hast Du einen Gulden.“

„Das Geldstück ist zu groß für mich,“ entgegnete der Klausner, der nie etwas anderes als kleine Kupfermünzen annahm und ohne sich weiter um den König zu bekümmern, ging er in seine Höhle zurück.

Die in Berlin überall zur Schau getragene Religiosität verführte vielfach zur Heuchelei, nach anderer Richtung hin hat sie aber auch wohlthätige Wirkungen zur Folge gehabt, indem manche milde Stiftung entstand. Reiche Leute schenkten den Ortsarmen bedeutende Summen, um ihren

Wir haben schon bei verschiedenen Gelegenheiten den klaren, scharfen Verstand des Königs zu rühmen gehabt; er zeigte denselben auch dem noch immer in Berlin herrschenden Aberglauben gegenüber.

Durch die Abschaffung der Hexenprozesse hat sich Friedrich Wilhelm ein unsterbliches Verdienst erworben. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so erließ er am 13. Dezember 1714 ein Mandat wegen der Hexenprozesse. Er schilderte in demselben den Hexenprozeß als den gefährlichsten aller Kriminalprozesse, da auf ungewisse Anzeigen hin viele Unschuldige auf die Tortur kämen und gar Leib und Leben verlören. Alle Urtheile in Hexensachen, welche die Tortur oder gar die Todesstrafe mit sich führen könnten, sollten deshalb dem König vorher zur Confirmation eingesandt werden. Er befahl schließlich, alle noch vorhandenen Brandpfähle, an denen Hexen hingerichtet worden waren, fortzunehmen.

Trotz dieses Befehls wurden doch noch unter der Regierung Friedrich Wilhelms einige Hexenprozesse von den abergläubigen Gerichtshöfen ins Leben gerufen, so im Jahre 1721 ein solcher gegen eine Schuhmachersin in Rauen. Friedrich Wilhelm ließ sich darüber aber sehr mißfällig aus und bemerkte, daß er alle Hexenprozesse durchgehend verboten habe.

Ein anderer merkwürdiger Prozeß kam in der Residenz noch im Jahre 1728 vor; ein Mädchen wurde des Umgangs mit dem Teufel beschuldigt. Es war eine Müllertochter, Namens Dorothea Steffin, die, wegen Unsitlichkeit im Kalandshof eingesperrt, sich zu erhängen versuchte. Sie wurde abgesehen und sagte nun von sich selbst aus, sie sei einst am Wedding einem Herrn in blauem Rock und gestickter Weste begegnet, der habe ihr Geld geschenkt. Später habe sie ihn auf der Langen Brücke wiedergetroffen, sei mit ihm nach dem Wedding gegangen und dort habe ihr der Herr erzählt, er sei der Teufel. Er habe ihr ein Papier, auf dem drei Buchstaben gestanden hätten, hingereicht und sie aufgefordert, dies zu unterzeichnen. Als sie sich bereitwillig gezeigt, habe er mit dem Nagel an den Finger gedrückt, bis Blut gekommen sei und mit diesem Blut habe sie sich dem Teufel verschrieben. Seitdem verfolge sie derselbe und er sei Schuld daran, daß sie sich das Leben habe nehmen wollen.

Das Papier wurde von dem Mädchen zu den Akten gegeben und in der That standen auf demselben drei roth geschriebene Buchstaben; den von ihr selbst unterschriebenen Vertrag konnte sie natürlich nicht einreichen, denn diesen hatte der vorsichtige Teufel als Schuldschein mitgenommen.

Das Mädchen behauptete, der Teufel habe ihr gesagt, sie möge nur sein Papier stets auf dem Leibe tragen, dann solle sie beim Stehlen nicht entdeckt werden. Sie habe indessen niemals gestohlen, sondern nur einen unsittlichen Lebenswandel geführt.

Auf diese wahnfinnigen Selbstanschuldigungen

hin wurde der Prozeß gegen die Verbündete des Teufels eingeleitet. Der Gerichtshof war indessen doch schon so weit vom Aberglauben befreit, daß er nicht nur einen Geistlichen, sondern auch einen Arzt in das Gefängniß sandte und dieser war Zeuge von den entsetzlichen Krämpfen, in denen die Unglückliche sich krümmte, während der Prediger ihr vorbetete.

Das Urtheil des Berliner Kriminal-Gerichts vom 10. Dezember 1728 erkannte trotzdem den Teufelspakt als möglich an: Es heißt in demselben: „Obwohl es das Ansehen habe, daß die Inquisitin wegen des Bündnisses mit dem Teufel mit dem Feuer oder doch mit dem Schwert zu strafen sei, zumal sie einen höchst unsittlichen Lebenswandel geführt habe, so könne doch das Bündniß mit dem Teufel auch Effect der Schwermüthigkeit sein, weil sie mit schwerer Noth und Melancholie lange behaftet gewesen, zumal die von ihr erzählten Umstände unwahrscheinlich, ja ungereimt seien, so daß man auf Verstandes-Berrückung und wunderliche Einbildung durch ihre Krankheit schließen müsse, deshalb solle die Inquisitin nicht am Leben bestraft werden. Damit sie aber durch ein lieberliches Leben und Versuchen des Selbstmordes nicht ferner in dem Wege des Satans sich verstricken könne, sei sie lebenslänglich in das Spandauer Spinnhaus zu bringen und zu leidlicher weiblicher Arbeit anzuhalten, ihr auch dort leibliche Arznei und geistlicher Zuspruch zu ertheilen. Von Rechts Wegen.“

Dies Erkenntniß wurde durch den König bestätigt. Dieser war in seinen Ansichten über Zauberei seiner Zeit voraus, denn das Volk glaubte noch immer an dieselbe.

In der intelligentesten Stadt des Landes, in Berlin, machte ein Advokat, Namens Sob, gewaltiges Aufsehen durch seine Wahrsagungen, die er aus astrologischen Berechnungen hergeleitet. Als im Jahre 1714 eine seiner Prophezetungen in höchst merkwürdiger Art zur Erfüllung kam, da gab es kaum irgend Jemand in Berlin, der nicht an Sob's Wahrsagungen unverbrüchlich geglaubt hätte.

Ein Postsekretär Jesser hatte sich an den Astrologen gewendet und ihn gebeten, ihm sein Schicksal vorher zu verkünden. Sob hatte sich anfänglich geweigert, endlich aber prophezeit, Jesser werde im Wasser umkommen. Vor einem solchen Lode glaubte sich der Postsekretär schützen zu können. Er vermied es, dem Wasser zu nahe zu kommen und wenn er über eine Brücke ging, suchte er gewiß so weit wie möglich vom Geländer entfernt zu bleiben. Eines Abends aber vergaß er diese Vorsicht. Er kam aus einer munteren Gesellschaft in der Friedrichsstadt und mußte die Schleusenbrücke passiren. Plötzlich kam ihm ein Wagen mit großer Schnelligkeit entgegen. Jesser wollte ausbiegen, in demselben Augenblick wurden die Pferde scheu, der Geängstigte sprang noch weiter zurück, fiel ins Wasser und ertrank.

Nach diesem Vorfall galt Sob für einen aus-

Stein, ertheilte, Niren, Drachenkinder, Wehrwölfe u. gegen eine Belohnung von 6 Thalern pro Stück lebendig oder todt einzufangen, ist ein vollgültiges Zeugniß hierfür.

Nicht so vorurtheilsfrei, wie gegen Hexen und Zauberer, zeigte sich Friedrich Wilhelm gegen sittliche Vergehungen. Er selbst war ein Weiberfeind; er hielt alle Frauen für leicht verführbar und glaubte sie durch strenge Strafen zur Sittsamkeit anhalten zu müssen. Er that sich etwas zu Gute darauf, daß er ein treuer Ehemann sei und rühmte sich oft, daß er jeder Versuchung zu widerstehen vermöge.

Dieselbe Sittenstrenge, welche Friedrich Wilhelm selbst bewies, verlangte er auch von seinen Unterthanen. Er erließ deshalb zur Förderung der Sittlichkeit mehrere Edikte, ohne indessen an die Wirksamkeit derselben selbst recht zu glauben.

Am 30. Oktober 1716 ließ der König bekannt machen, daß die Kirchenbuße, der sich bis dahin gefallene Mädchen und Frauen hatten unterziehen müssen, nicht als eine Strafe betrachtet werden solle, sondern daß das Vaster an den Verbrechern außerdem noch geahndet werden müßte.

Die Kirchenbuße bestand bis dahin darin, daß die Gefallenen drei Sonntage nach einander während der ganzen Predigt vor den Altären knien mußten. Sie dienten der spottlustigen Gemeinde zum Schauspiel und es ließ sich leicht denken, daß diese mehr auf die Bühferinnen, als auf den Prediger achtete. Dieses Unwesen schaffte Friedrich Wilhelm nicht ab, im Gegentheil, er befahl, daß fortan die Buße noch öffentlicher, als es bisher geschehen und zwar mitten in der Kirche stattfinden müsse.

Er setzte außerdem namhafte Strafen gegen sittliche Vergehungen fest. Die Folge dieser Strenge war das Ueberhandnehmen der Kindesmorde. Mädchen, die ein Gefühl für Ehre hatten, aber der Sinnlichkeit des Augenblicks gefallen waren, verübten häufig das furchtbare Verbrechen in der Verzweiflung.

Friedrich Wilhelm sah dies wohl ein. Er erließ daher im Jahre 1720 ein Edikt, in welchem er anbefahl, daß Niemand sich unterstehen solle, einem gefallenen Mädchen Vorwürfe darüber zu machen oder sie zu beschimpfen, bei Vermeidung harter Bestrafung und öffentlicher Abbitte von Seiten des Beleidigers. Zugleich aber machte er es auch den Gerichten zur Pflicht, gegen die Kindesmörderinnen unnachlässig mit der Todesstrafe des Sackens vorzugehen. Schon 1719 schrieb der König bei einem Urtheil, worin einer Kindesmörderin zuerkannt worden war, daß sie in einen Sack gesteckt und in das Wasser geworfen werden sollte: Die Kindesmörderin werden so gemein, ergo sollen sacken lassen. Hier in Potsdam sein 3 Kindesmörderin, die Alles schon bekannt haben."

Dem königlichen Befehl wurde Seitens der Gerichte die pünktlichste Folge geleistet. Es wurde festgesetzt, daß die Kindesmörderinnen sich den

Sack, in welchem sie in das Wasser geworfen werden sollten, selbst nähern mußten und es gab fortan in Berlin eine große Menge Exekutionen, welche gewöhnlich in der Spandauer Vorstadt vorgenommen wurden.

Auch den Ehebruch bestrafte Friedrich Wilhelm und zwar, seiner Gewohnheit gemäß, meist durch eigenmächtige Dekrete streng. Die schöne, junge Frau eines Geheimen Rath's, welche ihren Mann verlassen hatte und in Berlin unter dem Vorwande eines Prozesses ein lustiges Leben führte, wurde auf Antrag des beleidigten Gatten ohne richterliches Urtheil nach Spandau gebracht.

Besser als die Frau des Geheimen Rath's kam die Wittwe eines Herrn v. Kniephausen fort, der vom König, weil sie ein uneheliches Kind geboren hatte, eine Strafe von 12,000 Thalern auferlegt wurde. Die Dame zahlte die Strafe, indem sie sich lächelnd äußerte, sie habe Sr. Majestät um 12,000 Thaler bestraubt, denn statt eines unehelichen Kindes, wegen dessen sie bestraft sei, habe sie deren zwei.

## Dreizehntes Kapitel.

Die Kunst in Berlin. — Die Akademie der Künste. — Der Hofmaler Weidemann. — Die Malerei. — Friedrich Wilhelm als Maler. — „Hänschen.“ — Das Packiren. — Die Kupferstecher. — Die Bildhauerkunst. — Die Baukunst. — Die Musik. — Depusch und sein Schweinekonzert. — Die Dichtkunst. — Friedrich Wilhelm als Dichter. — Der Reimschmied Pastor Schönmann. — Das Theater in Berlin. — Der starke Mann Johann Karl v. Eckenberg.

In einer Zeit, in welcher durch das Vorbild des Königs eine rein materielle Anschauung in allen Gebieten des staatlichen Lebens herrschte, konnte die Kunst keine freundliche Stätte in Berlin finden.

Friedrich Wilhelm haßte die Wissenschaften und verachtete die Künste. Sein Sparsystem traf gleich beim Beginn seiner Regierung am Schärfften die Pensionen der in der Residenz angestellten Künstler und diese sahen daher bald genug ein, daß Berlin für sie keine Heimath mehr sein könne. In kurzer Zeit verlor unsere Stadt den größten Theil derjenigen Männer, welche bis dahin dieselbe durch ihr Talent berühmt gemacht hatten. Die meisten Künstler, welche es irgend vermochten, verließen Berlin und begaben sich in das Ausland, die übrigen, welche durch Familienbande hier festgehalten wurden, mußten sich einschränken und in die Umstände schicken, auch wohl die Kunst ganz aufgeben und zu einer andern Arbeit greifen.

Die natürliche Folge war, daß während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms die vaterländische Kunst einen gewaltigen Rückschritt machte, von dem sie sich unter dem geistreichen und kunst-

sinnigen Nachfolger dieses Königs nur schwer zu erholen vermochte.

Als ein besonders unnützes Institut erschien Friedrich Wilhelm die von seinem Vater in's Leben gerufene Akademie der Künste. Er setzte ihre jährlichen Einkünfte im Jahre 1714 von mehr als 6000 Thalern auf 300 Thaler herunter und erlegte ihr dabei noch außerdem die Verpflichtung auf, für die ihr über dem königlichen Marstall eingeräumten Zimmer eine jährliche Miete von 50 Thalern zu bezahlen. Es bedurfte wiederholter Vorstellungen, um wenigstens diese Miete dem Kunst-Institut zu erlassen.

Die Akademie würde vielleicht ganz eingegangen sein, hätte sie nicht Unterstützung bei einem Manne gefunden, der, obwohl kein bedeutender Künstler und seiner Befähigung nach in keiner Weise geeignet, der Direktor eines derartigen Instituts zu sein, sich doch um die Förderung der Kunst in Berlin ein wesentliches Verdienst durch die Liebe zur Akademie erworben hat; es war der Hofmaler Weidemann, den Friedrich Wilhelm mit 600 Thalern Gehalt als Direktor der Akademie beibehielt und der mit anerkennenswerthem Eifer seine Stellung ausfüllte. Er tröstete die um ihre Zukunft besorgten Künstler und sprach ihnen Muth zu, er bemühte sich, alle diejenigen jungen Leute, welche Neigung zur Kunst hatten, aufzumuntern und verwendete selbst seine geringen Mittel, um die öffentliche Ehre der Akademie aufrecht zu erhalten, indem er auf seine eigenen Kosten jährlich den Stiftungstag feierte und dabei Prämien unter die fleißigsten Schüler austheilte.

Von allen Künsten liebte Friedrich Wilhelm am Meisten die Malerei. Er glaubte selbst ein tüchtiger Maler zu sein, weil er oft, um sich die Zeit zu vertreiben, einige Stunden an der Staffelei zubrachte und weil die Schmeichler, welche jeden Fürsten umgeben, ihm versicherten, er schaffe Kunstwerke.

Wenn das Wetter schlecht war oder wenn der König, wie dies oft geschah, am Bodagra litt, so daß er nicht ausreiten konnte, ließ er den Maler Johann Adelsing kommen, der mit jährlich 100 Thalern festem Gehalt angestellt war und außerdem für jeden Tag, an dem gemalt wurde, 1 Gulden für die Farben erhielt.

Adelsing wurde bei Hofe gewöhnlich „Maler Häschen“ genannt. Morgenstern bezeichnet ihn in seinem Buche über Friedrich Wilhelm I. als „Abrecht Schmierers treuesten Jünger“. Häschen mußte dem König die Farben reiben und ihm zugleich auch die Porträts der Bauern, Bedienten und Grenadiere, welche Friedrich Wilhelm absonderlichen wollte, aufzeichnen. Er hatte dabei eine schwierige Stellung, denn für jeden Pinselstrich, der dem König mißglückte, erhielt Häschen nach Morgensterns Zeugniß eine reiche Ernte von Lieben und Stößen mit dem Malerstock. Kam es dem König darauf an, ein besonders gutes Porträt zu machen, dann war ihm Meister Häs-

chen nicht genügend, der Hofmaler Weidemann wurde in solchen Fällen gerufen, um ihm Beistand zu leisten.

Die Bilder des Königs wurden natürlich im Tabaks-Kollegium immer mächtig bewundert und Friedrich Wilhelm kam endlich zu der Ueberzeugung, daß, wenn er nicht zufällig König geworden wäre, er sicherlich ein tüchtiger Maler sein würde, der sich mit seiner Kunst sein Brot vortrefflich verdienen könne. Um sich zu überzeugen, ob dies wirklich möglich sei, ließ er einst den Bilderhändler Schütz nach dem Tabaks-Kollegium bescheiden und fragte ihn, was er ihm für seine Bilder geben wolle.

Schütz bot für jedes fertige Porträt die enorme Summe von 1 Louisd'or. Friedrich Wilhelm berechnete sich, daß er in 5 Tagen sehr wohl ein Bild fertig machen könne und da er mit 1 Thaler auszukommen sich getraute, war er mit einem solchen Verdienst sehr zufriedengestellt. Aber er ließ trotzdem seine Bilder für diesen Preis nicht ab, sondern befahl, einen andern Hoflieferanten, der auf der Stechbahn seinen Laden hatte, rufen zu lassen und bot diesem einige seiner Werke an.

Der Hoflieferant mußte wohl oder übel 100 Thaler für das Stück zahlen. Er wußte indessen doch bei dem schlechten Geschäft seinen Vortheil zu machen. Kaum im Besitz der königlichen Kunstwerke, ließ er die Bilder öffentlich vor seiner Ladenthür zum Verkauf aushängen und gab ihnen die Ueberschrift: „Von der Hand Sr. Majestät des Königs gemalt!“

Die Kunde von dem seltsamen Verkaufsartikell kam natürlich sofort ins Schloß.

Friedrich Wilhelm ärgerte sich denn doch, daß seine Kunstprodukte so öffentlich verschächert werden sollten. Er schickte deshalb dem Kaufmann das erhaltene Geld wieder und forderte seine Bilder zurück. Dieser aber antwortete, er sei Kaufmann und könne unmöglich so werthvolle Sachen, an denen er bedeutend verdienen wolle, für den Einkaufspreis zurückgeben. So sah sich denn der König gezwungen, selbst den Käufer für seine Bilder zu machen und dem Hoflieferanten den gewünschten Profit zu gewähren.

Von den Kunstwerken Friedrich Wilhelms haben sich manche erhalten; einige noch vorhandene Porträts von Bauern tragen die Inschrift: „Friedericus Wilhelmus in tormentis pinxit.“

Mit Schmerzen hatte der König die Bilder gemalt, da sie entstanden waren, während er am Bodagra litt, mit Schmerzen hatten aber auch die Bauern gefessen, denn wenn dem König die Arbeit nicht recht gut gelang und er unwillig darüber wurde, so prügelte er wohl auf seine Modelle los oder er strich denselben auch einen Pinsel voll Farbe ins Gesicht und schrie wüthend: „Nun bist Du gewiß getroffen!“

Sämmtliche Schöpfungen des Königs aus seiner Bodagrazeit tragen den Charakter der Rauheit, an welcher der Maler litt.

Friedrich Wilhelm mußte einst von seinem

Kastellan, einem Holländer, ein Urtheil über seine Leistungen hören, welches ihn sehr verdroß, aber dessen Wahrheit schlagend war. Er hatte ein Jagdstück vollendet und fragte den Kastellan um seine Meinung. Dieser versicherte mit größtem Ernst, es sei gemalt in der Manier eines berühmten Niederländers, Bas-Claas, der stets, damit seine Bilder auch richtig verstanden würden die einzelnen Figuren mit Buchstaben bezeichnete und dann unter das Bild schrieb: „Dat is gemalen von Bas-Claas; a. is de Hunt um b. de Haas“ zc.

Des Königs Liebhaberei für die Malerkunst hatte zur Folge, daß Friedrich Wilhelm einige Künstler in Berlin erhielt. Zu diesen gehörte der berühmte Hofmaler Pesne, der einer der Bedeutendsten seiner Zeit war. Pesne behielt die ihm schon von Friedrich I. verliehene Pension von 1500 Thalern. Einige Geschichtsmaler, Harper, Huber und Wolfgang, vermochten mit ihren Werken kein großes Glück in Berlin zu machen, während Lehgebe, Merk und Degen als Porträt- und Thiermaler mehr Beschäftigung fanden, da der König gern ausgezeichnete Pferde und Hunde oder auch die auf den Jagden erbeuteten Wölfe, Hirsche und wilden Schweine von besonders schöner Gestalt und ungewöhnlicher Größe für seine Jagdschlösser malen ließ.

Sonst geschah für die Kunstsammlungen nichts. Auch die Bilder-Gallerie auf dem Schlosse wurde nicht vermehrt, eine werthlose Sammlung von Porträts großer Grenadiere, welche in dem Gange des Schlosses zu Potsdam aufgehängt wurde, legte einzig von der Kunstliebe des Königs Zeugniß ab.

Weidemann mußte die Riesen Mann für Mann abkonterfeien; außerdem mußte jeder General sein Bild in Lebensgröße malen lassen und dasselbe für eine Sammlung, welche der König von seiner Generalität anlegte, hergeben. Die Sammlung füllte einen ganzen Saal aus. Sobald einer der Gemalten starb, wurde sein Bild abgenommen und in der sogenannten Todtentammer aufgehängt.

Im Berliner Publikum war nicht mehr Sinn für die wahre Kunst, als bei Hofe. Gute Bilder fanden in Berlin keinen Absatz, höchstens kaufte man schlechte Porträts des Königs und der königlichen Familie, um dadurch den üblichen Patriotismus der Residenzler zu zeigen. Sonst begnügten sich die Berliner damit, ihre Zimmer mit möglichst schlechten Kupferstichen auszumücken und die gangbarsten derselben waren Abbildungen von Hinrichtungen durch Galgen und Rad, die man in jedem Bürgerhause finden konnte.

Eine Lieblingsbeschäftigung der Berliner war das in allen Ständen übliche sogenannte Radiren. Jung und Alt, Bornehm und Gering suchte kleine Kupferstiche aus, welche in Augsburg zu diesem Zwecke verfertigt wurden und den Namen Radirbilder führten. Die ausgetuschelten Figuren wurden demnachst ausge schnitten, auf alle möglichen

Gausgeräthe geklebt und mit einem Lackirniß überzogen.

Ganze Zimmer wurden hierdurch in geschmacklofester Weise verunziert, indem man sie verschönern wollte. Der Ordensrath König, der uns hierüber Mittheilungen macht, sagt:

„Jede Zeit hat ihre Thorheit und daher wird man über diesen Zeitgeschmack sich weniger wundern, aber doch nicht wünschen, daß sie sich wieder bei uns einfänden möge!“

Der gute Ordensrath konnte, als er dies schrieb, freilich nicht ahnen, daß derselbe Unsinn, den er verspottet, etwa fünfzig Jahre nach seinem Tode wieder allgemeine Mode in Berlin werden würde und zwar fast in noch geschmackloserer Weise, als zur Zeit Friedrich Wilhelms. Wir erinnern an die vor einem Jahrzehnt moderne, jetzt wieder fast vergessene sogenannte Potichomanie!

Man sollte meinen, daß bei der allgemeinen Liebhaberei, Kupferstiche auszutuschen und zu lakiren, die Kunst der Kupferstecher in Berlin besondere Ausbildung erhalten hätte. Aber auch dies war nicht der Fall, denn zum Auswechseln brauchte man keine Kunstwerke!

Die Kupferstecher beschäftigten sich hauptsächlich mit der Anfertigung schlechter Porträts und der Abbildung berühmter Verbrecher und der Exekutionen derselben. Genannt werden aus jener Zeit: Gustav Andreas Wolfgang, Anton Balthasar König, Wortmann Johann Melchior Föpfl, Ferdinand Hilfsreich Frisch und Georg Paul Busch. Letzterer war der Lehrer eines jungen Künstlers, der später einen bedeutenden Ruf erwarb, des Kupferstechers G. F. Schmidt, dessen Ruhm aber nicht in Berlin gewonnen wurde, denn Schmidt flüchtete, um der Werbung zu entgehen, nach Paris.

Auch die Bildhauerkunst fand unter der Regierung Friedrich Wilhelms keinen günstigen Boden in Berlin. Die Beschäftigung der Bildhauer bestand hauptsächlich darin, Leichensteine oder andere Steinmeharbeiten zu verrichten.

Nur von einem namhaften Monument ist uns Kunde geworden, von einer Statue Friedrichs I., zu der Schlüter das Modell gefertigt hatte. Friedrich hatte nach demselben schon während seines Lebens eine bronzene Statue gießen lassen, welche er im Hofe des von ihm erbauten Zeughauses aufrichten wollte, um sich mit seiner gewöhnlichen Eitelkeit selbst zu verherrlichen. Er starb, ehe dies geschehen konnte und Friedrich Wilhelm ließ nun auf dem Molkenmarkt den Grundstein für das Monument auführen.

Die Statue war von mehr als gewöhnlicher Größe; sie sollte auf einem marmornen Piedestal stehen, an dessen vier Ecken bronzene Sklaven befindlich waren. In der Folge gefiel dem König die Stelle des Monuments nicht. Er beabsichtigte, dasselbe am Eingange der Linden aufstellen zu lassen, dort sollte eine hohe Säule nach der Weise der Trajantischen in Rom aufgerichtet werden und auf diese die Statue kommen. Der Grund zu diesem Monument war fertig und der Mar-

mor zu der Säule lag bereit, als Friedrich Wilhelm starb. Friedrich der Große fand es nicht angemessen, seinem eitlem Großvater eine solche Ehre, wie dieser sie sich selbst zugebracht hatte, zu erweisen.

Noch von einer andern Bildsäule, welche Friedrich Wilhelm selbst hat anfertigen lassen, wird uns erzählt, es war die Statue des langen Jonas, des Flügelmanns vom Leib-Regiment, der im Jahre 1727 gestorben war. Der König ließ den Riesen mit Montur und Gewehr in Stein ausshauen, man weiß aber nicht, was aus diesem sogenannten Kunstwert geworden ist.

Unter den Bildhauern jener Zeit werden uns die Namen Alfanz, Glume, Koch und Dammart genannt.

Der König hatte eine lebendige Baulust. Er beschäftigte viele Baumeister, die Baukunst aber fand trotzdem in jener Zeitperiode keine Förderung. Es herrschte überhaupt in Berlin damals kein künstlerischer Sinn und so tragen denn die entstandenen Gebäude überall den Stempel der Nützlichkeit, nirgend den der Schönheit. König Friedrich der Große beurtheilte die Zeit seines Vaters richtig, wenn er sagte, die Tischler seien zu Bildhauern, die Maurer zu Architekten geworden. Vielleicht könnten wir noch treffender sagen, die Bildhauer seien zu Tischlern, die Architekten zu Maurern herabgesunken.

Als vielbeschäftigte Baumeister, welche damals in Berlin mannichfache Spuren ihrer Thätigkeit zurückließen, nennen wir den Ingenieur-Hauptmann Berger, Böhme, Favre, v. Gayette, Gerlach, Grahl, Horst, Kemmeter, Richter, v. Wangenheim.

Die Musik erfreute sich ebenso wenig wie die übrigen Künste des königlichen Schutzes. Friedrich Wilhelm hörte zwar nicht ungern Musik, aber er scheute sich, dafür Geld auszugeben und entließ daher gleich nach seinem Regierungsantritt die Hofkapelle, deren Mitglieder dadurch in tiefes Elend geriethen. Nur einer der Musiker, Gottfried Pepusch, wurde im Dienste behalten und beim ersten Korps der Hautboisten des Leib-Regiments zum Kapellmeister gemacht.

Pepusch blieb am Hofe ein ziemlich einflußreicher Mann. Er hatte, wenn der König Konzert hören wollte, die Stücke, die gespielt werden sollten, auszuwählen und führte auch wohl seine eigenen Kompositionen auf. Eine derselben, das sogenannte Schweinestück, welches von 6 Fagotten, mit Porco primo, Porco secundo überschrieben, ausgeführt wurde, ist originell genug. Es war ein Stück, ganz für den rohen Geschmack des Königs eingerichtet. Friedrich Wilhelm hörte es mit besonderer Liebhaberei und hielt sich jedes Mal den Bauch vor Lachen, wenn es aufgeführt wurde.

Der Kronprinz, der ein feiner Kenner der Musik war, hatte von dem Stück gehört und sich in Gesellschaft einige Male spöttisch über dasselbe geäußert. Der alte Pepusch war darüber nicht

Der König antwortete:

Weil Ihr Euch selbst begehrt dem mitvermachten  
Wein

Und nur demüthigst sucht das Bier und Brot allein,  
So bleib Euch auch der Wein zur Lapsal und zur  
Noth,

(Seid ferner fromm und treu,)

(Dem König seid getreu,)

Zuvörderst lobet Gott.

Ein berühmter Berliner Verfemacher, denn einen Dichter wollen wir ihn nicht nennen, war in jenen Tagen der Pastor an der Sankt Georgenkirche, Daniel Schönemann. Er hatte sich einen großen Ruf dadurch erworben, daß er seine ganzen Predigten in improvisirten Versen hielt. Die Berliner strömten in die Kirche, nur um diese wunderbaren Improvisationen mit anzuhören.

Schönemann wurde in die vornehmsten Häuser eingeladen und überall höchlichst bewundert. Seine Gedichte waren indessen weder fein in der Form,

Der große Schönemann wird endlich noch die Gassen Des prächtigen Berlins mit Versen pflastern lassen.

Die Verse des würdigen Pastors Schönemann, der sich einen Ruf als Dichter erworben hatte, zeigen uns, daß wir auch von der Poesie, die vom Theater herab dem Publikum geboten wurde, nicht viel erwarten dürfen.

Das Schauspiel war so jammervoll, wie das Lied und erfüllte noch keineswegs die Aufgabe, veredelnd auf den Geschmack des Volkes einzuwirken. Es hatte freilich auch in jener Zeit fortwährend schwer mit seiner Existenz zu kämpfen. In den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms konnte es sich in Berlin durchaus nicht zu irgend einer Bedeutung entwickeln, denn der König liebte die Schauspieler nicht. Außerhalb der Residenz unterlagte er noch im Jahre 1715 das Komödien-spiel ausdrücklich, indem er in den Entwurf zu einem märkischen Landrecht die Bestimmung aufnehmen ließ, Komödianten werden ohne Ihrer königlichen Majestät spezielles Privilegium in dessen Landen weder in noch außer den Messen und Jahrmärkten geduldet.

Für Berlin war Friedrich Wilhelm nicht ganz so streng, sondern ertheilte von Zeit zu Zeit Seiltänzern, Taschenspielern und selbst Schauspieler-Gesellschaften die Erlaubniß, Vorstellungen zu geben, denn die Nichtsthuer in einer großen Stadt mußten doch ein Amüsement haben.

So wurde schon im Jahre 1714 einer Komödianten-Gesellschaft gestattet, gegen Erlegung von monatlich 30 Thalern an die Kammerer des Berliner Magistrats Vorstellungen auf dem Berliner Rathhause zu geben. Aber es war daran die Bestimmung geknüpft, daß die Schauspieler



den Komödienzettel jedesmal am Tage vor den Aufführungen dem Kammerherrn v. Schluppenbach zur Genehmigung vorlegten, damit ja nichts Standalößes und Kergerliches auf der Bühne erschiene“.

Seinen neuen Aufschwung gewann das Theater, aber freilich nicht in günstigem Sinne, dadurch, daß sich im Jahre 1717 ein Schauspieler einfand, der Friedrich Wilhelms ganze Aufmerksamkeit durch seine gewaltige Körpergestalt und seine Riesenkraft auf sich zog. Es war der starke Mann Johann Karl v. Eckenberg.

Eckenberg hatte sich durch Kraftvorstellungen aller Art in Deutschland zu einem berühmten Manne gemacht. Es wird erzählt, er sei ein Sohn eines Sattlers aus dem Bernburgischen gewesen; nach andern Nachrichten stammt er von dem alten Freiherrn-Geschlecht v. Eggenberg ab. Bestimmtes weiß man darüber nicht zu sagen, sicher ist nur, daß er sich selbst bald v. Eckenberg, bald v. Eggenberg schreibt und daß er als Seiltänzer und Athlet in aller Herren Ländern aufgetreten ist.

Eckenberg kam im Jahre 1717 nach Berlin und hatte das Glück, die Erlaubniß zu einer Vorstellung vor dem König zu erhalten. Die Kraftproben, welche er zeigte, waren außerordentlich. Er hob eine 20 Zentner schwere Kanone, auf der ein Tambour mit einer Trommel saß, mit einer Hand in die Höhe und hielt sie so lange in der Luft, bis er mit der andern ruhig ein Glas Wein ausgetrunken hatte. Er ließ zwei Pferde an einen Strick spannen, den er mit beiden Händen festhielt. Es wurde auf die Pferde losgepeitscht, aber diese vermochten den starken Mann nicht von der Stelle zu bringen und ebenso wenig den Strick zu zerreißen, während Eckenberg dies nachher, nachdem die Pferde ausgespannt waren, mit Leichtigkeit that. Der Strick zerriß, als wäre er ein dünner Bindfaden gewesen.

Solche Kunststücke imponirten dem König, auf welchen stets die rohe Kraft einen größern Eindruck, als der Geist ausübte. Eckenberg erhielt in Folge seiner Kraftvorstellungen am 14. Juni 1717 ein Privilegium, in welchem es heißt:

„Da dieser wegen seiner ungemeinen Stärke berühmte Mann in Sr. Majestät Höchsten Gegenwart auf dem Schlosse zu Charlottenburg viele sonderbare Proben der von Gott ihm verliehenen Stärke und Kräfte zu Allergnädigstem Wohlgefallen und Vergnügen sehen lassen u. s. w., so werde ihm das Privilegium ertheilt, im Lande herumzuziehen und solche seine Stärke männiglich vor die Gebühr zu zeigen.“

Eckenberg benutzte sofort sein Privilegium, um Berlin zum Schauplatz seiner Wunderkraft zu machen. Auf dem neuen Markt wurde eine Bude erbaut; in dieser produzirte sich der starke Mann mit einigen Dienern und Genossen, die ihn begleiteten. Er erschien stets in reichster Kleidung, die in den buntesten Farben prangte und da er

vielen Besuch hatte und nicht unbedeutendes Geld einnahm, so lebte er in Berlin auf großem Fuße und lockte durch den Ruf, den er sich hierdurch erwarb, nur noch mehr Zuschauer in die Bude auf dem neuen Markt.

Einige charakteristische Späße, welche er sich erlaubte, trugen dazu bei, den Ruhm seiner Kraft täglich mehr auszubreiten.

Eines Tages ließ er sich von zwei Portehais-Trägern zu einem Mittagsmahl tragen, zu dem er eingeladen worden war. Er bestellte die Portehais nach Tische, um ihn wieder abzuholen.

Es war schon ziemlich dunkel, als er wieder einstieg.

„Nehmt Euch in Acht, — rief er den Trägern zu — ich habe stark gegessen, Ihr werdet tüchtig zu tragen haben.“

Die Franzosen — bekanntlich wurden die Portehaisen sämtlich von solchen getragen — lachten über den Scherz des starken Mannes, wunderten sich aber nicht wenig, als wirklich die Sänfte eine ungläubliche Schwere hatte. Sie klenkten unter ihrer Last und konnten kaum vorwärts kommen, bis endlich Eckenberg an die Fenster klopfte und sie aufforderte, zu halten, denn er müsse sich nothwendig etwas erleichtern, da er gar zu viel gegessen habe.

Er stieg aus und ließ sich ziemlich ungenirt an der Mauer nieder. Hier setzte er zwei Gewichte von je 2 Zentnern, die er in der Dunkelheit unbemerkt mit in die Portehais genommen hatte, ab und stieg dann wieder ein. Die Verwunderung der Träger über die kolossale Erleichterung des starken Mannes läßt sich denken, ihre Bemerkungen über das Wunder aber dürften nicht wiederzugeben sein.

Am folgenden Tage war der Scherz, den sich der starke Mann mit den Portehais-Trägern gemacht hatte, in der ganzen Stadt bekannt. Vornehm und Gering amüsrte sich darüber und auch Friedrich Wilhelm lachte herzlich und bezeugte Eckenberg seine Gnade.

Die Bude auf dem neuen Markt war in Folge solcher Scherze täglich bis auf den letzten Platz gefüllt. Es ist nicht bekannt, wie lange Eckenberg zu dieser Zeit in Berlin gespielt hat. Er verließ endlich die Residenz und kehrte erst nach 14 Jahren dahin wieder zurück.

Ueber die Schauspieler-Gesellschaften, welche während Eckenbergs Abwesenheit Berlin mit ihrem Spiel beglückt haben, besitzen wir nur wenige Nachrichten. Wir wissen nur, daß einige reisende Gesellschaften hier mit Beifall Vorstellungen gegeben haben. Beliebt waren besonders einige Opern, welche sich ebenso wohl durch unbedeutende Musik wie durch geschmacklosen und oft unanständigen Text auszeichneten. Blümcke nennt uns in seiner Theatergeschichte von Berlin „die verkehrte Welt, Mirivays“ und „der Galan in der Kiste“ als Opern, welche außerordentlich berühmt gewesen sein sollen. Er giebt uns einige allen-

falls mittheilbare Proben aus „der verkehrten Welt“, welche den Geschmack jener Zeit hinlänglich bezeichnen. Im Anfang des Stücks wurde z. B. gesungen:

Ich sehne mich nach einem Mädchen,  
Das hübsch ist und nicht extra geht,  
So werd ich, wenn ihr Liebes-Lädchen  
Mir einzig immer offen steht,  
Mit allen Schwägern Poffen treiben  
Und Hahn allein im Korbe bleiben.

Eine andere Probe der Geschmacklosigkeit theilt uns König aus dem im Jahre 1730 aufgeführten musikalischen Zwischenspiel „Argippo“ mit. Es war die folgende vielgesungene Arie:

Straft nicht bald des Donner Knallen  
Meinen Schimpf mit Bliz und Gluth;  
So soll der Boshafte fallen  
Als ein Opfer meiner Wuth.  
Aber nein . . . .  
Sollt' ich meine Braut nicht sein?  
Ich verzeh' Dir, kehre wieder.  
Senkt indeß, ihr Augenlider  
Senkt in bittere Thränen ein  
Der verrath'nen Liebe Pein.

Solcher Unfinn wurde für schön, hinretzend, göttlich gefunden! Vornehm und Gering sang die liebliche Strophe nach. Das Volk bildete also in der That seinen Geschmack nach der Produktion auf dem Theater, leider aber verbildete es ihn.

Das Schauspiel war der Oper würdig. Unmöglich konnte es einen Einfluß auf die Sittenverbesserung ausüben, denn die gespielten Stücke enthielten trotz der wiederholten Befehle, daß keine Schauspiele gegeben werden sollten, die gegen die guten Sitten und die Gottesfurcht anstießen, doch die schlüpfrigsten Szenen. Der Hanswurst sprubelte von zottigen Witz über und wo nicht das Unanständige den Beifall der Zuschauer erreichte, da mußten es gräßliche Szenen, Mordthaten und Hinrichtungen thun. Da wurde Faust auf offener Bühne vom Teufel geholt, nachdem er vorher Gott und die Heiligen abgeschworen hatte, da wurde Stürzbecher öffentlich gerädert und Hamann gehangen, die berühmtesten Verbrecher führten ihre Schandtthaten dem Publikum unter dem rauschenden Beifall desselben vor.

Ein Beispiel der herrschenden Geschmacklosigkeit giebt uns die Ankündigung eines Marionettenschauspiels aus dem Jahre 1732, welche folgendermaßen lautet:

Mit königlicher Allergnädigster Erlaubniß werden die anwesenden u. s. w. Hochfürstliche Baaden-Durlachische Hof-Komödianten auf einem ganz neuen Theater, bei angenehmer Instrumental-Musik vorstellen: Eine sehenswürdige, ganz neu elaborirte Hauptaction, genannt die remarquable Glücks- und Unglücksprobe des Alexanders Danielowitß, Fürsten von Menschopoff, eines großen favorirten Kabinet's - Ministers und Generalen Petri, Czaren von Moskau, gloriwürdigsten Angedenkens, nunmehr aber von den höchsten Stufen

seiner erlangten Hohheit bis in den tiefsten Abgrund gestürzt, veritablen Belisari mit Hanswurst, einem lustigen Pastetenjungen, auch Schnirfar und kurzweiligen Wildschützen in Sibirien u. s. w.

Die Person giebt auf dem ersten Platz 4 Groschen, auf dem andern 3 Gr. und auf der Treppe zu stehen 2 Gr.“

Das angekündigte Stück, welches als eine politische Komödie aus jener Zeit merkwürdig ist, erregte den Zorn des Königs, weil in demselben mancher Spott über die Regierung Peters des Großen enthalten war und wurde daher bald verboten.

Im Jahre 1731 kam Edenberg nach Berlin zurück. Er führte jetzt eine Gesellschaft von 26 Personen mit sich, die zum Theil aus Seiltänzern, sogenannten Spatenschlägern, zum Theil auch aus Schauspielern bestand. Zu derselben gehörte auch der später berühmt gewordene Stenzel und ein gewisser Hummel, der sich ebenfalls einen Namen erwarb, allerdings nicht als Schauspieler, sondern dadurch, daß er später Gremitt wurde.

Edenberg bat wieder um die Erlaubniß, in Berlin Komödie spielen zu dürfen. Der König hatte ihm seine Gunst bewahrt. Er wies ihm den Spittelkirchhof zur Erbauung seines Theaters an. Zu dem Terrain, welches damals der Spittelkirchhof genannt wurde, gehörte auch die Gegend des Dönhofsplatzes; daher stammt denn auch die Nachricht, daß die Edenberg'sche Bude auf dem Dönhofsplatze gestanden habe.

Edenberg hatte bei seiner ersten Anwesenheit in Berlin den Charakter des Königs genau kennen gelernt. Es kam ihm darauf an, ein dauerndes Privilegium zum Schauspiel in Berlin und in den preußischen Landen überhaupt zu erhalten und er wendete die richtigen Mittel an, um sich bei Friedrich Wilhelm in noch größere Gunst als früher zu setzen und um sich dadurch das Privilegium zu ertausen. Neben seiner Schauspielerei betrieb er das Geschäft als Pferdehändler und bot dem König wohlfeile Remontepferde für die Kavallerie an; außerdem gab er auch Nachweisungen, wo er auf seinen Reisen riesige Leute getroffen habe, die wohl als Rekruten anzuwerben wären und endlich versprach er, sich auf der Friedrichsstadt ein Haus zu bauen und sich in Berlin niederzulassen, so daß das Geld, welches er durch seine Schauspiele in der Residenz und anderswo erwerbe, in der preußischen Hauptstadt bleiben würde.

Seine Bemühungen hatten einen glücklichen Erfolg. Am 27. September 1732 erhielt er das gewünschte Privilegium, in welchem es heißt:

— — — daß der seiner Leibesstärke halber renommirte Johann Carl von Edenberg zum Hof-Comödianten in Gnaden bestellt worden sei; er solle in den königlichen Residenzen mit seinen bei sich habenden Leuten künstliche Spiele treiben und Comödien anstellen, aber dahin sehen, daß nichts Scandalöses, Garstiges, Unverschämtes und Unehrbares oder sonst Aergertliches und Anstößiges,

viel weniger was Gottloses und dem Christenthum Nachtheiliges vorgebracht, sondern lauter innocente Sachen, so den Zuschauern zum honetten Amusement und Ermahnung zum Guten reichen können, gespielt und vorgenommen werden mögen."

In dem Erlaß, in welchem das Privilegium den königlichen Behörden mitgetheilt wird, führt der König an, daß das Schauspiel zur Recreation der Leute und zum Zeitvertreib Derjenigen, so nicht viel zu thun haben, stattfinden solle. Somit war denn Edenberg zum Hof-Komödianten avancirt. Jetzt konnte er die Bude auf dem Spittelkirchhof verlassen und in das königliche Theater auf dem Stallplatz einziehen.

Das Theater befand sich über dem königlichen Reitstall in der Breitenstraße. Hier machte Edenberg in der ersten Zeit vortreffliche Geschäfte. Der König erschien mit seinem Hofstaat häufig bei seinem beliebten Hof-Komödianten und wenn er sich bei den Theaterstücken nicht besonders amüßte, so gefielen ihm die Kraft-Kunststücke des Riesen um so mehr. Mancher berühmte Schauspieler jener Zeit, wir nennen die Namen Wallrodt, Weßling, Weidner und Defraigne, spielten bei der Edenberg'schen Truppe.

Der General-Major Graf Alexander v. Dönhof erhielt die Oberaufsicht über die Komödianten, ohne indessen seine militärische Stellung dadurch zu verlieren. Er hatte eine ziemlich schwierige Aufgabe, denn wenn auch Edenberg den ausdrücklichen Befehl hatte, nichts Ständliches, Garstiges oder Unverschämtes vorzunehmen, so erfüllte er denselben doch nicht gerade gar zu pünktlich. Er machte allerhand Unfug, betraut sich, prügelte seine Schauspieler und war keineswegs leicht im Zaum zu halten. Wie schwer dem Grafen Dönhof sein Amt durch den starken Mann gemacht wurde, mag eine Stelle aus einem Briefe Dönhofs an den König beweisen. Sie lautet:

— — — Wobei ich aber Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigst melden muß, daß wenn ich zu allem Glück gestern nicht in der Comödie gewesen wäre, bald ein Unglück hätte geschehen können, fintemalen der starke Mann und seine Frau sich dergestalt Beide besoffen gehabt, daß, wie der Comödiant Wallrodt in das Comödienhaus hat gehen wollen, gleich bei der Thür die Frau Edenbergen und deren Mann, ohne die geringste Ursache, ihn mit Schimpfworten, Ohrfeigen und Schlägen dergestalt tractiret, daß wenn ich nicht hinzugesprungen und den starken Mann weggerissen, er den Wallrodt erwürgt hätte, zumalen ihm sogleich hernach das Blut zum Halse herausstürzte. Dieses gab einen solchen Aufstand und Lärm in der Comödie, daß die Comödianten aufhören und alle Leute herausgehen müssen.

Der starke Mann und seine Frau auf das Theatrum sprungen und alle Comödianten dergestalt ausschimpften und tractireten, daß es ein

## Vierzehntes Kapitel.

Die Vergrößerung von Potsdam. — Verwüstung des Lustgartens in Berlin. — Der Schloßbau. — Die Vergrößerung Berlins. — Abbruch der Festungswerke. — Anbau der Friedrichsstadt. — Der Bauzwang der Berliner. — Straßenreinigung. — Feuerordnung. — Die Stadtmauer. — Größere Bauten Friedrich Wilhelms. — Die Explosion des Pulverturms am Spandauer Thore. — Der Brand der Petri-Kirche.

Die Regierung Friedrich Wilhelms war für die bauliche Entwicklung unserer Stadt von großer Bedeutung. Berlin verdankt dem König nicht eine Reihe von Prachtgebäuden, wie seinem Vorgänger, denn Friedrich Wilhelms stets auf's Praktische gerichteter Sinn hielt ihn von Prachtbauten fern, wohl aber ist er der Schöpfer einer bedeutenden räumlichen Erweiterung. Er hat auch die vom großen Kurfürsten emporkommene

Friedrich Wurm im Jahre seine Haupt- und Residenzstadt nicht gerade, er hielt sich lieber in Potsdam als in Berlin auf, besonders seit ihn die Berliner dadurch gekränkt hatten, daß sie die Aufnahme seiner lieben blauen Kinder verweigerten. Das Riesen-Regiment erhielt seine Garnison in Potsdam und damit wurde diese Stadt die beliebteste Residenz des Königs, obgleich sie damals noch wenig mehr war, als ein einfacher Flecken.

Der große Kurfürst hatte sich in Potsdam ein Haus in holländischem Geschmack, mit Gärten umgeben, bauen lassen und hier die letzten Jahre seines Lebens zugebracht. König Friedrich I. war ebenfalls ein Freund des schönen Städtchens gewesen, auch er hatte einige Verschönerungen in Potsdam bewerkstelligt; als nun aber Friedrich Wilhelm sein Riesen-Regiment nach Potsdam bringen mußte, nahm er sich vor, gar nicht mehr in Berlin zu wohnen, sondern bei seinen lieben blauen Kindern zu bleiben.

Er gab sofort der Stadt eine neue Gestalt. Die Gärten, die vom Großvater und Vater reizend eingerichtet worden waren, wurden verwüstet, ein Exercierplatz trat an die Stelle derselben; das Schloß wurde verändert, statt der schönen Möbel, die es bis dahin enthalten hatte, setzte man schlechte hölzerne Tische und Stühle hinein, das kostbare Spielzeug des prunkliebenden Königs Friedrich I. wurde verkauft; eine Reihe von Kasernen und andern öffentlichen Gebäuden erstanden in der Stadt, die vergrößert werden mußte, um eine geeignete Residenz zu sein.

Der König ließ Kirchen bauen und stiftete das Potsdamer Waisenhaus, in welches er 3000 Soldatenkinder aufnehmen wollte.

Die Art, wie der König Potsdam hatte aufbauen lassen, ist bezeichnend für seinen Geschmack. Schnurgrade, sich rechtwinklig durchkreuzende

Straßen, mit schmucklosen, aber reinlichen Häusern eingefast, mächtige Kasernen, schöne, sandige Exercier- und Paradeplätze waren nach Friedrich Wilhelms Ansicht der herrlichste Schmuck für eine Residenz.

Auch Berlin sollte dessen theilhaftig werden, da sich der ursprüngliche Plan des Königs, seinen Wohnsitz ganz nach Potsdam zu verlegen, doch nicht zur Ausführung bringen ließ.

Schon im Jahre 1715 hatte Friedrich Wilhelm von seiner Geschmacksrichtung in Berlin eine Probe gegeben, indem er den Lustgarten nach seiner Art verschönerte. Die schönen und kostbaren Stierpflanzen, die schattigen Alleen, die reichen Blumenbeete verschwanden wie durch einen Zauber Schlag; das Terrain wurde erhöht, geebnet und mit weißem Sande befahren; ein Exercierplatz trat an die Stelle des Gartens, militärische Uebungen wurden da vorgenommen, wo früher manch zärtliches Rendezvous im Mondschein von Hofdamen und Hofherren gegeben worden war. Auf dem früheren Lustgarten, dessen noch beibehaltener Name zur Ironie geworden war, exercierte der König seine Soldaten, hier empfing er auch die Gesandten und Fremden.

Die schöne Grotte mit ihren 5 Arkaden wurde einem Tapezierer zum Behufe seiner Manufaktur-Anlagen eingeräumt; später schenkte sie der Berliner Kaufmannschaft, welche in derselben ihre Börse aufschlug.

Das Drangeriehaus wurde ebenfalls für industrielle Zwecke benutzt und unter der folgenden Regierung zu einem neuen Pacht Hof bestimmt.

An der Stelle, wo gegenwärtig der Dom steht, legte ein Mohr, der sich „Monsieur Dittier“ nannte, mit Erlaubniß des Königs ein Kaffeehaus an, welches den Titel „Café royal“ bekam. Hier unterhielten sich die Offiziere der Garnison mit Billardspiel, bis sie der Dienst zur Parade rief.

Das Ballhaus, sowie einige kleine Häuser und Boutiquen, die die freie Aussicht vom Schlosse verhinderten, wurden ohne Rücksicht auf die Berechtigung der Besitzer abgebrochen und vergeblich klagten die Bürger, daß sie in ihren Häusern ein gutes Geschäft gemacht hätten; darum kummerte sich Friedrich Wilhelm nicht.

So hatte denn der Lustgarten mit einem Male eine andere Gestalt gewonnen und schwerlich würde ihn in derselben der Berliner Poet Peuter so schön, wie er dies früher gethan, besungen haben.

Das Schloß\*) selbst ließ der König nach den vorhandenen Bauplänen vollenden. Bis zum Jahre 1716 wurden die angefangenen Gebäude

\*) Es ist vielleicht interessant, zu bemerken, daß Friedrich Wilhelm der erste preussische Monarch war, der die während seines Aufenthaltes im Schlosse erlassenen Befehle nicht von Eöln an der Spree, sondern gleich vom ersten Jahre seiner Regierung an von Berlin aus datirte. Wie Fahmann uns mittheilt, that dies Friedrich Wilhelm, weil man im Auslande Eöln an der Spree häufig mit Eöln am Rhein verwechselte.

auf Kosten der Bürger, welche die Ordre erhielten, eine beliebige Stelle als Bauplatz zu benutzen und auf derselben ein Wohnhaus zu errichten.

So lange der Anbau sich in den alten Grenzen der Friedrichsstadt hielt, murrten die Berliner über solchen königlichen Befehl noch nicht gar zu sehr, denn gerade in jener Zeit hatte die Stadt einen bedeutenden Zuwachs an Einwohnern durch eine Anzahl evangelischer Böhmen, die ihrer Religion wegen aus ihrem Vaterlande vertrieben worden waren, erhalten.

Die Böhmen bauten sich seit dem Jahre 1732 zwischen der Krausen- und Schützenstraße mit königlicher Unterstützung an und nahmen eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Häusern in Anspruch. Auch wendete der König der Friedrichsstadt manche Unterstützung zu, selbst auf Kosten der ältern Stadttheile.

So erließ Friedrich Wilhelm im Jahre 1728 die Verordnung, daß in der Friedrichsstadt nicht nur ebenso wohl wie in Berlin und Cöln die gewöhnlichen Wochenmärkte stattfinden dürften, sondern er setzte auch fest, daß von den 4 für die Gesamtstadt bewilligten Jahrmärkten 2 in der Friedrichsstadt abgehalten werden sollten, so daß für Berlin und Cöln nur je 1 Jahrmarkt übrig blieb.

Durch diese Anstrengungen waren bis zum Jahre 1732 die wüsten Stellen fast sämmtlich bebaut und jetzt war der König bestrebt, nach einem neuen Plan diesen Theil von Berlin beträchtlich zu erweitern. Er übertrug seinem Flügel-Adjutanten dem Obristen v. Derschau, die Oberaufsicht über den zu bauenden Stadttheil und es begann nun ein Willkür-Regiment sonder Gleichen für die Berliner.

Jeder Bürger, von dem der Oberst v. Derschau irgendwie glaubte, daß er Geld genug habe, nicht etwa um bauen zu können, sondern um den Bauzwang abzukaufen, erhielt den Befehl, ein Haus in der Friedrichsstadt zu bauen. Es wurde dem Betreffenden ein Bau-Anschlag zugesendet, nach welchem er sich richten mußte und dagegen gab es keine Widerrede.

Glücklich Diejenigen, welche in ihrem Vermögen nicht zu hoch taxirt wurden, so daß sie mit einer einigermassen mäßigen Summe sich von dem Bauzwang loskaufen konnten; sie wurden wenigstens nicht vollständig ruinirt, wie viele Bürger und selbst viele Beamte, denn nicht die Bürger allein traf das Schicksal, gezwungene Bau-Unternehmer zu werden, die Staatsbeamten wurden von demselben gleichmäßig betroffen.

Mit unerbittlicher Strenge wurden selbst arme Handwerker und niedere königliche Beamte gezwungen, neue Häuser zu bauen, gezwungen, sich in Schulden zu stürzen und sich zu ruiniren und keine Vorstellung dagegen fand beim König Gehör.

So ward unter Andern ein königlicher Beamter, der nicht mehr als 200 Thaler Besoldung hatte, genöthigt, ein Haus zu bauen. Er erklärte, daß er kein Vermögen habe; das Kollegium, bei

welchem er angestellt war, bestätigte die Wahrheit seiner Angabe. Der König aber schrieb kurz unter die eingereichte Eingabe, nachdem er den Obristen v. Derschau gehört hatte: „Der Kerl hat Geld, soll bauen!“ und er mußte bauen, mußte sich ruiniren.

Nur selten gelang es den pfliffigen und daher nicht den besten Beamten, sich durch List eine königliche Beihilfe zu erschwindeln. Ein Unterbeamter, der ebenfalls zum Bauen gezwungen worden war, vernachlässigte seinen Dienst, hielt sich aber fortwährend bei dem Hause auf, welches er bauen mußte. Sobald der König, der häufig die Bauten auf der Friedrichsstadt besuchte, in seine Nähe kam, karrte er in Hemdärmeln Schutt und strengte sich dabei so gewaltig an, daß ihm der Schweiß in dicken Tropfen über das Gesicht rann.

Friedrich Wilhelm bemerkte eines Tages den Beamten, der mit so niedriger Arbeit beschäftigt war und doch seinem Außern nach kein gewöhnlicher Handlanger sein konnte. Er fragte ihn, wie er zu solcher Arbeit komme.

„Mein Gott! — erwiderte der Gefragte — ich muß bauen und habe kein Geld, da muß ich schon selbst mitarbeiten.“

Das war ein Mann nach dem Sinn des Königs!

Friedrich Wilhelm liebte es, wenn seine Offiziere reiche Heirathen schlossen, und er war gern bereit, dabei den Fretwerber zu spielen, als daher im Jahre 1736 der Kapitain v. Forcade sich an ihn wandte und ihn um sein Fürwort bei dem Baron Bernezobre, dessen eine Tochter Forcade gerne heirathen wollte, bat, erließ der König folgendes Schreiben an den Baron:

„Da es Mir zum Vergnügen gereicht, Euch einen Beweis von Aufmerksamkeit zu Gunsten der Etablirung Eurer Kinder zu geben, so habe Ich die unterthänigste Bitte meines Kapitain von Forcade genehmigt, welcher mit Euch allirt zu werden wünscht durch die Hand von Einer Eurer Töchter. Es wird Mir angenehm sein, wenn Ihr dazu Eure Einwilligung gebt und werde Ich Euch jederzeit zu erkennen geben, daß Ich bin Euer wohlaffectionirter König.“

Friedrich Wilhelm.

So freundlich dieser Brief lautete, brachte er doch den Baron Bernezobre in nicht geringe Verlegenheit, denn Forcade hatte sich nur deshalb an den König gewendet, weil er sich bereits von den verschiedenen Töchtern des Barons einen Korb geholt hatte und durch ein königliches Nachtwort seine Verheirathung mit einer der reichen Erbinnen durchzusetzen hoffte. — Da die jungen Damen den durch die königliche Gunst Begnadigten durchaus nicht mochten, mußte der Vater sich schon entschließen, dies dem König zu schreiben. Er that es in folgendem Briefe:

„Euer königliche Majestät fühle ich mich zu Dank für die Gnade verpflichtet, sich für meine Töchter zu interessiren. Ich habe meiner Tochter sogleich den Kapitain v. Forcade vorgeschlagen, allein dieselbe hat nicht die geringste Neigung für denselben, ebenso wenig wie meine andern Töchter, für welche der nämliche von Forcade sich schon früher durch den gnädigen Herrn Margrafen Friedrich von Schwedt verwendet hat. Ich halte mich überzeugt, Ew. Königl. Majestät werden hiernach meiner Tochter die Wahl ihres Etablissements selbst überlassen, indem ich mit dem höchsten Respekt verharre als Eurer Majestät unterthänigster und treuehormsamster

Bernezobre Baron von Laurieur.“

Auf das Herz eines jungen Mädchens nahm der König niemals Rücksicht, er bestand deshalb darauf, das Fräulein von Bernezobre solle den Kapitain von Forcade heirathen und erst als auf Veranlassung des Ministers von Marschall und des Obersten von Derschau Bernezobre versprach, in der Wilhelmstraße ein prächtiges Haus zu bauen, stand Friedrich Wilhelm davon ab, gewaltsam in die Familienverhältnisse des Barons einzugreifen.

Dem Korb, welchen das Fräulein von Bernezobre dem Kapitain von Forcade gegeben hat, verdankt das prächtige Palais Bernezobre in der Wilhelmstraße 102 seine Erbauung. Dies Palais ist später von Schinkel zum Palais des Prinzen Albrecht von Preußen umgebaut worden. Der

als sollte er sie gänzlich verlieren.

Baron Bernzobre hat bei dem ersten Bau viel Geld verloren, da der Baugrund schlecht war und der Grundstein unverhältnißmäßig hohe Kosten verursachte; aber der König hatte befohlen, und es war doch immer besser, einige Tausende, als das Lebensglück der Töchter zu opfern; er war wenigstens reich genug, um ein solches Opfer bringen zu können; anderen aber erging es viel schlimmer.

Ein besonderes Aufsehen machte es in Berlin, als im Jahre 1733 der Obrist v. Derschau einen Geheimen Rath v. Nüßler zwang, sich ein Haus an einer abschließlichen sumpfigen Stelle der Friedrichsstadt in der Nähe des Halleischen Thores zu bauen. Der Bauplatz war ein früherer Fischteich; noch während des Einrammens der Pfähle wurden Karpfen aus demselben hervorgezogen. Um den Grund zu befestigen, mußten Bäume von 60 Fuß Länge, deren jeder schon damals 20 bis 24 Thaler kostete, eingerammt werden. Der Kost, auf dem das Haus gebaut wurde, kostete nicht weniger als 4000 Thaler. Der ganze Bau des Hauses belief sich auf 12,000 Thaler und als nun das Gebäude fertig war, betrug sein Werth kaum 2000 Thaler.

Vergeblich hatte sich der Geheime Rath von Nüßler geweigert, auf einem so unzumuthigen Platze ein Haus zu bauen. Er hatte an seine treuen, dem König ohne Befoldung geleisteten Dienste erinnert, hatte die Fürsprache der Königin in Anspruch genommen und nichts erreicht, als eine Kabinetts-Ordre vom 1. Februar 1733, in welcher Friedrich Wilhelm sagte, Nüßler möge „auf der ihm angewiesenen Stelle auf der Friedrichsstadt ein Haus bauen oder Sr. Königlichen Majestät Allerhöchsten Ungnade sich gewärtigen.“

In einzelnen Fällen zeigte sich der König seinen Ministern und Generalen gnädig, indem er ihnen bedeutende Summen unter der Bedingung, daß sie ein prächtiges Haus bauten, schenkte. So erhielten die Generale Grafen v. d. Schulenburg und v. Truchseß, der Landjägermeister Graf v. Schwerin und die Staats-Minister v. Marschall und v. Happe Jeder Baumaterialien von 40,000 Thalern an Werth.

Eine Reihe prächtiger Paläste verdankte diesen Männern ihre Entstehung. Der Graf v. der Schulenburg baute im Jahre 1734 den spätern Palast des Fürsten v. Radziwill in der Wilhelmsstraße, der Staats-Minister v. Marschall im Jahre 1736 das spätere Wollische Palais. Das Kriegs-Ministerium verdankt dem Staats-Minister von Happe seine Entstehung.

Andere Minister und Generale waren nicht so glücklich, sie mußten aus ihren eigenen Taschen bauen. Thaten dies Beamte oder reiche Fabrikanten und Kaufleute freiwillig, bauten sie sich ein besonders schönes Haus, so durften sie der äußersten Gnade des Königs gewärtig sein. Ein Geheimer Rath Pieper erhielt aus keinem andern Grunde den Adel, als „weilen er ein schön magnifiques Haus erbaut“.

Durch solche Mittel gelang es dem König in der That, die neue Stadt mit wunderbarer Schnelligkeit zu vergrößern. Noch unter der Regierung Friedrich Wilhelms wurde die Martgrafenstraße bis zur Lindenstraße hin angebaut, die Koch-, Zimmer- und Leipzigerstraße wurden über die Mauerstraße hinweg verlängert; die Wilhelmsstraße, der Wilhelmsplatz, der jetzige Leipziger-Platz, früher der Friedrichsstädtische Markt genannt, und der Belle-Alliance-Platz entstanden und nachdem im Jahre 1734 das alte Leipziger-Thor abgebrochen worden war, wurde auch der Dönhofsplatz geschaffen.

Im Jahre 1737 war bereits die Zahl der Häuser in der Friedrichsstadt bis auf 1682 gestiegen.

Häuser standen nun allerdings in der Friedrichsstadt, aber an Bewohnern fehlte es. Viele Gebäude blieben ganz leer, andere wurden nur von den Besitzern bewohnt, in wieder andern hielt sich ein lieberliches Gefindel auf, welches weder Miete zahlen konnte, noch wollte.

Der Werth der neugebauten Häuser sank so tief herab, daß er niemals die Baukosten erreichte. Für wenige Hundert Thaler wurde gern ein schönes Haus verkauft, denn ein Miethszins war doch nicht von demselben zu hoffen und man entging wenigstens den Bau-Reparaturen, wenn man das zwangsweise gebaute Haus verkaufte.

Viele früher wohlhabende Bürger verarmten, weil sie durch ein königliches Nachtgebot gezwungen worden waren, sich in der Friedrichsstadt Häuser zu bauen. Wer durch die langen, graden Straßen der neuen Stadt ging, der sah dort nur traurige, kummervolle Gesichter und manches Auge bligte wild auf, wenn der Name Friedrich Wilhelms in jener Gegend genannt wurde. Der König selbst aber sah den Jammer nicht oder wollte ihn nicht sehen, für ihn war es ein treffliches Vergnügen, spazieren zu reiten in den graden Straßen. Wenn er sich in Berlin aufhielt, so verging selten ein Tag, an dem er nicht die Friedrichsstadt besucht hätte, um sich nach dem Fortgang der angefangenen Bauten zu erkundigen.

Die Bürger wußten eine solche Theilnahme schlecht zu würdigen; in den Zeiten, in denen man den Besuch des Königs erwarten konnte, ließ sich Niemand auf den Straßen, Niemand an den Fenstern blicken. Alle Handwerker zogen sich scheu zurück, um nicht dem Auge des Königs zu begegnen und nur die Spekulantten auf die königliche Gunst zeigten sich, um eine Scheinarbeit zu verrichten und sich dadurch Gelder und Gunstbezeugungen zu erwerben.

So wenig angenehm für die Berliner und besonders für die Bewohner der Friedrichsstadt die Spazierritte des Königs waren, einen Nutzen hatten sie doch. Friedrich Wilhelm sah manche Fehler der städtischen Verwaltung mit eigenen Augen und verbesserte dieselben. Es war dies auch nöthig genug, denn auf eine Initiative ihrer

städtischen Behörden, durften die Berliner nicht mehr rechnen.

Durch die Fürsorge des Königs gewannen die schmutzigen Straßen der Stadt ein anderes Ansehen. Strenge Anordnungen ergingen, welche das Werfen von Excrementen in die Spree, das Aufhängen von Eiertellen an das Geländer der Schälung des Flusses und die Verunreinigung der Straßen verboten.

Viele wichtige Verbesserungen in der Gesamtverwaltung Berlins waren eine Frucht der genauen Kenntniß, welche sich Friedrich Wilhelm von dem Zustande seiner Residenz verschaffte. So die Einführung einer guten Feuer-Ordnung im Jahre 1727, eine bessere Einrichtung der nächtlichen Straßen-Erleuchtung, die Pflasterung der Friedrichsstadt, der Spandauer- und Königs-Vorstadt und von Neu-Cölln und andere Einrichtungen mehr.

Von welcher Bedeutung besonders die Pflasterungs-Arbeiten waren, welche auf Friedrich Wilhelms Befehl unternommen wurden, geht daraus hervor, daß der Arbeitslohn im Jahre 1739 nicht weniger als 83,588 Thaler betrug.

Um die neue Stadt, welche durch den Abbruch der Befestigungswerke jedem Ueberfall von Außen preisgegeben war, einigermaßen zu sichern, wurde dieselbe im weiten Kreise mit einer steinernen Mauer umgeben, welche mit Ausschluß der Thore über 41,000 Thaler kostete.

Größere Bauten wurden unter Friedrich Wilhelm nur wenige ausgeführt. Der Baulust des Königs geschah auf eine billigere Weise, als wenn er selbst Prachtgebäude hätte auführen lassen, durch den Bauzwang, den er den Berliner Bürgern auferlegte, Genüge.

Friedrich Wilhelm beschränkte sich auf den Auf- und Ausbau einiger Kirchen. So ließ er im Jahre 1713 den Thurm der Parochialkirche beginnen, der im Jahre 1715 vollendet wurde. Auf denselben kam das schöne Glockenspiel, welches Friedrich I. auf den Münzthurm hatte setzen lassen wollen. Ebenso erhielt die Domkirche auf dem Schloßplatz im Jahre 1717 Erweiterungen und Verbesserungen.

In den Jahren 1720—22 wurde die neue Garnisonkirche gebaut, nachdem die alte von Friedrich I. gebaute durch ein entsetzliches Unglück zerstört worden war.

Am Ende der Spandauerstraße in der Nähe des Spandauer-Thores stand ein alter Pulverthurm, welcher abgebrochen werden sollte. Man war am 12. August 1720 damit beschäftigt, die Pulvervorräthe auszuräumen. Die größten Vorsichtsmaßregeln waren getroffen. Die Arbeiter hatten ein strenges Verbot erhalten, Tabak zu rauchen, sie durften nur mit Stiefeln ins Gebäude treten; aber Alles war vergeblich. Plötzlich erfolgte, ohne daß später ein Grund dafür angegeben werden konnte, eine furchtbare Explosion, der Thurm flog in die Luft, die ganze Gegend rings umher wurde mit Trümmern bedeckt, die

Garnisonkirche zum Theil zerstört, viele Häuser in der Nachbarschaft stürzten ein und selbst in dem doch ziemlich entfernten königlichen Schlosse und im Zeughause war die Erschütterung so groß, daß sämtliche Fenster Scheiben zerprangen.

Die ganze Gegend des Pulverthurms wurde in fürchterlichster Weise verheert und eine bedeutende Anzahl Menschen verlor bei dieser Explosion das Leben. Die 19 Artilleristen, die bei der Ausräumung beschäftigt waren, 36 Kinder, welche sich gerade in der Garnisonsschule befanden, eine Menge von Bürgern, die in ihren Wohnungen getödtet wurden, im Ganzen 76 Personen, wurden theils verschüttet, theils durch die herumfliegenden Steine erschlagen und noch viele Andere verwundet.

Mancher seltsame Zufall spielte mit Glück und Unglück bei jener furchtbaren Explosion. So wurde ein Prediger Blod erschlagen, der eben nach Berlin gekommen und auf der Durchreise begriffen war. Er fuhr in der Post in demselben Augenblick vorüber, wo die Explosion erfolgte. Dagegen zog man 24 Stunden nach dem Aufstiegen des Pulverthurms ein Schulkind von 6 Jahren unter der Bank hervor, welches in derselben Stube unverletzt geblieben war, in welcher die übrigen 36 Kinder getödtet worden waren. Ein Fremder, der sich in der sogenannten Ruppinschen Herberge aufhielt, wurde erst am dritten Tage aus den Schuttmassen hervorgeholt; er war unverfehrt und gesund.

Der König selbst entkam durch einen wunderbaren Zufall dem fast sichern Tode. Er befand sich gerade auf der Wachparade und hatte die Absicht, die Arbeit im Pulverthurm zu besichtigen. Gegen seine Gewohnheit verzögerte er den Spaziergang und nur hierdurch wurde er gerettet. Er eilte unmittelbar nach der Explosion an die Unglücksstätte. Diese bot einen wahrhaft fürchterlichen Anblick dar. Ueberall lagen halb verbrannte, verstümmelte Leichname umher, an manchen Stellen sah man einzelne blutige Glieder liegen.

Der König zeigte bei dieser Gelegenheit eine ihm sonst nicht eigenthümliche Freigebigkeit, indem er für die Wiederaufführung der zusammengestürzten Häuser auf seine Kosten Sorge trug. Die Garnisonkirche wurde in Folge des Unfalls neu aufgebaut und im Jahre 1722 vollendet.

Ein nicht minder schweres Unglück betraf 10 Jahre später Berlin, indem eine der ältesten Kirchen der Residenz, die Petrikirche, in Flammen aufging.

Schon im Jahre 1717 hatte Friedrich Wilhelm den Befehl gegeben, die ziemlich haufällige Kirche zu erneuern. Im Jahre 1724 wurde der Bau des Thurms begonnen. Derselbe war im Jahre 1730 bis zu einer Höhe von 203 Fuß angewachsen, in Kurzem sollte er vollendet sein, da wurde er am zweiten Pfingstfeiertage, am 29. Mai 1730, dreimal hintereinander vom Blitze getroffen.

Es war eine furchtbar dunkle Nacht, aber die plötzlich aus dem Holzwert des Thurmes



hervorschlagenden Flammen loderten mit so gewaltiger Gluth, daß 6—800 Schritt weit die kleinsten Gegenstände erkennbar waren. Die Glocken heulten von allen Thürmen Berlins, die Trommeln wirbelten und aus allen Stadttheilen eilten die Bürger herbei, um löschen und retten zu helfen.

Eine entsetzliche Gefahr bedrohte von Neuem die Stadt. Nicht fern von der Kirche lag in Neu-Cöln ein großes Pulver-Magazin und nach Neu-Cöln hin wehte der Wind. Weit in der Luft umher flogen die brennenden Stücke Holz, in jedem Augenblick mußte man besorgen, daß die Flammen Neu-Cöln und das Pulver-Magazin ergreifen würden, dann wäre vielleicht der größte Theil Berlins in die Luft gesprengt worden. Es war eine Nacht der namenlosesten Angst für die Berliner.

Die Artilleristen bewiesen einen bewunderungswürdigen Muth. Sie waren ununterbrochen thätig, das Magazin mit nassem Häuten und mit Mist zu bedecken, die Bürger strengten ihre höchste Kraft an, um zu löschen, und so gelang es denn, die Gefahr von der Stadt abzuwenden.

Erst am folgenden Tage konnte das Feuer gelöscht werden, welches nicht nur die Kirche, sondern außerdem auch noch 44 Häuser in der Grün- und Brüderstraße, sowie in der unmittelbaren Umgebung der Kirche in Asche gelegt hatte.

Von allen den Kostbarkeiten und Monumenten, die in der Petrikirche enthalten waren, von allen den Erinnerungen an die Vorzeit Berlins wurde nichts gerettet.

Friedrich Wilhelm befand sich gerade in Potsdam, als das Unglück stattfand. Er hatte so bedeutende Kosten an den Aufbau der Kirche gewendet, daß Niemand sich getraute, ihm die Nachricht von dem Brande zu geben. Die Hofherren waren in der größten Unruhe, sie fürchteten sich, zu schweigen und noch mehr fürchteten sie sich, zu sprechen.

Endlich konnte dem König die Verlegenheit seiner Umgebungen nicht länger verborgen bleiben. Er fragte, was denn die Unruhe zu bedeuten habe und jetzt mußte ihm geantwortet werden. Als er die schreckliche Nachricht erhielt, zeigte der König eine seltsame Fassung, die er mit den merkwürdigen Worten aussprach:

„Ich dachte Wunder was geschehen wäre; schon glaube ich, der Flügelmann vom Glafenapp'schen Regiment wäre gestorben!“

Friedrich Wilhelm bewies diese Fassung auch ferner, indem er eine Reise, welche er nach Sachsen antreten wollte, durchaus nicht aufschob. Ein größeres Mitgefühl für die vom Brandunglück Betroffenen bezeugte er dadurch, daß er auch hier die Besitzer der zerstörten Häuser zum Wiederaufbau möglichst unterstützte, so daß bereits im Oktober 1730 sämmtliche Häuser schöner als zuvor in gleicher Höhe von drei Stockwerken aufgebaut waren.

Die Wiederherstellung der Kirche wurde so-

fort angeordnet. Friedrich Wilhelm bewilligte dazu 30,000 Thaler und der Bau wurde nun sogleich begonnen. Man war bei demselben indessen zu eifertig.

Um dem königlichen Befehl nachzukommen, wurden die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln beim Bauen eines Thurmes vernachlässigt. Schon war letzterer mehr als 100 Fuß in die Höhe gebaut, da stürzte er am 25. August 1734 ein und der König erlebte den vollständigen Wiederaufbau nicht.

Außer den schon erwähnten Kirchen verdanken noch die Jerusalemer- und Sophienkirche Friedrich Wilhelm ihren Ausbau.

Aus der ursprünglichen kleinen Kapelle, welche die Jerusalemer-Kirche früher gebildet hatte und welche für die zahlreichen Bewohner der Friedrichsstadt bei Weitem zu enge geworden war, wurde im Jahre 1728 die neue Jerusalemer-Kirche gebaut, deren Thurm im Jahre 1730 fertig wurde.

Die Sophienkirche wurde im Jahre 1734 vollendet. Sie hat ihren Namen von der dritten Gemahlin Königs Friedrich I., der Königin Sophie Louise, empfangen. So wenig diese Dame als eine Heilige betrachtet werden kann, so wurde doch der Kirche vom Volke meistens der Name „Sankt“ Sophienkirche gegeben. Friedrich Wilhelm befahl deshalb, daß die Kirche ferner nicht mehr die Sophienkirche genannt werden solle; der Name ist aber trotzdem geblieben.

## Fünfzehntes Kapitel.

Einwohnerzahl Berlins. — Rückgang des Handels. — Schutzzölle. — Die Juden in Berlin. — Die städtische Verfassung. — Sinken des gewerblichen Verkehrs in Berlin. — Auswanderungen. — Reform der Zünfte. — Die Wollen-Manufaktur in Berlin. — Verbot der gedruckten Rattune. — Seidenzucht in Berlin. — Die ersten Droschken.

Die Einwohnerzahl von Berlin hat sich unter der Regierung Friedrich Wilhelms bedeutend vermehrt, aber nicht in dem Maße, in welchem der räumliche Umfang der Stadt gewachsen ist. Sie betrug: im Jahre 1712 61,000 Einwohner und wuchs bis zum Jahre 1740 auf 90,000 Einwohner.

Eine Vergrößerung unserer Stadt um die Hälfte ihrer früheren Einwohnerzahl war bedeutend, aber sie hätte weit bedeutender sein können, da Berlin unter der ganzen Regierung Friedrich Wilhelms befreit war von Kriegsstürmen, da auch die geringen äußeren Verwicklungen nicht im Stande gewesen wären, den Gewerbebetrieb der emporblühenden Stadt zu stören, wenn dies nicht der König selbst durch seine tyrannische Eigenmächtigkeit, seine jedem Gesetz widersprechende Willkür, seine Soldaten-Riebberei und seine industrielle Kurzsichtigkeit gethan hätte.

Friedrich Wilhelm besaß, wie wir schon viel-

sach zu beobachten Gelegenheit gehabt haben, einen praktischen Sinn, der sich aber nur in den kleinsten Details der Verwaltung bewährte; jede Großartigkeit der Anschauungen ging dem Könige ab.

Am 16. Juni 1717 schrieb er an seine Geheimen Räte: „Nur daß das Geld im Lande bleibt, ist der lapis philosophorum“. Diesen Grundsatz, der seinem Geiz und seiner Geldgier entsprach, suchte Friedrich Wilhelm bei jeder Gelegenheit zur Geltung zu bringen und ein langjames Sinken des Handelsverkehrs in Berlin und Preußen war die Folge davon.

Schutzzölle und Ausfuhr-Verbote von Rohmaterialien, strenge bewachte Zollgrenzen, Unsicherheit der Person und des Eigenthums mußten lähmend auf den Handel der Residenz wirken. Selbst gegen die nächsten deutschen Nachbarländer waren die preussischen Grenzen fast hermetisch abgeschlossen.

Für fremde Fabrikate wurden Einfuhr-Verbote erlassen und diese, sowie die Ausfuhr-Verbote der Rohstoffe hatten oftmals nur den Zweck der Begünstigung einer einzelnen Fabrik, welche Friedrich Wilhelm, um einen Industriezweig in Preußen einzuführen, heben wollte. Eine einzige Fabrik vermochte das Land nicht mit dem notwendigen Bedarf zu versehen und so konnte sich wohl ein Einzelner bereichern, der Handelsstand im Ganzen aber mußte Noth leiden.

Handelsstöckungen waren die Folge der falschen Handelspolitik und manche Kaufleute in Berlin wurden gezwungen, ihre Zahlungen einzustellen. Friedrich Wilhelm war hierüber tief entrüstet. Er glaubte, mit Gewalt-Maßregeln und durch strenge Strafen gegen die betrügerischen Banquerouteurs künftigen Zahlungseinstellungen vorbeugen zu können und erließ am 4. Februar 1723 ein Edikt, welches schon früher den betrügerischen Banquerouteurs angedrohte Strafen noch bedeutend verschärfte. Es enthält daselbe folgende charakteristische Stellen:

„— Diejenigen, so des Vermögens sind, ihre Gläubiger zu befriedigen, einen Abfall ihres Vermögens simuliren und zu solchem Ende ihre Baarschaften, ausstehende Schulden oder Effecten verbergen, oder außer Landes, zum Betrug der Gläubiger schaffen, wollen Wir ohne einige Gnade mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht wissen, dabei dennoch den Creditoribus unbenommen, was dergestalt von Händen gebracht, so gut sie können, aufzulesen und sich daran zu erholen.

Mit gleicher Strafe des Stranges sollen auch die belegt werden, die zwar des Vermögens nicht sind, ihre Schulden zu tilgen, aber dennoch von ihren Geldern und Effecten was an die Seite bringen, boshaftig verhehlen und dadurch ihre Creditores zu verkürzen und einen schändlichen Proffit zu machen suchen. —

Weil auch vielfältig verspürt worden, daß solcher Banqueroutirer Bosheit und diebische Gemüther oftmals so weit gehen, daß wenn sie ihren unvermeidlichen Banquerout bereits vor

Augen sehen, sie noch andern Leuten das Ihrige, mit Verschweigung ihres schlechten Zustandes, betrügerisch abborgen, oder auch zu solcher Zeit von Anderen, so von ihrem Falliment nicht informirt sind und den nachmaligen Banqueroutirer für einen ehrlichen Mann halten, Gelder annehmen und auf eine oder andere Art solche Creditores oder Depositarios an dem Ihrigen verkürzen, soll jedes diebische Unternehmen ebenmäßig mit dem Strange künftighin bestraft werden.“ —

Jede Handelsverbindung mit Ländern, in denen die Industrie weiter vorgeschritten war, als in Preußen, war dem König zuwider, denn er fürchtete, daß das preussische Geld für die besseren fremden Fabrikate ins Ausland wandern könnte. Deshalb begünstigte er wohl die Errichtung einer russischen Handels-Kompagnie in Berlin im Jahre 1716, weil Rußland in der Kultur noch weit hinter Preußen zurückstand und er hoffen durfte, die Russen würden von Berlin kaufen, nicht aber die Berliner von Rußland; andern Handelsverbindungen aber legte Friedrich Wilhelm die größten Hemmnisse in den Weg.

Einen weiteren Gesichtskreis hatte Friedrich Wilhelm nicht. Wir erwähnten bereits, daß er außer Stande war, die gewaltigen Vortheile zu beurtheilen, welche die Begründung einer preussischen Marine für den Handel haben konnte und daß er deshalb die in Guinea vom großen Kurfürsten begründete preussische Kolonie im Stiche ließ. Er verkaufte sie am 13. August 1720 für 7200 Dukaten und 12 Mohren an die holländisch-ostindische Handelsgesellschaft.

Von einem nicht weniger nachtheiligen Einfluß auf den Handel Berlins, als seine kurzfristige Handelspolitik, war auch die große Abneigung, welche Friedrich Wilhelm gegen die Juden, damals wie fast zu allen Zeiten die eifrigsten Jünger des Handels, fühlte. Der König theilte die Vorurtheile, welche im 18. Jahrhundert unter den Christen noch fast allgemein gegen die Juden herrschten, und am schroffsten in dem christlichen Kaufmannsstande, dessen Judenhaß nicht nur durch religiöse Motive, sondern wesentlich auch durch die Furcht vor der jüdischen Concurrrenz erzeugt war. Die Berliner Kaufleute verlangten allen Ernstes vom König Friedrich Wilhelm bald nach seiner Thronbesteigung, alle offenen Judenläden sollten geschlossen werden. Als sie dies nicht durchsetzen konnten, rächten sie sich durch Aufnahme eines Paragraphen in ihre 1716 erlassene Handelsordnung, die bis zum Jahre 1802 Geltung hatte: „Alldieweil die Kaufmannsgilde aus ehrlichen und redlichen Leuten zusammengesetzt, also soll kein Jude, strafbarer Todtschläger, Gotteslästerer, Mörder, Dieb, Ehebrecher, Meineidiger oder der eben sonst mit öffentlichen groben Lastern und Sünden besudelt und behaftet, in unserer Gültigkeit nicht gelitten, sondern davon gänzlich ausgeschlossen sein und bleiben.“

Juden, Mörder und Diebe standen nach dem citirten Paragraphen für die Berliner Kaufleute

Verordnungen, welche sämmtlich darauf berechnet

sich fand, der sie zu gleichen Preisen übernehmen wollte. Gumperz erhielt dafür die Auszeichnung, daß er zum Ober-Hof- und Kriegssteuer-Rath ernannt wurde und daß Friedrich Wilhelm ihm sogar gestattete, einen Degen zu tragen.

Wie durch die Willkür und Eigenmächtigkeit des Königs die Entwicklung des Handelsverkehrs in Berlin gehemmt wurde, so verhinderten dieselben auch einen Aufschwung der Fabrikthätigkeit und des Handwerks.

Das Handwerk vermag nur emporzublühen, wenn die Bürger mit freier Selbstständigkeit und im Bewußtsein ihrer Kraft schaffen. Die entwürdigten Bürger Berlins vermochten dies nicht. Sie hatten unter der Regierung Friedrich Wilhelms jedes Selbstgefühl, jeden frischen Muth, verloren, sie waren unter der eisernen Ruthe eines Tyrannen zitternde Sklaven.

Die städtischen Behörden von Berlin unterlagen demselben Druck, wie die Landstände. Dem Namen nach bestand allerdings noch immer die frühere Städte-Verfassung, in welcher die Bürgerschaft noch die Wahl ihrer Magisträte hatte, aber eben nur dem Namen nach, denn häufig genug befahlen Kabinetts-Ordres, daß irgend ein beliebiger Bürger, der zur Rekrutentasse eine gewisse Summe gezahlt hatte, als Rathsmitglied in den Magistrat aufgenommen werde.

Der Magistrat mußte sich fügen bei solchen, wie bei allen andern Gelegenheiten; er war kaum mehr etwas Anderes, als eine untergeordnete königliche Behörde, nicht einmal die freie Verwaltung der Kammereikasse war ihm geblieben.

Unter dem Vorwand, daß die Bürgermeister und die Herren im Magistrat einer scharfen Kontrolle bedürftig wären, damit sie nicht das Vermögen der Bürgerschaft verschleuderten, wurden die städtischen Kassen von königlichen Steuerräthen beaufsichtigt.

Der Magistrat von Berlin erntete hier, was er gesäet hatte. Er hatte sich nach und nach unabhängig von den Verordneten der Bürgerschaft gemacht, aber es war ihm dies nur gelungen, um in eine noch größere Abhängigkeit von der königlichen Regierung zu kommen. Seit die Verordneten den Rath nicht mehr beaufsichtigten, maßte sich die Regierung das Aufsichtsrecht an; sie schützte den Magistrat nur gegen die Anforderungen von unten, um ihn als ein vollkommen gefügiges Werkzeug benutzen zu können.

Als sich im Jahre 1730 die Stadtverordneten mit einem Gesuch um die Zurücknahme einer Magistrats-Maßregel an die Regierung gewendet hatten, wurde ihnen von der Kriegs- und Domänen-Kammer der Befehl, sie sollten ihrem „vorgesetzten Magistrat“ keine Vorwürfe machen und Dasjenige in Gehorsam ausführen, was ihnen von demselben Namens Sr. Majestät des Königs und von Amts Wegen befohlen werde!

Die Stadtverordneten waren fortan nur noch die Unterbeamten des Magistrats, der sie zu den gewöhnlichsten Geschäften, zur kleinlichen Ausfüh-

Königs. Letztere gaben der Weberlei in unserer Stadt einen großen Aufschwung.

Es wäre ungerecht, zu verkennen, daß unter der Regierung Friedrich Wilhelms auch manche nützliche Einrichtung zu Gunsten des Handwerks getroffen worden ist. Wir erwähnen hier z. B. eine zwar nicht durchgreifende, aber doch einen Fortschritt in sich schließende Reform der Innungen.

Friedrich Wilhelm vollendete die unter Friedrich I. begonnene Vereinigung der nach den verschiedenen Stadttheilen bisher getrennten Gewerke in Berlin und er suchte auch außerdem in die immer noch am alten Pöpf lebenden Zünfte ein neues Leben zu bringen.

Eine Unsitte der Gewerke, welche durch keine bisherige Verordnung hatte beseitigt werden können, war es, daß das Meisterwerden der Gesellen durch kostbare, zu keinem Zweck verwendbare Meisterstücke und durch großartige Meister-Schmausereien vertheuert wurde.

Durch ein Reskript vom 21. März 1729 befohl der König, daß endlich diesem Unwesen ein Ende gemacht werde und daß die Meisterstücke nur verkäufliche Arbeiten enthalten dürften. Auch das schwarze Buch, in welchem die Gesellen die Namen Derjenigen verzeichneten, die irgend eine kleine Unordnung begangen, sich aber der Strafe entzogen hatten und welches bei den vierwöchentlichen Gesellen-Versammlungen vorgelesen wurde, um die Widerspenstigen zu infamiren, wurde streng verboten.

Das Reichspatent vom 16. August 1731, welches gegen die Handwerks-Mißbräuche in Deutschland erlassen worden war, wurde in Preußen mit größter Strenge zur Durchführung gebracht und dadurch eine Regelung der Gewerks-Verhältnisse angebahnt.

So anerkenntswerth die Bestrebungen Friedrich Wilhelms in dieser Beziehung waren, wurden sie doch durch manche Gewaltthätigkeit und manche kleinliche Schilane gegen die Handwerksgefallen oft den Letzteren fast unleidlich. So untersagte eine mit der Genehmigung des Königs erlassene Resolution des Berliner Magistrats vom 12. März 1733 sämmtlichen Herbergswirthen bei einer Strafe von 10 Thalern, einem Gesellen am Werkstage Bier zu geben. Der Zweck dieser Anordnung war die Abstellung des blauen Montags.

Es ist schwer, gewohnheitsmäßig gewordene Mißbräuche plötzlich abzustellen. Dieß gelang auch in Berlin nicht. Die unnöthigen Meisterstücke wurden nach wie vor angefertigt und die blauen Montage gefeiert.

Der König erließ daher am 9. August 1734 ein neues Reskript, in welchem er dem Magistrat streng anbefahl, gegen alle Uebertreter des Reichspatents sofort mit gefänglicher Haft vorzugehen. Dies half endlich und es gelang nun, durch ein Edikt vom 10. Januar 1735 die Gewerks-Verhältnisse in eine leidliche Ordnung zu bringen.

Von allen Industriezweigen interessirte den

König am Meisten die Wollen-Manufaktur. Diese suchte er durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu heben. Es ist interessant, die verschiedenen Maßregeln zu verfolgen, welche Friedrich Wilhelm ergriff, um etwas Ordentliches zu erzielen; sie geben uns Zeugniß für die falschen volkswirthschaftlichen Anschauungen, welche der König mit seinen meisten Zeitgenossen theilte.

Ein Industrieller, der sich zu hohen Staatsstellen emporgeschwungen, der Geheime Rath Kraut, hatte in Berlin auf seine eigenen Kosten eine bedeutende Tuchweberlei begründet. Der König, der den Wunsch hegte, für die Uniformirung seines Heeres sich unabhängig vom Auslande zu machen, unterstützte ihn bei diesem Unternehmen, indem er ihm das frühere „Hohe Haus“, welches bisher der Sitz der Ritter-Akademie gewesen war, als Lagerhaus überließ. Das Lagerhaus erhielt den Namen, den es noch heute führt, weil in ihm großartige Niederlagen für rohe Wolle und Tücher eingerichtet wurden.

Es kam darauf an, der neuen Fabrik einen sichern Absatz zu schaffen. Zu diesem Zweck erließ Friedrich Wilhelm im Jahre 1714 ein Montirungs-Reglement, welches den Regimentern anbefahl, die feinem Tuche, sowie die Stoffe zum Rockfutter und zu den Säcken lediglih aus dem Lagerhause zu beziehen; auch die Generale und Offiziere erhielten den Befehl, bei Vermeldung der königlichen Ungnade ihre Tuche nur aus inländischen Fabriken zu nehmen. Derselbe Befehl ging an die königlichen Beamten, die für sich und ihre Dienerschaft nur inländische Zeuge tragen sollten, selbst Strümpfe und Hüte nicht aus dem Auslande beziehen durften.

Kraut war ein tüchtiger Mann, der sich die möglichste Mühe gab, die Tuchfabrikation in die Höhe zu bringen. Er zog manche Weber und Zeugarbeiter aus den Niederlanden in seine Dienste. Trozdem aber wollte das Geschäft nicht recht vorwärts gehen. Wieber trat der König helfend ein.

Um der Fabrik ein billigeres Rohmaterial zu verschaffen, wurde ein Ausfuhrverbot der Wolle erlassen. Trozdem aber war Kraut doch bald dem Bankerott nahe, denn die Rittershafft trozte auf ihr Privilegium in der Wolle-Ausfuhr und stellte ihre Wollpreise so hoch, daß die Fabrik nicht bestehen konnte.

Da erließ Friedrich Wilhelm im Jahre 1717 einen neuen willkürlichen Befehl; die furmürkische Rittershafft wurde gezwungen, sich mit 100,000 Thalern bei dem Geschäft des Lagerhauses zu betheiligen.

Neue Edikte gegen die Wolle-Ausfuhr ergingen, so eines am 24. Mai 1719, in dem die Ausfuhr der Wolle bei 1 Thlr. Strafe für jedes Pfund dem Adel und sonstigen Privatleuten verboten wurde; für Wollhändler und besonders für Juden genügte eine solche Strafe nicht; diesen drohte der König Leibes- und Lebensstrafe an. Für den Verkauf jeder Elle fremden Tuches wurde eine Strafe von 10 Thalern festgesetzt, selbst der Ver-

brauch desselben wurde verboten und den Angebern versprochen das Edikt die Hälfte der Straffsumme.

Als auch diese Strafen noch nicht genügten, um die Woll-Ausfuhr vollständig zu verhindern, erschien im Jahre 1723 ein neues Edikt, welches 10 Thaler Strafe für jedes Pfund Wolle, Verlust des Wagens und der Pferde, nach Befinden sogar Todesstrafe für die Ausfuhr festsetzte und den Denunzianten 500 Thaler Belohnung versprach.

Um der Wollenweberet noch ferner aufzuhelfen, wurde auch der Verbrauch der gemalten oder gedruckten Kattune, welche damals sehr in Mode waren, streng untersagt. In allen abligen und vornehmen bürgerlichen Häusern bezog man aus Holland schöne Kattune, die man als Tapeten für die Zimmer, als Decken für die Betten, als Vorhänge für die Fenster benutzte und welche außerdem auch zur Kleidung der Damen vielfach verwendet wurden.

Der Handel mit diesen Kattunen ging außerordentlich gut, während die im Lande verfertigten wollenen und leinenen Zeuge liegen blieben.

Durch ein Edikt vom 18. November 1721 wurde das Tragen und der Verkauf dieser Kattune streng untersagt. Nach einer Frist von nur 8 Monaten sollte sich Niemand mehr der Kattune bedienen; eine Strafe von 100 Thalern wurde festgestellt und Diejenigen, welche dieselbe nicht bezahlen konnten, mußten an einem eigens dazu eingerichteten Pranger öffentlich zur Schau stehen.

Das Verbot der Kattune veranlaßte in Berlin allgemeine Aufregung; denn die theuren Zeuge waren so verbreitet, daß es unmöglich war, in der gestatteten kurzen Zeit sie aufzubrauchen. Dies aber hinderte nicht, das Gesetz zur strengsten Ausführung zu bringen.

Wir haben schon erzählt, daß die Fiskale sich in Denunziationen wegen der Uebertretung des Edikts überboten und daß unzählige Menschen wegen derselben bestraft wurden.

Nach dem Tode des Geheimen Raths v. Kraut leisteten die Erben desselben zu Gunsten des Potsdamer Waisenhauses auf ihre Ansprüche Verzicht, auch die märkische Ritterschaft überließ das Kapital von 100,000 Thalern ebenfalls dem Waisenhaus, der König aber legte noch 300,000 Thaler zu und es gelang ihm, durch diese bedeutende Summe die Woll-Fabrikation in Berlin zu einer nicht unbedeutenden Höhe zu bringen.

Im Jahre 1738 waren im Lagerhause schon 4700 Arbeiter beschäftigt. Es wurden 100,000 Stein Wolle verarbeitet.

Um für die Masse der im Lagerhause aufgestellten Webestühle das nöthige gesponnene Wollgarn zu erhalten, hatte Friedrich Wilhelm schon früher, am 14. Juni 1723, ein merkwürdiges Edikt erlassen:

Allen Hölzerweibern und anderen Verkäuferinnen, welche auf den Märkten Waaren feil boten, wurde der Befehl gegeben, nicht ferner Maulaffen feil zu halten, sondern fleißig zu sein in der Zeit, wo sie nicht von Kunden beschäftigt würden.

Sie mußten spinnen oder nähen; jede Hölzerin war verpflichtet, mindestens 1 Pfund Wollgarn gegen Bezahlung an das Lagerhaus abzuliefern. Erreichte sie dies Pensum nicht, so mußte sie ihr Geschäft aufgeben. Die Rathsbdiener wurden beauftragt, in den Straßen umherzugehen und überall, wo sie die Frauen und Töchter von Handwerkern müßig fänden, diese aufzuschreiben und dem Bürgermeister anzuzeigen. Das Haupt der städtischen Verwaltung erhielt den Befehl, alle Müßiggängerinnen ernstlich zu verwarnen und, wenn dies nicht half, der Kriegs- und Domänen-Kammer darüber Bericht zu erstatten.

Weniger als für die Wollenweberet interessirte sich Friedrich Wilhelm für die Fabrikation seidener Stoffe. Er gab allerdings den Befehl, auf den Kirchhöfen Maulbeerbäume anzupflanzen, damit das baare Geld, welches bisher für Seide ins Ausland gegangen sei, im Lande erhalten werde, auch verbot er den Dienstmägden und geringen Leuten strenge, aus dem Auslande bezogene seidene Stoffe zu tragen. Als aber ein Franzose, Namens Babinon, sich erbot, eine Seiden-Manufaktur in Berlin anzulegen, und sich dafür einen Vorschuß von 300 Thalern zur Anschaffung von Maulbeerbäumen und einen jährlichen Zuschuß von 150 Thalern erbat, indem er versprach, er werde in kurzer Zeit für 200 Thaler Seide auf einmal spinnen lassen und den Reinertrag Sr. Majestät dem König übermitteln, da schrieb Friedrich Wilhelm sehr vernünftiger Weise kurz an den Rand der Bittschrift: „Erst den Profit, dann soll er Alles haben!“

Es würde uns zu weit führen, wollten wir in die Details der Entwicklung der einzelnen Industriezweige noch näher eingehen. Wir bemerken daher hier schließlich nur noch beiläufig, daß Berlin zu Ende der Regierung Friedrich Wilhelms mit den ersten Droschken beglückt wurde.

Der König ließ im Dezember 1739 zwölf für den öffentlichen Verkehr bestimmte Fiacker auf seine Kosten verfertigen und vertheilte sie an diejenigen Fuhrleute, welche sich an einem bestimmten Tage zuerst an dem für das öffentliche Fuhrwerk bestimmten Plage einfanden und dadurch ihre Willfährigkeit zeigten, sich den königlichen Bestimmungen zu fügen.

## Sechszehntes Kapitel.

Das Volksleben in Berlin. — Allgemeine Heuchelei. — Volksfeste. — Eingehen des Schützenplatzes. — Berliner Märkte im 18. Jahrhundert. — Landparthien. — Gasthäuser und Tabagien. — Kaffeehäuser. — Gesellschaften der Bürger. — Die Hells-Assembléen. — Die Kleidertracht. — Die Droschke im Treffenhut.

Das Volksleben gewann in Berlin unter der Regierung Friedrich Wilhelms einen vollständigen Umschwung.

das eigentliche Volksleben. Am Auffälligsten war dies in Berlin.

Friedrich Wilhelm bekümmerte sich nicht nur um die kleinlichsten Details der Staatsverwaltung, sondern auch um die häuslichen Verhältnisse der Bürger. Er ging ohne Scheu persönlich in die Häuser und erkundigte sich nach dem Gewerbe der Besitzer. Er hörte, wie es den Einzelnen ging, mitunter half er durch Geschenke und Darlehne, wenn er Mangel fand, ebenso häufig aber donnerte er auch mit harten Worten und mitunter mit strengen Strafen dazwischen, wo er glaubte, daß ein Bürger sein Geschäft vernachlässigte. Er unterhielt sich mit den Hausfrauen, schaute in deren Küchen, aß am häuslichen Tische und glaubte somit eingeweiht zu sein in das innerste Leben des Volkes.

Mit scharfem Auge blickte er um sich und prüfte, ob die Bürger auch fleißig seien, denn er konnte die Müßiggänger nicht leiden. Die Kinder examinirte er, ob sie in der Schule etwas gethan hätten, die jungen Mädchen und Frauen, ob ihr Spinnrocken in Ordnung sei. Jedermann in Berlin war daran gewöhnt, auf diese Weise persönlich mit dem König in Berührung zu kommen. Jeder hatte sich darauf vorbereitet und das Resultat dieses Strebens des Königs, in die Details der Hauswirthschaften einzubringen, war, daß er fortwährend belogen und betrogen wurde; denn die Berliner Bürger und Bürgerfrauen, ja selbst die Kinder in der Schule überlegten sich vorher, welche Lügen sie dem Monarchen aufstischen wollten, wenn sie von ihm ausgefragt würden.

So erzählt uns König von einem Sattler in Berlin, der seine Leute aufgestellt hatte, um ihn sofort zu benachrichtigen, wenn etwa der König durch die Straße, in welcher er wohnte, kommen würde. Sobald Friedrich Wilhelm sich näherte, sprang der Sattler auf einen beständig vor seiner Thür stehenden Wagen und während er sonst weit lieber im weich gepolsterten Ruhesessel lag, so fing er in solchen Augenblicken an, mit dem größten und auffallendsten Eifer zu arbeiten.

Der König freute sich darüber, er sprach häufig mit dem Sattler und fragte ihn, warum er denn gar so thätig sei.

„Ew. Majestät! — erwiderte der Bürger, — wenn man ehrlich durch die Welt kommen will, so muß man selbst Hand anlegen.“

„Ihr habt Recht und seid ein braver Kerl, fahrt nur so fort und ich will für Euch sorgen!“

Und er sorgte für den fleißigen Heuchler, indem er ihn eine bedeutende Beförderung für die Armee, die ihn reich machte, übertrug.

In ähnlicher Weise wurde der König häufig betrogen. Weil er die Frömmigkeit achtete, ließen die Berliner in die Kirchen, aber frömmere wurden sie dadurch nicht. Weil er ein Soldatenfreund war, drängten sich Tausende zu den Paraden und Revuen hinzu. Jeder suchte sich die Gunst des Gewalthabers zu verschaffen, Heuchelei und





berten über Politik, indem sie bei einer Pfeife Tabak ihr Bier tranken.

Der Bierbedarf der Berliner war in jener Zeit außerordentlich groß, dafür zeugt die merkwürdige Anzahl fremder Biere, welche in die Stadt eingeführt wurden, von denen das Bernauer und Kuppiner die beliebtesten waren. Im Jahre 1723 kamen, nach den Kammerei-Rechnungen, 28,564½ Tonnen fremde Biere nach Berlin.

Die Namen der meisten dieser Biere wie: Kniesnacker, Mülleroser, Mühlenbecker u. s. w. sind längst verschollen.

Neben den Tabak-Kollegien bestanden noch einige Kaffeehäuser, in denen Billard gespielt wurde. Die Zahl derselben hatte sich aber seit dem Tode Friedrichs I. bedeutend vermindert, da Friedrich Wilhelm die Kaffeehäuser und besonders das Billardspiel nicht leiden konnte; er verbot dasselbe sogar an Sonntagen bei harter Strafe.

Mit dem Verschwinden der Kaffeehäuser wurde auch der schon ziemlich allgemein gewordene Genuß des Kaffees wieder sehr eingeschränkt. Nur an zwei Orten in Berlin konnte man Kaffee, das Loth für 1 Groschen, gewiß für die damalige Zeit ein außerordentlich theurer Preis, kaufen. Er wurde nur als eine Delikatesse von den eigentlichen Kaffeeschwärmern getrunken. Kleine Damen-Gesellschaften unterhielten sich am Besten beim Kaffee, der in winzigen Täßchen von Delfter Porzellan herumgereicht wurde.

Bei Familienfesten ging es in den Bürgerhäusern Berlins ziemlich schmucklos her. Große luxuriöse Gesellschaften wurden nur selten gegeben, der König hatte dies ausdrücklich verboten.

Bei dem bis in's Innerste der Familien eingedrungenen Spionier- und Denunziationsystem der Fiskale wäre es gefährlich gewesen, einem solchen Befehle nicht nachzukommen, er wurde deshalb nur selten überschritten.

Die königliche Kabinetts-Ordnung galt nur für die Bürger. In den Kreisen des vornehmen Adels und besonders des Hofes war ein größerer Luxus erlaubt; aber auch hier durfte er gewisse Grenzen nicht überschreiten, ohne den König unwillig zu machen.

Friedrich Wilhelm wünschte, daß der Adel, seine Generale und die vornehmsten Beamten ein geselliges Leben führten, ohne sich aber dabei zu ruiniren. Es wurden deshalb auf königlichen Befehl die berühmt gewordenen Assembléen eingerichtet, welche nach einer in den ersten Tagen des Januar vom König selbst bestimmten Reihenfolge von den Generalen, den Staats-Ministern, fremden Gesandten und andern vornehmen Personen des Hofes gegeben werden mußten. In diesen Assembléen vergnügte sich die Gesellschaft mit Tanzen und Kartenspielen. Kaffee, Chokolade, Limonade und Orgeade waren die einzigen Erfrischungen, welche herumgereicht wurden. Wollte einer der Gastgeber sich besonders hervorthun, so erleuchtete er wohl sein Haus von oben bis unten in glänzendster Weise, einen größern Luxus aber

durfte er nicht entfalten, wenn der König sich nicht mißfällig darüber äußern sollte.

Friedrich Wilhelm fehlte selten bei den Assembléen, auch die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen waren bei denselben anwesend. Manche von den Generalen und Staatsbeamten hätten ebenfalls gern Theil genommen an der Reihenfolge, es war ihnen dies aber nicht möglich, weil ihre Wohnungen nicht den nöthigen Gelaß boten. Zu diesem Zwecke und um eine bestimmte Regel für die von ihm eingerichteten Gesellschaften festzustellen, traf der König im Jahre 1733 eine eigenthümliche Einrichtung.

Er übertrug dem starken Manne, dem bekannten Riesen Karl v. Edenberg, der in seiner hohen Gunst stand, die Besorgung der Assembléen und überließ ihm dazu das Fürstenhaus. Für Beleuchtung, Heizung, Musik und die Besorgung der Spieltische mußte derjenige General oder Hofherr, den die Reihe traf, Wirth zu sein, 30 Thlr. zahlen. Er hatte dafür aber auch zugleich das Recht, allen von Andern gegebenen Assembléen während des ganzen Winters unentgeltlich beizuwohnen, während solche Hofherren, die niemals den Wirth spielten, ein Eintrittsgeld von 8 Groschen erlegen, außerdem aber Kaffee, Thee &c. apart und wenn sie spielen wollten, noch 16 Groschen Kartengeld bezahlen mußten. Die Kapitäns und Subaltern-Offiziere waren nach dem speziellen Befehle des Königs von jeder Zahlung befreit, sie konnten unentgeltlich als Gäste anwesend sein.

Diese Einrichtung dauerte indessen nur bis zum Jahre 1737, weil der starke Mann eine so lieberliche Wirthschaft führte, daß ihm die Assembléen abgenommen werden mußten. Sie fanden fortan wieder in der früheren Weise statt.

Dieselbe Einfachheit und Prunklosigkeit, welche, wie wir gesehen haben, in den Assembléen herrschte, war auch für die Kleidung in Berlin maßgebend geworden. Auch hier richtete sich Vornehm und Gering nach dem Geschmacke des Königs und erst in den letzten Jahren seiner Regierung begann ein größerer Aufwand.

Die gewaltigen Allongeperrücken, mit denen sich früher alle Männer von Stande und auch die besser situirten Bürger verunziert hatten, kamen aus der Mode, nur einige Minister, Räte, Doktoren und andere Gelehrte behielten sie. An ihre Stelle kamen die kleinen sogenannten Muffen oder Mirletons in Gebrauch und auch diese verschwanden endlich, um den Soldatenfrisuren Platz zu machen. Das Haar wurde hinten in einem Zopf zusammengeschlagen, die Seitenhaare lagen, zu einer gewissen Länge verschritten, über die Ohren; später wurden die Locken Mode, von denen man 6—8 über einander trug.

Fast Jedermann bemühte sich, seinen Kopf möglichst in Soldatenmanier zu frisiren und selbst Diejenigen, welche noch Perrücken trugen, mußten diese in soldatlicher Weise aufzustupfen. Nur die

weise, so entschädigten sie sich dafür dadurch, daß sie möglichst entblößte Busen trugen. Daran durfte, da es die herrschende Sitte war, kein Anstoß genommen werden.

Den vorzüglichsten Damenschmuck bildeten Ranten und Spitzen, die einfach genug aussahen, aber kolossal theuer bezahlt wurden.

Besonders wurde mit diesen Spitzen in den letzten Jahren der Regierungszeit Friedrich Wilhelms ein großer Luxus getrieben und auch die Männer begannen in dieser Zeit sich wieder mit künstlich genähten und gestickten Sachen zu schmücken.

Minister, Generale und andere vornehme Personen trugen bei feierlichen Gelegenheiten prächtig gestickte Kleider oder auch wohl solche, welche mit Borten und Schnüren von Gold, Silber oder Seide verziert waren.

Der Kleiderchnitt war außerordentlich plump. Die Weste mit ihren langen Schößen, die fast mit dem Rocke gleich war, sah abscheulich aus; höchst unkleidbar waren auch die großen, bei den Ellenbogen anfangenden Aufschläge, die nur bis eine Handbreit über dem Gelenk herabgingen, damit man die feine und sehr weiße Wäsche, welche mit Ranten verziert war, betrachten könne.

### Siebenzehntes Kapitel.

Das Hofleben. — Die Günstlinge. — Hof-Intriguen. — Krankheit des Königs. — Testament-Intriguen. — Der Ungar Clement. — Eine erdichtete Verschwörung. — Die Frau v. Blaspiel. — Der Prozeß gegen Clement. — Die Hinrichtung der Betrüger.

Die innere Unwahrheit, die Lüge und Heuchelei, welche das Volksleben in Berlin unter der Regierung Friedrich Wilhelms charakterisirten, herrschten mehr noch als im Bürgerstande am Hofe.

Der König, der sich einbildete, ein absoluter Herrscher zu sein, wurde von seinen Günstlingen am Gängelbände geführt und die hohen Würdenträger des Reiches intriguirten gegen einander um die königliche Gunst, welche der Schlüssel zu Macht und Reichthümern war.

Friedrich Wilhelm wünschte seinem Hofe ein echt bürgerliches Ansehen zu geben, er wollte die Kabinetts-Intriguen von demselben verbannen, dies aber gelang ihm nicht.

Wie an allen Höfen und zu allen Zeiten war die Intrigue auch am Hofe Friedrich Wilhelms einheimisch. Die Günstlinge suchten sich gegenseitig zu stürzen, sie spekulirten auf die Schwächen und Fehler des Königs und suchten Vortheil aus denselben zu ziehen.

Es sind durch die Markgräfin von Baireuth und durch Pöllnitz viele Hof-Intriguen aus jener Zeit bekannt geworden. Wir wollen hier nur einige erzählen, welche das größte Aufsehen in Berlin machten und lange Zeit in allen Kreisen der damaligen Gesellschaften besprochen wurden.

Im Anfange des Jahres 1719 hatte sich der König nach Brandenburg begeben, um sein Regiment zu mustern. Während seines Aufenthalts dort wurde er plötzlich von einer heftigen Kolik befallen. Die Krankheit war so schmerzlich, daß Friedrich Wilhelm selbst glaubte, er sei dem Tode nahe. Er ließ sofort die Königin nachkommen und sobald sie anlangte, übergab er ihr ein versiegeltes Packet, in welchem sein Testament befindlich war. Er hatte die Königin zur Regentin für den minderjährigen Kronprinzen und ihr zur Seite den König von England und den Kaiser zu Vormündern desselben ernannt.

Als Friedrich Wilhelm seiner Gemahlin das Testament übergab, bat er sie, dies ja geheim zu halten, denn er fürchtete und wohl mit Recht, daß der Fürst von Anhalt und der Herr v. Grumbkow, die beiden damals herrschenden Günstlinge, ihn mit Vorwürfen überhäufen und mit Bitten bestürmen würden, wenn sie erführen, daß sie von jeder Regierungsthätigkeit ausgeschlossen seien.

Ob die Königin der Bitte ihres kranken Gemahls nicht nachkam, ob auf andere Weise die Nachricht an den Fürsten von Anhalt und den Herrn v. Grumbkow gelangte, kurz, diese erfuhren, daß der König ein Testament gemacht habe und eilten voller Sorgen um den Inhalt desselben ebenfalls nach Brandenburg.

Aus dem geheimnißvollen Benehmen Friedrich Wilhelms mutmaßten sie, daß sie wohl keinen Theil an der vormundschaftlichen Regierung haben würden. Es kam ihnen darauf an, sich Gewißheit darüber zu verschaffen und sie wendeten sich deshalb an eine Hofdame der Königin, welche das vollste Vertrauen ihrer Gebieterin besaß, eine Frau v. Blaspiel. Sie suchten durch schmeichelnde Worte sich die Gunst der Hofdame zu verschaffen und boten ihr sogar eine bedeutende Geldsumme an, wenn sie die Königin dahin bewegen könne, daß diese sich bei dem König verwende, um den Fürsten von Anhalt und den Herrn v. Grumbkow zu Mitregenten während der Minderjährigkeit des Kronprinzen zu ernennen.

Der Fürst von Anhalt hatte die Unterhandlungen mit Frau von Blaspiel übernommen. Er hoffte mit Bestimmtheit, zum Ziele zu kommen, die Hofdame aber gab ausweichende Antworten und sobald der Fürst sie verlassen hatte, eilte sie zur Königin und erzählte dieser Alles, was zwischen ihr und dem Fürsten verhandelt worden war.

Die Königin theilte die ganze Unterhaltung dem König mit. Dieser wurde in Folge dessen so unwillig gegen seinen alten Freund und den Herrn v. Grumbkow, daß er Beide, als sie sich in der Thür seines Zimmers zeigten, aus diesem verwies. Die Königin erhielt den Auftrag, ihnen den Befehl mitzutheilen und sie that dies mit einer so stolzen Miene, wie sie noch nie gegen die beiden allmächtigen Günstlinge des Königs angenommen hatte.

„Der König — so sagte sie — lasse sich jetzt nicht sprechen; die Gegenwart beider Herren sei

in Brandenburg unnütz; sie würden wohl thun, wieder nach Berlin zurückzukehren.“

Als der Fürst von Anhalt der Königin antworten wollte, unterbrach sie ihn, indem sie ihm glückliche Reise wünschte und in das Zimmer des Königs zurückging.

Der Fürst und Herr v. Grumbkow waren damals noch gute Freunde und Beide gleich entrüstet über eine solche Behandlung. Sie zweifelten jetzt nicht mehr daran, daß die Königin zur Regentin ernannt, auch nicht daran, daß dieser ungnädige Empfang das Resultat einer Verrätherei der Frau v. Blaspiel sei, und sie beschloßen, sich an dieser zu rächen.

Beide blieben in Brandenburg und hatten schon am folgenden Tage die Genugthuung, daß ihre Furcht vor einem tödtlichen Ausgang der Krankheit des Königs sich als unbegründet zeigte, denn Friedrich Wilhelm wurde durch ein tüchtiges Brechmittel von seiner Kolik schnell hergestellt.

Der König söhnte sich bald wieder mit seinen beiden alten Freunden aus, die Königin aber, welche stolz auf das Bewußtsein war, daß sie die Regentin hatte sein sollen, zeigte dies in jeder Bewegung, in jedem Blicke. Sie behandelte den Fürsten von Anhalt und den Herrn v. Grumbkow mit einer Herablassung, welche Beide höchst neugierig auf den Inhalt des Testaments machte, da dieses offenbar die übermüthige Raune der Königin erzeugt hatte.

Die Markgräfin von Baireuth giebt uns über das Intriquenspiel, welches Grumbkow anwendete, um das Testament kennen zu lernen, folgende, auch von dem Herrn v. Pöllnitz bestätigte Erzählung:

„Ich habe schon von der Frau v. Blaspiel, der Favoritin der Königin, gesprochen. Diese Dame konnte für eine Schönheit gelten; ein lebhafter und solider Geist erhöheten noch die Reize ihrer Person. Ihr Herz war edel und rechtlich, aber zwei Hauptfehler, welche zum Unglücke die der Meisten ihres Geschlechts sind, verdunkelten diese schönen Eigenschaften: Sie war intriguant und kokett. Ein Ehemann von 60 Jahren, gichtbrüchig und unangenehm, war für eine junge Frau ein zu wenig anziehendes Ragout. Viele Leute behaupten sogar, sie habe mit ihm wie die Kaiserin Pulcheria mit dem Kaiser Marcianus gelebt.“

Der Graf v. Manteufel, sächsischer Gesandter am preußischen Hofe, hatte Mittel gefunden, ihr Herz zu rühren. Ihr Liebesverhältniß war aber so geheim betrieben worden, daß man nie den mindesten Verdacht gegen die Tugend dieser Dame hegte. Der Graf machte eine kleine Reise nach Dresden. Um sich für die Abwesenheit seiner Geliebten zu trösten, schrieb er ihr alle Posttage und erhielt gleiche Antworten. Diese unselbige Correspondenz verursachte das Unglück der Frau von Blaspiel. Ihre und ihres Geliebten Briefe fielen in die Hände des Königs.

Dieser mißtrauische Fürst hatte Verdacht wegen

Staats-Intriquen und ließ diese Briefe, um sich deshalb zu überzeugen, Grumbkow sehen. In der Sprache der Liebe erfahrener, als der König, errieth dieser sogleich die Wahrheit. Er ließ sich aber nichts merken, ob er gleich diesen Zufall für den glücklichsten ansah, der ihm hätte begegnen können. Er war Manteufels vertrauter Freund und stand sehr gut beim König von Polen. Dieser Fürst hatte große Rücksichten gegen den Hof von Berlin zu beobachten. Karl XII., König von Schweden, lebte noch und daher befürchtete er stets neue Unruhen in Polen, wovor ihn der Beistand seines Vaters schützen konnte.

Grumbkow versprach ihm seine Unterstützung und verpflichtete sich, das gute Einverständnis zwischen den beiden Höfen immer zu unterhalten, wenn jener in seine Ansichten eingehen und dem Grafen v. Manteufel demgemäße Instruktionen geben würde.

Der König von Polen zögerte nicht, darein zu willigen und schickte diesen Gesandten wieder nach Berlin. Grumbkow öffnete sich ihm im Betreff der ganzen Geschichte des Testaments. Er entdeckte ihm sogar, daß er von seinem Liebesverhältnisse mit Frau v. Blaspiel wisse und daß er von ihm den Dienst fordere, diese Dame dazu zu bewegen, das Testament des Königs aus den Händen der Königin zu entfernen.

Die Sache war sehr zart; Manteufel kannte die Anhänglichkeit, welche seine Geliebte für die Königin hatte. Dennoch wagte er es, mit ihr davon zu sprechen.

Frau v. Blaspiel konnte nur mit vieler Mühe seinen Wünschen geneigt gemacht werden, aber endlich ließ sie die Liebe das vergessen, was sie sich selbst und ihrer Gebieterin schuldig war.

Durch die Versicherungen von Anhänglichkeit, welche Manteufel für die Königin zu hegen behauptete, verblendet, hielt Frau v. Blaspiel die Sache nicht für sehr wichtig und da sie die unbedingte Herrschaft kannte, welche sie über das Herz der Königin ausübte, so spielte sie so verschiedene Rollen, daß sie es endlich dahin brachte, diese zu überreden, ihr das unglückliche Papier anzuvertrauen, jedoch unter der Bedingung, es ihr, wenn sie es gelesen haben würde, zurückzugeben."

So hatte Grumbkow denn seinen Zweck erreicht. Er erfuhr zu seinem Schrecken, daß wirklich die Königin die Regentschaft antreten sollte und fürchtete, daß dies vielleicht bald geschehen werde, da gerade in jener Zeit die Gesundheit des Königs höchst schwankend war.

Bei der geringen Sorgfalt, welche Friedrich Wilhelm auf seinen Körper wandte, bei seiner Unmäßigkeit im Essen und im Trinken schwerer Biere konnte leicht ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende machen.

Erat ein solcher Fall ein, dann tant der Herr v. Grumbkow, der kein anderes Verdienst hatte, als die Gunst des Königs, in sein Nichts zurück und auch der Fürst von Anhalt verlor die Macht

die seiner Eitelkeit schmeichelte, denn beide Herren waren der Königin, der künftigen Regentin, verhaft.

Nur eine Rettung gab es für sie, sie mußten Alles versuchen, um den Einfluß der Königin auf Friedrich Wilhelm zu untergraben und zugleich auch, um ihre Freundin, die Frau v. Blaspiel, vom Hofe zu entfernen. Nur dann konnte es ihnen gelingen, den König dahin zu bringen, daß er sein Testament ändere.

Die beiden ersten Zwecke erreichten die beiden Günstlinge, indem eine Intrigue, welche gegen sie selbst angesponnen wurde, fehlgeschlug und ihnen die Mittel in die Hand gab, ihre Freundin, die Frau v. Blaspiel, zu verderben und das Vertrauen des Königs in seine Gemahlin zu erschüttern.

In Dresden lebte ein diplomatischer Abenteurer, ein ungarischer Edelmann, Namens Clement, der längere Zeit dem Kaiser und dem Fürsten Eugen als politischer Spion gedient hatte, dann nach Sachsen gegangen war, um sich dort von dem Minister Grafen Flemming ebenfalls in dieser löblichen Eigenschaft gebrauchen zu lassen.

Clement hatte während seines Aufenthalts in Dresden bemerkt, daß augenblicklich ein ziemlich gespanntes Verhältniß zwischen dem Berliner Hofe und denen von Wien und Dresden herrschte. Er glaubte, daß es ihm durch geschickte Manöver gelingen könne, diese Höfe ganz mit einander zu entzweien und dadurch sich selbst eine politische Wichtigkeit zu geben, die sein Glück begründen mußte.

Zu diesem Zwecke schrieb Clement an den König von Preußen und erklärte, daß er ihm Angelegenheiten von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen habe. Seine Mittheilungen seien so außerordentlicher Natur, daß er sie nur dem König persönlich eröffnen könne. Er forderte deshalb die schriftliche Versicherung, daß Niemand etwas von seinem Aufenthalt in Berlin erfahren solle, da er nur dann sicher seine Enthüllungen machen könne.

Diesen Brief schickte Clement an den Hofprediger Jablonsky, den er bat, ihn dem König persönlich zu überliefern; nähme er Anstand, so möge er verantwortlich für alles Uebel sein, das aus einer solchen Nachlässigkeit entstehen werde.

Jablonsky wagte es weder, den Brief zu übergeben, noch, ihn zu behalten; er wendete sich an den Minister v. Marschall, der im hohen Vertrauen Friedrich Wilhelms stand und dieser übernahm die Bestellung des Briefes.

Das Schreiben war so außerordentlich geschickt abgefaßt, daß der stets mißtrauische König sofort ein Komplott gegen seine Person muthmaßte. Er befahl, daß Clement im tiefsten Geheimniß nach Berlin komme, der Hofprediger Jablonsky sollte ihn zur Nachtzeit in die Stadt einführen und in seinem eigenen Hause behalten.

Das war es, was der Abenteurer gewünscht

hatte. Er beeilte sich, seine Reise anzutreten und meldete seine Ankunft dem König.

Am folgenden Tage fuhr Friedrich Wilhelm in einer offenen Chaise aus; er nahm nur den Generalmajor und damaligen Kommandanten von Berlin, v. Forcade, und zwei Pagen mit sich, machte eine Spazierfahrt die Linden herunter und fuhr von da nach dem Weidendamm, wo er still halten ließ. Hier stieg er aus, befahl dem General v. Forcade und den Pagen, auf ihn zu warten, dann ging er nach einem Garten in der Nähe der Dranienburger Barrieren, in welchem er Clement und Sablonsky ein Rendezvous gegeben hatte.

Auch Sablonsky mußte sich jetzt entfernen.

Clement spazierte allein mit dem König in den Laubgängen des Gartens auf und nieder. Er brachte wunderbare Enthüllungen vor.

Der Dresdener und der Wiener Hof, so erzählte er, hätten den Plan entworfen, den König auf der Jagd oder auf einer Reise gefangen nehmen und den Kronprinzen in der katholischen Religion erziehen zu lassen; die vornehmsten preussischen Generale und Minister wären für diesen Plan gewonnen. Er, Clement, habe den Auftrag, nach dem Haag zu gehen, um mit den Seemächten Unterhandlungen anzuknüpfen, damit auch diese in den abscheulichen Plan der Unterdrückung Preußens willigen möchten.

So abenteuerlich das ganze Unternehmen war, welches Clement dem König schilderte, so fand er doch um so mehr Glauben, als er sich erbot, durch genügende Schriftstücke jedes gesprochene Wort zu beweisen. Er behauptete, Briefe des Prinzen Eugen von Savoyen, des sächsischen Ministers v. Flemming und der Minister des Königs selbst zur Hand zu haben. Er zog diese aus seinem Portefeuille hervor, aber es war schon ziemlich dunkel und der König daher nicht im Stande, sie anzusehen.

Friedrich Wilhelm war durch diese Nachrichten auf's Höchste erschreckt. Als er sich wieder zu dem General v. Forcade in den Wagen setzte, war er ganz verstört. Herr v. Forcade erzählte später dem Baron v. Pöllnitz, dessen Mittheilungen wir die Details dieser seltsamen Geschichte verdanken, er habe den König niemals so ängstlich gesehen, wie an jenem Tage.

Friedrich Wilhelm kehrte nach dem Schloß zurück; er verbot seinen Begleitern auch nur ein Wort über seinen Besuch in dem Garten zu sprechen, dann verschloß er sich in seinem Zimmer, wo er den ganzen Abend und den folgenden Tag allein blieb und selbst verweigerte, die Königin zu sprechen.

Am nächsten Abend hatte er wieder eine Zusammenkunft mit Clement, der sich abermals erbot, seine Aussagen durch Briefe zu beweisen. Er zeigte dieselben dem König und dieser konnte jetzt auch nicht einen Augenblick mehr zweifeln, denn er sah durch die ihm bekannten Handschriften des Prinzen Eugen und des Grafen Flemming

der Lügen, welche derselbe ihm vorgeschwindelt hatte. Er war mißtrauisch gegen Jedermann; mit Niemandem mochte er mehr freundlich sprechen unter seinem Kopfstücken hatte er stets zwei geladene Pistolen liegen, seine Generale und Minister waren aus dem Tabats-Kollegium verbannt, einige Bürger nahmen die Stellen derselben ein. Nichts konnte den König mehr erheitern, sogar die Späße seines Hofnarren Gundling verflangen ungehört.

Der Fürst von Anhalt vermochte sich die Traurigkeit und Verschlossenheit seines alten Freundes durchaus nicht zu erklären. Wenn er auch häufig genug persönliche Rücksichten am preussischen Hofe verfolgte, so war doch Leopold von Anhalt der wahre Freund Friedrich Wilhelms; er fühlte eine tiefe Zuneigung zu dem Jugendgenossen und er entschloß sich mit Offenheit den Bann zu durchbrechen, der ihn für den Augenblick von seinem Freunde trennte.

Als sich eines Tages der König in sein Zimmer begab, folgte ihm der Fürst.

Friedrich Wilhelm schaute sich scheu um und legte die Hand an den Degen, um auf einen Angriff gefaßt zu sein. Der Fürst aber ließ sich durch diese Bewegung nicht abhalten, er warf seinen eigenen Degen weit von sich und fragte nun in männlich offener Weise, was er gethan habe, daß Friedrich Wilhelm nicht mehr dieselben Gesinnungen wie früher gegen ihn fühle.

„Ich habe mir nichts vorzuwerfen — rief er erregt — und das ist so wahr, daß ich jetzt hier meine Reichsfürstenwürde niederlegen will! Behandeln Sie mich ganz wie einen Unterthan und wenn ich dann irgend etwas gegen Sie verbrochen habe, so mag mein Kopf dafür haften, er gehört Ihnen, machen Sie damit, was Sie wollen!“

Die offene, männliche Weise des Fürsten brach das Mißtrauen, welches Friedrich Wilhelm gegen seinen alten Freund im Herzen trug. Zwar hatte Clement ihm gesagt, daß gerade Leopold von Anhalt ein Haupt der Verschwörung sei und ihn deshalb vor diesem am Meisten gewarnt; dennoch aber konnte der König den herzlichen Worten des Fürsten nicht widerstehen. Er umarmte ihn und sagte:

„Reden Sie wirklich aufrichtig? Kann ich Ihnen noch trauen?“

„Ja, Sie können es, Sire! — rief der Fürst und warf sich dem König zu Füßen. — Ich habe mich ganz Ihrem Dienst gewidmet und bin bereit, mein Blut zu vergießen, um Sie davon zu überzeugen!“

Der König hob den alten Freund auf; er war erweicht. Er erzählte diesem Alles, was er von Clement gehört hatte und daß er die Briefe vom Prinzen Eugen, welche den Fürsten als einen Theilnehmer an der Verschwörung bezeichneten, selbst gelesen habe.

„Dieser Clement ist der größte Schurke und infamste Betrüger, der je existirt hat! — rief Leopold wüthend aus. — Der Prinz kann mich

Eine zweite Drohung mit der Folter in einem andern Verhör lockte aus dem Betrüger die Namen seiner Mitschuldigen, des Barons Heidekamm, Bube's und Lehmanns, heraus. Alle Drei wurden verhaftet und nach Spandau gebracht. Bube vergiftete sich dort, die beiden Andern aber suchten sich zu retten, indem sie alle die Hofherren angaben, von denen sie Nachrichten über den König und den Staat erhalten hatten.

Eine große Anzahl von Personen jeden Ranges wurde jetzt plötzlich arretirt. Ein Schrecken kam über Berlin, denn fast jede mit dem Hofe in Verbindung stehende Familie hatte die Verhaftung irgend eines ihrer Angehörigen zu beklagen. Fast reichten die Räume der Festung nicht mehr, um alle Gefangenen von Stande in sich zu fassen.

Der Fürst von Anhalt und der Herr von Grumbkow, welche zu Opfern der Clement'schen Intrigue ausersehen gewesen waren, standen jetzt gerechtfertigt da. Sie benutzten ihren Sieg, um alle ihre Feinde zu verderben. Auch die Frau v. Blaspiel mußte jetzt ihre Rache fühlen. Sie wurde mit Leichtfertigkeit in einen abscheulichen Prozeß verwickelt.

Frau v. Blaspiel stand mit dem sächsischen Premier-Minister Grafen v. Flemming in einem Briefwechsel. Sie wußte wahrscheinlich nicht, daß die preußische Post das Briefgeheimniß nicht achtete oder sie hatte es vergessen, denn mit einer Unvorsichtigkeit ohne Gleichen schrieb sie in einem Briefe über die Prozedur gegen Clement, es käme ihr vor, als wenn sie in Zeiten des Nero und Caligula lebe, und über das Verhältniß des Fürsten von Anhalt und des Herrn v. Grumbkow zu Friedrich Wilhelm sagte sie, der König sei gerade wie das heilige Grab in den Händen der Türken.

Dieser Brief wurde, wie die meisten andern, die von Personen bedeutenden Ranges kamen, auf der Post aufgefangen, dem Herrn v. Katsch überliefert und von diesem dem Fürsten von Anhalt überantwortet. Der Fürst übergab ihn sofort dem König und dieser gerieth nach der Lesung in eine solche Wuth, daß er die augenblickliche Vorführung der Frau von Blaspiel befahl.

Als die Dame in's Kabinet des Königs trat und dort den Fürsten von Anhalt und den Herrn v. Grumbkow sah, fühlte sie, daß sie verloren sei; aber sie hielt den Kopf aufrecht und antwortete dem König, der ihr mit dem Schaffot drohte, würdig und freimüthig.

Friedrich Wilhelm befahl dem anwesenden Herrn v. Katsch, sie in seiner Gegenwart zu verhören. Dieser, der stets eine Freude daran fand, seine Opfer zu quälen, peinigte die schöne Frau in einer Weise, daß wohl jede andere Dame dabei den Muth verloren haben würde. Sie aber antwortete, wie Herr v. Böllnitz uns erzählt, mit einer bewunderungswürdigen Standhaftigkeit. Sie erkannte den Brief, den man ihr vorgeigte, als den ihrigen an. Darüber wurde der König

trüger unter keiner Bedingung los zu lassen, sondern alle Mittel anzuwenden, um die Wahrheit aufzudecken.

Als Friedrich Wilhelm den Betrüger frei lassen wollte, sagte Katsch bittend:

„Uebereilen Sie Sich nicht, Sire! Noch ein oder zwei Verhöre und eine Portion Folter, so sollen Sie bald wissen, woran Sie sind.“

Die Verhöre hätten wohl wenig geschafft, aber die Drohung mit der Folter erweichte die Standhaftigkeit Clements. Als der Scharfrichter herbeigeholt wurde, als er seine Daumenschrauben und alle die andern Marterwerkzeuge hervorbrachte und sie in Gegenwart des Königs dem Angeklagten zeigte, als dieser auf der eisernen Stirn des General-Auditeurs v. Katsch las, daß es Ernst mit der Marterung sei, da warf er sich dem König zu Füßen, um durch ein offenes Geständniß Gnade zu erzielen.

Er bekannte jetzt, daß alle vorgezeigten Briefe falsch, von seiner eigenen Hand gefertigt seien und bewies dies, da Friedrich Wilhelm noch immer zweifelte, indem er die eigene Schrift des Königs in so musterhafter Weise nachahmte, daß die Kopie vom Original nicht zu unterscheiden war.

so wüthend, daß er vom Stuhl auffsprang und ihr eine Ohrfeige\*) gab.

Auch diese Mißhandlung schüchterte die muthige Frau nicht ein.

„Nun — sagte sie — ich habe Sie mit Nero und Caligula verglichen; ob diese wohl unvernünftiger handeln konnten, als Sie jetzt thun?“

Der König wurde durch diese Standhaftigkeit in Verlegenheit gebracht.

„Was können Sie zu Ihrer Vertheidigung anführen?“ fragte er ein wenig milder.

„Nichts — entgegnete sie — als Ihre Barbarei und die Gewaltthätigkeit, die der Fürst von Anhalt und der Herr v. Grumbow in Ihrem Namen ausüben; sie ist mir wie allen ehrlichen Leuten auf's Aeußerste verhaßt!“

Von der Vertheidigung ging die Angeklagte zum Angriff über. Sie beschuldigte den Fürsten von Anhalt und den Herrn v. Grumbow, daß Beide eine Komplotte auf das Leben des Königs gestiftet hätten. Ihre Absicht sei gewesen, dem Markgrafen Friedrich von Schwedt, einem Neffen des Fürsten von Anhalt, die Vormundschaft über den Kronprinzen zu verschaffen und sich selbst dadurch die höchste Regierungsgewalt.

Ob die Anklägerin selbst das Märchen, welches sie dem König erzählte, für wahr gehalten hat oder ob sie es nur als eine Angriffswaffe gegen ihre Feinde benutzte, ist nicht mehr zu entscheiden.

So unsinnig aber auch die Anschuldigung gegen den Fürsten von Anhalt und den Herrn v. Grumbow war, einen Augenblick glaubte der König doch daran. Er schaute die beiden Angeklagten mit Unwillen an, aber sein Zorn verlorbete in demselben Augenblick wieder, als der Herr v. Ratsch Beweise für die Behauptung der Frau v. Blaspiel forderte und diese nur höchst schwankende Angaben zu machen vermochte. Sie wurde vom Verhör aus nach Spandau geschickt.\*\*)

Der Fürst von Anhalt zeigte den Triumph über seinen Sieg in der rohesten Weise, indem er, als Frau v. Blaspiel das Zimmer verließ, sie in höchst unanständiger Art begrüßte.

Der Prozeß gegen Clement wurde inzwischen fortgeführt. Der König bekümmerte sich fortwäh-

rend persönlich um denselben. Er hatte für Clement, dessen Verschlagenheit und Geschicklichkeit ihm imponirte, ein großes Interesse gewonnen. Mehrmals äußerte er sich gegen den Herrn v. Pöllnitz, er würde dem Menschen, wenn er ihn retten könnte, gern das Leben schenken, leider aber sei er gezwungen, ihn der Rache des Wiener und Dresdener Hofes zu opfern. Er schob indessen das Urtheil so lange auf, wie nur irgend möglich.

Endlich aber mußte der Prozeß doch geschlossen werden und zwar natürlich mit dem Todesurtheil gegen Clement, Heidekamm und Lehmann.

Die Hinrichtung fand am 18. April 1720 statt. Fajmann giebt uns von derselben folgende genaue Beschreibung:

Morgens um 9 Uhr wurden die Verurtheilten aus der Hausvoigtei bei dem königlichen Schloß vorbei nach einem zu diesem Zwecke auf dem neuen Markt aufgebauten Gerüst geführt. Eine starke Eskorte von Soldaten umgab sie. Ihnen voraus gingen die armen Schüler.

Clement und Lehmann gingen zu Fuß, der Baron Heidekamm, der vor Schwachheit nicht gehen konnte, wurde auf einem Armjessell von den Bettelbögten getragen. Er sah jammervoll aus; jeden Augenblick schien es, als werde er in Ohnmacht sinken.

Auf dem neuen Markt hatte sich zu dem diesmal besonders glänzenden Schauspiel eine ungeheure Volksmasse eingefunden. Die Häuser waren abgedeckt und die Dächer mit Zuschauern erfüllt. Verschiedene Standespersonen hatten das traurige Vorrecht sich auf dem Gerüste selbst aufhalten zu dürfen, um die Exekution ganz in der Nähe zu betrachten.

Der Hofrichter las jedem der Verbrecher sein Urtheil vor, dann hielt Clement eine rührende Rede an das Volk. Nach derselben erfolgte die Entehrung des Barons v. Heidekamm.

Der Scharfrichter gab ihm zwei Maulschellen und einige Streiche mit dem Staupbesen auf den Rücken; dann zerbrach er ihm den Degen und warf ihm denselben vor die Füße, eben so machte er es mit dem Wappenschild und stieß ihn dann mit einigen Tritten vom Blutgerüst hinunter, wo ein Wagen seiner wartete, auf dem man ihn nach Spandau führte.

Der König hatte ihn, wie er sagte, nur deshalb nicht zum Tode verurtheilt, weil die Schmach einer solchen Behandlung größer sei als die einer Hinrichtung.

Clement und Lehmann wurden in üblicher Weise mit glühenden Zangen gezwick, dann wurde Lehmann geköpft und geviertheilt.

Clement mußte dies mit ansehen, um endlich gehangen zu werden.

Fajmann fügte der sehr detaillirten, scheußlichen Schilderung hinzu:

„Wie Clement gehangen war, wurden die vier Theile des Lehmann'schen Körpers an den vier Ecken des Galgens aufgehangen, der Kopf aber mitten am Galgen aufgesteckt, welches Alles

\*) In dem Werke des Herrn v. Pöllnitz befindet sich bei dieser Stelle eine Bemerkung von unbekannter Hand: „Die Ohrfeige ist erdichtet, der verstorbene König hat nicht die Hand gegen sie aufgehoben!“

\*\*) Frau v. Blaspiel fand in Spandau einen traurigen Empfang. Sie wurde in eine Stube, in welcher keine Möbel waren, gesperrt; zwei Mal 24 Stunden mußte sie ohne Feuer, ohne Bett, selbst ohne Nahrung in diesem Gefängniß bleiben. Ihre Gefangenschaft dauerte indessen nur ein Jahr. Auf die Fürbitte der Königin wurde sie unter der Bedingung entlassen, daß ihr Gatte, der Staats-Minister und General-Kommissarius v. Blaspiel, seine Stellen niederlege und mit seiner Frau ins Herzogthum Cleve auf seine Güter gehe.



schrecklich genug anzusehen war. Der Anblick war aber um so viel abscheulicher, weil auch sonst noch verschiedene Körper an den Galgen gehangen, absonderlich Kunt und Stief mit dem Element oben an dem eisernen, wie denn auch unten bei dem Gerichte herum viele Räber gestanden, auf welchen Körper gelegen.“

### Achtzehntes Kapitel.

Familienleben Friedrich Wilhelms. — Die Erziehung der königlichen Kinder. — Der König und der Kronprinz. — Die Königin. — Leben der Prinzen und Prinzessinnen am Hofe. — die politischen Intrigen der Königin. — Die englisch-preussische Doppel-Heirath. — Die Leti. — Besuch des Königs von England in Berlin. — Ein seltsames Wochenbett der Königin. — Die Ober-Hofmeisterin v. Kamecke. — Bündniß der Königin mit Grumbkow. — Der Graf von Seckendorf und seine Intrigen. — Sein Bündniß mit Grumbkow. — Der Ritter Göttham in Berlin.

des Kronprinzen, zu bekümmern. Er wählte mit Sorgfalt die Erzieher desselben und schrieb genau vor, wie der Unterricht für den Prinzen zu ertheilen sei.

Zum Glück für den Kronprinzen und für das Volk Preußens machte Friedrich Wilhelm bei seiner Wahl häufige Mißgriffe, indem dieselbe auf Personen traf, die keineswegs geeignet waren, den Knaben zu einem derben Soldaten heranzubilden und in ihm den Sinn für Wissenschaft und Kunst zu erlöbten.

Der König gab dem Grafen von Finkenstein und dem Obristen von Kalkstein, welche er als Ober-Hofmeister und Sous-Gouverneur für den Prinzen, nachdem er der Aufsicht der Frauen entnommen worden war, bestimmt hatte, und einem aus Frankreich vertriebenen Protestanten, Namens Egide Duhan aus Sandun, den er als Präceptor des Kronprinzen in seinen Dienst nahm, unterm 13. August 1718 eine Instruktion für die Erziehung seines Sohnes, welche merkwürdiger Weise fast wörtlich derjenigen gleich ist, die sein Vater für seine eigene Erziehung gegeben hatte und in der er nur einige Zusätze machte, indem er anbefahl, die Erzieher sollten den Prinzen vor religiösen Irrlehren bewahren, sie sollten ihn von allem aufgeblasenen Stolz und Hochmuth abwendig machen, ihn zur Sparsamkeit und Demuth anhalten, auf seine Gesundheit sorgfältig achten und besonders auch seine Sittlichkeit im Auge behalten. Vom Unterricht schloß er die lateinische Sprache aus, gegen welche er eine besondere Abneigung hatte.

Charakteristisch ist das Reglement, welches der König am 3. September 1721 für die Dauer des Aufenthalts in Wusterhausen gab. Es lautet:

Am Sonntag soll Er des Morgens um 7 Uhr aufstehen; sobald Er die Pantoffeln an hat, soll Er vor dem Bette auf die Kniee niederfallen und zu Gott kurz beten und zwar laut, daß Alle, die im Zimmer sind, es hören können. Das Gebet soll dieses sein, so Er auswendig lernen muß:

„Herr Gott, heiliger Vater! Ich danke dir von Herzen, daß du mich diese Nacht so gnädiglich bewahret hast; mache mich geschickt zu deinem heiligen Willen und daß ich nichts möge heute, auch alle meine Lebetage thun, was mich von dir scheiden kann, um unseres Herrn Jesu, meines Seligmachers, Willen. Amen!“

Und hierauf das Vaterunser.

Sobald dieses geschehen ist, soll Er sich geschwinde und hurtig anziehen und sich propre waschen, schwänzen und pudern, und muß das Anziehen und kurze Gebet in einer Viertelstunde fr und fertig sein, alsdann es ein Viertel auf Acht Uhr ist. Dann soll Er Frühstück in sieben Minuten Zeit. Wenn das geschehen ist, dann sollen alle Seine Domestiquen und Duhan herein kommen, das große Gebet zu halten, auf die Knie; darauf Duhan ein Kapitel aus der Bibel lesen soll und ein oder ander gutes Lied singen, da es drei Viertel auf Acht sein wird. Alsdann alle Domestiquen wieder herausgehen sollen; Duhan soll alsdann mit Meinem Sohne das Evangelium

prinzen zu einem einfachen Leben zu gewöhnen, so widerstrebte doch der Charakter des jungen Prinzen den für ihn aufgestellten Erziehungs-Prinzipien.

Friedrich zeigte schon von frühester Kindheit an eine große Lebendigkeit des Geistes, eine hervorragende Liebhaberei für Künste und Wissenschaften und zwar gerade für diejenigen, welche ihm verboten waren. Seine Bildung nahm eine den Ansichten des Vaters entgegengesetzte Richtung an. Wenn der König mit höchster Andacht in der Kirche saß, las Friedrich am Liebsten die Schriften des Freigeistes Voltaire. Die Flöte, das weichtliche Instrument, welches dem König ein Greuel war, wurde das Lieblings-Instrument des Kronprinzen und häufig entfernte sich dieser bei den Jagden von der lustigen Gesellschaft, um in der Waldeinsamkeit auf seiner Flöte zu blasen.

Dem König mißfiel der Kronprinz mehr und mehr; es gab häufig traurige Zwiste zwischen Vater und Sohn, welche oft genug nicht nur mit harten Verweisen, sondern auch mit körperlichen Mißhandlungen endeten. Vergeblich wendete sich der Prinz mitunter bittend und entschuldigend an den König. Er erhielt dann nur zurückweisende Antworten.

„Ich habe — schrieb einst Friedrich an seinen Vater — mich lange nicht unternehmen mögen, zu meinem lieben Papa zu kommen, theils weil es mir abgerathen, vornehmlich aber, weil ich mich noch einen schlechtern Empfang, als den ordinären sollte vermuthen sein, und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrüßen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu sein, und kann hierbei versichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeiget hat, worin ich mich etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen gethan, daß meinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem seinen Thun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich könnte mich sonst gar nicht darin schiden, da ich sonst immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse dann das beste Vertrauen und hoffe, daß mein lieber Papa dieses Alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird; indessen versichere ich Ihn, daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigstem und kindlichstem Respect bin meines lieben Papa unterthänigster und getreuester Diener und Sohn

Friedrich.“

Der König schrieb ihm zur Antwort:

„Sein eigensinniger, böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man nun alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nit wenn er dabei steht, son-

liebte dieselben, wie die Markgräfin von Baireuth an einer andern Stelle selbst sagt, nur, so weit sie ihren ehrfurchtigen Gedanken dienten!

Die königlichen Kinder führten ein trauriges Leben. Der Vater war roh, hart, streng, oft grausam; er mißhandelte die Prinzen und Prinzessinnen, wenn ihm die Laune nicht recht stand, mit Fauststößen und Stockschlägen; die Mutter war fühllos, liebeleer, intriguant, stets ihren ehrgeizigen Plänen nachhängend. Sie reizte die Kinder gegen den Vater auf und verführte sie durch ihr eigenes Beispiel zur Lüge und Heuchelei. Ein warmes, liebendes Herz fanden die unglücklichen Kinder bei beiden Eltern nicht. Um so inniger schlossen sie sich an einander und besonders zwischen dem Kronprinzen und der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, der späteren Markgräfin von Baireuth, herrschte eine so liebevolle Einigkeit, wie dies nur irgend zwischen Geschwistern möglich ist.

Die Memoiren der Markgräfin von Baireuth überliefern uns tausend Züge aus dem Leben der königlichen Familie, welche alle interessant sind und eigentlich sämmtlich in eine Geschichte Berlins gehören, denn in jener Zeit lebten die Berliner mit der königlichen Familie, sie hatten sich daran gewöhnt, in dieser den Mittelpunkt ihrer eigenen Interessen zu sehen. Um aber das ohnehin umfangreiche Werk nicht zu weit auszudehnen, müssen wir uns darauf beschränken, aus der Fülle des Stoffes zwei in enger Verbindung stehende Episoden herauszugreifen, welche damals die Residenz in außerordentliche Aufregung versetzten und welche eine bedeutende geschichtliche Tragweite haben, die Intrigue über die beabsichtigte englisch-preussische Doppelheirath und den Fluchtversuch und Prozeß des Kronprinzen. Die einfache Erzählung dieser interessanten Ereignisse wird uns auch einen Blick in die tiefe innere Zerrüttung der königlichen Familie thun lassen.

Die Königin Sophie Dorothea war eine Tochter des frühern Kurfürsten Georg Ludwig von Hannover, der den englischen Königssthron unter dem Namen Georg I. im Jahre 1714 bestiegen hatte.

Die Königin wünschte eine enge Verbindung mit dem englischen Königshause. Es schmeichelte ihrem Ehrgeiz, auf dem Thron Englands eine ihrer Töchter als Königin zu sehen und zugleich wünschte sie, daß auch ihr ältester Sohn sich mit einer englischen Prinzessin verbinde, um auf diese Weise das Band zwischen beiden Häusern enger zu schlingen.

Der Plan der Königin ging dahin, daß der damalige Herzog von Gloucester, der spätere Prinz von Wales, ein Enkel des Königs Georg, sich mit der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, der späteren Markgräfin von Baireuth, verbinde und daß der Kronprinz Friedrich die englische Prinzessin Amalie zu seiner Braut erwähle.

Die Königin arbeitete mit rastlosem Eifer für

ihren Plan und sie fand dabei anfänglich die volle Billigung Friedrich Wilhelms, dem ebenfalls die Vortheile einer nahen Verbindung mit England vollkommen einleuchteten.

Der Fürst von Anhalt aber und der Herr v. Grumbow fürchteten, daß die Königin, wenn sie die ihr verwandte Familie in so nahe Berührung mit dem preussischen Königshause bringe, an Macht gewinnen werde. Beide waren, wie unsere Leser ja schon aus unserer früheren Erzählung ersehen haben werden, eifersüchtig auf die Königin und sie suchten daher Mittel und Wege, um Friedrich Wilhelm von dem Plane der Doppelheirath abzubringen. Der Fürst von Anhalt hatte noch einen besonderen Grund dazu, denn er hoffte, die Hand der Prinzessin für seinen Neffen, den Markgrafen von Schwedt, zu erwerben.

Die beiden Günstlinge des Königs verschmähten nicht leicht ein Mittel, welches zum Ziele führen konnte. Besonders verstand es Grumbow, sich auf die listigste Weise Bundesgenossen zu verschaffen und einen mächtigen fand er in der Hofmeisterin der Prinzessin, einem Fräulein v. Leti, welche es sich zur Aufgabe machte, die kaum 10jährige Prinzessin gegen eine Verbindung mit dem Herzoge von Gloucester einzunehmen.

Die Prinzessin, welche noch ein Kind war, litt unter den Intriguen, die um ihretwillen am Hofe gespielt wurden, entseztlich, die Mutter und die Hofmeisterin standen sich als erbitterte Feindinnen gegenüber. Beide verlangten von ihr Vertrauen und Verschwiegenheit und verführten sie zur Verstellung und Lüge.

Die Markgräfin von Baireuth erzählt dies selbst folgendermaßen:

„Als ich eines Tages allein bei der Königin war und sie lieblosete, fing sie an, mit mir zu scherzen und fragte mich, ob ich nicht Lust habe, mich bald zu vermählen.“

Ich antwortete ihr, daß ich daran nicht dachte und noch zu jung sei.

„Aber wenn es nun sein müßte, — erwiderte sie — wen würdest Du wählen, den Markgrafen von Schwedt oder den Herzog von Gloucester?“

„Ob mir gleich die Leti stets sagt, — antwortete ich — daß ich den Markgrafen von Schwedt heirathen würde, so kann ich ihn doch nicht ausstehen. Er findet nur Vergnügen daran, aller Welt Böses zu erzeigen, ich würde also den Herzog von Gloucester lieber haben.“

„Aber — sagte die Königin — woher weißt Du, daß der Markgraf so böse ist?“

Von meiner guten Amme,“ entgegnete ich. Sie richtete noch mehrere ähnliche Fragen in Bezug auf die Leti an mich. Dann fragte sie mich, ob es nicht wahr sei, daß diese mich nöthige, ihr Alles zu sagen, was in den Zimmern des Königs und der Königin vorgehe. Ich stockte und wußte nicht, was ich darauf antworten sollte; sie bearbeitete mich aber von allen Seiten so, daß ich ihr es endlich eingestand.

Die Mühe, die sie sich hatte geben müssen,

mir dieses Geständniß zu erpressen, brachte ihr eine gute Meinung von meiner Verschwiegenheit bei. Sie fing damit an, mir falsche Vertraulichkeiten zu machen, um zu sehen, ob ich sie weiter sagte, und da sie sah, daß ich sie geheim gehalten, fand sie kein Hinderniß mehr, sich mir zu eröffnen.

Sie nahm mich also eines Tages besonders vor.

„Ich bin mit Dir zufrieden — sagte sie — und da ich sehe, daß Du verständlich zu werden anfängst, will ich Dich wie eine große Person behandeln und immer um mich haben. Ich verlange aber, daß Du der Leti nichts mehr hinterbringe sollst; wenn sie Dich also fragt, was vorgeht, so sagst Du ihr, Du hättest nicht darauf Acht gehabt. Verstehst Du mich? Versprichst Du mir, das zu thun?“

Ich antwortete mit Ja.

Wenn das ist, — fuhr sie fort — so will ich Dir mein Vertrauen schenken, Du mußt aber verschwiegen sein und mir versprechen, Dich nur an mich anzuschließen.“

Ich gab ihr alle möglichen Versicherungen darüber.

Nun erzählte sie mir alle Intriguen des Fürsten von Anhalt, die Ungnade, in welche Frau von Blapfel gefallen, mit einem Worte Alles, was ich über diesen Gegenstand niedergeschrieben, hinzufügend, wie sehr sie mein Etablissement in England wünsche und wie glücklich ich sein würde, wenn ich ihren Neffen heirathete. Ich begann zu weinen, als sie mir sagte, daß ihr Günstling in Spandau sei. Ich hatte diese Dame sehr geliebt und man mich glauben gemacht, sie sei auf ihren Gütern. Ich machte durch dieses Mitgefühl der Königin sehr den Hof. Sie sprach auch mit mir über die Leti und fragte mich, ob es denn wahr sei, daß der Oberst Forcade und ein französischer emigrirter Geistlicher, Namens Fourneret, sie täglich besuchten. Ich antwortete ihr, daß dem so sei.

„Weißt Du, warum? — fragte sie mich. — Weil sie vom Fürsten von Anhalt gewonnen ist und er sich dieser beiden Creaturen bedient, um mit ihnen Ränke zu schmieden.“

Ich wollte ihre Partie nehmen, die Königin aber gebot mir Stillschweigen. So jung ich auch noch war, stellte ich doch über Alles, was ich erfahren hatte, vielfach Betrachtungen an. Ob ich gleich der Leti Partie genommen hatte, bemerkte ich doch aus mehreren Umständen, daß das, was die Königin gesagt, wahr sei. Ich war sehr in Verlegenheit, wie ich mich diesen Abend aus der Sache ziehen sollte, da ich die Leti wie das Feuer fürchtete, denn sie schlug und mißhandelte mich sehr oft.

Sowie ich in meinem Zimmer war, fragte mich dieses Mädchen, wie gewöhnlich, nach den Neuigkeiten des Tages. Ich saß mit ihr auf einem Tritte von zwei Stufen in der Fensterbrüstung. Ich antwortete ihr, daß die Königin mir dicke habe. Damit begnügte sie sich nicht

und legte mir so viele Fragen vor, daß sie mich in Verlegenheit setzte. Sie war zu fein, um nicht zu sehen, daß man mir meine Lectien aufgegeben und um dieses zu erfahren, verschwendete sie alle nur möglichen Liebkosungen an mich. Als sie jedoch sah, daß sie durch Güte bei mir nichts ausrichte, gerieth sie in eine furchtbare Wuth, gab mir mehrere Schläge auf den Arm und stieß mich von dem Tritte herunter. Meine Gewandtheit beschützte mich, nicht Arm oder Bein zu brechen. Ich kam mit einigen blauen Flecken noch davon.

Dieser Auftritt wiederholte sich am nächsten Tage, aber mit größerer Heftigkeit. Sie warf mir einen Leuchter an den Kopf, der mich fast getödtet hätte. Mein ganzes Gesicht war blutig. Auf mein Geschrei kam meine Bonne Mermann hinzu, die mich den Klauen dieser Megäre entriß. Sie wusch ihr tüchtig den Kopf und drohte ihr, das Vorgefallene der Königin anzuzeigen, wenn sie sich nicht anders gegen mich benähme. Die Letzti bekam Furcht. Mein Gesicht war ganz beschunden und sie wußte nicht, wie sie sich dabei helfen sollte. Sie verbrauchte eine Menge Kopfschmerzstillendes Wasser, das man die ganze Nacht über auf mein armes Gesicht legte und ich gab Tags darauf bei der Königin vor, daß ich gefallen sei.

Der ganze Winter ging so vorüber. Ich hatte keinen Tag mehr Ruhe und mein armer Rücken wurde alle Tage bearbeitet. Dafür schmeichelte ich mich immer mehr bei der Königin ein, so daß sie nichts mehr vor mir verborgen hielt."

Den Leiden der unglücklichen Prinzessin wurde endlich dadurch ein Ziel gesetzt, daß die Königin die Entfernung der Letzti vom Hofe zu bewirken wußte. Die ränkefüchtige Person blieb indessen die erbitterteste Feindin der Königin und auch der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine. Sie ging nach England und förderte dort die Absichten der Fürsten von Anhalt und des Herrn v. Grumbkow, indem sie die wunderbarsten Lügen über die preussische Prinzessin verbreitete, um den englischen Hof gegen eine Verbindung mit derselben einzunehmen. Wer ihre Schilderungen hörte, der mußte glauben, die Prinzessin sei verwachsen und zum Abhretzen häßlich und dazu habe sie das bössartigste Gemüth.

Der König von England war einer Verbindung mit dem preussischen Königshause nicht abgeneigt; er fühlte sich aber doch nach solchen Schilderungen veranlaßt, nähere Erkundigungen über die Prinzessin einzuziehen und mehrfach wurden in englischem Auftrage Damen nach Berlin entsendet, um die Prinzessin näher kennen zu lernen.

Die Schilderung, welche die nach Berlin gesandten Damen von der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine nach England zurückgebracht hatten, mochte wohl nicht zu Gunsten derselben ausgefallen sein, denn der König von England sprach sich mehrfach dahin aus, daß er wohl sehr geneigt sei, die Prinzessin Amalie dem Kronprinzen

zur Gemahlin zu gewähren, daß er aber Anstand nehmen müsse, in die Verheirathung des Prinzen von Wales zu willigen. Ehe er sich jedoch definitiv entschied, erklärte er sich bereit, nach Berlin zu kommen, um die Prinzessin persönlich kennen zu lernen.

Friedrich Wilhelm war über den Besuch seines Schwiegervaters sehr erfreut. Er machte ungewöhnliche Anstrengungen, um den königlichen Gast festlich zu empfangen. In besondere Kosten stürzte er sich, seiner lieben Gewohnheit gemäß, dabei nicht. Er sorgte dafür, daß diese von den Bürgern getragen wurden.

Alle Eigenthümer in Berlin und Potsdam erhielten den Befehl, ihre Häuser gelb abputzen zu lassen, um den Städten ein festliches Ansehen zu geben. Jedermann, der bei Hofe erscheinen wollte, mußte sich Galatkleider anfertigen lassen und Alles wurde vorbereitet, um dem König von England einen ehrenvollen Empfang zu bereiten. Auch die Prinzessin wurde dressirt. Die Königin bemühte sich, sie auf den Empfang des Großvaters vorzubereiten.

Das arme Kind hatte dabei eine schlimme Zeit, denn die Mutter quälte es entsetzlich mit Ermahnungen und Vorschriften darüber, wie es sich benehmen sollte.

Endlich kam König Georg I. in Charlottenburg an. Besonders entzückt war er von seiner Enkelin nicht. „Sie ist recht groß für ihr Alter!“ Das war das einzige Lob, welches er ihr ertheilte, während er den Kronprinzen herzlich liebte, lange mit ihm sprach und ihm in jeder Weise seine Zufriedenheit bezeugte.

Eine Alliance wurde während des Aufenthalts Georg I. in Berlin unterzeichnet, nicht aber der Vertrag über die Doppelheirath, denn König Georg erklärte, darüber müsse er sein Parlament erst hören. Er reiste am 13. Oktober 1723 wieder von Berlin ab, gab sich aber mit dem König Friedrich Wilhelm in Göhr, einem Jagdhaufe im Herzogthum Celle, ein Rendezvous, um daselbst weiter zu verhandeln.

Es war verabredet, daß die Königin ihren Gemahl nach Göhr begleiten solle. Die Zeit der Abreise kam heran, doch ein eigenthümliches Ereigniß aber wurde Sophie Dorothea von der Mitreise abgehalten.

Schon seit einigen Monaten befand sich die Königin niemals recht wohl. Der Tag der Abreise war schon bestimmt, da wurde ihr Unwohlsein in der Nacht vom 8. zum 9. November so ernstlich, daß die Aerzte in Sorge um das Leben der Königin kamen. Sie fühlte heftige Schmerzen. Plötzlich aber erklärten sich dieselben auf natürliche Weise durch die Geburt einer kleinen Prinzessin.

Die Königin hatte keine Ahnung davon gehabt, daß ihrer Mutterfreunden warteten und der König war daher natürlich durch die Geburt des Töchterchens auf das Aeußerste überrascht, aber auch ebenso erfreut; er lachte besonders herzlich

darüber, daß man Wäsche und alle sonst nöthigen Kleinigkeiten überall zusammenborgen mußte, weil nichts für den Empfang des Kindes vorbereitet war.

Seine Freude trübte sich indessen bald. Als die Geburt der Prinzessin bekannt wurde, da zischelten die Hofdamen spöttisch mit einander, da machte der Herr v. Grumbkow ein erstauntes Gesicht und der Fürst von Anhalt verfehlte nicht, ein Paar scharfe Worte zu sagen.

Friedrich Wilhelm war stets mißtrauisch, er hatte immer nur einen sehr geringen Glauben an die Tugend der Frauen und jetzt schoß ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf, die Königin habe ihm ihre Niederkunft verbergen wollen, weil sie ihm nicht treu geblieben sei. Als er von seiner Reise nach Göhr zurückkam, war er ohnehin in übler Laune, denn die Unterhandlungen mit dem König von England über die Doppelheirath waren erfolglos geblieben; dies machte ihn nur noch mehr geneigt, seinem Unwillen gegen die Königin Luft zu verschaffen.

Wenn er sonst von Reisen zurückkam, war stets sein erster Gang zur Königin; diesmal erkundigte er sich nicht einmal nach ihrem Befinden. Als er sich zur Abendtafel begab, ging er mit seinen Kindern quer durch das Zimmer, in welchem die Wächnerin lag. Er hielt es aber nicht der Mühe werth, die Kranke auch nur anzureben.

Die Königin, auf deren Ruf nie der leiseste Flecken geruht hat, hatte auch nicht eine Ahnung davon, daß ihr Gemahl sie einer Untreue für schuldig halten könne, sie vermochte sich seinen Unwillen durchaus nicht zu erklären, um so mehr aber war sie entschlossen, denn sie war eine muthige Frau, sich Gewißheit zu verschaffen, weshalb Friedrich Wilhelm ihr zürne.

Als der König wieder durch das Zimmer kam, rief sie ihn an ihr Bett und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er sie so vernachlässige. Jetzt erfuhr sie, welchen schmähhchen Verdacht ihr Gemahl gegen sie hege, denn Friedrich Wilhelm vermochte sich nicht zu verstellen.

Ein heftiger Zank entspann sich sofort zwischen beiden Gatten. Die Königin war mit Recht tief entrüstet, sie wies den schmähhchen Argwohn mit ziemlich heftigen Worten zurück und reizte dadurch den Zorn Friedrich Wilhelms nur noch mehr. Es gab eine Scene, wie sie sonst in königlichen Gemächern nicht häufig vorkommt, eine Scene, welche damit endete, daß der König seine Gemahlin prügeln wollte und nur durch die Oberhofmeisterin, Frau v. Ramede, welche ihn am Arme festhielt, davon abgehalten wurde.

„Wenn Sie nur gekommen sind, um Ihre Gemahlin zu tödten, — rief die Oberhofmeisterin, die den Mund auf der rechten Stelle hatte, dem König zu — so hätten Sie besser gethan, ganz fort zu bleiben!“

Friedrich Wilhelm war ein wenig verwirrt über den Muth der Hofdame; er fühlte indessen wohl, daß diese nicht unrecht habe. Deshalb

antwortete er weiter nicht, sondern ging mit der Drohung fort, die Königin und ihre Oberhofmeisterin sollten noch weiter von ihm hören!

Am folgenden Tage ließ er seinen ersten Leibarzt Dr. Stahl, den Chirurgus seines Regiments, Holzkendorf, und die Frau v. Ramede zu sich rufen. Sie mußten ihm schwören, daß sie ihm jede Frage, die er ihnen vorlegen werde, nach ihrem besten Gewissen wahrheitsgetreu beantworten wollten.

Er fragte nun die beiden Aerzte, ob sie es für möglich hielten, daß eine erfahrene Frau, ohne zu wissen, daß sie Mutterfreuden zu erwarten habe, plötzlich mit einem Kinde niederkommen könne?

Die Aerzte antworteten, daß dies ein seltener Fall sei, aber daß er doch mitunter vorkomme, die Königin befinde sich ja in diesem Falle.

Friedrich Wilhelm wendete sich nun an die Frau v. Ramede und fragte diese, ob sie derselben Meinung sei.

„Allerdings! — entgegnete die ehrenwerthe Dame. — Ich bin völlig derselben Meinung und alle ehrlichen Leute, welche die Königin kennen, können unmöglich anders denken.“

Friedrich Wilhelms Mißtrauen war noch nicht beseitigt; er fuhr wild auf und meinte, die Oberhofmeisterin sei wahrscheinlich eine Vertraute der Königin und vertheidige diese nur.

Da aber riß der Frau v. Ramede der nicht zu lange Faden ihrer Geduld. Sie wurde so wüthend über die Beschuldigungen, welche der König ihr und der Königin machte, daß sie ihm ein gutes Berliner Aufgebot zu hören gab. Sie versicherte ihm, wenn er nicht ihr König wäre, würde sie ihn auf der Stelle erwürgen.

Wenn Friedrich Wilhelms Zorn einen kräftigen Widerstand fand, so legte er sich bald und so auch hier.

Der König lachte und sagte nur, die Frau v. Ramede habe wohl den Verstand verloren und er werde sie demgemäß behandeln.

„Thun Sie das immerhin, — rief die aufgebrauchte Frau — aber gestehen Sie auch, daß Sie der Königin nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen und daß Sie eine solche Gemahlin gar nicht verdienen!“

Ob in dieser Aeußerung der Oberhofmeisterin eine besonders überzeugende Kraft lag, können wir nicht beurtheilen. Der Herr v. Bülow erzählt uns indessen, daß dies der Fall gewesen sei, denn Friedrich Wilhelm antwortete:

„Sie haben Recht; ich habe meiner Gemahlin Unrecht gethan und werde sie um Verzeihung bitten!“

Er ging wirklich zur Königin und versicherte ihr, daß das, was vorgefallen sei, nichts als eine übermäßige Liebe zum Grunde gehabt habe.

Eine zärtliche Versöhnung erfolgte; beide Gatten versprachen einander, sie wollten Alles vergeben. Von langer Dauer aber war die Versöhnung nicht, denn bald genug gab es neue Streitigkeiten, welche

wieder durch den unglücklichen Plan der Doppelheirath verurtheilt wurden.

ihrem Vater in Hannover machte, sollte endlich die Angelegenheit ins Reine gebracht werden.

Sophie Dorothea hatte dem König fest versprochen, es werde ihr dies gelingen. Sie unterhandelte mit dem König und dessen Ministern und glaubte endlich wirklich am Ziele angelangt zu sein, weil ihr halbe Versprechungen gemacht worden waren. Sie theilte dies durch einen Kourier dem König mit; als sie aber von den englischen Ministern forderte, die betreffenden Eheverträge möchten aufgesetzt werden, erklärten dieselben, dazu seien sie nicht bevollmächtigt und König Georg meinte, die Prinzen und die Prinzessinnen wären noch zu jung, um jetzt schon heirathen zu können.

Die Königin mußte abermals unverrichteter Sache nach Berlin zurückkehren.

Friedrich Wilhelm war darüber sehr aufgebracht, sein Zorn traf jetzt seine Gemahlin. Er behandelte sie mit der größten Härte, während er die Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine mit ungewöhnlichen Zärtlichkeiten überhäufte.

Ein höchst trauriges Familienleben war die Folge der abermals so unglücklich beendeten Verhandlungen. Am Meisten mußten in dieser schweren Zeit die armen königlichen Kinder leiden, für welche der Zwist der Eltern das traurigste Leben erzeugte. Die Markgräfin von Baireuth erzählt dies mit ergreifenden Worten:

„Ich ward alle Tage mißhandelt und die Königin hörte nicht auf, mir die Gnade, welche der König für mich hatte, vorzuwerfen. Ich wagte nur zitternd und voll Furcht, mit Härte dafür bestraft zu werden, ihn zu lieblosen. Ebenso war es für meinen Bruder. Es genügte, daß der König ihm Etwas befahl, um ein Verbot von ihr zu erhalten. Wir wußten manchmal nicht, zu welchem Heiligen wir beten sollten, da wir so zwischen Thür und Angel standen.“

Der Plan, die Doppelheirath zu Stande zu bringen, war trotz der ungünstigsten Verhandlungen noch immer nicht aufgegeben. Friedrich Wilhelm, so ärgerlich er war, fühlte sich doch durch die Idee, daß seine Tochter einst Königin von England werden möchte, geschmeichelt. Er wünschte auch mit Frankreich und England ein festes Bündniß zu schließen und hoffte, daß dazu die Heirath beitragen könne.

Dem österreichischen Hofe erschien eine Allianz Preußens mit Frankreich und England gerade in jener Zeit höchst bedenklich. Der Kaiser entschloß sich deshalb, einen geschickten Unterhändler nach Berlin zu schicken, der den Auftrag erhielt, den König vom englisch-preussischen Bündniß abwendig zu machen und ihn ganz für Oesterreich zu gewinnen. Er wählte zu dieser Gesandtschaft den Grafen v. Seckendorf, einen Mann, der vollkommen geeignet war, die Pläne des Kaisers zur Ausführung zu bringen.

Seckendorf war der geschickteste Intrigant, ein Mann ohne Gewissen, ein Schmeichler, der

es trefflich verstand, sich in die Launen des Königs zu fügen.

Friedrich der Große schildert ihn uns mit trefflichen Worten, indem er sagt: „Sedendorf besaß einen schmutzigen Eigennuß, kriechende und bauerische Manieren und solche Fertigkeit im Lügen, daß ihm die Wahrheit ein ungewohntes Ding geworden war.“

Als Sedendorf in Berlin eintraf, kam es ihm vor allen Dingen darauf an, unter den mächtigen Günstlingen am Hofe eine ihm ergebene Kreatur zu finden. Es wurde ihm vermöge des ihm vom Kaiser zu Gebote gestellten Geldes nicht schwer, seinen Zweck zu erreichen; denn der Herr v. Grumbtow war ja leicht käuflich. Das österreichische Geld wog schwerer, als das englische, der Bundesgenosse der Königin wurde der Bundesgenosse des österreichischen Gesandten.

Der Graf Sedendorf trat Anfangs nicht als bevollmächtigter Gesandter auf; Grumbtow erzählte dem König, der Graf sei nur deshalb nach Berlin gekommen, um die am Besten disziplinierten Truppen in Europa zu sehen.

Eine solche Schmeichelei gewann dem Grafen sofort das Herz des Königs.

Sedendorf wurde ins Tabaks-Kollegium berufen und nun begann derselbe eine Thätigkeit, wie sie wohl kaum jemals der Gesandte eines fremden Fürsten am preussischen Hofe geübt hat. Er mußte sich in das Vertrauen des Königs einzuschleichen, jede Schwäche lauschte er demselben ab und indem er ihm die Werbung in Oesterreich möglich machte, ihm große Leute für seine Potsdamer Riesengarde verschaffte, erhielt er einen Einfluß, der ihn bald in Preußen mächtiger machte, als irgend einen Minister.

Der König zog den Grafen in den wichtigsten Staats-Angelegenheiten zu Rathe, er unternahm fast nichts ohne seinen Rath. Aemter und Würden wurden auf Sedendorfs Veranlassung ertheilt und dieser benutzte die königliche Gunst, um seinem Geiz Genüge zu leisten, indem er einen förmlichen Schwacher mit preussischen Stellen trieb.

Auch auf das Familienleben des Königs hatte Sedendorf einen bedeutenden und höchst nachtheiligen Einfluß. Er haßte die Königin, welche ihm mehrfach ihre Ungnade zeigte und ihm ist es wesentlich zuzuschreiben, wenn das Verhältniß zwischen Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin bald ein fast unerträgliches wurde.

Die Königin hielt noch immer an dem Plane der Doppelheirath fest, aber ein unglückliches Ereigniß trat plötzlich, als sie glaubte, die Verhandlungen zu einem günstigen Abschluß gebracht zu haben, ein und machte ihre Hoffnungen trügerischer, wie je.

Am 22. Juni 1727 starb König Georg I. Der Bruder der Königin, Georg II., der den großbritannischen Thron bestieg, war der Spielführer Friedrich Wilhelms, gegen welchen dieser,

wie wir bereits erwähnt haben, einen unauslöschlichen Haß hegte.

Beide Fürsten waren wenig geneigt zu einer innigeren Verbindung, die Königin aber gab trotzdem ihre Hoffnung noch nicht auf. Sie unterhandelte fort und fort, wie schwer ihr dies auch wurde, denn Sedendorf und Grumbtow intriguirten unaufhörlich gegen sie.

Durch Sedendorf wurde dem König der Plan, den Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern und die Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine mit dem Prinzen von Weissenfels zu vermählen, vorgeschlagen.

Sedendorf verstand es, Friedrich Wilhelm bei seiner schwächsten Seite zu packen. Er schilderte ihm die beiden Heirathen als vorzüglich vortheilhaft, das Bündniß des Königs mit dem Kaiser werde dadurch befestigt und außerdem viel Geld gespart, denn die Verbindung mit einer englischen Prinzessin werde am Hofe einen ungewöhnlichen Aufwand verursachen.

Der König ging ganz auf die Pläne seines Günstlings ein, die Königin aber weigerte sich, ihre Einwilligung zu solchen Verbindungen zu geben, die sie unter der Würde ihrer Kinder hielt. Als der Prinz von Weissenfels im September 1728 nach Musterhausen kam, wo sich gerade die königliche Familie aufhielt, schlich die Prinzessin, die ihm vorgestellt werden sollte, aber von ihrer Mutter gegen diese Heirath eingenommen worden war, still davon, um nur nicht mit ihm sprechen zu müssen; die Königin drehte ihm, ohne ein Wort zu sprechen, den Rücken. Der Prinz fühlte sich durch eine solche Behandlung beleidigt. Er schrieb dem König, daß er die Hand der Prinzessin gegen deren Willen nicht annehmen könne und somit war auch diese Verhandlung abgebrochen.

Die Königin hatte in der That einen Sieg errungen, denn Friedrich Wilhelm ließ sich jetzt wieder bewegen, einen Versuch am englischen Hofe zu machen, indem er aber zugleich fest versicherte, daß, wenn nicht baldigst eine bestimmte Erklärung eintreffe, er die Prinzessin nach seinem Gutdünken vermählen werde. Wieder wurden neue Unterhandlungen angeknüpft, deren Seele die Königin war. Der Kronprinz mußte einen freundlichen Brief an die Königin von England richten, in welchem er versprach, niemals eine Andere als die Prinzessin Amalie zu heirathen, wenn seine Schwester Prinzessin von Wales würde.

Wieder aber waren leere Versprechungen ohne eine bestimmte Erklärung die Folge dieser Briefe, denn in England wünschte man wohl eine englische Prinzessin künftig auf dem preussischen Königs-thron zu sehen, nicht aber eine preussische auf dem englischen. Friedrich Wilhelm war entrüstet über eine abermalige Hinausschiebung der Verhandlungen und als es nun im Jahre 1729 wieder heftige Streitigkeiten wegen der Uebergriffe preussischer Werber im Hannoverischen gab, war Friedrich





## Neunzehntes Kapitel.

Der Kronprinz Friedrich. — Seine Schulden. — Brutale Behandlung des Kronprinzen durch den König. — Der vereitelte Fluchtversuch. — Verhaftung des Kronprinzen. — Flucht Keith's. — Verhaftung Ratte's. — Das verhängnißvolle Kästchen. — Die Rückkunft des Königs nach Berlin. — Mißhandlung der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine. — Verhät Ratte's. — Verfolgung aller Freunde des Kronprinzen. — Doris Ritter.

Zwischen dem König und dem Kronprinzen war seit langer Zeit eine vollkommene Entfremdung eingetreten. Vater und Sohn standen sich fast als erbitterte Feinde gegenüber.

Friedrich war ein lebenslustiger Jüngling, der Liebe und den Vergnügungen ergeben. Er führte ein ziemlich ausschweifendes Leben, zu welchem die kargen Mittel, die ihm sein Vater gewährte, nicht zureichten. Er machte, wie andere junge Leute fürstlichen Standes, Schulden und zwar in ziemlich großartigem Maßstabe. Bei den Kaufleuten Splittgerber und Daum hatte er eine Summe von 7000 Thalern aufgenommen und dadurch seinen Vater zu einem Edikt gegen das Leihen an Minderjährige veranlaßt, in welchem der König ausdrücklich verbot, daß selbst keinem Prinzen seines Hauses bei Leibes- und Lebensstrafe etwas geborgt werden dürfe. Das Edikt half aber nicht mehr viel, denn schon vorher hatte der Kronprinz gegen 15,000 Thaler andere Schulden gemacht.

Der König war wüthend, als er hörte, welche Summen sein Sohn vergeudet habe. Sein Zorn wurde noch vermehrt, als er erfuhr, daß der Kronprinz sich erlaubt habe, der Königin von England zu schreiben, er werde sich niemals mit einer anderen, als einer englischen Prinzessin vermählen. Der Graf v. Seckendorf, der stets gute Spione besaß, hatte nicht verfehlt, dem König die Nachricht von diesem Briefe zu übermitteln.

Friedrich Wilhelm war niemals ein zärtlicher Vater gewesen, der Zorn, den er gegen seinen Sohn fühlte, reizte ihn aber jetzt zu einer Reihe von Brutaltäten, die endlich unerträglich wurden. Der Kronprinz war der Verzweiflung nahe; er vermochte die entwürdigende Behandlung des harten Vaters nicht länger zu ertragen. Die Absicht, sich derselben durch eine Flucht zu entziehen, welche er schon früher gehabt hatte, reifte in ihm zum Entschluß.

Zwei junge Offiziere, auf deren freundschaftliche Ergebenheit er rechnen konnte, der Lieutenant v. Ratte bei der Gensd'armerie in Berlin und der Lieutenant v. Keith in Wesel, sollten ihn bei den Vorbereitungen zur Flucht unterstützen. Das Ziel derselben war England, wo er vor dem Zorne seines Vaters sicher zu sein hoffte.

Im Mai 1730 machte Friedrich Wilhelm eine Reise nach dem sächsischen Lager bei Mühlberg.

Fluchtversuch wurde dadurch abermals unmöglich gemacht.

Die Reise wurde fortgesetzt. Friedrich aber war nicht entmutigt und von Anspach aus schrieb er noch einmal an den Lieutenant v. Katte, alle Maßregeln seien so gut getroffen, daß er in zwei Tagen in Freiheit zu sein hoffe. Sollte ja der König die Flucht zu früh entdecken und ihm nachsehen lassen, dann werde er sich in ein Kloster flüchten, wo ihm eine Freistatt sicherlich nicht verweigert werden würde.

Den gefährlichen Brief schickte der Kronprinz auf die Post, um ihn durch eine Stafette nach Berlin befördern zu lassen. In leichtfertiger Eile aber hatte er die Adresse des Briefes schlecht geschrieben. Dieselbe lautete an den Lieutenant v. Katte über Nürnberg. „Nach Berlin“ war vergessen hinzuzufügen und der Nürnberger Postmeister sendete deshalb den Brief an einen ihm bekannten Werbe-Offizier, der ebenfalls v. Katte hieß, nach Erlangen.

Von Anspach ging die Reise weiter; Friedrich hatte beabsichtigt, von Singheim aus zu flüchten, dort aber wurde kein Nachtquartier gemacht, sondern erst in dem Dorfe Steinfurth.

Der Gewohnheit des Königs gemäß, der niemals die Bequemlichkeit liebte, wurden die Reisenden in verschiedenen Scheunen untergebracht.

Der Kronprinz schlief mit dem Obristen v. Kochow und seinem Kammerdiener gemeinschaftlich in einer Scheune; er war entschlossen, den günstigen Augenblick zu benutzen und in der Nacht zu fliehen; deshalb wendete er sich an einen Pagen, Namens Keith — den Bruder seines Freundes in Wesel — mit der vertraulichen Mittheilung, er habe ein verliebttes Abenteuer; er bat Keith, ihn am andern Morgen früh 4 Uhr zu wecken und Pferde bereit zu halten.

Keith gehorchte gern. Sobald der Morgen zu grauen begann, schlich er sich in die Scheune, in der es noch dunkel war; er verfehlte jedoch das Bett des Prinzen und weckte den Kammerdiener. Dieser war hoch erstaunt, er ahnte sofort, daß der Prinz einen Fluchtversuch machen wolle und blieb deshalb ruhig liegen, um zu erwarten, was nun weiter geschehen werde.

Der Prinz hatte während der ganzen Nacht nur halb geschlafen, er war durch das Eintreten Keith's erwacht, sprang auf und kleidete sich schnell an, aber nicht in seine Uniform, sondern in ein französisches Kleid, einen rothen Ueberrock, welchen er sich auf der Reise besorgt hatte.

Keines Schrittes verließ Friedrich die Scheune; kaum aber war er im Freien, da weckte der Kammerdiener schnell den Obristen von Kochow und theilte diesem seinen Verdacht mit. Der Obrist rief sofort einige andere Offiziere und eilte dem Prinzen nach, den er an einen Wagen gelehnt, den Pagen erwartend, fand.

Der Prinz war in Verwirrung, daß er seine Flucht gestört sah; noch hoffte er durch Entschiedenheit, durch einen festen Befehl die Offiziere zu-

\*) Wir sind bei der Darstellung des Fluchtversuchs der Erzählung des Herrn v. Pöllnitz und der Markgräfin von Baireuth gefolgt. Der Graf v. Seckendorf weicht in einer „allerunterthänigsten sehr geheimen Relation wegen der vorgehabten Flucht des königlichen Kronprinzen von Preußen an den Kaiser, Wesel den 14. August 1730“ datirt, von dieser Erzählung einigermaßen ab, indem er folgendermaßen schreibt:

„— Als man nach Augsburg kam, ließ der Kronprinz heimlich durch seinen Kammerdiener rothes Tuch zu einem Sirtoutrock kaufen, und machte diesem weiß, daß er dieses Tuch zu einem andern Gebrauch destiniert. In Ludwigsburg bei dem Herzoge von Württemberg wurde aus diesem Tuche in der Stille ohne Jemandes Wissen der Sirtoutrock verfertigt und als man nach Mannheim reisete, so hatte der Kronprinz mit einem von des Königs Pagen, Keith genannt, die heimliche Abrede genommen, daß dieser des Nachts in Singheim, allwo der König zu bleiben versichert, Postpferde zum Reiten bestellen sollte, um sich mit selbigen über den Rhein nach Speier zu begeben.

Dieser Anschlag wäre vielleicht bewerkstelligt worden, wenn der König nicht per hazard des Nachts in einem Dorfe Steinfurth, so noch zwei Stunden vor Singheim gelegen, geblieben wäre. Doch hatte der Kronprinz in diesem Dorfe durch den genannten Pagen Keith Mittel gefunden, Pferde zu bestellen, weil ihm aber der Obrist-Lieutenant v. Kochow nicht einen Moment anstirte, so mußte er wider seinen Willen sich zur Ruhe begeben und sein Vorhaben aufsezen.

Tags darauf sehr frühe befahl der König, daß der Kronprinz vor ihm aufbrechen und seinen Weg nach Mannheim nehmen sollte und als dessen ungeachtet der König wohl eine Stunde vor dem Kronprinzen nach Mannheim kam und selbigen

Kronprinz zum ersten Mal nach dem Fluchtversuch zusammen.

Friedrich Wilhelm überließ sich ganz seinem wilden Jähzorn; er behandelte den Sohn als gemeinen Deserteur, schlug ihn mit dem Stöcke und ging so weit, daß die anwesenden Offiziere die Scene nicht zu ertragen vermochten. Sie rissen den Kronprinzen fort und brachten ihn in eine zweite Nacht, um ihn nur aus den Augen seines Vaters zu entfernen.

Friedrich mußte als Gefangener die fernere Reise mitmachen.

Nachdem der König mit dem Kronprinzen in Wesel angelangt war, wurde dieser in ein Gefängniß gebracht — vor die Thür desselben wurde eine Schildwache gestellt.

Der Festungs-Kommandant, Generalmajor v. Mosel, erhielt am folgenden Morgen den Befehl, den Prinzen vor den König zu führen.

„Warum hast Du desertiren wollen?“ rief Friedrich Wilhelm dem Sohn wüthend entgegen.

„Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern als einen Sklaven behandelt haben!“ war Friedrichs stolze Antwort.

„Du bist ein schändlicher, ehrloser Deserteur, der weder Ehre noch Herz im Leibe hat!“

„Ich habe so viel Ehre, wie Sie und ich that

nur Das, was Sie an meiner Stelle gethan hätten, wie Sie mir mehr als hundert Male gesagt haben!“

Durch diese stolzen Worte wurde der Zorn des Königs bis zur Wüth gesteigert. Er zog den Degen und stürzte sich auf Friedrich, um diesen zu durchbohren; da aber fiel ihm der Generalmajor v. Mosel in den Arm; er stellte sich vor Friedrich, entblößte seine Brust und rief dem wüthenden König zu: „Ebdten Sie mich, Sir, aber schonen Sie Ihren Sohn!“

Erstaunt blickte der König auf den muthigen Mann, der ihm, dem sonst Niemand entgegen zu treten wagte, so Kühn gebot — aber die Befinnung kam ihm zurück. Er steckte den Degen ein und Friedrich wurde wieder in sein Gefängniß zurückgebracht.

Der König reiste nach Berlin. Der Kronprinz aber wurde als Gefangener vorläufig nach Mittenwalde abgeführt.

Von Frankfurt aus hatte der König nach Wesel geschrieben und die sofortige Verhaftung des Lieutenants v. Reith anbefohlen. Nur durch einen Glücksfall entging Reith dieser Gefahr.

An demselben Tage, an welchem der König in Wesel ankommen wollte, machte Reith einen Spaziergang auf dem Markte; er begegnete einem früheren Pagen des Königs, einem seiner ehemaligen Kameraden, der mit verhängtem Zügel in die Stadt einritt. Er fragte diesen nach Neuigkeiten vom Hofe in der Hoffnung, etwas vom Kronprinzen zu erfahren.

Der Page erzählte, der König würde bald ankommen und den Kronprinzen als Gefangenen mitbringen; hatte in Berlin, ihr gemeinschaftlicher Freund, solle verhaftet werden; er selbst bringe dem Kommandanten von Wesel, Generalmajor v. Mosel, eine versiegelte Ordre, die ihm der König mit dem Befehl der möglichsten Eilfertigkeit eingehändigt habe.

Reith ahnte sofort, daß diese Ordre ihn betreffen möchte; nach anderen Nachrichten soll ihm der Page sogar einen Zettel übergeben haben, auf dem der Kronprinz in aller Eile mit Bleistift die wenigen Worte geschrieben hatte: „Rette Dich, es ist Alles entdeckt!“

Reith lief schnell nach Haus, ließ sein Pferd satteln und ritt zur Stadt hinaus. Er war kaum fort, als die Wache kam, um ihn abzuholen. Zum Glück hatte er die Vorsicht gebraucht, zu Haus zu hinterlassen, er wolle spazieren reiten und da er nichts von seinen Sachen mitgenommen hatte, so glaubte die Wache, er werde bald zurückkommen und wartete. Als er aber nach einigen Stunden immer noch nicht eintraf, da forschte man nach und erfuhr, daß er den Weg nach Holland genommen habe.

Der Obrist-Lieutenant Dumoulin erhielt den Auftrag, dem Flüchtling nachzusetzen. Er war, wie wir wissen, in der Ausführung derartiger Befehle geübt und es gelang ihm denn auch, den Flüchtling bis nach dem Haag zu verfolgen und

folglich den Gasthof auszukundschaften, in dem Keith wohnte. Dieser aber war klug genug gewesen, sofort bei seiner Ankunft im Haag sich unter den Schutz des englischen Gesandten zu stellen und so war denn die Mühe, ihn als Hochverräther im Namen des Königs zurück zu fordern, vergeblich. Keith entkam glücklich nach England und wurde von dort später nach Portugal befördert, wo er so lange blieb, bis ihn Friedrich II. nach Preußen zurückerief.

Weniger glücklich war der andere Mitverschworene des Kronprinzen, Lieutenant v. Katte. Dieser hätte ebenfalls entkommen können, denn er wurde durch den ihm befreundeten dänischen Gesandten gewarnt.

Der Gesandte ermahnte ihn zur Flucht und bot ihm zu dieser seine Pferde und seine Börse an. Leichtfertiger Weise ließ sich aber Katte Zeit; er wartete darauf, daß ein französischer Kouriersattel, den er bestellt hatte, fertig werde und wurde in demselben Augenblicke verhaftet, als er auf's Pferd steigen wollte, um zu flüchten.

Der Chef der Gensd'armie, ein Herr v. Napmer, der ihm wohl wollte, gestattete ihm, über seine Papiere zu disponiren. Katte verbrannte schnell einen Theil derselben, der Königin schickte er durch Vermittelung der Gräfin Fink ein Kästchen, welches ihm der Kronprinz mit dem Befehl übergeben hatte, es derselben einzuhändigen.

Derselbe Courier, welcher den Befehl zu Katte's Verhaftung nach Berlin gebracht hatte, war auch mit der Absendung eines anderen Schreibens, eines Briefes des Königs an die Frau v. Kamede, betraut. Der Brief lautete:

„Meine liebe Frau v. Kamede!

Fritz hat desertiren wollen; daher ich mich genöthigt gesehen habe, ihn arretiren zu lassen. Ich bitte Sie, dieses der Königin auf eine gute Art beizubringen, damit ihr diese Nachricht kein zu großes Schrecken verursache. Beklagen Sie übrigens einen unglücklichen Vater.

Friedrich Wilhelm.“

Die Frau v. Kamede erhielt das Schreiben in Monbijou, als sie sich gerade bei der Königin befand. Ueber den Eindruck, welchen die Verhaftung des Kronprinzen auf die königliche Familie machte, erzählt uns die Markgräfin von Baireuth Folgendes:

„Die Königin gab einen Ball in Monbijou zu Ehren des Königs. Der Speisesaal war mit Inschriften und Lampen verziert, die Tafel stellte ein Blumenparterre vor. Jedes von uns fand ein Geschenk unter seinem Kouverter. Wir waren Alle in der besten Laune von der Welt. Nur die beiden Gouvernanten, die Kameden und Sönsfeld, die Gräfin Fink und die Bülow schienen traurig. Sie sprachen kein Wort und klagten über Unwohlsein.

Nach dem Abendessen begann der Ball von Neuem. Seit länger als sechs Jahren hatte ich nicht getanzt; es war verbotene Furcht und ich

genoß sie im Uebermaß, ohne sehr auf Das Acht zu geben, was vorging.

Die Bülow sagte mehrere Male zu mir: „Es ist spät, ich wünschte, daß man sich entfernte.“

„Ach, Du mein Gott, — entgegnete ich — lassen Sie mir doch das Vergnügen, mich heute recht satt zu tanzen, denn vielleicht passiert mir das in langer Zeit nicht wieder.“

„Das könnte leicht möglich sein!“ versetzte sie.

Ich gab nicht darauf Acht und fuhr fort, mich zu vergnügen. Nach einer halben Stunde kam sie wieder.

„Hören Sie doch auf! — sagte sie mit zorniger Miene. — Sie sind so beschäftigt, daß Sie nicht hören und sehen.“

„Sie sind heute so übler Laune, — antwortete ich — daß ich nicht weiß, was ich davon denken soll.“ —

„Sehen Sie doch die Königin an, Hoheit, und Sie werden keine Ursache mehr haben, mir Vorwürfe zu machen.“

Ein Blick, den ich auf diese warf, ließ mein Blut erstarren. Ich erblickte diese Fürstin blässer als der Tod in einer Ecke des Zimmers, sich mit ihrer Oberhofmeisterin und Fräulein v. Sönsfeld unterhaltend. Da mein Bruder mich mehr interessirte, als irgend Etwas auf der Welt, so erkundigte ich mich sogleich, ob es ihn betreffe. Die Bülow zuckte die Achseln und sagte: „Ich weiß es nicht.“

Die Königin gab einen Augenblick nachher gute Nacht und stieg mit mir in den Wagen. Unterwegs sagte sie mir kein Wort, was mich so sehr beunruhigte, daß ich furchtbares Herzklopfen bekam.

Sobald ich zu Hause angelangt war, plagte ich meine Gouvernante auf's Aeußerste, um zu erfahren, wovon die Rede sei. Sie antwortete mir mit Thränen in den Augen, daß die Königin ihr Stillschweigen auferlegt habe. In diesem Augenblicke hielt ich meinen Bruder für todt und dies setzte mich so in Verzweiflung, daß Fräulein v. Sönsfeld es für angemessen hielt, mich aus meinem Irrthum zu reißen. Sie erzählte mir also, daß Frau v. Kamede an demselben Tage eine Stafette vom König erhalten habe nebst zwei Briefen für sich und die Königin, daß dieser Fürst ihr befohlen, diese nach und nach vorzubereiten, um ihr endlich mitzutheilen, daß er den Kronprinzen, der versucht, zu entfliehen, habe festnehmen lassen.

Das Unglück meines Bruders drang mir durch's Herz, ich brachte die ganze Nacht in der furchtbarsten Unruhe zu. Die Königin ließ mich sehr früh rufen, um mir den Brief des Königs an sie zu zeigen. Deutlich gab sich große Wuth in diesem Briefe kund. Hier sein Inhalt: „Ich habe den Schurken Fritz verhaften lassen; ich werde ihn behandeln, wie seine Unthat und Schlechtigkeit es verdienen; ich erkenne ihn nicht mehr für meinen Sohn an, er hat mich und mein ganzes

Gaus entehrt; ein solcher elender Mensch ist nicht mehr werth zu leben!"

Ich fiel nach dem Lesen dieses Briefes in Ohnmacht. Der Zustand der Königin, wie der meine hätte ein Herz von Stein gerührt. —

Die Gräfin v. Fint kam am folgenden Morgen zu mir. Ich war über die Zerstörung, die ich in ihren Zügen las, erschrocken.

Nachdem ich Sebermann, Fräulein v. Sonsfeld ausgenommen, fortgeschickt hatte, sagte sie mir, daß sie die unglücklichste Person von der Welt sei und komme, um mir ihre Leiden zu vertrauen.

„Stellen Sie sich, Hoheit, — sagte sie — meine Verlegenheit vor. Ich fand gestern Abend, als ich nach Hause kam, eine versiegelte und an die Königin adressirte Cassette vor, die man an meine Dienerschaft mit folgendem Billet abgegeben hatte.

Sie gab mir es und es standen bloß folgende Worte darin: „Haben Sie die Güte, gnädige Frau, diese Cassette der Königin zu übergeben; sie enthält die Briefe, welche diese und die Prinzessin an den Kronprinzen geschrieben haben.“

„Ich habe nicht begreifen können, — fuhr sie fort — wer mir diesen Streich gespielt haben kann; denn die Leute, welche die Cassette brachten, waren maskirt. Doch weiß ich nun nicht, welchen Entschluß ich fassen soll. Ich sehe voraus, daß, wenn ich dies unselige Unterpfand an den König sende, ich die Königin unglücklich mache und wenn ich es dieser Fürstin übergebe, werde ich das Opfer werden. Eins wie das Andere ist so schrecklich für mich, daß ich nicht weiß, wozu ich mich entschließen soll.“

Wir sprachen ihr so stark zu und drängten sie so sehr, daß wir sie endlich überredeten, mit der Königin davon zu sprechen, indem wir ihr bewiesen, daß sie bei diesem Schritte nichts riskire, da das Patet doch an jene adressirt sei.

So begaben wir uns denn alle Drei zur Königin. Die Freude, welche sie über diese gute Nachricht hatte, beschwichtigte einige Zeit lang ihren Schmerz, aber nicht auf lange. Betrachtungen folgten bald darauf.

Wir sagten uns selbst Folgendes: Auf welche Art die Cassette ins Schloß bringen, ohne daß es Jemand bemerkt, da es überall Spione giebt? Und wenn dies auch geglückt, muß man nicht fürchten, daß Katte davon Erwähnung thut, wenn er verhört wird? Was sollte alsdann aus der Gräfin Fint werden, die sich unschuldigerweise in diese böse Sache verwickelt fände, ohne zu wissen, wie sich herauszuziehen? Handelt die Letztere ohne Hinterhalt und überläßt die Cassette öffentlich der Königin, so wird der König auf der Stelle davon unterrichtet werden und die Königin zwingen, selbst das Werkzeug ihres Unglücks zu werden, indem sie ihm ihre Briefe ausliefert.

Der Fall war sehr schwierig; auf allen Seiten Abgründe. Nachdem man das Für und Wider lange abgewogen hatte, wählte man endlich die

letztere Partie als die minder gefährliche und in der Hoffnung, noch einen Ausweg zu finden, um uns in den Besitz der Papiere zu setzen. So wurde denn das Portefeuille, denn ein solches war es, in das Zimmer der Königin gebracht, die es sogleich in Gegenwart ihrer Dienerschaft und der Kamern verschloß.

Nachmittags fingen unsere Conferenzen wieder an. Die Königin war der Meinung, die Briefe zu verbrennen und ganz einfach dem König zu sagen, daß, da sie nicht von Wichtigkeit gewesen, sie daran nichts Unrechtes zu thun geglaubt habe. Wir Andern traten dieser Meinung heftig entgegen. Die Eine wollte dies, die Andere das und so verging der Tag, ohne daß Etwas beschlossen worden war.

Sobald ich wieder in meinem Zimmer war, sagte ich dem Fräulein v. Sonsfeld, daß ich ein untrügliches Mittel gefunden habe, das aber sehr gefährlich werden könnte, wenn es die Königin der Kamern anvertraute. Ich gab ihr nämlich zu bedenken, daß, wenn man das Siegel abnehmen könnte, ohne es zu zerbrechen, nichts leichter sein werde, als das Vorlesesloß durchzufeuern, welches das Portefeuille schloß und man alsdann im Stande sein würde, die Briefe herauszunehmen und andere zu schreiben, die man dann an deren Stelle legte.

Meine Gouvernante billigte meine Idee sehr und wir kamen überein, sie im Verein mit der Gräfin Fint der Königin vorzuschlagen und uns ihr Ehrenwort geben zu lassen, nicht davon zu sprechen.

Schon am folgenden Tage führten wir dieses Vorhaben aus, wie wir uns das Wort darauf gegeben hatten. Wir sprachen Alle auf eine so verständliche Art, ohne jedoch Jemand zu nennen, daß die Königin bald merkte, es gelte der Kamern. Ihre Schwäche für diese Person war aber Schuld daran, daß sie that, als verstehe sie uns nicht. Sie versprach uns jedoch ein ewiges Stillschweigen und hielt auch dieses Mal Wort.

Des Nachmittags führten wir unser Unternehmen aus. Die Königin schickte ihre Damen und Dienerschaft fort, so daß ich allein bei ihr blieb. Wir stießen sogleich auf fürchtbare Hindernisse. Das Portefeuille war so schwer, daß weder die Königin, noch ich es fortbringen konnten, was sie nöthigte, sich einem ihrer Kammerdiener, einem alten und treuen Mann von erprobter Verschwiegenheit und Redlichkeit, anzuvertrauen.

Lange Zeit versuchte ich das Siegel abzuheben. Die Unmöglichkeit, die ich vorfand, machte mich zittern. Nachdem jener Kammerdiener, Namens Boß, das Wappen untersucht hatte, welches das Katte'sche war, sagte er mit großer Freude zu mir: „Ach, mein Gott, Hoheit, ich habe ja ein ganz gleiches Petschaft bei mir. Es ist länger als vier Wochen her, daß ich's im Garten von Monbijou gefunden habe. Seitdem habe ich es immer bei mir gehabt, um zu erfahren, wem es gehöre.“

Als wir die beiden Siegel mit einander verglichen, fanden wir, daß sie vollkommen gleich waren und jenes Petschaft also Katte gehört hatte. Nachdem wir nun die Schnüre gelöst und das Vorlegeschloß aufgebrochen, gelangten wir zur Untersuchung der Briefe. Es ist aber Zeit, daß ich mich darüber etwas ausführlicher verbreite.

Ich habe im Fortgange dieses Werkes bereits von der wenig ehrerbietigen Art gesprochen, mit welcher wir oft von dem König redeten. Die Königin fand Vergnügen an unsern Satiren und überbot sie noch. Die Briefe dieser Fürstin, wie die meinen, waren voll davon. Ueberdies enthielten sie das Genaueste über alle Intriguen in England, die verstellte Krankheit vom vergangenen Winter, um Zeit zu gewinnen und, mit einem Worte, die wichtigsten Geheimnisse. —

Wir warfen alle diese Papiere ins Feuer, die kleinen Arbeiten meines Bruders ausgenommen, die ich aufgehoben habe. Noch an demselben Abend fing ich an, die Briefe neu zu schreiben, welche die andern ersetzen sollten. Die Königin that am nächsten Tage dasselbe.

Wir brauchten die Vorsicht, Papier von dem jedesmaligen Jahre zu nehmen, um jede Entdeckung zu verhindern. Drei Tage wurden zu dieser Arbeit verwendet, während welcher Zeit wir 6—700 Briefe fabrizirten. Das war sehr wenig im Vergleich zu denen, die wir verbrannt hatten. Wir bemerkten dies, als wir das Portefeuille schließen wollten. Es blieb so leer, daß dies allein uns verrathen konnte. Meine Meinung war, noch mehr zu schreiben, um es zu füllen; die Ungeduld der Königin aber war so groß, daß sie lieber alle Arten von Rippes hineinsteckte, als noch länger mit dem Schließen desselben zu warten. Ich widersetzte mich dem, so viel ich nur konnte, jedoch vergeblich. Wir brachten es endlich wieder in denselben Zustand, wie zuvor, ohne daß man die geringste Veränderung daran merken konnte."

Am 27. August um 5 Uhr Nachmittags traf der König in Berlin ein. Er begab sich sofort in das Zimmer der Königin, wo er diese mit allen ihren Kindern fand.

Mit höchster Spannung hatte die königliche Familie die Ankunft Friedrich Wilhelms erwartet. Die Kinder fielen dem harten Vater zu Füßen und baten ihn um Gnade für ihren Bruder. Der König aber stieß sie wild zurück. Mit von Wuth entstellten Zügen wendete er sich an seine Gattin und rief ihr mit donnernder Stimme zu.

"Dein Sohn ist todt!"

"Wie? — rief die Königin, vor Schreck und Entsetzen ganz außer sich. — Ist es möglich? Sie sollten der Mörder Ihres Sohnes gewesen sein?"

"Er war nicht mehr mein Sohn; er war nichts, als ein Deserteur, der den Tod verdient hatte!"

Die Königin fiel bei diesen Worten in Ohn-

bern umgeben, die sie vergeblich zu trösten suchten. Es entwickelte sich in dem königlichen Gemache jetzt eine wahrhaft entsetzliche Familien-Szene.

Hören wir die Erzählung derselben durch die Markgräfin von Baireuth, welche, als die Lieb-  
lingschwester des Kronprinzen, am Schwersten unter der Wuth Friedrich Wilhelms leiden mußte:

Der König kam indes zurück, wir liefen Alle zu ihm, um ihm die Hand zu küssen; kaum hatte er aber mich erblickt, als Zorn und Wuth sich seines Herzens bemächtigten. Er wurde ganz schwarz, seine Augen funkelten vor Wuth und der Schaum trat ihm vor den Mund.

"Infame Canaille! — sagte er zu mir. — Wagst Du es, Dich vor mir zu zeigen? Geh' und leiste Deinem Schurken von Bruder Gefellschaft!"

Mit diesen Worten ergriff er mich mit einer Hand und gab mir mehrere Faustschläge ins Gesicht, wovon einer mich so stark am Schlafe traf, daß ich rückwärts hinsiel und mir den Kopf gegen den Stand des Lambris würde zerschmettert haben, wenn nicht Fräulein v. Sönsfeld mich vor der ganzen Gewalt des Falles geschützt hätte, indem sie mich bei den Haaren zurückhielt. Leblos lag ich auf dem Boden.

Der König, der sich nicht mehr kannte, wollte seine Schläge verdoppeln und mich mit Füßen treten. Die Königin, meine Brüder und Schwestern, sowie alle Anwesenden hinderten ihn daran. Sie stellten sich Alle um mich, wodurch Frau von Ramecke und die Sönsfeld Zeit gewannen, mich aufzuheben. Sie setzten mich in einen Stuhl, der in der ganz nahen Fensterbrüstung stand, da sie aber sahen, daß ich immer in demselben Zustande blieb, schickten sie eine meiner Schwestern fort, welche eine Glas Wasser und einige Spiriti-

tuosa brachte, durch deren Hilfe sie mich in's Leben zurückerlösen."

Diese ganze Scene war um so skandalöser, als die Zimmer der Königin im Schlosse parterre lagen und die Fenster offen standen.

In Berlin hatte sich mit Blitzesschnelle das Gerücht von der Verhaftung des Kronprinzen und der Rückkehr des Königs verbreitet. Jedermann fürchtete von dem gewalthätigen Charakter Friedrich Wilhelms das Schlimmste für das Schicksal des unglücklichen Prinzen. Die Theilnahme für diesen war allgemein und viele Hundert Menschen eilten zum Schlosse, um von dem einen oder dem andern etwa Herauskommenden Näheres über die im Innern spielenden Familien-Scenen zu hören.

Die Volksmenge, die sich versammelt hatte, brauchte nicht zu fragen, sie konnte mit eigenen Augen schauen; sie war Zeuge der Mißhandlungen, mit welchen der König seine Tochter überhäufte; sie hörte jedes seiner in der äußersten Wuth gesprochenen Worte und als nun die Prinzessin leblos fortgetragen wurde, da glaubte man, der König habe sie erschlagen. Das Gerücht, der Kronprinz sei bereits hingerichtet, die Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine ermordet, lief durch die Stadt und setzte die Bürgerschaft in Schrecken und Trauer.

Während die Hofdamen und Kammerfrauen der Königin sich bemühten, die Prinzessin in einem Nebenzimmer ins Leben zurückzurufen, ging der König mit großen Schritten im Zimmer der Königin auf und nieder. Er schimpfte in den ungebührlichsten Ausdrücken auf die Prinzessin; sie sei Schuld an allem Unglück in seiner Familie; sie solle aber dafür mit ihrem Kopfe büßen. Auch der Königin drohte er, er würde sie vom Hofe verjagen, ihr den Prozeß machen lassen. — Vergeblich baten ihn die jüngern Kinder, gegen welche er stets eine gewisse Liebe gezeigt hatte; er hörte nicht auf ihr Flehen. In seiner Wuth vergaß er ganz und gar, daß er behauptet hatte, der Kronprinz sei schon todt. Er betheuerte mit den fürchterlichsten Schwüren und Flüchen, daß er ihn hingerichten lassen wolle.

Während er noch so wüthend umherlief, wurde ihm gemeldet, der gefangene Katte sei da. Auf diese Nachricht hin verließ er eiligst das Zimmer, indem er nur noch einmal der Königin zurief, jetzt werde er genug Material empfangen, um sicher dem Kronprinzen den Kopf vor die Füße legen zu können.

Der Herr v. Grumbkow und der General-Auditeur Mplius erwarteten den König in seinem Zimmer. Er theilte ihnen mit, daß er sie habe rufen lassen, um ihnen das Verhör Katte's zu übertragen. Die Aussagen dieses Verräthers mußten gesammelt werden, damit dem Kronprinzen, der sich gegen den Staat und gegen ihn, den König, verschworen habe, der Prozeß gemacht werden könne. Er ergoß sich wieder in wilde Verwünschungen über seinen Sohn und versicherte,

daß er demselben keine Gnade angedeihen lassen werde.

Katte wurde vor den König geführt. Er fiel

\*) Es ist später mehrfach behauptet worden, der Kronprinz habe nicht nach England fliehen wollen, sondern die Absicht gehabt, sich in den Schutz des Kaisers zu begeben. Man spricht von Unterhandlungen, die geschwebt hätten, um eine Verbindung Friedrichs mit der Tochter des Kaisers, Maria Theresia, seiner späteren erbitterten Feindin, ins Leben zu rufen. Der Kronprinz soll sogar die Absicht gehabt haben, katholisch zu werden, um eine solche Heirath, die ihn zum Erben des österreichischen Staats gemacht hätte, möglich zu machen. Manche Geschichtschreiber haben vielen Scharf sinn aufgeboden, um aus einzelnen Stellen der Briefe des Grafen Seckendorf, des Kronprinzen zc. Schlusfolgerungen zu ziehen, welche einen derartigen Plan wahrscheinlich machen sollen. Sie sind indessen nicht im Stande gewesen, auch nur einen annähernden Beweis für die von ihnen aufgestellte Behauptung zu führen.



Spandau abgeführt werde, war die Folge dieses Geständnisses.

Nach der Beendigung des Verhörs mußte Kätte seine Uniform ausziehen; ein schlechter Leinwandkittel wurde ihm übergeworfen, so brachte man ihn zu Fuß nach der Hauptwache.

Der König brannte vor Begierde, aus den im Kästchen befindlichen Papieren eine Mitschuld der Königin und der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine herauszulesen. Zum zweiten Male sah er mit Grumbow die Papiere durch, aber wieder fand er nichts.

Grumbow war schlecht genug, seinen Zorn und Argwohn dadurch zu schüren, daß er nach vergeblichem Forschen ausrief:

„Die Weiber sind listiger wie die Schlangen, sie haben uns die besten Stücke entwendet!“

Dies Wort fing sofort Feuer beim König; er eilte zur Königin und verlangte von dieser die Briefe, die aus dem Kästchen gestohlen worden wären. Um sie desto sicherer zu einem Geständniß zu bringen, log er ihr vor, Kätte habe genug gestanden, um die Köpfe seines Sohnes und seiner Tochter fallen zu lassen.

Aber alle seine Mühe war vergeblich. Die Königin versicherte, von weiteren Papieren, als den in dem Kästchen enthaltenen, nichts zu wissen und wüthend entfemte sich Friedrich Wilhelm, nachdem er vorher noch einmal die heftigsten Drohungen ausgestoßen hatte.

„Winnen drei Tagen — so rief er in Beziehung auf die Prinzessin aus — werde ich sie an einen Ort bringen lassen, wo sie Muße haben wird, ihr Vergehen abzubüßen!“

Als die Königin ihn beschwor, ihr wenigstens zu sagen, wie sich ihr Sohn befinde, entgegnete er ihr roh:

„Was kann Ihnen denn daran liegen, zu wissen, was ein Mensch macht, der in drei Tagen nicht mehr existiren wird?“

Die muthige Oberhofmeisterin Frau v. Kamede, welche dieser Scene beiwohnte, war tief entrüstet über die Brutalität, mit der die Königin behandelt worden war.

Sie folgte dem König und beschwor ihn, Gnade gegen seinen Sohn zu üben; sein Name werde von jedem rechtschaffenen Manne fortan mit Abscheu genannt und in der Geschichte gebrandmarkt werden, wenn er wie Philipp II. von Spanien und Czar Peter I. seinen eignen Sohn der vermeintlichen Gerechtigkeit opfere.

Frau von Kamede sprach so scharf und entschieden, mit solcher Ueberzeugung, daß sie Friedrich Wilhelm imponirte. Er kam einigermaßen zur Besinnung; er zeigte dies dadurch, daß er keineswegs in Zorn gerieth, sondern ruhig antwortete:

„Sie sind sehr verwegen, daß Sie so zu mir sprechen, allein statt mich hierüber zu entrüsten, danke ich Ihnen dafür; Ihre Absicht ist wenigstens gut. Gehen Sie und seien Sie ruhig und sagen Sie meiner Gemahlin ein Gletches.“

Die Ruhe des Königs, welche aus diesen Worten sprach, hielt indessen nicht lange vor. Kaum hatte die Frau v. Kamede ihn verlassen, so ließ er den General-Auditeur Mylius und den General-Fiskal Gerbett rufen. Er befahl diesen, die Untersuchung gegen alle Diebstahler einzuleiten, die in irgend einer Verbindung mit dem Kronprinzen gestanden hätten.

Ein wahrhaft beispielloses Prozeßverfahren begann jetzt gegen alle Personen, die im Verdacht standen, mit dem unglücklichen Prinzen befreundet zu sein oder sich für die englisch-preussische Doppelheirath interessirt zu haben.

Ein Fräulein v. Bülow, die erste Hofdame der Königin, und ihr Bruder wurden an die äußerste Grenze von Litthauen verwiesen; man ließ ihnen nur zwei Stunden Zeit, sich zur Reise vorzubereiten.

Der Lehrer des Kronprinzen, Duban, wurde nach Memel an die kurländische Grenze verbannt, die Bedienten des Prinzen wurden theils verhaftet, theils fortgeschickt; ein Kammerherr, der dem Prinzen Geld geliehen hatte, mußte eine Strafe von 1000 Dukaten bezahlen, er entzog sich einer weiteren Untersuchung nur durch die Flucht, sein Bild wurde aber an den Galgen genagelt.

Am Schlimmsten aber kam ein junges Mädchen fort, für welches der Prinz eine flüchtige Liebe gefühlt hatte, Doris Ritter, die Tochter des Kantors in Potsdam.

Friedrich hatte mit der schönen Doris mehrmals mustirt, ihr auch einige Geschenke gemacht; dafür wurde das 16 jährige Mädchen am 7. September zuerst vor dem Rathhause, dann vor dem Hause ihres Vaters und an allen Straßenecken mit Ruthen ausgepeitscht, nach dieser Strafe brachte man sie nach Spandau ins Spinnhaus. Dort mußte sie drei Jahre bleiben. Sie hat sich später verheirathet.

## Zwanzigstes Kapitel.

Der Prozeß gegen den Kronprinzen. — Friedrich im Gefängniß zu Küstrin. — Prozeß und Hinrichtung Kätte's. — Todesurtheil über den Kronprinzen. — Demüthigung Friedrich's und Begnadigung. — Verlobung und Hochzeit der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine. — Verlobung und Hochzeit des Kronprinzen. — Krankheit und Tod Friedrich Wilhelms.

Der Prozeß gegen den Kronprinzen wurde mit der größten Strenge geführt. Friedrich befand sich, wie unsere Leser sich erinnern, als Gefangener in Mittenwalde. Der König schickte die Generale v. Grumbow und Derzhau, den General-Auditeur Mylius und den General-Fiskal Gerbett dorthin. Sie erhielten den Auftrag, dem Prinzen das Protokoll über das Verhör des Herrn v. Kätte vorzulegen und wo möglich einige Geständnisse aus dem Gefangenen herauszupressen.

Der Prinz zeigte bei dem Verhör große Festigkeit und diese war um so mehr anzuerkennen, als der Herr v. Grumbkow sich gegen ihn in einer wahrhaft abscheulichen Weise benahm. Er ging so weit, mit der Folter zu drohen, wenn der Prinz keine Geständnisse mache, aber seine Brutalität fiel auf ihn selbst zurück, er erhielt von dem Kronprinzen nur stolze und harte Antworten. Als er die Drohung mit der Folter ausgesprochen hatte, rief ihm Friedrich zu, er fürchte sie nicht, wenn auch Grumbkow als ein Henkerstknecht Vergnügen daran finde, von seinem Handwerk zu sprechen. Er habe Alles gestanden, bereue dies jedoch, weil, so fuhr er fort, „es sich nicht für mich paßt, mich herabzulassen, einem Schurken, wie Sie sind, zu antworten!“

Noch an demselben Tage, an welchem das Verhör stattgefunden hatte, mußte der Kronprinz nach Küstrin abreisen, wo er auf der Citadelle ein Gefängniß erhielt.

Der König hatte strenge Ordres gegeben, den Prinzen ganz ohne Rücksicht auf seinen Stand als Gefangenen zu behandeln. Er erhielt die Beköstigung aus einer gewöhnlichen Garfküche, Mittags für 6 Groschen, Abends für 4 Groschen. Dinte und Federn wurden ihm verweigert, das Essen mußte ihm jedesmal gleich geschnitten vorgelegt werden, da er wie ein Strafgefangener weder Messer noch Gabel erhielt. Als ihm einige Wachslichte ins Zimmer gesetzt worden waren, durchstrich der König die Rechnung und gab den Befehl, es solle künftig kein Wachslicht gegeben werden, sondern nur Talglucht!

Das Gefängnißzimmer war jämmerlich möblirt. Ein Paar hölzerne Tische und Bänke bildeten den einzigen Schmuck in demselben. Am Tiefsten betrübte war der Kronprinz dadurch, daß ihm seine geliebte Flöte, die ihm ein Trost in der Einsamkeit gewesen wäre, verweigert wurde. Der Generalmajor v. Lepel, der Gouverneur der Festung, wurde mit seinem Kopfe dafür verantwortlich gemacht, daß der Prinz nicht fliehe. Alle Morgen um 8 Uhr hatten zwei Offiziere das Gefängniß zu visitiren; diesen war bei härtester Strafe befohlen, auf seine Frage des Prinzen zu antworten.

Friedrich wäre vollkommen abgesehen von der Welt gewesen, wenn er nicht einen treuen Freund gefunden hätte, der sich seiner erbarmte. Der Präsident der Kriegs- und Domänenkammer, v. Münchow, unternahm das gefährliche Wagniß, ein Loch in die Decke des Gefängnisses machen zu lassen. Durch das Loch unterhielt er sich mit dem Prinzen, erkundigte sich nach seinen Bedürfnissen und gab ihm Nachrichten, wie es draußen mit seinen Lieben stehe. Er wußte es zu bewirken, daß ein Stuhl mit verborgenen Fächern ins Gefängniß gebracht wurde, in den Fächern fand der Prinz Bücher, Schreibmaterialien, Wachslichte und auch Briefe u.

Gleichzeitig mit dem Prozeß gegen den Kronprinzen wurde auch der gegen den unglücklichen Lieutenant von Katte geführt. Die Generale

Grumbkow und Glasenapp, der Obrist Sybow, der General-Auditeur Mylius und der General-Fiskal Gerbett waren mit der Untersuchung beauftragt. Nachdem diese vollendet war, setzte der König ein Kriegsgericht nieder, welches am 25. Oktober in Köpnick zusammentrat. Es bestand aus 3 General-Majors, 3 Obristen, 3 Majors und 3 Kapitän's, außerdem aus dem General-Auditeur und dem Auditeur des Regiments Gensd'armen.

Das Kriegsgericht erkannte den Lieutenant v. Katte der Absicht, sich von seinem Regimente zu entfernen, schuldig. Da derselbe aber seine Absicht nicht zur Ausführung gebracht habe, so war ihm nur Rastirung und mehrjährige Festungsbaustrafe zuerkannt. Als das Urtheil dem König vorgelegt wurde, brauste er in wildem Zorne auf, eine solche Strafe genüge seiner Rachsucht bei Weitem nicht. Unterm 1. November 1730 erließ er daher einen Kabinettsbefehl, in welchem er sagte:

„Da aber dieser Katte mit der künftigen Sonne tramirt, zur Desertion mit fremden Ministern und Gesandten allemal durch einander gestochen und er nicht davor gesetzt worden, mit dem Kronprinzen zu complottiren, au contraire es Sr. königlichen Majestät und dem Herrn General-Feldmarschall v. Razmer hätte angeben sollen, so wüßten Sr. königliche Majestät nicht, was vor kahle Raisons das Kriegsgericht genommen und ihm das Leben nicht abgesprochen hätte. Se. königliche Majestät werden auf die Art sich auf keinen Officier noch Diener, die in Eid und Pflicht seyn, verlassen können. Es würden aber alsdann alle Thäter den Prätert nehmen, wie es Katten wäre ergangen und weil der so leicht und gut durchgekommen wäre, ihnen dergleichen geschehen müßte. Se. königliche Majestät sind in Dero Jugend auch durch die Schule geloffen und haben das lateinische Sprüchwort gelernt: fiat justitia et pereat mundus! Also wollen Sie hiermit von Recht und Rechtswegen, daß Katte, ob er schon nach den Rechten verdient gehabt, wegen des begangenen Crimen laesae Majestatis mit glühenden Zangen gerissen und aufgehentt zu werden, er dennoch nur, in Consideration seiner Familie, mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegsrecht dem Katte die Sentenz publicirt, soll ihm gesagt werden, daß es Sr. königlichen Majestät leid thäte, es aber besser, daß er stürbe, als daß die Justico aus der Welt käme.

Friedrich Wilhelm.“

Der strenge und willkürliche Ausspruch des Königs verbreitete Schreden am ganzen Hofe. Die einflußreichen Verwandten des jungen Offiziers verwendeten sich bei dem Monarchen vergebens. Der Vater Katte's, der General-Lieutenant war, flehte um Gnade und auch der alte Feldmarschall Graf Wartenleben, Katte's Großvater von mütterlicher Seite, schrieb einen Brief an den König mit den demüthigsten Bitten um

Begnadigung; aber alle diese Schritte vermochten den eisernen Sinn Friedrich Wilhelms nicht zu beugen. Er bestand auf der Vollstreckung seines Nachspruches.

Katte war früher ein leichtfertiger Sausewind gewesen, der nicht wenig dazu beigetragen hatte, den Kronprinzen zu einem unordentlichen Leben zu verführen. Von dem Augenblicke an, in welchem er dem Gefängniß übergeben worden war, schien er ein anderer Mensch zu werden. Mit Ruhe und Fassung ging er seinem Geschick entgegen, er vernahm die Verkündigung des Todesurtheils mit der größten Standhaftigkeit. Die Marktgräfin von Baireuth giebt uns über seine letzten Tage folgende Schilderung:

„Abends benachrichtigte ihn der Major Schenk, daß er zu Rüstzin hingerichtet werden sollte und der Wagen, der ihn dahin bringen werde, seiner warte. Er erschien etwas über diese Nachricht verwundert, erhielt aber sogleich seine Ruhe wieder und folgte mit lächelndem Gesichte dem Herrn v. Schenk, der nebst zwei andern Gensd'armier-Offizieren mit ihm in den Wagen stieg. Eine starke Abtheilung dieses Corps escortirte sie bis Rüstzin. Herr v. Schenk war sehr gerührt und sagte zu ihm, daß er in Verzweiflung über diesen traurigen Auftrag sei.

„Ich habe Befehl von Sr. Majestät, — sagte er — bei Ihrer Hinrichtung zugegen zu sein. Zwei Mal habe ich mich dieses unseligen Geschäfts geweigert, aber man muß gehorchen, Gott weiß jedoch, was es mich kostet! Gebt der Himmel, daß das Herz des Königs sich wende und ich die Freude haben könnte, Ihnen Ihre Begnadigung anzukündigen.“

„Sie sind zu gütig, — entgegnete Katte, — aber ich bin mit meinem Schicksale zufrieden. Ich sterbe für einen Herrn, den ich liebe und habe den Trost, ihm durch meinen Tod den stärksten Beweis der Anhänglichkeit zu geben, den man verlangen kann. Ich bedaure die Welt nicht; denn ich werde eine Seligkeit ohne Ende genießen.“

Unterwegs nahm er von den beiden Offizieren Abschied, die neben ihm saßen, und von allen Denen, die ihn begleiteten. Des Morgens um 7 Uhr kam er in Rüstzin an, wo man ihn sogleich auf's Schaffot führte.

Am Tage zuvor führten der General v. Lepel, Gouverneur der Festung, und der Präsident v. Münchow meinen Bruder in ein Gemach, das man ausdrücklich in dem Stockwerke über dem, wo er sich bis jetzt befunden, vorgerichtet hatte. Er fand darin ein Bett und Meubles. Die Fenstervorhänge waren herabgelassen, weshalb er nicht gleich bemerken konnte, was außen vorging. Man brachte ihm ein ganz einfaches braunes Kleid, das er anziehen mußte. Ich vergaß zu sagen, daß man Katte ein gleiches gegeben. Dann ließ ihn der General, indem er die Vorhänge aufzog, ein ganz schwarzbedecktes Schaffot sehen, so hoch wie das Fenster, das man erweitert und von dem man die Gitter weggenommen

hatte. Dann zogen sich er und der Münchow zurück. Dieser Anblick und Münchows Erschütterung ließen meinen Bruder glauben, daß man ihm sein Todesurtheil ankündigen werde und jene Vorrichtungen für ihn getroffen wären, was ihn auf's Heftigste bewegte.

Herr v. Münchow und der General v. Lepel traten am Morgen darauf, einen Augenblick, ehe Katte erschien, in sein Zimmer und suchten ihn, so gut sie konnten, auf diesen furchtbaren Anblick vorzubereiten. Man sagt, nichts habe seiner Verzweiflung geglichen.

Während dieser Zeit verrichtete Schenk denselben Dienst bei Katte. Er sagte ihm beim Einfahren in die Festung:

„Bewahren Sie Ihre Festigkeit, mein lieber Katte; Sie gehen einer furchtbaren Prüfung entgegen: Sie sind zu Rüstzin, wo Sie den Kronprinzen sehen werden!“

„Sagen Sie vielmehr, — antwortete er ihm — daß ich den größten Trost, den man mir nur bewilligen konnte, haben werde!“

Indem er dies sagte, stieg er auf's Schaffot. Jetzt nöthigte man meinen unglücklichen Bruder, an's Fenster zu treten. Er wollte sich hinausstürzen, aber man hielt ihn zurück.

„Ich beschwöre Sie im Namen des Himmels, — sagte er zu Denen, die ihn umgaben — verzögern Sie die Execution, ich will an den König schreiben, daß ich bereit bin, auf alle meine Rechte, die ich auf die Krone habe, zu verzichten, wenn er Katte verzeihen will.“

Herr v. Münchow verschloß ihm den Mund durch ein Tuch. Als mein Bruder Katte erblickte, rief er ihm zu:

„Wie unglücklich bin ich, lieber Katte! Ich bin Schuld an Ihrem Tode! Wollte Gott, ich wäre an Ihrer Stelle!“

„Ach, Hohett, — entgegnete dieser — wenn ich tausend Leben hätte, würde ich sie gern für Sie hingeben!“

In demselben Augenblicke kniete er nieder. Einer seiner Bedienten wollte ihm die Augen verbinden, er gab es aber nicht zu. Dann erhob er seine Seele zu Gott und rief:

„Mein Gott! Ich befehle meine Seele in Deine Hände!“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sein Haupt, mit einem Streiche vom Körper getrennt, zu seinen Füßen rollte. Noch im Fallen streckte er die Arme nach dem Fenster aus, wo mein Bruder gestanden hatte. Er war nicht mehr dort. Eine heftige Schwäche, die ihn befallen, hatte die Herren genöthigt, ihn auf sein Bett zu tragen. Dort blieb er einige Stunden ohne Bewußtsein.

Sobald er seiner Sinne wieder mächtig war, der erste Gegenstand, der sich seinen Blicken darbot, der blutige Leichnam des armen Katte, den man so gelegt hatte, daß er es nicht vermeiden konnte, ihn zu sehen. Dieser Gegenstand zog

ihm eine zweite Dohnmacht zu, aus der er nur erwachte, um in ein heftiges Fieber zu fallen.

Herr v. Münchow ließ trotz des Befehls des Königs die Vorhänge am Fenster schließen und Aerzte holen, die ihn in großer Gefahr fanden. Er wollte nichts von dem nehmen, was sie ihm gaben. Er war ganz außer sich und in so heftiger Erregung, daß er sich getödtet haben würde, hätte man ihn nicht daran gehindert. Man hoffte, ihn durch die Religion zu beruhigen und ließ einen Geistlichen holen, um ihn zu trösten, aber Alles war nutzlos und seine heftigen Bewegungen wurden nicht eher ruhig, als bis seine physischen Kräfte erschöpft waren. Thränen folgten auf diese schrecklichen Anfälle.

Nur mit der größten Mühe überredete man ihn, Arzneien zu nehmen. Man erlangte dies nur durch die Vorstellung, daß er noch Schuld an der Königin und meinem Tode sein würde, wenn er darauf beharre, sterben zu wollen. Lange Zeit behielt er eine tiefe Schwermuth und war dreimal vierundzwanzig Stunden lang in großer Gefahr.

Katte's Leichnam blieb auf dem Schafot bis Sonnenuntergang, ausgestellt, dann begrub man ihn in einer der Festungs-Bastionen. Am folgenden Tage verlangte der Scharfrichter den Lohn für die Hinrichtung beim Marschall v. Wartensleben, was diesen beinahe vor Schmerz unter die Erde gebracht hätte."

Diese Erzählung wird im Wesentlichen durch den Herrn v. Pöllnitz bestätigt, von anderer Seite aber wird uns mitgetheilt, daß zwar der König den Befehl gegeben habe, Katte solle vor den Augen des Prinzen hingerichtet werden, der Gouverneur habe aber geglaubt, diesem unmenschlichen Befehle Genüge zu leisten, wenn er den Beurtheilten auf dem Wege zur Hinrichtung vor dem Fenster des Prinzen vorüberführe.

"Verzeihen Sie mir theuerster Katte!" rief nach dieser Erzählung der Kronprinz dem Freunde zu. Katte antwortete: "Der Tod ist süß für einen so lebenswürdigen Prinzen!"

Mit diesen Worten begrüßte er zum letzten Male seinen fürsichtlichen Freund und ging dann dem Tode mit Muth und Ergebung entgegen.

Katte hatte mit seinem Blute für den Leichtsinne des Kronprinzen gebüßt, über diesem aber schwebte noch immer drohend das Schwert. Das Urtheil über den Obrist-Lieutenant Fritz" war dem Kriegsgericht in Köpnic übertragen worden, dasselbe lautete auf den Tod; nur die Generale Graf Dönhof und v. Ringer hatten auf eine mildere Strafe erkannt.

Wird der König das Urtheil bestätigen? Dies war die Frage, welche damals in Berlin alle Gemüther beschäftigte. Mit furchtbarer Spannung sah Jedermann den kommenden Ereignissen entgegen. Friedrich Wilhelm schien unerbittlich. Vergeblich weinte und flehte die Königin, vergeblich baten ihn die kleinen Geschwister des Kronprinzen, vergeblich verwendeten sich auch die fremden Gesandten im Namen ihrer Höfse!

Der Graf v. Sedendorf, der früher den Zwist in der königlichen Familie mit jedem ihm zu Gebote stehenden Mittel geschürt hatte, wurde jetzt der wärmste Fürsprecher des Kronprinzen; die verhaßte englisch-preussische Doppelheirath war ja hintertrieben! Der Kaiser hielt es deshalb für seine Pflicht, sich für das Leben des Kronprinzen zu verwenden. Er schrieb selbst an den König und befahl dem Grafen Sedendorf, er möge Protest gegen einen Nachspruch einlegen; Friedrich Wilhelm habe nicht einmal das Recht, seinem Sohne den Prozeß zu machen, viel weniger das, ihn hinrichten zu lassen, denn der Prinz gehöre dem Reiche zu, vor dem Reichstage müsse er verhört und gerichtet werden.

Auf solche Vorstellungen einzugehen, war aber Friedrich Wilhelm nicht gewillt. Es tränkte seinen Fürstenstolz, daß ihm irgend Jemand, und wäre es selbst der Kaiser, eingreifen sollte in seine königliche Macht. Er sei der König, so antwortete er stolz und als solcher werde er über seinen Sohn Recht sprechen. Erhöbe der Kaiser Protest dagegen, daß er den Kurprinzen von Brandenburg richte, so werde er seinen Sohn nach Preußen schicken, wo Niemand, als Gott, über ihm stehe.

Mit Drohungen war auf Friedrich Wilhelm nicht zu wirken, das sah Sedendorf ein, er nahm deshalb seine Zuflucht zu Bitten. Auch die Generale, die täglich den König im Tabaks-Kollegium umringten, der alte Dessauer, der Feldmarschall v. Nahmer und Andere bemühten sich, auf das Vaterherz zu wirken.

Der General v. Buddenbrock war in seiner Fürsprache so eifrig, daß er einst, als der König sich hartnäckig weigerte, das Begnadigungsrecht an seinem eigenen Sohn zu üben, die Brust entblökte und im Zorn auffahrend rief:

"Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie das meinige; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen kann!"

Grumbow nahm sich jetzt ebenfalls der Sache des Kronprinzen an und alle die auf ihn eindringenden Bitten bewegten den König endlich zu der Erklärung, daß er bereit sei, dem Prinzen zu verzeihen, wenn dieser sich vor ihm demüthige und um Verzeihung bitte.

Grumbow benutzte die Stimmung des Königs als ein schlauer Diplomat. Er wollte es sein, der bei der Königin und dem Kronprinzen sich das Verdienst der Begnadigung zulegen konnte. Er bat deshalb den König um die Erlaubniß, nach Küstrin zu reisen, um dort dem Kronprinzen Vorstellungen zu machen. Als er die Genehmigung Friedrich Wilhelms erhalten hatte, eilte er zur Königin und theilte dieser mit, daß es seinen Bemühungen gelungen sei, Gnade für ihren Sohn zu erringen.

Die Königin war außer sich vor Glück; sie versicherte, daß sie von diesem Augenblicke alle vergangenen Beleidigungen ihres bisherigen Gegners vergessen werde.

Grumbkow reiste nach Küstrin; er eilte sofort zum Prinzen und theilte diesem mit, er komme ohne Vorwissen des Königs, bringe ihm jedoch die frohe Botschaft, daß der Zorn seines Vaters seit einigen Tagen nachgelassen habe. Jetzt biete er dem Prinzen seine Dienste an; ein einziger demüthiger Brief an den König, in dem er gestehe, daß er Unrecht habe, in dem er um die Zärtlichkeit und das Wohlwollen seines Vaters bitte, werde diesen besänftigen; er stehe für einen glücklichen Erfolg, wenn der Prinz seinem Rathe folge. —

Einen Augenblick stand Friedrich an, dem Rathe des ihm bisher so verhassten Mannes zu folgen, er wollte Grumbkow keine Verbindlichkeit schuldig sein. Aber sein Stolz war durch die Schicksalsschläge, die ihn betroffen und besonders durch die Hinrichtung seines liebsten Freundes gebrochen. Er entschloß sich zu der Demüthigung, so schwer sie ihm werden mochte und als Grumbkow ihm versicherte, daß er durch eine Weigerung die Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, die ganz trostlos sei und deren Leben vor Kummer in Gefahr stehe, in neue Schmerzen stürzen werde, da ergriff Friedrich die Feder, um zu schreiben.

Der Abbittebrief hatte die gehoffte Wirkung. Der König schickte mehrere Generale und Minister nach Küstrin an den Kronprinzen und ließ diesem eröffnen, daß er ihm aus väterlicher Gefinnung und in Rücksicht auf die Verwendung verschiedener Mächte, besonders des Kaisers, sein Vergehen verzeihen und ihn der Gefangenschaft entlassen wolle; er stellte indessen die Bedingung, daß der Kronprinz Küstrin nicht verlasse, er solle in dieser Stadt als einfacher Privatmann leben und sich der Staatswirthschaft widmen. Täglich müsse er die Domänenkammer besuchen und in derselben nach dem jüngsten Rathe seinen Platz einnehmen. Vor allen Dingen aber müsse er sich verpflichten, niemals gegen Diejenigen, die er etwa im Verdacht habe, daß sie bei seinem Prozesse ihm entgegen gewesen seien, Rache auszuüben; — sich nie wieder ungehorsam gegen seinen Vater zu zeigen, — nie ohne dessen Erlaubniß eine Reise zu unternehmen; endlich müsse er versprechen, daß er sich mit keiner andern Prinzessin, als mit der, die der König ihm selbst vorschlagen werde, vermählen wolle.

Friedrich ging auf alle ihm gestellten Bedingungen ein. Er leistete den geforderten Eid und unterschrieb den ihm vorgelegten Revers. Fortan durfte er in Küstrin als Privatmann leben. Der König hatte ihm ein äußerst mäßiges Einkommen ausgesetzt; Alles, was zum Vergnügen und zur Erholung dienen konnte, war ihm verboten, er durfte nur Das lesen und schreiben, was zu den Arbeiten der Domänenkammer gehörte. Nicht einmal das Tragen einer Uniform war ihm gestattet, ein graues Kleid mit einer schmalen silbernen Tresse war seine Garderobe.

Die Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine war während des Processes des Kronprinzen in

strengstem Gewahrsam gehalten worden; ihre Gefangenschaft dauerte fast ein ganzes Jahr. Sie hatte während derselben nicht nur von den Entbehrungen, die die Beraubung der Freiheit ihr auferlegte, sondern auch von den fortwährenden Zwistigkeiten zwischen ihren Eltern zu leiden.

Die Königin blieb immer noch ihrem Plane der englischen Doppelheirath getreu, der König dagegen wollte nicht dulden, daß der Kronprinz eine Ehe mit der englischen Prinzessin eingehe. Während auf der einen Seite die Königin der Tochter befahl, sie solle jede andere Verbindung, als die mit dem Prinzen von Wales protestiren, drohte der König, daß, wenn Friederike Sophie Wilhelmine sich seinem Willen ferner widersetze, er sie zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilen werde.

Wenn ein eigenfänniger und harter Mann und eine intrigante Frau im Streit mit einander leben, siegt meistens die Letztere. Auch hier wußte die Königin es abermals durchzusetzen, daß Friedrich Wilhelm ihr gestattete, noch einmal nach England zu schreiben. Die Antwort war wie früher dahin lautend, daß von einer Vermählung des Prinzen von Wales mit der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine nur die Rede sein könne, wenn auch der Kronprinz von Preußen die englische Prinzessin heirathe.

Jetzt riß denn endlich dem König die Geduld. Grumbkow und noch drei andere Herren mußten sich zur Prinzessin begeben und dieser mittheilen, der König lasse ihr die Wahl zwischen dem Markgrafen von Schwedt, dem Prinzen von Weisengrafen und dem Erbprinzen von Baireuth. Weigere sie sich einen von diesen Dreien zu heirathen, so sei unausbleiblich lebenswierige Gefangenschaft ihr Loos.

Grumbkow zeigte den bereits ausgefertigten Verhaftsbefehl und jetzt entschloß sich die Prinzessin, dem Erbprinzen von Baireuth ihre Hand zu geben aus dem einzigen Grunde, weil sie diesen weniger haßte, als die beiden andern Bewerber, denn sie kannte ihn noch gar nicht. Nur eine Entschädigung verlangte sie für das Opfer ihres Lebens, daß der König dem Kronprinzen seine volle Freiheit wiedergebe. Als Grumbkow ihr versicherte, daß diese Bedingung erfüllt werden würde, stellte sie eine förmliche Unterwerfungsurkunde aus, welche sie dem König übergeben ließ.

Die Königin war außer sich vor Wuth, als sie die Schwachheit ihrer Tochter, so nannte sie deren Unterwerfung unter den Befehl des Königs, erfuhr. Als sie die Prinzessin wieder sah, behandelte sie diese mit der äußersten Kälte, ja selbst mit Verachtung, während Friedrich Wilhelm seine Tochter mit der größten Herzlichkeit umarmte.

Der Erbprinz von Baireuth traf einige Wochen später in Berlin ein; er hatte eine traurige Stellung am Hofe. Die Königin empfing ihn mit dem größten Stolz, ja mit einer ungeheuchel-

ten Verachtung, die Prinzessin nur mit einem stummen Kompliment.

Am 2. Juni 1731 war die Feier der Verlobung, ein trauriges Fest, auf dem der Alp der Zwietracht, die in der königlichen Familie herrschte, lastete. Niemand war erfreut über die Verbindung, selbst der König nicht, der den Erbprinzen von Baireuth nur zum Schwiegersohn gewählt hatte, um endlich der ewigen Intriguen seiner Gemahlin entleibt zu sein.

Die einzigen Zufriedenen mit dem Ausgange der Sache waren Grumbkow und Sedendorf, deren Bemühungen jetzt endlich von Erfolg gekrönt schienen, denn die verhaßte englische Heirath war hintertrieben. Im Augenblicke des Sieges aber schien es, als sollte ihnen dieser noch einmal aus der Hand gerungen werden.

Eine Depesche kam von England, in welcher der englische Hof in die Verbindung des Prinzen von Wales mit der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine willigte. Unglücklicher Weise wurde aber Grumbkow die Depesche übergeben und dieser behielt sie zurück, bis die Verlobung vollzogen war, dann erst theilte er sie dem König mit; dieser erklärte natürlich, es sei jetzt zu spät.

Trotzdem aber glaube Grumbkow sich immer noch nicht gesichert. Die Königin behandelte den Erbprinzen mit so ungeheuchelter Verachtung, die Prinzessin zeigte ihm eine solche Kälte, daß Grumbkow fürchtete, die Verlobung, welche er mit so vieler Mühe zu Stande gebracht hatte, möge sich wieder lösen. Er machte deshalb einen Staatsstreich, der ganz auf den Charakter der Königin berechnet war.

Während einer Reise des Königs hat er die Königin um eine geheime Unterredung und in dieser theilte er ihr mit, Friedrich Wilhelm sei höchst ungnädig über den Erbprinzen, dessen Wesen ihm ganz und gar nicht gefalle. Er hege deshalb die Absicht, die Verlobung aufzulösen und die Prinzessin mit dem Prinzen von Weissenfels zu vermählen.

Kaum hörte dies die Königin, als ihr angeborener Widerpruchsgeist sie veranlaßte, sich gegen den Erbprinzen von Baireuth freundlicher zu benehmen und auch ihre Tochter zu einer größeren Zuorkommenheit zu bewegen. Im Geheimen aber unterhandelte sie abermals mit dem englischen Hofe, noch immer hoffte sie, die Verlobung mit dem Prinzen von Wales durchzusetzen. Diese Hoffnung gab sie bis zum Hochzeitstage, der am 20. November 1731 stattfand, nicht auf. So lange die Hand der Prinzessin nicht unwiderruflich in der des Erbprinzen von Baireuth lag, so lange glaubte sie die Heirath rückgängig machen zu können. Sie wartete selbst an jenem Tage noch auf die Ankunft eines englischen Kouriers, der so vortheilhafte Anerbietungen bringen sollte, daß Friedrich Wilhelm sich geneigt fühlen würde, noch im letzten Augenblicke seine Genehmigung zur englischen Heirath zu geben.

Ueber den Schluß des Ballfestes, welches am

ritten Tage der Vermählungsfeierlichkeiten stattfand, giebt uns die Markgräfin von Baireuth folgende ergreifende Schilderung:

„Am 23. war Ball im großen Apartment. Ehe man sich dahin begab, zog man das Loos. Ich zog Nummer 1. Mit den Prinzen zählte man 700 Paare, Alles Personen von Stande. Es gab 4 Quadrillen, ich führte die erste an.

Ich liebte den Tanz. Ich benutzte dies.

Grumbkow unterbrach mich mitten in einer Menuet.

„Ei, mein Gott, Hoheit! — sagte er zu mir. — Sie scheinen ja ganz von der Tarantel gestochen. Sehen Sie denn die Fremden nicht, die angekommen sind?“

Ich blieb schnell stehen, sah mich nach allen Seiten um und erblickte in der That einen jungen, grau gekleideten, mir unbekanntem Mann.

„So umarmen Sie doch den Kronprinzen, — fuhr er fort — er steht ja vor Ihnen!“

Mein ganzes Blut kam vor Freude in Aufruhr. —

„Mein Himmel! Mein Bruder! — rief ich aus. — Aber ich sehe ihn ja nicht, wo ist er denn? Lassen Sie mich ihn doch um Himmelswillen sehen!“

Grumbkow führte mich zu ihm.

Als ich näher kam, erkannte ich ihn, aber mit Mühe. Er war außerordentlich stark geworden, hatte einen kurzen Hals bekommen, sein Gesicht war auch sehr verändert und er nicht mehr so hübsch als zuvor.

Ich sprang ihm an den Hals; ich war so ergriffen, daß ich nur unzusammenhängende Worte hervorbringen konnte, ich weinte und lachte, wie eine Person, die den Verstand verloren hat. In meinem Leben habe ich nie eine so große Freude empfunden.“

So war denn der Friede in der königlichen Familie einigermassen wieder hergestellt, freilich nur ein äußerlicher Friede, nicht eine wahre, volle Versöhnung. Die Herzen der Eltern und Kinder waren sich mehr entfremdet, als jemals.

Die Königin war über das Scheitern ihres Lieblingsplanes tief verstimmt und ließ dies ihre Tochter bei jeder Gelegenheit fühlen; sie hatte selbst den Kronprinzen gegen seine Lieblingschwester so sehr eingenommen, daß er dieser eine Kälte zeigte, welche die ohnehin so unglückliche Prinzessin tief kränkte.

Gegen den Vater zeigte sich der Kronprinz fortan nachgiebiger, als früher. Er gab sich die möglichste Mühe, ihn durch fleißiges Arbeiten zu versöhnen. Auch in dem Punkte, wo ihm die Nachgiebigkeit gewiß am Schwersten war, bewies er sie; er verheirathete sich nach dem Willen seines Vaters, der ihm, durch Sedendorf und Grumbkow veranlaßt, die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern ausgesucht hatte.

Friedrich Wilhelm schilderte seinem Sohne die Prinzessin in einem Briefe vom 4. Februar 1732 als „wohl aufgezogen, modeste und eingezogen,

so müssen die Frauen sein; sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und dieses ist Alles!"

Es wurde dem Prinzen außerordentlich schwer, seine Hand einer Prinzessin zu reichen, deren Geist keineswegs gerühmt wurde und die auch nur wenig körperliche Reize besaß. Anfänglich suchte er der gehaftten Verbindung zu entgehen. Er wendete sich an Grumbkow, gegen den sein Haß sich gelegt hatte. Dieser aber bot natürlich alle Kräfte der Ueberredung auf, um den Prinzen zur Unterwerfung zu veranlassen; denn die Wahl der Prinzessin war ja zum großen Theil sein Werk.

Der Prinz fügte sich endlich, freilich ungerne genug. In einem Briefe, welchen er an Grumbkow schrieb, sagte er:

"Man will mich mit Stoßschlägen verliebt machen, da ich aber unglücklicher Weise nicht das Naturell eines Esels habe, so fürchte ich, daß man damit nichts ausrichten wird. Ich bin außer mir, daß ich ein Ehemann werden soll, denn ich bin nicht aus dem Holz, woraus man gute Ehemänner schnitt. Doch ich mache aus der Noth eine Tugend, ich werde mein Wort halten, ich werde mich verheirathen, aber sehen Sie nachher zu, was gesehen ist."

Grumbkow wurde durch die Vorstellungen des Prinzen in keiner Weise bewegt; was kümmerte es ihn, ob die Verbindung eine glückliche werden würde oder nicht, — er arbeitete ja für österreichisches Geld.

Am 10. März 1732 fand auf dem Schlosse in Berlin die Verlobung des Kronprinzen statt, am 12. Januar 1733 wurde die Vermählung auf dem Schlosse Salzdahlum bei Wolfenbüttel vollzogen und am 27. Juni erfolgte der feierliche Einzug des Kronprinzlichen Paares in Berlin. Es gab jene Empfangsfeierlichkeiten, welche zu allen Zeiten für den Einzug neuvermählter fürstlichen Paare von den Residenzern beliebt worden sind. Die Kanonen donnerten, die Bürgerschaft überbot sich in Ehrenbezeugungen, aber Niemandem wurde dabei das Herz warm und der unglücklichen jungen Kronprinzessin vielleicht am Wenigsten, denn diese fühlte mit tiefem Schmerz, daß sie kein freundliches Willkommen empfing.

Die Königin haßte die ihr aufgedrungene Schwiegertochter, dem König war sie gleichgültig und dem Kronprinzen unangenehm. Das junge Paar blieb nur kurze Zeit am Hofe in Berlin, dann begab es sich nach dem Städtchen Rheinsberg in der Nähe von Ruppin.

In Rheinsberg lebte der Kronprinz, fern von dem väterlichen Hofe, ganz seinen Neigungen, zwischen Vater und Sohn blieb stets eine gewisse Entfremdung. Immer noch hatte der König Klagen genug über den Sohn, der in allen seinen Ansichten, in allen seinen Liebhabereien der vollständige Gegensatz zu ihm war. Zu einer wirklichen Ausöhnung kam es erst unmittelbar vor dem Tode Friedrich Wilhelms.

Seit dem Jahre 1734 war der König fort-

während leidend gewesen, seine Krankheit aber hinderte ihn nicht, sich unausgesetzt streng zu beschäftigen. Die Arbeit war einmal sein Lebens-Element, von dem er nicht lassen konnte. Die Gicht, die ihn plagte, warf sich endlich auf die inneren Theile und artete in Brustwassersucht aus.

Er litt entsetzlich, aber der Schmerz konnte ihn nicht bewegen, sich zu schonen. Noch im Jahre 1739 machte er eine Reise nach Preußen; er fuhr auf dem Rückwege 30 Meilen, ohne auszuruhen. Schwer krank kam er in Berlin an; trotzdem aber ging er doch, seiner alten Gewohnheit gemäß, noch im Herbst nach Buxtehuden. Dort aber befand er sich so schlecht, daß er sein Lieblingsvergnügen, die Jagd, fast gänzlich unterlassen mußte.

Anfangs November kehrte er nach Berlin zurück und hier wurde er nun abermals von den heftigsten Schmerzen geplagt. Er litt an einem fortwährenden Frost und des Nachts wurde er von der Wassersucht so gequält, daß er oft fürchtete, ersticken zu müssen.

Er war in steter Unruhe, keinen Augenblick konnte er allein sein. Bald ließ er sich im Käderstuhl im Zimmer herumschieben, dann wieder arbeitete er mit seinen Sekretären mit derselben Unermüdllichkeit, die er in gesunden Tagen gehabt hatte. Selbst wenn er im Bette lag, vermochte er nicht zu ruhen, sondern beschäftigte sich mit der Verfertigung kleiner Kästchen von Lindenholz.

Friedrich Wilhelm war während seiner Krankheit, die acht Monate dauerte, in einer wahrhaft unerträglichen Laune. Besonders kränkte es ihn, wenn er daran dachte, daß man ihn jetzt schon für einen Sterbenden halten und dem Kronprinzen, seinem künftigen Nachfolger, mit mehr Ehrerbietung, als ihm selbst begegnen könnte.

Eines Abends, als er sich besser befand, hatte er sich ankleiden und seine sämtlichen Generale, sowie die Kommandeure der Regimenter der Berliner Garnison zu sich beiseiden lassen.

Nach alter Art wurden Pfeifen und Tabak herumgegeben, obgleich der König selbst nicht mitrauchte. Friedrich Wilhelm war in bester Laune. Da trat plötzlich der Kronprinz in den Saal (er war eben von einer Musterung in Ruppin angekommen) und die Gesellschaft, die im großen Kreise saß, stand ehrerbietig auf.

Dieses Zeichen der Ehrfurcht setzte Friedrich Wilhelm in Wuth.

"Noch lebe ich! — rief er aus. — Noch will ich zeigen, daß ich der Herr bin! Man betet die aufgehende Sonne an, aber zu frühe."

Er ließ sich in sein Zimmer führen und der Gesellschaft mittheilen, sie möge sich sofort entfernen und Keiner solle sich wieder vor seinen Augen sehen lassen. Auch der Herr von Böllnig, der uns diese Geschichte erzählt, mußte mehrere Tage dem König fern bleiben, obgleich er diesem durch sein Erzählertalent fast unentbehrlich war.

Die heftige Aufregung dieses Auftritts hatte die Krankheit des Königs vermehrt.

Probstes sehr wohl zufrieden und ließ ihn noch öfter kommen, um sich mit ihm zu unterhalten.

In den letzten Tagen des April 1740 trat eine geringe Besserung ein. Friedrich Wilhelm benutzte diese, um sich nach Potsdam fahren zu lassen. Eine Hoffnung auf Genesung hatte er nicht und als er Berlin am 27. April 1740 verließ, rief er: „Lebe wohl, Berlin, in Potsdam will ich sterben!“

Noch fünf Wochen zog sich die Krankheit hin. Nicht einen Augenblick verlor der König während derselben den Muth. Er unterhielt sich wie in früheren Zeiten mit dem Anschauen seiner lieben blauen Kinder, die er selbst in seinem Zimmer vor sich marschiren ließ. Er ordnete selbst sein Leichenbegängniß an, bei dem er sich jeden Brunk verbat. Er ließ sich sogar auf dem Paradeplatz herumfahren und in seiner Gegenwart den Grundstein zu einem Hause legen, welches er dicht neben dem Marstall bauen ließ, kurz er zeigte eine Standhaftigkeit, die in der That bewundernswerth war.

Am 27. Mai war er so schwer erkrankt, daß man fürchtete, er werde die Nacht nicht erleben. Die Königin schickte einen Courier an den Kronprinzen nach Rheinsberg und dieser eilte sofort nach Potsdam.

Friedrich Wilhelm empfing ihn mit einer Zärtlichkeit, die er früher niemals gegen seinen Sohn gezeigt hatte. Er umarmte ihn auf das Innigste und versicherte ihm, daß er ihn stets mit väterlicher Zärtlichkeit geliebt habe, selbst in der Zeit, wo er am Strengsten gewesen sei.

Auch an seinem Sterbetage, dem 31. Mai 1740, zeigte sich Friedrich Wilhelm noch vollständig als der Alte. Er fühlte, daß sein Leben nur noch nach Stunden, vielleicht nach Minuten zu berechnen sei. Er ließ sich gegen 4 Uhr Morgens in seinem Rollstuhl in das Zimmer der Königin fahren, um Abschied von ihr und von seinen Söhnen zu nehmen. Alle in Potsdam anwesenden Minister, Hofbeamte und Offiziere bis zum Hauptmann herunter wurden ebenfalls gerufen, damit er sie noch einmal sehen könne.

Dem Fürsten von Anhalt und dem General-Adjutanten v. Haacke schenkte er zum Andenken jedem ein Pferd, welches dieselben sich wählen konnten und als die Stallknechte dem Pferde, welches sich der Fürst von Anhalt ausgesucht hatte, einen Sattel von blauem Sammt und eine gelbe Chabrake auflegten, rief der König ärgerlich aus: „Ach, wenn ich doch gesund wäre, ich wollte die Stallknechte derb abprügeln!“ und dem Herrn v. Haacke gab er den Befehl: „Gehen Sie doch hinunter und prügeln Sie die Schurken!“

Als schon der Todeskampf eintrat, beobachtete er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit das Nahen des Todes. Er fragte seinen Leibarzt, wie lange er noch zu leben habe. Auf die Antwort: „Eine halbe Stunde“ forderte er einen Spiegel, schaute hinein und sagte lächelnd:

„Ich bin recht verändert; ich werde beim Sterben ein recht garstiges Gesicht machen.“



Sie erkennt es an, daß er eine hohe historische Aufgabe zu erfüllen hatte und daß er sie erfüllt hat. Jede Straße Berlins erinnert an seine Regierungszeit und wenn wir in dem jetzt vollendeten Abschnitt unseres Werkes fast auf jeder Seite seinem Namen begegnen, wenn die Geschichte Berlins aus jener Zeit fast lediglich eine Fürsten- und Hofgeschichte geworden ist, so findet dies seinen Grund eben in der gewaltigen Persönlichkeit Friedrich Wilhelms, die mächtig alle die kleinen Gestalten, von denen sie umringt ist, überragt. Er war der Repräsentant der gewaltigen Idee des Absolutismus, jener Idee, die eine neue Zeit erschuf, die das verrottete Mittelalterthum zertrümmerte, den Ständeunterschied verwischte und dem demokratischen Element, der werdenden Volksherrschaft, die Bahnen schuf, indem sie dieselben zu zerstören schien. Das Volk war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts versunken in träge Willenlosigkeit. Einer Initiative des Volkes begegnen wir nirgends, überall der des Herrschers und deshalb konnte die Geschichte unserer Stadt in jener Zeit auch keine Volksgeschichte sein. Wollten wir ein Bild der Sitten und Anschauungen geben, so mußte uns stets das Hofleben zur Grundlage dienen.



## VIII. Abtheilung.

# Berlin zur Zeit der Regierung Friedrichs des Großen.

### Erstes Kapitel.

Friedrich der Große. — Seine Erziehung. — Liebesverhältnisse. — Leichtsin. — Tapferkeit im bairischen Erbfolgekriege. — Leben in Rheinsberg. — Ein wüstes Fest. — Ernste Studien. — Schriftstellerische Thätigkeit. — Friedrich als Demokrat.

Friedrich der Große!

Welche Schmeichelnamen hat man erfunden, um den Fürsten gebührend zu würdigen, der der Schöpfer der Großmacht Preußen ist! Friedrich den Großen nannte man ihn, auch Friedrich den Einzigen!

Wenige Fürsten sind von der Nachwelt mit solchem Dank überschüttet worden, wie Friedrich der Große und er verdient diesen Dank. Denn Wenige haben, wie er, es vermocht, die Vorurtheile ihrer Zeit zu durchbrechen, sich an die Spitze einer neuen geistigen Bewegung zu stellen, mit revolutionärer Kühnheit das alt Hergebrachte zu vernichten, um einen neuen Staat zu begründen.

Freiheit des Gedankens nach allen Richtungen hin, dies war das Ziel, welches Friedrich der Große im Anfange seiner Regierung anstrebte. Jene Gedankenfreiheit, welche die Reformation auf kirchlichem Gebiete dem Volke bringen sollte, aber nicht gebracht hatte, Friedrich wollte sie ins Leben rufen, er wollte den Glauben, die Wissenschaft, das gesprochene und geschriebene Wort frei machen. Für diesen Zweck trat er in den Kampf mit den Vorurtheilen seines Jahrhunderts und wenn er in demselben Siege erfodten hat, so sind diese mindestens von der gleichen Bedeutung für das Volk Preußens, wie die Waffen Siege in seinen Eroberungskriegen.

Die Regierungzeit Friedrichs ist für die Geschichte unserer Stadt von der höchsten Bedeutung; unter Friedrich dem Großen entwickelte sich Berlin zum Spree-Athen, wie die preussische Residenz fortan halb im Spott, halb im Ernst in Deutschland genannt worden ist, zum Centrum wissenschaftlicher Forschungen und künstlerischer Bestrebungen für Norddeutschland.

Nach Berlin eilten zur Zeit Friedrichs des

Großen die besten wissenschaftlichen und künstlerischen Kräfte Europa's, hier fanden sie den günstigsten Boden für ihr Schaffen!

Es ist eine eigenthümliche, aber erfreuliche Erscheinung jener Zeit, daß das Emporblühen deutscher Kunst und Wissenschaft in Berlin nicht dem direkten Einfluß des Königs zu danken ist. Die meisten Geschichtsschreiber suchen zwar mit schmeichlerischer Feder Friedrich den Großen als den einzigen Urheber jedes Fortschritts auf geistigem Gebiete darzustellen, sie vermögen aber aus der Geschichte die Thatsache nicht hinweg zu leugnen, daß Friedrich ein Verächter deutscher Literatur, deutscher Wissenschaft und, mit Ausnahme der Musik, auch deutscher Kunst war, daß er in seiner Vorliebe für alles Französische nirgends fördernd für das deutsche Element in Wissenschaft und Kunst eintrat und daß dieses trotzdem sich in Berlin mächtig entfaltete, aus dem einzigen Grunde, weil der König es frei gewähren ließ, seinen Fortschritt nicht hemmte und durch sein eigenes Beispiel anregend wirkte, indem er, ohne es zu wollen, deutsche Künstler, Schriftsteller und Gelehrte zum Wettkampf mit den oft ungerecht bevorzugten französischen aufrief.

Schon bei der Darstellung des Familienlebens Friedrich Wilhelms I. haben wir die hauptsächlichsten Ereignisse aus der Jugendgeschichte Friedrichs des Großen erzählt, wir können uns daher hier auf einige Nachträge beschränken.

Friedrich Wilhelm hatte aus seinem Sohne einen tüchtigen Soldaten bilden wollen und deshalb den wissenschaftlichen Unterricht desselben außerordentlich beschränkt. Dadurch war es ihm denn wirklich gelungen, den geistig so sehr befähigten Prinzen in ziemlichem Unwissenheit zu erhalten.

In seinem Leben hat Friedrich, ein deutscher Fürst, niemals seine Muttersprache richtig sprechen und schreiben gelernt. Er äußerte dies einst (im Jahre 1757) charakteristisch genug in einem Gespräch mit dem Professor Gottsched in Leipzig.

Gottsched beklagte sich beim König darüber, daß die deutschen Dichter zu wenig aufgemuntert würden, weil die deutschen Höfe nur wenig Deutsch





jössischen Dichter und Prosaiter hoch hält. Der Kronprinz hat diese Bibliothek nicht der Schau wegen angeschafft, sie dient zum wahren Nutzen und Vergnügen und er bringt einen großen Theil des Tages darin zu.

Nach der Mittagstafel gehen die Herren in das Zimmer der Dame, an der die Reihe ist, die Honneurs des Kaffees zu machen. Die Oberhofmeisterin fängt an und die Andern folgen, selbst die fremden Damen sind nicht ausgeschlossen. Der ganze Hof versammelt sich um den Kaffeetisch; man spricht, man scherzt, man macht ein Spiel, man geht umher und diese Stunde ist eine der angenehmsten des Tages. Der Prinz und die Prinzessin trinken Kaffee in ihrem Zimmer.

Die Abende sind der Musik gewidmet. Der Prinz hält in seinem Salon Concert, wozu man eingeladen sein muß. Eine solche Einladung ist immer eine besondere Gnadenbezeugung. Der Prinz spielt gewöhnlich die Flöte. Er behandelt das Instrument mit höchster Vollkommenheit; sein Ansat, sowie seine Fingergeläufigkeit und sein Vortrag sind einzig. Er hat mehrere Sonaten selbst gesetzt. Ich habe öfters die Ehre gehabt, wenn er die Flöte blies, hinter ihm zu stehen und wurde besonders von seinem Adagio bezaubert. Seine Compositionen sind eine unerlöschliche Folge neuer Gedanken.

Doch Friedrich ist in Allem ausgezeichnet. Er tanzt schön, mit Leichtigkeit und Grazie und ist ein Freund jedes anständigen Vergnügens, mit Ausnahme der Jagd, die in seinen Augen geist- und zeittdöndend und, wie er sagt, nicht viel nützlicher ist, als das Ausfegen eines Kamins.

Sie denken gewiß, gnädige Frau, daß ich, gleich dem Pater Malebranche, der überall Gott sah, nur überall einzig und allein meinen Prinzen sehe, da ich die vielgepriesene Kronprinzessin noch nicht erwähnte. Doch werde ich jetzt sogleich die Ehre haben, Ihnen die hohe Frau zu schildern, so gut es meine schwache Feder vermag.

Sie ist edel und wohlgewachsen; nie sah ich regelmäßigere Verhältnisse, Hals, Hände und Füße könnten einem Maler zum Muster dienen. Ihr Haar ist vom schönsten Cendré und spielt, wenn es gepudert ist, wie Perlen. Sie hat eine sehr zarte Haut und große blaue Augen, welche sanft, aber doch voll Leben sind. Ihr Blick ist vielsagend. Sie hat eine offene Stirn, schöne Augenbraunen, eine kleine Nase, einen angenehmen Mund und ein sehr hübsches Kinn. Ihr ganzes Gesicht hat den Ausdruck der Anmuth und Güte und alle Grazien scheinen sich vereint zu haben, diese Fürstin zu bilden.

Sogar die kleinen Nachlässigkeiten, die man zuweilen in ihrem Fuß und in ihrer Stellung erblickt, sind glücklich und nie auf Kosten des guten Geschmacks. Vielleicht besitzt keine europäische Fürstin schönere Diamanten, gewiß aber würde sie keine besser zu benutzen verstehen. Neulich trug sie einen Amethystschmuck mit Brillanten be-



\*) Die Kapelle in Rheinsberg hat auch für Berlin eine Bedeutung gewonnen, weil sie beitrug zu der schnell fortschreitenden musikalischen Entwicklung in Preußen. Deutsche Meister standen an der Spitze der Kapelle, deutscher Geschmack herrschte in derselben und Friedrich ist diesem in der Musik stets treu geblieben. Die Kapelle wurde durch folgende Künstler gebildet: Die beiden Graun, Franz und Georg Benda, Scharf, Blume, Grunke (Violine), Poß (Violoncell), Janisch (Lautenviolon), Petrini (Harfe), Baroni (Theorbe), Reich (Bratsche), Schaffrath (Klavier) u.

aussetzen habe, um dem verstorbenen König die letzte Pflicht erweisen zu lassen. Er sei entschlossen, den Anordnungen des Dahingeshiedenen in Allem zu folgen, trotzdem aber würde es doch nicht möglich sein, das Leichenbegängniß so einfach, wie Friedrich Wilhelm es vorgeschrieben habe, anzuordnen, weil das Publikum dies mißverstehen werde. Das Volk sei wohl gut unterrichtet von den Mißverständnissen, welche früher zwischen Vater und Sohn geherrscht hätten, nicht aber von dem Testament des Königs und man würde deshalb auf den Verdacht kommen, daß er die dem Andenken des Vaters schuldige Achtung verleiße; hier müsse ein Ausweg gefunden werden.

\*) Friedrich hat in einem Briefe anderthalb Jahre früher, am 7. Dezember 1738, sich etwa folgendermaßen über seine Vaterstadt geäußert: „Berlin hat sich zwar in Beziehung auf seine Steinmasse bedeutend vergrößert, was aber die Gesellschaft und die schöne Welt betrifft, so übergehe ich sie mit Stillschweigen. Alle Tage höre ich von den Vergnügungen Berlins sprechen, aber es verhält sich mit denselben wie mit der Lanze des Patroclus, von der Sie wissen, daß sie die Gabe hatte, die Wunde, die sie geschlagen, zu heilen, was so viel bedeuten will, daß man die Vergnügungen Berlins kennen lernen muß, um den Geschmack daran zu verlieren!“





zeigte er sich nicht dankbar für die Freunde, welche in jener Jugendzeit Theilnehmer seines Leichtsinns gewesen waren. Selbst die schöne Doris Ritter, die so schwer um ihn hatte leiden müssen, fand keine dankbare Erinnerung bei dem König. Sie lebte in Berlin in Dürftigkeit und nur mit Mühe gelang es ihr später, für ihren Mann eine Stelle als Kommissar der Fiaker zu erhalten.

Es schien fast, als habe Friedrich jene Unglückszeit ganz vergessen, niemals sprach er davon und niemals trug er einem von denen, welche damals seine ärgsten Feinde gewesen waren, eine Rache nach. So er ernannte sogar den Obristen v. Derschau, einen seiner eifrigsten Gegner und Verfolger, zum Generalmajor, auch den Minister v. Bohden, gegen den er sich früher häufig mißliebig ausgesprochen hatte, behielt er nicht allein in Thätigkeit, sondern er zeigte ihm seine besondere Gnade durch das Geschenk des stattlichen, ganz möblirten Hauses, welches Friedrich Wilhelm für den Kamirath v. Eckardt bestimmt hatte. Dieser war der einzige von den Beamten des verstorbenen Königs, der sofort seiner Dienste entlassen und 20 Meilen vom königlichen Hoflager verbannt wurde.

Der Tag des Regierungs-Antritts Friedrichs war in der That ein Tag der Gefoppten gewesen; denn Alle hatten sich in ihm getäuscht, Freunde und Feinde, auch Diejenigen, welche erwarteten, er werde in die Schöpfungen Friedrich Wilhelms gewaltsam eingreifen, werde plötzlich den ganzen Staat neu gestalten und die Grundsätze zur Herrschaft bringen, zu denen er sich als Kronprinz in seinen Schriften bekannt hatte.

Wohl beseitigte Friedrich schnell einige dringende Uebelstände der vorigen Regierung und traf mancherlei neue Einrichtungen, welche einen Fortschritt in der Gesetzgebung anbahnten; im Großen und Ganzen aber ließ er die Staatsmaschine ruhig ihren Gang weiter gehen, obwohl schon seine ersten Regierungshandlungen zeigten, daß fortan ein neuer Geist in Preußen herrschen werde.

Als am 2. Juni die Staats-Minister nach Charlottenburg kamen, um dem König den Eid der Treue zu schwören, erklärte ihnen Friedrich:

„Ob Wir euch gleich sehr danken wollen für die treuen Dienste, welche ihr Unseres Höchste liebsten Herrn Vaters Majestät erwiesen habet, so ist auch ferner Unsere Meinung nicht, daß ihr Uns inständige bereichern und Unsere arme Unterthanen unterdrücken sollet, sondern ihr sollet hergegen verbunden sein, vermöge gegenwärtigen Befehls, mit eben so vieler Sorgfalt für das Beste des Landes, als für Unser Bestes zu wachen, um so viel mehr, da Wir keinen Unterschied wissen wollen zwischen Unserem eigenen besondern und des Landes Vortheil, und ihr diesen sowohl als jenen in allen Dingen vor Augen haben müßet; ja des Landes Vortheil muß den Vorzug vor Unserem eigenen besondern haben, wenn sich beide nicht mit einander vertragen.“

Ganz ähnlich lautete auch ein Reskript, in

welchem den Behörden seine Thronbesteigung angekündigt und worin gesagt wurde:

„Unsere größte Sorge wird dahin gerichtet sein, das Wohl des Landes zu befördern und einen jeden Unserer Unterthanen vergnügt und glücklich zu machen. Wir wollen nicht, daß ihr euch bestreben sollet, Uns mit Kränkung der Unterthanen zu bereichern, sondern vielmehr, daß ihr sowohl den Vortheil des Landes als Unser besonderes Interesse zu eurem Augenmerk nehmet, inmaßen Wir zwischen beiden keinen Unterschied sehen.“

Und diese Verheißung erfüllte der junge König sofort durch eine Gewährung an das Volk, welche von dem verstorbenen König nicht hatte erlangt werden können.

Es war ein schwerer, harter Winter gewesen. Die Saaten, die Obstbäume, die Weinberge waren durch Frost zerstört und eine Hungersnoth herrschte, von der besonders Berlin auf das Schwerste betroffen war. Der Mangel in der Hauptstadt zeigte sich so groß, daß selbst die Kanoniere drei Tage lang kein Brod hatten erhalten können.

Die Armen litten entsetzlich. Friedrich Wilhelm hatte sich nicht entschließen können, die Magazine zu öffnen.

Friedrich that es. Er ermäßigte außerdem die Abgabe der Accise für einpassirendes Getreide und beförderte die Zufuhr desselben. Später ließ er überall in der Stadt Stuben miethen, heizen und erleuchten, um für arme Frauen einen Zufluchtsort zu begründen, in dem sie sich während der Wintermonate wärmen und Flachspinnen konnten.

Friedrich war weit entfernt davon, ein stürmischer Reformator zu sein, er ließ die bestehenden Behörden ungestört ihre Geschäfte weiter fortführen und auch die Armee blieb unangetastet, sie wurde sogar vermehrt. Wo es aber nothwendig war, da griff er augenblicklich ein.

Das übermäßig kostspielige Riesen-Regiment Friedrich Wilhelms wurde aufgelöst, bei dem feierlichen Leichenbegängniß des verstorbenen Königs in Potsdam am 22. Juni erschien es zum letzten Male.

Es war offenbar das Bestreben Friedrichs, sich in den Reformen der Staatsverwaltung, welche er für nöthig hielt, nicht zu überstürzen, nur, wo es die Freiheit des Gedankens galt, da glaubte er auch nicht einen Augenblick zögern zu dürfen.

Berlin hatte damals, wie unsere Leser sich erinnern, neben einem gewöhnlichen Anzeigebblatt, dem Berliner Intelligenzblatt, nur eine kümmerlich ausgestattete, drei Mal wöchentlich in Oktav-Blättern erscheinende Zeitung, die Rüdiger'sche, aus der später die Wollische Zeitung geworden ist. Diese Zeitung konnte bei der strengen Zensur nicht viel des Unterhaltenden bieten.

Schon am zweiten Tage nach seiner Thronbesteigung entsandete Friedrich seinen Freund Jordan an den Professor Formay und ließ diesem seinen Wunsch mittheilen, daß Formay eine literarisch-politische Zeitschrift in französischer

Sprache herausgebe, er versprach, persönlich an denselben mitarbeiten zu wollen. Am 2. Juli trat dieses Blatt ins Leben.

Um auch dem Lesebedürfnis des großen Publikums abzuhelfen, ertheilte der König dem Buchhändler Haude das Privilegium zu einer neuen deutschen Zeitung, den Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, aus der später die Spener'sche Zeitung geworden ist. Am Donnerstag, den 30. Juni 1740, erschien das erste Blatt der neuen Zeitung mit dem stolzen Wahlspruch: „Wahrheit und Freiheit!“ Auch dieser Zeitung hat Friedrich mehrfach Aufsätze geliefert.

Mit der Begründung der neuen Organe der öffentlichen Meinung war schon viel gethan, aber dieselben konnten nur fruchtbar wirken, wenn sie nicht länger eingezwängt wurden durch die Fesseln der überstrengen Zensur.

Auch hierfür sorgte Friedrich, wie wir aus einem Schreiben an den Kabinetts-Minister von Bodewils vom 5. Juni 1740 ersehen:

„Se. Königliche Majestät haben mir nach aufgehobener Tafel allergnädigst anbefohlen, des Königlichen Staats- und Kriegs-Ministri Herrn von Thulemeier Excellenz in Höchsterodselben Namen zu eröffnen, daß den hiesigen Berlinischen Zeitungsschreibern eine unbeschränkte Freiheit gelassen werden soll, weil, wie Höchsterodselben Worte waren, ein solches Dieselben divertire, dagegen aber auch sodann fremde Ministri sich nicht würden beschweren können, wenn in den hiesigen Zeitungen hin und wieder Passagen anzutreffen, so ihnen mißfallen könnten. Ich nahm mir zwar die Freiheit, darauf zu regeriren, daß der \*\*\*sche Hof über dieses sujet sehr pointillieux wäre, Se. Majestät erwiderten aber, daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten, welches Sr. Königlichen Majestät Allergnädigstem Befehle zufolge hierdurch gehorsamst melden sollen.“

Den 5. Juni 1740.“

Das Dekret hierauf lautete:

„Wegen des Artikels von Berlin ist dieses indistincte zu observiren, wegen auswärtiger puissancen aber cum grano salis und mit guter Behutsamkeit.“

Die Aufklärung sollte fortan in Preußen herrschen, deshalb war Friedrich unmittelbar nach seiner Thronbesteigung bemüht, den berühmten Philosophen Wolff, der von seinem Vater bei Strafe des Stranges aus Preußen verbannt worden war, wieder ins Land zu ziehen. Er nahm die Vermittlung eines Freundes des Vertriebenen, des Probstes Reinbeck, in Anspruch und schrieb an diesen:

„ich bitte ihm, sich um des Wolfen mühe zu geben, ein Mensch der die Wahrheit sucht und sie liebet muß unter aller menschlicher gesellschaft werht gehalten werden, und glaube daß er eine conquets im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolff hierher persuadiret.“

Die Wahrheit wollte der König und Jeder,

In einem Aufsaß über Erziehung äußerte er sich:

„Zwar wird in der Justiz, im Finanzwesen, im diplomatischen Fache und im Militair eine vornehme Geburt allerdings geehrt; aber gewiß wäre es um einen Staat geschehen, wenn Geburt Vorzüge vor Verdiensten hätte. Von einem so falschen, ungereimten Grundsatz würde eine Regierung, die ihn annähme, die unglücklichsten Folgen erfahren.“

Dies waren schöne Worte, welche der Schriftsteller, der Philosoph für die Deffentlichkeit bestimmte, der König aber nicht zur Richtschnur für seine Regierung nahm.

Schon in Küstrin hatte sich Friedrich mißfällig darüber geäußert, daß ablige Räte einem bürgerlichen Präsidenten Rede stehen müßten. Als König zeigte er sofort seine Vorliebe für den Adel durch eine höchst ungerechte und harte Beseitigung von bürgerlichen Infanterie-Offizieren. Er entschuldigte später diese Bevorzugung des Adels folgendermaßen:

Es ist nöthiger, als man glaubt, diese Aufmerksamkeit auf die Wahl des Offiziers zu wenden, weil der Adel gewöhnlich Ehre hat. Man kann indeß nicht leugnen, daß man bisweilen auch bei Leuten ohne Geburt Verdienst und Talent findet aber das ist selten und in diesem Falle thut man gut, sie zu behalten. Aber im Allgemeinen bleibt dem Adel keine andere Zuflucht, als sich durch den Degen auszuzeichnen. Verliert er seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause kein Zuflucht, statt daß ein Bürgerlicher, wenn er Gemeinheiten begangen, ohne Erröthen das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift und sich dabei nicht weiter entehrt glaubt.“

Eine so kleinliche Denkweise überrascht uns bei einem geistreichen Fürsten, der seiner Zeit in vielen Ansichten voraus war, hier aber in den Vorurtheilen derselben befangen blieb.

Friedrich hatte sich mit unermüdblicher Thätigkeit den Regierungsgeschäften gewidmet. Trotz eines heftigen Fiebers, welches ihn im ersten Jahre seines Königthums vielfach plagte, war er doch nicht einen Augenblick müßig. Von Morgens 4 Uhr bis Nachmittags 5 Uhr blieb er in ununterbrochener Thätigkeit, nur der Abend war der Erholung gewidmet. Bald hielt er sich in Berlin, bald in Charlottenburg, bald in Potsdam auf, bald wieder machte er im Fluge weite Reisen, so im Juli nach Königsberg, um dort die Huldigung für Preußen entgegen zu nehmen.

Das Huldigungsfest in Berlin fand am 2. August 1740 Statt.

Nach der Berliner Huldigung unternahm Friedrich am 15. August eine Reise nach Westphalen, bei welcher er incognito auch Straßburg besuchte und demnächst einen lang gehegten Wunsch, den berühmten Voltaire kennen zu lernen, durch eine Zusammenkunft mit demselben erfüllte.

Nach seiner Rückkehr begab er sich im Oktober mit seiner Gemahlin und einem Theil des Hofes

### Drittes Kapitel.

Tod des Kaisers. — Die Lage Preußens. — Ehrgeiz des Königs. — Kriegserklärung. — Düstere Stimmung in Berlin. — Der alte Dessauer. — Friedrichs Abschiedsworte. — Der erste schlesische Krieg. — Rückkehr des Königs nach Berlin. — Großes Elend in Berlin. — Eine fürstliche Hochzeit. — Frieden. — Treulose Politik Friedrichs. — Der zweite schlesische Krieg. — Berlin von den Oesterreichern bedroht. — Bürgerbewaffnung. — Der Frieden. — Einzug des Königs in Berlin.

Friedrich lag krank im heftigsten Fieber, als der Kammerdiener des preussischen Gesandten am österreichischen Hofe, v. Borde, Mittwoch, den 26. Oktober in Rheinsberg als Courier anlangte, um die wichtige Nachricht vom Tode des Kaisers zu überbringen. Der Prinz August Wilhelm, der Graf v. Finkenstein,<sup>\*)</sup> der Baron v. Pöllnitz, Graf Truchseß, Jordan, Bielsfeld und der Kammerdiener Frederisdorf waren in großer Besorgniß, dem Kranken eine so wichtige Nachricht mitzutheilen; sie fürchteten, die Aufregung würde nachtheilig auf den König einwirken.

Frederisdorf erhielt endlich den wichtigen Auftrag, Friedrich vorzubereiten; aber er täuschte sich, wenn er glaubte, daß die Todesbotschaft einen tiefen Eindruck auf den Kranken machen werde. Der König äußerte kaum eine Bewegung, er stand indeß bald von seinem Lager auf, ließ den Rabinetsrath Eschel rufen und schrieb an den Rabinets-Minister v. Podewils und den Feldmarschall Grafen v. Schwerin, denen er Befehl gab, aufs Schnellste nach Rheinsberg zu kommen. Nach ihrer Ankunft gab es geheime Konferenzen, die Stunden lang dauerten. Friedrich speiste mit ihnen Mittags allein, ihnen ent-

<sup>\*)</sup> Der Graf Finkenstein und Bielsfeld eilten zusammen nach dem Schlosse. Als sie den Marktplatz überschritten, zeigte Finkenstein, der eine Vorahnung der künftigen Ereignisse hatte, auf die durch einen Brand des vergangenen Jahres zerstörten und noch nicht vollständig aufgebauten Häuser: „Ehe wir einen neuen Kaiser bekommen, — sagte er, — wird man noch manchen Hut ohne Kopf und manche Stadt, wie diese hier, sehen.“ Er hatte prophetisch gesprochen, auch für sich selbst: den Degen in der Hand fand er unter den Augen des Königs bei Mollwitz den Tod.

deckte er seine Pläne für die Zukunft, Pläne, die längst in seiner Brust schlummerten, deren Ausführung er vorbereitet hatte, ohne daß irgend Jemand dies ahnte.

In wenigen Tagen hatte Friedrich mit seinen Ministern den festen Entschluß gefaßt, die preussischen Truppen nach Schlesien einrücken zu lassen. Die Minister kehrten nach Berlin zurück, in Rheinsberg aber dauerte das lustige Leben, wie es vorher geherrscht hatte, fort; Tanz und Musik, Schauspiel und andere Vergnügungen folgten sich in ununterbrochener Reihe; bis tief in die Nacht hinein schwärmte der fröhliche Hof, selten ging man vor 4 Uhr des Morgens auseinander. Bei Tag  
itt ununterbrochener  
gab er sich den Ver-  
mit einer Munterkeit  
ische, wie der dänische  
Gesandte berichtete, die Abendgesellschaften ent-  
zündend machten.

Am 2. Dezember kehrte der Hof nach Berlin zurück und fuhr auch hier fort, sich zu belustigen, während Friedrich alle Vorbereitungen traf, um durch einen kühnen, schnellen Eroberungszug sich eine neue Provinz zu erwerben.

Ein schrankenloser Ehrgeiz erfüllte die Seele des jungen Fürsten, er war durchdrungen von der Begierde, sich den Ruhm eines großen, siegreichen Feldherrn in der Geschichte zu sichern. Er hat dies vielfach offen eingestanden. So schreibt er am 3. März 1741 an Jordan:

„Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, Begierde nach Ruhm, selbst um Dir nichts zu verhehlen, die Neugierde und endlich ein geheimer Instinct haben mich der sanften Ruhe, die ich genoß, entrißen und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen und künftig auch in der Geschichte zu sehen, hat mich verführt.“

Und ferner: „Was sind Strapazen, was sind Sorgen, was sind Gefahren im Vergleiche mit dem Ruhme? Er ist eine so tolle Leidenschaft, daß ich nicht begreife, wie er nicht Jedermann den Kopf verdreht!“

In der „Geschichte meiner Zeit“ sagt Friedrich: „Friedrich I., als er Preußen zum Königreich erhob, hatte einen Keim des Ehrtriebes in seine Nachkommenschaft gelegt, der früher oder später Früchte tragen mußte. Die preussische Monarchie, die er seinen Nachfolgern hinterlassen hatte, war, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Art von Zwitter, die mehr nach dem Kurfürstenthume, als nach dem Königreiche schlug. Es war rühmlich, dies Wesen zu entscheiden und dies Gefühl war unstreitig eins von denen, welche den König in dem großen Unternehmen bestärkten, wozu so viele Beweggründe ihn einluden.“

Keine Zeit konnte geeigneter sein, den Ehrgeiz Friedrichs zu befriedigen, als die unmittelbar nach dem Tode des Kaisers folgende.

Friedrich hatte von seinem Vater nur ein kleines Königreich geerbt, 2275 Quadratmeilen mit 2,240,000 Einwohnern, aber in demselben

eine Armee von 83,500 Mann, welche von der Gesamt-Einnahme des Landes von 7,372,000 Thaler nicht weniger als 5,977,000 Thaler jährlich verzehrte.

Diese preussische Armee war bis jetzt ein Gegenstand des Spottes für die Fürsten Europa's gewesen, weil Friedrich Wilhelm sie nicht zu ernstern Thaten, nur zur Parade geführt hatte. „Er spannt nur immer, drückt aber nicht los!“ so höhnten die großen Höfe und schauten mit Mißachtung auf den kleinen König von Preußen. Friedrich war entschlossen, loszudrücken und er konnte dies thun, denn er besaß, Dank der Sparsamkeit, ja dem Geize Friedrich Wilhelms, einen wohlgefüllten Schatz, in welchem sich 8,700,000 Thaler befanden.

Ein lockendes Ziel lag für den Ehrgeiz Friedrichs offen, die Eroberung einer blühenden Provinz, Schlesiens.

Kaiser Karl hatte ein zerrüttetes Reich hinterlassen, in welchem ihm durch die pragmatische Sanction mit zweifelhaftem Erbrechte seine mit dem Großherzog Franz Stephan von Toskana vermählte Tochter Maria Theresia folgte.

Von allen Seiten standen Feinde gegen die junge Fürstin auf und sie war schlecht gerüftet zum Kampfe gegen dieselben. 100,000 Gulden machten den ganzen österreichischen Staatsschatz aus, ihr Heer zählte, mit Ausnahme der Truppen, welche in Italien und in den Niederlanden unumgänglich nothwendig waren, kaum noch 30,000 Mann. Es war im schlechtesten Zustande, durch unglückliche Türkenkriege entmuthigt. In der Residenz, der Kaiserstadt Wien, herrschte bitterer Mangel an Lebensmitteln und von allen Seiten drohte dem Reiche Krieg; im eigenen Lande aber waren Aufstände zu besorgen, besonders war die Treue der Ungarn höchst zweifelhaft.

Der gefährlichste Feind Maria Theresia's war König Friedrich; er erinnerte sich nicht mehr der Darlehne und Geschenke, welche er als Kronprinz von dem verstorbenen Kaiser empfangen hatte, er sah nur die Schwäche der österreichischen Macht und den Erfolg, welchen ihm eine kühne Eroberung bringen konnte. Das preussische Haus besaß einen zweifelhaften Rechtsanspruch auf die schlesischen Herzogthümer Liegnitz, Brieg, Wehlau und Jägerndorf und diesen war Friedrich entschlossen, mit diplomatischer Feder, durch Unterhandlungen und mit Gewalt der Waffen geltend zu machen.

War die Forderung des Königs eine gerechte?

Diese Frage ist fast müßig. Wer kümmerte sich in jener Zeit, wer kümmert sich noch heut um die Gerechtigkeit in der Politik? Der Schein des Rechts genügte dem kühnen Eroberer und diesen hatte Friedrich jedenfalls für sich, wenn er auch um Jahrhunderte, ja bis in das Jahr 1537 hinein in der Geschichte zurückgehen mußte, um diesen Rechtschein aufrecht zu erhalten.

Jetzt schien Friedrich II. die geeignete Zeit gekommen, die alten, aus vergilbten Urkunden hervorgezuchten Ansprüche als sein Recht geltend zu

machen, und wie verjährt und zweifelhaft sie auch sein mochten, er beschloß auf Grund derselben sich Schlesien zu erobern.

Um den Schein des Rechts auch in den Augen des Volkes zu wahren, wurde der Herr v. Ludwig, ein Staatsgelehrter, der schon seit 40 Jahren in Schriften und Vorlesungen die preussischen Ansprüche auf Schlesien erörtert hatte, nach Berlin berufen. Er erhielt den Auftrag, die Rechte des Königs in einer Abhandlung auseinander zu setzen. Diese erschien unter dem Titel: „Rechtsgegründetes Eigenthum des königlichen Kurhauses Preußen und Brandenburg auf die Herzogthümer und Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg, Wehlau und zugehörige Herrschaften in Schlesien.“

Zum Lohne für diese Schrift wurde Ludwig Kanzler des Herzogthums Magdeburg.

Nur wenige der vertrautesten Generale erhielten Mittheilungen über die Pläne Friedrichs, trotzdem aber wurde doch bald genug im Volke bekannt, daß irgend etwas Ungewöhnliches vorgehe, denn Magazine mußten eingerichtet werden und Truppenmärsche in den verschiedenen Gegenden des Reiches waren nothwendig.

Friedrich hatte mit vieler Schlaueit die Bewegungen der Truppen so eingerichtet, daß man an eine Rhein-Campagne dachte, daß das Gerücht entstand, der König wolle sein Reich in Westphalen vergrößern; — endlich aber wurde es doch bekannt, daß die preussischen Truppen sich an den schlesischen Grenzen sammelten.

Der österreichische Gesandte in Berlin benachrichtigte den Wiener Hof von der Gefahr, in welcher Oesterreich stehe, aber der Staatsrath Maria Theresia's war nicht zu dem Glauben zu bringen, daß der kleine König von Preußen es wagen sollte, das mächtige Oesterreich anzugreifen; er ließ sich zu nichts Weiterem herbei, als einen neuen, zweiten Gesandten, den Marquis v. Botta, nach Berlin zu senden, der die Aufgabe erhielt, den König zu ersuchen.

Der Marquis v. Botta war kaum in Berlin angelangt, als er schon Gewißheit davon erhielt, daß Friedrich in Schlesien operiren werde. Im Dezember hatte der König alle Truppen in Bereitschaft, um das kühne Unternehmen zu beginnen; er entsendete einen eigenen Gesandten, den Grafen v. Gotter, nach Wien, um der Form wegen Maria Theresia über die Abtretung Schlesiens Vorschläge zu machen, aber eben nur der Form wegen; denn er wußte sehr wohl, daß alle seine Vorschläge vom österreichischen Hofe zurückgewiesen werden würden.

Friedrich erbot sich, die sämmtlichen Länder des Hauses Oesterreich gegen alle Feinde der Kaiserin zu vertheidigen, seinen ganzen Einfluß darauf zu verwenden, daß der Gemahl der Kaiserin die deutsche Kaiserkrone bei der Neuwahl erhalte; dafür aber forderte er die Abtretung der gesammten schlesischen Provinzen gegen eine Entschädigung von zwei Millionen Gulden.

Graf Gotter hatte den Befehl erhalten, mit

seiner Reise zu zögern und erst dann in Wien einzutreffen, wenn die preußischen Truppen in Schlessen eingerückt seien, auch war ihm zu gleicher Zeit der Auftrag übergeben worden, der Kaiserin eine Kriegserklärung zu überreichen für den Fall, daß die Abtretung Schlessens verweigert werden sollte.

Wie Friedrich es vorausgesehen, so geschah es. Es fiel den österreichischen Staatsräthen nicht ein, eine so schöne Provinz ohne Krieg opfern zu wollen; sie verspotteten den königlichen Gesandten, indem sie ihm erwiderten: „Einem Fürsten, der als Reichs-Erzkämmerer dem Kaiser das Waschbecken hinhalten müsse, komme es nicht zu, der Tochter des Kaisers Gesetze zu geben!“

So blieb denn dem König, seiner Erwartung gemäß, zur Erreichung seiner Absicht, nur der Krieg übrig.

In Berlin herrschte, während die Armee nach Schlessen marschirte, eine gedrückte Stimmung; ein Krieg wurde vorbereitet, an welchem das Volk keinen Antheil nahm, für den es keine Sympathien hegen konnte, denn es war ja ein Eroberungskrieg, der nicht in dem Interesse des Volks, nur in dem des Königs, um seine Macht und seinen Länderbesitz zu erweitern, geführt wurde.

Die Berliner ahnten, daß ihnen eine schwere Zeit bevorstehe, sie hatten noch kein Vertrauen zu dem Feldherrn-Talent Friedrichs, sie fürchteten, daß der Fall Preußens die Folge dieses, wie sie glaubten, tollkühnen Unternehmens sein werde.

Eine ähnliche Stimmung herrschte auch unter den Offizieren und selbst der alte Dessauer schüttelte nicht nur mißbilligend das Haupt, sondern sprach sogar offen seinen Unmuth aus. Fürst Leopold hing am österreichischen Kaiserhause, Kaiser Karl war sein Gönner gewesen, hatte die schöne Anne Liese zur Fürstin gemacht und die Ebenbürtigkeit der mit der Apothekerstochter gezeugten Kinder anerkannt. Der Fürst war außerdem auch mißmüthig darüber, daß er, der allmächtige Vertraute Friedrich Wilhelms, gar nicht über diesen Feldzug zu Rathe gezogen worden war. Er äußerte sich vielfach offen darüber, der Krieg könne nicht gut enden, das kleine Preußen unmöglich den Kampf gegen das mächtige Oesterreich aufnehmen. Und seine Worte fanden Widerhall bei manchen ängstlichen Gemüthern, manch' besorgtes Wort tönte bis in des Königs Arbeitskammer hinein.

Friedrich entschloß sich kurz. Mit offenen Worten trat er den Aeußerungen des Fürsten von Anhalt entgegen. Ehe er selbst zur Armee abreiste, versammelte er die Offiziere der Garnison von Berlin und sprach zu ihnen:

„Ich unternehme einen Krieg, meine Herren, worin ich keine andern Bundesgenossen habe, als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht und ich vertraue dem Glück. Gedenken Sie sich stets des Ruhmes, den Ihre Vorfahren auf den Feldern von Warschau, Fehrbellin und auf dem preußischen Winterfeldzuge

erworben haben. Ihr Geschick ist in Ihren Händen; Ehren und Belohnungen warten, daß Sie sie durch glänzende Thaten verdienen. Aber ich habe nicht nöthig, Sie zum Ruhm anzufeuern: er allein steht Ihnen vor Augen, er allein ist ein Gegenstand, Ihrer Bemühungen würdig. Wir werden Truppen angreifen, die unter dem Prinzen Eugen den größten Ruhm hatten. Dieser Prinz ist nicht mehr: dennoch wird der Sieg für uns nicht minder ehrenvoll sein, da wir uns mit so tapfern Soldaten zu messen haben. Leben Sie wohl! Reisen Sie ab! Ohne Verzug folge ich Ihnen zu dem Sammelplatze des Ruhmes, der unser wartet!“

Am 13. Dezember feierte man im königlichen Schlosse zu Berlin einen glänzenden Maskenball. Friedrich war der Frohesten einer, er mischte sich unter die Tanzenden; aber während Alles in höchster Lust war, während in den herrlich geschmückten Sälen die Masken bunt durcheinander wogten, verließ er heimlich das Fest, aus dem Maskenanzuge warf er sich in die Uniform und eilte nach Schlessen. Am 14. schon traf er in der Grenzstadt Grossen ein.

Wir müssen es uns leider versagen, Friedrich auf seinem Siegeszuge nach Schlessen zu verfolgen, denn die genauere Darstellung der Kriegseignisse darf uns nur so weit beschäftigen, als diese direkt Berlin betrafen.

Strahlend vor Glück kehrte Friedrich, nach einem glücklichen Feldzuge, nachdem seine Truppen die Winterquartiere bezogen hatten, nach Berlin zurück. Das Volk empfing ihn jubelnd, es vergaß die Leiden, welche ihm das Jahr 1741 gebracht hatte und doch waren diese groß genug gewesen.

Im Anfange des Jahres 1741 herrschte in Berlin eine tiefliche Noth. Durch die Bauarbeiten Wilhelms waren viele fremde Arbeiter nach Berlin gekommen, der Verdienst derselben hörte mit dem Bauzwange nach dem Tode des Königs auf. Hierzu kam eine Theuerung, die Folge eines harten Winters. Die Noth, welche der Krieg durch die Durchmärsche der Soldaten und durch den Zwang, die Weiber und Kinder der im Felde Befindlichen zu ernähren, verursachte, wurde endlich so groß, daß in Berlin mehrere Menschen den Hungertod starben.

Mit dem Sommer hatte sich die Noth etwas gemindert; schlimm genug aber war sie auch im Herbst 1741.

Am Hofe des Königs wußte man wenig vom Glend der Armen. Hier war Alles voll Glück und Heiterkeit und das Jahr 1742 begann mit einer glanzvollen Feierlichkeit, welche an die Feste zur Zeit Friedrichs I. erinnerte.

Am 7. Januar fand die Vermählung des ältesten Bruders des Königs, August Wilhelm, der den Titel eines Prinzen von Preußen führte, mit der Prinzessin Louise von Braunschweig-Wolfenbüttel statt, zu der sich trotz des immer noch

nicht beendeten Krieges eine große Zahl vornehmer und fürstlicher Gäste eingefunden hatte.

Lustbarkeiten und Feste jagten sich, jeder Tag brachte neuen Glanz.

Der Herr von Bielsfeld hat uns in seinen Briefen eine interessante Schilderung dieser Festlichkeiten hinterlassen; er kann nicht genug von der Pracht derselben erzählen. Sämmtliche Zimmer des Schlosses waren am Hochzeitstage erleuchtet, im weißen Saale hatte man unter einem Thronhimmel von karmoisinrothem, mit Gold verziertem Sammet den Altar errichtet. Die Festgäste waren im höchsten Schmuck, von allen Seiten sah man Silber, Gold, Perlen und Diamanten glänzen.

Nach der Trauung wurde eine wahrhaft königliche Mahlzeit gehalten und dann der übliche Fackeltanz getanz, bei dem die Musiker auf dem silbernen Chor saßen.

Nach der Beendigung des Tanzes führte der König den Prinzen von Preußen, die Königin die Prinzessin in ihre Zimmer. Die Neuvermählten legten ein zierliches Negligée an, dann öffneten sie die Thür des Schlafgemachs und der Hof trat in dasselbe.

Die Prinzessin lag auf einem Bett von karmoisinrothem Sammet, welches reich mit Perlen verziert war, der Prinz saß im Schlafrock und mit einer Nachtmütze versehen auf dem Kopfkissen. Die vertrauten Freunde des Prinzen überboten sich an Witz und in nicht gerade zarten Scherzen, die aber ein Ende hatten, als der Prinz das Strumpfband seiner jungen Gemahlin zerschnitt und unter die Umstehenden vertheilte, dann den König umarmte und die Gesellschaft verabschiedete.

Die Hofherren blieben noch bis 3 Uhr Morgens zusammen bei einer Abendmahlzeit, bei der man, wie Bielsfeld sagt, mehr als ein gestrichenes Glas auf das Waffenglück der Neuvermählten trank.

Am folgenden Tage versammelte sich der Hof gegen 6 Uhr Abends in der großen Galerie, die Damen und Kavaliere erschienen im Domino, aber ohne Gesichtsmasken; Bielsfeld allein trug ein reiches geschmackvolles Kostüm, denn ihm war eine eigenthümliche Rolle zuertheilt, die, der Prinzessin den Strohkranz zu überreichen und dazu eine Rede zu halten, in welche er — so war nach Bielsfelds Mittheilung des Königs ausdrücklicher Befehl — einige schlüpfrige Scherze einstecken lassen sollte.

Die Feierlichkeit der Strohkranz-Ueberreichung fand nach 9 Uhr, nach dem Abendtische, statt. Zwölf junge Kavaliere gingen, jeder eine angezündete Fackel in der Hand tragend, Bielsfeld voran, ihnen folgte ein schlesischer Edelmann, der Baron v. Modrach, der auf einer goldenen Schüssel einen kunstreich verfertigten und mit mehreren kleinen Wachskindern geschmückten Strohkranz trug.

Der Hof hatte sich in einem Halbkreis aufgestellt, Bräutigam und Braut standen in der Mitte, der König und die Königin ihnen zur Seite. Die 12 Kavaliere führten einen Fackeltanz auf, eine Pantomime, welche auf die Vermählung



Während diese Feste aber den Hof und das Volk von Berlin beschäftigten, vermehrte Friedrich seine Armee und traf alle Zurüstungen zu einem neuen Kriege mit Oesterreich, denn er fürchtete und wohl mit vollem Recht, daß Maria Theresia ihr liebes Schlesien zurückverlangen werde, sobald sie irgend dazu die Macht habe.

Das Glück hatte sich seit dem Frieden mit Preußen den österreichischen Waffen wieder zugewendet. Frankreich und Baiern hatten entscheidende Niederlagen erlitten und für Maria Theresia war ein mächtiger Verbündeter in dem König Georg II. von England gewonnen worden. Was Friedrich von diesem Bündniß in Beziehung auf Schlesien zu erwarten hatte, verrieth ihm ein aufgefangener Brief Georgs II. an Maria Theresia, in welchem der König schrieb: „Madame, was genommen werden konnte, kann zurückgenommen werden.“

Auch noch einen andern Bundesgenossen hatte Oesterreich erworben.

Der sächsische Minister, Graf Brühl, der längst im Solde der Kaiserin Maria Theresia stand, wußte es dahin zu bringen, daß sein König ein Bündniß mit derselben schloß und so stand denn plötzlich wieder die österreichische Macht in voller Glorie, der Feind war überall geschlagen, Maria Theresia die Siegerin!

König Friedrich beobachtete die Erfolge Oesterreichs mit ernstester Besorgniß. Er war davon überzeugt, daß Maria Theresia, sobald sie von ihren übrigen Feinden befreit sein werde, das im Frieden von Breslau abgetretene Schlesien sicher zurückfordern würde; aber er hatte Frieden geschlossen und wenn ihm auch geheime Mittheilungen überbracht wurden von bösen Absichten der Kaiserin, so gab ihm dies noch kein Recht, den Frieden zu brechen, da keine äußere Veranlassung dazu vorlag.

Kein Recht? — Wohl glaubte er ein Recht zu haben und zwar das der Staatsklugheit, das der Nothwehr! Maria Theresia fragte sicherlich wenig nach geschriebenen, im Friedensstratrat erhaltenen Rechten, wenn die Zeit kam, daß sie dieselben brechen konnte! Hatte sie doch damals, als sie Schlesien übergeben mußte, weinend ausgerufen: „Ich verliere den schönsten Edelstein aus meiner Krone!“ So oft ein Schlesier an den Hof nach Wien kam, brachen auf's Neue die Thränen der Königin hervor.

Sollte jetzt Friedrich warten, bis Oesterreich, ohne einen andern Feind, im Stande war, ihm das durch so theures Blut eroberte Land wieder abzunehmen? — Das konnte, das wollte er nicht!

Friedrich hatte sich den großen Kurfürsten zum Muster genommen, auch in der gewissenlosen Politik desselben. Um einen geschlossenen Vertrag und ein gebrochenes Wort kümmerte er sich, wenn Staatsrücksichten es erforderten, wenig, die politische Zweckmäßigkeit war der Grundsatz, nach dem er handelte und den er später in seinen Schriften mit glatten Worten zu beschönigen versucht hat,

indem er in der 1746 geschriebenen Einleitung zur „Geschichte meiner Zeit“ sagte:

„Unsere Pflicht ist es, für das Wohl unseres Volkes zu wachen: sobald wir indeß finden, daß ein eingegangenes Bündniß für dasselbe gefährlich oder gewagt ist, so müssen wir es lieber brechen, als unser Volk bloßstellen: Hierin opfert sich der Fürst für das Wohl seiner Untertanen auf.“

Dies Opfer der gewöhnlichen menschlichen Moral brachte Friedrich durch den Bruch des Vertrages mit Oesterreich. Er entschloß sich, dem Angriff Maria Theresias zuvorzukommen. Den versammelten Ministern trug er seine Absichten vor; die furchtsamen Råthe aber waren sämmtlich der Ansicht, daß nichts von Seiten Oesterreichs zu befürchten sei, ja sie fügten bedenkl. hinzu, durch neue Rüstungen werde der König Maria Theresia herausfordern.

Da rief ihnen Friedrich entgegen: „Beim Zögern und Stillstehen können wir nichts gewinnen, wohl aber Alles verlieren; kommen wir unsern Feinden zuvor und erklären ihnen den Krieg, dann wird ein ehrenvoller Untergang sicherlich immer einer ehrenlosen Unterwerfung ohne Vertheidigung vorzuziehen sein!“

So kühn Friedrich sich zum Kriege entschlossen hatte, so wollte er denselben doch nicht beginnen, ohne sich Verbündete erworben zu haben. Deshalb suchte er ein Bündniß der norddeutschen Fürsten zu Stande zu bringen, aber dies gelang ihm nicht: nur einen Bundesgenossen konnte er gewinnen und zwar Frankreich.

Am 5. Juni 1744 wurde ein Offensiv-Bündniß mit dem Erbfeinde Deutschlands auf 12 Jahre abgeschlossen und ohne vorhergegangene Kriegserklärung ließ nun Friedrich seine Armee nach Sachsen marschiren; am 15. August rückten 80,000 Mann Preußen in Böhmen ein.

Der Feldzug war nicht so glücklich, wie der frühere.

Friedrich stand ohne Bundesgenossen den mächtigen Feinden gegenüber, denn auf Frankreich konnte er nur wenig rechnen. — Ganz auf seine eigenen Kräfte angewiesen, mußte er alle Mittel anbieten, um dem drohenden Sturm begegnen zu können. Der Staatsschatz hatte schon durch die bedeutenden Opfer des vergangenen Krieges sehr gelitten, da scheute sich der König nicht, das Silbergeråth im Berliner Schlosse anzugreifen; die herrlichen Kronleuchter, ein prachtvoller silberner Musikantenchor aus dem Rittersaale, alle die schönen, aus gediegenem Silber verfertigten Schmuckgegenstände, Tischplatten, Kamingeråthe u. wanderten in die Münze, wo sie zu baarem Gelde umgeprägt wurden.

In dunkler Nacht ließ der königliche Kämmerer durch zwölf Heyduken die Schätze aus dem Schlosse entführen und in Kåhne laden, damit das Volk nicht mutlos gemacht werde, wenn es erfuhr, daß der König genöthigt sei, das herr-

liche Silbergeräth anzugreifen, welches der Stolz seines Vaters, Friedrich Wilhelms I., gewesen war.

Im zweiten Kriegsjahr 1745 war das Glück der Waffen Friedrich günstig. Mit dem am 30. September über den Prinzen von Lothringen bei Sorr erkämpften glänzenden Sieg glaubte er den Feldzug für das Jahr 1745 beendet zu haben; er ließ seine Truppen in die Winterquartiere rücken und kehrte selbst nach Berlin zurück.

Am 8. November traf Friedrich in seiner Residenz ein; er hielt mit seiner Garde du Corps einen Triumphzug durch die Straßen; die dem Feinde in dem Feldzuge abgenommenen Kanonen, die österreichischen Fahnen und Feldzeichen, die Trophäen der glücklichen Schlachten bei Hohenfriedberg und Sorr, wurden von den einziehenden Truppen dem jubelnden Volke zur Schau gestellt.

Es herrschte eine Freude in Berlin, so groß, als sei der Krieg vorüber. Niemand dachte daran, daß er nach diesen Siegen auf's Neue und mit nicht unbedeutenden Gefahren für die Hauptstadt selbst entbrennen könne.

Abends war große Festlichkeit bei der Königin-Mutter, aber noch in derselben Nacht erhielten plötzlich die Truppen wieder Befehl zum Aufbruch. Kouriere waren in Berlin angelangt und diese hatten dem König wichtige Nachrichten gebracht. Es wurde ihm verrathen, daß die Oesterreicher mit 80,000 Mann auf 5 verschiedenen Punkten die Preußen angreifen wollten und daß ein Korps von 20,000 Mann unter dem General Grün von dem Erzgebirge aus direkt auf Berlin losgehen werde, um sich der Hauptstadt zu bemächtigen.

Da war für Friedrich kein Bleibens mehr in Berlin. Nach 2 Tagen verließ er die Hauptstadt, um sich wieder zur Armee zu begeben. Als er im Wagen saß, zeigte er dem Volke die fröhlichste Miene, die heiterste Zuversicht, er scherzte mit seinem Bruder und dem General v. Rothenburg, nahm lustigen Abschied und fuhr dann mit Blitzeschnelle davon. Die Berliner aber dachten nicht, wie der König. Das Gerücht, daß eine österreichische Armee im Anzuge auf die Stadt sei, hatte sich unter den Bürgern verbreitet, Jedermann wußte es und Jedermann fürchtete die Schrecken des Krieges, von denen Berlin so viele, viele Jahre verschont gewesen war.

Auch der König war trotz seiner heiteren Miene nicht ganz ohne Sorge. Dies ging daraus hervor, daß 500 Pferde bereitgestellt wurden, um den königlichen Hof und das Archiv bei einem etwaigen Anmarsch der Oesterreicher so schnell wie möglich nach Stettin zu retten.

Von allen Seiten kamen Nachrichten nach Berlin, daß der Feind heranrückte und so unglaublich und übertrieben diese Nachrichten auch waren, so fanden sie dennoch Glauben und verbreiteten Schrecken.

Die Besatzung der Stadt war nur gering, zum Theil bestand sie aus ganz uneingeübten Re-

kruten und wenn auch der König erlaubt hatte, daß für den Nothfall das erste Bataillon Garde aus Potsdam requirirt werden dürfe, so war die Besatzung auch mit dieser Verstärkung noch immer unzureichend, um die Hauptstadt gegen den Feind zu verteidigen.

Der Kommandant General Graf v. Haack fand es daher zweckmäßig, die Bürger zu bewaffnen und diese erfüllten die Wehrpflicht mit frischem, frohem Muth, welchen man den waffenentwöhnten Berlinern wohl schwerlich hätte zutrauen können. 16,000 Bürger standen in wenigen Tagen unter den Waffen und waren regelrecht in Kompagnien eintheilt, die Gewehre waren aus dem Zeughaufe geliefert worden.

Berlin bot damals den Anblick eines Kriegslagers dar; auf allen freien Plätzen fanden die Waffenübungen der Kompagnien statt, welche mit dem höchsten Eifer von den kriegslustigen Berlinern vorgenommen wurden.

Der Kommandant Graf v. Haack und die übrigen anwesenden Offiziere machten einen Vertheidigungsplan; die Stadt wurde in 4 Quartiere eintheilt und die Plätze wurden bezeichnet, auf denen die Garnison und die Bürgergarde sich bei dem ersten Kriegslärm versammeln sollte.

Berlin war damals nur noch zur Hälfte befestigt, den anderen Theil der Stadt umzog die hohe Mauer, welche indessen keineswegs geeignet war, einer Belagerung zu widerstehen. Es wurden deshalb vor jedem Thore Redouten errichtet und mit Kanonen besetzt, selbst innerhalb der Stadt wurde eine Redoute gegen den etwa eindringenden Feind aufgeworfen. Hinter der Stadtmauer errichtete man hölzerne Gerüste für die Soldaten und Bürger, die von diesen aus über die Mauer wegfeuern sollten. Gräben wurden jenseits der Mauer gezogen und Brustwehren gebaut. Die Bürger halfen bei allen diesen Arbeiten so eifrig, daß schon in 14 Tagen die neue Befestigung fertig war, freilich eine Befestigung, die bei der Größe der Stadt nicht ausreichen konnte, die Belagerung gegen eine feindliche Armee längere Zeit auszuhalten, die aber immerhin gegen einen plötzlichen Ueberfall Schutz bot.

Drei Wochen waren seit der Abreise des Königs verlossen. Patrouillen von Dragonern und Jägern hatten täglich weithin die Gegend durchsucht, ohne irgend einen Feind wahrnehmen zu können. Aber die Furcht vor einem feindlichen Ueberfall war dennoch nicht gewichen, denn es fehlte in Berlin an allen Nachrichten, sowohl vom Freunde als vom Feinde, man hatte in langer Zeit nichts vom König gehört. Da verbreitete sich plötzlich eines Abends in Berlin die Kunde, der General Grün rücke im Sturmarsch gegen die Stadt vor und werde in wenigen Tagen eintreffen.

Eine allgemeine Aufregung war die Folge dieser Nachricht. Die Bewohner der Vorstädte flüchteten in die Stadt, viele reiche Bürger verließen Berlin, um ihr Eigenthum in Sicherheit zu bringen. Auf den Straßen herrschte ein wilder

Wirrwarr, alle Plätze waren mit Reisewagen, Karren, Fuhr- und Packwagen bedeckt. Laute Klagen ertönten von denen, die keine Pferde finden konnten, um ihr liebes Leben und ihr Hab und Gut in Sicherheit zu bringen; nur der eigentliche Bürgerstand schaute der Gefahr muthig entgegen. Die Handwerker, welche die Waffen ergriffen hatten, bereiteten sich vor, sie zu gebrauchen.

Drei Tage lang dauerte dieser Zustand der Angst in Berlin, fortwährend kamen schlimmere Nachrichten, dann aber machte der Schrecken einer ungemessenen Freude Raum.

Der Minister Graf Bodewils erhielt einen Brief, dessen Inhalt sich mit wunderbarer Schnelle in Berlin verbreitete. Am 23. November waren die Sachsen bei Katholisch-Hennersdorf geschlagen worden!

Nun folgte eine gute Nachricht der anderen. Der König hatte Baugen genommen, der Herzog Karl von Lothringen war nach Böhmen zurückgegangen und der alte Dessauer in Sachsen eingedrungen. Jede dieser Nachrichten wurde mit Jubel von den Berlinern aufgenommen.

Zum Enthusiasmus aber stieg die Freude, als eines Abends der Marquis v. Descouville, der Kammerherr der Königin, der den Krieg als Freiwilliger mitmachte, als Courier in Berlin eintraf, um der Königin zu berichten, daß der Fürst von Anhalt-Dessau bei Kesselsdorf einen glänzenden Sieg erkämpft habe.

Der Marquis war Abends gegen 8 Uhr an das Thor gekommen; da es schon dunkel war, hatte er sich 40 Postillone mit Wachsfackeln aus der Stadt holen lassen, um an der Spitze derselben seinen Einzug zu halten.

Das Gerücht von dem Siege flog durch Berlin; in einem Augenblick waren die Fenster in sämtlichen Straßen, durch die der Marquis seinen Weg nach dem Schlosse nehmen mußte, erleuchtet; vor allen Thüren brannten Freudenfeuer.

Der Frieden war die Frucht der neuen Siege. Am 25. Dezember wurde derselbe in Dresden unterzeichnet. Maria Theresia leistete in demselben dem König Gewähr für alle seine Staaten, selbst für Schlesien, Friedrich dagegen garantierte Oesterreich sämtliche Besitzungen in Deutschland und erkannte den zum Kaiser von Deutschland erwählten Gemahl Maria Theresia's, Franz I., als Kaiser an.

Am 29. Dezember, Nachmittags 2 Uhr, traf Friedrich in Berlin ein.

Sobald die Bewohner der Hauptstadt erfahren hatten, auf welchen Tag die Rückkehr des Königs festgesetzt sei, wurden die glänzendsten Anstalten zum Empfange desselben getroffen. Vom frühen Morgen des 29. an läuteten sämtliche Glocken in der Stadt, die Bürger-Kompagnien traten unter die Waffen und stellten sich in doppelten Reihen vom Stadthore bis zum Portal des Schlosses auf; eine Frei-Kompagnie der jungen Kaufleute zeichnete sich durch eine weiße Fahne aus, auf der ein brennendes Herz mit der Inschrift: „sic

Die ganze Nacht dauerte der Festesjubiläum in Berlin. Auf allen Straßen knatterten die Gewehre, denn in dieser Nacht duldet die Polizei das Freundschießen der Bürger. Erst als der Tag anbrach, legten sich die Berliner zur Ruhe.

Drei Tage später gab der König im Opernhause ein Friedensfest; es bestand in einem Maskenball, zu welchem Federmann Zutritt hatte. Reichlich besetzte Buffets waren für die Ess- und Trinklustigen aufgestellt, das ganze Haus war im Innern mit Wachskerzen, von außen mit Lampen erleuchtet; auf dem Opernplatz stand ein Tempel des Janus, hinter dem ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt wurde.

Der Ball dauerte bis zum Morgen und die Masken fanden den Wein des Königs so gut, daß sie demselben reichlich zusprachen. Es mag wohl bei dem Feste etwas stürmisch zugegangen sein, denn als Friedrich den Ball verließ und in den Gängen des Opernhauses gar zu viel Betrunkene befinnungslos liegend fand, meinte er, ich werde den Spaß nicht wiederholen. Auch erzählt uns der Herr von Bielsfeld, dem wir die genaue Schilderung dieser Festestage verdanken, daß er am folgenden Mittage der Zuschauer eines seltsamen Schauspiels gewesen sei.

Aus dem Opernhause kamen zwei als Schäferinnen gekleidete Damen, welche die ganze Nacht in dem Hause zugebracht hatten; durch den Wein übermannt, waren sie in einem Winkel eingeschlafen und aus Versehen eingeschlossen worden. Beim Erwachen hatten sie Lärm gemacht, der Thürhüter erlöste sie; aber nun mußten sie am hellen Mittage in ihren Maskengewändern auf die Straße wandern.

Die Berliner Gassenbuben, die zu allen Zeiten die Gleichen gewesen sind, hatten nicht sobald die schönen Masken zu Gesicht bekommen, als sie dieselben auch umringten und sie schreiend und zischend begleiteten. Der Unfug wurde so arg, daß die Armen in die nächste Hauptwache flüchten mußten.

### Viertes Kapitel.

Der siebenjährige Krieg. — Graf Haddick von Berlin. — Straßenkämpfe. — Einnahme der Stadt. — Die Vivatbänder. — Kriegsnoth. — Abnahme der Bevölkerung von Berlin. — Tottleben vor Berlin. — Vertheidigung Berlins. — Der patriotische Kaufmann Gorkowsky. — Einzug der Russen in Berlin. — Gorkowsky's Thätigkeit. — General Laschy. — Leiden Berlins während der russischen Besetzung. — Abzug der Russen. — Gorkowsky's Reise in's russische Feldlager. — Große Noth in Berlin. — Der Hubertsburger Frieden. — Friedensfestlichkeiten. — Vereitelte Einnahme des Königs in Berlin.

Der Krieg war beendet. Friedrich konnte sich jetzt wieder ganz der Sorge für sein Land überlassen. Er konnte Reformen ins Leben rufen,

welche er für die Entwicklung Preußens als unumgänglich nothwendig betrachtete. Er that es mit rastlosem Eifer. Wir werden in späteren Kapiteln Gelegenheit haben, auf die Friedenthätigkeit des Königs, so weit sie für die Geschichte Berlins von Bedeutung ist, näher einzugehen, auch das Hofleben Friedrichs, sein Verhältniß zu Verwandten und Freunden wird uns dann beschäftigen. Wir übergehen daher für jetzt die Zeit des Friedens und wenden uns zur Erzählung der Ereignisse des siebenjährigen Krieges, insofern dieselben Berlin betreffen.

Die großartige Regierungsthätigkeit Friedrichs hatte seinen Namen in ganz Deutschland, ja in ganz Europa berühmt gemacht; er wurde betrachtet als der Träger neuer Ideen, in allen Ländern schaute das Volk mit Liebe und Achtung auf den großen König. Schon dadurch wurde Friedrich den übrigen Fürsten gefährlich; verhaßt aber wurde er ihnen durch seinen Wiß, durch seine Spottsucht, welcher er in kleinen Kreisen sich ungezügelt überließ. Auch in seinen Schriften äußerte er sich mit heißendem Spott über das Maitressen-Regiment in Paris, wo König Ludwig XV. oft eine Unzahl schamloser Liebesverhältnisse auf einmal hatte, wo er der berücktesten Marquise v. Pompadour die Regierung überließ; über das eheliche Verhältniß Maria Theresia's, welche über ihren Gemahl, den Kaiser Franz I., unerbittlich den Pantoffel schwang; über die liederliche Wirthschaft in Petersburg, das unzüchtige Leben der Kaiserin Elisabeth.

Die unveröhnlichste Feindin Friedrichs war die Kaiserin Maria Theresia; sie dachte fortwährend an ihr herrliches Schlesien; ihr höchster Wunsch war, das schöne Land wieder zu gewinnen, welches jetzt von dem keiserlichen Preußenkönig beherrscht wurde.

Schon am 29. März 1746 unterzeichneten Maria Theresia und Elisabeth von Rußland ein Bündniß, welches hauptsächlich gegen Friedrich gerichtet war. Wichtigere aber als die Bundesgenossenschaft mit Rußland erschien der Kaiserin die mit Frankreich.

Bisher hatte Frankreich stets Oesterreich feindlich gegenüber gestanden und noch bestand ein Bündniß zwischen Friedrich und Ludwig XV. Die Aufgabe der österreichischen Politik mußte es sein, dies Bündniß zu lösen. Graf Kaunitz reiste selbst nach Versailles, um dafür thätig zu sein.

Je mehr sich Oesterreich um die französische Allianz bemühte, je weniger schien es Friedrich auf dieselbe anzukommen; er war längst eines Bundesgenossen überdrüssig, der sich im Kriege nur lau gezeigt hatte, deshalb wendete er sich einem andern Bündnisse und zwar dem mit England zu.

Das frisch und kräftig in dem Inselreich emporblühende Staatsleben zog ihn an und er glaubte in England für die Zukunft einen mächtigen Bundesgenossen, einen natürlicheren als in Frankreich, zu finden.



der Nothwendigkeit für den König, gegen das ihn bedrohende Bündniß der mächtigsten Staaten Europa's zuerst die Waffen zu ergreifen, beschäftigten die Presse und das Berliner Publikum belagerte die Buchläden, sobald eine neue Schrift über die allgemein interessanten Tagesfragen erschien. Der später berühmt gewordene Minister, der damalige Legationsrath v. Herzberg war der Verfasser der meisten Schriften, welche die Gerechtfame des Königs und die verderblichen Absichten seiner Feinde für das Volk ins rechte Licht stellten. Außerdem aber fanden sich noch manche andere geschickte Federn, welche für diesen Zweck thätig waren.

Die Fluth der politischen Schriften erweckte unter den Berliner Bürgern den Sinn für die höheren Interessen des Staats. In allen Bierstuben wurde politisirt und häufig genug mehr, als es nothwendig war. Mit brennender Begierde erwarteten die Berliner Nachrichten von der Armee und diese Begierde wurde noch durch die geheimnißvolle Weise, mit der Friedrich den Krieg führte, erhöht.

Bei der Armee war jeder Briefwechsel über die kriegerischen Angelegenheiten streng untersagt und die Berliner erfuhren daher vom Schicksal der preußischen Waffen nur Dasjenige, was die Zeitungen darüber verkündeten und die oft falschen Gerüchte, die sich in den Bierstuben verbreiteten.

In dem ersten Kriegsjahre jubelte man aller Orten in Berlin, denn die Waffen des Königs waren siegreich. Desto schwerer aber wurde die Sorge im Jahre 1757 und gar manche politische Hellseher prophezeiten damals den Untergang des preußischen Staats.

Friedrichs Glück im Jahre 1756 rief alle seine Feinde zur angestrengtesten Thätigkeit. Als im Frühjahr 1757 nach der Winterruhe der Feldzug von Neuem begann, da bedrohten 100,000 Russen die Grenzen Ostpreußens, 100,000 Franzosen die Rheinlande, 50,000 Schweden das preußische Pommern und außerdem standen 200,000 Oesterreicher und die vom Kaiser aufgebotene deutsche Reichsarmee von 60,000 Mann gegen Friedrich unter den Waffen, mehr denn 500,000 Feinde, denen der König nicht mehr als etwa 200,000 seiner Kräfte entgegen stellen konnte.

Das Glück wendete sich jetzt; zwar erkämpften die Preußen in der Schlacht bei Prag einen durch den Tod des Feldmarschalls Schwerin theuer erkauften Sieg, diesem aber folgten verlorene Schlachten, die bedeutendsten bei Collin und Groß-Jägerndorf. Auch die den Preußen verbündeten Engländer mußten vor den Franzosen weichen und ihre Niederlage hatte die Konvention zu Kloster Seeven zur Folge, welche die westphälischen Länder und die Mark dem Feinde bloßlegte.

Ein kühner österreicher General, Graf Haddick, benutzte diese Zeit, um der Hauptstadt Preußens einen unwillkommenen Besuch zu machen

Am 16. Oktober 1757 erschien er mit einem Streikorpß von kaum 7000 Mann vor Berlin. Die Garnison der Stadt war nur schwach, denn Friedrich brauchte alle seine Soldaten auf dem Kampfplatz. Sie bestand aus 2 Bataillonen des Garnison-Regiments v. Langen, aus dem Berlinischen Land-Regiment v. Lüderitz und einer Anzahl von Rekruten und sächsischen Ueberläufern, auf welche nicht viel zu rechnen war. Der Kommandant dieser unbedeutenden, nicht mehr als 30 0 Mann zählenden Heeresmacht war der General-Lieutenant v. Rochow.

Rochow hatte schon mehrfach durch Flüchtlinge die Nachricht erhalten, daß die Oesterreicher sich der Stadt näherten, aber mit unbegreiflichem Leichtsinne wies er alle Warnungen von sich und behauptete, an einen Ueberfall der Hauptstadt durch die Oesterreicher sei nicht zu denken. Er unterließ es, irgend welche Anstalten zu einer Gegenwehr zu machen und die Berliner waren daher in vollständige Sicherheit eingelullt.

Erst am Morgen eines Sonntags, den 16. Oktober, kamen Boten über Boten, welche das Herannahen der Oesterreicher meldeten. Jetzt erst entschloß sich der Herr v. Rochow, im Lustgarten eine Lärmanone aufzustellen, das schlesische, Kottbusser und Halle'sche Thor mit Piquet-Wachen zu versehen und so wenigstens Anstalt zu treffen, daß die Stadt nicht ganz unvorbereitet überrumpelt werden könne.

In den Straßen wogten die Volksmassen auf und nieder, da aber kein Oesterreicher sich sehen ließ, so ging man wie gewöhnlich in die Kirche, bis plötzlich die Nachricht sich verbreitete, General Haddick sei mit einem ungeheuren Heere vor der Stadt.

Im schlesischen Busche, jenem Erlenhölze, welches sich noch vor nicht gar so langer Zeit vom schlesischen Thore an bis fast nach Treptow hin ausbreitete, lagerten die Oesterreicher so versteckt, daß man unmöglich ihre Stärke beurtheilen konnte. Sie begannen sofort durch einen Ueberfall der Wachen das Gefecht und zwar mit Glück, denn die schwachen preußischen Piquets mußten sich in die Stadt zurückziehen. Weiter drang der Feind vor, es gelang ihm, am schlesischen Thore die Ballisaden zu zertrümmern und die Brücke des Oberbaums, die ausgezogen war, zu zererschließen. So drang er in die Stadt und vermochte eine vortheilhafte Aufstellung auf jenem weiten Felde, welches innerhalb der Mauern zwischen dem schlesischen und Kottbusser Thore lag, dem sogenannten Köpnicer Felde, zu nehmen.

General Haddick ließ jetzt die Stadt zur Uebergabe auffordern. Es wäre die Pflicht des Commandanten von Berlin gewesen, entweder die Stadt bis zum letzten Mann zu vertheidigen oder eine möglichst günstige Kapitulation zu schließen. Der Herr v. Rochow aber kümmernte sich um keines von beiden, er glaubte nur eine Aufgabe zu haben, die, die Königin sicher nach Spandau zu bringen. Er hatte sich deshalb mit einem

Theil der Besatzung den königlichen Wagen angeschlossen und war nach Spandau gerückt, vorher aber hatte er dem Major von Lesmar den Befehl gegeben, dem Feinde entgegen zu rücken.

Dies geschah. Die wenigen Kompagnien des Langen'schen Regiments stellten sich den Oesterreichern gegenüber auf; da es ihnen an Reiterei und Artillerie fehlte, waren sie unvermögend, dem Feinde zu widerstehen.

Der österreichische General Babocjai ritt vor die Front und forderte den Major v. Lesmar auf, die Waffen zu strecken, da jeder Widerstand fruchtlos sei und nur unnützes Blutvergießen herbeiführen werde; er bat den Major v. Lesmar, er möge sich, um seine Leute zu schonen, gefangen geben. Statt jeder Antwort kommandirte der Major Feuer, eine Gewehrsalve streckte den General Babocjai entseelt vor der Fronte nieder.

Mit grimmiger Wuth eilten die Oesterreicher, den Tod des braven Offiziers zu rächen; in wenigen Augenblicken hatten sie die Preußen umzingelt, unbarmherzig hieben sie ein. Da wurde keine Gnade gegeben, die kleine Schaar wurde zusammengewälzt, nur Wenige entkamen dem Gemetzel.

Der Feind rückte nun weiter vor, bis zur Brücke der Koffstraße, dort stand der Husaren-Oberst Grumnow mit einem Kommando von der Garnison und einer Kanone. Er hatte sämtliche Brücken der Stadt aufziehen lassen und sich in Vertheidigungszustand gesetzt. Ein österreichischer Offizier wurde an ihn entsendet, um ihn zur Uebergabe aufzufordern.

Der Oberst nahm die Sache ziemlich kaltblütig, er bot dem Offizier freundlich eine Briese Tabak an, dann wendete er sich zu seinen Soldaten und fragte:

„Kanoniere, habt Ihr noch Pulver und Kugeln?“

Als er eine bejahende Antwort erhielt, fragte er weiter:

„Habt Ihr Lust, Euch zu wehren?“

„Bis auf den letzten Mann!“ riefen die Soldaten.

„Nun, Herr Kamerad, — fuhr der Oberst, sich zu dem Offizier wendend, ruhig fort — da haben Sie die Antwort, bringen Sie dieselbe getrost Ihrem General.“

General Haddick hatte keine besondere Lust, sich in ernste Kämpfe einzulassen. Er wußte sehr wohl, daß er den augenblicklichen Erfolg nur der Unkenntniß der Berliner zu danken habe; hätten diese geahnt, wie schwach seine Macht war und daß ihnen Hilfe nahe sei, dann würden sie bald mit dem Feinde fertig geworden sein.

Der General legte sich daher auf's Unterhandeln; er forderte von dem Magistrat eine starke Kontribution, \*) zuerst Millionen, aber er ließ

sich handeln. Er war endlich mit 200,000 Thälern zufrieden. Kaum hatte er diese Summe theils in Wechseln, theils in baarem Gelde erhalten, so zog er sich zurück, sehr zur rechten Zeit, denn schon am 18. rückten die grünen Husaren des Fürsten von Anhalt in Berlin ein. Sie jagten dem Feinde nach, ohne indessen große Erfolge erzielen zu können, nur einige 60 Mann Gefangene und einen Geldwagen vermochten sie ihm wieder abzunehmen.

Das Volk von Berlin war wüthend über den Kommandanten. Hätte der Herr v. Rochow sie nicht feige im Stiche gelassen, hätte er kräftige Anstalten zur Gegenwehr getroffen und, wie früher der Graf Haacke, die Bürger selbst zu den Waffen gerufen, dann würde niemals das kleine Streikcorps des Generals Haddick Berlin haben überrumpeln können. Man schimpfte brav gegen Rochow, den man einen Verräther nannte und wo derselbe sich auf den Straßen sehen ließ, da wurde er auf's Gröblichste insultirt.

Berlin war diesmal mit unbedeutenden Opfern vom Feinde befreit worden; aber welches Schicksal die Stadt erlitten haben würde, wenn die Oesterreicher sich nicht so schnell zurückgezogen hätten, das zeigten einzelne Beispiele ihrer Grausamkeit und Raublust. In der Köpenicker Vorstadt, welche ihnen 12 Stunden preis gegeben war, hatten sie erbarmungslos geplündert und auch in der Stralauer Vorstadt waren einzelne Häuser von ihnen ausgeraubt worden; sie hatten dabei mehrere Mordthaten begangen, so wurde z. B. der alte Geheimrath v. Stosch von ihnen ermordet, nachdem sie seinen Geldkasten geplündert hatten.

Bald nach dem Abzug der Oesterreicher erhob sich der gesunkene Muth der Hauptstadt wieder zu voller Höhe, denn die Siegesnachricht von Koffbach traf ein. Die französischen Gefangenen wurden nach der Residenz gebracht und am 13. November verherrlichte ein großes Dankfest, welches in allen Kirchen abgehalten wurde und bei dem während des Te Deums eine dreifache Salve der in dem Lustgarten aufgestellten Kanonen donierte, den großen Sieg Friedrichs.

Noch größer war die Freude der Berliner, als am 7. Dezember Abends 30 Postillone mit brennenden Fackeln, Lusch blasend, in die Stadt einzogen und dann der Sieg bei Leuthen verkündigt wurde. Da war das Entzücken allgemein, die ganze Stadt brannte im hellsten Lichterglanze, Freudenstöße knatterten auf den Straßen, auf allen Plätzen brannte man Kanonenschläge ab und alle Welt schmückte sich mit den sogenannten Vivatbändern, welche damals in Mode kamen.

\*) Man erzählt, daß Graf Haddick von der Berliner Kaufmannschaft außer dem baaren Gelde auch ein Kistchen mit 24 Paar feinen Damen-

Es waren seidene Bänder von den verschiedensten Farben, welche mit Gedichten bedruckt waren und die Bildnisse des Königs, der siegreichen Generale und anderer beliebten Personen trugen; man machte sich diese Bänder gegenseitig zum Geschenk und trug sie zur Schau; von den Männern wurden sie wie Ordensbänder im Knopfloch getragen.

Während in den folgenden Jahren die preussischen Waffen mit abwechselndem Glück kämpften, war in Berlin eine Zeit der Ruhe eingetreten. Die Hauptstadt wurde nicht mehr als auch die übrigen Städte des Landes vom Kriege belästigt, manche Einwohner hatten sogar Vortheil von demselben, indem Kaufleute und Handwerker sich bei den Lieferungen für die Armee beteiligten und indem die Gastwirthe nicht unbedeutende Summen von den vornehmen Gefangenen, die in der Residenz lebten, einnahmen. Solche Vortheile aber flossen immer nur Einzelnen zu, die große Masse seufzte unter dem Drucke der Lasten, welche jeder Krieg mit sich führt und welche um so drückender wurden, je länger die Kriegsnoth dauerte. Wie der Handel und Wandel mehr und mehr sank, wie das Volk im ganzen Lande mehr verarmte, so auch in Berlin.

Die Einwohnerzahl der Hauptstadt nahm ab, statt sich zu vermehren, denn viele reiche Leute hatten sich aus Berlin entfernt, um in andern Ländern größere Sicherheit für ihr Vermögen zu finden. Auch die Arbeiterbevölkerung verringerte sich, denn von den Gesellen, denen das darniederliegende Handwerk keine Nahrung mehr gewährte, war gar Mancher unter die Soldaten gegangen. Die Abnahme der Bevölkerung zeigte sich besonders der Friedrichsstadt sehr nachtheilig; in dem neugebauten Stadttheil waren viele Häuser unbewohnt, in andern lag wüstes Gesindel oder dieselben waren erfüllt mit Weibern und Kindern der im Felde kämpfenden und ein furchtbares Elend herrschte daselbst.

Der Werth der Häuser ging herunter, denn wer konnte in solcher Zeit die Miethe zahlen? Die Hausbesitzer suchten zu verkaufen, um sich nur den lästigen Einquartierungen, welche durch die vielen Durchmärsche erzeugt wurden, zu entziehen.

Noch größer wurde die Noth der Hauptstadt, als im Oktober 1760 abermals der Feind vor den Thoren derselben erschien.

Der Kommandant von Berlin, der General-Lieutenant v. Rochow, hatte Nachricht erhalten, daß ein russisches Korps unter General Graf v. Tottleben sich der Residenz nahe; wie früher aber glaubte er auch diesmal nicht an die Wahrheit solcher Berichte, traf keine Vorbereitungen und die Bewohner Berlins wurden daher traurig überrascht, als Tottleben an einem Freitage, den 3. Oktober 1760, an der Spitze von etwa 5000 Mann Russen von der schlesischen Seite her, vor dem Thore der Stadt eintraf und die Besatzung zur Uebergabe aufforderte.

Nur etwa 1500 Mann preussischer Truppen



und Sammern der Flüchtlinge. Es war für die Berliner eine Nacht der Angst und Noth und diese wuchs noch, als plötzlich die Russen mitten in der Nacht einen Sturm begannen.

So gering an Zahl die Besatzung war, so tapfer vertheidigte sie sich unter der Führung der Generale v. Lehwald und v. Seydlitz. Drei Mal hinter einander wurde der Feind mit bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen; er verlor mehr als 200 Mann, während die Vertheidiger nicht mehr als 80 Tödt und Verwundete zu beklagen hatten.

Graf Tottleben wurde es endlich müde, seine Leute nutzlos ins Feuer zu führen; er zog sich nach seinem auf den Anhöhen von Tempelhof belegenen Lager zurück und auch das Geschützfeuer hörte auf.

Am 4. Oktober, Mittags nach 1 Uhr, langte endlich die gehoffte Hilfe vom Herzog von Württemberg an, etwa 6—8000 Mann trafen zur Verstärkung der Besatzung von Berlin ein und jetzt war diese dem Feinde gewachsen, wenn auch die einmarschirten Hilfstruppen augenblicklich vom übertriebenen Marsche so ermüdet waren, daß sie Ruhe nöthig hatten, ehe sie zu kämpfen vermochten.

Mit lautem Jubel wurden die Freunde in der Noth von den Bürgern empfangen und reichlich mit stärkenden Lebensmitteln versehen. Ein angesehener Kaufmann, Goktowsky, der sich stets, wenn es das Wohl der Stadt galt, durch eine besondere Thätigkeit und Opferfreudigkeit auszeichnete, hatte in Verbindung mit dem Juwelier Daubisson umfassende Vorbereitungen zur Verpackung der Hilfstruppen getroffen. Eine große Zahl von Döfeln wurde geschlachtet, 100 Tonnen Bier und Branntwein und mehrere Tausend Brote wurden sofort nach dem Opernhause geschafft, um unter die Soldaten vertheilt zu werden.

Der Feind ließ nichts weiter von sich hören; der Abend und die Nacht vergingen und als der Morgen kam, da wurde zur größten Freude der Berliner verkündet, General Tottleben habe sich über Köpenick zurückgezogen. Sofort wurden früh Morgens am 5. Truppen ausgesendet, um die Russen zu verfolgen. Sie fanden das Feld jedoch leer, nur hier und da trafen sie auf Pikets, die zu schwach waren, um einem Angriff zu widerstehen. Mit einigen Gefangenen kamen sie nach Berlin zurück und verkündeten, daß die Stadt von dem befürchteten Ueberfall befreit sei.

Der Jubel war groß, aber zu früh. Schon gegen Abend kam die Nachricht, daß General Tottleben sich in Köpenick festgesetzt habe, um Verstärkungen zu erwarten. Kosackenschwärme streiften bis ganz in die Nähe von Berlin umher. Sie hatten Friedrichsfelde und Lichtenberg mit Plünderungen heimgesucht und von Frankfurt her nahte, wie der Landrath v. Nützer, der in der Residenz eintraf, meldete, ein starkes russisches Armeekorps unter General Tschernitschew.

Am frühen Morgen des 6. wurde ein kleines Korps zur Reconnoissance ausgesendet; es kam mit dem betrübenden Bericht zurück, daß nicht nur General Tottleben wieder auf Berlin anrückte, sondern daß auch General Tschernitschew mit seiner Armee Friedrichsfelde bereits erreicht und das Dorf ausgeplündert habe.

Jetzt war das Entsetzen groß. Von allen Vorstädten eilten die Bewohner in das Innere der Stadt. Viele Landleute aus den umliegenden Dörfern kamen nach Berlin, weil sie hier eher eine Sicherheit vor den plündernden Kosacken zu finden glaubten, als in den offenen Dörfern.

Der Prinz von Württemberg beschloß, sich trotz der überlegenen Macht des Feindes zu vertheidigen. Die Thore wurden mit starken Wachen besetzt und die übrig bleibenden Truppen in zwei Korps getheilt, deren eins vor das Halle'sche Thor, das andere vor das Frankfurter Thor nach Lichtenberg zu ausrückte, um dem weitem Vordringen des Feindes Einhalt zu thun. Es gelang dem erstern Korps, die schwachen feindlichen Vorposten zurückzutreiben, sich auf den Anhöhen von Tempelhof festzusetzen und dort die Nacht zu kampiren.

Das zweite Korps hatte gegen die Avantgarde der Tschernitschew'schen Armee einen ziemlich heißen Kampf in der Nähe von Lichtenberg zu bestehen, ein starker Platzregen bei einbrechender Nacht beendete indessen das Gefecht und die Preußen konnten sich auch hier festsetzen.

Wieder kam eine bange Nacht. Am folgenden Tage, am 7., so hörte man, würde der Feind mit aller Macht gegen die Stadt vorrücken. Zu gleicher Zeit traf auch eine Freudenbotschaft ein. Der General-Lieutenant v. Hülsen war mit 20 Bataillonen und 30 Eskadronen von Sachsen aus bei Zehlendorf angelangt und dadurch konnte die Höhe der Besatzung Berlins auf etwa 15 bis 16,000 Mann gebracht werden.

Um 8 Uhr Morgens begann am 7. der Kampf mit einer heftigen Kanonade. Die geängstigtesten Berliner zählten mitunter in der Minute 30 Schüsse und als nun gegen 9 Uhr das Gewehrfeuer sich der Stadt näherte und sich dadurch zeigte, daß die Preußen zurückgedrängt seien, da war der Schrecken groß. Von 1 Uhr ab kamen aber bessere Nachrichten.

Die Russen unter General Tottleben waren zurückgeschlagen, mehrere Kanonen und verschiedene Gefangene wurden von Stegern nach Berlin gebracht.

Gefährlicher aber war der Angriff des Feindes von Lichtenberg her. Dort hatte General Tschernitschew seine Armee von 20—22,000 Mann über Schönhausen nach Weißensee zu, wo die feindliche Reiterei stand, aufgestellt. Die Kosacken schwärmen in regellosen Zügen auf den Feldern umher und machten den preußischen Fusaren viel zu schaffen. Der Prinz von Württemberg kommandirte hier; er konnte sich auf einen Angriff nicht

ihnen möglich, ungehindert nach Spandau zu kommen; nur ein kleiner Theil des Nachtrabes wurde in der Gegend des Invalidenhauses von den verfolgenden Russen angegriffen und erlitt geringe Verluste.

Während die Besatzung nach Spandau zog, saß in der Nacht vom 7. Oktober der Magistrat auf dem Rathhause und berathschlagte, was in dieser gefährlichen Lage zu thun sei. Die Väter der Stadt waren rathlos: sollten sie sich den Oesterreichern, sollten sie sich den Russen übergeben? Welcher Feind war der minder Gefährliche; von welchem durften sie bessere Bedingungen erwarten? Sie beschloßen, den Rath des Mannes einzuholen, der sich in den letzten Tagen in unermüdblicher Thätigkeit für das Wohl seiner Mitbürger bewährt hatte, des Kaufmanns Gopkowsky.

Um 2 Uhr Nachts wurde Gopkowsky nach dem Rathhause geholt. Hier fand er die Mitglieder des Magistrats in der größten Bestürzung. Von einem weitem Widerstande war natürlich nicht mehr die Rede. Gopkowsky rieth, mit den Russen zu verhandeln, weil diese die stärkere Partei seien und sicher sich milder zeigen würden, als die auf Preußen so außerordentlich erbitterten Oesterreicher. Sein Rath wurde zur Ausführung gebracht.

Der General v. Kochow unterhandelte mit dem General Lottleben und dieser nahm die Kapitulation an. Er forderte, daß sich die Mitglieder des Magistrats und der Kaufmannschaft am Rottbuser Thore einfänden sollten, um die einziehenden Russen zu empfangen.

In Berlin wußte das Volk noch nichts davon, daß die Stadt dem Feinde übergeben werden sollte. Die Bürger lagen im ruhigen Schlafe. Um so größer war ihr Schrecken, als der Morgen graute und die Russen in die Stadt einzogen.

Am Rottbuser Thore empfing eine Deputation des Magistrats und der Kaufmannschaft den Feind, Gopkowsky gehörte derselben an. Er hatte die Freude, von einem russischen Offizier gütig angerebet zu werden. In früherer Zeit hatte er dem russischen General v. Sievers während seiner Gefangenschaft vielfach Gefälligkeiten erwiesen und war daher durch diesen an einen Freund, den Brigadier v. Bachmann, empfohlen worden.

Als dieser unter den ersten Russen in die Stadt einrückte, fragte er die zum Empfange versammelte Deputation, ob sich unter ihr vielleicht ein Kaufmann Gopkowsky befinde und als Gopkowsky nun vortrat, redete ihn Bachmann an:

„Der General v. Sievers hat mir aufgetragen, Ihnen alle möglichen Gefälligkeiten zu erweisen, ich heiße Bachmann und bin zum Kommandanten dieser Stadt ernannt. Kann ich Ihnen irgendwie nützlich sein, dann gebieten Sie über mich!“

Gopkowsky war über diese Freudenbotschaft übergelüchelt. Er eilte sofort zum Magistrat in die Stadt zurück, um seine Mitbürger zu beruhigen und wahrlich, der Magistrat Berlins bedurfte

wohl eines Trostwortes, denn die Anforderungen, welche General Tottleben gestellt hatte, waren außerordentlich groß, kaum erschwinglich. Der Sieger verlangte nicht mehr und nicht weniger, als eine Kontribution von 4 Millionen Thalern!

Diese Summe war so erorbitant, daß der Stadtpräsident Kirchheisen, als er dieselbe hörte, vor Schrecken um alle Fassung gebracht wurde und fast die Sprache verlor. Er konnte dem russischen General, der ihm die Forderung Tottlebens mittheilte, nicht antworten und benahm sich so sonderbar, daß der Russe ihn für betrunken hielt. Schon war der Befehl gegeben, den Präsidenten auf die Hauptwache zu bringen und derselbe würde ausgeführt worden sein, wenn sich nicht Gokfowsky ins Mittel gelegt und versichert hätte, der Herr Präsident leide an Schwindel und sei keineswegs betrunken.

Gegen 7 Uhr waren bereits alle Thore der Residenz, sowie die Hauptwachen von den Russen besetzt. Vor dem königlichen Schlosse lagen einige Tausend Mann Infanterie, auf dem Lustgarten hatte sich die Kavallerie aufgestellt, dort standen auch die russischen Geschütze.

Am meisten Sorge machten den Berlinern die Oesterreicher, von denen sie das Äußerste befürchteten. Jetzt aber bewährte sich der Rath Gokfowsky's, sich den Russen zu ergeben, denn diese wurden der Schuß der Hauptstadt gegen die Oesterreicher.

Als General Lasch vom Magistrat 1½ Millionen Thaler Brandschätzungsgelder verlangte und seine Mannschaften ebenfalls in Berlin einquartieren und die Wachen mitbesetzen wollte, widersetzte sich Graf Tottleben.

„Man hat mit mir kapitulirt — rief er aus — und die Oesterreicher werden nichts erhalten, als 100,000 Thaler, dagegen aber auch unter ihren Leuten gute Mannszucht halten.“

Dem General Lasch gefiel zwar die derbe Antwort durchaus nicht, aber er mußte sich schon fügen; es wurde ihm nichts gewährt, als daß er das Brandenburger Thor besetzen durfte und in einem Theil der Neustadt Quartier für seine Leute erhielt. Hier zeigten sich diese so ungeberdig und begingen solche Ausschweifungen, daß Graf Tottleben einmal genöthigt wurde, unter sie schießen zu lassen.

Ueberhaupt benahmen sich die Russen in Folge der strengen Mannszucht, welche Graf Tottleben hielt, weit civilisirt, als die Oesterreicher und dies verdankte Berlin hauptsächlich der unermüdlischen Thätigkeit und Umsicht Gokfowsky's. \*) Dieser benutzte seine neue Bekanntschaft mit dem Brigadier Bachmann nur zum Vortheil der Berliner. Er ließ sich durch Bachmann dem Adjutan-

\*) Gokfowsky hat uns eine genauere Nachricht über seine Thätigkeit zu Gunsten der Stadt in einem unter dem Titel „Geschichte eines patriotischen Kaufmanns“ im Jahre 1768 erschienenen Buche hinterlassen.

ten des Grafen Tottleben, einem Herrn v. Brinl, vorstellen, nahm diesen in sein eigenes Haus auf, überhäufte ihn mit Freundlichkeiten und Gefälligkeiten und wußte es dahin zu bringen, daß er durch den Adjutanten dem Grafen Tottleben vorgestellt wurde. Er erwarb sich die Achtung ja die Freundschaft des feindlichen Generals, der auf seine Fürbitten die strengen Befehle, die er von dem Oberkommandanten General v. Fermor erhalten hatte, so weit zu Gunsten der Berliner mäßigte, wie er es irgend vermochte.

Auf die Vorstellungen Gokfowsky's, daß die Berliner Bürgerschaft auf 4 Millionen Thaler zu zahlen, Kontribution auf 1½ Millionen Thaler bedingte Tottleben sich noch 100,000 in Korps und 100,000 Thaler für her aus, immerhin noch eine gewanige, jawer aufzubringende Summe, die um so drückender wurde, als die Verpflegung des Feindes doch auch noch bedeutende Opfer kostete.

Theils mit Güte, theils mit Gewalt wurden von den Russen Lebensmittel in Fülle herbeigebracht. So bemächtigten sich dieselben u. A. eines Magazins, welches ein Ober-Kommissarius Stein für die königliche Armee begründet hatte. Stein erlitt dadurch einen Schaden von 58,000 Thalern, der ihm später niemals wieder ersetzt worden ist.

Gokfowsky befand sich fortwährend auf den Straßen Berlins; bald eilte er zum General Tottleben, dann wieder zum Magistrat, überall rathend, überall helfend. Auf seine Fürbitten erhielten viele Eigenthümer russische Schutzwachen, um vor etwaigen Plünderungen gesichert zu sein.

Die Judenschaft von Berlin, welche von dem russischen General mit einer besondern Brandschätzung belegt werden sollte, wurde durch Gokfowsky von derselben befreit, indem dieser vorstellte, daß ja die Juden zu der allgemeinen Kontribution beträchtlich mit herangezogen werden müßten.

Graf Tottleben hatte auf Befehl des Grafen Fermor gefordert, daß die Berliner Bürger ihre sämtlichen Waffen abgeben müßten. Gokfowsky stellte dem Grafen vor, daß eine solche Maßregel grausam und unnütz sei und er brachte es dahin, daß nur einige Hundert alte Flinten zusammengesammelt wurden, welche die Russen zerschlugen und ins Wasser warfen.

Das Lagerhaus sollte zerstört werden. Auf Gokfowsky's Verwendung und dessen eibliche Versicherung, daß die Erträge desselben nicht in königliche Kassen fließen, sondern für das Waisenhaus in Potsdam verwendet würden, blieb die wichtige Anstalt verschont.

Der General hatte den Befehl gegeben, das Gießhaus in die Luft zu sprengen; auf Gokfowsky's Bitten unterblieb auch die Ausfuhr dieses Befehls, nur das Inventarium des Gießhauses und die innere Einrichtung wurden zerstört. Dem unermüdlischen Kaufmann dankte.

zwei Berliner Zeitungsschreiber, daß sie nicht der Rache der Russen geopfert wurden.

Seitdem der Krieg ausgebrochen war, wurde dieser nicht nur auf den Schlachtfeldern, sondern auch auf dem Papier geführt. Die Zeitungen in den verschiedenen Ländern wütheten gegen einander und die Berliner Zeitungen waren darin nicht zurückgeblieben. Die beiden Zeitungsschreiber Krause und Kretschmer standen besonders in dem Verdacht, daß sie die Feinde des Königs mit ihrer Feder scharf durchgehohlet hätten. So wurde ihnen auch die Autorschaft eines damals erschienenen „ernsthaften und vertraulichen Bauern-Gesprächs, den gegenwärtigen Krieg betreffend“ zugeschrieben, in welchem die Kaiserin Elisabeth von Rußland als Ruhme Kiese, die Kaiserin Maria Theresia als Tilladsche, der Kurfürst von Sachsen als Bruder Osten und der König von Preußen als Nachbar Flint eingeführt waren. Dies Bauerngespräch ging mit den Feinden des Königs nicht sehr glimpflich um. Auch General Tottleben selbst war im Jahre 1759 in der Haude'schen Zeitung sehr schlecht behandelt worden. In Nummer 117, Seite 485 sagte die Zeitung über ihn:

„Aus Pommern und der Neumark laufen posttäglich betrübte Nachrichten von den Excessen ein, welche ein gewisser Leutenant v. Bränden mit einem Paar Hundert Kosacken an den Grenzen dieser beiden Provinzen anrichtet. Er giebt vor, von dem General Tottleben, dem bekannten Aventurier, der, nachdem er so viele unverdiente Gnade von Sr. Königlichen Majestät genossen, nunmehr zu Dero Feinden übergegangen und sich durch die Verwüstung ihrer Länder hervorthut, beordert zu sein, Pommern und die Neumark unter Contribution zu setzen.“ — Hierauf folgten Schilderungen der ausgeübten Grausamkeiten, Plackereien u. s. w.

Für alle diese Freyvergehen sollten die beiden Redacteurs der Haude'schen und Voss'schen Zeitung exemplarisch bestraft werden.

Am 12. October, Morgens 8 Uhr, wurden sie auf den neuen Markt geführt; dort waren 100 russische Soldaten aufgestellt, an der Spitze stand der Prosoß; dieser vertheilte Ruthen unter dieselben — die Redacteurs waren zum Spießruthenlaufen verdammt.

Krause, der Redacteur der Haude'schen Zeitung, ein Mann von nahe an 70 Jahren, wurde entkleidet. Die Execution wäre sicher sein Tod gewesen. Er fiel dem kommandirenden Offizier zu Füßen und bat demüthig, ihn zu schonen. Er riß sich die Perrücke vom Kopfe und zeigte sein graues Haar. Da wurde ihm die Begnadigung zu Theil; auch sein jüngerer Schicksalsgenosse Kretschmer erhielt nur ein Paar leichte Hiebe und wurde dann ebenfalls begnadigt. Beide verdankten diese Begnadigung den Fürbitten Goplow's, der dieselbe von Tottleben erlangt hatte.

Sedenfalls benahmen sich die Russen hier weit menschlicher, als ein preußischer Offizier, der ein Jahr vorher in Erlangen einen Zeitungsschreiber

für einen gegen den König Friedrich geschriebenen Artikel mit unbarmherzigen Stockschlägen bestrafte und den Gemüthhandelten sogar zum Hohn gezwungen hatte, über die Stockhiebe eigenhändig zu quittiren.

Wenn in Berlin in Folge der vielfachen Bemühungen Goplow's auch das Privateigenthum gesichert wurde, so mußte doch General Tottleben, dem Befehle des Ober-Kommandanten gemäß, dem Eigenthum des Königs, den öffentlichen Gebäuden so viel wie möglich Schaden zufügen.

Alle königlichen Magazine wurden ausgeleert, das Zeughaus wurde geplündert und im Innern zerstört, die Montirungskammer wurde erbrochen, alle Vorräthe wurden geraubt und entweder fortgeschleppt, oder für ein Spottgeld verkauft. Die Münze wurde zerstört, die Pulvermühlen sprengte der Feind in die Luft; eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Russen fand dabei unvorsichtiger Weise den Tod.

Der königliche Marstall wurde ausgeräumt und das Kadettenhaus aufgehoben; mehr als 100 Kadetten mußten den Russen als Gefangene folgen.

Außerhalb der Stadt sah es noch schlimmer aus; dorthin reichte das wachsame Auge des Grafen Tottleben nicht, in den benachbarten Dörfern plünderten daher Russen und Oesterreicher ohne Scheu. Das schöne Lustschloß der Königin zu Schönhausen wurde fürchterlich verwüstet; der Kastellan mußte schwere Mißhandlungen leiden, die Kosacken brannten ihm mit glühendem Eisen den Rücken, um von ihm ein Bekenntniß, wo die Kostbarkeiten lägen, zu erzielen. Sächsishe Soldaten plünderten das Schloß zu Charlottenburg und vernichteten dort mit vandalischer Wuth die kostbaren Möbeln, die Gemälde, den Garten; von den Bildsäulen schlugen sie muthwillig Köpfe und Arme ab, die schönen Porzellansachen, Spiegel und Fenster wurden zertrümmert, die Bäume der Drangerie niedergehauen.

Schöneberg wurde von den Russen in Brand gesteckt und die Gräuel des 30jährigen Krieges trafen rings im Umkreise die unglücklichen Bauern, welche sich nicht zur rechten Zeit nach Berlin geflüchtet hatten. Unter entsetzlichen Martern wurden die Landleute nach verborgenen Schätzen gefragt und so lange gequält, bis sie verriethen, wo sie ihr Geld aufbewahrt hatten. Auf allen abligen und bäurischen Höfen weit in der Runde wurde das sämmtliche Vieh fortgetrieben.

Glücklicher Weise dauerte die Zeit der Besetzung Berlins durch den Feind nicht lange. Schon am 12. October marschirten die Russen nach Frankfurt a. O., die Oesterreicher nach Sachsen ab, sie fürchteten, von dem König, der seiner Hauptstadt nabete, überfallen zu werden.

Vor dem Abzug aber forderte General Tottleben noch Sicherheit für die rückständigen Contributionsgelder, welche nicht vollständig in baarem Gelde hatten herbeigeschafft werden können. Auf

Höhe einer Million waren Wechsel von der Berliner Kaufmannschaft ausgestellt worden. Für diese wollte der russische General drei der angesehensten Banquiers und Kaufleute Berlins als Geiseln mitnehmen. Er begnügte sich indessen auf Goplowstky's Zureden mit den drei Kassirern derselben, wobei uns freilich nicht überliefert worden ist, ob die Kassirer mit diesem Tausch besonders zufrieden gewesen sind.

Auch nach dem Abzuge der Russen dauerte Goplowstky's aufopferungsvolle Thätigkeit noch fort. Auf den Wunsch des Magistrats folgte er dem General Tottleben, um mit diesem die Wechselzahlung für die noch fällige Contribution zu ordnen. Er brachte dabei der Stadt ein außerordentliches Opfer. Bei seinem großen Geschäft, — 150 Menschen beschäftigte er in seiner Fabrik, die wöchentlich bezahlt werden mußten, — war seine Anwesenheit in Berlin dringend nothwendig; trotzdem entschloß er sich zur Reise in das russische Feldlager.

Am 29. Oktober verließ er Berlin und kam am 30. Oktober Abends nach Königsberg N/M., wo er den General von Tottleben fand. Er hatte von der Berliner Kaufmannschaft den Auftrag erhalten, womöglich von der Contribution etwas abzuhandeln, jedenfalls aber eine längere Frist für die Zahlung derselben, als die auf den Wechseln festgesetzten zwei Monate zu erlangen.

Tottleben war außer Stande, den Wünschen Goplowstky's nachzukommen, so gern er es auch gethan hätte. Er wies diesen an den Ober-Commandanten Grafen von Fermor, der sich in Arenswalde aufhielt, und dorthin begab sich nun Goplowstky, um dem Grafen Fermor seine Bitte vorzutragen.

Er hatte einen schweren Stand, denn Graf Fermor empfing ihn äußerst ungnädig. Friedrich selbst hatte dafür gesorgt, daß der russische Ober-Commandant wohl ergrimmt sein mußte. Schon am 16. Oktober war in Berlin ein Feldjäger mit dem Befehl des Königs erschienen, daß die von der Berliner Kaufmannschaft den Russen übergebenen Wechselbriefe nicht bezahlt, sondern vernichtet werden sollten.

Als jetzt Goplowstky vor General Fermor erschien, war dieser wüthend. „Ihr König,“ rief er aus, „glaubt, daß er der Herr der ganzen Welt sei, er hat den Berliner Kaufleuten befehlen lassen, die ausgestellten Wechsel nicht zu bezahlen, aber wir wollen sie schon dazu zwingen, oder den Werth derselben dreifach und vierfach nehmen; was sind das für Kaufleute, die ihre Wechsel nicht bezahlen wollen!“ Goplowstky hatte große Mühe, den Grafen zu beruhigen, der ihn ohne Weiteres gefangen nehmen und nach Preußen transportiren lassen wollte. Erst als Goplowstky sich erbot, auf seine eigene Hand einen Wechsel von 150,000 Thlr. auszustellen, und als er versicherte, daß die Berliner Kaufleute ihr Möglichstes thun würden, um ihre Ehre einzulösen, wurde Graf Fermor milder.

Monat zu Monat, und wenn auch im Februar 1761 der König befohl, es solle den bedürftigen Bewohnern der Residenz das nöthige Brot unentgeltlich gereicht werden, wenn er auch hierzu nicht unbedeutende Summen anwies, so war dies doch nur ein Tropfen Wasser auf einem heißen Stein.

Die Staatsfürsorge schützte die Armee kaum vor dem Verhungern. Hatten früher die Berliner mit Jubel jede Siegesnachricht begrüßt, waren sie mit brennendem Interesse den Eroberungszügen der preussischen Waffen gefolgt und erfüllte sie der Stolz über die Vergrößerung des Staats durch eine neue Provinz, so erkannten sie jetzt wohl, daß der Ruhm ihres Königs theuer erkauft sei durch die Leiden des Krieges. Sie hegten nur noch einen Wunsch, den nach Frieden; aber die Erfüllung desselben schien weit in die Ferne gerückt zu sein.

Dem preussischen Staat drohte die völlige Vernichtung, alle Hilfsmittel waren durch den langen Krieg erschöpft. Der König wußte nicht mehr, wo er Mannschaften für seine gelichteten Regimenter hernehmen sollte, so viele Tausende waren geblieben, so viele Tausende befanden sich in feindlicher Geisangenschaft; selbst die noch im halben Knabenalter befindlichen Rekruten waren wieder und immer wieder aufgerieben worden. Manche Regimenter hatten durch Ueberläufer und selbst durch Kriegsgefangene ergänzt werden müssen, und diese wurden gezwungen, gegen ihr eigenes Volk zu kämpfen.

Besonders fühlbar machte sich der Verlust unter den Offizieren. Friedrich, der so stolz auf seinen Adel war, die Offiziers-Patente nur Edel-leuten verleihen wollte, mußte dazu greifen, Unter-offiziere zu befördern, da die Reihen des Adels durch den Tod gelichtet waren. Manche adlige Familien hatten fast alle ihre männlichen Sprossen auf den Schlachtfeldern des 7jährigen Krieges verloren.

Ein verwüstetes Land, dem es an Arbeitern und Bauern und selbst an dem nothwendigen Zugvieh fehlte, ein verarmtes Volk, unter dem Hungersnoth und epidemische Krankheiten wütheten, das war das Bild Preußens in den letzten Jahren eines furchtbaren Krieges.

Das Kriegsglück schien den König verlassen zu haben; wenn er auch viele glänzende Siege gefeiert hatte, so vermochte er doch kaum noch länger der gewaltigen Uebermacht seiner Feinde zu widerstehen.

Als das Jahr 1761 endete, befand sich Friedrich in einer fast verzweiflungsvollen Lage,

Preußen und Westphalen waren von Feinden besetzt, ein Theil Schlesiens befand sich in der Gewalt der Oesterreicher, welche sich auf Glatz und Schweidnitz stützten, ein großer Theil Pommerns mit Kolberg war von den Russen eingenommen, Sachsen zum Theil von den Oesterreichern und der Reichsarmee erobert, diejenigen Provinzen, über welche Friedrich noch gebot, waren

ausgesogen durch den Krieg, sie konnten weder Geld, noch Mannschaften in genügendem Maße zu einer ferneren Kriegsführung liefern, und auch die Unterstützung, welche das reiche England bisher dem König gegeben hatte, fehlte. — Friedrich's Untergang schien unvermeidlich, wenn nicht ein Wunder geschah.

Und das Wunder geschah!

In die tiefste Nacht des Unglücks fiel plötzlich ein Lichtstrahl! —

Die unermüdlche, ewig thätige, von grenzenlosem Haß gegen den König erfüllte Feindin desselben, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, starb am 5. Januar 1762, und ihr Neffe Peter III., ein treuer Freund und Verehrer des Königs, bestieg den russischen Thron.

Selten ist wohl eine Todesnachricht mit solchem Jubel in Berlin begrüßt worden, wie diese, und als nun gar am 22. Mai der mit Rußland geschlossene Friede und endlich die Allianz Friedrich's und Peter's III. verkündet wurde, da kannte die Freude in der Residenz keine Grenzen mehr, denn jetzt hoffte man auf einen allgemeinen Frieden.

Am 1. Pfingsttage wurde die Feier des Friedens mit Rußland festlich begangen. Ein öffentlicher Gottesdienst, bei dem das Volk mit wahrem Enthusiasmus das Lied „Herr Gott, dich loben wir“ anstimmte, Kanonendonner auf dem Lustgarten, ein Bataillonsfeuer aus kleinem Gewehr von der Garnison wechselten mit einander ab. Bis in die Nacht hinein dauerte das Sauchen und Livatrußen in den Straßen, das Schießen aus den Häusern.

Der Jubel war so groß, daß ein geachteter protestantischer Geistlicher in seinem Enthusiasmus von der Kanzel herab verkündete, er werde am folgenden Tage in Versen predigen. Er hielt Wort. Am andern Tage war die Kirche überfüllt, ein Jeder wollte diese versificirte Festpredigt hören, obgleich gar mancher bedenklich den Kopf schüttelte, und viele Berliner meinten, der ehrwürdige Herr sei ein wenig verrückt geworden.

Es erregte nach solchen Freudentagen eine nicht geringe Bestürzung in Berlin, als die Nachricht von der Entthronung und bald darauf vom Tode Peter's III. nach der Residenz kam. Zum Glück für Preußen aber blieb die Nachfolgerin Peter's, die Kaiserin Katharina, neutral und so gelang es denn Friedrich d. Gr., nach einigen glänzenden Waffenthaten am 15. Februar 1763 den vortheilhaften Frieden von Hubertsburg, der ihm den Kampfpriß des Krieges, die Provinz Schlesien sicherte, zu Stande zu bringen.

Frohe Tage folgten jetzt für Berlin. Schon am 16. Februar kam die Königin aus Magdeburg zurück und wurde auf das Herrlichste mit allen jenen Festlichkeiten, die bei solchen Gelegenheiten üblich sind, eingeholt. Vom Brandenburger Thor bis zum Ende der Linden war die aus 25 Compagnien bestehende Bürgerchaft mit ihren Fahnen und die Feldmusik aufgestellt.

Der Jubel war groß, als an demselben Tage

jede repräsentative Feierlichkeit in einem andern Schreiben ausgesprochen hatte. Aber der Marquis konnte sich dennoch nicht entschließen, von dem Festzuge zurückzubleiben oder gar die Einholungsfeierlichkeiten zu hintertreiben.

Vom Morgen des 30. an befand sich die gesammte Einwohnerschaft Berlins in der lebhaftesten Bewegung. Alle Straßen, von denen man hoffte, daß der König durch sie ziehen würde, waren dichtgedrängt voll Menschen, die Bürgerschaft stand von dem Thore bis an's Schloß in zwei Reihen unter dem Gewehr, die Kaufmannschaft, an ihrer Spitze Gostowsky und der Marquis d'Argens, erwartete zu Pferde den Einzug des Königs.

Auch das Schlächtergewerk und die Schützenmilde hatten sich beritten gemacht. Es waren natürlicher Weise auch Ehrenpforten errichtet und der Magistrat hatte sich bei der ersten derselben versammelt, um den König zu bewillkommen.

Schon am frühen Vormittag waren alle Vorbereitungen getroffen, aber der Vormittag verging, es wurde Mittag und immer noch kam der König nicht.

Auch der Abend brach herein, die Ungebuld des Volks wuchs, schon begann man zu fürchten, daß vielleicht ein unvorhergesehenes Hinderniß den König zurückgehalten habe, da verbreitete sich plötzlich unter dem Publikum die Nachricht, Friedrich sei bereits in Berlin.

Und so war es in der That. Um den Empfangsfeierlichkeiten zu entgehen, hatte Friedrich die große Straße verlassen; er war durch das Spandauer Thor unbemerkt eingefahren und in das Schloß gelangt, ohne daß eine der wohl einstudirten Reden von den Bürgern hätte gehalten werden können; er soupirte mit der Königin, während seiner noch immer die Bürger erwartungsvoll harrten.

Als man endlich erfuhr, daß alles Warten vergeblich sei, lösten sich die Gewerke auf und alle die festlich gepuhten Bürger schlichen mühsüchtig nach Haus. Es gab an jenem Abend manche böse Reden. Alle Diejenigen, welche so viel von Kriege gelitten und jetzt jeden Schmerz vergessen hatten, um den König freudig zu bewillkommen, fühlten sich tief gekränkt durch die Rücksichtslosigkeit desselben, am Meisten vielleicht der Marquis d'Argens, der seinem Unmuth vollen Lauf ließ und sich öffentlich darüber beklagte. Und er hatte auch Ursache dazu, denn es war für ihn wahrlich keine Kleinigkeit gewesen, sich in knapper Uniform der schlechten Witterung auszusetzen, während er sonst um diese Jahreszeit gewöhnlich zwei Schlaf Röcke und zwei Nachtmüßen trug, um sich vor der Kälte zu schützen!

Erst am folgenden Morgen nahm Friedrich die Glückwünsche der Bürgerschaft an und um dieser wenigstens eine Genugthuung für die vermittelte Einholung zu geben, fuhr er bei der am 4. April stattfindenden großartigen Illumination durch alle Straßen und unterhielt sich vom Wagen

aus mit den Bürgern; er erschien auch später mehrfach auf dem Balkon des Schlosses und zeigte sich dem Volke.

### Fünftes Kapitel.

Der preussische Militärstaat. — Die Werbungen im Auslande. — Die Liebstensteine. — Haß der Berliner gegen die Offiziere. — Brutalität der Offiziere. — Dienstliche Strenge Friedrichs. — Verfall der Armee. — Friedrichs Thätigkeit zur Hebung des Landeswohlstandes. — Das Departement für Manufaktur und Kommerziensachen. — Kanalbauten. — Schutz der Berliner Fabriken. — Die Begründung der Porzellan-Fabrik.

Durch einen sieben Jahre lang fast gegen ganz Europa geführten Krieg hatte Friedrich das kleine Preußen zur Großmacht erhoben. Nach dem Friedensschlusse mußte es jetzt sein Bestreben sein, das Errungene aufrecht zu erhalten und weiter auszubilden.

Das Uebergewicht Oesterreichs in Deutschland war erschüttert, Preußen stand dem Kaiserstaate ebenbürtig zur Seite und es hatte fortan die Aufgabe, mit seinem Gegner im Kriege auch in der Zeit des Friedens auf dem Wege der innern Entwicklung weiter zu kämpfen, um seine Stellung in Deutschland, in Europa zu sichern.

Um das kleine, rings von Feinden umgebene Land vor plötzlichen Angriffen sicher zu stellen, mußte Friedrich über ein kampfbereites Heer gebieten können; die Entwicklung des preussischen Militärstaats war dadurch von selbst geboten und der König mußte daher bestrebt sein, die preussische Armee sowohl in Beziehung auf ihre Zahl, als auf ihre innere Tüchtigkeit, ihre Ausrüstung und Ausbildung, zur ersten Europa's zu machen.

In den Mitteln, welche er zu diesem Zweck wählte, war er nicht glücklich; er behielt das alte Kantonssystem und die Anwerbung im Auslande bei und das preussische Heer blieb daher im Großen und Ganzen unter der Regierung Friedrichs auf dem Standpunkt stehen, den es zur Zeit Friedrich Wilhelms eingenommen hatte.

Die gemeinen Soldaten waren theils gezwungene Kantonisten, theils geworbene Ausländer; sie dienten mit Widerwillen, waren jeden Augenblick bereit, zu desertiren und konnten nur durch die strengsten Kriegsartikel im Zaum gehalten werden.

lern und Materialisten, königlichen Bedienten und andern Leuten von Stande, sowie von solchen, die von ihren Kapitalien lebten oder 6000 Thaler im Vermögen hätten, von aller Enrolirung und Werbung ganz und gar frei sein sollten.

Handwerker und Arbeiter waren somit der Kantonpflicht unterworfen und blieben es während Friedrichs ganzer Regierung. Nur für einzelne größere Städte waren Ausnahmen gemacht, weil die Kantonpflichtigkeit den Gewerbestand derselben vernichtet hätte. So erhielt Berlin durch Cabinets-Ordre vom 20. Januar 1746 die Kantonfreiheit.

Auch bei den Werbungen im Auslande blieb Friedrich Wilhelms System unter der Regierung Friedrichs des Großen in voller Blüthe. Der König verschwendete freilich nicht mehr ungeheure Summen für Riesen, aber um überhaupt Leute unter die preussischen Fahnen zu locken, wurden dieselben Mittel der Gewalt und des Betruges aufgeboten, wie früher; besonders geschah dies zur Zeit des siebenjährigen Krieges.

Ganz Deutschland wurde durchstreift von preussischen Werbe-Offizieren, Abenteurern ohne Ehre und Gewissen, welche durch alle möglichen Kunststücke die Menschen zu den preussischen Fahnen zu verlocken suchten.

Besonders berüchtigt war ein Werbe-Offizier, Obrist Colignon, der jene abenteuerliche Schaar befehligte; unter den seltsamsten Verkleidungen reiste er in Deutschland umher und beredete in den Schänken die jungen Leute, Kriegsdienste unter dem heldenmüthigen König von Preußen zu nehmen, indem er ihnen Offizierspatente nicht nur versprach, sondern dieselben auch fälschlicher Weise ausstellte.

Die Opfer solcher Betrügereien wurden nach Magdeburg gesendet, sowie sie dort ankamen, fanden sie statt des Offizierdegens den Stock des Korporals, sie wurden als gemeine Soldaten unter die Regimenter gesteckt und so lange geprügelt, bis sie sich dem Willen ihrer Vorgesetzten unterwarfen.

Es klingt kaum glaublich und dennoch ist es wahr und geschichtlich bestätigt, daß Colignon auf solche Weise mit seiner Werberschaar im Laufe des Krieges mehr als 60,000 Rekruten dem preussischen Heere zugeführt hat.

Häufig genug kam Friedrich durch die betrügerischen und gewaltsamen Werbungen seiner Offiziere während des Friedens in ernste Konflikte mit andern deutschen Staaten.

So hatte z. B. im Jahre 1754 ein preussischer Werbe-Offizier v. Hedden in Verbindung mit einem Soldaten in Ulm einen reisenden katholischen Studenten auf offener Landstraße überfallen. Er hatte mit seinem Genossen den Unglücklichen, welchen er sich zum Rekruten ausersagen, zu Boden gerissen und ihm, damit er nicht schreien und Lärm machen könne, ein Schnupftuch in den Hals gesteckt. Der Student war in Folge dessen gestorben.

Die Sache machte großes Aufsehen, der Herr

unter  
das  
sich  
durch  
Nur  
ried-  
ahre  
iten,  
änd-





rer, bevorrechtigter Stand ausgeschlossen. Um sie aber noch mehr von derselben zu trennen, ordnete Friedrich dieselbe Maßregel an, welche die katholische Kirche mit Erfolg in Beziehung auf die Geistlichen durchgeführt hatte, er gab nur in höchst seltenen Fällen die Erlaubniß, daß ein Offizier sich verheirathen durfte.

Bei der Abgeschlossenheit des Offizierstandes, die durch das Cölibat erzeugt werden mußte, bei dem Uebermaß von Selbstbemühtsein, welches aus der reinen adligen Herkunft der Offiziere, aus der bevorzugten Stellung derselben naturgemäß entsprang, konnte es nicht fehlen, daß die Offiziere nach und nach zu einer grenzenlosen Selbstüberhebung kommen mußten, welche besonders den Berlinern stets sehr lästig war.

Die Offiziere schauten mit Verachtung auf die Bürger herab, wie reich und angesehen diese auch sein mochten, sie behandelten dieselben im günstigsten Falle mit beleidigender Herablassung, um vielleicht von ihnen zu borgen oder ihre schönen Töchter zu verführen, weit häufiger aber zeigten sie eine Brutalität, gegen welche es kaum ein Schutzmittel gab, denn der König war selten geneigt, einen Offizier, der es nicht gar zu bunt getrieben hatte, zu bestrafen.

Daß die jungen Offiziere damals, wie zu allen Zeiten, der Liebe, dem Wein und dem Spiel nicht abgeneigt waren, daß sie sich gern duellirten und daß sie im Frieden ihre viele freie Zeit nicht gerade in edelster Weise ausfüllten, haben wir wohl kaum nöthig, hinzuzufügen.

Wie nachsichtig der König gegen seine Offiziere auch sonst sein mochte, im Dienst verlangte er von ihnen die strengste Pflichterfüllung und selbst Generale mußten sich die härtesten Vorwürfe gefallen lassen, wenn sie nachlässig gewesen waren.

Die große Strenge, welche Friedrich im Dienst gegen Officiere aller Grade zeigte, mit der er jede Unordnung sofort bestrafte, hielt die Armee äußerlich in vortrefflichem Zustande. Die Bewaffnung war vervollkommenet, die Ausrüstung glänzend, die Uniform schön und elegant. Die Friedensmanöver wurden im Großen und Ganzen mit der größten Präzision ausgeführt und das preussische Heer galt daher in ganz Europa als ein Musterheer. Man erinnerte sich der Siege, welche es im siebenjährigen Kriege erfochten hatte und glaubte, daß es in einem neuen Kriege nicht weniger siegreich kämpfen würde.

König Friedrich glaubte dies selbst, aber er mußte sich noch in seinen letzten Lebensjahren überzeugen, daß er sich getäuscht habe. Als der für die Geschichte Berlins bedeutungslose bairische Erbfolgekrieg, den wir hier nur beiläufig erwähnen, begann, zeigte sich auf das Klarste, wohin die Bevorzugung des Adels bei den Offizierstellen, der Gammalschendienst, der im Frieden mehr und mehr eingerissen war, die Selbstüberhebung der Offiziere, die Werbung, Zuchtelung

und entehrende Behandlung der Soldaten geführt hatten.

Das Heer Friedrichs des Großen zeigte sich als ein kriegsunfähiges Friedensheer und wäre nicht zum Glück der Krieg kurz und thatenlos gewesen, so würde vielleicht schon damals die preussische Armee jenes Schicksal betroffen haben, welches ihr nicht ganz 30 Jahre später zu Theil wurde.

Ein Staat, der ein ungeheures Friedensheer ernähren, der in jedem Augenblick bereit sein soll, auf den Kriegsschauplatz zu treten, bedarf gewaltiger Hilfsmittel. Friedrich hatte im siebenjährigen Kriege erkannt, daß der erste und mächtigste Verbündete das Geld sei. Mit unermüdlicher Thätigkeit war er während seiner ganzen Regierung bestrebt, den Wohlstand des Landes zu heben, die Entwicklung des Handels, der Fabrik- und Gewerbethätigkeit zu fördern und dadurch das Volk in den Stand zu setzen, ohne zu verarmen die Last des stehenden Heeres zu tragen.

Unsere Stadt war vor allen andern des Landes der Schauplatz der wahrhaft großartigen schöpferischen Thätigkeit Friedrichs, einer Thätigkeit, welche sich indessen leider häufig auf falschen Bahnen bewegte und deshalb nicht diejenigen Erfolge haben konnte, welche der Feuerreifer und redliche Wille des Königs verdient hätten.

Das Volk jener Zeit war im Großen und Ganzen eine träge, willenlose Masse, verdimmt durch die tyrannische Regierung Friedrich Wilhelms I., ohne Unternehmungsgeist, ohne den Muth, sich selbst zu helfen; es bedurfte der Anregung, um zur Selbstthätigkeit zu kommen.

Friedrich aber begnügte sich mit einer Anregung nicht; er glaubte nur dann seinen königlichen Beruf vollkommen zu erfüllen, wenn er überall persönlich leitete und anordnete, wenn er in die äußersten Details der Verwaltung, des Fabrikwesens, der Landwirtschaft mit eigener Hand eingriff und für dieselben seine Gesetze und Bestimmungen gab. Er hielt sich für den geborenen Vormund der unmündigen Masse; nirgends ließ er dem Einzelnen freien Spielraum für die Entfaltung eigener Thätigkeit und dadurch zerstörte er häufig genug die Früchte seines Strebens.

Schon unmittelbar nach seiner Thronbesteigung hatte Friedrich bewiesen, wie sehr ihm die Förderung des Handels und der Gewerbe am Herzen lag, indem er schon am 27. Juni 1740 den Staatsminister von Marschall mit der Leitung eines besondern Departements für Manufaktur- und Kommerziensachen betraute und ihn in einer sehr detaillirten Instruktion beauftragte, dafür zu sorgen, daß die bisherigen Manufakturen im Lande verbessert und solche, welche bisher noch fehlten, eingeführt würden. Außerdem erhielt der Minister den Auftrag, so viel Fremde, als irgend möglich, ins Land zu ziehen.

Auch der Kaufmann Gogkowsky, der zu jener Zeit für eine Autorität im Handelsfache galt, wurde gleich nach der Thronbesteigung Friedrichs

Um die Fabrikation von Tüchern, Kattunen, vollenen Zeugen etc. zu schützen, ergingen schon im Januar 1747 Edikte gegen den Aufkauf der Wolle und die Einbringung fremdländischer Fabricate der Art in Preußen. Ebenso wurde eine Sammetfabrik, welche der Hoflieferant Blume nach Genueser Art in Berlin angelegt und an seinen Schwiegersohn Gokłowski vererbt hatte, im Jahre 1749 durch ein Verbot des fremden Sammets geschützt. Auch der Berliner Zucker-Raffinerie wurde zum Schaden sämtlicher Zuckerkonsumenten im Lande ein weitreichender königlicher Schutz; am liebsten hätte Friedrich den ausländischen Zucker ganz verboten, da man aber in jener Zeit den Runkelrübenzucker noch nicht kannte und doch das fremde Fabrikat nicht entbehren konnte, so wollte der König wenigstens das Geld retten, welches bisher für die Raffinerie besonders den Hamburgern zugeflossen war.

Es gab damals in Preußen noch keine Zuckersiedereien, denn die in Stettin im Jahre 1720 gegründete Gesellschaft war in Folge bedeutender Verluste eingegangen.

Im Jahre 1749 erhielt David Splittgerber die Erlaubniß, in Neu-Cölln an der Spree eine Zuckersiederei und Raffinerie einzurichten. Im Jahre 1751 wurde sein Privilegium dahin erweitert, daß er die Kur- und Neumark mit seinem raffinierten Zucker versorgen durfte und um seine Fabrik vor jeder Konkurrenz zu schützen, wurde aller auswärtig gefottene Zucker unter dem 20. November 1751 mit einer Steuer von 12 Prozent belegt.

Unter solchen Verhältnissen konnte das Geschäft wohl emporblühen. Splittgerber legte bald eine zweite und dritte Fabrik in Berlin an, zur zweiten schenkte ihm der König sogar die Baustelle vor dem Stralauer Thor. Erst später wurde es auch andern Unterthanen erlaubt, Zuckersiedereien anzulegen.

Nicht weniger wurde eine Seiden-Manufaktur unterstützt, welche im Jahre 1753 der Banquier Schütz vor dem Königs Thor anlegte und zu der Friedrich die Kosten hergab, ohne daß aus dem künstlichen Unternehmen je ein nennenswerther Erfolg erzielt worden wäre.

Von hohem Interesse für die Berliner Industrie ist die Begründung eines Fabrikationszweiges, der damals zuerst Aufsehen zu erregen begann und der nicht wegen, sondern trotz des Schutzes, welchen er beim König fand, doch von dauernder Bedeutung für unsere Stadt geblieben ist — die Begründung der Porzellan-Fabrikation.

Die Kunst, Porzellan zu machen, war bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts ausschließlich Eigenthum der Chinesen gewesen, bis endlich durch einen Goldmacher zufällig das Geheimniß der Porzellan-Fabrikation entdeckt wurde.

Johann Friedrich Böttcher war in Berlin bei dem Apotheker Jörn Behrling gewesen. Er hatte vielfach chemische Versuche gemacht und war dadurch in den Verdacht der Goldmacherei ge-

kommen.  
sen, weil  
zogen zu  
nach dem  
denselben  
Gold, wo

fation einen neuen Aufschwung. Viele sächsische Porzellan-Arbeiter, welche verschiedener Vergeltungen wegen auf der Festung Königsstein gefangen gehalten wurden, fanden während des Krieges Gelegenheit, sich an Stricken von den Felsen, auf denen die Festung belegen ist, herabzulassen. Sie flohen nach Böhmen, von dort aus aber begaben sie sich auf Wegely's Einladung nach Berlin und brachten hier ein neues Leben in die Porzellan-Fabrikation, indem sie viele Geheimnisse der Meißner Fabrik verriethen und dadurch dazu beitrugen, daß die Berliner Waare fortan weit werthvoller und besser wurde.

Die Wegely'sche Fabrik blühte auf, aber nicht zum Vortheil des Inhabers, denn dieser hatte sich die Ungnade des Königs zugezogen.

Friedrich hatte sich im Kriege den Waarenbestand der Meißner Fabrik angeeignet; es kam nun darauf an, denselben möglichst schnell zu Gelde zu machen und er forderte zu diesem Behufe, daß ihm Wegely das sämtliche Porzellan abkaufe. Auf eine solche Zumuthung vermochte der Berliner Fabrikant nicht einzugehen; zum großen Aerger des Königs verweigerte er die Annahme der Meißner Waaren. An seiner Stelle übernahm dieselben ein Baron Schimmelmann für einen ziemlich geringen Preis, er schlug aus dem Verkaufe ein gewaltiges Vermögen heraus.

Friedrich hatte die Weigerung Wegely's so übel aufgenommen, daß er unter dem Vorwand, Wegely fordere für seine Waare zu hohe Preise und betrüge dadurch das Publikum, einfach befahl, die Berliner Porzellanfabrik solle eingehen. Es blieb nichts übrig, als dem Machtspruch des Königs zu gehorchen. Die Geräthschaften der Fabrik wurden vernichtet, die vorhandenen Waaren

an die Meistbietenden verkauft und die Arbeiter gingen auseinander.

Wegely's Nachfolger war ein geschickter Töpfer, Reichert, der in Berlin eine kleine Porzellanfabrik mit geringem Kapital anlegte und ziemlich gute Fabrikate lieferte, einen größeren Aufschwung aber gewann die Fabrikation erst, als Friedrich im Jahre 1760 dem patriotischen Berliner Kaufmann Gopkowsky den Wunsch aussprach, eine gute Porzellanfabrik im Lande zu haben.

Ein königlicher Wunsch war für Gopkowsky ein Befehl. Obgleich er durch den Krieg schwere Verluste erlitten hatte und keineswegs mehr so viel Vermögen besaß, um eine großartige Fabrik aus seinen Mitteln zu errichten, so glaubte er dies doch thun zu müssen; denn er hoffte, der König werde ihn später bei dem Betriebe unterstützen. Er nahm zu seinem auswärtigen Kredit seine Zuflucht und beschaffte sich dadurch bedeutende Geldsummen.

Da er Reichert zufällig kennen gelernt hatte, so gewann er diesen und machte mit ihm einen für den Künstler ziemlich vortheilhaften Vertrag. Er verpflichtete sich, die Gelder zur Errichtung und Fortsetzung der Porzellanfabrik herbeizuschaffen, Reichert alle bereits angewendeten Kosten zu ersetzen, seine Vorräthe und Geräthschaften zu kaufen und ihm außerdem für seine Person, so lange Reichert leben würde, jährlich 1000 Thaler nebst freier Wohnung und Holz zu gewähren; ein Kapital von 10,000 Thalern sollte ihm zufallen, sobald die nöthigen Versuche gezeigt hätten, daß Reichert wirklich verstände, echtes Porzellan zu fabriziren.

Gopkowsky ging nun mit der Errichtung der Fabrik eifrig ans Werk. Er kaufte das in der Leipziger Straße 4 belegene Dorville'sche Haus und hier begründete er die Fabrik. Arbeiter wurden engagirt und angelehrt, bald betrug die Zahl derselben 150. Ein tüchtiger Miniaturmaler Klause wurde mit 2000 Thalern jährlich honorirt, um junge Leute aus guten Familien, die bei Gopkowsky in Arbeit getreten waren, zu unterrichten. Im Jahre 1762 konnte Gopkowsky zu seiner Genugthuung dem König schon trefflich ausgeführte Porzellansachen aus der Berliner Fabrik überreichen.

Gopkowsky hatte bei dieser, sowie bei vielen andern Unternehmungen weit über seine Kräfte hinauspekulirt; er vermochte sein umfangreiches Geschäft nicht aufrecht zu erhalten, ein Bankerott war die Folge zu großartiger und häufig unglücklicher Spekulationen, vielleicht auch die Folge der grenzenlosen Undankbarkeit, welche die Stadt Berlin einem ihrer tüchtigsten Mitbürger erwies.

Der Porzellanfabrik drohte durch den Bankerott ihres Unternehmers der Untergang. Friedrich fühlte sich daher verpflichtet, dieselbe selbst zu übernehmen; Gopkowsky erhielt 225,000 Thaler und die Fabrik war nun eine königliche.

Die früheren Arbeiter und Direktoren blieben

meistens in derselben, nur Reichert, der gehofft hatte, Direktor zu werden, sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht und bekümmerte sich darüber, obgleich er eine Entschädigung von 7000 Thaler bekam, so sehr, daß er bald nachher starb.

Friedrich nahm fortwährend ein reges Interesse an der Entwicklung der Fabrik.

Er förderte dieselbe nach bester Kraft und zwar mit Mitteln, welche eben nur einem König zu Gebote standen und zwar einem König, der es nicht zu genau mit den Gesetzen der Billigkeit nahm. Er ließ nicht nur in der Fabrik fortwährend eine große Menge kostbarer Gegenstände fertigen, welche er theils zu seinem eigenen Gebrauch, theils zu Geschenken an fürstliche Personen und an solche, denen er Zeichen seiner Zuneigung oder Gnade geben wollte, verwandte, sondern er gab auch den Befehl, daß die Juden in ganz Preußen, sobald sie die Konzession zur Niederlassung, zur Verheirathung, zum Handel oder zum Häuserkauf haben wollten, verpflichtet werden sollten, eine bestimmte Quantität Berliner Porzellans zu kaufen.

Damit aber hierdurch nicht etwa der königlichen Fabrik eine Konkurrenz erwüchse, war es den Juden streng verboten, die so angekauften Waaren innerhalb des Landes zu veräußern; sie mußten durch Zeugniß beweisen, daß sie den Verkauf außerhalb bewirkt oder die Waaren behalten hätten, und um die Ungerechtigkeit voll zu machen, wurde bei der Auswahl der den Juden zu verkaufenden Stücke immer darauf gesehen, daß sie solche Gegenstände erhielten, welche sonst nicht leicht abzusetzen waren.

Sein Interesse an der Porzellanfabrik beschäftigte Friedrich auch ferner dadurch, daß er sich fortwährend auf das Genaueste um den Betrieb derselbe bekümmerte.

Der Direktor mußte am Schlusse jeden Monats Bericht über den Betrieb der Fabrik einreichen.

Friedrich kam nie nach Berlin, ohne seiner Lieblingsbeschäftigung einen persönlichen Besuch abzustatten.

In allen größern Städten wurden Waarenlager der Berliner Fabrik angelegt und diese entwickelte sich bald mehr und mehr; sie lieferte eine wirklich vorzügliche Waare und auch nicht unbedeutende Reinerträge. Im Jahre 1785 beschäftigte die Fabrik schon 500 Arbeiter und bis zum Jahre 1808 hat sie einen Reinertrag von 1,321,472 Thalern gebracht.

## Sechstes Kapitel.

Königliche Falschmünzerei. — Der Münzjude Weitel Ephraim. — Die Besoldungsscheine. — Noth nach dem Kriege. — Fabrik-Anlagen in Berlin. — Die Seidenmanufaktur in Berlin. — Die Wollenmanufaktur. — Begründung der königlichen Bank und Seehandlung.

Der siebenjährige Krieg, der wesentlich dazu beigetragen hat, die Porzellanfabrikation zu heben, hielt die Entwicklung der übrigen Fabrikzweige in Berlin zurück. Der König konnte während desselben weder Zeit noch Geld aufwenden, um seinerseits fördernd einzutreten, den Privaten aber fehlte der Muth dazu.

Die Fabrik- und Gewerthätigkeit schloß in Preußen während des Krieges, nicht aber der Handel. Die ungeheuren Lieferungen, welche der Bedarf der Armee fortwährend erforderte, gingen meistens von Berliner Kaufleuten aus. Manche derselben, sowie auch einige größere Handwerker hatten in Folge dessen bedeutende Verdienste.

Bisher waren außer dem Splittgerber und Daum'schen Handlungshause, dem Bankier Schütz und dem bekannten Gogkowsky nur wenige Kaufleute von Bedeutung in Berlin gewesen. Während des Krieges vermehrte sich die Zahl derselben; manche gewannen großartige Reichthümer, aber neben den Wenigen, die durch den Krieg reich wurden und sich nun gegenseitig im Luxus überboten, verarmte naturgemäß die große Masse der Bevölkerung, der kleine Kaufmann und Handwerker, der Arbeiter, der Gelehrte und Beamte während der Kriegsjahre mehr und mehr.

Wesentlich trug zu der Noth, in der sich während des Krieges die Masse der Berliner Bevölkerung befand, eine Maßregel bei, welche Friedrich ergriff, um sich für Kriegszwecke Geld zu schaffen, eine königliche Falschmünzerei.

Die Münze wurde jüdischen Unternehmern übergeben. Der Berüchtigteste derselben war der Berliner Schußjude und Hof-Juwelier Weitel Ephraim, der bei Ausprägung des leichtesten Geldes mit bewunderungswürdiger Schlaueit und Gewissenlosigkeit verfuhr.

Jährlich wurden ungeheure Massen falscher Gold- und Silbermünzen ausgeprägt und um dieselben möglichst im Cours zu erhalten, gab man ihnen eine vor die Kriegsjahre hinausreichende Jahreszahl, damit das Volk glauben solle, es seien noch die richtigen alten Geldstücke; dann wendete man auch andere als preussische Stempel an, mit Erlaubniß der erkaufte Regierungen der betreffenden Länder. Es kam dahin, daß sächsische Goldstücke, die in Berlin ausgeprägt waren, nur  $\frac{1}{4}$  Thaler gutes Silbergeld an Werth hatten.

Friedrichs Münzkunststück fand auch im übrigen Deutschland Nachahmung und bald genug zeichneten sich die meisten der kleinen deutschen

Fürsten ebenfalls durch Verfälschung des Geldes aus.

Die fremden Falschmünzer trieben es sogar noch ärger, als die preussischen. Die Geldsorten der auswärtigen Münzstätten waren fast vollständig werthlos, einige so geringhaltig, daß sie im Volke den Spottnamen „Grünjaden“ erhielten, weil aus ihnen der Grünspan so mächtig empor schoß, daß er selbst beim häufigen Umtausch des Geldes sich nicht vertilgen ließ.

Der Berliner Wiß gab überhaupt jenen Geldstücken bald genug bezeichnende Namen. So hießen die leichten sächsischen Achtgroßenstücke, welche von Ephraim nachgeprägt wurden, allgemein „Blechtappen“ oder „Ephraimiten“. Ephraim hatte Sorge getragen, seine Achtgroßenstücke möglichst täuschend nachzuahmen; sie waren prächtig weiß gehalten und sahen gut genug aus. Die Gassenbuben saugen deshalb folgenden Vers auf sie:

„Von außen schön, von innen schlimm,  
Von außen Friedrich, von innen Ephraim.“

Das gute Geld stieg in Folge der abscheulichen Falschmünzerei sehr im Werthe. Ein guter Dufaten wurde damals an vielen Orten mit 9 Thalern bezahlt.

Die Münzfälschung brachte ein schweres Unglück über Deutschland; viele Millionen falschen Geldes liefen im Volke um, ganz Norddeutschland war damit überschwemmt und als nun endlich Frieden wurde, da zeigte sich die Wirkung der falschen Finanzwirtschaft, da machten viele der geachtetsten Kaufleute, welche, durch ihre Handelsverbindungen gezwungen, große Summen des falschen Geldes hatten annehmen müssen, Bankrott und eine gewaltige Verkehrsstörung war die nothwendige Folge.

Am Schwersten litten dabei die kleinen Handwerker, die Arbeiter und die Beamten; die Soldaten mußten mit gewaffneter Hand, wenn sie in falscher Münze ausgezahlt wurden, diese zum vollen Werth anzubringen. Die Arbeiter und kleinen Handwerker aber mußten, um nur Geld zu bekommen, nehmen, was ihnen gegeben wurde und diese Alle verloren entsehrlich durch das werthlose Geld und fielen der bittersten Armuth anheim.

Nicht weniger schlimm erging es vielen Civilbeamten. Diese hatten in den letzten 4 Jahren des Krieges ihr Gehalt niemals mehr in barem Gelde ausgezahlt bekommen, es wurden ihnen Kassenscheine übergeben, die nach dem Frieden zahlbar sein sollten. Diejenigen Beamten, welche kein Vermögen besaßen, mußten die Kassenscheine sofort an den Mann zu bringen suchen; sie verloren dabei bis  $\frac{1}{4}$  des Werths derselben, denn die Wechsel in Berlin trauten dem Glück Friedrichs nicht mehr.

Die etwas wohlhabenderen Beamten und diejenigen, welche vielleicht bei Freunden Kredit fanden, hoben sich wohl die Scheine bis zum Frieden auf, aber auch sie mußten schwere Ver-

luste tragen, denn als ihnen nun endlich ihr Gehalt ausgezahlt wurde, geschah es in schlechtem Gelde, welches kurze Zeit später auf seinen wahren Werth herabgesetzt wurde.

Es war für Friedrich keine leicht zu lösende Aufgabe, nach dem siebenjährigen Kriege wieder Ordnung in das zerrüttete Staatswesen zu bringen. Die Kräfte des Landes waren über alles Maß angespannt worden, alle Bevölkerungsklassen hatten entsehrlich gelitten, die blühende Hauptstadt Berlin war im gewerblichen Verkehr fast zu einer kleinen Landstadt herabgesunken. Auch ihre Einwohnerzahl hatte sich erheblich vermindert; auf der Friedrichsstadt besonders waren alle Straßen verödet. Die später mit Uebertreibung gebrauchte Redensart, daß die Straßen Berlins mit Gras bewachsen seien, hat damals der vollen Wahrheit entsprochen.

Friedrichs Streben ging unmittelbar nach dem Kriege dahin, die Noth des Volks zu lindern, den Verkehr wieder zu heben. Die noch in der Kriegskasse befindlichen Gelder wurden ausgeschüttet und auf die verschiedenen Provinzen vertheilt. Die Magazine ließ der König eröffnen, um die Kornvorräthe für das Volk zugänglich zu machen; große Bauten wurden ausgeführt, um den Arbeitern Verdienst zu schaffen. Troß aller dieser Maßregeln gelang es der Hauptstadt doch nur nach und nach, die schweren Folgen des Krieges einigermassen zu verwinden. Der kaufmännische und gewerbliche Verkehr war zu tief erschüttert, als daß er sich schnell hätte erholen können. Die schwersten Schläge erhielt er sogar erst nach dem Kriege durch die in Folge der Münzreduktion massenhaft eintretenden Bankerotte der angesehensten Kaufleute. Die Zuchthäuser wurden damals mit betrügerischen Bankerottirern bevölkert und es dauerte lange Zeit, ehe der gestörte Verkehr wieder in seine richtigen Bahnen treten konnte.

Mit unablässiger Thätigkeit verfolgte inzwischen Friedrich seine Pläne zur Aufbesserung des Handels und der Gewerbe, Pläne, bei denen er leider den Grundsätzen der Staats-Bevormundung, des Schutzzoll-Systems, der Einfuhrverbote für Fabrikate und der Ausfuhrverbote für Rohstoff, treu blieb. Er wollte Berlin zur Fabrikstadt umschaffen und war zu diesem Zweck bemüht, alle möglichen Fabrik Anlagen durch Staats-Unterstützung ins Leben zu rufen, ein Bemühen, welches nur zweifelhafte Erfolge hatte und bei denen er häufig ungeheure Summen ohne Nutzen verschwendete.

Da wurde der Franzose Sebastian Chevalier nach Berlin gezogen und zum Hof-Lieferanten ernannt, damit er eine Fabrik von lackirten Blechwaaren, gegossenem Zinn, Kupfer, Pappe, Papiermaché u. in Berlin errichte. Er erhielt zu diesem Zweck freie Wohnung, der König erbaute ihm die Fabrikgebäude und gab ihm außerdem noch eine Pension von jährlich 600 Thalern. Die für die Verhältnisse Berlins noch nicht naturwüchsige Fabrik hatte Bestand, so lange die Staats-

Unterstützungen dauerten; nach dem Tode des Königs aber sank sie, während eine zweite Lackirfabrik, welche der Franzose Guerrin angelegt hatte und die dessen Schwager, ein Braunschweiger, Namens Stobwasser, \*) später übernahm, unter diesem aus eigener Kraft zu großer Blüthe sich entfaltete.

Ein Genfer Uhrmacher, Namens Huguenin, legte mit königlicher Unterstützung in Berlin eine Uhrenfabrik an. Er ward im Jahre 1765 nach Potsdam zum König berufen und dieser, der ihm einige Uhren abkaufte, sprach den Wunsch aus, daß nicht ferner das viele Geld für die kostspieligen kleinen Maschinen nach Genf wandere. Huguenin war schnell bereit, eine Fabrik in Berlin zu errichten; er verlangte indessen einen ansehnlichen Voransch. Friedrich bewilligte denselben und das Vergnügen, eine Genfer Uhrenfabrik in Berlin zu haben, kostete ihm nach und nach nicht weniger als 141,000 Thaler, ohne daß dabei die Uhrenfabrikation in Berlin wirklich einheimisch geworden wäre.

Huguenin entwich, als sein Unternehmen scheiterte, schon im Jahre 1775.

Ein anderer Genfer Uhrmacher, Truite, setzte die Fabrik mit nicht weniger unglücklichem Erfolg fort; er starb im Jahre 1783 insolvent.

Der Berliner Kaufmann Hovelac war zur Fortführung des Unternehmens nur dadurch zu bewegen, daß ihm Friedrich das Fabrikhaus wiederum ohne Entschädigung überließ.

Ähnlich erging es auch in andern Industriezweigen. Die Fabrikanten erhielten theils bedeutende Summen geschenkt, theils schob ihnen wenigstens der König Kapitalien ohne Zinsen vor, für Andere wurden auf seine Kosten Fabrikhäuser erbaut, wieder Andere erhielten Prämien für gelungene Fabrikate; in den Zeitungen wurden Belohnungen ausgedoben für die besten und fleißigsten Arbeiter in allen Zweigen der Industrie. Durch alle diese Mittel aber gelang es dem König doch nur, einzelne Fabriken zu einer scheinbaren Blüthe zu bringen, welche so lange dauerte, als sie durch königliche Unterstützung aufrecht erhalten wurde. Dies war besonders der Fall bei der Seidenmanufaktur, für welche Friedrich ein großes Interesse fühlte.

Aus der Ferne wurden Maulbeerpflanzer und Seidenzüchter verschrieben, denen die Regierung ansehnliche Pensionen ertheilte. Die Knaben aus den Waisenhäusern wurden den Seidenzüchtern zur Anlernung übergeben, sie mußten Maulbeerbäume pflanzen und Seidenwürmer warten lernen. Grains und Maulbeersamen wurden überall im Lande umsonst vertheilt, damit besonders die Dorfschullehrer, die Prediger und kleinen Handwerker auf dem Lande sich mit der Zucht der Seidenraupen abgeben möchten. Kirchhöfe,

\*) Die noch heut bestehende Stobwasser'sche Fabrik, welche längst ihren hundertjährigen Geburtstag gefeiert hat.

Bege zc. mußten mit Maulbeerbäumen bepflanzt werden, um das Laub in genügender Menge zu haben. Es wurde eine Seidenmagazinkasse mit einem Fonds von 80,000 Thalern errichtet, aus dem alle Sorten fremder Seiden gekauft wurden und welche außerdem die Aufgabe hatte, denjenigen preussischen Seidenzüchtern, welche sich mit der Abhaspelung der Seide nicht abgeben konnten, die rohen Cocons abzukaufen. Alle Seidenmanufakturen konnten aus der Cocon-Niederlage Seide auf Kredit erhalten. Die Prämien für die Verarbeitung der Seide und die Unterstützung der Fabrikanten nahmen außerdem noch eine jährliche Summe von gegen 20,000 Thaler in Anspruch.

Was war das Resultat aller dieser Opfer? Ein scheinbar günstiges! — Die Berliner Seidenmanufakturen vermehrten sich in großartigem Maßstabe.

Als Friedrich zur Regierung kam, gab es in Berlin eine einzige Seidenmanufaktur, am Ende des Jahres 1782 waren bereits 56 Fabrikanten in den verschiedenen Zweigen der Seidenfabrikation beschäftigt, bei denen mindestens 7000 Menschen arbeiteten.

Ein scheinbar großer Erfolg war dies, aber eben nur ein scheinbar großer Erfolg, denn mit dem Fortfall der Staats-Unterstützungen sanken später alle diese Fabriken wieder und es blieb der neuern Zeit vorbehalten, die Seidenzucht und Seidenfabrikation durch die eigene Kraft intelligenter Unternehmer zur Blüthe zu bringen.

Auch die Wollenmanufaktur wurde mit ähnlichen Mitteln künstlich zum Nachtheil des Ackerbaues gehoben, die alten Wollausfuhrverbote wurden 1766 erneuert, ja am 3. April 1774 wurde sogar die Ausfuhr von Wolle und Wollfellen bei Lebensstrafe untersagt; bestraft wurde ferner, wer die Schafe vor der Schur verkaufte.

Die Landwirthe hatten unendliche Schererei mit ihren Heerden und sie zogen es daher naturgemäß vor, sich mit der Schafzucht überhaupt nicht mehr zu beschäftigen und ihre Schäferereien eingehen zu lassen.

Ein neues gewalthätiges Gesetz mußte erlassen werden, um das Eingehen der Schäferereien zu verhindern; bei 1000 Dukaten Strafe wurde dasselbe verboten, ohne daß indeß der König im Stande gewesen wäre, den vielen Kontraventionen, welche gegen seine Verbote begangen wurden, mit Erfolg entgegen zu treten.

Die Schafzucht konnte bei solchen Gesetzen in Preußen unmöglich emporblühen, obgleich Friedrich sich um dieselbe durch die Einföhrung feiner spanischer Schafe redlich bemühte.

Litt auf diese Weise die Viehzucht und damit der Ackerbau im ganzen Lande, so nahm die Wollweberei in Berlin freilich einen künstlichen Aufschwung. Gegen Ende der Regierung Friedrichs waren wohl 13,000 Menschen mit derselben beschäftigt.

Ähnliche Gesetze wie das Verbot der Wollausfuhr lasteten auch auf der Entwicklung anderer Industriezweige. Früher war, wie unsere Leser

sich erinnern, der Gebrauch aller Kattune streng verboten. Friedrich gestattete denselben wieder; unter seiner Regierung legte sogar Paul Demissi eine Baumwollenspinnerei in Berlin an und verschiedene sächsische und böhmische Kolonisten begannen Kattune zu weben.

Auch Kattundruckereien wurden eingerichtet, aber sie konnten nicht recht emporkommen, denn der wenigen böhmischen und sächsischen Kolonisten wegen wurde die Einfuhr der guten ostindischen Kattune, die sich zum Drucken und Verkauf besonders eigneten, verboten.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Entwicklung jedes einzelnen Fabrikationszweiges in Berlin weiter verfolgen; die dargestellten Beispiele genügen, um uns ein Bild davon zu geben, wie sich die Fabrikation in der Hauptstadt künstlich entwickelte. Der Schutz, welchen ihr Friedrich angeheißt ließ, war stets verbunden mit einem gewaltigen Eingreifen in die kleinsten Details des Geschäfts, die freie Selbstthätigkeit der Unternehmner war gehemmt und schon dadurch wurde es ihnen unmöglich, sich kräftig empor zu arbeiten.

Glücklicher war Friedrich in seinem Bestreben, den Handel zu heben, indem er am 20. Juli 1765 die königliche Bank errichtete, um dem kaufmännischen Verkehr durch sichere Kreditgewährung größere Kapitalien aufzuschließen. Da für die ausgegebenen Banknoten kein gezwungener Cours festgesetzt war, sondern die Annahme derselben dem freien Verkehr überlassen blieb, bürgerte sich bald das neue Institut in Berlin ein und wirkte segensreich. Alle irgend angesehenen Kaufleute fanden fortan für ihre Unternehmungen Geld zu billigen Zinsen; auch für die gesammte Berliner Einwohnerchaft wurde die Bank von großer Bedeutung. Sie nahm von Jedermann kleine Kapitalien, bei denen sie einen, wenn auch nur niedrigen Zinssatz gewährte.

Früher hatten Kindergelder dem Gericht in's Depositorium gegeben werden müssen; ihre Aufbewahrung kostete jährlich 1 Prozent. Nach Errichtung der Bank übernahm diese die Kindergelder und verzinst sie mit 3 Prozent, so daß also den Minderjährigen dadurch ein reiner Gewinn von 4 Prozent zufließt. Die Bank zeigte sich außerdem gefällig im Verkehr; kleine Kapitalien konnten in jedem Augenblick zurückgefordert werden, größere nach achtägiger Kündigung.

Die Bank erhielt in Folge ihres einsichtigen Geschäftsbetriebs bald eine ausgedehnte Wirksamkeit und hierdurch wurde wohl in dem stets regen und nach allen Richtungen hin thätigen König der unglückliche Wunsch erzeugt, den Staat an die Spitze weiterer kaufmännischer Unternehmungen zu stellen. Das Resultat dieses Strebens war die Begründung der Seehandlungs-Gesellschaft, welche nicht nur für den Großhandel Berlins vermöge der ihr vom Staat gewährten Vergünstigungen, Monopole und Unterstützungen eine unnatürliche und schädliche Konkurrenz geworden

ist, sondern welche auch später direkte Nachteile genug gebracht hat.

Friedrich stiftete die Seehandlung in Berlin am 14. Oktober 1772. Sie sollte ursprünglich nur die Aufgabe haben, fremdes Salz aufzukaufen, theils um damit in Polen zu handeln, theils um den inländischen Salz-Departements den nöthigen Bedarf abzulassen. Damit der Handel der Gesellschaft möglichst emporblühe, wurde ihr das Monopol des Salzhandels\*) übertragen.

Die Gesellschaft war ein Aktien-Unternehmen; es wurden 2400 Aktien zu 500 Thaler ausgegeben, von diesen aber behielt der Staat 2100 Aktien, so daß nur 300 ins Publikum kommen konnten. Auf 20 Jahre wurde der Gesellschaft der ausschließliche Salzhandel übergeben und außerdem ihr die Berechtigung gewährt, für alles Schiffbauholz, welches sie für ihren Bedarf aus Polen bezog, von der bedeutenden Steuer (50 Prozent) befreit zu sein. Die Aktien der Seehandlung mußten mit 10 Prozent verzinst werden und außerdem sollten sie noch eine Dividende abwerfen.

## Siebentes Kapitel.

Helvetius. — Die französische Regie. — Die französischen Abenteurer in Berlin. — Die Kaffeeriecher. — Die königliche Tabakfabrikation. — Das Lotto und die Lotterie. — Der Schleichhandel in Berlin.

„Keine Regierung kann ohne Steuern bestehen, sie sei eine republikanische oder eine monarchische, immer wird sie der Steuern bedürfen. Die Obrigkeit, welche die Staats-Verwaltung besorgt, muß zu leben haben; Richter wollen bezahlt sein, wenn sie den Gesetzen gemäß verfahren sollen; der Soldat muß verpflegt werden, wenn er aus Mangel an Lebensmitteln nicht zur Gewalt greifen soll; und auf gleiche Weise müssen die, welche dem Finanzwesen vorstehen, gut bezahlt werden, damit die Noth sie nicht zwingt, das öffentliche Einkommen zu veruntreuen. Diese verschiedene Ausgaben erfordern beträchtliche Summen; außerdem aber muß etwas für außerordentliche Fälle zurückgelegt werden. Da dies alles nur vom Volke genommen werden kann, so besteht die Kunst darin, es so zu nehmen, daß der Bürger nicht erdrückt werde.“

Mit diesen Worten schildert Friedrich der Große selbst die Aufgaben des Gesetzgebers bei Besteuerung des Volks. In einem Briefe an de Launay vom 16. März 1766 setzte er seine Ansichten über Besteuerung noch klarer auseinander, indem er sagte: „Besteuern Sie meinewegen die Weine aller fremden Länder, der Arme

\*) Die berühmten Salzbücher waren eine Folge dieses Monopols. Jede Familie erhielt ein Salzbuch, sie mußte eine bestimmte Quantität Salz verzehren, wenn sie auch durchaus keinen Geschmack an stark gesalzenen Speisen empfand.



ist es nicht, der sie bezahlt; ich erkläre mich zum Sachwalter für Fabrikanten und Soldaten, deren Sache muß ich vertreten!"

Der Arme, der Fabrikant, der Bürger, der Soldat sollten durch die Besteuerung nicht gedrückt werden und doch bedurfte Friedrich ungeheurer Summen, um den Militärstaat Preußen aufrecht zu erhalten, um seine Pläne, welche er zur Erhöhung des Landes-Wohlstandes hegte, zur Ausführung zu bringen, um Kanäle zu bauen, Ländereien urbar zu machen, Fabriken anzulegen und zu unterstützen.

Woher sollte er diese Summen nehmen, wie konnte er sie aufreiben in dem durch den Krieg so erschöpften Lande, welche Steuern konnte er erhöhen, ohne das Volk zu sehr anzustrengen? Das war die große Frage, welche Friedrich bald nach Beendigung des siebenjährigen Krieges sich selbst und seinen Ministern vorlegte.

Am 10. Juni 1765 fand zur Berathung über die Finanzlage des Landes in Charlottenburg ein Ministerrath statt. In diesem sprach der Vice-Präsident des General-Direktoriums, von Massow, sich dahin aus, das durch den Krieg erschöpfte Land lasse an gar keine Abgabe-Erhöhung denken.

Eine solche Antwort war keineswegs nach Friedrichs Sinn. Die Abgaben mußten erhöht werden! Seine Minister konnten ihm die nöthigen Rathschläge nicht geben, er wendete sich deshalb an Fremde.

Friedrichs ganze Bildung war von frühester Kindheit an französisch gewesen; das Merkantilsystem, wie es Colbert in Frankreich zur Blüthe gebracht hatte, erschien dem König als der Inbegriff volkswirtschaftlicher Vortreflichkeit, auch das französische Finanzwesen fand an ihm einen Nachahmer.

Er war durch den General-Lieutenant von Krocow, welcher 23 Jahre in französischen Diensten gestanden hatte, vielfach auf die nach der Ansicht des Generals ganz vortreflichen Finanz-Einrichtungen Frankreichs aufmerksam gemacht worden. Krocow hatte dabei auch den berühmten Helvetius erwähnt, der sich als Generalpächter der französischen Steuern ein großes Vermögen und trotzdem einen anständigen Ruf erworben hatte. Helvetius war ein talentvoller Schriftsteller; eins seiner Bücher hatte ihm in Frankreich Verfolgungen zugezogen und ihn zur Flucht nach England veranlaßt.

Durch Krocows Vermittlung setzte sich Friedrich mit Helvetius in Briefwechsel und lud ihn zu einem Besuch ein.

Helvetius kam im Jahre 1765 nach Berlin, wo er bis zum folgenden Jahre blieb und sich vielfach mit dem König über die Finanz-Einrichtungen Frankreichs unterhielt. Das Resultat dieser Beratungen war, daß ein Heer französischer Abenteurer nach Berlin verschrieben wurde, um die berühmte französische Finanzkunst in Preußen einzuführen, daß aus ihnen eine neue Behörde

unter dem Titel „Administration générale des Accises et Péages“, vom Volk nur „die französische Regie“ genannt, gebildet wurde, der das gesammte Accise- und Zollwesen des Landes untergeordnet ward.

Da gab es fortan in Berlin und im ganzen Lande Directeurs und Inspecteurs, Vérificateurs und Controleurs, Visitateurs, Commis, Plombours, Controleurs ambulants (reitende Aufseher), Jaugeurs (Weinrevisirer) und Commis rats de Cave (Kellermäuse), auch Brigaden von Anticontrebandiers zu Fuß und zu Pferde und wie die Titel der französischen Finanzkünstler sonst noch heißen mochten.

An der Spitze der Regie standen fünf Regisseurs, deren jeder außer einer Lantime von den eingehenden Steuern 12,000 Thaler jährliches Gehalt und den Titel eines Geheimen Finanzraths erhielt. Der Berühmteste derselben war la Haye de Launay, der mit viel gepriesener Geschicklichkeit es verstand, aus dem Volk den letzten Groschen herauszupressen.

Die Abgaben auf Bier, Branntwein, Wein, sowie auf alle nicht zum unbedingten Lebensbedürfniß der Armen gehörigen Gegenstände, selbst auf Fleisch, wurden wesentlich erhöht und mit unbarmherziger Strenge eingetrieben.

Die französischen Beamten saßen an den Thoren und wachten mit argwöhnischem Eifer über jedes Gepäckstückchen, welches in die Stadt gebracht wurde. Sie durchstreiften die Straßen, unablässig darnach spähend, ob nicht irgendwo ein zollpflichtiger Gegenstand eingeschmuggelt worden sei. Sie drangen selbst in die Häuser ein, durchsuchten die Wohnungen ganz unverdächtiger Bürger, zwangen diese sogar, sich zu entkleiden, um auf ihrem nackten Leibe nachzusehen und erlaubten sich dabei die größten Brutalitäten.

Das Heer der französischen Beamten bestand aus dem nichtsnutzigsten Gesindel, aus Leuten, die zum Theil schon auf den Galeeren gewesen waren, aus Abenteurern, die in Frankreich keinen Lebensunterhalt mehr gehabt hatten, zum Theil von ihren Finanzstellen Betrugs wegen kassirt und nun nach Preußen gekommen waren, um hier ihr Glück zu machen.

Fast alle diese neuen Steuerbeamten zeichneten sich durch Habgier, Bestechlichkeit und Lust zum Betrüge aus. Häufig genug hielten sie Haus-suchungen bei wohlhabenden Bürgern nur zu dem einen Zweck, daß ihnen ihr widerwärtiges Eindringen in die Wohnung durch eine erkleckliche Bestechungssumme abgekauft werde.

Der Verkehr litt außerordentlich durch die Gewaltthätigkeiten, welche die Diener der Regie, geschützt durch das Gesetz, fortwährend begingen und während Friedrich so sehr bestrebt war, den Handel des Landes mit allen Mitteln zu heben, störte er ihn durch Einrichtung dieser Regie auf das Empfindlichste.

Der Regie reichte sich würdig die Monopolisirung vieler Verkaufsgegenstände an.

Der Kaffee war das Lieblingsgetränk der Berliner geworden und auch auf dem Lande verbreitete sich sein Genuß mehr und mehr. Friedrich glaubte daher mit Vortheil eine hohe Steuer auf ein Getränk legen zu können, welches er keineswegs als zum Bedürfniß der Armen gehörig betrachtete.

Anfangs wurde die Steuer einfach erhöht; als aber dies kein besonders günstiges Resultat ergab, denn es wurde nun viel Kaffee ins Land eingeschmuggelt, erschien die neue Kaffee-Ordnung vom 21. Januar 1781.

Das Kaffeebrennen wurde durch dieselbe den Privaten bei strenger Strafe verboten, nur einzelne Privilegirte bekamen dazu die Erlaubniß als eine besondere Vergünstigung, welche jedoch nur in den Städten dem Adel, den Offizieren, den Geistlichen, den Mitgliedern der Landeskollegien und etlichen Hofleuten durch sogenannte Brennscheine erteilt wurde; die Brennscheine mußten bei dem königlichen Accise-Amt mit 1 Groschen bezahlt werden. Diese Begünstigten konnten den ungebrannten Kaffee aus den königlichen Entrepots zu 9 Groschen das Pfund kaufen, waren aber verpflichtet, mindestens 20 Pfund jährlich zu verbrauchen. Das übrige Volk mußte seinen Kaffee gebrannt aus den königlichen Entrepots beziehen.

Der gebrannte Kaffee war in blechernen Büchsen von 24 Loth verpackt, die mit der königlichen Verordnung besetzt waren. Die Büchse von 24 Loth kostete 1 Thaler, bei Rückgabe der Büchse wurden 4 Groschen vergütigt.

Der hohe Preis, für den der gebrannte Kaffee in den königlichen Entrepots verkauft wurde, war natürlich ein Anreiz zum Einschmuggeln. Die gebrannten Bohnen ließen sich schlecht transportiren und verloren an Aroma; die Schmuggler konnten daher nur rohen Kaffee einführen, der von den Bürgern im Geheimen selbst gebrannt werden mußte.

Mit wie hoher Strafe auch das Brennen des Kaffees belegt war, die Berliner Hausfrauen ließen sich davon doch nicht abschrecken und Friedrich sah sich deshalb veranlaßt, Kaffeeriecher anzustellen, welche die Aufgabe hatten, die Straßen der Residenz zu durchstreifen, um mit feiner Nase in denselben umherzuschmeffeln. Der durchdringende Geruch, den der Kaffee beim Brennen ausströmte, verrieth ihnen meist leicht, wo etwa eine lusterne Berlinerin das Gesetz umging.

Das Volk von Berlin haßte diese Kaffeeriecher wie die Sünde und spielte ihnen manchen häßlichen Streich, besonders waren die Frauen äußerst aufgebracht. Alle Placereien der Regie hätten sie dem König verzeihen können, aber daß er ihnen das Kaffeebrennen verbot, konnten sie nicht ertragen.

Der Berliner Wiß beschäftigte sich damals viel mit den Kaffeeriechern und seine Schärfe traf mitunter auch den König selbst.

Friedrich der Große ritt eines Tages die

zogen.

Im Jahre 1738 hatte der Kaufmann Samuel Schod aus Basel, ein Mitglied der französischen Kolonie, in Berlin eine große Rauch- und Schnupf-Tabakfabrik errichtet. Friedrich Wilhelm I. hatte ihm Staats-Unterstützungen angeboten; Schod aber war von dem richtigen Grundsatz ausgegangen, daß ihn eine Unterstützung des Staats in seinem Geschäftsbetriebe nur hemmen könne. Er hatte dieselbe deshalb ausgeschlagen und vortreffliche Geschäfte gemacht; seine gute Waare fand sowohl im Inlande als im Auslande reichlichen Absatz.

Hierdurch wurde in Friedrich der Wunsch erregt, den Tabakshandel zum Monopol zu machen. Im Jahre 1765 geschah dies.

Schod wurde reichlich entschädigt; ein französischer Kaufmann Roubaud, der in Marseille Bankrott gemacht hatte, und ein Stallener Anton von Galzabigt pachteten das Monopol für 1 Million Thaler. Um eine so gewaltige Pacht zahlen zu können, glaubten sie die Preise der Fabrikate in die Höhe schrauben zu müssen und sie thaten es in ungemessener Weise, aber zu ihrem Nachtheil; denn wie sehr sie auch die Käufer dadurch kränkten und die Tabakspflanzer beim Einkauf bedrückten, so vermochten sie doch nicht zu bestehen. Sie mußten ihre Pacht an zehn Berliner Kaufleute, welche noch 100,000 Thaler mehr zu zahlen sich erboten, abtreten.

Auch diese waren, obgleich sie in richtiger Erkenntniß ihres Vortheils die Preise ihrer Waaren herabsetzten, außer Stande, die Pacht zu bezahlen und schon im Jahre 1766 wurde deshalb die Gesellschaft aufgelöst; der König übernahm den Handel mit Tabak selbst und übertrug ihn der Ge-

neral-Tabak-Administration, welche in der ersten  
Zeit allerdings manchen schweren Kampf durch-

nur mit einigen Bohnen wirklichen Kaffee's versetzte.

Die Abnahme des Kaffeebedarfs und das Ueberhandnehmen der Strafen für den Schleichhandel veranlaßten den König im Jahre 1784 zu einer wesentlichen Preisherabsetzung. Auch diese aber hatte nur geringen Erfolg, denn es gab noch eine so große Menge anderer hoch besteuerteter Gegenstände, daß auch ferner der Schmuggelhandel in voller Blüthe blieb.

Nur eine vollständige Aenderung des Steuersystems hätte Abhilfe schaffen können, eine solche aber zu treffen war Friedrich zu alt und zu sehr in die falschen Grundsätze des Merkantilsystems eingelebt.

### Achtes Kapitel.

Preuß über Friedrich den Großen. — Der Adel und seine Vorrechte. — Die Zünfte und Innungen. — Der blaue Montag. — Die städtische Verfassung Berlins. — Philippi und die geheime Polizei. — Das Nasenspinde. — Abschaffung der Folter. — Ein Berliner Kriminalfall. — Die Justizreform. — Der Arnhold'sche Prozeß. — Ein märchenhaftes Geschworenen-Gericht in Berlin.

Der verdienstvolle Geschichtsforscher Preuß, der mit unermüdblicher und einsichtsvoller Thätigkeit bemüht gewesen ist, alle über die Regierungszeit Friedrichs des Großen vorhandenen Quellen zu studiren und der die Resultate seiner Forschungen in seinem trefflichen Buch „Friedrich der Große, eine Lebensgeschichte“ niedergelegt hat, giebt uns in demselben mit kurzen Worten ein treffendes Bild der Regierungsthätigkeit des großen Königs. Er sagt:

„Friedrichs ganze Regierung ist das Kunstwerk einer einzigen Herrscher-Idee — und dieses ist wie aus Einem Gusse zu Tage gefördert. Merkantilsystem, Monopole, Söldnerheer, Feudal- und Zunft-Privilegien, Bann- und Zwangsrechte, Hörigkeit und Erbunterthänigkeit waren Früchte desselben Baumes; darum konnten sie nur in derselben Zeit reifen und abfallen.“

Und an einer andern Stelle:

„So monarchisch auch die Form der Regierung des großen Königs war, die Art seiner Regierung war freier als in manchem Freistaate; denn es herrschte in seinen Landen Freiheit in dem Gesetz und Gleichheit vor demselben. Aber als Mensch ging Friedrich viel weiter. Er floß da über von Bewunderung freier Völker und großer Seelen. Seinen Staat jedoch fand er solcher Freiheit noch nicht reif und er hat keine Anstalten getroffen, diejenigen Grundsätze ins Leben zu führen, zu welchen er sich als Dichter-philosoph bekannte; bis an seinen Tod hat die Art der Heeres-Einrichtung, die Art der Acctse-Erhebung, die Gebundenheit des Handels und der Gewerbe, die Alles umfassende, Alles wie



Bürgerſchaft war gar nicht mehr die Rede und Friedrich, der kein Vertrauen zur Intelligenz der Volksmaſſen hatte, hütete ſich wohl, das alte Verhältnis wieder herzuſtellen.

Am 21. Februar 1747 erließ der König das neue rathhäusliche Reglement; in der Vorrede zu demſelben ſprach er den Zweck der Veränderung der ſtädtiſchen Verwaltung dahin aus, daß fortan der Zuſtand der Stadt in einer der Wohlſart des Publikums und dem Intereſſe des König entſprechenden Weiſe geordnet werde; biſher ſei beſonders die Juſtiz-, Kämmerer- und Oekonomie-Verwaltung in böſem Zuſtande geweſen und mit Nachläſſigkeit beſorgt worden; eine beſſere Ordnung ſei nothwendig und ſolle durch das Reglement eingeführt werden.

Der Magiſtrat wurde fortan zuſammengeſetzt aus einem Stadtpräſidenten und vier Bürgermeiſtern, zwei Syndicis, einem Oekonomie-Direktor, einem Kämmerer und zwölf Rathswännern; dieſe hatten die rathhäuslichen Geſchäfte ſowohl im Plenum als in den 4 Departements, dem Juſtiz-, Polizei-, Oekonomie- und Kämmerer-Departement zu bearbeiten.

Der Präſident wurde vom König ernannt, die übrigen Mitglieder vom Magiſtrat ſelbſt erwählt, die Hälfte derſelben mußten ſtudirte Perſonen ſein. Der Magiſtrat hatte außerdem die Beamten der Stadt anzustellen, ihm waren die demſelben früher reſervirten Gerichtſachen, das Patronat über die ihm unterworfenen Kirchen, Schulen und Hoſpitäler, die Gewerks- und Gildeſachen und die Aufſicht über die einzelnen Departements zuertheilt. Das Plenum des Magiſtrats erhielt außerdem noch die Verpflchtung, darauf hinzuwirken, daß die Einwohnerzahl beſonders durch wohlhabende Leute vermehrt werde, es ſollte auch für das Emporkommen der Stadt mit allem Fleiß Sorge tragen und darüber ſtets mit der Regierung verhandeln.

Von den Departements iſt für uns von beſonderm Intereſſe das der Polizei; an der Spitze derſelben ſtand der Stadtpräſident, der zugleich auch Polizei-Direktor war. Drei Rathmänner ſtanden ihm zur Seite; als Unterbeamte fungirten ein Polizei-Inſpektor, zwei Polizeimeiſter, ſowie eine Anzahl von Marktmeiſtern und Polizeidienern. Im Jahre 1782 ertheilte der König dem frühern Regiments-Quartiermeiſter Philippi, den er im Jahre 1771 zum Stadtpräſidenten und Polizei-Direktor ernannt hatte, eine ausführliche Inſtruktion.

Philippi dankte ſeine Ernennung dem Plan Friedrichs, in Berlin eine Polizei nach franzöſiſchem Muſter einzurichten. Man erzählte ſich damals Wunderdinge von der an's Unglaubliche grenzenden Wachſamkeit, welche der Chef der Polizei in Paris, Sartines, entfaltete, von der Schlaueit, mit der er die verborgenſten Verbrechen entdeckte oder ſogar die beabſichtigten Verbrechen vor der Ausführung entſchleierte und verhinderte.



Durch die Kabinetts-Ordre vom 27. Juni und 4. August 1754 befehlte Friedrich endlich die Tortur gänzlich. Die Veranlassung zu der berühmten Kabinetts-Ordre vom 4. August gab ein höchst merkwürdiger Berliner Kriminalfall.

Eine alte kinderlose Wittve wohnte in Berlin in dem sogenannten Stelzentrug am Alexanderplatz; ihr Miether und der einzige Mitbewohner des Hauses war ein armer Kandidat, dem es gar kümmerlich ging. Von Morgens früh bis Abends spät mußte er, um das liebe Brot zu erwerben, Unterricht geben, denn die Privatstunden wurden bei den Bürgern damals schlecht bezahlt.

Eines Morgens blieb das Haus länger geschlossen, als gewöhnlich. Die Nachbarn wunderten sich und als gegen Mittag die alte Frau noch nicht zum Vorschein gekommen war, besorgte man ein Unglück. Die Thür zur Wohnung der Wittve wurde erbrochen und die Befürchtungen der Nachbarn fanden sich bestätigt, man fand die Alte todt im Bette; ein um ihren Hals liegender Strick machte es zweifellos, daß sie erdrosselt worden sei.

Der erste Verdacht der Polizei fiel sofort auf den einzigen Hausgenossen der Ermordeten. Der Kandidat sollte Auskunft geben über die Vorgänge der Nacht, aber als man ihn zur Bernehmung fordern wollte, fand man sein Zimmer verschlossen; er war nicht anwesend und erst nach Verlauf von mehreren Stunden stellte er sich ein.

Er behauptete, nicht die geringste Auskunft geben zu können; er sei die Nacht nicht in seinem Quartier gewesen. Schon dies war auffallend; noch auffallender aber die seltsame Entschuldigung, welche er über sein Ausbleiben abgab. Er habe, so sagte er, am vergangenen Tage einen Freund besucht, der als Landgeistlicher einige Meilen von Berlin wohne; gegen Abend habe er denselben verlassen, sich in der Dunkelheit verirrt und die Nacht auf freiem Felde zugebracht. Sein etwas in Unordnung gerathener Anzug, die Erschlaffung, welche sich in seinen Gesichtszügen zeigte, ließen sich ebenso wohl durch eine im Freien zugebrachte Nacht als durch die Angst, die der Mörder nach vollbrachter That haben konnte, erklären; da aber die Sicherheit der Stadt durch manche Verbrechen, die in der letzten Zeit begangen worden waren, gefährdet schien, glaubte das Gericht mit Strenge vorgehen zu müssen und da der Kandidat fortwährend leugnete, so wurde ihm die Folter zuerkannt und auch zur Ausführung gebracht.

Schon beim ersten Grade der Folter brach der Gemartete in einen wilden Schmerzensschrei aus; er flehte das Gericht an, inne zu halten, er wolle bekennen. Ein vollständiges Geständniß der That erfolgte jetzt, der Zweck der Folter war erreicht, der Mörder entdeckt!

Wenn das Gericht an die Schuld und an das Bekenntniß des Gefolterten glaubte, so erschien es doch allen Denjenigen, welche den Kandidaten gekannt hatten, ganz unmöglich, daß der sanfte lebenswürdige Mann, der sich stets durch ein



Digitized by Google

Sache noch einmal zu untersuchen und wieder fiel die Untersuchung zu Ungunsten des Müllers aus. Trotz des Zorns, welchen der König gezeigt hatte, blieb die Regierung bei ihrem früheren Erkenntniß, weil das Mühlenfließ ein Privatwasser sei, mit welchem der Eigenthümer ohne Rücksicht auf den Nachtheil eines Andern machen dürfe, was er wolle; das Recht eines Dritten könne nicht durch ein landesherrliches Privilegium verletzt werden!

Neue Beschwerden, neue Untersuchungen erfolgten und endlich erhielt das Kammergericht zu Berlin vom König den Befehl, die Sache ohne alle Weitweisigkeiten abzumachen.

Das Kammergericht untersuchte den Fall mit der größten Gewissenhaftigkeit, aber das Recht war in der That gegen den Müller und demgemäß mußte das Kammergericht erkennen.

Friedrich war wüthend, als er das Erkenntniß hörte; er befahl, daß der Großkanzler v. Fürst mit denjenigen drei Räten, welche das Urtheil in der Arnold'schen Sache gefällt hätten, um 2 Uhr auf das Schloß kommen sollten.

Einer von den Räten, welche bei dieser denkwürdigen Audienz anwesend waren, der Herr v. Ranzleben, giebt uns über dieselbe eine ausführliche Beschreibung. Er erzählt:

Um 1 Uhr fuhr ich zum Großkanzler, wo ich schon die Kammer-Gerichts-Räthe Friedel und Graun vorfand. Der Großkanzler instruirte uns, was wir, wenn wir vor den König kommen würden, zu beobachten hätten und hierauf fuhr er gegen 2 Uhr mit uns in seinem Wagen auf das Schloß.

Wir gingen in das Zimmer, welches gleich hinter dem großen Saal kommt. Wir trafen daselbst einen Heyduken, durch welchen der Großkanzler dem König melden ließ, daß er mit uns da sei. Dieser kam bald zurück, erkundigte sich, ob der Geheime Kabinetstath Stellter nicht da sei und sagte, der König habe gefragt, ob wir Geheime Räte wären. Kurz nachher wurden wir vor den König geführt.

Wir gingen 3 Zimmer durch, wovon das mittelste das war, worin die Confidenztafel steht. In dem 4., einem kleinen Zimmer mit 1 Fenster war der König.

Zuerst ging der Großkanzler, diesem folgte ich auf den Fuß nach, hinter mir kam der Kammer-Gerichts-Rath Friedel und dann Graun. Vor der Thür im Zimmer stand ein Schirm, gegen welchen wir uns mit dem Rücken stellten.

Der König saß mitten in der Stube, so daß er uns gradezu ansehen konnte, mit dem Rücken gegen den Kamin, worin Feuer brannte. Er hatte einen schlechten Hut auf, welcher nach Form der Predigerhüte geformt war, einen Ueberrock von Mordoré-Moll oder Sammet, welches ich nicht recht unterscheiden konnte, schwarze Beinkleider und Stiefel, so ganz in die Höhe gezogen waren. Er war nicht frisiert. Drei kleine Banken, mit grünem Tuch beschlagen, standen vor ihm, worauf er die Füße zu liegen hatte. Er hatte eine Art

von Muffe oder Rouleaux vor sich, worin er die eine Hand hatte, an welcher er große Schmerzen zu haben schien. In der andern hatte er die Arnold'sche Sentenz. Er lag auf einem Lehnstuhl, zur Linken stand ein Tisch, worauf verschiedene Papiere lagen und zwei goldene Dosen, reich mit Brillanten garnirt, aus welchen er von Zeit zu Zeit Tabak nahm.

Außer uns war noch im Zimmer der Geheime Kabinetstath Stellter, der an einem Pult stand und sich zum Schreiben fertig machte.

Der König sah uns an und sagte: „Tretet näher!“ worauf wir noch einen Schritt vorwärts thaten, so daß wir nicht zwei Schritte von ihm entfernt waren.

Er frug uns Drei: „Seid Ihr Diejenigen, welche die Arnold'sche Sentenz gemacht haben?“

Wir beantworteten dies mit einer Verbeugung, indem wir „ja“ sagten.

Ein strenges Verhör begann nun, aber die Räte ließen sich durch dasselbe nicht einschüchtern. Sie verfochten muthig ihre Ueberzeugung, obgleich der König sie sehr hart anließ und ihnen sogar mit dem Tode drohte.

Das Endresultat des Verhörs war, daß die Kammergerichtsräthe nach dem Kalandshof in das gemeine Stadtgefängniß gebracht wurden, wo sie eine Wache von 2 Unteroffizieren und 2 Gemeinen erhielten.

Der König erließ sofort eine Kabinetts-Ordnung in welcher er eine Kommission zur Untersuchung ernannte. Dieser aber wurde im Voraus befohlen, auf keine geringere Strafe gegen die Richter, denen Friedrich eine Ungerechtigkeit vorwarf, zu erkennen, als auf Festung, Kassation und die Ersetzung alles Schadens an die Arnold'schen Eheleute.

„Wenn dies nicht mit voller Strenge geschähe, dann würde — so heißt es in dem königlichen Schreiben an den Minister v. Zedlitz — dieser sowohl als auch das Criminal-Collegium es mit Sr. Majestät zu thun kriegen!“

Trotz dieser Drohung erstattete der Criminal-Senat des Kammergerichts einen weitläufigen Bericht an den König, indem er nachwies, daß die beschuldigten Richter vollkommen ihre Pflicht gethan hätten.

Der König aber wurde davon nicht überzeugt; er änderte willkürlich den Urtheilsspruch der Gerichte ab und verfügte, daß die neumärkischen Regierungsräthe Busch, Bandel und Neumann und die Kammergerichtsräthe Friedel und Graun, sowie der Pommerziger Justizarius Schleder sämmtlich kassirt und mit einjährigem Festungsarrest belegt werden sollten. Es wurde ihnen außerdem auferlegt, aus ihren eigenen Mitteln den Verth der Arnold'schen Mühle und allen Verlust und Schaden, den der Müller bei dieser Sache gehabt habe, zu ersetzen.

Die Strenge und Willkürlichkeit, welche Friedrich in dem Arnold'schen Prozeß bewies, hatte bedeutende Folgen; einerseits feuerte sie die Ge-

Sophie Mansfeld vollendete die ihr übertragene Arbeit in unübertroffener Meisterchaft.

Graf Lanista war entzückt über das Kunstwerk und vor dem Brande noch schrieb er mit eigener Hand auf dasselbe die Inschrift: „Dem ewigen Ruhm Friedrichs des Großen!“

Die Base wurde gebrannt, der König war mit derselben im höchsten Grade zufrieden, da aber wurde er beim Einpacken darauf aufmerksam gemacht, daß hinter dem Worte „des Großen“ sich noch das Wort „Tyrannen“ befände; die Inschrift lautete jetzt: „Dem ewigen Ruhm Friedrichs, des großen Tyrannen!“

Da der Graf Lanista die Inschrift geschrieben hatte, so wurde er in den Kerker geworfen, ihm drohte eine lange Gefangenschaft. Aber zu seinem Glück fand er einen Freund, der sich erbot, seine Unschuld zu beweisen.

Ein Engländer, der den deutsch klingenden Namen Albrecht Altenberg trug, unterhielt sich in einer Gesellschaft, in der auch Friedrich der Große anwesend war, über den Werth der englischen Institutionen und er behauptete, indem er sich stellte, als wüßte er nicht, daß der König ihm zuhöre, nur in England sei die persönliche Freiheit und zwar durch die Geschwornengerichte garantiert; wenn er als Engländer seinen Freund vor einem Geschwornengericht vertheidigen könne, dann werde er sicher die Unschuld desselben beweisen.

Friedrich nahm den Engländer beim Wort; er gestattete ihm die Bildung eines Geschwornengerichts in Berlin, aber unter der Bedingung, daß, wenn es ihm nicht gelinge, die Geschwornen von der Unschuld Lanista's zu überzeugen, er dann ebenso wie dieser auf sechs Jahre nach Spandau wandern müsse!

Altenberg willigte ein; ein Geschwornen-Gerichtshof wurde nach englischem Muster errichtet, 12 Geschworne nahmen ihre Plätze ein. Die Gerichtsitzung war öffentlich; auch der König und seine Minister wohnten derselben bei.

Altenberg trat als Vertheidiger Lanista's auf. Die Zeugen wurden vorgeführt, unter diesen ein Jude, Namens Salomon.

Salomon hatte den König beim Einpacken der Base auf das Wort „Tyrann“ aufmerksam gemacht, sein Zeugniß war daher von besonderer Wichtigkeit.

Mit glänzender Beredsamkeit wußte Altenberg zu beweisen, daß Salomon der Todfeind des Grafen Lanista sei, daß es in seinem Interesse liege, Sophie Mansfeld nicht aus Berlin abreißen zu lassen, daß er selbst in dem Augenblick, wo die Base in den Brennofen geschoben worden sei, in der Werkstatt anwesend gewesen wäre, daß er von der Farbe, welche die Schriftzüge trugen, von einem Materialhändler am Tage vorher gekauft habe, ja Altenberg hatte sich sogar ein Blatt Papier verschafft, auf welchem Salomon verschiedentlich das Wort Tyrann geschrieben hatte, offenbar in der Absicht, die Schriftzüge Lanista's nachzuahmen.

\*) Adolph Mügelburg.

Salomon wurde mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft, Lanista befreit und auch Sophie Mansfeld erhielt die Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückzukehren. —

Dies die Sage, von der aber leider nicht ein Wort historisch begründet ist.

Friedrich hat weder Porzellanmaler gefangen aus Meißn fortgeführt, noch findet sich in einem Verzeichniß der Manufaktur-Beamten und Porzellan-Arbeiter, welches noch existirt, einer der in der Erzählung angegebenen Namen.

Die Geschichte weiß von diesem ersten Schwornengericht nichts.

### Neuntes Kapitel.

Friedrichs Religiosität. — Ein heiliger Dieb. — Der Gefangbuchstrett. — Einige erbauliche Lieder aus dem alten Porst'schen Gesangbuch. — Die katholische Kirche. — Der Messias Rosenfeld. — Aberglauben. — Der Wahrsager Pfannenstiel. — Die Juden in Berlin.

Es ist müßig, darüber streiten zu wollen; fromme Verehrer des großen Königs haben Bände zusammengeschrieben, um aus einzelnen seiner Aeußerungen und daraus, daß er hier und da eine Kirche besuchte, \*) mit vielem Scharffinn zu beweisen, daß er eigentlich ein sehr guter Christ gewesen sei, während ihm von anderer Seite jedes Gefühl für Religion abgesprochen worden ist; uns kümmert weder das Eine, noch das Andere. Eins steht jedenfalls fest, daß Friedrich vollkommen frei war von jener, seinem Stamme so eigenthümlichen, frömmelnden Richtung, die früher und später wesentlich dazu beigetragen hat, den geistigen Fortschritt in Berlin zurückzuhalten.

Bei jeder Gelegenheit zeigte Friedrich, wie verhaßt ihm leeres religiöses Formenwesen sei, deshalb ließ er auch das Prädicat „von Gottes Gnaden“ aus seinem Titel fort; noch verhaßter aber war ihm jene orthodoxe Intoleranz, mit welcher sich die Prediger aller Konfessionen so gern brüsteten. Wo er diese traf, da überschüttete er sie mit derbem, beißendem Spott; die frömmelnden Prediger nannte er kaum anders als Chetters, Muder oder Pfaffen. Sein sprudelnder Witz traf oft rücksichtslos die in den Augen des Volkes noch heiligen Gebräuche und dadurch hat er vielfach verletzt.

Die Katholiken konnten es ihm nie vergeben, daß er ihre Wunder- und Heiligengläubigkeit häufig genug verspottete; besonders ärgerte sie ein Urtheil, welches Friedrich einst in einem Diebstahlprozeß fällte.

In einem schlesischen Städten waren häufig in der katholischen Kirche Diebstähle an den Opfern der frommen Gläubigen verübt worden. Vergeblich hatte man sich bemüht, den Dieb zu erforschen, bis endlich der Küster durch einen Zufall entdeckte, daß einer der frömmsten und fleißigsten Pater, ein Soldat der Garnison, die der Kirche zugebachten Opfer in seine eigene Tasche steckte.

Der Soldat wurde, als er die Kirche verlassen wollte, ergriffen und durchsucht; in seiner Tasche fand man die gestohlenen Kostbarkeiten.

Das Kriegsgericht wurde über den Missethäter eröffnet. Er leugnete die Diebstähle keineswegs, aber er brachte für dieselben eine eigenthümliche Entschuldigung vor.

In seiner Noth und Armuth, so erzählte er, habe er zur Jungfrau Maria um Hilfe geklagt; da sei ihm diese erschienen, habe ihm die Opfer, welche die Gläubigen auf den Altar niedergelegt hätten, gezeigt und ihm gesagt: „Nimm sie Dir!“ Nicht einen Diebstahl habe er begangen, sondern eine der heiligen Mutter Gottes wohlgefällige

That, indem er nur dem Befehl derselben gefolgt sei.

Das Kriegsgericht mochte von dem frommen Wunderglauben der katholischen Kirche nicht vollkommen durchdrungen sein; es nahm auf die Entschuldigung des Diebes nicht die geringste Rücksicht, sondern verurtheilte ihn zu zwölfmaligem Gassenlaufen.

Jedes kriegsgerichtliche Urtheil wurde damals nebst einer genauen Relation des Thatbestandes dem König zur Bestätigung eingereicht.

Friedrich prüfte stets genau und als er nun die Entschuldigung des katholischen Soldaten las, da lächelte er und ließ sofort einige katholische Geistliche zu sich kommen, um ihnen die Frage vorzulegen, ob es wohl möglich sei, daß die heilige Jungfrau noch jetzt einem Sterblichen erscheine und ihm ihren Willen kundgebe.

Die Geistlichen bejahten unbedingt die Frage und als ihnen darauf der König den Thatbestand des Prozesses vorlegte und sie fragte, ob nicht auch in diesem Falle die heilige Jungfrau vielleicht dem Soldaten erschienen sei, da meinten sie zwar, die Sache sei ganz unglücklich, aber für die Unmöglichkeit wollten sie nicht einstehen.

In Folge dessen dekretirte der König:

„Der vorgebliche Dieb wird von der Strafe losgesprochen, zumal er den Diebstahl beharrlich geleugnet hat und nach der Erklärung der Geistlichen seiner Kirche das von ihm behauptete Wunderwerk nicht unmöglich ist. Ich verbiete ihm aber für die Zukunft bei harter Strafe, weder von der heiligen Jungfrau, noch von irgend einem andern Heiligen ein Geschenk anzunehmen.“

Der königliche Rechtspruch erregte durch den feinen in ihm enthaltenen Spott viel Argerniß unter den Katholiken; nicht weniger aber wurden auch die gläubigen Protestanten durch manchen geistreichen Witz Friedrichs gekränkt.

Eines Tages stand der König am Schloßfenster zu Berlin und hörte zu, wie die Chorschüler des grauen Klosters in der Burgstraße Gellerts berühmtes Lied: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte“ sangen. Er wendete sich lächelnd zu seiner Umgebung und sagte:

„Gottes Güte muß freilich groß und grenzenlos sein, sonst würde sie es nicht dulden, daß die Jungen so jammervoll singen!“

Mehr noch als dieser harmlose Scherz kränkte die frommen, gläubigen Berliner eine etwas derbe Verfügung, welche Friedrich in dem berühmt gewordenen Gesangbuchsstreit traf.

Die Berliner hatten bisher zu ihren Andachtsübungen das alte Porph'sche Gesangbuch benutzt, ein Buch, welches neben manchen schönen Kernliedern doch auch eine ganze Anzahl von Stücken enthielt, über die der Zeitgeist längst fortgeschritten war. Den aufkläreren Geistlichen war es ärgerlich, wenn in der Kirche Lieder gesungen wurden, welche theils in der Ausdrucksweise plump und unwürdig, theils sogar im Inhalt mehr als zweideutig und geeignet waren, die Sinnlichkeit

ilten  
den  
aus  
echt-

#### Aus Lied Nr. 309.

1. Komm mein Herze, komm mein Schatz,  
komm mein grüner Freuden-Platz;  
Komm mein Leitstern, komm mein Licht,  
komm mein liebstes Angesicht;  
Komm mein Leben, meine Seel,  
komm mein wahres Balsam-Del.

#### Aus Lied Nr. 681.

3. Alsbald der Mensch sein Leben hat,  
seine Küche vor ihm steht,  
in dem Leib der Mutter sein  
ist er zugerichtet sein;  
Ob es ist ein kleines Kind,  
Mangel doch an irgends findet,  
bis es in die Welt hier kömmt.

#### Lied Nr. 731.

1. Herr, ich will gar gerne bleiben,  
wie ich bin, dein armer Hund,  
will auch anders nicht beschreiben  
mich und meines Herzens Grund,  
denn ich fühle, was ich sey,  
alles Böhe wohnt mir bey:  
Ich bin aller Schand ergeben,  
unrein ist mein ganzes Leben.
2. Hündisch ist mein Zorn und Cyfer,  
hündisch ist mein Reid und Haß,  
hündisch ist mein Zorn und Geifer,  
hündisch ist mein Raub und Fraß,  
ja wenn ich mich recht genau,  
als ich billig soll, beschau,  
halt ich mich in vielen Sachen  
ärger als die Hund es machen.

#### Aus Lied Nr. 392.

5. Wie ein Bräutigam pflegt zu küssen  
im Verborgnen seine Braut,  
läßt es niemand gerne wissen,  
wenn er ihr sein Herz vertraut;  
so giebst du, wenn wir allein,  
deiner Brüste süßen Wein.
6. Wenn mich deine Liebes-Flammen,  
süßer Jesus! zünden an,  
wenn du Leib und Seel zusammen  
führst auf den Wollust-Plan,  
so bricht alles, was in mir,  
wie ein voller Strohm herfür.
13. Du wirst singen, Meine Taube,  
komm zu meiner Wunden-Gruf,  
daß dich kein Feind mir beraube,  
hier ist meine sichere Luft,  
lege dich an meine Brust  
und genieße süße Lust.
14. Dann werd ich mit Freuden springen  
in die offne Wunden-Thür  
und o Jesu, Jesu singen,  
o wie süße bist du mir;  
ich bin dein und du bist mein,  
ewig soll die Liebe sein.

## Uns Lied Nr. 396.

1. Jesu, wie süß ist deine Liebe!  
Wie Honig fließend ist dein Kuß!  
Wer nur in deiner Liebe bleibe,  
der hätte gnug und Ueberfluß:  
Wie süß ist es bei dir zu sein  
Und kosten deiner Brüste Wein.
5. Wie süße, Jesu, o wie süße  
wirst du mir seyn, wenn ich in dir  
genießen werde Zucker-Küsse  
der ewgen Liebe für und für,  
wenn ich mit Gott ein eingese Ein  
in dir, mein Schatz, werd' ewig seyn.

Solche und manche andere nicht weniger anstößige Verse veranlaßten im Jahre 1765 die drei Prediger an der Marienkirche, Diterich, Bruhn und Kirchhof, unter dem Titel „Lieder für den öffentlichen Gottesdienst“ ein neues Gesangbuch herauszugeben. Sie hatten in demselben manche ältere, anstößige Lieder geändert, andere ganz fortgelassen. Diese Sammlung enthielt 236 Lieder, welche sowohl die Glaubens- als Sittenlehre umfaßten.

Das Konsistorium hatte am 5. April 1765 die Genehmigung erteilt, daß diese Liederammlung neben dem Porst'schen Gesangbuch beim öffentlichen Gottesdienst in der Marienkirche eingeführt und gebraucht werden solle. Die Mariengemeinde war damit ganz wohl zufrieden, aber als andere Geistliche, z. B. der Probst Spalding, die neuen Lieder auch in ihren Kirchen einführen wollten, da fanden sie sowohl bei den Predigern als bei der Gemeinde einen lebhaften Widerstand. Viele Prediger erklärten, daß sie sich niemals dazu herbeilassen würden, ein anderes als das alte Porst'sche Gesangbuch zu gebrauchen.

War so der Versuch der Einführung eines neuen, bessern Gesangbuchs gescheitert, so gab man denselben doch nicht auf. Der Probst Keller und der Prediger Diterich vereinigten sich, das Porst'sche Gesangbuch zu revidiren, einige besonders anstößige Lieder zu entfernen, andere zu verbessern und eine Anzahl neuer guter Lieder aufzunehmen.

Im Jahre 1780 erschien das neue Gesangbuch, welches vom Ober-Konsistorium eingeführt wurde. Die Herausgeber waren bei demselben nicht besonders glücklich verfahren, sie hatten manche undichtersche und unschöne Lieder aufgenommen, an guten alten Liedern ohne Geschmac gefeilt und geändert. So war denn ihr Gesangbuch keineswegs vorzüglich, jedenfalls aber dem alten weit vorzuziehen.

Trotzdem aber erhob sich gegen die Neuerung eine Schaar von Eiferern, unter denen sich besonders ein schwärmerischer Berliner Kleinhändler, Namens Apfisch, auszeichnete. Dieser ergriff das Banner der alten rechtgläubigen Kirche; er hielt Versammlungen der Gemeindegemeinschaft ab und so bildeten sich denn bald unter den Gemeindegemeinschaften zwei Parteien, deren eine das bessere neue Gesangbuch haben wollte, während die andere mit allen Kräften gegen dasselbe stritt.

Er lieh uns alle Freiheit, selbst  
die Freiheit — dumm zu sein.“

Die frommen Berliner brachte die beißende Antwort des Königs auf ihre Petition in nicht geringe Aufregung und die Zahl der Frommen war immer noch ziemlich groß, obgleich das Volk, Dank dem Beispiel des Königs und seinem Bestreben, freisinnige Theologen nach Berlin zu ziehen, sich in seiner Mehrheit schon einer freieren Richtung zugewandt hatte.

Es fand unter der Regierung Friedrichs in Berlin ein wunderbarer Geisteskampf statt; die Aufklärung kämpfte gegen die Orthodoxie und den Aberglauben. Friedrich ließ alle Parteien gewähren, sobald sie sich innerhalb der gesetzlichen Schranken bewegten und keinen Gewissenszwang auf andere ausüben wollten. Auch die Katholiken hatten in Preußen volle Freiheit der Religion, obgleich in den katholischen Ländern den Protestanten nicht die gleiche Duldung gewährt wurde. Durch eine Kabinettsordre vom 22. November 1746 gestattete Friedrich den Katholiken den Bau einer Kirche in Berlin und in Folge dieser Genehmigung wurde bald darauf die St. Hedwigskirche aufgeführt.

Mit der vollen Glaubensfreiheit der Katholiken war aber nicht zugleich die volle bürgerliche Gleichberechtigung derselben verbunden. Friedrich stellte ungern Katholiken im Staatsdienst an, weil er den Einfluß der Geistlichkeit auf sie fürchtete. In Berlin waren die Katholiken von den königlichen Kollegien ausgeschlossen und selbst sehr begünstigte Anhänger der katholischen Religion, welche in Folge der Eroberung Schlesiens in hohe Staatsämter aufgenommen werden mußten, hatten doch fortwährend mit Schwierigkeiten ihres Glaubens wegen zu kämpfen. So wurde der Ober-Stallmeister Graf Schaffgotsch zwar zum Minister befördert, aber in den Staatsrath durfte er als Katholik nicht eingeführt werden.



1775: „Zu verschiedenen anderen unglaublichen Schwächen eines so großen Geistes wie Friedrich gehört auch die, daß er einigen Glauben an Astrologie hat, und ich habe von einer Person, gegen deren Glaubhaftigkeit nichts einzuwenden ist, gehört, daß die Furcht vor der Erfüllung einer von einem sächsischen Wahrsager ausgesprochenen Prophezeiung ihm im Kopfe herumgeht und seine schon von Natur mürrische Stimmung noch vermehrt. Ich habe selbst bemerkt, daß er jemandem, der bei seinem Leber in Trauerkleidern erschien, sein Mißfallen zu erkennen gab und sichtbar sah ich ihn seine Züge verändern, als er erfuhr, daß ein gewisser Mann eines plötzlichen Todes gestorben sei. Dies deutet so klar auf einen Hang zum Aberglauben, daß, obschon ich für die Wahrheit der Geschichte mit dem sächsischen Wahrsager nicht einsehen mag, sie doch hinreichend wahrscheinlich ist, um wenigstens der Gegenstand der Kuriosität zu werden.“



unter der Bedingung, daß bei jeder Heirath für 1500 Thaler inländische Manufakturwaaren in das Ausland geführt werden mußten.

In ihrem Erwerbe wurden die Juden außerordentlich beschränkt. Alle zünftigen Gewerbe, der Landbau, der Handel mit Wolle und Woll-

Jude, doch seiner tiefen Gelehrsamkeit, seines scharfen Geistes wegen sich die Achtung der Deutschen derart zu erwerben wußte, daß sogar die Akademie der Wissenschaften ihn unter ihre eigenen Mitglieder aufnehmen wollte, und daß eine solche Ehre ihm nur deshalb nicht widerfuhr, weil der König in seinen Vorurtheilen gegen die Juden den Namen Moses Mendelssohn von der Liste der aufzunehmenden Akademie-Mitglieder strich.

Moses Mendelssohn kämpfte mit klarem und scharfem Geist für seinen Stand, indem er gegen die Vorurtheile desselben den Kampf eröffnete und seine Glaubensgenossen zu manchen Reformen und seine alten zerrütteten Judenthums zwang.

Wie trefflich aber auch Dohm und Moses Mendelssohn für die Menschenrechte der Juden stritten, sie vermochten in jener Zeit gegen das allgemeine Vorurtheil\*) nicht vorzubringen. Der Volkshaß blieb bestehen und er wurde noch vermehrt durch manche Schriftsteller, die sich einen wohlfeilen Ruhm durch beißende Schmähschriften gegen die Juden erwarben.

## Zehntes Kapitel.

Die Wissenschaft in Berlin zur Zeit Friedrichs des Großen. — Das Schulwesen Berlins. — Leben der Gymnasiasten. — Begründung der Realschule in Berlin. — Die Armenschulen. — Die Akademie der Wissenschaften. — Französische Einrichtung derselben.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. war den Berlinern der Sinn für die Wissenschaften fast ganz verloren gegangen, unter der Regierung Friedrichs des Großen entwickelte er sich von Neuem und gelangte zu einer ungeahnten Blüthe. Berlin wuchs in einem Zeitraum von 46 Jahren heran zum Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bestrebungen Deutschlands; nach unserer Stadt zogen die deutschen Gelehrten, hier fanden sie ein Feld des Schaffens, welcher Wissenschaft sie auch dienen mochten.

Berlin verdankt die wissenschaftliche Bedeutung,

\*) Zu dem allgemeinen Vorurtheil trug auch viel die Mißgunst bei, mit welcher sich die Juden gegenseitig verdächtigten. Sobald einer von ihnen sich durch Reichthum oder größere Bildung auszeichnete, wurde er sicher vom Haß der Uebrigen verfolgt. Als einst ein kluger Spekulant, der reiche Poser, sich unterstand, sich den Bart rasiren zu lassen (die übrigen Juden trugen noch sämmtlich volle Bärte), erregte dies unter der Judenchaft großes Mißfallen. Der alte Ephraim verklagte ihn bei dem Ober-Landesrabbiner und dieser verbot dem abtrünnigen Sohn Israels bei strenger Strafe, sich in Zukunft zu rasiren. Poser war nicht geneigt, sich ein so willkürliches Verbot gefallen zu lassen, er wendete sich direkt an den König; aber auch hier fand er keinen Schutz, denn Friedrich schrieb an den Rand der Dittschrist: „Der Jude Poser soll mich und seinen Bart ungeschoren lassen!“

gung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Ansicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth und verdienten nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In Meiner Büchersammlung wenigstens würde ich solches elende Zeug nicht dulden, sondern heraus-schmeißen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag daher sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verpricht aber demselben nicht

Euer sonst gnädiger König."

Wir haben zwei Beispiele herausgegriffen aus vielen, welche beweisen, daß Friedrich wissenschaftliche Bestrebungen von Bedeutung nicht immer zu würdigen verstand; die Gelehrten aber ließen sich dadurch nicht abschrecken. Dr. Bloch gab trotzdem sein treffliches Fißchwert heraus und er hat der Wissenschaft dadurch eine neue Bahn angewiesen, ebenso hat auch der Professor Myller mit seiner Sammlung altdeutscher Gedichte sich eine verdiente Anerkennung erworben.

Die Wissenschaft bedarf zu ihrem Emporblühen ebenso wenig des Staatsschutzes, wie ihn Handel und Gewerbe bedürfen, nur die Freiheit ist zu ihrer Entwicklung nothwendig und diese gewährte ihr Friedrich, wenn er auch sonst wenig that.

Nicht einmal die Schulen und Universitäten fanden unter Friedrichs Regierung eine besondere Förderung und wenn sich jene trotzdem in Berlin wesentlich gehoben haben, so ist dies nicht des Königs direktes Verdienst, sondern eine Folge des im Volk immer mehr Boden findenden Wissensdrangs.

Friedrich hat für das Schulwesen in Berlin wenig oder nichts gethan, den Volksschulen war sogar sein Befehl, daß die entlassenen Invaliden vorzugsweise bei Besetzung von Schulmeisterstellen berücksichtigt werden sollten, wenn derselbe auch hauptsächlich für Landschulen berechnet war, nachtheilig. Nur eine einzige Schule ist in Berlin während Friedrichs 46jähriger Regierung auf seine unmittelbare Veranlassung und seine Kosten entstanden und diese hatte für das Volk keine Bedeutung; es war die Militär-Akademie für Adlige, welche Friedrich im Jahre 1765 gründete, um in derselben sich Offiziere für die Armee vorzubilden. Er baute für diese Schule in der Burgstraße ein ansehnliches Haus und bekümmerte sich speziell um den Unterrichtsplan und die Disziplin des neuen Instituts.

Das Schulwesen Berlins befand sich beim Regierungs-Antritt Friedrichs in einem traurigen Zustande und blieb es auch während der nächsten 20 Jahre; erst nach und nach traten, ohne Zutun des Königs, Verbesserungen ein.

Auf den Gymnasten, sowohl den städtischen als dem königlichen Joachimsthal'schen, herrschte eine pedantische Unterrichts-Methode, welche den frischen Geist der Knaben ertödtete. Der einzige Lehrgegenstand, auf den ein Gewicht gelegt wurde, war das Lateinische, alle Uebrigen wurden ver-



zu wirken. Es gelang ihm dies auch und er brachte es dahin, daß er ein eigenes Haus kaufen konnte. Im Jahre 1747 wurde ihm das in der Kochstraße gelegene Friedrichstädtische Gymnasium eingeräumt und käuflich überlassen.

Jetzt zogen die meisten Schulhalter der Pfarodie in das neue Haus ein. Hier wurden fünf Klassen errichtet und ein geregelter Unterricht, der sich allerdings nur auf die Religion, die deutsche Sprache, die Anfangsgründe des Lateinischen, der Geographie, Geschichte, Naturlehre und des Rechnens erstreckte, eingeführt.

Auch mit diesem Erfolg war der unermüdbliche Mann noch nicht zufrieden. Er hatte einen weit reichenden Plan für eine Neugestaltung des Unterrichts lange erwogen und brachte denselben jetzt zur Ausführung. Seine Absicht war, dem höchst mangelhaften Gymnasial-Unterricht entgegen, eine Schule zu begründen, welche nicht einseitig für den Gelehrtenstand, sondern für das Leben vorzubilden sollte. Er entschloß sich deshalb, seine Schule mit einer sogenannten Realklasse zu vermehren, und diese eröffnete er im Mai 1747, indem er dem Berliner Publikum die Absichten, welche er dabei habe, in einer Ansprache erklärte. Er sagte:

„Unser Hauptverfahren in unserer ökonomischen und mathematischen Realschule zielt dahin, solche junge Leute, welche dem Studiren nicht eigentlich gewidmet sind und die wir dennoch zur Feder, zur Handlung, Dekonomie, Künsten und Manufakturen fähig finden, in ihren natürlichen Trieben zu stärken und ihnen die erforderliche erste Anleitung zu geben.“

Hedder ging rüstig an's Werk und sein Streben fand allgemeine Anerkennung in Berlin. Viele Aeltern nahmen ihre Söhne aus den schlechten Gymnasien fort und übergaben sie der neuen Schule, welche Hedder in drei Abtheilungen getheilt hatte, in eine deutsche Schule, in der Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen gegeben wurde, in eine lateinische, in der die klassischen Studien getrieben wurden, und in die Realschule, in der Arithmetik und Geometrie, Mechanik, Architektur, Zeichnen, Naturlehre, Dekonomie u. s. w. getrieben werden sollten. Auch der Seidenbau war dabei nicht vergessen, ebenso auch die Lehre vom Pflanzen der Obstbäume.

Noch war kein Jahr vergangen, da zählten die drei verschiedenen Anstalten schon 600 Schüler, und sie geboten über so große Mittel, daß an 200 Schüler freier Unterricht ertheilt werden konnte.

eines gebiegenen Schulunterrichts theilhaftig zu machen.

\*) Nach Hedders Tode wurde der Magdeburger Prediger Silberschlag als Direktor an die Schulanstalten bei der Dreifaltigkeits-Kirche berufen. Er führte dieselben im Sinne des Stifters weiter, wenn er auch einige wohlthätige Aenderungen traf, indem er die verschiedenen Anstalten scharfer von einander sonderte. Aus der lateinischen Schule wurde ein sogenanntes Pädagogium für die eigentliche studirende Jugend gemacht, in dem auf die alten Sprachen ein Hauptgewicht gelegt werden mußte. Die Realschule wurde als eine sogenannte Kunstschule für Künstler, Dekonomen, Kaufleute und Baumeister eingerichtet, während die deutsche Schule hauptsächlich Dazientige lehrte, was für die Handwerker zu wissen nothwendig war.

Friedrichs-Werdersche und Friedrichsstädtische Gymnasium verdankte seine Reform im Jahre 1777 dem Direktor Gedike.

Nach dem Zusammenschmelzen der verschiedenen Gymnasien zählte Berlin folgende höhere Lehranstalten:

noch in der Folge; manche berühmte deutsche Gelehrte, wie gleich Anfangs der Mathematiker Euler, und später der Chemiker Martgraf u. A. sind Mitglieder der Akademie geworden; aber da er die deutschen Gelehrten kaum den Namen nach kannte, so mußte sein Augenmerk hauptsächlich auf Ausländer fallen, auf Männer wie Maupertuis, Baccanfon, Algarotti u. s. w.

Die alte Akademie war so vollständig zerstört, daß sie kaum eine Grundlage der neu zu errichtenden sein konnte; es kam hinzu, daß ein im Marstall ausgebrochenes Feuer im Jahre 1742 die Lokalitäten der Akademie nebst den kostbaren Sammlungen derselben in Asche gelegt hatte. Die nach Berlin gerufenen Gelehrten bildeten daher vorläufig unter dem Namen société littéraire eine wissenschaftliche Gesellschaft, welche sich bei dem Feldmarschall von Schmettau oder dem Minister von Borcke versammelte und mit Abfassung und Vorlesung von kleinen Denkschriften beschäftigte.

Im Jahre 1744 waren endlich die Schwierigkeiten überwunden. Am 23. Januar konnte die neue Akademie ihre erste Sitzung im königlichen Schlosse halten. Sie führte den Namen Académie des sciences et belles lettres. Erst später baute ihr Friedrich ein neues Haus unter den Linden, in welchem vom 1. Juni 1752 an die Sitzungen abgehalten wurden.

Die Akademie war ganz nach dem Muster der Pariser eingerichtet. Der König hatte sich selbst das Protektorat vorbehalten und einige der höchsten Staatsbeamten zu Kuratoren ernannt. An der Spitze standen ein Präsident und ein Vicepräsident. Die Mitglieder, 24 an der Zahl, unter denen sich auch manche gute deutsche Namen befanden, hatten die Verpflichtung, jährlich einige wissenschaftliche Abhandlungen auszuarbeiten und vorzutragen. Außer den 24 Akademikern wurden noch 16 Ehrenmitglieder, vornehme Hof- und Staats-Beamte, ernannt.

Bei der ersten Sitzung im königlichen Schloß wurden die Statuten des neuen Instituts vorgelesen. Nach denselben war die Akademie in 4 Klassen eingetheilt, jede aus 6 Mitgliedern bestehend, die eine hatte sich mit Physik, die zweite mit Mathematik, die dritte mit Philosophie und die vierte mit Philologie zu beschäftigen. An der Spitze jeder Abtheilung stand ein Direktor, der in Verbindung mit dem Sekretär und Bibliothekar die Herausgabe der akademischen Schriften zu besorgen hatte.

Jährlich am Stiftungstage sollten Preisschriften mit einem Preis von 50 Dukaten gekrönt werden, zu diesem Behuf sollten bestimmte wissenschaftliche Fragen öffentlich für die Preisbewerbung verkündet werden.

Alle Donnerstage fanden die Sitzungen der Akademie statt, diese waren zweimal im Jahre öffentlich. Alle Mitglieder waren zu reger Theilnehmung verpflichtet; der König selbst blieb einer der thätigsten Mitarbeiter. Eine Reihe von Ab-

welche Friedrich der Große zu seinem täglichen Umgangskreis herangezogen hatte.

Der geistreiche König hatte sich eine wissenschaftliche Tafelrunde gebildet; bei den Männern, die er an seinen Hof, in seinen Freundeskreis zog, fragte er nicht nach Rang und Ansehen, bei ihnen galt ihm nur der Geist etwas. In diesem Kreis war Friedrich ein wahrer Philosoph, er zeigte sich den Männern der Wissenschaft gegenüber als der liebenswürdigste Freund, als der geistreichste Gesellschafter.

Friedrich konnte nicht leben ohne seine gelehrten Freunde, der Kreis derselben mußte ihn in seinen Mußestunden umgeben und selbst bei seinen Reisen und im Feldlager hatte er fast immer einige von ihnen in seiner Nähe.

Die Gelehrten, welche den täglichen Umgang Friedrichs bildeten, haben einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die wissenschaftliche Entwicklung Berlins ausgeübt, die Namen der Bedeutendsten müssen daher in einer Geschichte der Hauptstadt ihre Stelle finden. Wir nennen zuerst Jordan, den zärtlich geliebten Freund des großen Königs.

Jordan war im Jahre 1700 in Berlin geboren und stammte aus einer bürgerlichen französischen Familie, die ihrer Religion wegen sich in der preussischen Residenz niedergelassen hatte. Nach Vollendung seiner Studien war er Prediger in einem Dorfe der Uckermark geworden, aber sein reger, wissenschaftlicher Sinn ließ ihn in dem entlegenen Dorf nicht lange bleiben. Im Jahre 1732 kam er nach Berlin und widmete sich hier gänzlich den Studien. Er arbeitete so eifrig, daß seine Familie ernste Besorgnisse für seine Gesundheit fühlte und ihn veranlaßte, sich auf Reisen zu zerstreuen.

Er besuchte Frankreich, England und Holland und benutzte diese Reise, um Studien für eine allgemeine Literaturgeschichte zu machen. Im Jahre 1735 wurde er von dem Kronprinzen Friedrich nach Rheinsberg berufen und von dieser Zeit an war er der treueste Freund und Begleiter Friedrichs. Sein glänzender Geist, der sich noch weit mehr im Gespräch, als in seinen wissenschaftlichen Arbeiten entfaltete, zog den Kronprinzen unwiderstehlich an.

Jordan war und blieb einer der liebsten Gesellschafter Friedrichs; trotzdem aber brachte ihn der König nach seiner Thronbesteigung nicht in hohe Staatsämter; er ertheilte ihm nur den Titel eines Geheimen Raths, machte ihn zum Kurator der preussischen Universitäten und übertrug ihm die Direktion des im Jahre 1742 in Berlin angelegten Arbeitshauses. Außerdem wurde Jordan im Jahre 1744 Vice-Präsident der Akademie der Wissenschaften.

Friedrich hatte sich an Jordan so sehr gewöhnt, daß er seine Gesellschaft kaum entbehren konnte; auch im Kriege mußte ihn der Freund begleiten und es war für den König ein tief schmerzliches Ereigniß, als des Freundes geschwächter Gesundheitszustand seine frühe Auflösung voraussehen ließ.

## Fünftes Kapitel.

Die gelehrten Freunde Friedrichs des Großen. — Jordan. — Bielfeld. — Algarotti. — Der Marquis d'Argens. — Die Gebrüder Keith. — Mauvertuis. — Voltaire in Berlin. — Friedrich der Große als Schriftsteller und Zeitungsschreiber. — Berliner Geschichtsschreiber. — Die Berliner Zeitungen. — Die Censur. — Berliner Literatur. — Berliner Gelehrte. — Geistiges Leben in Berlin.

Ein wissenschaftliches Institut, welches in der Hauptstadt eines deutschen Landes seine Abhandlungen nur in französischer Sprache veröffentlichte, konnte auf die Förderung deutscher Wissenschaft in Berlin nur einen indirekten Einfluß üben, indem die deutschen Gelehrten angeregt wurden, ihre Kräfte zu gebrauchen, um sich mit den bevorzugten Franzosen zu messen. Einen gleichen Einfluß übte auch jene Gesellschaft von Freunden,

Die Briefe, welche Friedrich mit dem Freunde wechselte, sind ein Zeugniß für das seine Zärtgefühl des jungen Königs, der ganz untröstlich darüber war, daß sein Freund mit jedem Monat kränker wurde, immer sichtlich seiner Auflösung entgegen ging.

Wenn Friedrich in Berlin war, so verging kaum ein Tag, wo er Jordan nicht ohne alles Gefolge besuchte und einige Stunden bei ihm zubachte. Als er das erste Mal zu dem Freunde kam, bat er die Verwandten desselben, ihn allein mit dem Kranken zu lassen.

„Haben Sie keine Sorge, — sagte er zu ihnen — ich will ihn warten und mit Allem bedienen, was er irgend nöthig haben kann, er soll verpflegt werden, als ob er bei Ihnen wäre!“

Mit der gleichen Zärtlichkeit behandelte Friedrich seinen treuen Freund, bis das Leben desselben sich endete. Jordan starb schon am 24. Mai 1745.

Zu den Gesellschaftern Friedrichs, welche schon am kronprinzlichen Hofe in Rheinsberg sich bekannt gemacht hatten, gehörte auch der Baron v. Bielsfeld, dessen geistreiche Briefe wir schon mehrfach erwähnt haben. Er stammte aus einer bürgerlichen Familie und wurde erst später geadelt. Friedrich hatte ein großes Vertrauen zu seinen Kenntnissen; nachdem er ihn im Jahre 1741 zum Legationsrath ernannt hatte, übertrug er ihm im April 1745 die Erziehung seines Bruders, des Prinzen Ferdinand und machte ihn im Jahre 1747 an Jordans Stelle zum Kurator der Universitäten. Bielsfeld starb im Jahre 1771.

Von hervorragender Bedeutung unter den wissenschaftlichen Freunden des Königs war der Venetianer Franzesko Algarotti, der sich durch verschiedene astronomische Abhandlungen einen bedeutenden Ruf erworben hatte.

Algarotti wurde unmittelbar nach der Thronbesteigung Friedrichs nach Berlin berufen, er blieb von dieser Zeit an ein bevorzugter Gesellschafter des Königs; auf den Huldigungsreisen mußte er Friedrich begleiten, um ihn im Reisewagen durch sein geistreiches Gespräch zu erfreuen. Er wurde in den Grafenstand erhoben, erhielt den Kammerherrnschlüssel und den Orden „pour le mérite“. Trotz aller dieser Bevorzugungen war Algarotti dennoch nicht zu bewegen, seinen dauernden Aufenthalt in Berlin zu nehmen.

Von nicht geringer Bedeutung als Algarotti ist der Marquis de Voltaire ein Franzose, der nach einer wild bewegten Jugend in Friedrichs Dienst einen Ruhepunkt fand. Er hatte sich durch einige Bücher, unter denen wir seine berühmten jüdischen Briefe nennen, einen Namen gemacht und war aus diesem Grunde von Friedrich an den Hof gezogen und zum Direktor der philosophischen Klasse der Akademie der Wissenschaften ernannt worden.

Voltaire war eine in ganz Berlin durch mancherlei Seltsamkeiten bekannte Persönlichkeit. Er stand täglich erst Mittags auf und legte sich in der Nacht um 3 Uhr zu Bette. Seine Furcht

vor Erkältung war höchst possierlich, er trug im Hause stets mehrere Schlafmützen und zwei übereinander gezogene Schlafröcke; dabei war er außerordentlich abergläubig und machte dadurch viel über sich lachen. Der König verspottete ihn oft über seine eigenthümlichen Angewohnheiten, aber er hielt ihn trotzdem in hohen Ehren und blieb besonders während des siebenjährigen Krieges mit ihm im regsten Briefwechsel.

Auch die Gebrüder Keith, zwei Schotten, können wir zu den wissenschaftlichen Freunden Friedrichs rechnen, da sie sich durch eine tiefe wissenschaftliche Bildung auszeichneten, obgleich sie von größerer Bedeutung durch ihre militärische und diplomatische Karriere für Preußen geworden sind. Sie gehörten zu den bevorzugten Freunden des großen Königs.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier alle die zahlreichen wissenschaftlichen Freunde und Gesellschafter, welche der König während seiner 46jährigen Regierung um sich versammelte und in seinen nähern Umgangskreis zog, nennen. Wir erwähnen daher hier nur noch zwei derselben, deren Namen für Berlin eine besondere Bedeutung haben, Maupertuis und Voltaire.

Maupertuis stammte aus einer reichen Kaufmannsfamilie in der Bretagne. Er war Militär gewesen, hatte sich später den Wissenschaften gewidmet und sich einen Namen durch seine Thätigkeit bei der Expedition französischer Akademiker, welche Ludwig XV. nach Schweden schickte, um die Gestalt der Erde am Nordpol zu bestimmen, gemacht.

Friedrich, der beim Beginn seiner Regierung bestrebt war, Männer von wissenschaftlicher Bedeutung nach Berlin zu berufen, schrieb im Juli 1740 an Maupertuis:

„Mein Herz und meine Neigung haben von dem ersten Augenblick an, da ich auf den Thron gelangt bin, das Verlangen erweckt, Sie hier zu haben, damit Sie der Berliner Akademie diejenige Gestalt geben, die sie nur von Ihnen erhalten kann. Kommen Sie also und pflöpfen Sie in diesen wilden Stamm das Keis der Wissenschaften, daß er blühe. Sie haben der Welt die Gestalt der Erde gezeigt, kommen Sie und zeigen Sie auch einem König das Vergnügen, einen solchen Mann, wie Sie sind, zu besitzen.“

Einer so schmeichelhaften Einladung kam Maupertuis gern nach, er siedelte nach Berlin über und wurde hier als ein ausgezeichnete Gelehrter mit einer seine Verdienste noch weit übersteigenden Achtung behandelt. Im Jahre 1746 wurde er zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften mit einem Gehalt von 3000 Thalern erwählt. Friedrich fand so viel Vergnügen in seiner Gesellschaft, daß er ihn veranlaßte, ihn im ersten schlesischen Kriege zu begleiten. Maupertuis hatte dabei das Unglück, in der Schlacht bei Mollwitz gefangen zu werden; Maria Theresia gab ihm aber bald die Freiheit wieder und so kehrte er denn nach Berlin zurück.

Im Besitz eines anschaulichen Gehalts, in hochgeachteter und einflußreicher Stellung als der geehrte Gesellschafter des Königs, in glücklichen Familienverhältnissen — er hatte eine Staatsdame der Königin, ein Fräulein v. Borde, Geheirathet — lebte Maupertuis in Berlin sehr zufrieden und überließ sich ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen.

Seine Wohnung glich einer Menagerie, so sehr hatte er dieselbe mit allen möglichen seltenen auswärtigen Thieren versehen. In seinen Zimmern liefen Hunde, Katzen, Affen und die verschiedensten andern Thiere frei umher, was zur Reinlichkeit derselben nicht gerade beitrug; sein Hof und seine Treppen waren von ausländischen Hühnern und andern Vögeln bevölkert. Das Haus des Gelehrten stand in Berlin bei allen Denen, die mit ihm in persönlichen Verkehr kamen, in bösem Ruf, denn es war für jeden Fremden gefährlich, einen Besuch bei Maupertuis zu machen. Oft genug kam es vor, daß ein Ruderhahn sich dem Gast auf die Herrüche setzte und dieselbe arg zerzauste; selbst die Gesellschaften, welche der Präsident gab, waren für die Damen nicht ohne Gefahr; die lieben Vögelchen hielten die hohen Haarnaturen für einen geeigneten Ruheplatz und pickten gern den Ruder auf.

Maupertuis hatte sich durch seine seltsame Haushaltung in Berlin den Ruf eines Sonderlings erworben und er rechtfertigte denselben auch in wissenschaftlicher Beziehung. Durch die seine Verdienste weit übersteigende Anerkennung war er zu einer Selbstüberhebung gekommen, welche ihn oft lächerlich machte. So behauptete er, ein neues Naturgesetz „von der kleinsten Kraft in den Wirkungen der Körper“ erfunden zu haben, während ihm durch den Professor König, nachgewiesen wurde, daß dieser Satz schon von Leibnitz aufgestellt worden sei, und zwar in einem an den Professor Jacob Herrmann in Basel geschriebenen Briefe, dessen Abschrift König vorlegte, ohne indeffen das Original beibringen zu können.

Maupertuis war hierüber so aufgebracht, daß er den gelehrten Streit vor das Forum der Gerichte zog, er wußte es durchzusetzen, daß Jacob Herrmann als Ehrenmitglied der Akademie von diesen excludirt wurde.

Schon hierdurch hatte er sich lächerlich gemacht, noch lächerlicher aber wurde er durch seine „philosophischen Briefe“, in denen er die seltsamsten Ansichten offenbarte. Er schlug zur Förderung der Wissenschaft vor, daß man eine Stadt erbauen möge, in der nur lateinisch gesprochen werden dürfe; man sollte ein Loch bis in die Mitte der Erde hineingraben, um die Beschaffenheit des Mittelpunkts derselben kennen zu lernen; von Wichtigkeit sei es, nach der Meerenge Magelhaen zu gehen und das Gehirn der Patagonier zu seciren, damit man die Natur der Seele kennen lerne. Besonders lächerlich erschien sein Vorschlag, künstlich alle Kranken mit Harz zu überziehen, dadurch werde die Gefahr der Ausdünstung oder

Ansteckung verhindert; das Mittel sei außerdem billig, da man seine Aerzte zu bezahlen brauche.

Solchem Unfug trat Voltaire, der berühmte Freund Friedrichs des Großen, mit scharfer Feder entgegen. Er hatte sich schon des Professors König angenommen, jetzt erließ er eine Broschüre unter dem Titel: „Diatribe des Dr. Matia“ gegen Maupertuis, in welcher er den Präsidenten der Akademie vor aller Welt durch eine geistreiche Verpottung verhöhnte.

König Friedrich nahm sich zwar, wie wir noch weiter sehen werden, seines alten Gesellschafters an, die Diatribe des Dr. Matia wurde verbrannt. Aber sie hatte doch gewirkt. Maupertuis war der Lächerlichkeit anheimgefallen, seine wissenschaftlichen Bestrebungen wurden verpottet und auch Friedrich zeigte sich fortan kalt gegen ihn.

Der Ehrgeiz des Präsidenten war hierdurch auf's Tiefste gekränkt; er versiel in eine schwere Krankheit, die ihn Monate lang an das Bett fesselte. Noch einige Jahre hielt er es in Berlin aus, dann aber bat er um die Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Am 7. Juni 1756 verließ er Berlin, um nicht wieder zurückzukehren. Im Jahre 1759 starb er in Basel.

Der Bedeutendste von den wissenschaftlichen Freunden Friedrichs des Großen, Derjenige, welcher unstreitig den größten Einfluß auf die geistige Ausbildung des großen Königs gehabt hat, ist Voltaire. Sein Aufenthalt in unserer Stadt ist für dieselbe von geschichtlicher Bedeutung geworden, denn Voltaires Ansichten waren lange Zeit für Friedrich maßgebend; er war gewissermaßen der wissenschaftliche Regent Preußens während einiger Jahre, bis er durch seine persönliche Unliebenswürdigkeit, seinen Geiz und die Börsartigkeit seines Charakters endlich selbst die Fesseln brach, welche Friedrich den Großen an ihn ketten.

Friedrich betrachtete Voltaire als den größten lebenden Schriftsteller; er fühlte für ihn als Kronprinz eine wahre Verehrung, er kannte keinen größern Wunsch als den, persönlich mit dem Mann bekannt zu werden, mit dem er schon lange im regsten schriftlichen Verkehr stand.

Die erste Zusammenkunft, welche Friedrich mit Voltaire, wie wir bereits erzählten, bald nach seiner Thronbesteigung auf einer Reise nach Westphalen hatte, war zu kurz, als daß sich bei derselben der Charakter des berühmten Franzosen hätte entschleiern können. Friedrich faud allerdings sein Ideal nicht ganz so, wie er es erwartet hatte, aber er verlor doch nichts von der Schwärmerei für dasselbe und der Wunsch, Voltaire ganz nach Berlin zu ziehen, um hier täglich mit dem geistreichen Mann verkehren zu können, blieb in ihm rege.\*)

\*) Friedrich schrieb über diese Zusammenkunft mit Voltaire an Jordan: „Ich habe Voltaire gesehen, auf dessen Bekanntschaft ich so neugierig war; aber ich hatte gerade ein viertägiges Fieber



Bald darauf kam Voltaire zu einem kurzen Besuch; schon hier zeigte er seinen Geiz und seine Habgucht, schon hier verrieth er manche gehässige Seite seines Charakters und verlor in der Achtung des Königs.

Friedrich schrieb über diesen Besuch am 28 November 1740 an Jordan:

„Dein Geizhals — Voltaire — soll die Hefen seiner unerfättlichen Habgier trinken und noch 1300 Thaler bekommen. Von den sechs Tagen, die er sich gezeitigt hat, kostet mich jeder 550 Thaler. Das nenne ich einen Lustigmacher (Fou) theuer bezahlen; wohl niemals hat der Hofnarr bei irgend einem großen Herrn eine solche Bezahlung gehabt.“

Auch ein zweiter Besuch im Jahre 1743 fiel nicht ganz zur Zufriedenheit Friedrichs aus, weil Voltaire den französischen Rundschafter spielte, trotzdem aber blieb seine Bewunderung für den glänzenden Geist des berühmten Franzosen dieselbe und auch seinen Wunsch, Voltaire für immer an Berlin zu fesseln, gab er nicht auf.

Dieser Wunsch war nicht ganz uneigennützig; Friedrich wollte als Schriftsteller von Voltaire lernen, er wollte sich vervollkommen im französischen Styl, er gebrauchte, da seine Sprachkenntniß, wie wir uns erinnern, eine sehr oberflächliche war, einen Korrektor für seine Schriften. Die Achtung vor dem Menschen Voltaire hatte er schon verloren, nicht aber die Verehrung für den glänzenden Geist des Dichters, den er für seine eignen Zwecke ausbeuten wollte. Es geht dies klar aus einem Briefe hervor, den Friedrich an Algarotti schrieb (12. Sept. 1749):

„Voltaire hat etnen Streich begangen, welcher unwürdig ist. Er verdiente auf dem Parnasse gebrandmarkt zu werden; es ist recht schade, daß eine so nichtswürdige Seele mit einem so herrlichen Genie verbunden ist. Indes werde ich mir nichts merken lassen, denn ich habe seiner zum Studium der französischen Sprache nöthig; man kann schöne Sachen von einem Bösewicht lernen. Ich will sein Französisch wissen, was geht mich seine Moral an?“

Voltaire hatte Anfangs keine besondere Lust, seinen bleibenden Wohnsitz in Berlin aufzuschlagen; erst als Friedrichs Einladungen immer dringender, als ihm die glänzendsten Anerbietun-

und mein Geist war ebenso ohne Spannung, als mein Körper ohne Kraft. Wenn man Leute seiner Art spricht, muß man nicht krank sein, sondern sich vielmehr, wo möglich besser als gewöhnlich befinden. Er ist so beredt als Cicero, so angenehm als Plinius und so weise als Arrippa, mit einem Worte, er vereinigt in sich alle Tugenden und Talente der drei größten Männer des Alterthums. Sein Geist arbeitet unaufhörlich, jeder Tropfen Tinte, der aus seiner Feder fließt, wird zu einem Bonmot. Du wirst mich bei meiner Zurückkunft sehr geschwätzig finden, aber erinnere Dich, daß ich zwei Gegenstände gesehen habe, die mir immer am Herzen liegen, Voltaire und die französischen Truppen.“

gen gemacht wurden, gab er im Jahre 1750 den Wünschen Friedrichs nach.

Theuer erkaufte war freilich diese Nachgiebigkeit, Voltaire erhielt außer einem Reisegeld von 4000 Thalern, welches er beanspruchte, eine Pension von nicht weniger als 20,000 Francs, die Kammerherrnwürde, den Orden pour le mérite und freie Wohnung, freie Tafel, Dienerschaft und Equipage.

Voltaire war, als er am 10. Juli 1750 in Sanspouci eintraf, ein Mann von 56 Jahren, aber kräftlich und über sein Alter hinaus hinfällig, nur sein Geist entsprach nicht dem krankhaften Körper, dieser stand in der frischesten Blüthe der Kraft, seine Unterhaltung war sprudelnd witzig. Voltaire stand damals im Zenith seines Dichterruhms.

Friedrich war hoch entzückt, daß nun endlich sein Wunsch erfüllt sei, er zeigte dem berühmten Dichter eine Freundschaft, ja eine Verehrung, die diesen entzückte. Dafür aber beanspruchte er die Hilfe desselben bei seinen gelehrten Studien. Voltaire mußte seine schriftstellerischen Arbeiten im Styl stillen, ja man sagt, er habe mehr gethan, er habe häufig auch die Gedanken verbessert.

Der Franzose wurde an Friedrichs Hof von allen Seiten mit einer wahrhaft ausschweifenden Bewunderung empfangen; sein Wort war maßgebend in allen Fragen der Wissenschaft und Kunst. Leider erwuchs aus der ungemessenen Bewunderung, welche dem Gefeierten zu Theil wurde, ein ebenso ungemessener Hochmuth desselben; er wollte allein herrschen im Reich der Geister, jeder andere Einfluß war ihm verhaßt und reizte ihn zum Kampf, den er mit gehässigsten Mitteln führte.

Aus diesem Grunde trat Voltaire auch gegen Mauvertuis auf, dem er seinen Einfluß auf den König, seine bevorzugte Stellung als Präsident der Akademie beneidete.

Die geistreiche, schon erwähnte Diatribe des Dr. Akafia hatte Friedrich mit Vergnügen in der Handschrift gelesen, den Verfasser aber gebeten, sie nicht drucken zu lassen.

Voltaire versprach es, aber er hielt nicht Wort, der Dr. Akafia wurde gedruckt und erregte eine außerordentliche Sensation.

Das war zuviel!

Friedrich fühlte sich verpflichtet, Mauvertuis in Schutz zu nehmen. Die „Diatribe des Dr. Akafia“ wurde am 24. Dezember 1752 auf allen öffentlichen Plätzen Berlins durch Hentershand verbrannt und Voltaire mußte ein Zeuge von dem Schicksal seines Buches sein, denn er wohnte in der Nähe des Gensd'armen-Markts in der Taubenstraße 20.

Lief getränkt zog er sich vom Hofe zurück und übersendete dem König sein Pensions-Patent, seine Orden und den goldenen Kammerherrnschlüssel, indem er in einem wehmüthigen Verse aussprach, er habe dieselben mit Liebe empfangen, er gebe sie mit Schmerz zurück wie der Liebhaber, der das Bildniß seiner Geliebten zurückgeben

weil er zu getzig war, sich für einen solchen Fall ein besonderes Kleid machen zu lassen. Beim Anprobiren fand er, daß der Anzug ihm zu weit sei, er schickte deshalb zum Schneider, ließ ihn nach seinem Wunsch ändern, erhielt bei Hofe in dem geborgtem Anzug und schickte ihn dann dem Kaufmann zurück, ohne ein Wort von der Aenderung zu erwähnen.

Als Frommery kurze Zeit darauf zum Abendmahl gehen und denselben Anzug anlegen wollte, bemerkte er zu seinem Staunen, daß ihm derselbe viel zu eng sei; erst als er zum Schneider schickte, erhielt er von diesem Aufklärung über Voltaires Kunststück.

Eine nicht besonders erquickliche Scene mit dem berühmten Schriftsteller war die Folge der Eigenmächtigkeit, die sich Voltaire durch knickerigen Geiz bewegt, erlaubt hatte.

Friedrich verhehlte die tiefe Verachtung nicht, welche er für den Charakter Voltaires fühlte, wenn er auch den Geist desselben noch immer in gleicher Weise verehrte, wie früher. Er schrieb an ihn:

"Ihr Herz ist hundert Mal schlechter, als Ihr Geist schön ist!"

Die Stellung Voltaires am Hofe war endlich ganz unhaltbar geworden.

Voltaire fühlte dies selbst; er konnte sich schwer entschließen, einen Hof zu verlassen, an dem er so große Erfolge gefeiert hatte, erst im März 1753 bat er um Urlaub, damit er die Bäder von Plombières besuchen könne. Nachdem er noch einmal 6 Tage bei dem König, wie es schien, im besten Einverständniß mit demselben, zugebracht hatte, verließ er Berlin, um nicht wieder zurückzukehren.

Er reiste voll Aerger über seinen verlorenen Einfluß ab und kaum in Leipzig angekommen, machte er seinem Grimm Luft, indem er Mauperoud mit neuen Pasquillen bedrohte und selbst gegen Friedrich beleidigende Blätter drucken ließ. Dies zog ihm eine empfindliche Kränkung zu.

Als er am 1. Juni in Frankfurt am Main eintraf, wurde er auf das Gesuch des preussischen Residenten Freitag im Gasthof zur Rose auf der Zeil von Stadtsoldaten verhaftet. Man forderte sein Gepäc von ihm; Friedrich der Große hatte ihm seine Schriften anvertraut, er fürchtete, daß der beleidigte Franzose Mißbrauch mit denselben treiben würde und forderte dieselben deshalb zurück.

Da das Gepäc Voltaires noch unterwegs war, mußte er bis zum 17. Juni unter Aufsicht in Frankfurt bleiben. Sobald seine Koffer ankamen, wurden dieselben eröffnet und Voltaire mußte nun die Werke Friedrichs sammt dem Orden pour le mérite und dem Kammerherrnschlüssel herausgeben.

Der Bruch zwischen dem König und dem Dichter schien jetzt unheilbar, Beide bekämpften sich in einem erbitterten Federkriege, trotzdem aber konnten sie nicht von einander lassen. Es war für Friedrich ein Bedürfniß, mit dem gefreichten

Franzosen seine Ansichten auszutauschen und auch Voltaire wäre gar zu gern wieder nach Berlin zurückgekehrt.

Dazu kam es nun freilich nicht. Der König äußerte sich darüber in einem Brief an Darget, Voltaire habe wohl Versuche gemacht, zu ihm zurückkehren zu dürfen, der Himmel möge ihn aber vor solchem Besuch bewahren; Voltaire sei wohl gut zum Lesen, aber gefährlich zum Umgang.

Der persönliche Verkehr zwischen Friedrich und Voltaire war für immer beendet, der briefliche aber dauerte bis zum Tode Voltaires fort und nahm nach und nach wieder die freundschaftlichste Form an.

Als Voltaire im Jahre 1778 starb, zeigte Friedrich, daß er den frühern Zwist vollkommen vergessen habe. Er schrieb seine „éloge de Monsieur de Voltaire“, in welcher er dem Geiste des außerordentlichen Mannes mit ausschweifender Bewunderung huldigte.

Als die Pariser Geistlichen dem größten Schriftsteller der Nation ein Grab an kirchlich geweihter Stelle verweigerten, befahl Friedrich, daß in der katholischen Kirche zu Berlin ein feierliches Seelenamt für seinen alten Freund gehalten werde. Er schrieb hierüber an d'Alembert:

„Wenn Ich auch keinen Begriff von der Unsterblichkeit der Seele habe, so soll man doch für die seinige eine Messe lesen.“

Zum Andenken an den berühmten Dichter wurde im Versammlungssaale der Akademie Voltaires Büste in Marmor aufgestellt, auch die Berliner Bibliothek erhielt einen Gypsabguß derselben.

Wir haben versucht, mit flüchtigen Zügen das Bild einiger Gelehrten, mit denen Friedrich im engsten persönlichen Verkehr stand, zu skizziren. Im Kreise dieser geistreichen Männer fand der König seine Erholung nach den Regierungsgeschäften, sowie Anregung zu eigenen wissenschaftlichen Arbeiten, denen er sich mit dem angestrengtesten Fleiß widmete. Von 4—6 Uhr Nachmittags war seine Zeit schriftstellerischen Arbeiten gewidmet, welche theils dem Gebiet der Geschichte, theils dem der Philosophie, der Staats- und Kriegs-Wissenschaften und auch der Dichtkunst angehörten.

Es giebt wenige Schriftsteller, die eine solche Fülle von Werken hinterlassen haben, wie Friedrich der Große. Wir schreiben keine Geschichte des großen Königs und können daher hier auf die einzelnen Schriften desselben um so weniger näher eingehen, als diese sämtlich in französischer Sprache verfaßt waren, und daher nicht als ein Eigenthum der deutschen Literatur zu betrachten sind; trotzdem aber waren die Schriften Friedrichs von Bedeutung für die wissenschaftliche Entwicklung Berlins.

Ein König trat öffentlich als Schriftsteller auf, er gab seine geistigen Produkte der allgemeinen Kritik preis, er nannte sich mit Recht einen Dichter und Philosophen; er schrieb die Geschichte

seines Hauses und fällte in derselben scharfe Urtheile über seine Vorfahren.

Ein solches Beispiel mußte mächtig in der Residenzstadt wirken. War bisher die Geschichtsschreibung stets nur eine Lobhudelei der erlauchten Hohenzollern gewesen, so konnte sie sich jetzt zur Kritik fürstlicher Thaten emporzuschwingen; die Gelehrten mußten sich angefeuert fühlen, aus ihrer Stubirstube heraus in die Welt zu treten, that es doch der König selbst.

War bisher die Tageschriftstellerei von den Gelehrten als eine ziemlich unwürdige Beschäftigung betrachtet worden, jetzt wurde sie geachtet, denn Friedrich verschmähte es nicht, auch die Zeitungen um durch sie seine Gedanken der Preis zu geben, um auf das Volk zu wirken, mitunter sogar in ziemlich seltsamer Weise, denn er benutzte die Zeitungen nicht nur, um das Volk aufzuklären, sondern oft genug auch, um es zu täuschen.

So war es dem König im Jahre 1767 unbequem, daß man allgemein in Berlin davon sprach, es werde wieder Krieg werden. Um dem Publikum einen andern Gesprächsgegenstand zu bieten, ließ er am 5. März eine Nachricht in die Zeitung rücken, daß am 27. Februar in Potsdam ein furchtbarer Orkan die ganze Gegend verwüstet habe; ein grauenhaftes Hagelwetter mit Schlossen wie eine Hand groß, sollte getobt haben. Der Aufsatz war mit den merkwürdigsten Details ausgeschmückt und erschien in beiden Berliner Zeitungen zum höchsten Erstaunen sämtlicher Leser, denn noch Niemand hatte etwas von dem Potsdamer Schlossenwetter gehört.

Ganz Berlin sprach mehrere Tage von nichts Anderem, als dem seltsamen Aufsatze, und das Erstaunen wurde noch größer, als aus Potsdam die Nachricht kam, daß dort Niemand etwas von dem Orkan bemerkt habe. Man kam nun zwar dahinter, daß irgend Jemand das Publikum zum Besten gehabt habe, mochte aber nicht darüber nachdenken, daß der König gewesen sei, der diesen Aufsatz geschrieben hatte; man mußten wohl schweigen, wenn man einen besondern Spaß, als kurze Zeit darauf der Professor der Naturlehre Litten in Leipzig in einem naturwissenschaftlichen Aufsatze das merkwürdige Februar-Schlossenwetter zu Potsdam wissenschaftlich behandelte und es zu erklären versuchte.

Im Jahre 1753, hatte Friedrich in der Beschreibung von Spandau veröffentlicht, in der auch nicht ein wahres Wort enthalten war. Die Beschreibung war lediglich darauf berechnet, die Aufmerksamkeit des Publikums von den preussischen Kriegssübungen abzulenken und zugleich sollte sie die Parodie eines sächsischen Lagers sein.

Andre Aufsätze des Königs hatten ernstere Zwecke; bald betrafen sie irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand, bald eine Maßregel, die



vor Kriegsrath Dohm sah sich daher veranlaßt, gewissermaßen zu seiner Entschuldigimg, folgende charakteristische Erklärung im Berliner Wochenblatte abzugeben:

„Da durch Höchsten Befehl die Censur dieses Wochenblattes und sämtlicher in Berlin gedruckter Schriften des Herrn Kriegsraths Granz mir übertragen ist, so finde ich nöthig, dem Publikum hier ein Wort über die Befugniß eines Censors zu sagen. Nach den Befehlen und unmittelbaren Vorschriften unseres auch hierin so großen und erhabenen Monarchen soll die Censur der Freiheit zu denken und das, was man denkt, öffentlich zu sagen, — diesem großen Rechte der Menschheit, dieser wesentlichen Bedingung der Aufklärung und Glückseligkeit, — nur den mindestmöglichen Eintrag thun.

Nur was auf eine oder andere Weise den Staat angreift, was andern Mächten zu gegründeten Beschwerden Anlaß geben kann, was wahre Tugend beleidigt und das Laster geradezu vertheidigt oder die Einbildung zu Begehung desselben reizt, was die allgemeine und vernünftige Religion angreift und die dem größeren Theile der Staatsbürger heiligsten Wahrheiten dem Spott und Gelächter der Unwissenden überliefert, was gute Sitten und den allgemein angeführten Wohlstand verletzt, was die Ehre und den guten Namen eines Dritten überliefert, — nur dies darf ein Censor in Friedrichs Staaten austreichen; alles Uebrige muß er unberührt lassen, es mag ihm übrigens wahr oder falsch, klug oder ungereimt, wichtig oder abgeschmackt erscheinen.

Zu den natürlichen Rechten, die die bürgerliche Gesellschaft nicht beschränken, gehört auch dies, daß jeder befugt ist, seine Mitbürger auf seine Weise zu unterhalten oder ihnen Langeweile zu machen. Kein Censor kann in dieses kostbare Recht einen Eingriff thun.“

Lesen wir solche Worte, sehen wir zugleich, wie in andern deutschen Staaten die Regierungen mit kleinlicher Neugierlichkeit über die Presse wachen und jedes freie Wort gewaltiam unterdrücken, so werden wir von Bewunderung für den Fürsten erfüllt, der, seiner Zeit und seinem Volke weit voraus, in Preußen eine geistige Freiheit schuf, welche für die wissenschaftliche Entwicklung Berlins von der höchsten Bedeutung war.

Die freigestimmten Gelehrten aus ganz Deutschland strömten in Berlin zusammen; hier war der Mittelpunkt, von dem aus sich die Aufklärung über das deutsche Vaterland verbreitete. In Berlin durften die Schriftsteller drucken lassen, was überall im übrigen Deutschland verboten worden wäre. Eine Fluth von Schriften aller Art erschien in der preußischen Hauptstadt, gute und schlechte hant durcheinander, und alle wurden gelesen, denn der Geschniad der Berliner war noch nicht besonders geldutert, aber Dank den Bestrebungen ausgezeichneter Schriftsteller lauterte er sich mehr und mehr. Wesentlich trugen dazu bei die im Jahre 1759 in der Nicolaischen Buch-

handlung erschienenen Briefe über die neueste Literatur, an denen Lessing, Mplius, Mendelssohn und verschiedene andere Berliner Gelehrte arbeiteten. Sie machten den Beginn einer einflchtssvollen Kritik in Deutschland. Ihr Verdienst war es, wenn das Volk aufmerksam wurde auf manche gebiegene Erscheinung in der deutschen Literatur. Lessing war die Seele des Unternehmens, aus dem später im Jahre 1765, die allgemeine deutsche Bibliothek hervorging, welche von Nicolai herausgegeben wurde.

Diese allgemeine deutsche Bibliothek war ein Centralblatt der gesammten europäischen Literatur; alle in Europa wichtigen Bücher wurden in Deutschland bearbeitet; die besten an dem 21 Jahr bedeutenden Unternehmen mit und gewährten durch dasselbe den gebildeten Ständen die Möglichkeit einer gedieenen Auswahl im Lesen.

Die deutsche Literatur entfaltete sich in Friedrichs des Großen einm glänzende Namen traten aus dem Dunkel hervor; wissenschaftliche Werke, welchen wir heute noch unsere Bewunderung zollen, erschienen.

In der Philosophie errang Moses Mendelssohn, der arme Jude, die Palme. Als ein Trödeljunge kam er nach Berlin; jahrelang hatte er mit der äußersten Armuth zu kämpfen, öfter mußte er viele Tage von trockenem Brot leben und auch von diesem hatte er so wenig, daß er das Brot mit Einschnitten bezeichnen mußte, die ihm zeigten, wie viel er davon täglich essen dürfe. Troß dieser Noth aber zog ein glühender Hang zur Wissenschaft ihn zu den ernstesten Studien. Er erregte dadurch die Aufmerksamkeit einiger seiner Glaubensgenossen; ein reicher Seidenfabrikant in Berlin, Namens Bernhardt, nahm ihn als Lehrer für seine Kinder in das Haus und übertrug ihm zu gleicher Zeit eine Buchhalter- und später sogar eine Disponentenstelle in seiner Handlung. Im Jahre 1754 lernte Moses Mendelssohn Lessing kennen und übergab ihm seine philosophischen Gespräche zur Durchsicht. Lessing suchte einen Verleger und gab das Werk an Mendelssohn zu dessen höchstem Erstaunen gedruckt zurück.

Von dieser Zeit an war Mendelssohn für die deutsche Literatur gewonnen, er blieb Schriftsteller und veröffentlichte eine Reihe der trefflichsten Arbeiten, ohne dabei indessen sein Geschäft zu vernachlässigen. So wurde er zu gleicher Zeit ein reicher und ein berühmter Mann. Sein gastfreies Haus bildete den Mittelpunkt des gelehrten Berlins und der Jude überwand alle seinem Stamm entgegentretenen Vorurtheile; sein Name glänzte als ein Stern erster Größe am wissenschaftlichen Himmel Berlins. Die Akademie wollte ihn, ein unerhörtes Beispiel, als Mitglied aufnehmen; wir erzählten indessen schon, daß dies

Vorhaben an dem Widerwillen Friedrichs gegen die Juden scheiterte.

Von den Aesthetikern, welche sich damals in Berlin einen Namen machten, nennen wir Sulzer, einen der wenigen deutschen Gelehrten, welche sich der persönlichen Freundschaft und Hochachtung Friedrichs des Großen erfreuten; von den Statistikern den Probst Süßmilch; von Geographen den Konfistorialrath Büßing.

Das Gebiet der Geschichte wurde mit besonderer Vorliebe in Berlin bearbeitet. Da schrieb Küster sein altes und neues Berlin, Beckmann seine historische Beschreibung der Mark Brandenburg, der Hofrath Lenz gab eine werthvolle Sammlung von Urkunden heraus. In Berlin erschien auch vom Oberpfarrer Buchholz zu Eychen sein 6bändiger Versuch einer Geschichte der Kurmark Brandenburg; Gerken veröffentlichte eine Sammlung werthvoller Urkunden, Möhsen schrieb seine geistreiche Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg; der Ordensrath König forschte mit unermüdlischem Fleiße in den Archiven und lieferte eine Reihe werthvoller Arbeit, deren eine, der Versuch einer historischen Schilderung von Berlin bis zum Jahre 1786 allerdings erst im Jahre 1798 erschien, aber in der Zeit Friedrichs des Großen vorbereitet wurde.

Nicolat, der strebsame Buchhändler, der in Verbindung mit allen Gelehrten und Schriftstellern der Stadt stand, der selbst ein Gelehrter und Schriftsteller war, gab im Jahre 1786 seine Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam in drei Bänden heraus, in der er die wichtigsten Materialien der Berlinischen Geschichte mit unermüdllichem Fleiße zusammengetragen hat.

Die Werke dieser Männer haben einen bleibenden Werth behalten und sind noch heut unentbehrlich zum Studium der vaterländischen Geschichte.

Unter den Chemikern zeichneten sich aus Marggraf, Achard \*) Gerhard und Klaproth; in der Botanik Gleibisch, als Mathematiker Euler, Lagrange, Lambert, als Astronom Bode.

Wir könnten den genannten Namen noch viele andere ehrend hinzufügen, müßten wir nicht befürchten, unsere Leser zu ermüden. Wo so viel treffliche Gelehrte gemeinsam wirkten, da mußte sich auch im Volk der Sinn für die Wissenschaft und die Literatur mehr und mehr ausbilden.

Während unter Friedrich Wilhelm Federmann, der sich mit den Wissenschaften beschäftigte, fast mit Verachtung angesehen worden war, wurde es jetzt Mode, den Geist zu kultiviren. Wer sich zu den gebildeten Ständen rechnen wollte, mußte nach einer wissenschaftlichen Bildung streben und

die neuesten Erscheinungen der Literatur gelesen haben.

Das Lesen wurde nicht nur in allen Volksklassen zur Gewohnheit, es wurde zur Nothwendigkeit und artete sogar zur Leseucht aus.

In allen Gesellschaften wurde über die neuesten Preßproducte gesprochen; nur wer von Allem mitreden konnte, stand in Achtung und dies geschah nicht nur in den sogenannten gebildeten Ständen, sogar unter den niedrigsten Volksklassen, unter Knechten und Mägden, unter Gesellen und Arbeitern wurde das Lesen ganz allgemein.

Der Buchhandel bekam in Folge dessen einen ungeheuren Aufschwung in Berlin, da aber die weniger Bemittelten nicht das Geld besaßen, um sich Bücher anzuschaffen, so entstanden Leihbibliotheken und Journalzirkel, in denen man für ein geringes Geld alle neu erscheinenden Bücher und Journale mitlesen konnte.

Diese Leseucht hatte, wenn sie einerseits auf die Bildung des Volks vorthellhaft wirkte, doch auch ihre Nachtheile. Das zu viele Lesen mußte ein oberflächliches, unverdautes Wissen schaffen; es kam besonders den niedern Ständen nicht mehr darauf an, ein gutes Werk gründlich zu studiren, sondern Alles zu lesen, was ihnen nur irgend zugänglich war.

Jene glänzende Oberflächlichkeit, welche noch heut so vielfach und mit Recht den Berlinern vorgeworfen wird, hat ihren Ursprung in der Zeit Friedrich des Großen. Zur Erzeugung derselben trug auch die wieder erwachende Sucht, den Franzosen nachzuahmen, welche durch die Vorliebe des Königs für alles Französische sehr befördert wurde, wesentlich bei.

Da bei Hofe nur französisch gesprochen wurde, so glaubten die Berliner nicht zurückstehen zu dürfen. Es gehörte in der gebildeten Gesellschaft zum guten Ton, geldüftig französisch parliren zu können, wobei es freilich auf einige Schnitzer in der Grammatik nicht gerade ankam. Mit der französischen Literatur mußte der gebildete Mann so genau bekannt sein, wie mit der deutschen, wenn er etwas gelten wollte und da nun Jeder Alles wissen wollte, so war ein oberflächliches Lesen die natürliche Folge.

Man gewöhnte sich daran, das Wenige, was man wußte, an den Mann zu bringen, gelehrt zu erscheinen, ohne gelehrt zu sein. Mit der französischen Sprache nahmen die Berliner naturgemäß auch die französische Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit an.

Es erscheint dies ein hartes Urtheil, es wird aber bestätigt von allen Denen, welche vorurtheilsfrei Berlin in der Zeit Friedrichs des Großen besuchten.

Der berühmte Johann Georg Forster\*), der

\*) Achard ließ im Jahre 1784 die erste Montgolfiere (ein durch erwärmte Luft gefüllter Ballon) in Berlin steigen; er fuhr aber nicht persönlich in die Höhe. Unter der Regierung Friedrichs des Großen kamen Luftfahrten noch nicht vor.

\*) Forster hatte sich durch seine Reisen und als Naturforscher einen berühmten Namen gemacht. Als er nach Berlin kam, war Friedrich der Große neugierig, den Weltumsegler kennen zu lernen. Er

lich an ihm ist, schlechterdings als vortrefflich und übermenschlich pronirt werden muß."

Einen ähnlichen Eindruck wie auf Forster, machte die Berliner Gesellschaft jener Zeit auch auf andere Fremde, Alle aber mußten die geistige Regsamkeit, welche in der preußischen Hauptstadt herrschte, anerkennen.

### Zwölftes Kapitel.

Die Kunst in Berlin. — Berliner Dichter. — Lessing. — Rammler. — Die Karsch. — Das französische und das deutsche Schauspiel in Berlin. — Die Musik. — Die Oper. — Malerei und Bildhauerkunst. — Die Kupferstecherkunst.

Wie die Wissenschaft, so entfaltete sich auch die Kunst unter der Regierung Friedrichs des Großen in Berlin zu einer ungeahnten Blüthe und zwar ebenso wenig, wie die Wissenschaft, durch eine materielle Unterstützung, welche ihr Seitens des Königs gewährt wurde, vielmehr lediglich durch die geistige Freiheit, welche in Berlin ein neues frisches Leben in Kunst und Wissenschaft schuf.

Die deutsche Kunst, mit Ausnahme der Musik war dem König so fremd wie die deutsche Wissenschaft. Von unserer Poesie mußte er, wie seine Abhandlung „über die deutsche Literatur und ihre Gebrechen und über die Mittel zu ihrer Verbesserung“ zeigt, so viel wie nichts und es entging ihm vollständig, daß gerade zu seiner Zeit die deutsche Dichtung einen neuen Aufschwung nahm.

Friedrich vermochte es nicht, die großen deutschen Geister zu würdigen, sie blieben ihm fremd und das Wenige, was er von ihnen las, widersand seinem Geschmack. Urtheilte er doch über Göthe's Götz von Berlichingen:

„Noch jetzt erscheint auf der Bühne ein Götz von Berlichingen, eine abscheuliche Nachahmung dieser schlechten englischen Stücke des Shakespeare und das Parterre klatscht Beifall und fordert mit Enthusiasmus diese ekelhaften Plattheiten.“

Daß Friedrich bei solcher Verachtung des deutschen poetischen Strebens für die deutsche Muse\*) in Berlin nicht fördernd wirken konnte, liegt wohl auf der Hand und dennoch that er es, ohne es zu wollen. Göthe\*\*) spricht sich treffend darüber aus, indem er sagt:

„An dem großen Begriff, den die preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst recht heran, und um so eifriger, als Derjenige, in dessen Namen sie Alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte.“

\*) Schiller singt in dem Gedicht „die deutsche Muse“:

Von dem größten deutschen Sohne,  
Von des großen Friedrichs Throne  
Ging sie schutzlos, ungeehrt.“

\*\*) Göthe's „Dichtung und Wahrheit“ 2. Theil, Buch 7.





schenkte, reichte sie diese dem Ueberbringer mit folgendem Stegreifreim zurück:

Zwei Thaler sind zu wenig  
Für einen großen König!  
Zwei Thaler sind kein Glück,  
Draun schick ich sie zurück."

Friedrich lachte über den Vers, er nahm ihn der erzürnten Dichterin nicht übel, aber zu einer größeren Freigebigkeit ließ er sich durch denselben nicht bewegen.

Auf eine spätere Bitte der Karsth, er möge ihr ein kleines Haus schenken, schickte er ihr drei Thaler. Dies Mal nahm sie das Geld an und quittirte darüber mit folgendem Vers:

"Seine Majestät befehlen,  
Mir, statt eines Hauses Bau,  
Doch drei Thaler auszuzahlen.  
Der Befehl ward ganz genau  
Prompt und willig ausgerichtet,  
Und zum Dank bin ich verpflichtet.  
Aber für drei Thaler kann  
Zu Berlin kein Hobelmann!  
Mir mein letztes Haus erbauen,  
Sonst bestellt ich ohne Grauen  
Morgen mir ein solches Haus,  
Wo einst Würmer Tafel halten  
Und sich ärgern übern Schmaus  
Von des abgegrämten, alten,  
Magern Weibes Ueberrest,  
Das der König — darben läßt."

Die Karsthin hat ihrer eigenen Aussage nach vom König Alles in Allem 97 Thaler an Unterstützungen bekommen. Der Nachfolger Friedrichs des Großen, König Friedrich Wilhelm II., unterstützte sie reichlicher, indem er ihren Wunsch erfüllte und ihr am Haack'schen Markt ein Haus bauen ließ. In diesem starb sie im Jahre 1791, 69 Jahre alt.

Ein noch traurigeres Schicksal als die Karsth hatte der Improvisator Burmann, der ebenfalls zur Zeit Friedrichs des Großen als Gelegenheits- und Stegreifdichter vom Publikum sehr geschätzt wurde, bald aber ganz in Vergessenheit kam und neunzehn Jahre nach Friedrichs Tode im tiefsten Elend starb.

Ebenso wenig wie die deutsche Dichtkunst fand auch das deutsche Schauspiel vor den Augen des Königs Gnade und wenn dasselbe sich in Berlin während der Regierung Friedrichs des Großen in wahrhaft erstaunenswerther Weise vervollkommnete, so hat Friedrich daran doch keinen Theil. Der Oper und dem französischen Theater wendete er seine Unterstützungen zu, das deutsche Schauspiel überließ er seiner eignen Entwicklung.

Unmittelbar nach seinem Regierungs-Antritt ließ Friedrich im königlichen Schloß in dem sogenannten Kurfürstenjaal eine Bühne für das französische Schauspiel herstellen, ein kleines Theater, welches nur ein Parterre, 2 Reihen Logen und eine Gallerie enthielt; die letztere war für die Bürgerlichen bestimmt, denn nach den Anschauungen des Königs konnten diese unmöglich der Ehrenplätze des Adels theilhaftig werden.

Eine französische Schauspielergesellschaft wurde gewonnen und diese spielte auf der königlichen Bühne bis zum Jahre 1756 an jedem Mittwoch.

Die Zeit bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges war die Blüthezeit für das französische Theater in Berlin. Der König war noch jung und lebensfrisch, er interessirte sich für die Darstellungen und die Darsteller. Die vielen berühmten in Berlin anwesenden Franzosen, unter ihnen auch Voltaire, brachten das Unternehmen zu einer bedeutenden Höhe; klassische Stücke wurden von den Direktoren, Anfangs dem Baron Böllnig, dann dem Baron Schwerts, gewählt und zur Aufführung gebracht.

Während des Krieges schlief nach und nach das französische Schauspiel ein. Friedrich war an dasselbe indessen so gewöhnt, daß er nach dem Feldzug die Errichtung des Theaters auf's Neue in Aussicht nahm; eine neue Truppe wurde gewonnen. Es hatte sich inzwischen schon der Geschmach des Berliner Publikums so sehr der französischen Literatur zugewendet, daß ein großer Theil desselben lieber ein französisches als ein deutsches Schauspiel sah und deshalb dringend wünschte, es möge ein französisches Theater in Berlin begründet werden, welches dem gesammten Publikum zugänglich wäre.

In Folge dieses vielfach ausgesprochenen Wunsches baute Berger bei Monbijou ein Schauspielhaus und ließ in demselben französische Singspiele und Bantomimen aufführen. Aber er konnte sich nicht halten, es kam zu mancherlei Unannehmlichkeiten und in Folge deren hörte das Theater nach wenigen Jahren zum großen Bedauern des Königs auf.

Um das französische Theater zu erhalten, entschloß sich Friedrich, einem frühern Mitglied der Hofschauspielergesellschaft, Hierville, jährlich 10,000 Thaler zu bewilligen, damit dieser eine neue Gesellschaft begründe.

Hierville hatte dafür nur die Pflicht, Mittwochs für den Hof ohne Entrée zu spielen, sonst aber durfte er an drei Tagen wöchentlich Vorstellungen für das Publikum gegen Entrée geben. Er eröffnete seine Bühne am 24. März 1769 im Schauspielhause in der Behrenstraße, aber auch er fand seine Rechnung nicht dabei; drei Jahre lang setzte er das Unternehmen fort, dann überließ er dasselbe an Chavanne und als auch dieser dabei Geld zusetzte, wurde die Leitung des französischen Schauspiels dem königlichen Schauspieldirector Herrn v. Arnim übertragen.

Im Jahre 1776 wurde das von Boumann erbaute neue königliche Komödienhaus auf dem großen Friedrichs- (Gensd'armen-) Markt mit einem Stück von Corneille eröffnet. Das Haus war für ein großes Publikum berechnet, es konnte im Ganzen ungefähr 1200 Personen umfassen. Es wurde in demselben drei Mal wöchentlich französische Komödie gespielt, aber nur für wenige Jahre.

Schon 1778 beim Ausbruch des holländischen

ein Stück, in welchem der Bidelhering Dorides die schmutzigsten Reden führt.

Es ist nothwendig zur Beurtheilung des unter dem damaligen Berliner Publikum herrschenden Geschmacks, daß wir eine Stelle aus dem Stück, die wenigst anstößige, mittheilen.

Ein Duett zwischen dem Bidelhering Dorides und Clarille, dem Kammermädchen der Prinzessin Eryphile, lautet:

Dorid. Bist du, mein auserwähltes Leben?

Clar. Mein Leben will ich für dich geben.

Dorid. Wie bist du denn hier her gekommen?

Clar. Mir ist die Ehr noch nicht benommen.

Dorid. Ach, bist du ganz mein Murmelthier?

Clar. Ja, wie ein Glas komm ich zu dir.

Dorid. Hast du noch keinen Stoß gekriegt?

Clar. Von einem Stoß das Glas zerbricht.

Dorid. Ganz rein, als wie vom Mutterleib?

Clar. Glaub daß ich keinen Spott hier treib.

Dorid. Wie willst du aber immer machen?

Clar. Ich will dir geben meine Sachen.

Nun ziehen sie sich aus und Clarille giebt ihm ihre Kleider. Bald hernach singt Dorides, indem er sich an die Prinzessin wendet, nach der Weise: „So hör doch allerliebstes Herz“:

Drum traut, ihr Jungfern! keinem nicht,

Und wart' bis ihr ins Brautbett kriegt,

Die Nadel ist bald eingefädelt

Und eine Jungferschaft verzedelt.

Seht, ob die Leut auch richtig seyn,

Eh ihr sie laßt zu euch hinein.

Manche fischt und wird betrogen,

Mit Schelmen all's ist erlogen.

u. s. w.

Außer diesen und ähnlichen Stücken wurden sowohl von Edenberg als Hilferding meist Trauer- und Schauspiele mit Gesang oder Poffen gespielt, in denen dem Hanswurst stets die größte Rolle zuertheilt war, denn die plumpen und zotigen Epäße des Hanswursts waren die beste Würze für den Theaterabend.

Um das Publikum recht zahlreich in die Schaubuden zu locken, mußten die Konkurrenten Edenberg und Hilferding sich in allen möglichen Anziehungsmitteln gegenseitig überbieten. Da ritt denn am Vormittag vor der Vorstellung der Hanswurst mit seiner Schellentappe zu Pferde in der Stadt herum; statt des Zaums hatte er den Schwanz des Rosses in der Hand. Ihn begleitete ein Trompeter oder Trommler und nachdem dieser drei Mal einen Wirbel geschlagen oder einen Tusch geblasen hatte, verkündete der Hanswurst mit möglichst schnarrender oder lächelnder Stimme oder indem er durch die Nase rebete, an den Hauptteufen der Straßen, was an dem Tage in dem Theater gegeben werden sollte. Außerdem wurden auch auf den öffentlichen Plätzen große gemalte Bilder ausgehängt, die in den buntesten Farben eine Darstellung der in dem Stück vorkommenden Handlungen zeigten.

Die Theaterzettel mußten sich in Anpreisung der Wunderherrlichkeiten, die zu sehen sein sollten, überbieten. Das Formular derselben war etwa

war. —

Im Winter von 1741 zu 1742 spielten die Truppen dieser beiden Direktoren neben einander und suchten sich in der Gunst des Publikums Konkurrenz zu machen, um ihre Kassen zu füllen. Da wurden bald die zotigsten, auf den rohen Geschmack der Masse berechneten Stücke herausgesucht und mit platter Gemeinheit gespielt, bald suchte Hilferding die Menge durch Stücke mit religiösem Hintergrund zu ködern.

Hilferding spielte z. B. „Richters weltberühmtes Trauer- und Lustspiel von der artigen Grundsuppe der Welt“, in welchem das Schicksal der streitenden Kirchen dramatisch dargestellt war; ferner die „Duell-Tragödie oder was vom Ausfordern und Balgen zu halten sei“, ein Stück, welches mit dem Vers:

„Jesu, dein bin ich,  
Mach mich selig!“

schloß.

Neben diesem halb religiösen Stück brachte Hilferding ein berühmtes Freudenpiel zur Auführung; es führte den schönen Titel:

„Der unbekante Liebhaber oder geliebte Feind Timocrates mit vieler kurzweiliger Ergöhllichkeit vom lustigen Bidelhering angefüllt und vorgefesselt“,

nach Plinides Mittheilung in seiner Theatergeschichte folgendes:

„Mit gnädigster Bewilligung einer hohen Obrigkeit wird heute in dem Theater von der privilegierten u. Gesellschaft deutscher Schauspieler aufgeführt werden, eine mit lächerlichen Scenen, ausgeführter Lustbarkeit, lustigen Arien und Verkleidungen wohl versehene, dabei aber mit ganz neuen Maschinen und Dekorationen artig eingerichtete, auch mit verschiedenen Flugwerken ausgezierte und mit Schmerz, Lustbarkeit und Moral vermischte, durch und durch auf lustige Personen eingerichtete, gewis sehenswürdige große Maschins-Romödie unter dem Titel:

Hanswurst's Reise in die Hölle und wieder zurück,

wobei dieser arme, von den Teufeln oftmals erschrockte, verzauberte, von seinem Herrn aber geprügelte, dumme und mit Colombinen, einer verschmitzten Kammerjungfer, ehelich verlobte Diener in folgenden Verkleidungen erscheinen wird: 1) als Reisender, 2) als Cavalier, 3) als Pavian, 4) als Schornsteinfeger, 5) als Husar, 6) als Zigeunerin, 7) als Croat, 8) als Barbier, 9) als Doctor, 10) als Tanzbär, 11) als affectirte Dame, 12) als Käufer, 13) als Kuplerin, 14) als Nachtwächter, 15) als Mann ohne Kopf und 16) als ein von den Teufeln geholter Bräutigam.

Dabei werden allezeit lustige Arien gesungen werden.

Wir können übrigens versichern, daß die heutige Maschins-Romödie die Krone aller Maschins-Romödien ist.“

Solche marktstreiterische Ankündigungen hatten meistens den besten Erfolg; je toller sie waren, je sicherer bewirkten sie, daß am Abend die Bude Kopf an Kopf gefüllt war.

Ein ganz anderer Geist wurde in das Theater getragen, als im September 1742 die Schönemann'sche Schauspieler-Gesellschaft nach Berlin kam und auf dem Rathhaus ihre Vorstellungen begann. Schönemann suchte weniger durch äußern Pomp als durch Gediegenheit der Darstellungen und Auswahl der Stücke zu wirken. Seine Dekorationen waren keineswegs brillant, dagegen hatte er tüchtige Schauspieler, unter denen wir besonders den berühmten Schöff nennen, engagirt und ließ diese in guten, zum Theil klassischen Stücken spielen.

So gab er den „Ranut“ von Johann Elias Schlegel, den „Cato“ von Gottsched, den „Hypochondristen“ von Duitstorp, alle Stücke von Gellert und von Johann Christian Krüger, außerdem die Werke von Corneille, Voltaire und Molière in leidlicher Uebersetzung.

Schönemann hatte schwer mit dem verdorbenen Geschmack des Publikums zu kämpfen; die ersten guten Stücke wollten der an die albernfte Possenreißerei gewöhnten Masse noch nicht recht munden und wohl oder übel mußte auch Schönemann hier und da ein possenhaftes Nachspiel

oder auch eins der abgeschmackten Schäferspiele, welche damals beliebt wurden, geben.

Seine Nachfolger fühlten sich nicht ermuthigt, dem Beispiel Schönemann's zu folgen; wenn sie auch nicht ganz wieder in die alte geschmacklose Richtung zurückkehrten, sondern hier und da erst gute Stücke auf die Bühne brachten, um dem kunstfönnigen Theil des Publikums gerecht zu werden, so bildeten doch Singspiele, Schäferspiele und burleske Possen, in denen viel improvisirt wurde, den hauptsächlichsten Theil des Repertoirs der Schuch'schen Gesellschaft, welche in einer Bude auf dem Gensd'armen-Markt im Jahre 1754 auftrat und vielen Zulauf hatte.

Ganz in die alte Unsitte verfallen konnte das Berliner Theater nicht wieder, dafür sorgten Lessing, Nicolai, Kammier und andere treffliche Mäcenaten, welche mit unablässigem Eifer bemugt waren, zur die Verbreitung eines bessern Geschmacks im Publikum zu sorgen.

Erst Mendelssohn und Nicolai gewannen den Gewinn von der von ihnen gegründeten Bibliothek der schönen Wissenschaften, welche Preise auf die beste Tragödie und Tragen dadurch dazu bei, daß die Schriftsteller wetteiferten, um etwas Besseres als die alte Possenreißerei zu schaffen.

Schuch spielte bis zum Jahre 1759 in seiner erwähnten Bude, dann siedelte er nach dem Haus auf dem Werder, dem spätern Finanz-Ministerium, um. Er starb 1763.

Nach Schuch übernahm sein Sohn Franz die Direktion der Gesellschaft und dieser baute sich Behrenstraße 55 im Jahre 1764 ein Schauspielhaus, in welchem 800 Personen Platz fanden.

Bis zum Jahre 1767 behauptete Schuch den Vorrang; erst als der Döbbelin in diesem Jahre nach Berlin kam und der Gesellschaft beitrug, erfolgte ein Umschwung. Döbbelin drang auf die Abführung guter Stücke. Die Kritiker, besonders Kammier, und die bessern Schauspieler standen Döbbelin bei und dadurch gewann das Repertoir des Theaters ein neues Leben.

Die Posse wurde durch Stücke von Lessing, Weiße, Schlegel u., sowie durch gute Uebersetzungen verdrängt.

Schon im Jahre 1767 übernahm Döbbelin neben Schuch die Direktion der kleinen Schauspieler-Gesellschaft und fuhr fort, gute Stücke ohne Possenreißerei zu geben. Noch immer hatte er schwer zu kämpfen gegen den verdorbenen Geschmack des Publikums, welches wenigstens Opern und Stingspiele sehen wollte. Er würde vielleicht zu Grunde gegangen sein und bereitete sich schon vor, Berlin ganz zu verlassen, da wurde Lessing sein Retter aus der Noth.

„Minna von Barnhelm“ kam auf die Bühne. Es hatte Schwierigkeiten gemacht, das treffliche Stück zur Ausführung zu bringen; die Ungerech-

tigkeit, welche in der Verabschiedung der Freikorps lag, war darin so treffend geschildert, daß es bedenklich erschien, gerade in Berlin ein solches Werk auf die Bühne zu lassen. Die Schwierigkeiten wurden aber überwunden, Minna von Barnhelm kam zur Aufführung und zwar mit einem Erfolg, wie er in Berlin unerhört war.

So hatte das Publikum noch niemals das Theater bestürmt, als an den Abenden, an denen Minna von Barnhelm gegeben wurde, aber freilich war auch noch nie ein Stück so ganz aus dem Leben gegriffen auf einem Berliner Theater gegeben worden. Die Scenen, die dort gespielt wurden, Jeder hatte sie in ähnlicher Weise selbst erlebt; waren doch die Berliner Zeugen von der Auflösung jener Freikorps gewesen, hatten sie doch die Schicksale mancher braven Offiziere, die im Glend leben mußten, fast täglich vor Augen.

Minna von Barnhelm wurde in 22 Tagen 19 Mal vor überfülltem Hause gegeben und hätte Döbbelin nicht für einige Zeit Berlin verlassen müssen, so würde er sicher noch ebenso oft das beliebte Stück mit gleichem Erfolg gegeben haben.

Im Jahre 1771 starb Schuch und sein Privilegium erhielt der Direktor Koch, der der Begründer des ersten stehenden Theaters in Berlin wurde, denn bisher hatten die Theater-Direktoren immer nur für etliche Monate hier ihre Vorstellungen gegeben.

Koch eröffnete seine Bühne am 10. Juni 1771 mit „Miß Sara Sampson“ von Lessing und einem Prolog von Rammler; der Darstellung des Lessing'schen Stücks folgte ein Ballet.

Die Vorstellung war ausgezeichnet, der Beifall des Publikums außerordentlich und in den nächsten 8 Vorstellungen war das Theater so überfüllt, daß ebenso viel Zuschauer fortgehen mußten, wie aufgenommen werden konnten.

Ein ähnlicher Erfolg begleitete die ferneren Vorstellungen der Koch'schen Gesellschaft und diese verdiente ihn sowohl durch ihr Spiel als dadurch, daß Koch es verstand, durch eine gute Auswahl\*) der Stücke, durch reiche Abwechslung zwischen ersten Schauspielen und niedlichen Operetten, sowie durch treffliches Spiel die Schaulust des Publikums immer wieder von Neuem anzuregen.

Koch\*\*) starb schon 1775 und sein Privilegium

\*) Von Schauspielen nennen wir „Emilia Galotti“, von Operetten die noch heut beliebten Stücke „der Dorfbarbier“ und „die Jagd“ von Hiller, welche mehr als 40 Mal mit großem Erfolge gegeben wurden.

\*\*) Koch hatte sich durch seine tüchtigen Leistungen die allgemeine Anerkennung, auch die des Königs, erworben. Er glaubte deshalb Anspruch darauf machen zu können, daß seinen Schauspielern der Titel von Hofchauspielern ertheilt werde und suchte darum nach. König Friedrich nahm aber doch Anstand, den deutschen Künstlern einen solchen Vorzug zu gewähren. In einer besondern Kabinetts-Ordre sprach er zwar seine Anerkennung des Koch'schen Theaters und seinen Wunsch aus,

ging nun an Döbbelin über, der fortan nur in Berlin spielen durfte. Der König erließ ihm aus besonderer Gnade die sonst üblichen Abgaben an die Charentasse, sowie die Stempel- und Accise-Gebühren; er mußte sich nur verpflichten, 17 Thaler von jeder Vorstellung an die Armen-Direktion zu bezahlen.

Döbbelin eröffnete seine Bühne am 17. April 1775, unter ihm erreichte das deutsche Schauspiel in Berlin zur Zeit Friedrichs des Großen den Höhepunkt.

So schwer Döbbelin auch mit der bevorzugten französischen Bühne zu kämpfen hatte, er siegte dennoch; treffliche Schauspieler und Schauspielerinnen, der alte Bessel, Anzelmann, Schröder aus Hamburg, Demoiselle Döbbelin u. A. entzückten in klassischen Stücken die Berliner. Goethes und Schillers erste Meisterwerke, gute Uebersetzungen Shakespeares'scher Stücke trugen zur Veredelung des Geschmacks bei.

Wenn auch die Männer der alten Schule sich nicht in die neue Richtung finden konnten, sich nach den Hanswurstspäßen ihrer Jugend zurücksehnten, das heranwachsende Geschlecht mußte die klassischen Stücke zu würdigen, das zeigte sich durch die Dankbarkeit, welche das Publikum dem unsterblichen Lessing, der sich so viele hohe Verdienste um das Berliner Theater erworben hatte, erwies.

Lessing war am 15. Februar 1781 in Wolfenbüttel gestorben. Zu seinem Andenken fand am 24. Februar auf der Döbbelin'schen Bühne eine Trauerfeierlichkeit statt, zu der das Publikum in solcher Masse herbeigekommen war, daß das Theater dicht gefüllt wurde.

Auf der Bühne stand ein hell erleuchtetes sogenanntes castrum doloris, welches mit dem Grabmal und Bildniß des Verstorbenen verziert war. Die sämtlichen Schauspieler und die Schauspielerinnen, an der Spitze derselben der Direktor Döbbelin, standen zu Seiten desselben in Trauerkleidern; hinter der Bühne ertönte eine Trauermusik, nach deren Beendigung hielt Mademoiselle Döbbelin eine Rede, in welcher sie den Schmerz um den Verstorbenen so ergreifend aussprach, daß der größte Theil des Publikums bis zu Thränen gerührt wurde. Die Schauspielerin war selbst so ergriffen, daß auch sie endlich weinte und die Rede kaum zu beenden vermochte.

Zum Schluß der Feierlichkeit wurde „Emilia Galotti“ gegeben und einen eigenthümlichen Eindruck machte es, daß die Schauspieler an jenem Abend alle Rollen in Trauerkleidung spielten.

Ebenbürtig mit dem deutschen Schauspiel kam in Berlin zur Zeit Friedrichs des Großen auch

daß Koch zur Unterscheidung von andern gemeinen Komödianten irgend eine Auszeichnung erhalten möge und der Minister v. Massow brachte in Folge dessen verschiedene Titel in Vorschlag. Koch aber verbat sich alle, welche nicht zu gleicher Zeit auch seinen Schauspielern zu Theil würden.

die Musik zu einer Blüthe, welche sie nie zuvor gehabt hatte, da diese aber nicht aus der eignen Kraft der Nation hervorgegangen, sondern durch Unterstützung des Königs erzeugt worden war, so mußte naturgemäß auch wieder ein Verfall der Musik eintreten, als Friedrich, durch Alter und Kränklichkeit erschlaft, nicht mehr das Interesse an musikalischen Leistungen nahm, welches er in seiner Jugend gezeigt hatte. Die Liebhaberei für die Musik erhielt sich zwar für immer in Berlin, das Verständnis für die Kunst aber erlosch auf lange Zeit.

Die Flöte war Friedrichs theuerste Freundin von seinen Knabenjahren an gewesen. Im Hören und Ausüben der Musik fand der kunstsinige König die schönste Erholung, nachdem die Regierungsgeschäfte vollbracht waren und selbst im Kriegslager verlor er das Interesse an der Kunst nicht. Allabendlich wurde, wenn es irgend anging Konzert gehalten, die bevorzugten Mitglieder seiner Kapelle mußten dem König wenigstens in das Winterlager folgen.

Im Schloß zu Berlin oder Sanssouci sowie im Lager trat gewöhnlich gegen 6 Uhr Abends Friedrich mit den Noten unter dem Arm in das Konzertszimmer; er vertheilte die Stimmen für zwei Violinen, eine Bratsche, ein Violoncell, ein Fagot und ein Fortepiano, häufig legte er sie selbst auf die Pulte. Er nahm persönlich an den Konzerten Theil, indem er die Soli, welche sein alter Lehrer Quanz für ihn gemacht hatte, blies, häufig auch Flötensolo's eigener Komposition vortrug. Hatte er besonders schön geblasen, dann rief ihm Quanz wohl ein Bravo zu und Friedrich war darauf nicht wenig stolz, denn Quanz verfehlte auch nicht, sein Mißfallen zu zeigen, wenn er unzufrieden war.

Quanz übte, so lange er lebte, den Einfluß des Lehrers über den König aus und er ist dadurch eine wichtige Person in Berlin geworden. Leider ließ er seine Macht häufig genug andere Musiker in nicht angenehmer Weise fühlen und besonders verletzte ihn dazu sein Geiz.

Er hatte die Aufgabe, die Musiker für die Kapelle anzunehmen und er that dies nie, ohne sich dabei einen Vortheil zu machen. Jeder, der eine Anstellung haben wollte, mußte einen Theil der Besoldung an Quanz abtreten.

Eine solche Handlungsweise war um so schmutziger, da Quanz ein Gehalt von 2000 Thalern und andere bedeutende Nebeneinnahmen bezog und da er für keine Familie zu sorgen hatte, denn seine Ehe war kinderlos.

Am Meisten von der Selbstüberhebung, deren sich Quanz häufig schuldig machte, hatte Karl Philipp Emanuel Bach, der berühmte Klavier-Virtuose und Komponist, der den König auf dem Pianoforte bei den Flötensolo's begleiten mußte, zu leiden. Diesem machte Quanz das Leben so schwer, daß Bach trotz seiner vortheilhaften Stellung doch endlich im Jahre 1767 Berlin verließ und nach Hamburg übersiedelte.

Dem Einfluß, den Quanz auf den König ausübte, ist es wohl zuzuschreiben, daß Friedrich von den schönen Kompositionen Bachs niemals ein Stück spielte, sondern sich lediglich an die Solo's hielt, welche ihm Quanz für die Flöte komponirte.

Bach rächte sich dafür durch manchen beißenden Wit. So gab er z. B. einst in einer Gesellschaft ein Räthsel auf, welches wohl das fürchterlichste Thier in der preussischen Monarchie wäre? Als dies Niemand rathen konnte, erklärte er:

„Das fürchterlichste und einflußreichste Thier in Preußen sei der Schoßhund von Madame Quanz, denn Quanz als ein Pantoffelheld, müsse seiner Frau unbedingt gehorchen, die Frau aber gehorche dem Schoßhund und man könne nur etwas von ihr und dadurch von Quanz erreichen, wenn man dem Schoßhund Leckerbissen gäbe. Vor dem Schoßhund fürchte sich Madame Quanz, vor Madame Quanz fürchte sich Herr Quanz, vor Herr Quanz der König und vor dem König die ganze Welt. Ein fürchterlicheres Thier als der Schoßhund könne daher nicht existiren.“

Man lachte über die Auflösung des Räthsels und dieses ging wenige Tage darauf von Mund zu Mund in Berlin. Es wurde sogar durch den Marquis d'Argens dem König selbst zugebracht und Friedrich erkannte die Wahrheit desselben an, indem er lächelnd sagte: „Nehmt Euch nur in Acht, daß Quanz von dem Räthsel nichts erfährt, sonst jagt er uns alle zum Teufel!“

Auch der Nachfolger Bachs, der ausgezeichnete Virtuose Fasch, dem Berlin später die Begründung der Singakademie verdankte, hatte viel von dem alten Quanz zu leiden.

Die Musikliebhaberei des Königs führte natürlich auch die Vornehmen am Hofe, sowie die Prinzen und Prinzessinnen, zur Nachahmung. Die Markgrafen Heinrich und Karl hatten ihre eigene Kapelle, ebenso auch der Prinz Heinrich, und es war damit den tüchtigen Musikern die Gelegenheit zu vortheilhaften Stellungen gegeben.

Kirnberger, der Hofmusikus der Prinzessin Amalie, zeichnete sich durch Herausgabe musikalisch-wissenschaftlicher Werke, Schulz, der Direktor der Kapelle des Prinzen Heinrich, durch liebliche Lieder-Kompositionen aus.

Bemerkenswerth ist es, daß alle damals in Berlin lebenden bedeutenden Komponisten Deutsche waren. In der Musik huldigte Friedrich, wie wir bereits erwähnten, der deutschen Kunst; alle seine Kapellmeister, Graun, Agricola, Reichardt waren Deutsche. Von den Franzosen wollte Friedrich nichts wissen, „denn,“ so sagte er einst zum Grafen Biorotin, „die französische Musik taugt nichts.“

Auch in der Oper bevorzugte Friedrich die deutsche Kunst in Beziehung auf die Komponisten, und ließ während seiner ganzen Regierung fast nur Opern von Graun und Haffa aufführen; ebenso wurden auch in der Kapelle fast nur deutsche Künstler angestellt. Von den deutschen Sängern und Sängerinnen aber wollte er nicht viel wissen;

italienische Sänger und Kastraten sollten die Berliner Oper zur glänzendsten Deutschlands machen.

Raum zur Regierung gekommen, schickte Friedrich den berühmten Graun nach Italien, um Sänger und Sängerinnen für die zu begründende Oper zu engagiren. Die erste Oper, welche in Berlin gegeben wurde, war „Kobelinde“ von Graun. Die Aufführung fand am 13. Dezember 1741 auf dem königlichen Schlostheater, welches später für das französische Schauspiel bestimmt wurde, statt.

Schon am 5. September 1741 hatte Friedrich den Grundstein zum Bau eines prächtigen Opernhauses gelegt und im Dezember 1742 konnte dasselbe bereits durch Grauns Oper „Cleopatra und Cäsar“ eröffnet werden. Es war mit höchster Pracht eingerichtet, die Kostüme allein kosteten 60,000 Thaler; für die Erleuchtung mit Wachsluchtern an einem einzigen Redouten-Abend wurden 3000 Thaler berechnet.

Mit der Oper war auch ein Ballet verbunden; der Balletmeister, sowie Tänzer und Tänzerinnen wurden aus Frankreich verschrieben.

Während des Karnevals fanden regelmäßig wöchentlich zwei Vorstellungen statt, außerdem wurde jedes Fest in der königlichen Familie, jeder Besuch eines fremden Herrschers durch eine Vorstellung verherrlicht.

Friedrich betheiligte sich auf's Lebhafteste an allen Opern-Auffuhngen; er bestimmte selbst das Repertoire, häufig komponirte er einzelne Arien, dann wieder dichtete er auch den Text zu Grauns Musik. Kein Stück durfte besetzt werden, ohne daß er vorher gefragt worden wäre, und bei der Aufführung selbst saß der König hinter dem Kapellmeister und schaute ihm in die Partitur.

Wehe den Musikern, wenn sie nicht mit der höchsten Präcision spielten!

Friedrichs Plaz war im Parquet unmittelbar hinter dem Orchester; das kleine Parquet war überhaupt für den König und die Prinzen bestimmt, während das Parterre dem Bürgerstande überlassen war. In den ersten Ranglogen nahmen die königliche Familie und der hohe Adel Plaz, insoweit dieselben nicht mit dem Könige auf dessen Einladng im Parquet ihren Sitz hatten.

Die Parquet- und Parterre-Logen, sowie die Logen des zweiten und dritten Ranges waren für die Staatsminister, die fremden Gesandten und den übrigen Hofadel bestimmt. Ein Eintrittsgeld wurde für die Oper nicht bezahlt, diese sollte zur musikalischen Ausbildung sowohl des Hofes als des Bürgerstandes dienen.

Bis zum siebenjährigen Kriege stand die Oper in Berlin auf der glänzendsten Höhe. Graun komponirte für dieselbe von 1741—1756 nicht weniger als 28 Opern. \*) Die berühmte

\*) In dieser Zeit komponirte Graun auch seinen „Tod Jesu“ nach Hammler's Text. Die erste Aufführung fand am 11. April 1754 in der Domkirche

Sängerin Astrea, die Sänger Romani, Porporino und Carestini, die Tänzerin Barberini entzückten in dieser Zeit die Berliner.

Mit dem siebenjährigen Kriege erlosch der Glanz der Oper und auch nach demselben sollte er nur noch einmal für kurze Zeit emporfladhern.

Graun starb im Jahre 1759; sein Nachfolger Agricola konnte ihn nicht ersetzen, auch war der König nicht geneigt, nach dem Kriege so große Summen wie früher für die Oper aufzuwenden; ja er dachte sogar daran, diese zu verpachten. Er erzählte einst Quanz, daß ein italienischer Graf eine nicht unbedeutende Summe für die Pacht geboten habe, und fragte seinen Lehrer, wie dieser darüber denke.

„Ew. Majestät sind Herr und Meister,“ erwiderte Quanz, „allein wenn ich eine Bitte thun darf —“

„Und diese wäre?“ fragte Friedrich heftig.

„Ew. Majestät wollen dann auch geruhen, die Inschrift des Opernhauses: Fridericus Rex Apolloni et Musis (König Friedrich dem Apollo und den Musen) wegnehmen zu lassen.“

Die derbe Antwort zeigte dem König, wohin es bei einer Verpachtung des Opernhauses mit der Kunst kommen würde; er stand sofort von seinem Vorhaben ab; der italienische Graf mußte unverrichteter Sache Berlin verlassen.

Friedrich verpachtete nun zwar die Oper nicht, aber er wendete ihr nicht mehr die frühere Sorgsamkeit zu; trotzdem aber erhielt sie doch noch einmal, wenn auch nur für wenige Jahre, den alten Glanz und zwar durch eine deutsche Sängerin, durch die Mara.

Friedrich verachtete die deutschen Sänger und Sängerinnen, nur die Italiener, glaubte er, könnten im Gesange excelliren. Er entschloß sich daher schwer dazu, die ihm vielfach angeruhmte Sängerin Gertrud Schmeling aus Kassel auch nur zu hören. Endlich ließ er auf vieles Zureden die Schmeling nach Sanssouci kommen, und er war eben so erstaunt wie entzückt, als sie ihm eine der schwierigsten Arien Graun's mit herrlicher Stimme und wahrer Meisterschaft vortrug. Er legte ihr noch eine Bravourarie vor, welche sie nicht kennen konnte, aber auch diese sang sie ohne Fehler vom Blatt. Noch manche andere Beweise ihrer Kunst mußte sie ablegen; dann aber war Friedrich so eingenommen für sie, daß er sie mit einem Gehalt von 3000 Thalern auf Lebenszeit engagirte und ihr sogar versprach, das Gehalt in der Folge noch zu erhöhen.

Gertrud Schmeling betrat zum ersten Male die Berliner Bühne. Sie hatte einen wunderbaren Erfolg; ohne schon zu sein, riß sie doch durch ihren Gesang das Publikum zum Entzücken hin, ihr Name war bald der gefesteste Künstler-Name in Berlin.

Zu ihrem Unglück lernte die berühmte Sange-

statt. Seitdem ist der „Tod Jesu“ an jedem Charfreitag in Berlin aufgeführt worden.

riu einen Mann kennen, dem sie bald mit blinder Leidenschaft anhing, den Violoncellisten Mara aus der Kapelle des Prinzen Heinrich.

Mara zeichnete sich ebensowohl durch eine außerordentliche Schönheit, als durch ein ausschweifendes Leben und durch Unliebenswürdigkeit des Charakters aus. Vergeblich warnten alle Freunde der Schmeling diese vor einer näheren Verbindung mit dem berühmtesten Künstler, die Sängerin ließ sich nicht rathe, und auch als sie den König um Erlaubniß zur Heirath bat und ihr diese verweigert wurde, blieb sie doch bei ihrem Willen, bis endlich Friedrich nachgeben mußte.

Die Ehe war kaum geschlossen, als Mara seine junge Frau auf das Schändlichste mißhandelte; er verschwendete ihr Gehalt mit leichtfertigen Weibern, trotzdem aber blieb die Liebe Gertruds für ihren Gatten dieselbe. In der Gunst des Königs war die Mara seit ihrer Verheirathung sehr gefallen und Friedrich zeigte dies bei einer Gelegenheit in ziemlich unbarmherziger Weise.

Einst war die Sängerin krank, gerade als der Großfürst Petrowitsch nach Berlin kam. Eine große Oper sollte gegeben werden, bei dieser durfte die Mara nicht fehlen. Vergeblich war ihre Entschuldigung, daß sie nicht auftreten könne, 2 Stunden vor Anfang der Oper erschien ein Hauptmann mit 8 Dragonern in ihrem Schlafzimmer und erklärte ihr, wenn sie nicht sofort das Bett verlasse, so werde er sie, wie sie da sei, mit dem Bette nach der Oper schleppen.

Wohl oder übel mußte sie aufstehen und trotz ihrer Krankheit, welche nicht erheuchelt war, ihre Rolle singen.

Der Aufenthalt in Berlin war hierdurch der Sängerin verleidet; sie bat um ihren Abschied, aber derselbe wurde ihr verweigert. Jetzt versuchte sie, sich durch die Flucht zu retten, diese aber wurde vereitelt, und zur Strafe dafür ließ Friedrich Mara, den er als Deserteur betrachtete, als gemeinen Trommler in ein entferntes Garnison-Regiment stecken. Erst als die Mara, welche immer noch mit der innigsten Liebe an ihrem Manne hing, den König um Gnade anflehte, als sie versprach, auf jede Gehaltsverbesserung, die ihr zugesagt war, zu verzichten, erst da gewährte Friedrich die Bitte.

Mara lehrte zurück; statt aber Dankbarkeit für die treue Gattin zu zeigen, mißhandelte er dieselbe schändlicher als zuvor. Friedrich war, als er dies erfuhr, so ärgerlich auf die Sängerin, daß er der Unglücklichen bei jeder Gelegenheit sein Mißfallen zu erkennen gab.

Das Leben in Berlin wurde der Mara durch die täglichen Mißhandlungen ihres Gatten und durch die Unzufriedenheit des Königs, vor dem sie zitterte, so sehr verhaßt, daß sie sich noch einmal zur Flucht entschloß. Diesmal gelang dieselbe, sie entkam nach Dresden; dorthin wurde ihr der Abschied nachgesandt.

Friedrich hätte die entlaufene Sängerin wohl

vom sächsischen Hofe reklamiren können, aber er war derselben müde. Er äußerte sich:

„Das Weib ist wie ein Jagdhund, je öfter sie mit Füßen getreten wird, je anhänglicher wird sie.“

Mit dem Abgang der Mara war der Glanz für die italienische Oper verloren. Friedrich interessirte sich nicht mehr für dieselbe, überhaupt war ihm die Musik mit dem zunehmenden Alter gleichgültig geworden; er konnte selbst nicht mehr Flöte blasen, da ihm die Zähne fehlten; sein alter Lehrer Quanz war im Jahre 1773 gestorben, da hatten denn auch die Concerte für ihn kein Interesse mehr. Er ließ sie einschlummern und damit verlor sich auch seine Liebe für die Musik überhaupt. Im Berliner Publikum aber blieb dieselbe rege, der Sinn für die Musik hatte Wurzel gefaßt im Volke und entwickelte sich noch weiter.

Schon fand man in vielen bürgerlichen Häusern Klaviere, denn es war Mode geworden, zu musizieren; in allen Familien, welche auf Bildung Anspruch machen wollten, mußten die Söhne und Töchter Unterricht im Klavierpiel und Gesang nehmen. Die Kunst wurde hierdurch freilich wenig gefördert, nur ein oberflächliches Dilettantenthum erzeugt; dies aber hielt wenigstens die Liebe für die Musik bei den Berlinern wach.

Die Malerei und Bildhauerkunst erfreuten sich zur Zeit Friedrichs des Großen in Berlin keines besondern Fortschritts, der König hatte für sie kein großes Interesse. Stellte er doch die unter seinem Vater vollständig in Verfall gerathene Akademie der Künste erst kurze Zeit vor seinem Tode wieder her.

Erst am 14. Februar 1786 konnte unter dem Vorstize des Staatsministers v. Heintz, der zum Ober-Aufscher der Akademie ernannt worden war, die erste General-Versammlung gehalten werden. Es wurde das alte Reglement erneuert und nur durch einige zeitgemäße Bestimmungen vervollständigt.

Die erste Berliner Kunst-Ausstellung, welche in Folge dieser Bestimmungen stattfand, wurde am 18. Mai eröffnet. Sie enthielt keine besondern Meisterwerke neuerer Zeit, denn dergleichen waren nicht geschaffen worden; überhaupt hatten in der kurzen Zeit bis zur Eröffnung der Kunstausstellung nicht viele Neuigkeiten hergestellt werden können, und so waren denn meistens nur ältere Werke vorhanden.

Das Publikum zeigte sein Interesse für die neue Einrichtung durch eine außerordentlich lebhafteste Theilnahme, obgleich nicht viel Besonderes zu sehen war.

Am 29. April hatte Friedrich noch den Befehl erlassen, daß den Schülern der Akademie die Erlaubniß ertheilt werden solle, die Gemälde auf dem Schlosse zu studiren und daß ihnen zu diesem Zwecke die Gallerie jährlich vom 1. Juli bis zum 1. September wöchentlich 4 Mal geöffnet werden solle. Dies war fast die einzige Aufmunterung,

welche Friedrich den deutschen Malern gewährte, denn er hegte gegen diese fast ein gleiches Vorurtheil, wie gegen die deutschen Dichter.

Er verstand im Ganzen wenig von Malerei, und wenn er es auch für seine Pflicht hielt, als kunstfinniger König eine werthvolle Gemäldegalerie anzulegen, so geschah es doch nicht zur Förderung deutscher Kunst. Die mit großen Kosten aufgekauften Bilder der Gemälde-Sammlung von Sanssouci, bei deren Erwerbung, beiläufig gesagt, Friedrich oft schmäzlich betrogen worden ist, indem man ihm Copieen für Originale verkaufte, waren meistens Werke berühmter Meister der niederländischen Schule. Von 172 Bildern waren nur 7 französische, der deutschen Schule gehörte keins an, Italiener und Niederländer machten sich den Preis streitig.

Auch die Bürger von Berlin folgten dem Beispiel des Königs. Es war besonders nach dem siebenjährigen Kriege Mode geworden, einen großen Luxus durch Ausschmückung der Zimmer mit kostbaren Gemälden zu treiben, ja reiche Leute prunkten sogar mit der Anlegung einer schönen Gemäldegalerie. In diese aber nahmen sie nur die kostspieligsten Werke alter Meister auf, und für die vaterländische Kunst hatten solche Sammlungen nur insofern einen Werth, als die Meisterstücke jungen Künstlern zur Nachahmung dienen konnten.

Wirklich bedeutende Maler sind aus der Zeit Friedrichs des Großen in Berlin kaum zu nennen. Im Anfang dieser Geschichtsperiode stand Antoine Pesne an der Spitze der Berliner Maler. Nach seinem Tode, im Jahre 1757, trat Vanloo als erster Maler des Königs an seine Stelle; außerdem haben wir von solchen Malern, welche besonders bei den Bauten Friedrichs Beschäftigung fanden, noch Rode, Frisch und La Sueur zu erwähnen. Als Portraitmalerin war Madame Dierbush, welche sich besonders viel mit Anfertigung königlicher Portraits beschäftigte, und manches andere verdienstvolle Werk geschaffen hat, geachtet.

Die Gemälde, welche uns von Berliner Künstlern aus jener Zeit aufbewahrt worden sind, haben keine große künstlerische Bedeutung, obgleich genug gemalt wurde, denn es war unter den Bürgern zur Sitte geworden, daß jede Familie ein Bild des Königs oder die Darstellung irgend einer für Preußen siegreichen Schlacht zum Zeichen ihres Patriotismus im Staatszimmer haben mußte; auch auf Dosen, in Ringen und Armbändern wurde des Königs Portrait in feiner Emaille-Malerei getragen, aber auf eine besonders künstlerische Ausführung kam es dabei weniger an, als auf bunte Farben und zierliche Glätte. Die Kunst machte daher keine großen Fortschritte. Es fanden allerdings viele Maler Beschäftigung, aber in einer ziemlich fabrikmäßigen Thätigkeit.

Auch in der Bildhauerei ist ein nennenswerther Fortschritt nicht zu bemerken, kein Künstler, der sich einen bleibenden Namen erworben hat, ist zu erwähnen. Friedrich kaufte zwar eine Anzahl

antiker Werke und legte dadurch den Stamm für die Sammlungen des königlichen Museums; er schmückte auch die Brücken und Plätze der Stadt mit manchen Statuen, aber für die Förderung der Bildhauerkunst in Berlin selbst that er Nichts. Daß sein Geschmack kein künstlerischer war, davon legen die Statuen auf dem Wilhelmsplatz, welche er seinen beliebtesten Generalen Schwerin, Winterfeld, Seydlitz und Keith setzte, genügendes Zeugniß ab.

Es gehört ein fein ausgebildeter Kunstsinne zur Beurtheilung von Bildhauerwerken; dieser fehlte dem Berliner Publikum und es ist daher nicht zu verwundern, daß die zahlreichen kleinen Sandstein-Statuen, mit denen man damals Gärten, Alleen, Häuser etc. zu verzieren pflegte, meist wahre Ausgebirten von Geschmacklosigkeit sind.

Einen gewaltigen Fortschritt machte dagegen die Kupferstecherkunst in Berlin. Der Buchhandel war mächtig emporgeblüht, viele Werke erschienen mit Kupfern und es war dadurch tüchtigen Künstlern die Gelegenheit gegeben, in Berlin ihr Fortkommen zu finden.

Wir nennen unter diesen Georg Friedrich Schmidt, den schon früher von uns erwähnten berühmten Kupferstecher, der im Jahre 1744 aus Paris nach seiner Heimath zurückberufen wurde; außerdem Meil und Berger und vor allen Andern Chodowiecki, der in Berlin mit unerreichter Meisterschaft kostbare Kunstwerke schuf.

### Dreizehntes Kapitel.

Friedrich der Große als Baumeister. — Baugeschichte Berlins unter Friedrich dem Großen. — Friedrich vor der Leiche des großen Kurfürsten. — Die Verkaufshuben auf den Straßen. — Einwohnerzahl Berlins. — Beschreibung der Stadt.

Von der größten Bedeutung für unsere Stadt war die Vorliebe, welche Friedrich für die Baukunst hatte. Er war ein nicht weniger passionirter Baumeister als sein Vater und nicht nur eine große Anzahl öffentlicher Gebäude, sondern auch außerordentlich viel Privathäuser in Berlin verdanken ihm ihre Entstehung.

Ob die Baukunst in Berlin dadurch gefördert worden ist? Das möchten wir freilich dahingestellt sein lassen, denn Friedrich baute zwar mit Leidenschaft und gab selbst die Risse und Pläne für seine Bauten an, aber es fehlte ihm sowohl an einer gründlichen Kenntniß als an einem geläuterten Geschmack. Seine Schöpfungen sind häufig barock, wie uns die königliche Bibliothek, die ein treffendes Bild einer altdeutschen Kommode ist, beweist und selten zweckentsprechend.

Wenn er den Baumeistern seine Ideen zu irgend einem neuen Bauwerk angab, dann hatten diese häufig schwere Arbeit, dasselbe nur einigermaßen dem Bedürfnisse gemäß zu vollenden. Dies zeigte sich besonders bei den Bürgerhäusern,



\*) Von dem Hause Alexanderstraße 45, welches der König ebenfalls auf die Bitte eines Bürgers diesem erbaut hatte, wird folgende niedliche Anekdote erzählt:

Friedrich besichtigte das Haus unmittelbar nach dem Bau und fragte den Besitzer, ob er mit demselben zufrieden sei. Dieser aber schüttelte mit dem Kopf und meinte, es gefalle ihm nicht, daß das Haus gar keine schöne Verzierung habe. Friedrich ging sofort auf den Wunsch des Besitzers ein; er ließ die Fassade mit 99 Schafsköpfen ausschmücken. Als der König das nächste Mal wieder zur Besichtigung des schönen Hauses kam, meinte er, der Besitzer könne nun wohl zufrieden sein und wenn er 100 Schafsköpfe haben wolle, so brauche er nur den Kopf zum Fenster herauszustrecken.

\*) Der unter Friedrich Wilhelms Regierung ganz vernachlässigte Thiergarten wurde von Knobelsdorf zu einem schönen Lustpark umgeschaffen. Die häßlichen Pflanzengäule wurden fortgeräumt, weil es nicht mehr darauf ankam, Wild in dem Park zu hegen. Die Wege wurden verbessert und Anlagen aller Art gemacht. Wir nennen von diesen vorzüglich den großen Stern, von dem aus die noch bestehenden Alleen durch den Park gelegt wurden. 16 Statuen schmückten zu jeder Seite der auslaufenden Alleen den Platz und deshalb nannte noch lange das Volk denselben die Puppen, obgleich die Statuen längst verschwunden sind. Die übrigen Verschönerungen des Thiergartens, welche zum großen Theil in neuerer Zeit Aenderungen erlitten haben, wollen wir hier nicht weiter berühren, nur bemerken wir noch, daß in Folge derselben schon damals der Thiergarten ein Lieblings-Erholungsort für die Berliner wurde. Besonders nach dem sehr verschönerten Platze, den man den Kurfürstenplatz oder Zirkel nannte, strömten an den Sommer-Nachmittagen gegen 6 Uhr Tausende von Spazierenden zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen zusammen. Häufig wurden von den Berliner Regimentern die Musikkorps auf dem Platze aufgestellt, um zum Vergnügen für die Spaziergänger zu spielen. Dann kamen auch die Mitglieder der königlichen Familie und mischten sich unter den bunten Haufen. Es gab an solchen Tagen in den zum Platze führenden Alleen einen improvisirten Korso. In großen vergoldeten Glaskutschen oder in kleinen Wagen, auf deren Trittbrett die Wagen standen, fuhren die Prinzessinnen, gefolgt von den Equipagen der Hofdamen und dem vornehmsten Adel, durch die Alleen, welche vom Kurfürstenplatz fortführten. Um für die zahlreich versammelte Volksmenge Erfrischungen zu bieten, erhielten zwei Franzosen, Dortu und Thomassin, im Jahre 1745 die Erlaubniß, an der Spreeseite einige Weinwandzelle hinzusetzen, in denen sie Bier, Limonade und andere Getränke verkauften. Später wurde die Zahl bis auf sechs vermehrt und davon hat der Platz den Namen „die Zelle“, den er noch heut führt, erhalten.

gegen, der Friedrich als seinen Schüler betrachtete, machte ihm eine scharfe Opposition und besonders geschah dies beim Bau der Terrasse von Sanssouci, über welche er in einen starken Wortwechsel mit dem König kam.

Der Streit wurde so heftig, daß Knobelsdorf sich krank melden ließ und in Folge dessen mehrere Jahre nicht zum König berufen wurde. Auch als die Mißthelligkeit endlich ausgeglichen war, zeigte sich der frühere Günstling nicht weniger unfügjam als bisher. Er machte scharfe Bemerkungen über die in seiner Abwesenheit in Potsdam vorgenommenen Bauten, verglich die Häuser, zu denen der König den Plan angegeben hatte, mit häßlichen Kasernen und moquirte sich über den Geschmack der Baumeister, die etwas Derartiges hätten schaffen können.

Friedrich wurde darüber endlich so empört, daß er ihm eines Tages unwirsch sagte, er möge nur nach Berlin gehen. Einen solchen Befehl ließ sich Knobelsdorf nicht zweimal geben; er reiste auf der Stelle ab und als ihm der König einen Feldjäger nachsandte, der ihm den Befehl überbringen sollte, er möge sofort wieder nach Potsdam umkehren, da erwiderte der beleidigte Baumeister diesem: „der König hat mir selbst befohlen, nach Berlin zu gehen; ich weiß sehr wohl, ob ich seine Befehle oder den eines Feldjägers zu befolgen habe.“

Mit diesem Bescheid schickte er den Feldjäger zurück und reiste nach Berlin. Sein Freundesverhältniß mit dem König war hiernach für immer abgebrochen; er blieb in Ungnade und starb im Jahre 1753.

Der am Meisten beschäftigte Baumeister Friedrichs war der Schloßkastellan Boumann in Potsdam. Er hatte sich das Vertrauen des Königs durch viele in Potsdam nach den Plänen desselben ausgeführte Bauten gewonnen.

Vom Schloßkastellan wurde Boumann zum Ober-Baudirektor befördert und nach Berlin versetzt. Hier erbaute er die Domkirche im Lustgarten, den Palast des Prinzen Heinrich, das spätere Universitätsgebäude; er war bei der katholischen Kirche mit thätig, das neue Münzgebäude in der Münzstraße, die Militär-Akademie in der Burgstraße, die Akademie der Wissenschaften und das Komödienhaus auf dem Gensd'armen-Markt, eine große Anzahl von Kasernen und andern öffentlichen Gebäuden, sowie viele Privathäuser verdanken ihm ihre Erbauung.

Boumann hat eine außerordentliche Thätigkeit entfaltet und diese muß anerkannt werden, wenn er sich auch niemals durch Genialität oder auch nur durch ein besonderes Talent auszeichnete.

Sein Sohn, Georg Friedrich Boumann, der früher Hauptmann bei der Artillerie gewesen war, gehört ebenfalls zu den Baumeistern Friedrichs. Er hat die königliche Bibliothek erbaut; an der wunderlichen Außenseite derselben trägt er aber keine Schuld, denn diese wurde durch den König selbst veranlaßt.

Der Hauptmann v. Gontard war ebenfalls eine Zeitlang ein beliebter Baumeister Friedrichs. Der Entwurf zur Königsbrücke und den Kolonnaden der Spittelbrücke und der Bau der beiden Thürme auf dem Gensd'armen-Markt wurden ihm übertragen, letzterer indessen nur bis zum Einsturz des einen Thurms; dann übernahm der Ober-Baurath Unger den Weiterbau. Von Unger rühren auch das neue Schloß in Monbijou, die Arkaden der Jägerbrücke, die Spandauer-Brücke, das neue Kadettenhaus und viele Privatgebäude her.

Die Georgenkirche ist von Boumann dem Jüngern, das Invalidenhaus vom Hauptmann Petri, das Arbeitshaus von Feldmann erbaut.

Mit Hilfe der genannten und einiger weniger bekannten Baumeister war Friedrich bestrebt, Berlin zu einer würdigen Hauptstadt umzugestalten, indem er rastlos sowohl öffentliche als Privatgebäude errichten ließ.

Besonders großartig war seine Thätigkeit in dieser Beziehung vor dem siebenjährigen Krieg. Nach demselben wurde der König sparsamer; er berechnete genauer, ob der Bau nothwendig sei oder nicht und gab nur in einzelnen Fällen seiner Baulust auch da nach, wo es die Nothwendigkeit nicht gebot.

Um die weitere räumliche Ausdehnung Berlins zu ermöglichen, wurden die alten Thore abgebrochen und die Wälle auf der Berlinischen Seite der Stadt und die hinter dem Giechhaus abgetragen. Da konnten denn neue Stadttheile entstehen und Berlin ein ganz verändertes Aeußere gewinnen.

Am Meisten bevorzugt von der Baulust des Königs waren die Dorotheen- und Friedrichsstadt und die Spandauer Vorstadt.

Vor allen andern Straßen zeichnete Friedrich die Linden aus, jene damals noch ziemlich dürftige Allee, welche vom Schloß nach dem Thiergarten führte und an deren Seiten beim Regierungsantritt Friedrichs hinter der Akademie nach dem Thore hin nur einzelne meist unansehnliche Häuser standen.

Den Beginn der Prachtbauten unter den Linden machte im Jahre 1741 das schon mehrfach erwähnte Opernhaus, dessen sich noch viele unserer Leser erinnern und von dem das nach dem Brand errichtete Haus noch heut ein gutes Bild bietet.

Dem Opernhaus gegenüber wurde im Jahre 1754 der Bau eines Palastes für den Prinzen Heinrich, das jetzige Universitätsgebäude, begonnen, aber erst im Jahre 1764 vollendet.

Neben diesem Palast war schon im Jahre 1745 der Wiederaufbau der abgebrannten Akademie der Wissenschaft begonnen worden. Seltsamer Weise hatte auch jetzt wieder Friedrich das wissenschaftliche Institut in Verbindung mit den Ställen für die königlichen Maultiere und die Pferde des Regiments Gensd'armen gebracht, so daß der Berliner Wiß dem Gebäude die Inschrift gab:

„Musis et Mulis“ (den Musen und den Maultieren).

Hinter dem Opernhause wurde im Jahre 1747 der Bau der katholischen Kirche begonnen. Die Katholiken hatten bis dahin ihren Gottesdienst nur in einer kleinen Kapelle ausüben können. Diese wurde bei Weitem zu eng, als sich nach den schlesischen Kriegen die Zahl der Katholiken in Berlin bedeutend vermehrte. Ein Karmeliter-Mönch, der zugleich katholischer Prediger in Berlin war, der Pater Mecenatt, kam auf den Gedanken, einen prächtigen Tempel für die katholische Gemeinde zu erbauen und die Gelder dazu in allen katholischen Ländern zu sammeln.

Friedrich, dem daran gelegen war, seine Residenz mit schönen Gebäuden zu schmücken und der außerdem den Katholiken ein Zeichen seiner religiösen Duldsamkeit geben wollte, ertheilte gern die Erlaubniß.

Das Schreiben war vom 22. November 1746 datirt und der König sagte in demselben, daß er den Bau einer katholischen Kirche zum freien und ungehinderten Gottesdienste, so groß als die Katholiken den Tempel immer haben möchten, mit einem oder mehreren Thürmen, großen und kleinen Glocken etc. ohne allen Vorbehalt gestatte.

Zum Zeichen der königlichen Gnade schenkte Friedrich den Platz hinter dem Opernhause, sowie einen Theil der nöthigen Bau-Materialien. Die katholische Gemeinde in Berlin brachte selbst eine nicht unbedeutende Summe zu den Baugeldern zusammen, außerdem aber wurde in allen katholischen Ländern gesammelt, um in der Hauptstadt des protestantischen Preußenlandes ein katholisches Gotteshaus zu bauen.

Aus Rom allein kamen 57,580 Thaler aus Spanien 18,000 Thaler, der Dominikaner-Orden steuerte fünftausend Thaler und ein Einzelter, Cardinal Quirin, gab außer andern Geschenken noch 8000 Thaler.

Der Bau wurde der Pantheon-Anlage nach ausgeführt, der Grundstein wurde im Jahre 1747 feierlich gelegt.

Bis zum Jahre 1755 ging der durch Büding und le Geay begonnene Bau rüstig fort, dann aber mußte mit demselben inne gehalten werden, da die Gelder zu fehlen anfingen und der im folgenden Jahre ausbrechende Krieg auch störend auf die fernern Sammlungen einwirkte. Erst im Jahre 1757 fielen die Kollekten wieder ergiebiger aus und so gelang es denn nach 6 Jahren Boumann dem Vater, die Kirche zu vollenden. Am 1. November 1773 wurde sie mit großer Feierlichkeit eingeweiht.

Ebenfalls nach dem Kriege, in den Jahren von 1775 bis 1779, wurde auch die königliche Bibliothek auf dem Opernplatz erbaut. Man spottete schon damals viel über das seltsame Gebäude und lachte über die von Friedrich auf den Rath des berühmten Obersten Quintus Scilius defretirte schlechte lateinische Inschrift „Nutrimentum spiritus“.

Der Bau des Bibliothekgebäudes befriedigte übrigens ein wissenschaftliches Bedürfniß des gelehrten Berlins. Bis her war die königliche Bibliothek in unzureichenden und unbequemen Zimmern des Schlosses aufgestellt gewesen, man hatte keine gehörige Ordnung unter den kostbaren Büchern halten können und diese waren deshalb von geringem Werth für die gelehrte Welt der Hauptstadt gewesen.

Jetzt wurde eine neue Ordnung geschaffen, man richtete ein Lesezimmer ein, in welchem Vor- und Nachmittags die Wissensbedürftigen die Bibliothek benutzen konnten. Auch wurden zwei Bibliothekare und zwei Bibliothekdiener angestellt, um zu jeder Zeit das gelehrte Publikum zu bedienen.

Der Theil der Linden vom Schloß bis zu der Akademie hatte durch viele großartige Gebäude ein wesentlich anderes Aussehen erhalten.

Friedrich wollte aber der ganzen Straße einen großstädtischen Charakter verleihen, deshalb ließ er die alten häßlichen Häuser, welche die Straße bis dahin verunziert hatten, abreißen und den Besitzern neue ansehnliche, meist vier Stock hohe Gebäude aufführen. Er ließ nicht weniger als 44 derartige Häuser auf seine Kosten erbauen.

Auch der Lustgarten erhielt eine Verschönerung durch den Bau des neuen Doms. Der alte Dom auf dem Schloßplatz war längst baufällig geworden, die Reparatur desselben hätte große Kosten verursacht und Friedrich beschloß daher, das ehrwürdige Bauwerk niederreißen zu lassen und sich dadurch vom Schloß aus eine freie Aussicht zu verschaffen.

Am 9. Juli 1747 wurde der Gemeinde bekannt gemacht, daß am 16. Juli im alten Dom die letzte Communion gehalten und zum letzten Male gepredigt werde. — Demnächst erfolgte der Abbruch. Die alten Mauern zeigten eine bewundernswerthe Festigkeit, die Steine zerprangen eher, als der Kalk nachgab. Beim Abbruch entdeckte man in dem westlichen Theil des Gewölbes gegen 200 Särge, wahrscheinlich enthielten sie die Gebeine verstorbener Mönche. Die Grabgewölbe mit den fürstlichen Leichen wurden conservirt bis zur Vollendung des neuen Domgewölbes, zu welchem am 8. Oktober 1747 der Grundstein gelegt wurde.

Der neue Dom, der am Lustgarten gebaut wurde, konnte schon am 6. September 1750 eingeweiht werden. Im Januar desselben Jahres hatte eine eigenthümliche Feierlichkeit stattgefunden.

Die Särge, in denen die Gebeine der verstorbenen Mitglieder des Hauses der Hohenzollern ruhten, waren aus dem Grabgewölbe des alten Doms in das des neuen übergeführt worden; Friedrich wohnte persönlich der Beisetzung mit einigen seiner Adjutanten bei. Von allen seinen Vorfahren achtete er den großen Kurfürsten am höchsten, er war begierig, die letzten Ueberreste desselben zu sehen und ließ den Sarg öffnen.

Die Leiche war trefflich erhalten, sie lag im Kurmantel, mit einer großen Perrücke, einer gewaltigen Halskrause, gelben Stiefeln und einem Paar Handschuhen mit Fransen im Sarg; auch das Gesicht war noch kenntlich.

Friedrich schaute lange gedankenvoll den Leichnam seines großen Ahnherrn an; er ergriff die Hand desselben und während ihm die Thränen in die Augen traten, sagte er zu seinen Begleitern: „Messieurs, der hat viel gethan!“ Dann ließ er den Sarg wieder schließen und entfernte sich schweigend.

Eine ebenso gründliche Umformung als den Linden wurde auch dem Gensd'armen-Markt, damals Friedrichstädtischer Markt genannt, zu Theil; aber freilich erst nach dem siebenjährigen Kriege. Der Friedrichstädtische Markt war ein ziemlich unansehnlicher Platz; es standen auf demselben die nicht sehr zierlichen Kirchen, die französische und die neue Kirche und um diese herum in zwei freistehenden Biederden die Ställe für das Regiment Gensd'armen.

Im Jahre 1773 ließ Friedrich diese Ställe fortreißen und durch Boumann den Vater 1774 das französische Komödienhaus erbauen. Die beiden Kirchen wurden durch zwei Thürme geschmückt, welche freilich in einer seltsamen Disharmonie mit dem Unterbau standen.

Der Bau der Thürme begann im Jahre 1780. Friedrich, der, als ein alter Mann, nicht mehr auf langes Leben rechnen konnte, wollte vor seinem Ende noch den Bau vollendet wissen, er trieb deshalb fortwährend zur Eile. Der Baumeister Hauptmann v. Gontard konnte ihm nicht schnell genug vorwärts kommen und mußte deshalb zu Hilfsmitteln seine Zuflucht nehmen, welche die Solidität des Baues gefährdeten.

Das Resultat der übermäßigen Eile war, daß in der Nacht des 28. Juli 1781 der Thurm der neuen Kirche zusammenstürzte. Es war ein großes Glück, daß der Zusammensturz in der Nacht und nicht am Tage, wo so viele Arbeiter beim Bau beschäftigt waren, erfolgte; kein Mensch verlor dabei sein Leben.

Friedrich war außer sich vor Zorn, als ihm das Unglück mitgetheilt wurde, er ließ den Hauptmann v. Gontard sofort verhaften und nach Spandau abführen, aber es stellte sich bald genug heraus, daß nicht Gontard, sondern der König selbst die Schuld trug und so mußte denn der unschuldige Baumeister entlassen werden.

Der Bau wurde von Neuem begonnen und im Jahre 1785 vollendet.

Um den von niedrigen, kleinen Häusern umringten Platz zu einer Fierde der Stadt zu machen, ließ der König von 1777 bis 1785 auf seine Kosten nach Ungers Zeichnungen 13 und nach Gontards Zeichnungen 7 Häuser von Privatpersonen neu aufbauen.

Auch die sogenannte Spandauer Vorstadt, in welcher vor Friedrich dem Großen nur wenige Häuser gestanden hatten, obgleich sie den belebtesten

Straßen Berlins so nahe lag, wurde vom König durch Bauten bevorzugt. Hier entstanden ganz neue Straßen und Plätze.

Bisher lag das Lustschloß Monbijou ziemlich abgeschnitten von der Stadt, Friedrich ließ die neue Friedrichs-Brücke (jezt Hercules-Brücke) aus Holz erbauen und sorgte dafür, daß die Gegend in der Nähe von Monbijou angebaut werde. Damals entstanden die neue Friedrichsstraße nach der Abtragung der Wälle, die Präsidentenstraße, welche nach dem Stadt-Präsidenten Kirchheim ihren Namen erhielt.

Nach dem Kommandanten der Stadt, dem General v. Haacke, der sich bei diesen Bauten besonders thätig zeigte, wurde der Markt der Gegend Haackescher Markt genannt.

Die Spandauer-Brücke, welche die Verbindung des neuen Stadttheils mit Berlin bewirkte, wurde nach Ungers Zeichnung auf Befehl des Königs erbaut.

Im Anschluß an die Spandauer Vorstadt entstand außerhalb der Ringmauer eine neue Vorstadt, das Voigtland. Zwischen dem Rosenthaler und Hamburger Thor hatte bis zum Jahre 1753 das Hochgericht gestanden. Dasselbe wurde abgebrochen und unter den üblichen Feterlichkeiten, dem Aufzug der beim Bau beteiligten Gewerke, weiter hinaus vor die Stadt nach dem Wedding zu verlegt. Unmittelbar vor den Thoren wurde eine neue Vorstadt begründet.

Wegen der vielfachen Bauten, welche der König und manche Privatleute unternahmen, fanden sich jährlich viele fremde Gesellen in Berlin ein, diese kamen meistens aus dem sächsischen Voigtland und verließen die Stadt wieder, um im Winter in ihre Heimath zurückzukehren. Hierdurch entstand häufig ein augenblicklicher Mangel an Arbeitern.

Um dem vorzubeugen, beschloß Friedrich, den voigtländischen Gesellen eine Heimath in Berlin zu gründen, er schenkte ihnen Land und Baumaterialien zu kleinen Häusern, die in der Vorstadt in 4 Reihen aufgeführt werden sollten. Nach der Heimath der Maurer- und Zimmergesellen wurde die Vorstadt das Voigtland genannt.

Das neue Voigtland war eine Arbeiterstadt, die aber bald genug ihren Charakter veränderte, denn die Häuser kamen zum Theil in andere Hände; viele der Gesellen nahmen auch Miether in dieselben auf. In die weit entfernte Gegend aber zogen nur die ärmsten Bewohner der Stadt und so erhielt denn schon unter der Regierung Friedrichs des Großen das Voigtland den Charakter eines Proletarier-Quartiers, den es viele Jahre lang bewahrt hat und zum Theil noch heute trägt.

Das Diebesgefindel der Residenz nahm vorzugsweise seine Wohnungen im Voigtland, von hier konnte es die umliegenden Dörfer und die Landstraßen mit größerer Sicherheit zur Ausübung von Raubthaten besuchen, als von der

Stadt aus, da es nicht nöthig hatte, die Thore zu passiren.

Eine weitere Ausführung aller der vom König bewirkten Bauten würde die Geduld unserer Leser zu sehr in Anspruch nehmen, wir nennen daher nur noch das Invalidenhaus, das Arbeitshaus, die Sebastians-Kirche, das Vertrauden-Hospital, die Ritter-Akademie in der Burgstraße, das neue Kadettenhaus und die zahlreichen Kasernen, ohne der vielen andern öffentlichen und Privatgebäude, welche der König erbauen ließ, zu gedenken.

Zu erwähnen bleibt uns indessen noch eine bauliche Einrichtung, welche Friedrich traf und an der Berlin lange Zeit krankte, die Errichtung der zahlreichen Verkaufsbuden auf den belebtesten Straßen und öffentlichen Plätzen der Stadt.

Nach dem siebenjährigen Kriege befanden sich in Berlin viele verabschiedete Soldaten, viele Frauen, deren Männer im Kriege gefallen waren, viele verarmte Handwerker, welche, um sich zu ernähren, kleine Verkaufsgeschäfte einrichteten, aber nicht die Mittel hatten, größere Läden dazu zu miethen.

Um besonders den Invaliden die Begründung eines Geschäfts zu erleichtern, genehmigte Friedrich den Aufbau von Buden auf öffentlichen Plätzen und Straßen; er glaubte, daß dadurch der Verkehr befördert werden würde und daß besonders auch in den Straßen Berlins, die bis dahin ziemlich todt gewesen waren, ein regeres Leben entstehen würde.

Es war stets der Kummer des König gewesen, daß seine Hauptstadt zwar ausgedehnt genug war; daß sie aber jenen regen Verkehr, durch den andere große Städte sich auszeichneten, nicht hatte.

Einst fragte er im Stolz auf seine Neubauten den französischen Gesandten, ob nicht Berlin sich der Größe nach mit Paris messen könne?

„Gewiß, Majestät! — antwortete der Gesandte — nur mit dem Unterschied, daß wir in Paris weder säen noch ernten.“

Eine etwas beißende Anspielung auf die großen Felderflächen, welche sich noch innerhalb der Ringmauern der Stadt ausbreiteten und zum landwirthschaftlichen Gebrauch benutzt wurden.

Die Buden sollten dazu beitragen, den Verkehr in der Stadt zu heben; dies thaten sie nun freilich, aber nicht zum Vortheil der Residenz, denn die schönsten Plätze derselben, die elegantesten Straßen wurden dadurch verunziert.

Außerdem aber stellte sich bald noch ein anderer Uebelstand heraus, der, daß die kleinen Kaufleute, welche in den Buden ihre Läden aufschlugen, nun zu geneigt waren, Diebshehler zu werden. Es müssen die Buden schon zur Zeit ihrer Errichtung ein wahrer Krebschaden für Berlin gewesen sein, dies geht aus einer Schilderung hervor, welche eine im Jahre 1788 unter dem Titel „Schattenriß von Berlin“ erschienene Beschreibung der Residenz von ihnen macht.

„Die Buden — so heißt es in dem Buch — sollten eigentlich zur Bequemlichkeit der Einwohner





Für die Geschichte Berlins war daher der gänzliche Umschwung, welchen das Hofleben unter Friedrich dem Großen erlitt, von der größten Wichtigkeit.

Wir müssen einen Blick in das Leben des Königs und des Hofes werfen, wie sich dasselbe in der fast ein halbes Jahrhundert umfassenden Regierung Friedrichs entwickelte.

Friedrich hatte es sich zum Grundsatz, den er während seiner ganzen Regierung niemals verlegte, gemacht, mit der Zeit zu geizen, keine Stunde des Tages ungenützt vorüber gehen zu lassen. Arbeit und Erholung wechselten im richtigen Ebenmaß während des Tages ab.

Mit dem frühesten Morgen begann schon für den König die Arbeitszeit, im Sommer meist um drei Uhr, selten nach vier Uhr, denn wenige Stunden Schlaf genühten dem stets geistig regen Fürsten. Nur in seinen ältern Tagen gestattete er sich eine größere Ruhe, aber auch im spätesten Alter selten mehr als acht Stunden täglich.

Unmittelbar nach dem Aufstehen beschäftigte sich Friedrich mit den eingelaufenen Briefen und Berichten. Wenn er sich in Potsdam befand, mußten ihm dieselben während der Nacht durch einen reitenden Boten geschickt werden, um auf seinem Tisch zu liegen, wenn er erwachte. Zwei Kabinettsräthe waren beschäftigt, diejenigen Briefe, deren Siegel keine adligen Wappen trugen, zu eröffnen und Auszüge daraus zu machen, die von Adligen herrührenden Briefe las der König selbst, während er sich frisiren ließ.

Der Durchlesung der Briefe folgte die Anhörung der Rapporte, welche ihm die General-Adjutanten bringen mußten, sowie die Berichte, welche dieselben über etwaige ihnen gewordene Aufträge erstatteten. Dann trant der König seinen Kaffee, ohne die Arbeit zu unterbrechen.

Nach dem Kaffee pflegte Friedrich sich auf der Flöte zu üben; gewöhnlich ging er einige Zeit lang im Zimmer phantasirend auf und nieder, und diese Zeit war für ihn, wie er oft aussprach, ebenfalls eine Arbeitszeit, denn während er scheinbar nur mit seiner Flöte beschäftigt war, entwarf er die großartigsten Pläne; seine glücklichsten Gedanken über Geschäfte sind ihm, wie er selbst ausgesprochen hat, während dieses Phantasirens gekommen.

Zwischen 9 und 10 Uhr las Friedrich die von den Kabinettsräthen gemachten Auszüge aus den eingelaufenen Briefen und Berichten und ertheilte ihnen stets sofort die Antwort darauf; sie hatten diese mit Bleistift wörtlich auf die Eingaben zu setzen. Hier und da fragte Friedrich seine Räte wohl um ihre Meinung, und er befolgte ihren Rath, wenn er ihm passend erschien. Die Kabinettsräthe wurden dadurch einflussreiche Männer, obwohl sie eigentlich keinen besonderen Rang einnahmen, denn Friedrich nannte sie selbst nur seine Schreiber.

Es ist höchst merkwürdig, daß der König, der bei Besetzung aller Staatsstellen den Adel so

außerordentlich bevorzugte, dies bei der Wahl seiner Kabinettsräthe nicht that, sondern stets Bürgerliche zu dem wichtigen Amte erwählte. Fast alle sein Kabinettsräthe stiegen aus untergeordneten Stellungen empor, keinem ist der Adel verliehen worden, vielleicht, weil Friedrich von ihrem Amte selbst einen ziemlich geringen Begriff hatte und nicht glaubte, daß ein Schreiber, der täglich um seine Person beschäftigt war, dem geringsten seiner Wünsche gehorchen mußte, doch einen Einfluß auf ihn gewinnen könne. Aber dies war trotzdem der Fall, und es ist sehr wahrscheinlich, daß manche Regierungshandlung Friedrichs dem ungünstigen Einfluß dieses oder jenes Kabinettsrathes zuzuschreiben ist.

Die Minister verkehrten persönlich wenig mit dem Könige, sie mußten alle ihre Anfragen an ihn, alle Berichte schriftlich machen und wurden schriftlich beschieden; nur sehr selten fanden einmal mündliche Verathungen statt. Selbst in den auswärtigen Angelegenheiten und zwar in den wichtigsten Fragen wurden die Minister nicht zur Verathung gezogen; es kam häufig vor, daß sie von den wichtigsten Beschlüssen des Königs, von abgemachten Verhandlungen mit fremden Gesandten erst Kenntniß erhielten, wenn dieselben erledigt waren.

Friedrich war ein absoluter Monarch im vollsten Sinne des Wortes; er betrachtete seine Minister nur als seine ausführenden Beamten; er hielt es für seine Pflicht, persönlich zu regieren und die Verantwortlichkeit für seine Regierung auf seine eigenen, nicht auf die Schultern der untergebenen Minister zu nehmen.

Nachdem die Kabinettsräthe den König verlassen hatten, wusch er sich und kleidete sich völlig an; dies war gewöhnlich in fünf Minuten gethan; da er nur in den ersten Jahren seiner Regierung auf das Äußere etwas hielt und später seinen Anzug vollkommen vernachlässigte.

Nach dem Anziehen gab Friedrich die Parole aus, dann beantwortete er Familienbriefe, empfing irgend einen Besuch, las auch wohl oder machte einen Spaziergang oder Spazierritt. Mit dem Glockenschlage 12 Uhr wurde die Mittagsmahlzeit aufgetragen.

Die gute alte Sitte, daß die Mittagsstunde auch das Mittagmahl mit sich bringe, wurde in der ersten Zeit der Regierung Friedrichs in Berlin noch ganz allgemein und auch am Hofe aufrecht erhalten; erst in den späteren Jahren wurde die Essensstunde etwas weiter vorgeückt, mitunter bis gegen 2 Uhr, und dem Hofe ahmten auch in dieser Beziehung die reichen Bürger in Berlin nach.

Friedrich war ein Feinschmecker, er liebte eine glänzende Tafel, feine und besonders kräftig zubereitete Speisen; es kam ihm nicht auf viele Schüsseln an, mehr als acht Gerichte wurden nur in Ausnahmefällen auf die Tafel gebracht, aber das, was auf dieselbe kam, mußte dem Gaumen des Gourmand entsprechen. Er bekümmerte sich persönlich genau um den Küchen-





### Herzen kannten.

Ferner geben Wir auch dem besagten Baron das Zeugniß, daß er Uns nie zum Zorn gereizt, als nur, wenn er, durch seine Unverschämtheit alle Grenzen der Ehrfurcht überschreitend, auf eine unwürdige und unerträgliche Weise die Asche Unserer glorreichen Vorfahren zu entweihen und zu entehren suchte.

Da man aber in den schönsten Gegenden unfruchtbare und wüste Stellen findet, die schönsten Körper ihre Unförmlichkeiten haben, und die Gemälde der größten Maler nicht ohne Fehler sind, so wollen Wir mehrgedachten Baron seine Gebrechen und Fehler zu Gute halten, und ertheilen ihm, obgleich ungerne, den nachgesuchten Abschied, und wollen übrigens das ihm anvertraute Amt

Flüchte, dann kamen die Kabinettsrätthe, um die Unterschrift des Königs für die von ihnen inzwischen aufgesetzten Briefe zu erlangen; gewöhnlich setzte Friedrich diesen Briefen noch einige kräftige Worte als Randbemerkung hinzu. Wir habe einzelne Beispiele solcher Randbemerkungen unsern Lesern bereits mitgetheilt, sie sind meistens voll scharfen, beißenden Witzes und nur selten schmeichelhaft für die Empfänger der Antwortschreiben.

Alle Eingaben mußten an demselben Tage beantwortet werden, so daß niemals eine Stodung in die Tagesgeschäfte kommen konnte. Nur bei Todesurtheilen zögerte Friedrich mit der Unterschrift; er hatte es sich zum Grundsatz gemacht, niemals ein Todesurtheil vor dem zweiten Tage zu unterschreiben, weil ihm zu Gunsten des Verurtheilten vielleicht noch irgend eine Mittheilung gemacht werden konnte.

Nach Beendigung der Arbeit mit den Kabinettsrätthen trank Friedrich seinen Kaffee und zwar meistens in Gesellschaft eines oder des andern seiner Lieblingspagen.

Ueber diese Kaffeestunde gingen böse Gerüchte in Berlin um.

Wir glauben auf dieselben nicht näher eingehen zu dürfen und wollen nur bemerken, daß die Weiberfeindschaft des Königs wohl einen Theil an der Verbreitung solcher Gerüchte getragen haben mag.

Friedrich, der wie unsere Leser sich erinnern, in seinen Jünglingsjahren ein nur zu feuriger Anbeter der Frauen gewesen war, hatte der Frauenliebe im Mannesalter ganz entsagt; er war ein Verächter des weiblichen Geschlechts geworden. Seinen Offizieren verzieh er wohl gern ein Liebesverhältniß, aber er wollte nicht dulden, daß sie sich verheiratheten.

Es ist unphilosophisch, so meinte er, seine Freiheit einem Weibe zu opfern! Er verachtete diejenigen, welche es thaten, und mit Manchem seiner liebsten Gesellschafter brach er in Folge dessen den Umgang ab. Ein solches Schicksal traf auch den Obersten Quintus Scilius.

In den ersten Jahren seiner Regierung hatte Friedrich noch ein Interesse für schöne Frauen. Man sprach damals in Berlin viel davon, daß er ein zärtliches Verhältniß mit der reizenden Tänzerin Barberini, welche das Publikum ebenso wohl durch ihre Kunst, als durch ihre Schönheit entzückte, habe.

Barbara di Campanini, gewöhnlich die Barberini genannt, war ein grazioses, reizendes Mädchen; sie bezauberte die ganze Männerwelt Berlins und fesselte die Anbeter, welche sie durch ihre Schönheit erworben hatte, durch ihre feine Heiterkeit und liebenswürdige Unterhaltung.

Friedrich interessirte sich außerordentlich für die Tänzerin, deren Engagement ihm viele Mühe und Kosten verursacht hatte.

Durch Bielsfeld, der die Tänzerin in London gesehen hatte, war der König auf sie aufmerksam

geworden und als die Barberini sich später nach Venedig wendete, erhielt der dortige preussische Resident den Auftrag, sie mit einem Engagement von 7000 Thalern für Berlin zu gewinnen.

Die Barberini ging auf den lockenden Vorschlag ein, ein fester Kontrakt wurde abgeschlossen, aber von der Tänzerin gebrochen, weil sie sich mit einem Schottländer Madenzie verheirathen wollte.

Erst nach langen Klagen, welche der König vor dem Senat von Venedig führte und nachdem er das Gepäck des nach London bestimmten venezianischen Gesandten mit Beschlagnahme belegen lassen, gelang es, den Senat zu Zwangsmaßregeln gegen die Barberini zu veranlassen.

Die widerspenstige Schöne wurde mit Eskorte bis an die preussische Grenze gebracht und mußte nun wohl oder übel ihren Kontrakt erfüllen.

Raum in Berlin angelangt wurde die Barberini die Kömigin des Tages; sie gefiel dem König so sehr, daß er ihr eine für jene Zeit kolossale Gage, 12,000 Thaler jährlich bewilligte. Er speiste häufig mit ihr in vertraulicher Gesellschaft und bei den Hof-Maskenbällen trank er mit ihr in ihrem verschlossenen Zimmer den Thee.

Reine's schönes Bildniß der Barberini hing stets im Schreibzimmer des Königs. In manchen Briefen, welche Friedrich an die Tänzerin schrieb, nannte er sie „reizende Barberini“ und sprach mit Entzücken von ihren schönen Augen.

Im Volk war Jedermann überzeugt, daß Friedrich ein mehr als freundschaftliches Verhältniß mit der Tänzerin unterhalte, die Geschichtsschreiber aber wollen davon nichts wissen und meinen, der große König habe nur eine Ländelei mit ihr gehabt, ähnlich der, welche sein Vorfahr Friedrich I. mit der Gräfin Wartenberg hatte.

Die Barberini war eine lebenslustige Schöne; sie ließ sich an einem, selbst an einem königlichen Geliebten nicht genügen; ein Kreis von Verehrern umschwärmte sie, unter denen Graf Rothenburg, Graf Algarotti, der Ritter Chazot und der Sohn des Kanzlers Freiherrn v. Cocceji, ein junger Legationsrath, die Bedeutendsten waren.

Der Legationsrath v. Cocceji war ein riesengroßer, baumstarker Mann, der sich außerordentlich zum Jähzorn neigte. Er hatte eine leidenschaftliche Liebe zur Barberini gefaßt und überwachte die Tänzerin mit brennender Eifersucht. Bei jeder Vorstellung, in welcher sie auftrat, wußte er sich einen Platz ganz in der Nähe der Bühne zu verschaffen und mit glühenden Blicken verfolgte er jede ihrer Bewegungen.

Einst bemerkte er, daß in der Loge neben ihm ein anderer junger Mann saß, der nicht weniger eifrig als er nach der Barberini hinschaute; seine Eifersucht erwachte, er bildete sich ein, die Schöne werfe seinem Nachbar freundlichere Blicke zu als ihm. Das brachte ihn in Wuth. Ganz plötzlich ergriff er den Nebenbuhler, hob ihn in die Höhe und warf ihn über die Logenbrüstung weg auf das Theater der Barberini vor die Füße.

etwa Meldungen zu machen hatten. In spätern Jahren unterhielt er sich auch gern mit dem Obersten Quintus Scilius über gelehrte Gegenstände oder er ließ seine Vorleser kommen, um mit ihnen sich wissenschaftlich zu unterhalten.

Die Vorleser, sämmtlich Franzosen von wissenschaftlichem Ruf, hatten eine eigenthümliche Stellung; sie lasen nämlich dem König nur vor, wenn dieser heiser war, sonst aber las Friedrich den Vorlesern vor und unterhielt sich mit ihnen über das Gelesene.

An vielen Tagen wurde auch die Zeit von 4—6 Uhr den schriftstellerischen Arbeiten gewidmet. Um 6 Uhr begann das Konzert, bei welchem wir die Thätigkeit des Königs schon geschildert haben. In spätern Jahren hörte dies Vergnügen auf und an die Stelle der musikalischen Uebungen trat, nachdem Friedrich nicht mehr Flöte blasen konnte, die Arbeit mit den Kabinettsrätthen.

Dem Konzert folgte die Abendtafel, welche besonders in der Zeit bis zum siebenjährigen Kriege einen bedeutenden Platz in der Tagesordnung des Königs einnahm.

Zu dieser Abendtafel beschied Friedrich Gelehrte und Künstler; Voltaire nannte die Abendessen Friedrichs „wahrhaft sokratische Gastmähler“. Auch Wieland weiß dieselben nicht genug zu rühmen; er spricht aus, daß es für ihn stets ein hohes Glück gewesen sei, beim König zu Abend eingeladen zu werden.

„Ich zweifle, — sagte er — ob in Europa eine witzigere, angenehmere, lehrreichere und lebhaftere Gesellschaft anzutreffen ist, als an dieser Tafel. Es scheint, als wenn der Monarch sich eine Lust mache, sich dabei seiner königlichen Würde zu entschlagen, um nur als der Liebenswürdige unter den Menschen zu erscheinen; er hatte sogar ein Vergnügen daran, zu sehen, wie wir unsererseits den Schleier ablegten, mit welchem Hofleute das Gesicht zu bedecken pflegen, wenn sie sich der Majestät nahen, weil sie fürchten, sie möchten ihren blendenden Glanz nicht ertragen können, von dem sie wohl gar verzehrt werden könnten. Man sieht hier einen König, der sich aber nur als ein lebenswürdiger Beschützer zeigt, man sieht begünstigte Unterthanen, welche vor seinen Augen einhergehen, ohne sich vom Kopf bis zu den Füßen mit Waffen zur Vertheidigung zu verwahren. Die Herzen sind hier wechselweise einander offen und der Geist wird durch keine Fesseln gebunden.“

Die Abendtafel dehnte sich mitunter bis weit über Mitternacht aus, weil in dem angenehmen und geistreichen Gespräch die Zeit gar zu schnell verfloß.

Nach dem siebenjährigen Kriege speiste Friedrich selbst nicht mehr zu Abend, weil seine Gesundheit ihm dies nicht gestattete, aber er sah doch gern geistreiche Gesellschaft, zog aber jetzt größtentheils ausgezeichnete Generale als Gesellschafter an sich. Auch jetzt noch war das Gespräch lebhaft und interessant, wenn auch nicht mehr so anregend, wie in früheren Jahren. Für die Gäste wurde

eine kleine Tafel angerichtet, an der sie sich ein halbes Stündchen erlabten, um dann wieder die Unterhaltung mit dem König fortzusetzen.

Die Reize der Abendgesellschaften verringerten sich mit jedem Jahre. Friedrich wurde immer ernster und weniger unterhaltend; die geistreichen Scherze seiner Gesellschafter verloren für ihn den Reiz und an die Stelle derselben traten Vorlesungen und Unterhaltung über wissenschaftliche Gegenstände. Die Abendgesellschaften wurden daher früher beendigt, der König zog sich nach denselben in sein Zimmer zurück, in welchem er stets allein schlief.

Von der Tagesordnung, welche wir so eben geschildert haben, machte Friedrich nur selten und ungern eine Ausnahme. Er führte das Leben eines Junggesellen.

Von seiner Thronbesteigung an kümmerte er sich wenig um das verhaßte Eheband, welches zu schließen er durch seinen Vater fast gezwungen worden war. Unmittelbar nach seinem Regierungsantritt hatte er dem versammelten Hofe seine Gemahlin mit den Worten: „Das ist Ihre Königin!“ vorgestellt. Er küßte sie dabei, wie ein Berichterstatter meldet, auf das Zärtlichste.

Mit diesem Kuß waren die Zärtlichkeiten erschöpft, welche Friedrich seiner Gattin erwies; er trennte sich fast vollständig von ihr, indem er ihr das Lustschloß Schönhausen bei Berlin schenkte und zum Aufenthaltsort für die Sommer-Monate zuwies.

Dort residirte die Königin, den Winter verlebte sie im Schloß zu Berlin. Ihr Hofstaat war reich und königlich, aber vollständig getrennt von dem ihres Gemahls; ja diese Trennung ging so weit, daß die Königin niemals nach der Lieblingsresidenz des Königs, nach Sanssouci gekommen ist.

Wenn Friedrich sich in Berlin aufhielt, so speiste er etwa 3 oder 4 Mal im Jahre bei der Königin. Diese Besuche aber hatten stets einen sehr trübseligen Charakter; die königlichen Gatten sprachen bei denselben kein Wort mit einander.

Friedrich machte der Königin beim Kommen, beim Niedersetzen, beim Aufstehen die üblichen Komplimente und saß ihr bei Tisch gegenüber, sonst aber gab er ihr kein Zeichen der Theilnahme. Nur einmal in spätern Jahren erkundigte er sich nach ihrem Befinden, als sie von einem Gichtleiden geplagt wurde und diese einfache Nachfrage erschien so wunderbar, daß man in ganz Berlin lange Zeit davon sprach.

Die Königin ertrug ihr trauriges Schicksal mit Würde; an äußerem Glanz ging ihr nichts ab, denn Friedrich hielt streng darauf, daß ihr die höchste Ehrerbietung gezollt werde.

Die Minister, Generale, Gesandten und Hofherren mußten stets bei der Königin zu bestimmten Tagen ihre Besuche machen, alle bedeutenden Fremden, welche nach Berlin kamen, wurden bei ihr eingeführt, aber Niemand fühlte sich wohl an ihrem Hofe, denn es herrschte an demselben die strengste Etikette und zu gleicher Zeit ein Geist

den preußischen Staat auf eine so hohe Stufe der Macht brachte, glaubte Friedrich, seine Krone durch glänzende Festlichkeiten verherrlichen zu müssen.

Bälle, Konzerte, Schauspiele, prächtige Feste wechselten in ununterbrochener Reihenfolge mit einander ab, immer neue Gestalten wurden den Vergnügungen gegeben; der preußische Königshof schwelgte in Lustbarkeiten aller Art.

Nach dem zweiten schlesischen Kriege nahm der Glanz dieser Feste nur noch mehr zu, nirgend wurden Kosten gespart, der königliche Hof war in jener glücklichsten Zeit der Regierung Friedrichs das Asyl der Lust und Freude. Gesandte von allen europäischen Mächten kamen nach Berlin, in andern Ländern besuchten die Prinzen und nahmen Theil an den Spielen, welche besonders in der Carnevalszeit einander jagten.

Wollten wir unsern Lesern eine Beschreibung auch nur eines kleinen Theiles dieser Feste geben, so würden wir einige tüchtige Bände damit füllen können, sie möchten uns dies aber schwerlich Dank wissen. Wir wollen daher hier nur kurz ein besonders charakteristisches Fest erwähnen, welches am 25. August 1750 zu Ehren der in Berlin besuchsweise anwesenden Markgräfin von Baireuth gegeben wurde und welches lange Zeit den Berlinern zum Gegenstande des Gesprächs diente.

Der Lustgarten war prächtig ausgeschmückt, auf demselben war für den König, die Königin und den Hof eine Tribüne erbaut, der eine zweite, für die Schwester des Königs, die Prinzessin Amalie, bestimmte, gegenüberstand. Zu den Seiten waren Logen für die Adligen und eine Tribüne für die Bürgerlichen errichtet, welche einen großen mit Tausenden von Lampen erhellten Circus umgaben. Es galt einem Carousselreiten, in welchem die Ritter nach alter Art ihre Geschicklichkeit beweisen sollten, um sich den Preis aus den schönen Händen der Prinzessin Amalie zu verdienen.

4 Quadrillen, jede von 16 Rittern, von denen die ersten als Römer, die zweiten als Karthager, die dritten als Griechen, die vierten als Perser gekleidet waren und welche von den Prinzen des Hauses geführt wurden, nahmen an diesem Kampfspiele Theil.

Es war eine Pracht aufgeboten, wie sie die Berliner bei öffentlicher Festlichkeit selten gesehen hatten. Schaaren von Dienern, welche nach dem Charakter der Nation, die ihre Herren darstellten, gekleidet waren, zogen vor den Quadrillen her. Die Kavaliere sowohl, als die Zuschauer in den Logen waren mit Gold und kostbarem Schmuck überdeckt.

Die Ritter, welche an dem Kampfspiele Theil nehmen sollten, hatten sich mit ihrer Dienerschaft vor dem königlichen Stalle in der Breitenstraße aufgestellt; von dort aus zogen sie, von Fadelträgern begleitet, nach dem Schloß, dann an der Schloßreiheth vorbei, nach dem Lustgarten.

## Fünfzehntes Kapitel.

Der königliche Hof vor dem siebenjährigen Kriege. — Das Carrouselfest auf dem Lustgarten. — Die türkische Gesandtschaft in Berlin. — Der Hof Friedrichs nach dem siebenjährigen Kriege. — Friedrich und seine Geschwister. — Der Prinz von Preußen. — Der Thronfolger Prinz Friedrich Wilhelm. — Hofskandalosa. — Die Ehescheidung des Prinzen von Preußen. — Wilhelmine Ende. — Sittenlosigkeit am Hofe. — Prinz Heinrich. — Prinz Ferdinand. — Die Conferenztafel.

Friedrich liebte weder Berlin noch die Berliner; er hielt sich nicht gern in der Hauptstadt des Landes auf und nahm nur alljährlich zur Carnevalszeit und sonst gelegentlich in derselben seinen Wohnsitz. Am Liebsten verweilte er in dem schönen Sansjoui, jenem reizenden Lustschloß, welches er sich in der Nähe von Potsdam hatte bauen lassen. Berlin aber blieb trotzdem die Residenz, da die Königin mit Ausnahme weniger Kriegsjahre hier dauernd wohnte und auch die Prinzen und Prinzessinnen hier ihr Hoflager hatten.

In den ersten Regierungsjahren Friedrichs war Berlin häufig der Schauplatz glänzender Hoffeste; der junge König liebte die Pracht und entschädigte sich und seine Familie gern für den Zwang, welchen er unter der sparsamen Regierung Friedrich Wilhelms sich hatte auferlegen müssen. Besonders nach dem Breslauer Frieden, der

über in Berlin und trug viel dazu bei, das Hofleben in diesem ersten Winter nach dem Kriege interessant zu machen. Auch die Bürger der Residenz nahmen großen Antheil an den Fremden und mehr noch als sie die Bürgermädchen, welche für die Türken eine größere Vorliebe hatten, als ihren Vätern lieb war.

Am 20. April 1764 gab der König dem Gesandten eine feierliche Abschieds-Audienz und am 2. Mai trat die Gesandtschaft ihre Rückreise an. Vor derselben aber hatte sich im Gesandtschaftshotel ein eigenthümliches Schauspiel entwickelt. Die verdeckten Gepädwagen waren geöffnet worden, und zwar auf dringende Bitten vieler Bürger von Berlin, welche ihre schönen Töchter vermischten.

Wie die Bürger vermuthet hatten, so war es in der That; denn in den Gepädwagen fanden sich mehrere niedliche Berlinerinnen versteckt, welche ihre türkischen Liebhaber begleiten wollten, um die Freuden des Harems kennen zu lernen. Die beschämten Schönen mußten ihr dunkles Asyl verlassen und zu ihren Eltern zurückkehren.

Auch der Besuch des russischen Großfürsten Petrowitsch, sowie die Anwesenheit anderer fürstlicher Personen, und einige Familienfeste gaben Veranlassung zu prunkvollen Feierlichkeiten; diese wurden aber mit dem zunehmenden Alter des Königs immer seltener, denn je älter Friedrich wurde, je mehr neigte er sich einer an Geiz grenzenden Sparsamkeit zu, je weniger hatte er Neigung zur Geselligkeit.

An die Stelle der bezaubernden persönlichen Liebenswürdigkeit, welche er früher im Umgange gezeigt hatte, trat häufig eine scharfe Bitterkeit. Seine Umgebung litt hierdurch außerordentlich, und es gehörte eine große Liebe für den König dazu, in seiner Nähe ausdauern zu können.

Der Hof des Königs wurde in Folge dessen mit jedem Jahre öder und trostloser, auch das Leben am Hofe der Prinzen und Prinzessinnen zeigte nach dem siebenjährigen Kriege eine ähnliche Veränderung.

Der Tod hatte gewaltige Lücken in die königliche Familie gerissen; die Königin Mutter, welche vor dem siebenjährigen Kriege durch ihre Lust an glänzenden Festlichkeiten wesentlich dazu beigetragen hatte, die Pracht des Hofes zu erhöhen, die Markgräfin von Baireuth und der älteste Bruder des Königs, der Prinz August Wilhelm, waren während des Krieges gestorben; so blieben denn von den Geschwistern des Königs nur die Prinzen Heinrich und Ferdinand, und die Prinzessin Amalie übrig.

Friedrich fühlte für seine Brüder nie eine besondere Zärtlichkeit; er war seinem ganzen Wesen nach nicht für das Familienleben geschaffen, und wenn er auch Sorge trug, seinen jüngern Geschwistern eine gute Erziehung zu geben, so blieb er denselben doch stets fern, ein wirklich geschwisterliches Verhältniß herrschte in der königlichen Familie nicht. Friedrich betrachtete sogar seine Brüder häufig als seine Nebenbuhler in der Gunst des







der Hauptstadt kaufen, dort könne der Prinz die Riez besuchen. Er solle aber nicht so oft nach der Hauptstadt kommen, weil er dort Bekanntschaften machen würde, die der König nicht gern sehe. Befolge die Riez diese Befehle genau, so werde er ihr wohlaffectionirter König bleiben.

In Folge dieses Befehls wurde das schöne Landhaus des Grafen v. Schmettau in Charlottenburg, welches von einem reizenden Garten umgeben war (das später Eckardtsteinsche Grundstück) gekauft; der König gab dem Prinzen zu diesem Zweck 20,000 Thaler.

Wenn Friedrich hier gegen die Ausschweifungen seines Neffen eine Duldsamkeit zeigte, welche unsern heutigen Anschauungen durchaus widerspricht, so dürfen wir darüber nicht hart urtheilen denn der König handelte nur im Geiste seiner Zeit. An allen fürstlichen Höfen war die Matressenwirthschaft so tief eingewurzelt, daß Niemand etwas dabei fand, sie hatte sich mit der französischen Sprache und Mode auch in Deutschland eingebürgert und die Sittenlosigkeit an den Höfen, auch an dem in Berlin, war in Folge dessen so groß geworden, daß Liebesverhältnisse sowohl verheiratheter als auch unverheiratheter Frauen stets mit der schamlosesten Offenheit getrieben wurden.

Ein englischer Reisender, welcher den Berliner Hof im Jahre 1775 besuchte, äußerte sich hierüber ungefähr folgendermaßen:

„Obgleich der König die Frauen haßt, so werden deshalb doch die Damen von den Männern keineswegs vernachlässigt. Besonders die verheiratheten Frauen haben öffentliche Verehrer, welche sie bei allen Gelegenheiten begleiten, sie werden mit ihnen zu allen Gesellschaften eingeladen, sie sitzen bei Tische neben ihnen und werden vom Herrn oder der Frau des Hauses ganz absichtlich in dieselben Spielpartien mit ihren Geliebten gesetzt. Ist zufällig eine Frau nicht mit einem solchen Partner versehen, so ist sie immer darüber sehr verlegen und auch ihr Mann theilt diese Verlegenheit; Beide kommen nicht eher zur Ruhe, als bis der nöthige Gesellschafter sich findet.“

Von Eifersucht weiß man nichts, diese wird verachtet und verabscheut, ebenso wenig hört man von Lästerungen, von Tadel, von böshaftern Bemerkungen über Liebesverhältnisse etwas. Das mag wohl daher rühren, daß, wie man mir versichert hat, es in dem Staat Sr. preussischen Majestät wohl schwerlich eine alte Jungfer giebt!“

Friedrich konnte sich ebenso wenig wie Andere seiner Zeit den sittlichen Anschauungen entziehen, welche an allen europäischen Höfen herrschten; er duldete daher die Liebchaften des Prinzen von Preußen und dieselben würden schwerlich sein Verhältniß zu dem Neffen getrübt haben, wären nicht sonst fortdauernd Veranlassungen zu Mißthelligkeiten da gewesen.

Der König behandelte den Prinzen wie einen jungen unbedeutenden Mann, während dieser häufig genug sich als der künftige König fühlte

als zu seinen Brüdern stand der König zu seiner Schwester, der Prinzessin Amalie. Die Prinzessin war der Liebling des Königs, dem sie durch eine große Charakterähnlichkeit nahe stand. Sie hatte einen eben so scharfen und glänzenden Witz und gebrauchte ihn mit gleicher Rücksichtslosigkeit.

In ihrer Jugend war die Prinzessin wunderschön, sie verführte durch ihre Reize selbst den abgelebten Voltaire dazu, ihr einst in einem niedlichen Vers eine verblühte Liebeserklärung zu machen, welche aber durch den König eine herbe Zurückweisung erhielt.

Schlimmer als Voltaire, der nur in einem kleinen königlichen Gedicht für seine Anmaßung ein jammervoller Wicht genannt und dadurch in seine Stellung zurückgewiesen wurde, erging es einem andern Mann, der, wie man in Berlin allgemein erzählte, der begünstigte Liebhaber der Prinzessin war, dem berühmten Freiherrn von der Trend.

Friedrich ließ Trend, den er bisher durch manche Gunst ausgezeichnet hatte und der dadurch kühn geworden, sich öffentlich ziemlich unverschämt über das Verhältniß, in welchem er zu der Prinzessin stand, äußerte, unter dem Vorwand, daß er ein geheimes Einverständniß mit seinem Vetter, dem berüchtigten österreichischen Panduren-Obersten Franz von der Trend, habe, ohne Untersuchung, Urtheil und Recht auf die Festung bringen und hielt ihn hier lange Jahre in harter Gefangenschaft, bis es Trend endlich gelang, sich zu flüchten.

Die Prinzessin Amalie blieb unvermählt; sie übte stets einen großen Einfluß auf den König, der aber nicht immer ein wohlthätiger war. Sie galt in den Hofkreisen für die Spionin Friedrichs und man sagte ihr nach, daß sie mit einer gewissen Lust am Unheilstiften ganz unschuldige Aeußerungen verdrehe, um den König gegen seine Brüder und gegen manche bei ihr nicht beliebte Hofleute aufzuheizen. Prinz Heinrich gab ihr deshalb den Titel „die böse Fee“. Unter diesem Titel wurde sie fortan in Berlin stets genannt. \*)

\*) Die Prinzessin Amalie hatte zu dem unglücklichen Trend eine wirklich innige Liebe gefühlt, der sie bis zu ihrem Tode treu blieb. Das Urtheil des Herausgebers der Tagebücher der Gräfin Woy lautet über sie: — Die arme Prinzessin, welche für die Befreiung des schönen, tollkühnen Abenteurers so große Treue und Aufopferung bewies, schenkte ihre ganze Liebesfähigkeit in dieser einzigen Neigung erschöpft zu haben. Von Kummer und einer frühzeitigen Kränklichkeit verdüstert, war sie nach und nach so schroff und bitter geworden, daß sie nach einem Epigramm ihres Bruders Heinrich nur noch „la fée malfaisante“ hieß und durch ihre Thorheiten und ihr argwöhnisches Mißtrauen bald der Schrecken des ganzen Hofes war.“ (Neun und sechzig Jahre am preussischen Hofe, aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin Sophie Marie Gräfin v. Woy.)

## Sechszehntes Kapitel.

Berliner Leben zur Zeit Friedrichs des Großen. — Trennung der Stände. — Die Pikanets. — Luxus. — Berliner Schwindel. — Der Gesellschaftston. — Sittenlosigkeit. — Musiksäle und Tanzböden. — Madame Schubtz. — Berliner Gasthäuser und Restaurationen, Preise in denselben. — Volksvergüngen. — Französische Kleidertracht.

Fast ein halbes Jahrhundert umfaßte die Regierung Friedrichs des Großen. Ein solcher Zeitraum ist stets für die geschichtliche Entwicklung von hoher Bedeutung, in jener Zeit aber und für unsere Stadt genügte er, um Berlin vollständig umzugestalten.

Das Berlin zur Zeit Friedrich Wilhelms und das zu Ende der Regierung Friedrichs des Großen sind zwei so verschiedene Städte, daß sie kaum eine Aehnlichkeit mit einander haben.

Mit dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen verschwand plötzlich jene finstere, heuchlerische, zur Schau getragene Sittenstrenge, jene Enthaltbarkeit von allen Vergnügungen, jene künstliche Einfachheit und Sparbarkeit, welche die Bürger nur aus Furcht vor dem Stolz Friedrich Wilhelms I. und vor den ihre Freiheit bedrohen-

den Machtprüchen desselben angenommen hatten.

Der glänzende Hof des jungen Königs reizte zur Nachahmung an, die Hoffeste boten der Schaulust des Volks willkommene Schauspiele; Theater, Konzerte, Ballets, öffentliche Darstellungen aller Art brachten ein neues Leben in die Residenz. In unglaublich kurzer Zeit vollendete sich die völlige Veränderung des herrschenden Gesellschaftstons, nur einige der orthodox-religiösen Richtung angehörende Familien blieben den von Friedrich Wilhelm eingeführten Sitten treu; die ganze übrige Bevölkerung ließ sich vom Geist der Zeit hinreißen. Der hohe Adel, die Gelehrten, Beamten, Kaufleute und Handwerker wetteiferten mit einander, sich gegenseitig zu überbieten in der Nachahmung des Hofes.

Die verschiedenen Stände blieben dabei vollkommen abgesondert, ja die schon vorhandene Trennung wurde noch tiefer und schroffer während der Regierungszeit Friedrichs, denn dessen offen zur Schau getragene Vorliebe für den Adel flößte diesem ein Selbstbewußtsein ein, welches er unter dem bürgerlichen Regiment Friedrich Wilhelms nicht haben konnte.

Der hohe Adel schaute mit Verachtung nieder auf den Bürger, die Offiziere bildeten einen durchaus abgeschlossenen Stand, höhere Beamte und Gelehrte wollten nicht gern etwas mit Subaltern-Beamten oder gar mit Kaufleuten und Handwerkern zu thun haben und auch letztere waren wieder in ihre verschiedenen Kreise gespalten.

Diese gegenseitige Abgeschlossenheit ging so weit, daß selbst in den zahlreich entstehenden Tabagien, Weinstuben und öffentlichen Vergnügungsorten nur höchst selten die verschiedenen Stände mit einander verkehrten.

Die noch jetzt allen Ausländern in Berlin so unangenehm auffallende Zurückhaltung, welche verbietet, in öffentlichen Lokalen sich mit Fremden an einen Tisch zu setzen und ein freundliches Gespräch zu beginnen, hat ihren Ursprung in jener Zeit.

Welcher Bürgerlicher hätte es damals wagen dürfen, sich mit einem Unbekannten in einem Vergnügungsort an einen Tisch zu setzen und etwa ein Gespräch anzufangen! Traf er zufällig auf einen Adligen, so wurde er sicher herb zurückgewiesen.

In sich selbst einten sich die verschiedenen Stände um so inniger; da wurden Ressourcen, geschlossene Gesellschaften, gebildet, in denen die Standesgenossen mit einander verkehrten, da gab es Feste aller Art; man machte Landpartien zusammen nach Schönhausen, Pantow, nach dem Gesundbrunnen, nach Weißensee, Treptow und Stralau, Moabit, Martiniden, Charlottenburg oder Schöneberg; auch die näher vor den Thoren gelegenen Etablissements, die neue Welt, die Gartenlokale der Hajenhaide und der düstere Keller boten häufig Gelegenheit zu fröhlichen Zusammenkünften.

Eine der beliebtesten geselligen Vergnügungen waren die Pikanets, welche gewöhnlich bei be-

liebten Restaurateuren abgehalten wurden. Die Herrn aus der Gesellschaft führten eine oder mehrere Damen zu irgend einem beliebigen Restaurateur, dort wurde ein fröhliches Mahl veranstaltet, dem meistens, besonders im Winter, ein Tanz folgte; die Kosten wurden von den Herren getragen.

Die vornehmen Stände liebten die *Picnicks* außerordentlich, besonders berühmt waren die, welche bei Richard im Thiergarten oder bei Corfica, dem Restaurateur am Wasser hinter dem Zeughaufe, abgehalten wurden.

Bei den Gesellschaften und *Picnicks* wurde in allen Ständen ein Luxus ausgedehnt, der sich, die kurze Zeit des siebenjährigen Krieges ausgeschlossen, von Jahr zu Jahr steigerte. Wenn man große Gesellschaften geben wollte, mußte man dazu auch die geeigneten Wohnungen haben. Es wurde ein Bedürfnis für alle den bessern Ständen angehörenden Familien, geräumige Gesellschaftszimmer zu besitzen; Speise- und Tanzsäle, Bistienstuben und *Boudoirs* hielt man bald für nothwendige Erfordernisse eines großen Hausstands und auch die Bürger folgten in diesem Luxus den vornehmern Ständen.

Der König trug viel dazu bei, das Bedürfnis nach großen Wohnungen in Berlin zu erhöhen, indem er den Bürgern Häuser baute, welche die bisherigen Ansprüche weit übersteigende Räumlichkeiten enthielten.

Zu schönen Wohnungen gehörten naturgemäß auch entsprechende Möbel; die alten dauerhaften, für ganze Geschlechter bestimmten Hausgeräthe wurden abgeschafft, an ihre Stelle traten moderne Möbel nach französischem Geschmack, bei denen es auf Dauer und Güte nicht weiter ankam, sondern nur auf geschmackvolle elegante Form; man mußte ja, der herrschenden Mode gemäß, mit den Möbeln bald genug wechseln, denn die veralteten konnten in den Gesellschaftszimmern nicht stehen bleiben; kostbare Gemälde und Bildhauerwerke alter Meister gehörten naturgemäß zu dem prächtigen Möblement.

Um solchen Luxus zu befriedigen, war ein voller Beutel nothwendig. Einige reiche Familien konnten freilich ohne Unbequemlichkeit für ihre Kasse sich gegenseitig in der Entfaltung ihres Reichthums überbieten, die meisten Beamten, Fabrikanten, Kaufleute und Handwerker aber waren nur im Stande, dem herrschenden Geschmack zu fröhnen, wenn sie Schulden machten und dies geschah denn auch im reichsten Maße.

Viele Bürgerfamilien ruinierten sich durch die zur Mode gewordenen luxuriösen Gesellschaften und häufig genug kam es vor, daß nach dem Tode eines Mannes, der ein besonders stattliches Haus gemacht hatte, die Familie desselben nichts erbt, als seine Schulden, daß der Bankerott über das Vermögen desselben ausbrach in demselben Augenblick, wo er die Augen schloß. Der Berliner Schwindel, der sich von jener Zeit an so geberdlich entwickelt hat, kam damals in Mode.

Der Gesellschaftsion entsprach der äußern

Ausschmückung der Gesellschaftsräume an äußern Glanz und innerer Hohlheit. Dem Beispiel des Hofes gemäß sollten Literatur und Kunst die Würze der Geselligkeit bilden. Wir haben schon an anderer Stelle erwähnt, wie wenig dadurch bezüglich der Literatur die wahre Bildung des Volks gefördert wurde; dasselbe war auch in Beziehung auf die Kunst der Fall.

Alle Welt sprach von Kunst und gab sich den Anschein der gründlichsten Kennerchaft, von wirklichem Kunstsinne aber wußte das Volk von Berlin in jener Zeit wenig. Die Lieblingskunst, über welche Jeder mitreden mußte, in der sogar Alle, welche auf Bildung Anspruch machen wollten, Dilettanten waren, war die Musik. Besonders die Frauen glaubten Künstlerinnen sein zu müssen, wenn sie Geltung in der Gesellschaft haben wollten. Jedes Mädchen, jede Frau verstand es, auf dem Klavier zu klumpern und einige moderne Arien zu singen, jede gab sich den Anschein der innigsten Verehrung von der heiligen Kunst, aber diese Musikliebhaberei war dennoch nichts weiter als eitler Schein.

In allen Gesellschaften bildete die Musik den Hauptbestandtheil der Unterhaltung; während die jungen Leute musizirten, spielten die Väter und Mütter Karten; sie überließen sich ihrer durch die Einführung der Lotterie geförderten Spielsucht und da am Spieltisch ungeheure Summen gewonnen und verloren wurden, so war das Interesse so sehr an denselben gefesselt, daß die Eltern sich um ihre Töchter nicht zu bekümmern vermochten, daß sie diese ohne Aufsicht der berausenden Luft der Gesellschaft überließen.

Die Folge hiervon war eine Freiheit des Umgangs zwischen jungen Männern und Mädchen, welche oft genug zur Zügellosigkeit ausartete.

Die französische Mode war vom Hofe aus eingebracht in die bürgerliche Gesellschaft nicht nur in Beziehung auf die Kleidung, wie wir noch später sehen werden, sondern auch auf die Sitten.

Man sprach gern französisch; die jungen Mädchen mußten französische Gouvernanten, Friseur und Tanzmeister haben, um ganz nach dem Muster der Hofdamen ausgebildet zu werden. Der freie Ton, der am Hofe herrschte, wurde auch in die Gesellschaften der Kaufleute und Handwerker eingeführt, die alte deutsche Sittlichkeit verschwand mehr und mehr und zu Ende der Regierung Friedrichs des Großen galt es wie am Hofe, so auch in den Bürgerhäusern für Pedanterie, wenn Jemand den Sittenrichter spielen wollte.

Die jungen Frauen hatten ihre erklärten Liebhaber und überließen sich dem Umgang mit denselben ohne alle Scheu; sie durften doch hinter den Hofdamen nicht zurückbleiben. Die jungen Mädchen machten einsame Spaziergänge mit ihren Anbetern, sie wurden von diesen allein in die Theater und auf die *Picnicks* geführt, ja sie gaben sich oft genug mit ihnen nächtliche Rendezvous; das wußte Jedermann, aber nur in wenigen Familien, welche der alten deutschen Sitte

treu geblieben waren, wurde davon Uebles gedacht; man duldete solche Leichtfertigkeit in den Gesellschaften, denn die sittlichen Anschauungen waren über alles Maß frei geworden, ja die Freiheit war zur Frechheit ausgeartet.

Die Männer machten gar kein Hehl daraus, wenn sie die zahlreichen Freudenhäuser, welche während der Regierung Friedrichs des Großen in Berlin entstanden waren, besuchten und es galt schon als anerkennenswerth, wenn sie bei solchen Besuchen nur einigermaßen die Deffentlichkeit vermieden.

Die Freudenhäuser waren stets gefüllt; sie waren die einzigen Orte, an denen sich Männer aus den verschiedensten Ständen trafen, wo die Rangunterschiede verschwanden und nur das Geld herrschte.

Man urtheilte über die Stätten des Lasters mit einer unglaublichen Leichtfertigkeit. Wir wollen zum Beweis unsern Lesern zwei Stellen aus dem oft erwähnten „Schattenriß“ mittheilen, wobei wir bemerken, daß der Verfasser an andern Stellen sich gern zum Sittenrichter aufwirft, daß er sich besonders über die Frivolität der jungen Mädchen und Frauen höchst mißfällig äußert; er gehört keineswegs zu den Leichtfertigen seiner Zeit, trotzdem aber kann er sich der allgemeinen Anschauungsweise nicht entziehen.

Er schreibt:

#### Musiksäle und Tanzböden.

Alle Winkel von Berlin sind von dergleichen Musiksälen und Tanzböden voll; die vornehmsten sind bei Poser und Ländler, wo sich zugleich Frauenzimmer von zweideutigem Ruf einfinden, indessen siehet man nichts unanständiges und die Wirthe halten gestiehnlich auf den guten Ruf ihres Hauses. Wer nicht Lust hat, das Frauenzimmer nach Hause zu begleiten, wird nicht dazu gezwungen und darf sich ihrenthalben in gar keine Kosten setzen. Der Fremde findet, wenn er sonst nirgends hin weiß und sich gern zerstreuen will, an diesen Orten alle Bequemlichkeiten und Erfrischungen, kann für sich ganz allein sein und der Musik zuhören, zu welchem Ende besonders der Gastwirth Poser kleine Gardinen-Logen angelegt hat, in welche man sich ohnbemerkt begeben und ebenso wieder weggehen kann. In dem Ländlerschen Saale werden in der großen Fastenwoche auch Pasionmusikien aufgeführt. Sonst ist in jedem dieser Häuser wöchentlich einmal Konzert.

Die mehresten übrigen Musik- und Tanzsäle sind ein offenerer Skandal, indessen trifft es sich nicht selten, daß sich auch da der Herr und der Bediente einander begegnen und in solchen Augenblicken zehrt jeder für sein Geld. Die Polizei würde indessen nicht übel thun, wenn sie viele dieser letzteren Häuser, durch besondere Emßbare beobachten ließ.

#### Madam Schubitz.

Unter diesem Namen ist eine der ersten Kaffeekocherinnen von Berlin bekannt und verdient,

sollen.

Anzahl von Speisehäusern, Wein- und Bierstuben, Kaffeehäusern mit Billards, Kaffeegärten, in denen man, besonders im Sommer, außer Kaffee auch Wein, Bier und kalte Küche bekommen und zu Abend speisen konnte, Gartküchen zc.

Die Gasthäuser hatten eine bestimmte Tare, welche in jedem Zimmer derselben angeschlagen sein mußte; sie war vom Polizei-Direktorium festgestellt und die Wirthe durften sie nicht übertreten; jeder Wirth, der überführt wurde, die Tare überschritten zu haben, mußte für jeden Groschen, den er über dieselbe genommen hatte, 1 Thaler Strafe erlegen.

Aus der von Nikolai mitgetheilten Tare erwähnen wir folgende Zahlen:

Es kostete in den Gasthäusern I. Klasse eine Stube und Kammer mit Bett und Licht im 1. und 2. Stockwert vorn heraus, incl. Betten und Licht 1 Thlr.; hinten heraus eine Stube im 1. und 2. Stockwert 12 Gr.; der Mittagstisch, welcher lediglich für fremde Passagiere gehalten wurde, bestehend in 5 guten, wohlgekochten Gerichten, nach Beschaffenheit der Jahreszeit, an Fleisch, Fischen, zahmen und Wildbraten nebst Dessert für jede Person 16 Gr.; der Abendstisch, bestehend in drei guten Schüsseln mit Butter und Käse 12 Gr.; ein Butterbrod mit Braten oder Pökelfleisch belegt 1 Gr. 6 Pf. u. s. w.

In Gasthöfen II. Klasse zahlte man für ein Logis in der 2. Etage vorn heraus mit Betten und Licht 8 bis 10 Gr.; für ein Logis in der obern Etage oder hinten heraus 6 bis 8 Gr.; für das Mittagessen von drei guten Gerichten nebst Butter und Käse 6 Gr., wird aber auch ein Dessert gegeben 8 Gr.

In den Gasthöfen III. Klasse waren die Preise billiger; sollte ein Fremder eine besondere Stube mit Bett in diesen Wirthshäusern verlangen, so bezahlte er dafür nebst Licht 6 Gr., für eine Portion Mittagessen, bestehend in einer Suppe und Zugemüse mit Fleisch 3 Gr., für ein Nachtlager in der Gaststube auf Stroh mit Betten 2 Gr., ohne Betten 1 Gr.

In den Speisehäusern war der Preis für Mittagbrod je nach der Feinheit des Lokals und der gereichten Speisen schwankend, von 3 bis etwa 12 Groschen; dazu gab es auch schon damals Wein- und Delikateffen-Handlungen, in denen die Gourmands die Seltenheiten anderer Länder mit vielen Thalern bezahlen mußten. Für die Arbeiter bestanden Gartküchen, in denen man ein leidliches Mittagbrod, Suppe, Gemüse und Fleisch, mitunter auch einen Braten, für 1 Groschen 6 Pfennige und 2 Groschen erhalten konnte.

Für das Vergnügen des Volks war ebenso sehr gesorgt als für das der vornehmern Stände. Die alten Volksfeste hatten neues Leben bekommen, der eingegangene Schützenplatz wurde wieder eröffnet, nachdem Friedrich im Jahre 1747 die Schützengilde wiederhergestellt hatte.

Auf dem Schützenplatz vor dem Königsthor fand alljährlich ein Scheibenschießen statt, bei

die allgemeine Mode; auch die Bürgerfrauen trugen sie und es kam bald dahin, daß selbst die Dienstmädchen nicht mehr ohne Reifrock gehen wollten. Es muß seltsam genug ausgesehen haben, wenn eine Dame, mit dem gewaltigen Reifrock angethan, sich in die enge Thür einer Sänfte oder eines Fiakers zwängte; man erzählt, daß häufig genug von der Dame vor ihrem gewaltigen Rock gar nichts zu sehen gewesen sei. Aber „Lust und Liebe zum Ding macht Müß' und Arbeit gering“, die Reifröcke waren den Damen einmal an's Herz gewachsen und bald genug brachten die Berlinmerinnen es dahin, daß sie mit wirklich wunderbarer Geschicklichkeit sich in dem unbequemen Kleidungsstück zu bewegen verstanden.

Selbst die unsinnigsten und unfittlichsten Moden wiederholen sich und wie wir vor wenigen Jahren mit den Krinolinen zurückgegangen sind in das 18. Jahrhundert, so müssen wir befürchten, daß auch die geschmacklosen Wespentailen, die entblößten Brüste und die gesundheitsgefährliche Schminke jener Zeit zu uns zurückkehren werden. Leider kannte man damals noch kein Modejournal, so daß wir nicht im Stande sind, der Entwicklung der Mode vollständig zu folgen; wir konnten sie eben nur in allgemeinen Umrissen schildern.

Die Tracht der Männer war ebenso geschmacklos, wie die der Frauen, es dauerte aber länger, ehe sie sich in Berlin verbreitete und viele alte Bürger konnten sich nicht entschließen, das „dumme Zeug“ mitzumachen: sie blieben beim steifen Zopf und bei der knappen, schmucklosen Kleidung, welche Friedrich Wilhelm eingeführt hatte.

Die jungen Elegants folgten natürlich der Hofmode. Schönes, langes Haar wurde für eine besondere Schönheit gehalten, die Elegants trugen dasselbe in leichten fliegenden Seitenlocken und stark gepudert, um dem geschminnten Gesicht ein recht frisches jugendliches Aeußere zu verleihen. An die Stelle der steifen Zöpfe traten die Haarbeutel, die Anfangs von mächtiger Größe, später aber kleiner getragen wurden. Von der Kotarde des Haarbeutels schlang sich ein breites schwarzes Band um den Hals, welches vorn am Sabot zierlich befestigt wurde; auf dem Kopf trug der Elegant ein feines dreieckiges Hütchen, dessen Form in der Mode verschiedentlich änderte; es wurde meist keil auf die rechte Seite des Auges gedrückt, dadurch wollte der Inhaber seinen Muth zeigen. Die Hüte waren reich mit Tressen versehen, auch wohl mit Gold und Silber gestickt und bei Abtügen mit einer weißen Feder, bei bürgerlichen mit einer schwarzen verziert. Ein Rock mit einer kurzen Taille, langen Schößen, breiten Ärmeln, großen Knöpfen, dem ein seidenes Unterfutter nicht fehlen durfte, der stets von möglichst brillanter, in die Augen fallender Farbe gewählt wurde und der zum weitem Schmuck noch mit reichen goldnen und silbernen Tressen verziert war, schmückte den Stutzer. Ein Kleidungsstück, auf dessen Eleganz der höchste Werth gelegt wurde,

war die Weste; zu dieser wurden die theuersten, mit großen Kosten aus Frankreich verschriebenen Stoffe verwendet, Gold- und Silberstoffe, feine Luche und Sammete, die mit den kostspieligsten Tressen und Stidereien versehen waren. Um die Weste noch kostbarer zu machen, trug man sie mit möglichst langen Schößen.

Feine Leibwäsche war eine Hauptzierde des Elegants; die Sabots und Manschetten mußten von der feinsten Leinwand gefertigt und mit kostbaren Kanten besetzt sein, besonders bei den Bürgern galt ein möglichst ellenreiches, weit aufgebauschtes Hemd von der feinsten Leinwand für einen Schmuck der jungen Modeherren, die nie verfehlten, beim Tanzen den Rock ausziehen, um mit der Feinheit ihrer Wäsche zu prahlen und um zu gleicher Zeit die prächtige seidene, mit Gold und Silber gestickte Schleife, die sie hinten an den Bein Kleidern trugen, zu zeigen.

Fügen wir zu der eben beschriebenen auffallenden Kleidung noch einen kleinen Galanteriebeleg hinzu, an dessen Gefäß ebenfalls eine der so eben beschriebenen ähnliche Schleife prangte, außerdem elegante Handschuhe von englischem oder dänischem Leder, sehen wir, daß aus der rechten Rocktasche ein feines seidenes Taschentuch nachlässig hervoring, so können wir uns die Kleidung eines Elegants jener Zeit vorstellen und haben nur noch das zierliche, mit einem Bernsteinknopf versehene Stöckchen zu erwähnen, welches die jungen Stutzer stets sehr anmuthig in der Hand zu schwenken verstanden.

## Siebenzehntes Kapitel.

Die letzten Jahre Friedrichs des Großen. — Einsamkeit des Königs. — Grämlichkeit des Alters. — Friedrichs Hunde — Dofen-Liebhaberei. — Unreinlichkeit. — Sögurs Beschreibung des Königs. — Die letzte Krankheit Friedrichs. — Sein Tod.

Die letzten Regierungsjahre Friedrichs des Großen waren für den König eine traurige Zeit; das Alter mit seinen körperlichen Beschwerden hemmte den kühnen Flug des Geistes.

Der greise König hatte längst alle, die ihm lieb waren, durch den Tod verloren. Von jenem geistreichen Freundeskreise, der ihn einst umgab, war keiner zurückgeblieben, alle waren ihm vorangeeilt; er stand in seinen letzten Jahren allein, vereinsamt in der Welt, denn die neuen Gesellschaften, welche er zu seinem täglichen Umgang heranzog, konnten ihm doch die verlorenen alten Freunde nicht ersetzen.

Mit seiner Familie war Friedrich zerfallen; die Gattin, die Brüder, die Neffen und besonders der Thronfolger standen ihm fern. Wohl erhielt der König zahlreiche Besuche von fremden Fürsten, Staatsmännern und Gelehrten, welche nach Berlin und Potsdam reisten, um den Helven des Jahrhunderts kennen zu lernen; diese Besuche er-



heiterten ihn auch, aber immer nur für kurze Zeit, denn sie waren schnell vorübergehend.

Friedrich war zu alt, um sich mit früherer Herzlichkeit an seine neuen Gesellschafter anzuschließen, er zog sich immer mehr und mehr in sich selbst zurück. Mit jedem Jahre wurde er grämlicher, das Mißtrauen, welches er schon früher häufig gegen seine Diener gezeigt hatte, wuchs, seine Launen wurden immer herber, manche trübe Erfahrung, welche er mit solchen, denen er Wohlthaten erwiesen hatte, machen mußte, wandelten ihn zum Menschenfeinde um. Es war zur schweren Aufgabe geworden, in der Nähe des früher so liebenswürdigen und geistreichen Königs leben zu müssen. Seine Gesellschafter in den letzten Jahren hatten viel von seinen üblen Launen zu leiden und mehr noch seine Minister, denen er das Leben außerordentlich schwer machte.

Der Minister v. Herzberg, der das Vertrauen des Königs im hohen Grade besaß, tröstete einst den Grafen von Görz in Petersburg, der sich über tränkende und unverdiente Depeschen beklagte, indem er schrieb:

„Ew. Excellenz würden getrostet sein, wenn Sie die Antworten lesen könnten, die ich auf Alles erhalte, was ich in der besten Absicht vorschlage und was denn doch öfter einige Tage später befolgt wird.“

Auch die übrigen Minister, selbst Diejenigen, welche bei dem König am Beliebtsten waren, mußten die gleiche Erfahrung machen.

Die üble Laune Friedrichs war besonders sichtlich hervorgetreten, seit er durch die zitternden Hände und den Mangel der Zähne gezwungen worden war, seine liebe Flöte ganz ruhen zu lassen; seitdem fehlte ihm ein Stück seines Lebens.

Se menschenfeindlicher Friedrich wurde, je freundlicher zeigte er sich gegen seine Hunde, je mehr gab er sich der Liebhaberei für schöne Windspiele, welche er stets gehabt hatte, hin. Diese Liebhaberei war bei ihm fast zur Krankheit geworden; auf seinen Reisen mußten ihn seine Windspiele begleiten und selbst bei seiner Arbeit waren sie seine verzogenen Gesellschafter. Wenn eins derselben starb, so konnte Friedrich Thränen vergießen; er ließ die Hunde auf den Terrassen von Sanssouci in kleinen Särgen begraben und ihnen Grabsteine mit ihrer Namensinschrift setzen. Auf der obersten Terasse hatte er für sich selbst eine Grabstätte bereitet, um in der Nähe seiner Liebert zu ruhen. Eine Favorithündin mußte stets an seiner Seite sein, Nachts schlief sie sogar in seinem Bette.

Die Hunde wurden jedenfalls besser gehalten als die Dienerschaft Friedrichs. Der König speiste mit ihnen, er hielt ihnen einen Lakaien zu ihrer Bedienung, der, wenn die Hunde in den sechs-spännigen Kutschen spazieren fuhren, auf dem Rücksitz sitzen mußte und aus Achtung vor der königlichen Liebhaberei die vornehmen Thiere mit „Sie“ anredete.

Auch für seine Pferde hegte Friedrich eine

große Liebe, er hatte stets deren zwischen 40 und 60, mitunter sogar über 100. Sein berühmtes Reitpferd, der Condé, ein wunderschöner Fliegenschimmel, wurde von ihm besonders verwöhnt. Friedrich fütterte ihn mit Zucker und Fetzen, dafür folgte ihm der Schimmel oft bis an sein Zimmer, einmal sogar bis in den Saal von Sanssouci. Der Condé hat bis zum Jahre 1804 das Gnadenbrot genossen.

Noch einer andern Liebhaberei Friedrichs wollen wir bei dieser Gelegenheit gedenken, der, für schöne Dosen. Er schnupfte außerordentlich stark, und zwar stets Spaniol, den er in so gewaltigen Priesen nahm, daß er immer mehr als die Hälfte in die Luft streute; es war schwer, längere Zeit in seiner Nähe auszudauern, ohne niesen zu müssen. Zwei kostbare Schnupftabaksdosen trug er stets in der Tasche, 5 oder 6 standen auf den Tischen seines Arbeitszimmers gefüllt umher, und mehr als 100 wurden zum gelegentlichen Gebrauche aufbewahrt.

Die Dosen waren sämmtlich sehr kostbar; die billigste kostete nicht weniger als 2000 Thaler, andere waren mit 10,000 Thalern bezahlt worden und manche hatten einen noch weit höheren Preis. Beim Tode des Königs fanden sich nicht weniger als 130 Dosen vor, welche zusammen einen Werth von 1,300,000 Thalern hatten.

Das starke Schnupfen des Königs trug sehr zu der Unreinlichkeit bei, welche Friedrich in seinen alten Tagen zeigte; sein Gesicht und seine Wäsche waren stets mit Tabak beschmugt. In seinen jungen Jahren hatte Friedrich viel auf eine elegante Toilette gehalten, im Alter vernachlässigte er diese vollständig. Er trug stets die blaue Uniform seines Leib-Garde-Bataillons, die früher mit reicher Stickerei versehen war; später ließ er diese fort. Er entschloß sich schwer, die alten Kleider abzugeben, weil sie ihm bequem waren; deshalb sah man ihn meist mit zerrissenen und geflickten Kleidern und Stiefeln, sowie mit unreiner Wäsche; die Liebe zur Bequemlichkeit hatte längst den Sinn für Reinlichkeit und Schönheit in ihm erdödtet. So beschreibt uns der Graf Ségur den König, indem er erzählt:

Mit lebendiger Neugierde betrachtete ich diesen Mann, der, groß von Genie, klein von Statur, gekrümmt und gleichsam unter der Last seiner Lorbeern und seiner langen Mühen gebeugt war.

Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein Körper, seine bis über die Knie hinaufreichenden langen Stiefel, seine mit Schnupftabak bedeckte Weste bildeten ein wunderliches und doch imponirendes Ganzes.

Am dem Feuer seiner Blicke erkannte man, daß er nicht gealtert hatte. Ungeachtet er sich wie ein Invalide hielt, fühlte man doch, daß er sich noch wie ein junger Soldat schlagen könne; trotz seines kleinen Wuchses erblickte ihn der Geist doch größer als alle andern Menschen.“

Bis zum Jahre 1785 erfreute sich Friedrich einer ziemlich guten Gesundheit. Alljährlich litt

er allerdings an Sicht und an Hämorrhoiden und die Heimsuchung derselben steigerte sich mit jedem Jahr; aber diese Leiden waren vorübergehend und durch Enthaltbarkeit im Essen und Trinken, sowie durch geringe Medicamente zu beseitigen.

Friedrich würde vielleicht noch manches Jahr sein Wohlbefinden bewahrt haben, wenn er sich mehr geschont hätte; dies aber war nicht der Fall, er stürzte fast muthwillig auf seine Gesundheit ein, indem er die schwersten und unverdaulichsten Speisen genoß und sich den Strapazen der Reisen und der angestrengtesten Arbeit ohne Rücksicht auf sein vorgerücktes Alter überließ. Die Aerzte waren vergeblich bemüht, ihn zu einer größeren Schonung zu ermahnen, sie kamen dabei meistens schlecht an.

Als Friedrich z. B. nach dem bayerischen Erbfolgekrieg an Magenkrämpfen und an Kolik litt, meinte sein damaliger Leibarzt, der berühmte Schriftsteller Möhsen, in aller Unterwürfigkeit: „Es würde gut sein, wenn Se. Majestät sich eine Zeitlang vor Parmesanläse hüten wollten, bis der Magen die Kraft zur Verdauung der schweren Speise wiedererhalten haben würde.“

Ueber diese Aeußerung brauste der König im Zorn auf und rief:

„Aller Teufel will mich reprimandiren, gehe Er fort, ich brauche Seiner nicht weiter!“

Möhsen war in Ungnade entlassen und mußte nach Berlin zurückkehren.

Mit dem Beginn des Jahres 1785 war die Gesundheit Friedrichs sehr schwankend geworden, trotzdem unterließ der König nicht seine gewöhnlichen Reisen nach Berlin, Magdeburg und andern Städten, sogar nach Westpreußen und zuletzt zum Manöver nach Schlessien anzutreten.

Friedrich war bei dieser letzten Reise körperlich und geistig tief verstimmt; seine Officiere mußten dies erfahren, denn so grimmig war der alte König noch bei keiner Revue gewesen, wie bei der letzten schlessischen.

Trotz seiner Krankheit schonte sich der König nicht. Er wußte, daß ihm jede Erkältung schade, dies aber hielt ihn nicht ab, am vorletzten Revuetage, am 24. August, in einem kalten und heftigen Regen 6 Stunden lang zu Pferde der Musterung beizuwohnen, ohne sich dabei seines Pelzes zu bedienen.

Erst nach beendeter Revue klebete Friedrich sich um, aber er hatte sich schon so erkältet, daß er am Nachmittag ein heftiges Fieber bekam. Auch am folgenden Tage wohnte er, nachdem er durch einen starken Schweiß in der Nacht einigermaßen wiederhergestellt war, zu Pferde der Revue bei und setzte dann seine Reise weiter fort.

Die Folgen solcher Unvorsichtigkeit blieben nicht aus, wenn sie sich auch nicht unmittelbar zeigten. Das große Herbstmanöver bei Potsdam, welches in diesem Jahre besonders prächtig werden sollte, konnte Friedrich nicht mehr abhalten, er wohnte nur noch den am 10. Septem-

dann empfing er den Kommandanten von Potsdam, ertheilte ihm militärische Befehle und erst, nachdem auch diese Arbeit vollendet war, durfte der Arzt zu ihm kommen, um seinen Gesundheitszustand zu untersuchen.

Die Stunde von 11 bis 12 Uhr war der Gesellschaft gewidmet. Der Marquis von Luchefint, die Generale Graf Görz und Graf Schwerin, der Oberst Pinto und der Minister v. Herzberg waren die Gesellschafter des Königs in seinen letzten Tagen.

Um 12 Uhr wurden sie entlassen, dann nahm der König sein Mittagessen allein ein; bei diesem aber verließ ihn jene Selbstbeherrschung, welche er sonst so meisterhaft übte. Er war nicht zu bewegen, eine Diät einzuhalten, welche sein kranker Körper erforderte. Er machte noch immer persönlich die Küchenzettel und wählte stets die für ihn schädlichsten, aber seinem Geschmack am meisten zusagenden Speisen aus.

Der berühmte hannoversche Leibarzt Zimmermann, der Friedrich in seiner letzten Krankheit behandelte, konnte ebenso wenig gegen den Geschmack des Kranken etwas ausrichten, als die andern Aerzte. Er erzählt uns, daß Friedrich gerade die unverdaulichsten Speisen am Liebsten genossen habe und beweist dies durch die Schilderung eines Mittagessens, indem er sagt:

„Der König hatte heute, den 30. Juni, sehr viel Suppe zu sich genommen und diese bestand, wie gewöhnlich, in der allerstärksten und aus den hitzigsten Sachen gepressten Bouillon. Zu der

Portion Suppe nahm er einen großen Eßlöffel voll von gestoßenen Muskatblüthen und gestoßenem Ingwer. Er aß sodann ein gutes Stück Boef à la Russienne — Rindfleisch, daß mit einem halben Quartier Branntwein gedämpft war. Hierauf setzte er eine Menge von einem italienischen Gericht, das zur Hälfte aus türkischem Weizen besteht und zur Hälfte aus Parmesankäse, dazu gießt man den Saft von ausgepresstem Knoblauch und dieses wird in Butter so lange gebacken, bis eine harte, eines Fingers dicke Rinde umher entsteht. Und diese Lieblingschüssel hieß Polenta.

Endlich beschloß der König, indem er den herrlichen Appetit lobte, den ihm der Löwenzahn mache, die Scene mit einem ganzen Teller voll aus einer Kalpastete, die so hitzig und würzhaft war, daß es schien, sie sei in der Hölle gebacken. — Noch an der Tafel schlief er ein und bekam Konvulsionen.

Die Küche waren nach Zimmermanns Ansicht Friedrichs gefährlichste Feinde.

Nach dem Mittagessen setzte sich der König mitunter auf seine Terrasse in die Sonne, dann unterzeichnete er die von ihm am Morgen diktierten Depeschen und Briefe und ließ endlich gegen 5 Uhr seine Gesellschafter wieder rufen, die er bis zum Abendessen bei sich behielt. Abends ließ er sich aus den Klassikern des Alterthums oder der neueren Zeit durch seinen Lektor Dantal vorlesen, nach der Vorlesung empfing er die neu eingegangenen Depeschen und beschäftigte sich mit ihnen so lange, bis es ihm gelang einige Stunden zu schlafen.

Bis zu den letzten Tagen Friedrichs dauerte eine solche angestrengte Thätigkeit, ja er fuhr noch fort zu arbeiten, während er schon mit dem Tode kämpfte. Am 15. August, zwei Tage vor seinem Tode, diktierte er noch, wenn auch mit schwacher Stimme, doch mit vollkommener Geistesgegenwart eine Reihe von Depeschen und darunter eine Gefandten-Instruktion, welche 4 Quartseiten füllte; an diesem Tage hatte er auch noch dem Kommandanten von Potsdam die Disposition für ein Manöver der Potsdamer Garnison ertheilt.

Während der letzten Wochen litt Friedrich unsägliche Schmerzen, aber gerade in dieser schweren Zeit gewann er wieder jene freundliche Liebenswürdigkeit, durch welche er sich früher so sehr ausgezeichnet hatte. Er wurde mild und duldsam gegen seine Gesellschafter und Diener und er zeigte sogar große Schonung, als einige fromme Berliner den ungeschickten Versuch machten, ihn auf seinem Todtenbett zum wahren Christenthum durch einen Brief belehren zu wollen.

„Man muß den Leuten höflich antworten, sie meinen es gut mit mir,“ sagte Friedrich lächelnd, als er den frommen Brief gehört hatte, in früherer Zeit würde er wohl anders geantwortet haben.

Schon am 15. August hatte der schwere Todeskampf begonnen, er dauerte bis zum 17. August Morgens 2 Uhr 20 Minuten mit kurzen Unterbrechungen, dann erst verließ — um Friedrichs

eigene Worte zu gebrauchen — die Seele die abgenutzte Hülle.

Friedrich starb in seinem Lieblingschloß Sanssouci.

Der verdienstvolle Biograph Friedrichs des Großen, Preuß, schreibt über die Trauer, welche das Volk zeigte, als die Leiche Friedrichs von Sanssouci nach Potsdam gebracht wurde:

„Der stille Zug ging zum Brandenburger Thor hinein, wo sich viele Offiziere angeschlossen, die in Ehrfurcht und Liebe sich hier versammelt hatten und dem großen Todten mit gespanntem Blick das Geleit gaben.

Alle Straßen von Potsdam waren mit Menschenhaufen überfüllt. Aber, wie noch lebende Augenzeugen sich erinnern, daß, so oft der König lebend von dem Schloß zu Berlin unter die unsägliche Einwohnerzahl wie ein Heiliger getreten, vor seinem Anblick Aller Athem stockte und Tempelstille herrschte — so lag, als er jetzt zur Todtenwohnung einzog, Ruhe der Mitternacht auf seinem Volk; nur hie und da ein schwerverhaltenes Schluchzen und der Seufzer: „Ach, der gute König!“

An demselben Eingang des Schloßes, auf der Mittagsseite, von welchem aus der Selige am 17. April nach Sanssouci abgegangen war, wurde er jetzt von vier Obersten empfangen und in dem Audienzzimmer die Nacht hindurch bewacht.

Am andern Tage stand er von Morgens acht Uhr an unter dem daselbst befindlichen Baldachin in Parade, einfach, ganz wie im Leben bei festlicher Gelegenheit angethan; das dünne eisgraue Haar etwas gepudert und in kunstlose Locken gelegt. Ruhig sinnender Ernst sprach aus den erbleichten Zügen des Gesichts. Kruckstock, Degen und Schärpe lagen über Kreuz auf einem Taburet neben ihm. So war er den ganzen Tag zu sehen.

Tausende waren auf die Trauerkumde vom Lande, von den kleinen Städten, aus Berlin herbeigeströmt, um den einzigen Landesvater Einmal noch im Sarg zu betrachten. Es war ein rührender Anblick, die Hülle des Geistes zu sehen, dessen Thaten ewig in der Weltgeschichte leben werden, und welche eher den Gebeten eines Kindes, als denen eines Mannes ähnlich war; nur das Angesicht bewahrte das letzte augenscheinliche Bild von seiner Größe. Bei dem Anblick des Uebrigen traute man seinen Augen nicht, daß diese Handvoll Knochen solcher wunderbaren Kraft habe zum Wohnplatz dienen können.

Wahre Trauer erfüllte alle Herzen, und wenn auch der Einzelne hie und da Mißvergnügen empfunden, wenn auch manches Unbequeme in der Verwaltung gefühlt wurde: jetzt durchbebte das ganze Volk der entsetzliche Schlag eines solchen Verlustes!

Ein König war gestorben, der, was er auch Menschliches an sich trug, weit hervorragte über die gewöhnlichen getrockneten Häupter, der gerade so lange, wie sein großer Geistesverwandter Karl der Große, 46 Jahre, am Ruder geseßen, mit einer Kraft, mit einem Blick, mit einem Willen,



## IX. Abtheilung:

# Berlin im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts und im Anfang des 19. Jahrhunderts.

### Erstes Kapitel.

Friedrich Wilhelm II. — Erste Regierungs-Maßregeln. — Der Vielgeliebte. — Der König und der Prinz Heinrich. — Das allgemeine Landrecht. — Wöllner. — Die Rosenkreuzer. — Das Religions-Edikt. — Die Censur. — Die Examinations-Kommission. — Preßprozesse. — Die Säulnis vor der Reife.

Friedrich der Große hatte seinem Erben ein ausgebreitetes, zerstückeltes Reich hinterlassen, ein Reich, umringt von Feinden, eine Krone, welche in ihrem Glanz nur durch eine mächtige Armee aufrecht erhalten werden konnte.

Diese Armee war der Krebszaden, der an dem Wohlstand des Landes nagte. Der Ruhm des siebenjährigen Krieges übertünchte alle Schwächen des preußischen Heeres, man ahnte nicht, daß dasselbe zum Friedensheer, zur Maschine ohne Geist herabgesunken sei, der selbst der mächtige Geist Friedrichs des Großen in einem ernstern Kriege kein neues Leben hätte einflößen können.

Dem Nachfolger des aroken Königs wird

Die Geschichte ist nicht immer gerecht. Der schnelle Verfall des preußischen Staats bis zum Jahre 1806 hin wird meistens allein der kurzen Regierung Friedrich Wilhelms II. zur Last gelegt; eine wie große Schuld dieser aber auch tragen mag, allein schuldig ist er nicht, der Keim des Verfalls war vorhanden, als Friedrich Wilhelm II. den Thron bestieg und er entwickelte sich unter seiner Regierung mit trauriger Schnelligkeit.

Friedrich Wilhelm hatte sich, als er von dem bevorstehenden Tode des Königs unterrichtet worden war, in den letzten Tagen desselben auf seinem Weinberge in Potsdam aufgehalten; eine schriftliche Anzeige des Ministers von Herzberg machte ihm sofort nach dem Tode Friedrichs die Mittheilung, daß er König geworden sei. Er eilte nach Sanssouci, wo er gegen 3 Uhr des Morgens ankam.

Man erzählt, daß er beim Anblick der Leiche des großen Königs in Thränen ausgebrochen sei und daß er lange in stiller Betrachtung am Fuße des Todesbettes gestanden habe; der Kammerhufar Schönning mußte ihm die letzten Augenblicke Friedrichs beschreiben, dann befahl er, daß eine Todtenmaske von dem Gesicht des Verstorbenen abgenommen werde, um die Züge des größten preußischen Fürsten unverfälscht den Nachkommen zu erhalten.

Friedrich Wilhelm hatte hierdurch die Achtung, welche er dem Anstande gemäß dem Verstorbenen widmen mußte, bezeugt, einen übermäßigen Schmerz aber fühlte er nicht, er hatte ja den Augenblick, der ihn aus langer trauriger Abhängigkeit befreien mußte, seit Jahren herbeigesehnt.

An der noch nicht erkalteten Leiche des Verstorbenen umarmte er seinen Kammerer Nieß, den Genossen seiner Vergnügungen, und zum Lohne für seine treuen Dienste ernannte er ihn am Todesbette Friedrich des Großen zum Schatzmeister.

Friedrich Wilhelm war, als er den Thron bestieg, von dem Wunsche beseelt, ein guter und gerechter König zu werden; er hatte selbst schwer

Mittag zu Fuß im Thiergarten spazieren; kein zahlreiches Gefolge von Offizieren und Kammerherren begleitete ihn, nur in der Ferne folgte ihm ein Jäger, um seine etwaigen Befehle zu erwarten.

Bei diesen Spaziergängen sprach der König im freundlichsten Ton mit den Kindern, deren Spiele er beobachtete, welche er über ihre Eltern und über ihre Unterrichtsstunden ausfragte und ebenso herablassend zeigte er sich auch gegen die Bürger, mit denen er etwa zufällig in das Gespräch kam.

Der König behandelte diese stets mit der größten Höflichkeit, ja er nannte dieselben sogar „Sie“, was von einem Fürsten bisher unerhört gewesen war, denn die Handwerker waren daran gewöhnt, von dem Vornehmen am Hofe, selbst von den geringern Adligen mit „Er“ angeredet zu werden.

Diese Keufseligkeit, welche dem Könige vom Volke hoch angerechnet wurde, behielt Friedrich Wilhelm während seiner ganzen Regierung bei, und gerade durch dieselbe hat er sich den Haß des Adels, der den Verlust seiner Vorrechte fürchtete, zugezogen.

Bei den Redouten, von denen wir noch weiter sprechen werden, hob Friedrich Wilhelm die bis dahin bestehende Bevorzugung des Adels auf; für diesen waren bisher besondere Plätze reservirt gewesen; der König bestimmte, daß fortan jeder Gast, gleichgültig ob bürgerlich oder adelig, hingehen könne wohin er wolle; er ersahen selbst mit seiner Familie im Maskenanzuge auf den Redouten und sprach freundlich mit allen Bürgern, um das Vergnügen derselben zu erhöhen.

Auch später noch, im Jahre 1794, zeigte Friedrich Wilhelm dieselbe Freundlichkeit gegen den Bürgerstand, indem er bei der Hochzeit seines Sohnes, des Prinzen Louis, den Befehl gab, daß alle anständig gekleideten Bürger gegen eine Eintrittskarte im königlichen Schlosse Zutritt haben sollten. Es strömten in Folge dieses Befehls eine so große Menschenmenge in das Schloß, daß es kaum möglich war, für die sich zur Trauungs-Ceremonie begebenden Personen einen Weg herzustellen. Trotzdem durfte keiner der Bürger zurückgewiesen werden, und der König grüßte auf dem ganzen Wege durch die Zimmer des Schloßes die gedrängt Herumstehenden auf's Freundlichste.

Friedrich der Große hatte seit vielen Jahren vom Berliner Volke ganz abge sondert gelebt, die Bürger hatten den greisen König nicht geliebt, sondern nur gefürchtet, sie zitterten, wenn er sie mit seinen großen blitzenden blauen Augen durchdringend anschaute.

Da war Friedrich Wilhelm II. ein ganz anderer Mann, so herablassend und freundlich, so ganz und gar nicht stolz, er gewann im Sturm die Herzen der Berliner. Es wird ja einem König so leicht, sich die Liebe des Volkes zu er-

werden, wenn er sich nur die geringste Mühe darum geben will.

Der Schmeichelname, Friedrich Wilhelm der Vielgeliebte, ist damals entstanden; das Volk gab ihn dem Könige, von feilen Zeitungs- und Geschichtsschreibern aber ist er gebraucht worden, als schon längst die Verachtung der Liebe gefolgt war.

Friedrich Wilhelm bestrebte sich in seinen ersten Regierungs-Jahren, den schönen Namen des Vielgeliebten zu verdienen, eine Reihe von Verfügungen wurde getroffen, welche sämmtlich wohl geeignet waren, die Zufriedenheit des Volkes zu erhöhen. Die Ungerechtigkeit, welche Friedrich der Große im Arnold'schen Prozesse begangen hatte, wurde durch eine neue Untersuchung gut gemacht, die unschuldig eingekerkerten Räte wurden ihrer Haft entlassen. Gegen den verhassten Geheimen Rath de Launay, den Beförderer der abscheulichen französischen Regie wurde die Untersuchung eingeleitet; diese ergab sich jedoch als fruchtlos, denn de Launay war ein rechtschaffener Mann, dem kein Betrug, keine Unterschlagung nachgewiesen werden konnte. Die Regie selbst wurde aufgehoben, das französische Gefindel, welches bei derselben angestellt war, entlassen, der Kaffeeverkauf wurde freigegeben, die Kaffeerieherei hörte auf und auch die verhasste Tabaks-Administration wurde beseitigt.

Vom 1. Juni 1787 an konnte Jeder nach Belieben Tabak bauen, fabriciren und verkaufen. Auch das Zucker-Monopol, welches bis dahin das Splittgerber'sche Handlungshaus in Berlin besessen hatte, hörte auf; allen Unternehmern, welche Lust hatten, Zucker-Kaffinerien anzulegen, wurde dies gestattet, und der König erklärte bei dieser Gelegenheit, daß er fernerhin keinen Kleinhandel, der zum Schaden Anderer einen Einzelnen bereichere, gestatten werde.

Hätte Friedrich Wilhelm in gleichem Schritt mit diesen Reformen einer fehlerhaften Handelspolitik Erspahrung im Staatshaushalt durch eine geordnete Finanzwirtschaft und durch Verringerung des stehenden Heeres eintreten lassen, dann würde der Jubel, der bei seinen Reformen im Volke laut wurde, ein bleibender gewesen sein, dies aber war nicht der Fall. Das Heer wurde nicht vermindert, sondern vermehrt, Günstlinge und Maitreffen, sowie auswärtige, nicht zum Schutz des Landes, sondern für dynastische Interesse geführte Kriege, welche der Geschichte Berlins zu fern liegen, als daß wir hier näher auf dieselben eingehen könnten, verschlangen ungeheure Summen, zu deren Aufbringung eine Erhöhung der Steuern nothwendig war.

Schon unmittelbar nach Aufhebung der Regie, des Kaffee-Monopols und der Tabaks-Administration mußten neue Auflagen geschaffen werden. Da wurde eine Mehl- und Tabaks-Accise eingeführt und die Weizensteuer erhöht, da vergrößerte man die Abgaben auf Salz, Zucker und die Stempelgebühren und damit nicht genug; da auch diese Summen nicht zureichten, um den Staats-

haushalt fortzuführen, wurde ein Zuschlag zur Accise erhoben, von jedem Thaler 1 Groschen, und später sogar 1 Groschen 4 Pfennig, gewissermaßen eine Accise von der Accise.

Die Berliner, welche Anfangs gejubelt hatten, daß sie nun wieder billigen Tabak rauchen und guten selbstgebrannten Kaffee trinken konnten, sahen bald genug ein, daß sie um Nichts gebessert seien, denn gerade diejenigen Bedürfnisse, welche jeder Einzelne im Haushalt hatte, Mehl, Salz, Zucker u. s. w. wurden mit hohen Abgaben, beschwert. Wenn früher nur die Raucher und Kaffeetrinker geschimpft hatten, so schimpften jetzt Alle.

Die nachtheiligen Folgen der neuen Besteuerung wurden dem Volke durch eine Schrift klar gemacht, welche in jenen Tagen erschien, um für die Vorzüge der Tabaks-Administration zu streiten. Der anonyme Verfasser brachte für seine Ansicht alle die Gründe vor, welche von den Freunden der Monopole und indirekten Steuern stets angeführt worden sind, Gründe, so leicht und wenig stichhaltig, daß sie mit Leichtigkeit hätten widerlegt werden können; trotzdem aber fanden sie Gehör bei dem Volke, da an die Stelle der einen schlechten Steuer nur eine eben so schlechte, vielleicht eine noch schlechtere getreten war, und da Jedermann den Druck der neuen Auflagen fühlte.

Die Schrift machte großes Aufsehen, sie war den Räten Friedrich Wilhelms im höchsten Grade unbequem und diese sahen sich daher veranlaßt, dem Könige die Mittheilung zu machen, daß ein aufrührerischer Federheld es gewagt habe, das Volk zum Hass gegen die königliche Regierung aufzuwiegeln.

Der leicht einem schlechten Rath sich bewegen, in den Zeitungen eine an den General-Fiskal gerichtete Kabinetts-Ordre bekannt zu machen, in welcher ausgesprochen wurde, daß Se. Majestät eifersüchtig auf die Liebe seiner getreuen Unterthanen, die durch die Schrift über die Tabaks-Administration erschüttert werden solle, den Befehl gebe, nicht nur diese Schrift zu konfisciren, sondern auch den elenden Schriftsteller, der es gewagt habe, sie

zur Verantwortung zu ziehen. : nicht genannt war, so wurde in den Zeitungen eine Belohnung von 100 Thalern für denjenigen, der denselben angeben würde, ausgedenkt.

Der abscheuliche Verbrecher fand keinen Beräther, aber er meldete sich selbst, und es erregte nicht geringes Aufsehen in Berlin, als man erfuhr, daß der gedächte Schriftsteller Niemand Anders sei, als ein hoher Staatsbeamter, der Geheime Legationsrath v. Borch, der Sohn des verstorbenen Staatsministers, ein Verwandter des ehemaligen Erzherrn des Königs.

Auch bei Hofe war man über diese Entdeckung ebenso sehr erstaunt als wenig erfreut, und von einer Fortsetzung des Processes war keine Rede mehr.

Die Staats-Ausgaben wuchsen unter der Regierung Friedrich Wilhelms von Jahr zu Jahr,

bald genügten auch die neuen und erhöhten Steuern nicht mehr, um sie zu decken. Im Jahre 1792 war schon der von Friedrich dem Großen hinterlassene Schatz erschöpft und das Land mit 28 Millionen Thaler Schulden belastet. Immer mehr wuchsen die Ausgaben und dadurch sah sich endlich Friedrich Wilhelm noch im letzten Jahre seiner Regierung 1797 veranlaßt, zu denselben fehlerhaften Finanzmitteln zurückzukehren, welche er im Jahre 1787 verdammt hatte.

Am 7. August 1797 erschien ein königliches Edikt, welches den Handel mit Tabak wieder zu einem Regierungs-Monopol machte, und obgleich nun der Druck einer Tabaks-Administration von Neuem auf dem Volke lastete, obgleich alle diejenigen Fabrikanten, welche im Vertrauen auf das ausdrückliche Versprechen des Königs, daß niemals wieder eine Tabaks-Administration stattfinden solle, ihr Vermögen in der Anlegung von Tabaks-Fabriken verbraucht hatten, dem Ruine preisgegeben waren, denn man nahm ihnen die vorhandenen Waarenvorräthe mit Gewalt fort und zahlte ihnen für dieselben nur höchst unbedeutende Entschädigungspreise, so blieben doch die erhöhten Accisen, welche für die Tabaks-Administration eingeführt worden waren, jetzt neben derselben in Kraft.

Ähnlich wie auf dem Gebiete der Handels-Gesetzgebung sehen wir auch auf allen andern Gebieten des Staatslebens in der 11jährigen Regierung Friedrich Wilhelms einem kurzen Fortschritt den schnellen Rückschritt folgen. Friedrich Wilhelm hatte bei seinem Regierungs-Antritt einen Anlauf genommen, der seiner Natur zuwider war; nur kurze Zeit vermochte er sich zur ernstlichen Arbeit zu zwingen, dann ließ er in derselben nach und bald genug gab er sich wieder ganz dem süßen Nichtsthun, dem Strom der Vergnügungen, dem sinnlichen Genuß in den weichen Armen seiner Maitressen hin, indem er die Regierungs-Geschäfte seinen Günstlingen und den Kreaturen derselben überließ. Nicht einmal die eingehenden Briefe las er mehr, viel weniger die Berichte über langweilige Regierungs-Verhandlungen; er setzte oft genug seinen Namen unter Kabinetts-Ordres, ohne sie gelesen zu haben, fast immer aber, ohne sich die Mühe zu geben, über sie nachzudenken.

Bei dem Widerwillen, welchen Friedrich Wilhelm von jeher gegen geniale, ihn geistig überragende Männer gehabt hatte, konnte es nicht fehlen, daß ihm bald die alten tüchtigen Minister Friedrichs des Großen unbequem wurden. Anfangs folgte er wohl dem Rathe des Grafen Herzberg und auch in den ersten Tagen dem seines Oheims, des geistreichen Prinzen Heinrich, und so lange er dies that, zeigte sich in Preußen ein rüstiger Fortschritt. Da stellte sich der König an die Spitze derer, welche die alte französische Richtung der Regierung Friedrichs des Großen in eine deutsche umwandeln wollten, da wurde das neue Allgemeine Gesetzbuch für den preußi-

schen Staat, welches unter Friedrich begonnen worden war, vollständig ausgearbeitet und sogar den halb vergessenen Landständen zur Berathung unterbreitet. Wissenschaft und Kunst wurden gefördert, der Jesuitenorden, der im katholischen Preußen eine bedeutende Macht erlangt hatte, wurde aufgehoben und sein Güterbesitz an die katholischen Schulen und die Universitäten zu Halle und Frankfurt a. d. O. vertheilt.

Der Einfluß Herzbergs und des Prinzen Heinrichs war indessen nicht von langer Dauer. Der alte Prinz machte sich bald bei dem König so unbeliebt wie möglich; er zeigte, daß er herrschen wollte und dies verträgt ein regierender Fürst nicht leicht. Bald nach seiner Thronbesteigung brach Friedrich Wilhelm mit seinem Oheim vollständig.

Als er einst mit dem Feldmarschall Möllendorf vor dem Palais des Prinzen vorüberritt, fragte er denselben:

„Spricht man wohl von meinem Oheim?“

„Sire“, war die Antwort, „alle Welt spricht von dem Prinzen und Jedermann glaubt, daß Ew. Majestät ihn an die Spitze der Staatsgeschäfte stellen werden.“

Eine solche Antwort beleidigte den König, er biß sich in die Lippen und wie man erzählt, brummte er vor sich hin:

„Er möchte gern ein Königreich verspeisen, dieses aber soll ihm zwischen den Zähnen stecken bleiben.“

Von diesem Tage an wollte er nichts mehr vom Prinzen wissen und auch dieser entfernte sich mehr und mehr vom Könige, denn die Aeußerung desselben war ihm hinterbracht worden. Unwillig rief Prinz Heinrich aus:

„Mein dicker Nefse ist ein Schwachkopf, er verachtet Sitte und Anstand und läßt sich von seinen Günstlingen und Maitressen an der Nase herumführen; er ist faul und wird nur die Menge der königlichen Nichtsthuer vergrößern.“

Damit war der Bruch des Prinzen und des Königs entschieden.

Auch Herzberg verlor bald seinen Einfluß; er blieb noch einige Jahre zum Schein Minister, dann aber nahm er im Mai 1791 seine Entlassung, und von dieser Zeit an erhielt der Rückschritt in der inneren Entwicklung Preußens während der Regierung Friedrich Wilhelms II. eine fortwährende Steigerung. Es zeigte sich dies auch bei der Einführung des Landrechts, jenes schon erwähnten allgemeinen Gesetzbuches für den preußischen Staat.

Unsere Leser erinnern sich der Vorarbeiten, welche unter Friedrich dem Großen zur Beschaffung eines solchen Gesetzbuches gemacht worden waren; die tüchtigsten Rechtsgelehrten arbeiteten an demselben. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung befahl Friedrich Wilhelm am 27. August 1786 dem Großkanzler Carmer, daß derselbe unermüdet mit der Arbeit an diesem Werke fortfahren lassen sollte.



Diesem Befehle wurde genügt und schon im Jahre 1788 konnte, wie erwähnt, der vollendete „Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für die preussischen Staaten“ der Ritterschaft und den übrigen Ständen in den Provinzen zur Prüfung übergeben werden.

Die Stände erhielten die Aufforderung, gar frei und ohne Rückhalt sich über das Gesetzbuch zu äußern, damit der König soviel wie irgend möglich über die Gesinnungen und Wünsche seiner treuen Unterthanen in Beziehung auf ein solches Gesetz unterrichtet werde. Die Gesetz-Commission der die weitere Bearbeitung des Gesetzbuchs anvertraut war und an deren Spitze der berühmte Geheime Rath Suarez stand, enthielt nicht weniger als 80 dicke Foliobände ständischer Moniten. Die ungeheuere Arbeit, diese durchzulesen und an geeigneter Stelle zu berücksichtigen, wurde in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendet; schon am 20. März 1791 konnte vermöge eines königlichen Patents das Gesetzbuch veröffentlicht werden; am 1. Juni 1792 sollte es Gesetzeskraft erlangen.

Das neue Gesetzbuch enthielt, wenn wir den Maßstab der Zeit, in der es entstanden ist, anlegen und wenn wir bedenken, daß es für einen Staat geschaffen war, in dem ein absoluter König herrschte, einen ungeheuren Fortschritt; es sprach Grundsätze aus, welche man fast revolutionär nennen konnte. Die Publicirung wurde deshalb von dem gebildeten Theil des Volkes mit Freuden begrüßt und um so größer war die allgemeine Enttäuschung, als plötzlich durch eine Verfügung vom 18. April 1792 der Einführungstermin auf unbestimmte Zeit vertagt wurde.

Vergeblich wendete sich der Großkanzler an den König und stellte ihm vor, welche Rechtsunsicherheit durch solche Vertagung erzeugt werden würde; er wurde abschlägig beschieden. Die nächsten Umgebungen des Königs, welche diese vollständig beherrschten, hatten ihn gewarnt vor dem revolutionären Geiste, der in dem neuen Gesetzbuch walte; seine Krone werde bedroht, wenn es eingeführt werden würde, denn in demselben herrschten jene Grundsätze, welche in Frankreich die Revolution erzeugt hätten.

Der Großkanzler konnte nichts weiter erlangen als daß ihm am 12. November 1793 ein Kabinet-Befehl ertheilt wurde, aus dem neuen Gesetzbuch alle jene Sätze zu entfernen, welche das Staatsrecht und die Regierungs-Form beträfen und welche die Gewalt des Königs vermindern könnten; binnen 14 Tagen sollte er dies abgeänderte Gesetzbuch vorlegen.

In Folge des Befehls wurde mancher treffliche Paragraph gestrichen, da aber die Arbeit eilig geschehen mußte, so blieben doch viele gute Bestimmungen in dem neuen Gesetzbuche, welches den Namen Allgemeines Land-Recht erhielt, stehen und merkwürdiger Weise auch die Beschränkung der königlichen Machtvollkommenheit, nach d

in Berlin, denen die vornehmsten Herren des Adels, die einflußreichsten Staatsbeamten angehörten.

Wöllner war die Seele des Ordens; er schrieb unter seinem Ordensnamen Chrysophiron für denselben eine Schrift:

„Die Pflichten der Rosenkreuzer alten Systems in den Juntoratsversammlungen, abgehandelt von Chrysophiron 1782. Nur für Ordens-Mitglieder gedruckt.“

Er verstand es trefflich, sich in den mystischen Unfinn der Rosenkreuzer hinein zu arbeiten; eine Stelle aus einer von ihm gehaltenen, gedruckten Ordensrede mag davon Zeugniß geben; sie lautet:

„Ich stehe am äußersten Ende flammender Morgensterne und das unermessliche Gebiet der Geister nimmt mich auf. — Zürnet nicht, ihr erhabenen Meister der Kunst, die ihr am Ruder der Welt sitzt (ihr unbekanntem Obern), wenn ein freier wißbegieriger Schüler es wagt, sein blödes, aber sehnsuchtsvolles Auge auf euch hin zu richten. Zürnet nicht, wenn er sein bebendes Knie vor euren Geheimnissen beugt und anbetend aus dunkler Ferne den frommen Wunsch thut: ach! daß es euch gefiele, gleich jenem Engel seinen unwolkten Verstand zu erleuchten, daß er zur Ehre Gottes begreifen möge, wie alle verborgne Wirkung von der Einheit ausfließe und wie die Dreiheit das Siegel der Schöpfung sei.“

Solcher Unfinn wurde von den Ordensbrüdern mit Entzücken vernommen, sie schwelgten in den bombastischsten Redensarten, welche ihnen der Inbegriff der Weisheit und Poesie waren. Wir können hier in das innere Wesen der geheimen Orden nicht weiter eindringen, nur von den Aufnahme-Feyerlichkeiten wollen wir unsern Lesern noch eine kurze Beschreibung geben; sie wird genügen, um ihnen einen Begriff von den Mitteln zu verschaffen, mit denen die Rosenkreuzer auf die Phantasie ihrer Jünger wirkten. Ein Zeitgenosse erzählt:

„Wenn man einem Mann den erforderlichen Eifer einflößt, ihn zum Glauben geschickt gemacht, von einer Täuschung und einer Versprechung zur andern, alle Grade hindurch so weit geführt hat, daß er Worte für Sachen, Einbildungen für Wirklichkeiten, Körper für Geister annimmt; oder vielmehr, wenn man versichert ist, daß ein Mensch alle die traurigen Eigenschaften hat, die hier erforderlich sind, so macht man ihm den Antrag, sich dem Orden zu widmen und seine Entschließung, welche man schon als wankend kennt, durch eidliche Zusagungen zu bestätigen.“

In der sehr gegründeten Furcht, daß er für Schrecken und Entsetzen bei der hierbei üblichen Formel zurücktreten möchte, hält man sie zurück und sagt ihm im Allgemeinen bloß, daß er mit dem Himmel (!), welcher sein Rächerschwert den Menschen übergeben habe, um es gegen die zu kehren, die ihr Wort brechen würden, einen Bund machen werde.

Sobald der übel unterrichtete Kandidat auf



Wangen herab. Kaum kann er auf seinen wankenden Füßen stehen. Die Brüder werfen sich zur Erde nieder — und er erwartet, von Gewissensbissen gefoltert und in eine Art von Wahnsinn versezt, sein Schicksal zitternd — wie ruchlose Verbrecher von dem verübten Mord zurückkehren oder ein Drest den mörderischen Dolch aus dem Busen seiner Mutter zurückzieht.

Gleich nach dem Ende dieser Handlung geht der Aufzunehmende in ein Bad und wenn er aus diesem herauskommt, wird ihm eine Mahlzeit, die aus Wurzeln besteht, gereicht.

Hätten die neuen Mitglieder alle diese abschaulichen Feierlichkeiten durchgemacht, so wurden sie zu einem Festmahl geführt, welches sie durch ausgesuchte Genüsse für die überstandenen Qualen entschädigte.

Wöllner und Bischofswerder standen an der Spitze der Rosenkreuzer, die Jünger des Ordens waren ihre bereitwilligen Helfershelfer, diese ebneten ihren Führern die Wege, um sie zu den höchsten Staatsstellen zu tragen. Die beiden würdigen Freunde verstanden es, den Kronprinzen völlig zu umgarnen und sie bewahrten ihre Herrschaft über denselben, als Friedrich Wilhelm den Thron bestieg.

So lange die alten Minister Friedrichs des Großen an der Spitze der Verwaltung standen, konnten Wöllner und Bischofswerder nicht unumschränkt herrschen, ihr Streben mußte daher dahin gerichtet sein, die Nebenbuhler zu entfernen.

Es gelang ihnen bald genug, Friedrich Wilhelm gegen die treuesten Diener des Staats mißtrauisch zu machen, Herzberg verlor seinen Einfluß, der Minister v. Zedlitz wurde beseitigt und jetzt konnten sich die beiden Bundesgenossen in die Herrschaft theilen, welche ihnen der arbeitsscheue König ja vollständig überließ.

Wöllner wurde Minister der geistlichen Angelegenheiten, er hatte dadurch Gelegenheit, jene verhasste, durch Friedrich den Großen in den preussischen Staat getragene Aufklärung zu bekämpfen. Eine seiner ersten Maßregeln war das berüchtigte Religions-Edikt vom 9. Juli 1788.

„Manche Geistliche — so heißt es in demselben — hätten sich zügellose Freiheiten im Lehrbegriff der Konfessionen erlaubt, sie hätten die Grundwahrheiten der christlichen Religion weggeleugnet, dagegen die elenden, längst widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten und anderer Sekten aufgewärmt und unter dem Namen der Aufklärung mit Unverschämtheit im Volk verbreitet; sie hätten die Bibel verfälscht und verdreht, den Glauben an das Geheimniß des Veröhnungswerts verdächtigt und dadurch dem Christenthum Hohn geboten.

Solchem Unwesen müsse gesteuert werden, denn es sei die erste Pflicht eines christlichen Regenten, die christliche Religion in ihrer ursprünglichen Reinheit zu erhalten.

Alle Prediger und Schullehrer in Preußen wurden daher bei Strafe der Kassation verwarnt,

solche Irrthümer auf irgend eine Weise zu verbreiten; es dürfe keinem Geistlichen freistehen, nach Gutdünken in Religionsfachen zu handeln oder die Grundwahrheiten der Religion anders zu lehren, als sie in der Kirche vorgegeschrieben seien. Eine allgemeine Richtschnur müsse feststehen, die durch die sogenannten Aufklärer nicht geändert werden könnte.

Es sei deshalb der Wille des Königs darauf gerichtet, daß diese unabänderliche Ordnung festgehalten werde, obwohl der König sich keine Herrschaft über das Gewissen anmaßen wolle! Glauben könnten die Geistlichen, was sie wollten, lehren aber müßten sie nach Vorschrift.“

Dies war im Wesentlichen der Inhalt des Edikts, dem noch außerdem Befehle über eine strenge Feier der Sonn- und Festtage und einige andere unwesentliche Bestimmungen beigelegt wurden.

Ein solches Edikt im Staat Friedrichs des Großen, in welchem Jeder nach seiner Façon selig werden sollte, mußte ungeheures Aufsehen erregen. Es war nur der erste Schritt im Kampf gegen die Geistesfreiheit, dem Religions-Edikt wurde würdig ein Censur-Edikt angereiht.

Der Großkanzler v. Carmer erhielt ein Cabinets-Schreiben folgenden Inhalts:

„Mein lieber Großkanzler v. Carmer!

Da ich vernehme, daß die Pressfreiheit in Pressfreiheit ausartet und die Bücher-Censur völlig eingeschlafen ist, mithin gegen dieses Edikt allerlei aufrührerische Chartecken gedruckt werden, so habt Ihr gegen die Buchhändler und Buchdrucker sofort den Fiscum zu excitiren und Mir übrigens Vorschläge zu thun, wie diese Bücher-Censur auf einen bessern Fuß eingerichtet werden kann. Ich will Meinen Unterthanen alle erlaubten Freiheiten gern accordiren, aber Ich will auch zugleich Ordnung im Lande haben, welche durch die Zügellosigkeit der jetzigen sogenannten Aufklärer, die sich über Alles wegsetzen, sehr gelitten hat.

Ich bin

Euer wohl affectionirter König

Friedrich Wilhelm.“

Das Censur-Edikt erschien in Folge dieses Schreibens am 19. Dezember 1788; es ordnete die Anstellung von Censoren an, welche die Aufgabe haben sollten, alle Manuscripte vor dem Druck durchzulesen und die etwa in denselben wider das Staatswohl oder die Religion streitenden Stellen zu streichen. Wie in allen dergleichen Gesetzen verwahrt sich auch in diesem der Gesetzgeber dagegen, daß er eine anständige Pressfreiheit beschränken wolle; § 2 des Edikts lautet:

„Die Absicht der Censur ist keineswegs, eine anständige, ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit zu hindern oder sonst den Schriftstellern irgend einen unnützen oder lästigen Zwang aufzulegen, sondern nur vornehmlich demjenigen zu steuern, was wider die allgemeinen Grundsätze der Religion, wider den Staat und sowohl moralischer als bürgerlicher Ordnung entgegen ist oder

würden.

Naturgemäß wählte er dieselben vorzugsweise aus den ihm ganz ergebenen Mitgliedern des Rosenkreuzer-Ordens.

Ein Prediger in Breslau, Hermann Dantel Hermes, hatte schon während Friedrichs des Großen Regierungszeit gewagt, gegen die Sünde der Aufrklärung zu predigen. Ein solcher Mann war ganz zum Werkzeug Wöllners geeignet. Er wurde nach Berlin berufen und mit ihm auch sein Schwiegerjohn, ein Kaufmann Sigismund Dswald, der sich in Breslau als Geisterseher berühmt gemacht hatte, indem er die Weissagungen einer nervenkranken Schlafrednerin verkündigte.

Von Bischofswerder waren die beiden würdigen Männer in den Rosenkreuzorden aufgenommen worden und von ihm wurden sie an Wöllner empfohlen. Hermes wurde als Prediger ursprünglich nach Potsdam berufen, Dswald erhielt mit dem Titel eines Geheimen Raths die Stelle als Vorleser des Königs.

Auch in Berlin fanden sich einige taugliche Subjecte, die beiden Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, Woltersdorf und Silberschlag; den fünften im Bunde machte der Geheime Rath Hillmer, den wir schon als Censor erwähnt haben.

Nachdem Wöllner diese dienstwilligen Gehülfen gefunden hatte, schritt er seinem Ziel näher.

Im April 1791 wurden Hermes, Woltersdorf und Hillmer zu einer geheimen Berathschlagung vom König nach Potsdam berufen, Wöllner wohnte der Unterredung bei, in welcher hauptsächlich über die Mittel gesprochen wurde, welche man ergreifen wollte, um dem Religions-Edikt Respekt und Gehorsam zu verschaffen.

Die Folgen der Berathung zeigten sich bald. Der Geschäftskreis des Ober-Konfistoriums, welches dem Namen nach bestehen blieb, wurde bedeutend eingeschränkt, neben dasselbe setzte Wöllner eine geistliche Examinations-Kommission, in welche Hermes, Woltersdorf, Hillmer und Silberschlag berufen wurden.

Die neue Kommission erhielt am 31. August 1791 eine königliche Instruktion und den Auftrag, für die Ausführung des Religions-Edikts zu sorgen; zu diesem Zweck sollte sie an sämtliche Landes-Konfistorien eine Instruktion erlassen, damit das Edikt nicht ferner wie bisher nur nachlässig beobachtet werde. Sie erhielt den Auftrag eine doppelte Liste von allen preussischen Predigern und Schullehrern anzulegen.

In der ersten mußten alle guten Subjecte d. h. diejenigen, welche an der Orthodorie und der alten, reinen christlichen Glaubenslehre hingen bemerkt werden, die zweite aber sollte allen Neugläubigen und die ganze Rotte der sogenannten Aufklärer enthalten.

Nur aus der ersten Liste durften die Wahlkandidaten für die wichtigsten Lehrstellen in Kirche und Schule genommen werden, die Geistlichen und Lehrer aber, welche auf der zweiten Liste ständen, sollten aufs Strengste beobachtet werden.

Jeder Kandidat, der sich um eine Pfarre oder Schule bewerben würde, sollte von der Kommission, ehe er zu dem gewöhnlichen Konfistorial-Examen zugelassen wurde über sein Glaubensbekenntniß geprüft werden; genügte dasselbe den Vorschriften des Religions-Edikts nicht, dann durfte er zum Konfistorial-Examen gar nicht vorgelassen werden.

Es wurde den Räten der Kommission in der Instruktion besonders an's Herz gelegt, bei diesen Glaubens-Examen auf das Strengste zu verfahren.

Das neue Inquisition-Tribunal, so wurde die Examinations-Kommission in Berlin allgemein genannt, begann seine Wirksamkeit durch die Veröffentlichung eines lateinischen Schema's für die Prüfung der Kandidaten, welches noch im Jahre 1791 an alle Konfistorien versandt wurde. Hermes war der Verfasser dieses Schriftstücks.

Ein jämmerlicheres Machwerk ließ sich kaum denken, in Sprache und Anordnung war es so fehlerhaft, daß es überall nur Lachen erregte; es enthielt eine Unsumme von Schülerähnigern so daß ein leidlicher Gymnasiast etwas Besseres geliefert haben würde.

Die Kritik fiel sofort unbarmherzig über das Schema her und dagegen durfte selbst die Wöllner'sche Censur nichts thun, denn die angesehensten Theologen beteiligten sich an dem Streit und verdammten das jammervolle Schriftstück.

Die Examinations-Kommission mußte sich endlich entschließen, ihr eigenes Machwerk von den Buchhändlern zurückzukaufen, um dessen weitere Verbreitung zu verhindern; sie verbesserte die ihr nachgewiesenen grammatischen und anderen Fehler, dann ließ sie es in einigen Monaten von Neuem erscheinen. Aber auch der zweiten Auflage erging es nicht besser, als der ersten; sie wurde durch die Presse ebenso unbarmherzig durchgehohlet.

Die Examinations-Kommission und besonders ihr hervorragendes Mitglied verfiel durch die offen an den Tag gelegte Unwissenheit der allgemeinen Verachtung und diese steigerte sich, als ein neues Werk der Kommission, welches nicht weniger jammervoll als das erste war, ein allgemeiner Landes-Katechismus erschien; er führte den Titel:

„Die christliche Lehre im Zusammenhang.  
„Auf Allerhöchsten Befehl für die Bedürfnisse  
„der jetzigen Zeit umgearbeitet und zu einem  
„allgemeinen Lehrbuch in den niedern Schulen  
„der preussischen Lande eingerichtet. — Berlin  
1792.“

Auch dieses Werk wurde in der Presse mit schneidender Kritik verarbeitet. Nikolai's allgemeine deutsche Bibliothek beurtheilte es treffend, indem sie sagte:

„Das können und müssen wir bezeugen, daß alt oder neu, viel oder wenig verändert, dieser Katechismus eins der armseligsten Bücher seiner Art ist, um Vieles schlechter, als irgend ein andres und daß die Worte „für die Bedürfnisse der jetzigen Zeit umgearbeitet“ auf dem Titel

dieses Buchs eine wahre Schandrede auf die jetzige Zeit sei."

Die Herausgabe des allgemeinen Katechismus gab Veranlassung zu einem höchst merkwürdigen Proceß, der die Stimmung aller nur einigermaßen unabhängigen Behörden in Berlin gegen das Wöllnersche Regiment kennzeichnet.

Der reformirte Prediger Gebhard in Berlin hatte eine kleine Schrift gegen die Nothwendigkeit der Einführung eines allgemeinen Landes-Katechismus geschrieben. Um sicher zu gehen, hatte der Verleger Gebhards, der Buchdrucker Unger, diese Schrift der Behörde vor dem Druck zur Censur eingereicht. Diese war dem Ober-Konfistorialrath Zöllner als bestalltem königlichen Censor übertragen worden und Zöllner fand nichts Unerlaubtes in der Schrift; er ertheilte daher die Druck-Erlaubniß.

Kaum aber war das Büchlein erschienen, so bekam Wöllner es zur Hand; er war wüthend über dasselbe und erließ sofort das Verbot des Verkaufs bei 100 Dukaten Strafe. In diesem Verbot wurde die Schrift eine elende Charte genannt und als einen Grund für seinen Schritt gab Wöllner an, daß sie einen sträflichen Tadel der von Sr. Majestät verordneten Einführung eines allgemeinen Lehrbuchs der christlichen Religion enthalte.

Der Verleger Unger war nicht Willens, sich eine solche Willkürlichkeit gefallen zu lassen, er verlangte von dem Minister einen Schadenersatz, da er dem Gesetz gemäß das Werk nur gedruckt habe, nachdem ihm von der Censur die Erlaubniß dazu ertheilt worden sei.

Wöllner aber weigerte sich, zu zahlen. Er wies den Verleger an, sich wegen eines Schadenersatzes an den Verfasser, sowie an den Censor zu halten.

Unger sprach mit den beiden Herren und im vollen Einverständnis mit ihnen reichte er eine Anklage gegen sie bei dem Kammergericht ein.

Ein berühmter Verteidiger, der Kriminalrath Amelang, vertrat die Klage und er that es mit einem genialen Scharfsinn, der seinen Ruf in der Hauptstadt noch erhöhte.

Die Klage-Eingabe kursirte in vielen Abschriften in der Stadt und Jedermann freute sich über dieselbe, denn mit bitterer Ironie und treffendem Witz hatte sich Amelang in das Gewand eines Wöllnerschen Glaubensstretters gehüllt.

Ein treuer Untertban — so führte er aus — müsse der Ueberzeugung sein, daß das Reskript des Ministers Wöllner nicht irrig sein könne; denn wer an der Weisheit und Gerechtigkeitsliebe dieses Mannes zweifle, der gebe zu erkennen, daß Wöllner den Namen des Königs gemißbraucht habe, der mache sich eines sträflichen Tabels gegen königliche Anordnungen schuldig, denn von einem so erleuchteten und von Vorurtheilen so weit entfernten Mann als dem Minister Wöllner dürfe Niemand den Verdacht aussprechen, daß er sich geirrt haben könne. Man müsse also

glauben, daß die von Wöllner gegen die Schrift erhobenen Vorwürfe gegründet seien und daß dieser deshalb das Recht gehabt habe, den Druck der Gebhardschen Schrift zu untersagen. Wenn dies aber der Fall sei, so habe der Censor sie gegen alles Recht und gegen seine Pflicht zum Druck gestattet und sei deshalb ebenso wohl wie der Verfasser dem Verleger zum Schadenersatz verpflichtet."

Alle Welt war gespannt auf den Richterpruch des Kammergerichts; Manche befürchteten wohl, die Richter würden dem allmächtigen Minister zu Gefallen das Recht beugen, Andere vertrauten dem Rechtsinn der Richter und diese triumphirten, denn das Kammergericht wies die Klage ab und zwar mit Entscheidungsgründen, welche der furchtlosen Richter würdig waren und welche das herrschende System offen verdammt.

Das Urtheil des Kammergerichts machte in Berlin ein ungeheures Aufsehen, denn es enthielt die unzweifelhafte Verurtheilung der Wöllnerschen Regierungs-Grundsätze, für den Verleger aber hatte es einen materiellen Vortheil nicht, denn Wöllner wußte den König zu einer Kabinetts-Ordre zu bewegen, in welcher ohne Rücksicht auf den Rechtspruch des Kammergerichts das Verbot der Schrift bestätigt wurde.

Eine Reihe anderer religiöser Proceße hatte kein günstigeres Resultat für Wöllner. Die Richter ließen sich nicht irre machen in ihren Entscheidungen und nur durch königliche Kabinetts-Ordres vermochte der Minister die Unterdrückung mancher freisinniger religiöser Schriften mit einigem Erfolg durchzusetzen.

Mit dem Aufgebot aller Mittel des Gesetzes und der Willkür, der Religions- und Censur-Gebitte und der königlichen Kabinetts-Ordres konnte Wöllner die einmal in das Volk gedrungene religiöse Aufklärung nicht wieder unterdrücken.

Alle seine eifrigsten Bemühungen scheiterten, aber eins erreichte er, ohne es zu wollen, daß die Verachtung und der Haß des Volks, welche durch sein Regiment erzeugt worden waren, nicht ihn allein, sondern auch den König trafen, daß sie den durch die französische Revolution sich mehr und mehr in Deutschland verbreitenden Freiheitsideen auch in Berlin einen günstigen Boden erschufen, daß sie eine allgemeine Unzufriedenheit erweckten, welche durch die Brutalität der Wöllnerschen und Bischofswerderschen Kreaturen, denen hohe und niedere Staatsstellen verliehen worden waren, von Jahr zu Jahr mehr befördert wurde.

Der berühmte französische Agent Graf Mirabeau schildert mit einem treffenden Wort die Zustände des preussischen Staats unter der Regierung Friedrich Wilhelms II., indem er sagt: „Preußen ist die Säulniß vor der Reife!"

## Zweites Kapitel.

Die Maitressen und Günstlinge Friedrich Wilhelms II. — Die schöne Riez. — Der Graf von der Mark. — Bischofswerder und sein Diabolini. — Geistererscheinungen. — Die Vopz. — Königliche Bigamie. — Die Dönhoff. — Die Gräfin Lichtenau. — Der dicke Schmidt und der König. — Ein Zauberfest bei der Lichtenau.

Friedrich Wilhelm war während seiner ganzen Regierung ein Spielball seiner Maitressen und Günstlinge; nur für kurze Zeit ermannte er sich, dann aber sank er wieder zurück in die Schläfheit und Trägheit, der er sich schon als Kronprinz so gern überlassen hatte.

Sein Leben war dem Genuß gewidmet und zwar dem materiellsten Sinnengenuße. Bald gab er sich den Einflüssen seiner Geliebten hin, wenn seine herb sinnliche Natur ihn zu diesem trieb, bald wieder überließ er sich seinen Günstlingen, welche für ihn regierten, weil er zu träge war, selbst zu denken oder gar zu arbeiten.

Unter der großen Zahl der königlichen Maitressen war die schöne Riez, die spätere Gräfin Lichtenau, bei Weitem die bedeutendste; sie hat ihren Einfluß auf den König, der nur für kurze Zeit erschüttert wurde, bis an das Lebensende Friedrich Wilhelms bewahrt.

Unter den königlichen Günstlingen sind Bischofswerder und Böllner diejenigen, deren Namen die traurigste Berühmtheit erlangt haben.

Die Riez muß nach allen Anschauungen, welche uns von ihr überliefert worden sind, wunderbar schön gewesen sein. Der von allen Verhältnissen des Hofes wohl unterrichtete Verfasser eines berühmt gewordenen Buches: „Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.“ giebt folgende Charakteristik der merkwürdigen Frau:

„Sie liebte den Prinzen (d. h. den damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm) wirklich, ja sie war sogar eifersüchtig, bis endlich ihre Existenz von einem klügeren Betragen abhing. Nun wurde sie die Kupplerin des Königs und unterrichtete die Schlachtopfer seiner Wollust, wie sie mit dem Könige sich zu benehmen hätten. Sie hatte aber so genau des Königs Reizbarkeit studirt, daß, wenn er durch häufigen Wechsel sich abgestumpft hatte, die alte Freundin noch Reizmittel im Rückhalt hatte, wodurch sie ihn so zu fesseln mußte, daß er immer zu ihr wieder zurückkam. Bössartig war sie nicht; sie war ganz Weib, rachsüchtig in der Liebe und eitel.

Sie hat manchen Schurken gehoben und Bettler bereichert, die sie nach ihrem Fall mit Füßen treten wollten. Sie hat den König nie zu großen Ausgaben für sie verleitet und was sie erhielt, war wahrlich für einen königlichen Verschwender, der 100 Millionen aus dem Fenster geworfen hatte, eine Bagatelle. — — —

Güter in Südpreußen hat sie sich nie schenken

lassen, sie wurden an Andere verschenkt. Bestochen von fremden Mächten war sie nie. Am Tode der Jugenheit war sie unschuldig.

Die Rosenkreuzerei war ihr zum Gelächter; sie perfifflirte solche in Gegenwart des Königs; dadurch machte sie ihn oft wüthend.

Die Natur hatte ihr alle Reize verliehen, um genußliebende Männer zu fesseln; tändelnde Liebe war nicht ihre schwache Seite, sondern voller physischer Genuß, mit allen Reizen ausgestattet, die die Natur zuläßt. Ihr Körper war wunderschön, ganz Ebenmaß, ganz ohnegleichen.

Es fehlte ihr nicht an der Unterhaltungsgabe und an Geschmack in Kunstfachen. Ihr Tisch war der ausgefehlteste in Berlin, ihre Zirkel die zwanglossten und freudevollsten, die es gab.

Sie war zu einer Maitresse geboren und gebildet.“

Ein Band, welches Friedrich Wilhelm immer wieder zu der Geliebten hinzog, wenn er dieser für kurze Zeit treulos geworden war, bildeten die beiden Kinder, welche sie ihm geboren hatte und die er als die seinigen anerkannte, ein Sohn, geboren im Jahre 1770, und eine Tochter, geboren 1778; beide hatten den gräflichen Namen von der Mark erhalten. Friedrich Wilhelm liebte diese Kinder, besonders den Grafen von der Mark, auf das Zärtlichste.

Die Riez stand in einem fortwährenden Kampfe mit Bischofswerder und Böllner; ihr klarer, scharfer Verstand ließ sie die Rosenkreuzer verachten. Sie wußte, daß die Günstlinge Friedrich Wilhelms ihre ärgsten Feinde waren, daß sie den König gern aus ihren Armen gerissen hätten und sie trat deshalb, wo sie es irgend konnte, den Plänen der beiden mächtigen Männer entgegen.

Man erzählt, daß die schöne Riez den König häufig abgehalten habe von tyrannischen Maßregeln und scharfer Unterdrückung freisinniger religiöser Bestrebungen, welche ihm durch Böllner und Bischofswerder angerathen worden seien.

Die Riez hätte wohl gern den König ganz dem Einflusse der verhassten Männer entzogen, dazu aber reichte ihre Macht nicht aus, denn die beiden Freunde hatten sich so tief in das Vertrauen Friedrich Wilhelms eingenistet, daß sie in demselben unerschütterlich fest standen.

Bischofswerder hatte es trefflich verstanden, den schwachen Fürsten völlig zu umgarnen; mit großem Geschick war er darauf bedacht gewesen, sowohl der Sinnlichkeit Friedrich Wilhelms zu dienen, als auch dessen Hang zu religiöser Schwärmererei und zum Aberglauben zu befördern.

Er besaß eines jener geheimen Mittel, welche in jener Zeit besonders in Italien vielfach fabricirt und Diabolini genannt wurden, und die bei alten abgelebten Lustlingen Wunderdinge thaten. Dies Mittel gab er dem durch Ausschweifungen erschöpften Kronprinzen, der ihm dafür nicht dankbar genug sein konnte.

Außerdem war Bischofswerder seiner Aussage



Eine tiefe Stille herrschte, eudlich unterbrachen sie die tiefen Laute einer menschlichen Stimme. Der Geisterbeschwörer im Nebenzimmer las die Beschwörungsformel. Kaum hatte er geendet, da ertönte erst leise, dann lauter und lauter eine wundersame Musik. Die unbekanntenen Töne, sie rührten von einer Glasharmonika her, erhöheten die Nervenaufrerung des Prinzen und steigerten sie fast bis zum Wahnsinn.

Plötzlich erhellte sich die hintere Wand des Zimmers, sie erglänzte in einem weißlich schimmernden Licht; die Musik verstummte und der Geist des Kaisers Mark Aurel erschien. Er stand in der antiken Tracht seiner Zeit vor der hellen Hinterwand. Es war kein leeres Schattenbild, denn der Geist bewegte sich, wie ein sterblicher Mensch, seine Kleider, seine Glieder, schienen eine feste Körpermasse zu sein und doch konnten sie nur aus dem zartesten Aether bestehen, denn sie waren fast durchsichtig; hinter ihnen schimmerte das flimmernde Licht der weißen Wand.

Dem Geist des Kaiser Mark Aurel folgte der Geist des Philosophen Leibniz, und diesem der des königlichen Abnherrn, des großen Kurfürsten.

Friedrich Wilhelm hatte sich zu große Kraft zugetraut, als er den Wunsch ausgesprochen, die Geister der drei großen Männer zu sehen. Er wollte mit ihnen sprechen, wollte ihnen Fragen vorlegen, dies war ihm von Bischofswerder gestattet worden; aber seine Glieder zitterten, seine Rippen bebten, er war keines Wortes mächtig. Sein Entsetzen wuchs, als im dumpfen Grabestone auch unbefragt die Geister zu reden begannen, als sie ihn ermahnten, sein lasterhaftes Leben aufzugeben, die schamlose Sünderin, an welche er sich gefettet habe, Wilhelmine Ende, von sich zu jagen und zu seiner tugendhaften Gemahlin zurückzukehren.

Hier konnte keine Täuschung möglich sein, ganz nahe vor dem Prinzen standen ja die Geister. Er sah, wie sich ihre bleichen Rippen bewegten und nicht aus der Ferne kam der Ton ihrer Stimme, sondern aus ihrem Munde, kaum zwei Schritte von ihm entfernt sprachen sie.

Er wollte aufspringen, aber er vermochte es nicht, seine Glieder waren gelähmt; vor Grausen halb ohnmächtig rief er nach Bischofswerder und flehte diesen an, den Zauber zu lösen, er müsse sonst in Todesangst vergehen.

Bischofswerder folgte dem Rufe, er führte den Kronprinzen aus dem dunkeln Zimmer nach seinem Wagen, der ihn im saufenden Galopp auf der Straße nach Potsdam fortführte. Der Kronprinz wollte zur Lichtenau zurückkehren, aber halb willenlos folgte er Bischofswerder, der ihn bat, einer Sitzung des Rosenkreuzer-Ordens beizuwohnen.

Hier wurden in feierlicher Versammlung noch einmal die Ermahnungen wiederholt, die schon aus Geistermunde ihm entgegengetönt waren.

Friedrich Wilhelm ließ sich endlich zu dem Versprechen bewegen, daß er den ehebrecherischen Umgang mit seiner Mattresse aufgeben wolle, er

bat nur, man möge ihm gestatten, daß Wilhel-

zu sehen.

Bischofswerder ging auf seinen Wunsch ein und auch die Riez zeigte sich gefügig. In jenem prachtvollen Palais Unter den Linden, welches der König dem Grafen von der Mark geschenkt hatte, fand die Geisterbeschwörung in dem Sterbezimmer des jungen Grafen statt.

Das Zimmer war prächtig ausgeschmückt; es wurde verdunkelt, sobald der König erschien und nach kurzer Zeit zeigte sich diesem der Geist seines geliebten Sohnes. Der Graf sprach zu seinem Vater, er flehte ihn an, daß er niemals seine theuere Mutter vergessen, sie nie verlassen möge.

Der Apparat, dessen sich Bischofswerder für seine Geisterbeschwörungen bediente, war einfach aber sinnreich, er hatte ihn von dem berühmtesten Schreyer geerbt. Zwei Hohlspiegel von Metall standen in einem Nebenzimmer einander gegenüber; durch diese wurde das Bild einer lebenden Person, die im Kostüm der Zeit, der der Verstorbene angehört hatte, ausgepuzt war, und

\*) In welcher schmällichen Weise das Liebesverhältniß des Königs zu Julie v. Böh selbst von den vornehmsten Damen des Hofes, den königlichen Prinzessinnen gefördert wurde, darüber giebt die Gräfin von Böh in ihrem Tagebuch uns Aufschluß. Die Gräfin wünschte im Gegensatz zu ihren übrigen Verwandten die unerlaubte Verbindung nicht. Sie beklagte sich in ihrem Tagebuch oft über diese und sprach ihre Sorge über die wachsende Liebe des Königs zu ihrer Nichte aus, so schreibt sie: „Die Prinzessinnen thun dem Könige einen sehr unerlaubten Gefallen, indem sie ihn immer mit Julie zusammenbringen. Sie führen die Königin voraus und eilen, wenn spazieren gegangen wird, und beschäftigen sie, um daß er mit meiner Nichte gehen und sie sprechen kann; das ist ein schlechtes Spiel.“ (Neunundsechzig Jahre am preuß. Hof.)

seine Billigung schuldig machen und dennoch geschah es.

Das Konsistorium gab zur Schande der frommen Geistlichkeit seiner Zeit die von ihm verlangte Einwilligung und es führte hierdurch abermals den Beweis, daß Frömmerei mit Wahrheit und Religiosität unvereinbar ist. Es motivirte seinen Beschluß durch das Beispiel der beiden Helden der Reformation, Luthers und Melancthons, welche einst ebenfalls einem Fürsten, dem Landgrafen Philipp von Hessen, die Genehmigung zu einer Doppelheirath gegeben hatten.

Diese Doppelehe wurde nach ihrem Abschluß noch einmal Gegenstand theologischer Berathung. Luther und Melancthon kamen mit mehreren heftigen Geistlichen in Eisenach zusammen, und dort wurde entschieden, daß allerdings die Doppelehe verboten sei, daß aber ein Erlaß von diesem Verbote stattfinden könne, wenn die dringende Nothwendigkeit einen solchen gebiete.

Es war dies ein trauriges Ergebniß der Forschungen der berühmten Theologen, und Luther sowohl als Melancthon fühlten, daß sie einen entwürdigenden Schritt gethan hatten. Melancthon verfiel aus Aerger über denselben in eine schwere Krankheit, und Luther ließ sich nur mit Mühe abhalten, öffentlich zu bekennen, daß er im Unrecht gewesen sei.

Die geistlichen Herrn vom Konsistorium in Berlin mochten nicht weniger Aerger und Gewissensbisse empfinden, als die beiden berühmten Reformatoren, aber wie diese ließen sie sich aus Zweckmäßigkeitsgründen bewegen und gaben ihre Einwilligung zur Heirath des Königs mit dem Fräulein von Voß. Die Trauung wurde in der Charlottenburger Schloßkirche zur linken Hand vollzogen.

Der neuen Gemahlin\*) Friedrich Wilhelms wurde in Potsdam eine Wohnung eingerichtet; sie erhielt den Titel einer Gräfin von Ingenheim, ihr Bruder wurde zum Staatsminister befördert und ihre übrigen Verwandten stiegen zu hohen Stellen empor. Trotz des Glanzes, der die Gräfin Ingenheim umringte, war sie doch nicht glücklich; sie behielt ein Gefühl der Entwürdigung und zeigte dies durch die liebenswürdigste Sanftmuth und Beehrung gegen die Königin. Niemals hat sie ihre Stellung mißbraucht und wenn Verwandte von ihr in Folge derselben mit stolz er-

\*) Die Gräfin v. Voß schrieb am 2. Juni 1787 in ihrem Tagebuch: „Meine Niichte sagte mir heute unter Thränen, seit acht Tagen sei sie mit dem König heimlich getraut, hat mich aber es zu verschweigen. Es bekrübt mich tief und ich kann mich mit dem besten Willen eines Gefühls von Abscheu und Widerwillen gegen eine Sache nicht erwehren, die so unerlaubt ist, man mag an Scheingründen dafür angeben, was man will. Ihr Gewissen wird es ihr schon genugsam sagen und wird nicht wieder ruhig werden.“ (Neunundsechzig Jahre am preuy. Hofe.)

machen; die vornehmen Herren sahen ein, daß der Kampf gegen die mächtige königliche Maitresse zu ihrem Nachtheil ausfallen müsse; sie zogen es deshalb vor, sich diese zur Freundin zu machen. Die Riez war fortan die gefeierte Gönnerin, zu deren Füßen die Kavaliere aus den ersten Geschlechtern ihre Huldigungen niederlegten; der tief entwürdigte Adel beugte sich endlich der bürgerlichen Maitresse.

Die Riez hat ihre Stellung bis zum Tode des Königs erhalten, mit Klugheit und Selbstbeherrschung verstand sie es, die Klippen zu vermeiden, an denen die Bos und die Dönhoff gescheitert waren; sie war weder langweilig nachgiebig, noch tyrannisch herrschsüchtig, niemals zeigte sie sich eifersüchtig; da sie den flatterhaften Sinn ihres königlichen Geliebten kannte, war sie im Gegentheil bemüht, dafür zu sorgen, daß Friedrich Wilhelm immer neue Schönheiten zugeführt wurden; sie selbst wählte diese aus und sie wußte es schon so einzurichten, daß sie ihr nicht gefährlich wurden. Sie genirte sich dabei für ihre Person ebensowenig, sondern führte ein ziemlich zügelloses Leben, in welchem sie der König nicht störte, denn dieser war ebenfalls nicht eifersüchtig und gestattete ihr sogar, daß sie in Begleitung eines zahlreichen Gefolges eine Reise nach Italien machte, bei welcher sie neue Triumphe ihrer Schönheit feierte.

Die Riez war damals schon 44 Jahre alt, trotzdem aber verrückte sie im vollsten Sinne des Wortes noch allen Männern die Köpfe. An den italienischen Höfen wurde sie mit großer Zuvoorkommenheit empfangen, nur in Neapel nicht, denn dort durfte nach dem herrschenden Ceremoniell eine Bürgerliche nicht bei Hofe erscheinen.

Sie schrieb dies an Friedrich Wilhelm und sofort erhielt sie ein zwei Jahre zurück datirtes Adelsdiplom, welches sie zur Gräfin von Lichtenau machte. Als sie zurückkehrte, beschenkte sie der König mit einer Grafschaft, welche aus den Domainen Lichtenau, Breitenwerder und Roswiese bestand.

Das Haus der Lichtenau war fortan eines der glänzendsten in Berlin. Hier fanden sich die berühmtesten Künstler und Gelehrten zusammen; hier versammelten sich auch die vornehmsten Abligen, selbst die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen durften es nicht verschmähen, die Feste der Lichtenau zu besuchen, nachdem diese der Königin vorgestellt und sehr gnädig empfangen worden war.

Zahlreiche Anbeter umringten die gefeierte Schöne und machten ihr Heiraths-Anträge; denn es war längst kein Geheimniß mehr, daß die Scheinheirath mit Riez ohne alle rechtliche Gültigkeit sei. Friedrich Wilhelm amüßte sich hierbei und häufig genug benutzte er die Anbeter seiner Maitresse, um sich mit ihnen einen Scherz zu machen.

Einer der eifrigsten Verehrer der Lichtenau war ein in Berlin sehr angesehener und stadt-

\*) Die Kinder erhielten den gräflichen Namen von Brandenburg.

bekannter Mann, der sogenannte dicke Schmidts, ein reicher Tuchfabrikant, Direktor der Manufaktur im königlichen Lagerhause. Er verkehrte viel bei der Gräfin, machte dieser die kostbarsten Geschenke und da er stets freundlich aufgenommen wurde, hoffte er endlich von der Liebe der Gräfin beglückt zu werden. Die Lichtenau lachte oft mit dem Könige über ihren dicken Liebhaber und einst verabredete sie sich mit ihm zu einem lustigen Streiche.

Sie ließ Schmidts zu einem Besuche einladen, während sich der König bei ihr befand. Glücklicherweise über die ihm gestattete Erlaubniß kam der liebebürstige Kaufmann und kaum in das Zimmer getreten, begann er mit Beteuerungen seiner Liebe, welche diesmal die Gräfin freundlich anhörte, sie versprach ihm sogar einen Kuß, wenn er sie fußfällig darum bitten werde.

So schwer ein Fußfall dem dicken unbeholfenen Mann auch wurde, um diesen Preis entschloß er sich zu demselben. Er kniete nieder, kaum aber lag er am Boden, da öffnete sich die Thür, der König trat mit wuthflammender Miene ins Zimmer und überraschte so seinen Nebenbuhler.

Todtenbleich vor Furcht wollte Schmidts sich erheben, aber das war ein Stück Arbeit, welches Zeit erforderte, um so mehr, da er sich in einer entsetzlichen Angst befand.

Friedrich Wilhelm mußte endlich lachen, er war dem dicken Mann behilflich, sich zu erheben und schenkte ihm einen kostbaren Krückstock Friedrichs II., dessen er sich künftig bedienen sollte, wenn er wieder Liebeserklärungen zu machen beabsichtige.

Ähnlich wie dem dicken Schmidts erging es manchem andern Anbeter der Lichtenau, Alle aber schmachteten vergebens nach der Hand der reichen Gräfin, denn diese führte ein zu freudenvolles Leben, um dasselbe durch eine Heirath zu beenden. Fest folgte in ihrem Hause auf Fest. Sie hatte sich selbst ein Privattheater erbauen lassen und auf diesem wurden Vorstellungen gegeben, denen gewöhnlich nur der König mit seinen Günstlingen beiwohnen durfte.

Die meisten dieser Vorstellungen hatten hauptsächlich den Zweck, den Monarchen mit den schönen jungen Tänzerinnen bekannt zu machen.

Von diesen geheimen Theater-Vorstellungen wurden in Berlin die wunderbarsten Geschichten erzählt, besonders von der bildschönen Tänzerin Hauchecorne, welche an Schamlosigkeit ihre Genossinnen weit übertreffen sollte.

Die Lichtenau benutzte das Theater außerdem, um die königliche Familie zu zwingen, ihr recht öffentliche Huldigungen darzubringen.

Zur Einweihung des neuen Saals wurde in dem Palais unter den Linden, welches die Lichtenau von ihrem Sohn, dem Grafen von der Mark, geerbt hatte, die Oper „Kleopatra“ gegeben. Das ganze Personal der Oper und des Ballets, sowie die königliche Kapelle mußten bei der Vorstellung mitwirken; das glänzendste Fest

---

### Drittes Kapitel.

Krankheit des Königs. — Die Lichtenau und ihre halbe Million. — Domänenverschleuderung an den Hofadel. — Das Genesungsfeſt des Vielgeliebten. — Die Lichtenau als Krankenpflegerin. — Wunderkuren. — Die Lebensluft. — Die letzten Tage des Königs. — Der Tod Friedrich Wilhelms.

Auch eine Kiste mit halbverbrannten Wachslöchern, welche irgend ein spitzbüßiger Kammerdiener für sich zurückgestellt hatte, wurde aufgefunden und als man die Lächer näher untersuchte, bemerkte man mit Staunen, daß jedes Licht in ein Wertpapier eingewickelt war; auch hierzu wurde der Eigenthümer nicht entdeckt.

Auf solche Weise konnten schon recht artige Summen aus dem königlichen Haushalt entfremdet werden, aber diese hatten keine Bedeutung gegen diejenigen, welche vom Hofadel in Form von Gnadengeschenken und Verleihungen erschlichen wurden, gegen die Millionen, um welche die vornehme Clique den preußischen Staat und das preußische Volk bestahl.

Ein besonders reiches Feld für die Speculation boten den abligen Herren die geistlichen Güter und eingezogenen Starosten in den bei der schwachvollen Theilung Polens an Preußen gekommenen Ländern. Um diese rissen sich die abligen Günstlinge des Königs. Die mehrfach erwähnten vertrauten Briefe geben uns hierüber folgende für den Geist, der am Hofe Friedrich Wilhelms herrschte, bezeichnende Schilderung:

„Sobald die geistlichen Güter eingezogen waren, zog Bischofswerder den Herrn von Lriebenfeld nach Berlin, der sich in dem goldnen Adler einquartierte und brauchte ihn, die Vorschläge wegen der zu verschenkenden Güter zu machen, da er sehr viele Vorkenntnisse besaß.

Im Kabinet fertigte man jedesmal das Concept der Schenkungsurkunde aus, schickte es an den Herrn von Lriebenfeld, der die Namen der Güter einrückte, welche der Donatarius erhalten sollte. Dem schon beinahe abgestorbenen König legte man das Mundum vor, sagte ihm, es wären unbedeutende Vorwerke und er dankte Gott wenn er die Urkunde unterschrieben hatte.

Bischofswerder war nichts daran gelegen Güter in Süd-Preußen zu besitzen, kaum waren sie ihm tradirt, so wollte er sie auch verkaufen. Dazu fand sich denn auch ein Gimpel aus Kopenhagen, ein während des Reichs-Interimisticums neugebader Reichsgraf von Lüttichau, der ein großes Vermögen besaß. Bischofswerder machte ihn zum Gesandten am niederländischen Kreise und schlug dem König vor, diesem Millionär dadurch ins Land zu ziehen, daß man ihm Güter in Süd-Preußen schenkte. Dies geschah und zur schuldigen Dankbarkeit kaufte er Bischofswerder seine Donationen für 50,000 Stück Friedrichsd'ors ab.

Dieser Lüttichau erhielt nun eine Menge Güter und da man dem König nicht zu viele verschiedene Namen nennen wollte, so wurden die Güter, die man andern Creaturen schenken wollte, auf des Grafen Namen gesetzt, der darüber einen Scheinkaufcontract sogleich mit dem wahren Donatario eingehen mußte.

Auf die allersonderbarste Weise erhielten zwei Personen Güter geschenkt, die nicht die entferntesten Ansprüche darauf hatten. Der Erste war der Postdirector Goldbed in Warschau, der Andere

Herr v. Hünerbein, ehemaliger Adjutant des Prinzen Louis.

Die Güter, welche Herr v. Goldbed erhielt, sollte ein Namensvetter von ihm bekommen, in der Schenkungsurkunde hatte aber die Kanzley eine Verwechslung gemacht.

Dem König diesen Verstoß anzuzeigen, wagte man nicht und so blieb Fener im Besiß.

Herr von Hünerbein war der Geliebte der schönen Knobelsdorfen, Hofdame der Prinzess Louis; diese hielt sich mit dem König in Pyrmont auf.

Einft war der König des Morgens bei dieser Prinzess zum Frühstück, wie die Knobelsdorfen durch das Zimmer ging. Es entfuhr ihm die Worte:

„Süßich Mädchen, Prinzess!

„O ja! (antwortete diese) sie ist schon Braut.“

„Mit wem?“

„Mit dem Herrn v. Hünerbein; es ist aber eine wahre Verbindung der Liebe, denn sie haben beyde nichts.“

„Geyrathen! Güter schenken!“ war die Antwort des Königs.

Man fertigte sogleich eine Estafette an den Herrn v. Hünerbein nach Karge ab, wo er in Garnison stand, mit der Notiz: er sollte der Prinzess eine Bittschrift an den König übersenden worin er ein Gut in Vorschlag brachte.

Herr v. Hünerbein wählte das benachbarte Kloster Dbra, 200,000 Thaler am Werth. Die Supplic ging ab und bald darauf war er im Besiß des Guts und seiner schönen Braut.

Ich könnte noch viele Fälle von ähnlichen Schenkungen anführen, es mag aber mit jenen genug seyn, um zu zeigen, wie der Hof unter der vorigen Regierung beschaffen war und wie dergleichen Begünstigungen verdienstloser Creaturen unter den Hofleuten auf die Polen wirken mußten, statt daß der König Gelegenheit gehabt hätte, die polnische Nation wieder mit sich auszuföhnen, wenn er den unglücklich gewordenen polnischen Officieren und Officianten Vorwerke geschenkt hätte.“

Die vorstehende Schilderung der vertrauten Briefe giebt uns ein anschauliches Bild von den Intriquen, welche gespielt wurden, um von Friedrich Wilhelm Schenkungen zu erlangen. Wenn die Gräfin Lichtenau die Schwäche des Königs ebenfalls mißbrauchte, um ihr Schicksal einst sicher zu stellen, so trifft sie schwerlich ein größerer Vorwurf, als die hochabligen Herren vom Hofe, welche das Gleiche thaten, ohne wie die Lichtenau den kranken König dafür zu pflegen.

Die Erben der Hßlinge hätten am Wenigsten das Recht gehabt, wie sie dies gethan, die Lichtenau zu verdammen.

Die Krankheit des Königs erschien in den ersten Stadien nicht besonders schwer; Schwäche und Schlaflosigkeit waren die Hauptzeichen derselben. Die Aerzte verordneten die seltsamsten Mittel, um die Gesundheit Friedrich Wilhelms



ein prächtiges Feuerwerk wurde abgebrannt und in allen Tanzlokalen hatte man Bälle veranstaltet; auch auf den öffentlichen Plätzen, welche durch buntfarbige Lampen beleuchtet waren, spielten Musikchöre zu dem Tanz.

Der König hatte sich am Morgen des Tages sehr unwohl befunden, die Lichtenau flehte ihn deshalb an, seine Gesundheit zu schonen, auch die Aerzte wünschten dies; aber vergeblich, er nahm an den Festlichkeiten Theil, sowohl an dem großen Diner und Souper, welches ihm zu Ehren von den Bürgern gegeben wurde, als an den übrigen Vergnügungen. Er fuhr während der Illumination durch die bedeutendsten Straßen und besuchte selbst die öffentlichen Tanzplätze.

Das große Abendessen der Bürgerschaft war besonders glänzend. Die Lichtenau erschien bei demselben im griechischen Gewand mit einem goldnen Diadem im Haar; einer ihrer Anbeter, den sie aus Italien mitgebracht hatte, der berühmte Kunstforscher und Archäologe Hofrath Hirt, hatte das Kostüm angegeben. Sie sah trotz ihrer Jahre wider reizend schön aus und entzückte alle Männer.

Durch die ihr dargebrachten Huldigungen wurde sie so kühn gemacht, an der öffentlichen Tafel ein Gedicht singend vorzutragen, welches sie selbst verfaßt hatte. Die Komposition war vom Kapellmeister Himmel.

Die zahlreich versammelten Bürger vernahmen die keineswegs glänzenden Verse mit unendlichem Jubel, Hofrath Hirt überreichte der Dichterin einen Lorbeerkranz, der König sagte ihr die liebenswürdigsten Schmeicheleien und auf seine Veranlassung mußte der Kronprinz, vor Wuth fast vergehend, die Hand der Dichterin küssen.

Dem Freudenfest folgten bald trübe Tage.

Die scheinbare Besserung in dem Befinden des Königs war nur von kurzer Dauer, die Krankheit kehrte bald mit erneuter Macht zurück.

Friedrich Wilhelm fühlte, daß er seinem Ende entgegengehe. Er war besorgt um das Schicksal seiner Geliebten, denn auch er kannte ja den Haß seines Sohnes gegen die Lichtenau, er fürchtete, daß diese nach seinem Tode verfolgt und getränkt werden würde. Deshalb bat er sie selbst, sie möge ihn verlassen, möge nach England gehen, um dort ihr Vermögen zu genießen; er bot ihr 2 Millionen Thaler, für welche er ihr ihre Häuser und Güter abkaufen wollte; mit einer solchen Summe war sie für immer gesichert. Eine ehrenvolle Aufnahme in England stand ihr bevor, denn der reiche Lord Bristol hatte ihr seine Hand angeboten. Die Lichtenau aber erklärte, daß sie sich nun und nimmermehr von ihrem kranken Freunde trennen werde, sie blieb bei dem König, der fortan im Marmorpalais zu Potsdam seinen Wohnsitz nahm, während seine Familie in Berlin blieb.

Im Marmorpalais verlebte Friedrich Wilhelm die letzten Monate seines Lebens, eine trübe, traurige Zeit. Förster giebt uns in seiner neuern

preussischen Geschichte nach Berichten von Augenzeugen über dieselbe folgende Schilderung:

„Die Gesellschaft, welche den kranken König, der an Brustbeschwerden und Schlaflosigkeit litt, umgab, hatte die Gräfin seit den kürzern Octobertagen (1797) fast ausschließlich auf französische Auswanderer vom Adel beschränkt; von dem Hofstaat wurde Niemand zugelassen, die Königin und die königlichen Prinzen und Prinzessinnen mußten zuvor bei der Gräfin anfragen und wurden zuweilen nicht angenommen.

Früher fand der König großen Gefallen an Quartettmusik, zumal solange er selbst das Cello spielen konnte; jetzt war die Unterhaltung auf Vorlesen beschränkt. Welch ein trauriges Bild bot dieser Salon eines deutschen Königs dar!

Ein Augenzeuge schildert ihn:

Im Hintergrund eines Saals, welcher durch den sanften aber melancholischen Schein von Wachslöchtern in Mablastervasen erhellt wurde, saß, die geschwollenen Füße in Rissen gehüllt, in einem tiefen Polsterstuhl von grünem Sammt der gute König bleich, abgemagert, mit beängstigtem Athem, die erstorbenen Augen mit unstatem Blick hierin und dorthin gerichtet. Neben ihm zur Rechten die Gräfin Lichtenau, ihm die geschwollene Hand leise streichelnd; zur Linken die Marquise von Nabailac, deren geistreiche Lebenswürdigkeit ihm wohl that. Es befanden sich der Abbé d'Andelard, der Prinz Moriz von Broglie, Saint-Patern und Saint-Ignon ein; der Letztere war der Vorleser, ein jovialer Possenreißer, dem es mehr darauf anzukommen schien, die gelangweilten Landsmänner und die Damen zu amüsiren, als den Kranken seine Leiden verzeihen zu machen.

Am Ramin spielten die Kinder der Gräfin Dönhoff, deren Erziehung der König der Gräfin Lichtenau anvertraut hatte. Zuweilen sank der hohe Kranke in einen unruhigen Schlaf, aus dem ihn böse Träume aufschreckten; der Vorleser ließ sich dadurch nicht unterbrechen und es machte einen erschütternden Eindruck, an dem Schmerzenslager eines zum Tode kranken Königs Molière's Lustspiel: „der eingebildete Kranke“ lesen zu hören.

Die Aerzte hatten die Hoffnung aufgegeben, den Kranken wieder herstellen zu können, Quacksalber und Charlatane traten an ihre Stelle und versuchten ihre Wunderkuren.

Der König mußte auf Polstern und Kissen schlafen, die von der Haut und den Gedärmen ungeborener Kälber gemacht worden waren; aber das Mittel half nichts und man nahm daher zu neuen Charlatanereien die Zuflucht.

Ein alter Lieutenant von Randel, der häufig beim König verkehrte und der sich einen großen Ruf durch seine Kenntniß in der Chemie erworben hatte, rieth, Friedrich Wilhelm möge zur Erleichterung seines Uebels sich der künstlichen Lebensluft bedienen. Diese war nichts Anderes als Sauerstoffgas, von dessen Wirkung auf den

menschlichen Körper man damals übertriebene Begriffe hatte.

Der König setzte auf die Lebensluft großes Vertrauen, er berief deshalb den Ober-Sanitätsrath und Professor Dr. Hermbstädt am 3. October 1797 von Berlin aus zu sich nach Potsdam, damit dieser die Lebensluft bereiten und bei ihm anwenden möge.

Hermbstädt erklärte sich bereit, obgleich er offen aussprach, daß die Lebensluft den König sicherlich nicht heilen, ihm auch nicht viel helfen würde; da aber Friedrich Wilhelm dies nicht glaubte und auch die Leibärzte, welche zu Rath gezogen wurden, ihre Genehmigung erteilten, so ging der Professor an die Bereitung des Sauerstoffgases, zu der er sich der alten Methode der Entwicklung aus Braunstein bediente.

Den frei gewordenen Sauerstoff faßte er in Ballons von Goldschlägerhäutchen auf, jeden Abend wurde ein Ballon in die Nähe des königlichen Betts auf einen Stuhl gelegt; ein an denselben befestigter Schlauch war so eingerichtet, daß er den Sauerstoff die ganze Nacht hindurch langsam ausströmen ließ, so daß der Ballon am folgenden Morgen noch nicht ganz entleert war.

Bei Tage wurde das Zimmer des Königs nur in dem Fall mit der Lebensluft gefüllt, wenn eine ungünstige Witterung das Verschließen der Thüren und Fenster nothwendig machte.

Vermöge des großen Vertrauens, welches der König auf die Lebensluft setzte, wirkte dieselbe Anfangs günstig. Der Schlaf, den er seit fünf Wochen verloren hatte, stellte sich wieder ein, er konnte im Zimmer auf und abgehen und sogar im Rollwagen einige Stunden im Garten spazieren fahren; aber die Besserung war nicht von Dauer und ebenso wenig bewirkten andere Wundermittel dieselbe.

Friedrich Wilhelm wurde mit jedem Tage kränker, sein Tod war nahe bevorstehend. Am 12. November wohnte er zum letztenmal einer Gesellschaft bei. Ein Mittagmahl war bereitet worden, aber schon fühlte sich der König außer Stande, den Löffel zum Mund zu führen, seine bleichen Züge schienen fast die eines Sterbenden zu sein.

Es war ein trauriges Mahl; keiner der Gäste wagte laut zu sprechen; die köstlichen Speisen wurden unberührt vom Tisch getragen und als

Die Eichtenau that es, sie glaubte so sehr im Recht zu sein, daß sie sich gar keine Mühe gab, die Mappe zu verbergen, sondern dieselbe in einem offenen Wagen nach Berlin fuhr. Dort las sie die Briefe noch einmal und dann erst übergab sie dieselben den Flammen. Noch am Abend kehrte sie nach Potsdam zurück.

Am 14. November eilte der Kronprinz mit der Königin nach Potsdam; sie wurden durch die Eichtenau zum König geführt.

Friedrich Wilhelm versuchte es, sich aus seinem Lehnstessel zu erheben, aber er sank in die Arme der Gräfin zurück und diese mußte ihn unterstützen, während er mit seiner Gemahlin und seinem Sohn die letzte Unterredung hatte. Er gab dem Kronprinzen den Segen, aber er war zu schwach, seine Hände auf das Haupt des Sohnes zu legen, die Eichtenau mußte seinen Arm unterstützen.

Wahrscheinlich ein seltsamer Segen, den der Vater, unterstützt von seiner Bühlerin, in Gegenwart seiner Gattin dem Sohn erteilte.

Auch von der Königin nahm Friedrich Wilhelm Abschied, indem er ihr versicherte, daß, wie sehr er sie auch im Leben gekränkt haben möge, seine Liebe zu ihr unverändert geblieben sei. Endlich entfernten sich die Königin und der Kronprinz, geleitet von der Eichtenau.

Die gutmüthige Königin war so tief gerührt von dem Abschied, daß sie im Vorzimmer der Eichtenau um den Hals fiel und ihr für die treue Pflege des Sterbenden dankte. Der Kronprinz dagegen blickte die Gräfin voll Haß und Verachtung an und entfernte sich schweigend.

Als die Eichtenau in das Krankenzimmer zurückkehrte, mußte sie dem König erzählen, was draußen geschehen sei.

Friedrich Wilhelm war wüthend, als er hörte, daß der Kronprinz seiner Geliebten kein Wort des Dankes gesagt habe; er wollte nichts mehr von Besuchen seiner Familie wissen und diese hat ihn nicht wiedergegesehen.

Die Eichtenau blieb die Krankenwärterin des Sterbenden. Während der Nacht vom 15. zum 16. November saß sie an seinem Bett, eine Zeugin der fürchterlichsten Qualen des von gräßlichen Phantastien geängstigten Kranken.

Erst am folgenden Morgen verließen sie ihre Kräfte und der Leibarzt, Geheimer Rath Selle, drang deshalb in sie, sich ein wenig zurückzuziehen, indem er ihr das Versprechen gab, sie zu rufen, wenn der Zustand des Kranken schlimmer werden sollte. Sie zog sich in ihre Wohnung, welche sie im Kavalierrhause genommen hatte, zurück.

Bischofswerder und zwei Stabsoffiziere befanden sich im Vorzimmer des Königs, im Sterbezimmer befanden sich der Kammerer Riez, ein französischer Kammerdiener und drei Katakaten; alle Viertelstunden wurde der Gräfin Nachricht vom Zustand des Königs gegeben.

Friedrich Wilhelm litt fürchterlich; er zerriff in entsetzlichen Schmerzen das Leder an den

Lehnen seines Stuhls, er verwünschte sein Leben. Er, der „der Vielgeliebte“ genannt wurde, mußte in seinen letzten Augenblicken die Erfahrung machen, daß er selbst von denen, die ihm am Nächsten gestanden hatten, nicht geliebt wurde.

Sein treuer Riez, der Genosse seiner Laster, schaute mit kaltem Blick auf seinen Herrn und wartete nur sehnsüchtig auf den Augenblick, wo er der unangenehmen Pflicht, bei demselben zu wachen, entbunden werden könnte.

Der französische Kammerdiener soll sogar während des Köchelns des Sterbenden roh ausgefallen haben:

„Wird denn dies niemals endigen, will er denn gar nicht krepiren?“

Endlich gegen 9 Uhr Morgens am 16. November 1797 trat der Tod als Erlösung von so entsetzlichen Qualen ein. Die Gräfin Eichtenau war im Todesaugenblick nicht gegewärtig; denn Bischofswerder trieb die Treulosigkeit gegen sie so weit, daß er ihr, nachdem Friedrich Wilhelm bereits verschieden war, sagen ließ, der König sei in einen wohlthätigen Schlaf verfallen.

## Viertes Kapitel.

Bauten in Berlin zur Zeit Friedrich Wilhelms II. — Langhans. — Das Brandenburger Thor. — Die Akademie der Künste. — Die Bildhauerkunst. — Schadow. — Die Musik. — Die Oper. — Menschen und Hunde in der Oper. — Das deutsche Theater. — Deutsche Wissenschaft in Berlin. — Das Schulwesen. — Berliner Gelehrte. — Die Juden. — Kobolde und Gespenster in Berlin. — Das Blut der Hingerichteten und das Osterwasser. — Erwachen der Demokratie in Berlin. — Die Vergnügungen der Berliner. — Luxus. — Mode.

Nur 11 Jahre regierte Friedrich Wilhelm II. So kurz eine solche Regierungszeit ist, so hatte sie doch für Berlin eine große Bedeutung. Die Hauptstadt wurde geschmückt mit manchen schönen Bauwerken, Kunst und Wissenschaft entwickelten sich und das deutsche Element kam zu neuer Geltung; dagegen schritt auch der sittliche Verfall der Gesellschaft in der Residenz mächtig vor.

Friedrich Wilhelm war nicht ohne Sinn für eine künstlerische Ausschmückung seiner Residenz; zu träge, um selbst viel zu denken oder gar sich um die Details angefangener Bauten zu kümmern, überließ er dieselben den Baumeistern und er that wohl daran, denn er hatte tüchtige Kräfte in den königlichen Dienst gezogen. Vor allen andern haben wir Langhans zu nennen, von dem die meisten schönen Bauten aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelms herrühren. Er war früher Oberbaurath bei der schlesischen Kammer gewesen und hatte sich durch tüchtige Bauwerke in Breslau ausgezeichnet. In Folge dessen wurde er nach Berlin berufen und hier zum Geheimen Kriegs-

rath und Chef des gesammten Bauwesens ernannt.

Langhans hat sich um Berlin ein Verdienst vorzüglich dadurch erworben, daß er den französischen Geschmack bekämpfte, und den Baumkistern, indem er ihnen die griechische Architektur als Muster hinstellte, eine neue edlere Richtung vorschrieb.

Den Beginn der großen Bauten Friedrich Wilhelms machte die Abtragung des Marienkirchthums, die im Jahre 1787 eingetretener Bau-fälligkeit wegen begann. In den Jahren 1789 bis 90 wurde ein neuer Thurm erbaut, der bis zu einer Höhe von 286 Fuß 8 Zoll emporwuchs und der höchste in Berlin wurde. Langhans lieferte die Zeichnungen zu dem im gothischen Styl erbauten Thurm. Boumann der Jüngere leitete den Bau. Am 7. Juli 1790 wurde derselbe durch die Aufsehung des Knopfes beendet.

Es fand dabei eine große Feierlichkeit statt, bei welcher sich sowohl die Staats- als städtischen Behörden theilnahmen und zu der das Berliner Volk mit seiner alle Zeit regen Schaulust in zahlloser Schar herbeigeströmt war.

Vor der Aufsehung hatte man diejenigen Papiere und Münzen, welche man in dem abgenommenen Knopf gefunden, dem neuen einverleibt; außerdem wurden in demselben auch geschriebene und gedruckte Nachrichten über die Zustände Berlins im Jahre 1789, über die Einwohnerzahl, die Zahl der Kirchen, Häuser u. s. w., über den Viehstand, die Preise der Lebensmittel und dergleichen statistische Nachrichten mehr, sowie eine vom Oberkonsistorialrath Gedike in lateinischer und deutscher Sprache verfaßte Urkunde zc. verschlossen, welche einen Abriß der Zeitgeschichte enthielt.

Ein anderes unter Friedrich Wilhelms Regierung entstandenes Bauwerk ist das Vorgebäude des Schlosses Monbijou, welches nach der Zeichnung Ungers von Scheffler aufgeführt wurde. Das Schloß war der Königin zum Sommeraufenthalt angewiesen und diese verschönernte nun den Garten durch Ankauf und Bepflanzung neuer Ländereien, durch die Anlage von englischen Partien, den Bau von Tempeln und Lusthäusern. Auch ein Badehaus von Gypsmarmor wurde in dem Garten, der später der Lieblingsspaziergang der Berliner geworden ist, errichtet.

In der Umgegend des Schlosses fanden ebenfalls Verschönerungen statt. 1792 erhielt der Monbijou-Platz, der bis dahin eine wüste Sandfläche gewesen war, das so sehr nöthige Pflaster, die hölzernen neue Friedrichsbrücke wurde abgebrochen und an deren Stelle erbaut Langhans eine steinerne, die von jeder Seite mit kolossalen Bildwerken geschmückt wurde. Eins derselben stellt den Kampf des Herkules mit dem Löwen, das andere dessen Kampf mit dem Centauren Nessus vor. Die Brücke erhielt von dieser Zeit an den Namen Herkulesbrücke, vom Volk wurde sie auch häufig die Simsonbrücke genannt.

Auch die große Pommeranzenbrücke, welche

von der Neuen Friedrichsstraße nach Cöln hinüberführte, wurde neu erbaut und erhielt den Namen Neue Friedrichsbrücke.

Das großartige Bauwerk, durch welches Langhans sich in der Baugeschichte Berlins einen dauernden Namen erworben hat, ist das in den Jahren von 1789—93 aufgeführte Brandenburgerthor; es ist eine Nachbildung der Vorhalle der Akropolis des alten Athens. Die Siegesgöttin, welche in einem von 4 Rossen gezogenen Wagen das Thor krönt, wurde von dem Meister Schadow modellirt, von den Gebrüdern Wohlher in Potsdam in Holz ausgehauen und von dem Kupferschmied Jury daseibst in Kupfer getrieben.

Das Thor wurde zum ersten Male zum Empfang Friedrich Wilhelms II. geöffnet, als dieser von dem Feldzuge in der Champagne nach Berlin zurückkehrte. Bei dieser Gelegenheit sang man auch das später zum Volkslied gewordene: „Heil Dir im Siegertranz“, dessen Verfasser ein Dr. juris Schumacher in Lübeck war.

Von anderen aus der Zeit Friedrich Wilhelms II. entstandenen Bauwerken nennen wir die Vorderseite der alten Münze, die Kolonaden der Mohrenbrücke, das Gebäude der Thierarzneischule, die Stadtmauer vom Unterbaum bis zum Schönhauserthor, welche an die Stelle der dort noch stehenden Pallisaden kam, das Draniensburger, das Hamburger- und Rosenthalerthor. Außerdem erwähnen wir den innern Umbau des königlichen Schlosses und des Opernhauses.

Bei diesen zahlreichen Bauten und bei denen welche Friedrich Wilhelm außerdem in Charlottenburg und Potsdam auführen ließ, zeichneten sich außer Langhans folgende Baumeister aus: Becherer, Boumann der jüngere, Genz, Gilly Vater und Sohn, Gontard, Krüger, Moser, Riedel, Scheffler, J. G. Schulze, C. G. Seidel, Tittel und Triest.

Zeigte Friedrich Wilhelm ein reges Interesse für die Baukunst, so war er nicht minder bestrebt, auch die übrigen Künste zu begünstigen und besonders muß es anerkannt werden, daß er sich von dem ungerechten Vorurtheil seines großen Vorgängers für die fremdländische Kunst losgesagt hatte, daß er die deutschen Künstler mit Achtung und Anerkennung behandelte.

Der Akademie für die bildenden Künste wurde durch das Reglement vom 26. Januar 1790 ein neues Leben eingehaucht; mit derselben wurde ein Lehr-Institut verbunden, in welchem auch Lehrlinge und Gesellen, selbst wenn sie ganz unbemittelt waren, Unterricht empfangen konnten. Dasselbe erhielt tüchtige Lehrer der Baukunst, der Malerei, Bildhauerei u. s. w.

Alljährlich, mindestens alle zwei Jahre sollte eine öffentliche 4—5 Wochen dauernde Ausstellung von Gemälden und andern Kunstfachen gehalten werden; seit 1793 wurde auch Handwerkern und Fabrikanten erlaubt, solche Arbeiten, die durch Neuheit in der Erfindung oder der Form, oder durch einen hohen Grad der Vollendung der

Aufmerksamkeit würdig waren, zur Ausstellung einzufenden.

Einen besonders bedeutenden Aufschwung nahm die Bildhauerkunst in Berlin, Dank dem trefflichen Schadow, der sich um dieselbe unvergeßliche Verdienste erworben hat. Schadow war ein Schneidersohn aus der Mark; er hatte sich in der Werkstatt des Bildhauer Lessaert in Berlin gebildet, ging später nach Rom und wurde von dort durch die Gräfin Lichtenau wieder nach Berlin gezogen.

Hier errichtete er eine Werkstatt und von dieser Zeit an schreibt sich das Emporblühen der Bildhauerkunst in unserer Stadt.

Wie Langhans als Baumeister, so Schadow als Bildhauer; beide kämpften gegen den verderbten französischen Geschmack, beide für die einfache Schönheit in der Antike. Schadow's Meisterhand schuf damals das im Jahre 1791 in der Kirche der Dorotheenstadt aufgestellte Monument des verstorbenen jungen Grafen von der Mark, eines der schönsten Bildhauerwerke seines Jahrhunderts.

Nicht weniger Ehre machte dem Meißel des trefflichen Meisters die im Jahre 1797 auf dem Wilhelmplatz aufgestellte Bildsäule des General von Zieten, welche einen grellen Gegensatz zu den dort schon unter Friedrich dem Großen errichteten Monumenten bildete.

Von geringerer Bedeutung als in der Bildhauerkunst war der Fortschritt in der Malerei. Wir nennen als damals anerkannte Maler Krobe, Barou, die Landschaftsmaler Genelly und Lütke, die Historien- und Porträtmaler Kretschmar, Niedlich, Schumann, Weissch und Madame F. Robert, geb. Lessaert.

Von Kupferstechern haben wir, außer Chodowiedt, Bollinger, Fr. Volt, Buchhorn, Freidhoff, Meno Haas und Henne zu erwähnen.

Die Musik war diejenige Kunst, für welche Friedrich Wilhelm die größte Neigung und auch das größte Verständnis hatte. Er liebte die Musik und war selbst ein guter Cellospieler. Wöchentlich fanden zweimal Kammerconcerte im königlichen Schlosse statt, an denen der König persönlich Antheil nahm, bis seine übermäßige Leibesstärke ihm das Halten dieses Instruments unmöglich machte.

Auch für die Oper wurde von Friedrich Wilhelm II. viel gethan, aber den Glanz, welchen sie unter Friedrich dem Großen eine Zeit lang gehabt hatte, bekam sie nicht wieder, obgleich das geräumige neue Haus von allen denen, welche mit Billets beglückt wurden, sehr zahlreiche Besuche erhielt.

Der Kapellmeister Reichardt sorgte für das Engagement trefflicher Sänger und Sängerinnen, der Freiherr von der Rede, dem die Leitung der Oper anvertraut war, unterstützte ihn dabei redlich.

An reichen Gagen ließ es Friedrich Wilhelm nicht fehlen; eine berühmte Sängerin, die Todd, erhielt 5000 Thaler und eben so viel erhielt sogar

im Jahre 1790 eine Madame le Brun bloß für die Karnevalzeit.

Der König war ein regelmäßiger Gast der Oper; er saß wie Friedrich der Große unmittelbar hinter dem Orchester, umringt von den Prinzen und Generälen, die der Vorstellung stehend beiwohnen mußten.

Die Opern-Vorstellungen wurden unentgeltlich gegeben; man theilte die Billets an die Hofbeamten und auch an die Bürgerschaft, für welche das Parterre bestimmt war, gratis aus. Dabei aber kamen freilich Menschlichkeiten genug vor, denn die mit der Austheilung betrauten Beamten legten einen Handel mit Billets an, um deren Preis sie auf die gemeinste Weise feilschten. Selbst dem Freiherrn von der Rede wird nachgesagt, daß auch er seine Hände bei diesem Handel nicht rein gehalten habe. Von den Käufern wurde ebenfalls ein Schacher mit Billets getrieben, der bei besonders beliebten Vorstellungen sehr vorthellhaft war.

Bei den Vorstellungen ging es eigenthümlich genug zu. Es war ein strenges Gesetz, daß alle Zuschauer im Gesellschaftskostüm erscheinen mußten und hierauf wurde mit großer Konsequenz gesehen, so daß jeder nur einigermaßen einfach Bekleidete vor der Thür zurückgewiesen wurde.

Mit dieser Vorschrift aber stand das übrige Ceremoniell, welches beobachtet wurde, im grellen Widerspruch.

Die Zuschauer brachten ihre Kinder mit in das Theater und stellten diese, damit sie besser sehen konnten, auf die Bänke. Auch die Kadetten, an welche viele Billets vertheilt wurden, machten sich derselben Unart schuldig und verhinderten dadurch die hinter ihnen Befindlichen am Sehen.

Es kam in Folge dessen häufig zum Streit, denn wenn die Bürger die jungen Kadetten aufforderten, doch von den Bänken herabzusteigen, so glaubten diese, im Bewußtsein ihres abligen Bluts, nicht nöthig zu haben einer so pöbelhaften Aufforderung Folge zu leisten, wodurch denn meistens heftige Wortwechsel entstanden.

Auch die ungeheuren damals modernen Kopfpuze der Damen waren eine stete Veranlassung zu Streit und Lärm. Herr Lantlaquatlapalli, der Herausgeber der Chronik von Berlin klagt hierüber, indem er erzählt:

„Natürlich haben die Damen ein Vorrecht in den Logen alle oder soweit es der Raum gestattet, vornen zu sitzen. Die Herren stehen folglich hinter ihnen. Haben die Damen lange Federn oder große Hüte a la Montgolfier oder Blanchard auf; so hindern sie nicht nur einander sich selbst, sondern benehmen auch den hintenstehenden Personen gänzlich die Aussicht. Nur ein Beispiel zu meiner Bestätigung, was für Folgen daraus entstehen können.

In einer Loge kamen ungefähr mehr verschiedene fremde männliche Personen. Vor ihnen saßen schon die Damen, welche gerade mit sehr großen Hüthen und Federbüschen versehen waren. An-

toriat bei der königlichen Bühne: Fleck, Unzelmann, die Tochter Döbbelins und vor allen andern die reizende so berühmt gewordene Unzelmann, die spätere Madame Bethmann.

An Engels Stelle trat später in Beziehung auf den literarischen Theil des Direktoriums der Dichter Rammler; Fleck wurde zum Regisseur ernannt, die technische Geschäftsführung erhielt der Geheime Rath von Warsing.

Auch in dieser Zeit wurden tüchtige Kräfte für das Theater gewonnen, wie Beschort, die lebenswürdige Eunike, welche später als Madame Händel-Schütz sich einen großen Ruhm erwarb und vor Allen Ifland, der im Jahre 1796 als Gast auftrat, um ein Jahr später nicht nur engagirt, sondern mit dem Direktorat des Theaters betraut zu werden.

Das Theater gewann durch die tüchtigen Kräfte, welche sich ihm widmeten, eine immer größere Bedeutung und auch die Schauspieler, deren Stand ein bisher vom Volke verachteter gewesen war, erhielten eine andere Stellung in der Gesellschaft, obgleich sie noch durchaus nicht als vollkommen ehrenhaft angesehen wurden.

Hierzu trug wohl viel die Ausnahmstellung bei, welche ihnen von den Gerichten gegeben wurde, denn alljährlich wurde die folgende aus dem Jahre 1784 stammende Verordnung in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht:

„Dem Publico wird die schon öfters bekannt gemachte Verordnung:

denen bei der Oper und Comödie stehenden Personen weder an Geld oder Waaren nicht das geringste zu borgen oder zu leihen, wiederholentlich in Erinnerung gebracht, und haben diejenigen, die wider diese Verordnung handeln, zu gewärtigen, daß sie ihres Credits gänzlich verlustig gehen, indem diejenigen Klagen, worinn dergleichen Schuldforderungen eingeklagt werden, bei keinem Judio angenommen, sondern die Gläubiger mit ihren Forderungen abgewiesen werden sollen. Wonach sich Jedermann zu achten und vor Schaden und Nachtheil zu hüten hat.

Gegeben Berlin, den 4. Februar 1784.

Königl. Preuß. Hof- und Cammergericht.“

Wie die deutsche Kunst\*) so förderte Friedrich Wilhelm auch die deutsche Wissenschaft. Die Akademie der Wissenschaften, welche bisher, wie unsere Leser sich erinnern, nur ein fremdländisches Institut auf deutschem Boden gewesen war, wurde in ein nationales umgewandelt, indem der König deutsche Gelehrte zu Mitgliedern ernannte.

Im Jahre 1794 wurde eine besondere Deputation niedergesetzt, welche die Aufgabe erhielt, sich mit der Bearbeitung und Ausbildung der deutschen Sprache zu beschäftigen und diese bei

\*) Die deutsche Poesie fand ebenfalls in Friedrich Wilhelm einen eifrigen Freund; für Berliner Dichter aber vermochte der König wenig zu thun, denn deren gab es kaum, der alte Rammler ist der einzige erwähnenswerthe.

den Verhandlungen der Akademie zur Geltung zu bringen.

Die Bildung dieser Deputation ist um so bemerkenswerther, da Friedrich Wilhelm selbst meist französisch sprach und da die französische Sprache bei Hofe immer noch die Umgangssprache blieb so daß sogar die Verhandlungen und Korrespondenzen mit den Ministern meist französisch geführt wurden.

Als einige Hofdamen und Kammerherren sich einst auf deutsch „guten Morgen“ wünschten, da wurde dies als ein besonderer Fortschritt der deutschen Sprache vom Volke begrüßt.

Friedrich Wilhelm fühlte indessen sehr wohl daß er als ein deutscher Fürst die Aufgabe habe seine Muttersprache zu Ehren zu bringen; er ernannte deshalb Rammler zum Lehrer seiner Kinder in der deutschen Sprache, und als im Jahre 1781 der berühmte Adelung in Dresden ihm ein Werk über den deutschen Styl widmete, bedankte sich der König durch ein Kabinettschreiben, dem ein goldene Dose beigelegt wurde; er schrieb: „als deutscher Fürst schätze ich ungemein die deutsche Sprache.“

Das immer noch sehr im Argen liegende Schulwesen wurde unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. nach Kräften verbessert. Im Jahre 1787 wurde das Ober-Schul-Kollegium begründet welches die Aufgabe erhielt, für die Hebung des Schulwesens zu sorgen; auch Provinzial-Schul-Kollegien wurden eingerichtet, die Unter-Konfistorien erhielten diese Stellung.

Im Jahre 1789 erfolgte der Befehl, daß alle diejenigen Schüler, welche studiren wollten, entweder auf den Gymnasien oder bei den Universitäten eine Prüfung überstehen sollten; außerdem wurden Seminarien sowohl für Lehrer und Gelehrte als auch Landschulen errichtet und die schon vorhandenen vervollkommenet.

In Berlin wurde die Zahl der Gymnasien um eins vermehrt, indem bei der fünfzigjährigen Jubelfeier der Realschule am 9. Mai 1797 das mit derselben verbundene Pädagogium die Vorrechte eines Gymnasiums und den Namen Friedrich-Wilhelm-Gymnasium erhielt. Es bekam sein Lokal in dem Hause Friedrichstraße 41 und 42.

Für höhere wissenschaftliche Zwecke stiftete Friedrich Wilhelm in Berlin die Thierarzneischule 1791 die Artillerie-Akademie, 1796 die chirurgisch-Pepinière zur Ausbildung für Militär-Aerzte.

Das wissenschaftliche Leben Berlins war in jener Zeit ein sehr reges; eine große Anzahl tüchtiger Gelehrten wirkte in allen Zweigen des Wissens. Wir finden unter denselben Namen welche zu den bedeutendsten Deutschlands gehören wie Willdenow und Sprengel als Botaniker Karsten als Mineraloge, Heim als Mediziner Genz als Staatswirth, Suarez als Jurist, Hir als Alterthumsforscher, David Friedländer als Gebräuker und vor allen andern Wilhelm und Alexander von Humboldt, die beiden geistreichen

blitums war bemerkswerth; die Noblesse zeigte sich empört, die Offiziere stampften und zischten, aber sie wurden überstimmt durch den donnernden Beifall, der vom übrigen Publikum erschallte, ein Beweis dafür, daß die wahre Aufklärung in Berlin feste Wurzeln zu fassen begann.

Bergeblisch war der Kampf, welchen die Rosenkreuzer gegen dieselbe führten, nur in kleinen Kreisen vermochten sie Erfolge zu erzielen, nur in den niedrigsten Sphären den Aberglauben neu zu beleben. In diesen freilich wucherte er fort.

Der Glaube an Kobolde und Gespenster, an Geistererscheinungen u. fand ja täglich neue Nahrung durch die Gerüchte, welche über die in Gegenwart des Königs vorgenommenen Geisterbeschwörungen von Mund zu Mund gingen.

Bald erzählte man von einem Kobold, der in einem Hause der Hamburgerstraße in der Form eines Feuerstrahls oder einer Feuertugel spuken sollte; allabendlich war eine große Menschenmenge vor dem Hause versammelt und sobald irgend ein Lichtschein sich an einem der Fenster zeigte, so mußte der Kobold thätig sein; bald wieder wurde von einem andern Gespenst gesprochen, welches sich auf dem Berber sehen oder vielmehr hören ließ; in einem ziemlich verfallenen Hause spukte allnächtlich und mitunter selbst am hellen Tage ein böser Geist durch mächtiges Poltern und Klopfen.

Auch von dem berühmten Taschenspieler Philidor wurden Wunderdinge erzählt.

Philidor gab vor, die Kunst, Geisterbeschwörungen zu veranstalten, zu besitzen und er ließ diese für ein nicht unbedeutendes Entree sehen.

Im Hause der Madame Pahl am Genssbarmen-Markt, Säger- und Charlottenstraßen-Ecke, hatte Philidor den Schauplatz seiner Beschwörungen aufgeschlagen; 12—14 Personen, die Jeder einen Friedrichsd'or bezahlen mußten, durften anwesend sein. Sie hatten das Recht, die Erscheinung beliebiger Verstorbenen zu fordern.

Philidor konnte indessen sein Geschäft nicht lange in Berlin treiben, denn die tüchtige Berliner Monatschrift von Gedide und Biesler behelte ihn derb durch und entschleierte seine jämmerlichen Kunststücke.

Die Rosenkreuzer, welche unter andern Umständen den Taschenspieler vielleicht geschützt hätten, konnten ihn jetzt, nachdem er als Gaukler bloßgestellt war, nicht mehr halten und Philidor wurde daher von der Polizei aus Berlin verwiesen.

Bei den Hinrichtungen von Mördern zeigte sich noch immer der alte Volks-Aberglaube.\*)

\*) Besonders zahlreich war das Gedränge nach Blut bei der Hinrichtung des berühmtesten dreifachen Raubmörders Lenz, welche auch außerdem großes Aufsehen in Berlin machte. Lenz hatte allein — ohne fremde Hülfe — einen Postwagen überfallen, den Schirrmwester, den Postillon und einen Wreschen von 15 Jahren ermordet. Die That war so

grauenhaft, daß der Mörder zur berühmtesten Person wurde. Als er eingefangen war, verdienten die Schließer viel Geld damit, daß sie ihn für den Preis von 2 Groschen öffentlich sehen ließen, bis ihnen das Handwerk gelegt wurde. Einige Tage vor der Hinrichtung fand noch einmal eine ähnliche Schaustellung des Raubmörders statt.





### Fünftes Kapitel.

Zustand Preußens bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. — Das preussische Heer. — Die vertrauten Briefe über die Militär- und Civil-Beamten. — Friedrich Wilhelm und Friedrich der Große. — „Dir werden sie Schlessien nicht wieder nehmen!“ — Erziehung Friedrich Wilhelms durch Friedrich den Großen. — Erziehung zur Zeit Friedrich Wilhelms II. — Prinzessin Louise. — Hochzeit Friedrich Wilhelms. Glückliche Ehe. — Die gnädige Frau von Parez.

Friedrich Wilhelm der Gerechte!

Friedrich Wilhelm der Heldenkönig!

Dies sind die Namen, mit denen der überschwängliche preussische Patriotismus den Sohn Friedrich Wilhelms II. beehrt hat; in der Geschichte wird er Friedrich Wilhelm III. genannt.

Friedrich Wilhelm III. bestieg den Thron in einer verhängnißvollen Zeit. Die französische Revolution hatte alle Staaten Europas erschüttert. Die Königsthronen wankten. Die deutschen Fürsten erkannten dies, sie glaubten nur in der Vernichtung der Republik die eigne Sicherheit finden zu können.

Friedrich Wilhelm II. hatte zwar Frieden mit Frankreich geschlossen, aber von Dauer konnte derselbe schwerlich sein, früher oder später mußte auch Preußen mit hineingerissen werden in den Krieg, der Europa durchlöcher und dann mußte es sich entscheiden, ob der Staat Friedrichs des Großen einen innern Halt hatte oder ob er nur ein durch die Kraft eines Einzelnen errichtetes künstliches Gebäude sei, welches der erste Sturm niederzuwerfen vermochte.

Der ausgedehnte Staat war kein harmonisches Ganze, die verschiedenartigen Provinzen lagen weit auseinandergestreut und den Angriffen der mächtigen Nachbarn offen; sollte Preußen zum Kriege gezwungen werden, dann war, von

den Haß aller Capitains des Regiments vom General an — denn leider hatten die Generale sowie die Commandeurs eigne Compagnien — zuziehen wollte. Die Soldaten, welche gleich alle Schwächen ihrer Obern merkten, kamen bald auch auf den Grund dieser Nachgiebigkeit und traten aus den Schranken aller Subordination. —

Ein Soldat durfte nur, wenn ihm scharfe Strafe gebührt hätte, raisonniren und so einige Worte vom „verdammten Hundeleben, was er recht satt habe“, sprechen, die Oesterreicher oder andre benachbarte fremde Dienste loben, so kam er gewöhnlich mit Arrest, oder mit einer die Strafe selbst lächerlich machenden Körperzüchtigung davon.

Durch den Geist des Widerspruchs und der Insubordination, den die Soldaten bei allen Gelegenheiten, besonders gegen die Subaltern-Officiere an den Tag legten, indem letztere sich immer und ewig durch die Compagniechef's in ihrer Autorität gekränkt sahen — faßte der Geist der Insubordination auch bei den Officiers Wurzel und sie widersprachen ihren Capitains, die Capitains zankten sich mit den Stabsofficieren, für welche sie keinen Respect hegten, indem sie gemeinschaftliche Kasse hatten und ebenfalls Theil an dem nahmen, was allenfalls auch auf Kosten des Soldaten erübrigt wurde.

Daß dieser Geist der Insubordination bei einem Regiment stärker war als bei dem andern, begreift sich leicht; am Gewaltigsten herrschte er, wie schon erwähnt, in den Regimentern, die eigne Werbung hatten.“

Die Schilderung scheint übertrieben, aber sie ist es nicht; alle Offiziere, welche zu jener Zeit lebten, welche mit den Verhältnissen der preussischen Armee bekannt waren und sich einen freien Blick bewahrt hatten, sprechen sich in ähnlicher Weise, viele noch weit schroffer und mit noch größerer Verachtung gegen die preussischen höhern und niedern Militärs aus. Die berühmten vertrauten Briefe, welche von dem Kriegsrath von Cölln herrühren, sagen:

„Die abligen Offiziere, schon verdorben, ehe sie in den Dienst kamen, fanden hier nur den Auswurf ihres Geschlechts als Vorbilder, der Dienst war ihnen Nebensache. Ihre Vorgesetzten waren ihnen ein Gespött, Subordination ein lästiger Zwang, Uniformität dumme Etikette, der Gemeine ein Klotz, an dem sie ihr Muthchen kühlten, wenn sie üble Laune hatten.

Die Nächte in den Freudenhäusern, in Sauf- und Spielgesellschaften zugebracht, machte sie den Tag über für jedes ernste Studium unfähig. Nur Romanleserei und Weiberintriguen machten ihre Beschäftigung aus.

In den Provinzialstädten dachten sie nur an Verführung anderer Eheweiber, an Eheversprechungen, unschuldige Mädchen zu täuschen und an Betrügereien im Spiel oder wie sie Schulden machen könnten, die sie nie zu bezahlen dachten.

Dabei waren sie herrschig und arrogant, verachteten alle andern Stände und despotirten sie,

wo es nur möglich war und dachten an nichts weniger als an das Studiren militairischer Wissenschaften.

Ihre militairischen Uebungen waren nur praktisch; ihnen fiel es nicht ein, die Beweggründe aufzusuchen. Jedes neue Manöver lernten sie, wie der Handwerker einen neuen Handgriff in seiner Kunst.

Sie waren die größten Ignoranten in der ganzen Nation. Müßiggang, der Faulheit erzeugt, und Ausschweifungen, die Nervenschwäche zur Folge haben, machten sie selbst für kleine Uebungen unfähig, für den Krieg unbrauchbar.

Die Generale dachten nur daran, wie sie die Armee zu einem Spielzeug herabwürdigen wollten. Alle ihre neuen Ideen strebten nach diesem Ziel.“

Und wie die Offiziere, so auch die Civilbeamten, welche zum größten Theil ihre Stellen den unter Friedrich Wilhelm II. herrschenden Maitressen und Günstlingen verdankten. Die vertrauten Briefe erzählen:

„Die allgemeine Lieberlichkeit, die vom Hofe ausging, hatte auch diese Klasse ergriffen; keiner kam mit dem ihm noch überdies karg zugemessenen Sold aus. Der Offiziant nimmt also zum Schuldenmachen seine Zuflucht und diejenigen, welche die königlichen Finanzen verwalten sollen, können ihren eignen nicht vorstehen.

Aus diesem Schuldenwesen entstehen die größten Niederträchtigkeiten, deren sich der Offiziant erlaubt: Bestechungen und Verfälschungen, wovon ich die unglücklichsten Beispiele erzählen könnte. Es ist so weit gekommen, daß der Rechtsschaffene, der auf Ehre und Pflichterfüllung hält, bespöttelt, ausgelacht, verfolgt, verläumdelt und zurückgesetzt wird.

Was die höhern Offizianten, Präsidenten, Minister und geheimen Finanzräthe anlangt, so giebt es unter ihnen wohl noch verschleierte, die in Friedrich's des Großen Geiste leben; sehr viele sind nur von dem Prinzip der Selbsterhaltung ausgegangen, haben sich Connertionen zu verschaffen gesucht, Güter gekauft, mehrere einträgliche Posten zu combiniren gewußt und nur daran gedacht, sich zu bereichern.

Es war unter dem jetzt verstorbenen König in Berlin nur ein Studium: Wie man sich den regierenden Personen bei Hofe nähern wollte, sei es ein Schurkenstreich oder eine schlechte Handlung, das galt gleichviel!

Wenn es hieß: N. N. hat Connertionen, so machte man ihm Complimente und ein Kammerpräsident hätte es nicht gewagt, einen seiner Cancellisten hart anzufahren, wenn er gehört hätte, daß er die Waschkettel der Gräfin Eichtenau schrieb.

Solche Menschen wurden dann begünstigt, befördert, übertragen, ihre Fehler übersah man und drückte dagegen oft den rechtsschaffenen, fleißigen Arbeiter, der zu edel dachte, als den Fossgrängen nachzulaufen, der alsdann mißmuthig und mit Verdruß seinem Amt vorstand.“

zufrieden war und einst ausrief: „Dieser wird mich von vorn auffangen.“

Der große König, der sonst ein so tiefer Menschenkenner war, täuschte sich leider, denn sein Großneffe besaß gerade diejenigen Eigenschaften nicht, welche er von ihm am meisten wünschte: Entschlossenheit, Selbstständigkeit und geistigen Muth. Es fehlte ihm überhaupt an bedeutenden Anlagen, sein Geist vermochte sich nirgends über die Mittelmäßigkeit zu erheben; er lernte tüchtig, mit großer Pflichttreue unterzog er sich allen Anforderungen seiner Lehrer, durch Redlichkeit und Wahrheit suchte er sich die Zufriedenheit und das Wohlwollen derselben zu erwerben und dies gelang ihm; er erzielte ganz achtungswerthe Erfolge. Aber etwas Bedeutendes vermochte er nicht zu leisten, dazu fehlten ihm die natürlichen Anlagen.

Er war bestrebt, sich die Zufriedenheit und Achtung seiner Lehrer zu erwerben, deshalb arbeitete er unverdroffen und der Fleiß erzielte Erfolge, welche leicht über die Fähigkeiten täuschen konnten.

Friedrich Wilhelm war, als Friedrich der Große starb, sechszehn Jahr alt. Er erhielt jetzt einen Gouverneur, den Grafen von Brühl und einen Adjutanten, den Major von Köderitz. Der letztere gewann auf den Jüngling einen großen Einfluß, weil der Prinz gerade in ihm diejenigen Charaktereigenschaften fand, welche er am meisten liebte.

Köderitz war als ein armer Knabe im Cadetten-Corps erzogen worden, er hatte sich durch Fleiß und Tüchtigkeit die Liebe und Achtung seiner Vorgesetzten und Kameraden erworben. Boll Herzensgüte behandelte er als Offizier die Soldaten mit großer Leutseligkeit und Humanität. Er war bescheiden und ehrlich. — Dies alles waren Eigenschaften, welche ganz denen, durch die der Kronprinz sich selbst auszeichnete, glichen. Köderitz erwarb sich durch dieselben die Achtung und Liebe des jungen Prinzen, er wurde dessen treuester Freund.

Friedrich Wilhelm war in das Alter getreten, in welchem der künftige Herrscher zu einer Theilnahme an den Regierungs-Geschäften hätte herangezogen werden müssen. Das aber geschah nicht. Er hatte sich so oft unverholen über die Maitressen- und Günstlingswirthschaft am Hofe Friedrich Wilhelms II. ungünstig ausgesprochen, daß Wöllner und Bischofswerder, die damals allmächtigen Minister, seinen Einfluß fürchteten. Sie hielten ihn fern von jeder ernstern Thätigkeit, kaum war ihm gestattet, den Sitzungen der verschiedenen Regierungs-Collegien beizuwohnen. Am Hofe aber durfte er nicht fehlen, er war gezwungen, ein Gast bei den Festen seines Vaters zu sein. Er mußte seinen Ingrimm zügeln, wenn er sah, daß Maitressen und Günstlinge die Gelder des Staates vergeudeten. Das ausschweifende Leben des Vaters beleidigte sein tiefes sittliches Gefühl, und doch mußte er schwei-

gen, ja sogar der Gräfin Lichtenau, der tief verhassten Maitresse seine Achtung bezeigen, ihr an einem Feste öffentlich die Hand küssen. Er gehorchte, aber vergessen hat er diesen Handkuß niemals.

Die einzige Thätigkeit, welche dem Kronprinzen gestattet wurde, war das Soldatenspiel; diesem gab er sich daher mit vollem Eifer hin. Im Jahre 1790 erhielt er das Patent eines Obersten und den Befehl über das in Potsdam stehende Regiment Preußen.

Auch den Krieg lernte der Kronprinz kennen. Ausgezeichnet hat er sich in demselben, als er den Vater in den Feldzug gegen Frankreich begleitete, durch seine Unerfahrenheit und seinen persönlichen Muth, nicht durch Feldherrntalent, dazu fehlte ihm die Gelegenheit.

An dem glänzenden Königshof seines Vaters stand der Kronprinz allein. Mit jedem Tage wurde er verschlossener. Da er ferngehalten wurde von allen Regierungs-Geschäften, von jedem Einfluß, vermochte er auch kein Selbstvertrauen zu gewinnen, er fühlte seine Unbedeutendheit und dadurch wurde in ihm eine Abneigung gegen alle höher begabten Naturen erzeugt. Die Genialität, welche er nicht zu begreifen vermochte, war ihm zuwider und ist ihm zuwider geblieben während seines ganzen Lebens. Deshalb zeigte er gegen die großen Denker und Philosophen schon als Jüngling und später mehr noch als König eine Abneigung. Mit geistreichen Leuten trat er nicht gern in Verkehr, seine Gesellschafter suchte er unter Männern, die begabt waren mit einem gesunden nüchternen Verstande, unter solchen, die er zu begreifen vermochte.

Die Abgeschlossenheit, in welcher Friedrich Wilhelm leben mußte, machte ihn mißtrauisch. Der einflußlose Jüngling hatte nur wenige Freunde, mit denen er offen und rüchhaltslos verkehren konnte, denn das Hofgesindel hütete sich wohl, die Gunst des Königs durch eine Zuneigung zum Kronprinzen zu verschmerzen. Die schönen Hofdamen hätten dem stattlichen jungen Mann wohl gern sein einsames Leben durch ihre Liebe versucht, sie waren gar nicht spröde und manche spannte die Netze ihrer Coquetterie aus, um den Unerfahrenen anzulocken. Es war ein vergebliches Bemühen; Friedrich Wilhelm war für wahre Liebe empfänglich, nicht aber für eine flüchtige, sinnliche Liebelei, das frivole Wesen der Damen in der Berliner vornehmen Gesellschaft erregte nur seinen Abscheu. Er war durch das Beispiel des Vaters nicht verdorben, sondern im Gegentheil sittlich gekräftigt worden.

Der Kronprinz hatte das dreiundzwanzigste Jahr erreicht, als er sich während des französischen Feldzuges im Jahre 1793 mit seinem Vater im Winterquartier zu Frankfurt am Main befand. Zwei junge Prinzessinnen, die Töchter des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz reisten durch die Stadt, sie wurden dem preussischen König vorgestellt und von ihm zur Tafel geladen. Hier sah Friedrich

Wilhelm die beiden schönen Schwestern, Louise und Friederike zum ersten Mal. Er hat später seinem treuen Freund und Diener, dem Bischof Eylert oft erzählt, der Augenblick der neuen Bekanntschaft mit der Prinzessin Louise sei auch zugleich der Moment der wechselseitigen Zuneigung gewesen, und eine innere Stimme habe ihm gesagt, „die ist es oder sonst keine auf Erden!“ In seiner eigenthümlichen Weise zu sprechen erzählte er, wie Eylert uns mittheilt:

„Habe mal über diese wunderbare wechselseitige Sympathie, in welcher verwandte Herzen sich gleich beim ersten Blick begegnen und finden, etwas sehr Schönes in Schiller's Schriften gelesen, was treffend und wahr bezeichnet ist, wie mir und meiner seeligen Louise zu Muth war, als wir uns zum Erstenmal sahen, und wie wir uns nachher oft bekannt haben. Es war keine verliebte Sentimentalität, sondern ein bestimmtes klares Bewußtsein, was gleichzeitig im Hinblick ihre und meine Augen mit einer Thräne nekte.“

Die Stelle im Schiller, auf welche der König hingedeutet hatte, fand Eylert in der Braut von Messina, da wo Don César über den Eindruck spricht, welchen Beatrice, als er sie zum ersten Male gesehen, auf ihn gemacht.

Die Prinzessin Louise, damals ein junges Mädchen von siebzehn Jahren, war von einer bezaubernden Schönheit und Liebenswürdigkeit; durch ihren Geist, ihr reines tiefes Gefühl, ihre Güte gewann sie Aller Herzen. Sie gehörte zu den selten begabten Wesen, welche von Allen geliebt werden. Die Männer waren entzückt und die Frauen wurden nicht eifersüchtig.

Die Zeitgenossen, welche sie gesehen, können nicht Worte genug finden, um ihre Reize zu preisen. Der Ritter von Lang nennt sie in seinen Memoiren „eine Zauberin, wenn ich jemals eine gesehen“ und Goethe schildert in Dichtung und Wahrheit den Eindruck, welchen das schöne Schwesterpaar auf ihn gemacht hat, mit folgenden Worten:

„In mein Zelt eingehaftelt, konnte ich sie vertraulich mit den Herrschaften auf und nieder und nahe vorübergehend auf das Genaueste beobachten und wirklich mußte man diese beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird.“

Der erste Augenblick der Bekanntschaft hatte das Geschick des Kronprinzen entschieden, König Friedrich Wilhelm II. willigte gern in eine Verbindung, welche, ein seltener Fall in fürstlichen Familien, aus Liebe geschlossen wurde.

Am 24. April 1793 fand eine Doppelverlobung in Darmstadt statt, die beiden Brüder, Friedrich Wilhelm und Ludwig verlobten sich mit den Schwestern Louise und Friederike.

Am 22. Dezember des Jahres 1793 an einem Sonntage hielt die Prinzessin Louise ihren festlichen Einzug in Berlin. Dort wo heute am Eingange der Linden das Denkmal Friedrichs

des Großen steht, hatten die Bürger eine prächtige Ehrenpforte erbaut. Hier empfing eine Deputation die junge Fürstin und begrüßte sie im Namen der Stadt. Eine Schaar junger Mädchen nahte ihr, eins der Mädchen überreichte der Prinzessin eine blühende Myrthenkrone und ein einfaches Bewillkommungsgebieth. Louise nahm freudig bewegt die Blüthenkrone an, sie umarmte und küßte die Geberin.

So etwas hatte man an dem königlich preussischen Hofe noch nie erlebt! Die Oberhofmeisterin Gräfin von Bock, die Bewahrerin der strengsten Etiquette, war vor Schrecken ganz außer sich, sie wollte die Prinzessin zurückziehen, aber das Unerhörte war einmal geschehen.

„Mein Gott,“ rief die Dame im tiefsten Entsetzen, „was haben Ew. königliche Hoheit gemacht, das ist ja gegen allen Anstand und Sitte!“

Da schaute die Prinzessin mit ihrem freundlich lächelnden Gesicht sich um, heiter und unbefangen fragte sie: „Wie, darf ich das nicht mehr thun?“

Das einfache naive Wort, welches noch am selben Tage von Mund zu Mund ging, in allen Bürgerhäusern wieder erzählt wurde, hatte der schönen jungen Prinzessin Aller Herzen gewonnen. Es wird ja den Fürsten so leicht, sich die Liebe der Völker zu erwerben! Die Prinzessin aber verstand mehr, als Liebe gewinnen, sie wußte sie sich auch zu bewahren. Niemals ist wohl ein Fürstentum inniger geliebt, ja es ist nicht zu viel gesagt, feuriger angebetet worden, als die Kronprinzessin und spätere Königin Louise vom Volke Berlin's. Von ihrem Einzuge an bis zum Tage ihres frühen Todes hat sie nur Liebe und Verehrung bei den Berlinern gefunden.

Am 24. Dezember fand die feierliche Vermählung des Kronprinzen und der Kronprinzessin mit allen den Ceremonien statt, welche von altersher am preussischen Königshofe üblich waren. Abends um 6 Uhr traute der Consistorial-Rath Sacé das fürstliche Paar im weißen Saal des Schlosses, durch eine Fackel wurde in demselben Augenblick das Signal zur Abfeuerung von 72 Geschützen auf dem Lustgarten gegeben. Um 9 Uhr war im Rittersaale großes Bankett. Zwei Generale setzten bei demselben die Gerichte auf die Tafel, Kammerherren und Hofdamen hatten das Amt der Aufwartung, bis die königlichen Herrschaften den ersten Trunk gethan hatten, dann erst durften sie in den anstoßenden Zimmern sich an den für sie bereiteten Tafeln niederlassen.

Auch der Fackeltanz im weißen Saale wurde nach alter Sitte wieder aufgeführt und mit Trompeten und Pauken begonnen. Die 18 würdigen Staatsminister tanzten mit Wachsfackeln in der Hand voran, so gut die alten Herren dies leisten konnten.

Eine plötzlich erwachende Liebe ist nicht immer der Vorbote einer glücklichen Ehe. Bei dem kronprinzlichen Paare war sie es. Der Prinz

fühlte sich im Hofleben so unbehaglich, daß er um so mehr Sinn für eine freundliche Häuslichkeit gewann, und er fand sie. Seine Gemahlin schloß sich eng und innig an ihn an, sie suchte ihren Stolz darin, eine echte deutsche Hausfrau zu werden, als solche im Hause zu schalten und zu walten. Ihr höchstes Streben war es, von der oft sorgenvollen Stirn ihres jungen Gatten durch heitern Frohsinn und durch unbefangene Freundlichkeit die Falten zu verschleichen.

Die fürstliche Ehe war so glücklich, daß sie in jener entarteten Zeit, in der selbst in den meisten Bürgerhäusern die Banden des Familienlebens gelockert, ja häufig zerrissen wurden, überall als ein Vorbild gelten konnte.

Von den Staatsgeschäften fast ausgeschlossen, konnte der Kronprinz sich ganz dem Familienleben widmen. Im Winter wohnte er in dem kleinen, dem Zeughaufe gegenüber liegenden Palais, welches auch heute wieder der Kronprinz bewohnt; damals aber war es noch ein einfaches Häuschen von zwei Stockwerken und noch durch keinen Ueberbau mit dem benachbarten Palais des Prinzen Ludwig verbunden.

Noch einfacher war das Schloß auf dem kleinen Landgute Parez bei Potsdam, wo sich der Kronprinz und die Kronprinzessin im Sommer aufhielten. Sie lebten dort wie ein Paar einfache Landleute. Die Prinzessin war stolz darauf, die Wirthschaft selbst zu führen; sie freute sich, wenn die Bauern sie die gnädige Frau von Parez nannten.

Es war ein jäher Sprung aus dem idyllischen Familienleben in die rauhe praktische Wirklichkeit, als Friedrich Wilhelm II. am 16. November 1797 starb und Friedrich Wilhelm III. durch diesen Todesfall auf den Königsthron berufen wurde.

## Sechstes Kapitel.

Bischofswerder's Belohnung. — Verhaftung der Lichtenau. — Prozeß derselben. — Kabinettsjustiz. — Fernere Schicksale der Lichtenau.

Friedrich Wilhelm II. hatte kaum den letzten Athemzug gethan, da eilte sofort der General Bischofswerder, um sich dem neuen Könige gefällig zu zeigen. Einer der dienstthuenden Offiziere mußte dem Kommandanten von Potsdam Mittheilung von dem Ableben des Gebieters machen und ihm den Befehl überbringen, sämtliche Eingänge zum neuen Garten und Marmorpalais militärisch zu besetzen.

Bischofswerder selbst verließ die Leiche, er setzte sich zu Pferde und so schnell ihn das Roß tragen konnte, stürmte er nach Berlin, um als Erster dem bisherigen Kronprinzen die Nachricht, daß er König sei, zu bringen.

Ob Friedrich Wilhelm III. einen großen Schmerz fühlte, als ihm mitgetheilt wurde, sein Vater sei verschieden? — wir wissen es nicht, in

Feinde hatten hier die schmäblichsten Gerüchte über die Gefallene verbreitet.

Da hieß es, sie solle kolossale Summen dem königlichen Schatz gestohlen, die Krondiamanten an sich genommen, ja sogar dem sterbenden Könige noch kostbare Ringe vom Finger gezogen haben; man erzählte, sie sei die bezahlte Spionin der fremden Gesandten gewesen, sie habe diesen die Staats-Geheimnisse verrathen, ja man sprach wahnsinniger Weise davon, der König, an dessen Leben ihr Glück gekettet war, sei von ihrer Hand vergiftet worden!

Und Niemand trat auf, um gegen solche Verleumdungen zu protestiren, alle die Schmeichler, welche die göttliche Lichtenau in früheren Tagen umschwärmt hatten, welche ihr Vermögen und Stellen verdankten, folgten dem Beispiele des edlen Grafen von Haugwitz, sie verließen ihre Wohlthäterin im Unglück.

Die Gräfin blieb viele Wochen in strenger Haft, sie hoffte auf richterliche Untersuchung, denn sie war sich ihrer Unschuld bewußt; wie fleckenvoll auch ihr vergangenes Leben, vom moralischen Standpunkte aus betrachtet, gewesen sein mochte, ein Verbrechen hatte sie sich nicht vorzuwerfen, jeder Gerichtshof mußte sie freisprechen.

Sie harrte vergebens, ein Gerichtshof sollte nicht über sie urtheilen!

Die Untersuchung ihrer Missethaten wurde einer außerordentlichen Kommission übertragen, an welcher der Minister von Red, der Kammergerichts-Präsident von Kirchheim, der Rabinetsrath Beyme und der Major von Lübow Theil nahmen.

Die Gräfin forderte zu ihrer Vertheidigung einen Rechtsbeistand, aber dieser wurde ihr nicht gewährt.

Die außerordentliche Kommission betrieb die Untersuchung mit Eifer, aber wie sehr sie sich auch bestrebte, eine Schuld aufzufinden, alle ihre Bemühungen waren vergeblich, die unsinnigen Anklagepunkte zerfielen sämmtlich in Nichts.

Die Gräfin sollte Staats-Geheimnisse verrathen haben; sie bewies, daß sie eine direkte Einwirkung auf die Staats-Angelegenheiten niemals gehabt habe, ihr Feind Bischofswerder mußte ihr dies bezeugen; sie sollte die königlichen Kassen bestohlen haben, nirgends fand sich die Spur eines solchen Diebstahls, für alle die Gelder, die sie vom Könige empfangen hatte, lagen die Quittungen Friedrich Wilhelms vor.

Der lächerliche Vorwurf, sie habe sich Staatsdomänen schenken lassen, war freilich richtig, aber sie theilte dies Unrecht mit unzähligen Andern, mit den vornehmsten Ministern und Rätthen Friedrich Wilhelms.

Die Anklage, daß sie dem Könige seine Diamanten und Ringe gestohlen habe, wies die Gräfin mit Entrüstung zurück, sie gab genau die Orte an, wo die Ringe im Zimmer des Verstorbenen liegen mußten und sie lagen in der That dort. Niemand hatte sich bisher die Mühe gegeben, sie zu suchen.

dreizehn.

Alle diejenigen, welche der Lichtenau nahe gestanden hatten, und von denen man fürchten mußte, sie würden Theil an ihrem fernern Schicksal nehmen, traf ein gleiches Loos. Die Mutter

Nur einen Vorwurf vermochte die Lichtenau nicht zu entkräften, daß sie drei Tage vor dem Tode des Königs das Portefeuille desselben fortgebracht habe; zu sorglos war sie dem Befehle des Königs gefolgt und hatte jene von uns bereits erwähnte Mappe von Maroquin mit ihren Briefen öffentlich nach Berlin gebracht.

Die Briefe waren verbrannt und nicht der Schatten eines Verdachts lag vor, daß dieselben etwas Anderes enthielten, als die Liebes-Intriegen der Lichtenau.

Drei Monate schwebte die Untersuchung, die Kommission bemühte sich vergebens; sie bestand aus zu rechtlichen Männern, als daß diese zu falschen Zeugnissen ihre Zuflucht genommen hätten und so wurde denn die Unschuld der Gräfin in allen ihr zur Last gelegten Anklagen anerkannt.

Obgleich nun aber die Untersuchung nichts, gar nichts ergeben hatte, so wurde doch trotzdem die Gräfin Lichtenau nicht wieder in den Besitz ihres Vermögens gesetzt, sondern durch einen Akt willkürlicher Kabinettsjustiz zu einer zwar sehr milden, aber durch nichts gerechtfertigten Strafe verdammt.

Am 17. Februar 1798 wurde ihr durch eine königliche Kommission eine Kabinettsordre mitgetheilt; diese sprach aus, daß Se. Majestät bestimme, die Gräfin solle die ihr von Friedrich Wilhelm II. geschenkten Güter, ihre Häuser in Charlottenburg und Berlin und jene 500,000 Thaler, welche ihr Friedrich Wilhelm zur Sicherstellung ihrer Zukunft geschenkt hatte, dem Staate zurückgeben, da sie dies alles vom Verstorbenen erpreßt habe, nur ihr Mobilien und ihr Schmuck sollte ihr bleiben. Die Festung Glogau wurde ihr zum Aufenthaltsorte angewiesen mit dem strengen Befehl, dieselbe nicht ohne Genehmigung des Königs zu verlassen.

Als Gnabengehalt wurden ihr 4000 Thaler jährlich bewilligt, jedoch unter der Bedingung, daß sie es niemals wage, weder mündlich noch schriftlich sich über das gegen sie beobachtete Verfahren oder gegen das königliche Haus zu äußern.

Ueber alles dies mußte sie einen Revers ausstellen; dann wurde ihr erlaubt, nach Berlin zu reisen, um von ihrer Mutter und Schwester Abschied zu nehmen und ihre Angelegenheiten zu ordnen; sie durfte sich aber nicht länger als 3 Stunden und zwar nur in der Nacht in der Residenz aufhalten; von Berlin mußte sie sich sofort nach Glogau begeben.

Die Gräfin Lichtenau hatte ein zu leichtes Temperament, um sich viel Sorge über ihre Zukunft zu machen; in Glogau angekommen richtete sie sich sofort behaglich ein. Mit 4000 Thalern konnte sie in der kleinen Stadt glänzend leben und sie that es, ihr Haus wurde bald der Sammelplatz der geistreichsten Leute aus Glogau und viele Fremde kamen nach der Festung, um die noch immer schöne Lichtenau zu besuchen.

Auch der Liebe war die Lichtenau noch keineswegs abgestorben; ein schöner junger Guittarren-

spieler, Namens Fontano wurde in ihr Haus eingeführt und entzückte sie durch seine klangvolle Stimme und sein seelenvolles Spiel so sehr, daß sie, als er sich um ihre Hand bewarb, ihm dieselbe zusagte.

Fontano war ein Baron von Holbein\*) der den italienischen Namen angenommen hatte, um sich der Bühne zu widmen; er erhielt von Friedrich Wilhelm III. die Genehmigung zur Heirath mit der Lichtenau und dieser wurde im Jahre 1800, nachdem sie noch einmal eidlich versprochen hatte, über ihren Prozeß nichts zu veröffentlichen, die Freiheit ertheilt, Glogau zu verlassen.

Die Heirath wurde vollzogen, aber schon nach wenigen Jahren wieder getrennt, weil der Baron von Holbein seiner Gattin die genügendste Veranlassung gab, sich über seine Untreue zu beklagen.

Die Lichtenau verließ Glogau; zuerst zog sie nach Breslau, später nach Wien und dann wieder nach Breslau zurück.

Im Jahre 1809 hat sie auf Verwendung Napoleons eine Entschädigung für die ihr gegen Recht und Gesetz entrisenen Güter erhalten. Sie beschloß ihr abenteuerliches Leben im Jahre 1820 in Berlin, wo sie in den letzten Jahren ihren Wohnsitz genommen hatte.

Dem Haß gegen die Maitresse seines Vaters hatte Friedrich Wilhelm durch die Verhaftung der Gräfin Lichtenau einen Ausdruck gegeben, den Pflichten des Sohnes kam er durch ein pomphaftes Leichenbegängniß, welches er für den Verstorbenen anordnete, nach.

Die Vorbereitungen zu demselben waren schon am 9. und 10. Dezember getroffen worden; man hatte für den Leichenzug einen eignen mit schwarzem Boh belegten Brettergang errichtet, der vom Portal bei der Wendeltreppe im kleinen Schloßhof durch das große Portal an der Kurfürstenbrücke führte, dann über den Schloßplatz, die Schloßfreiheit, den Lustgarten entlang in einigen Krümmungen sich zum Hauptportal des Doms hinzog.

Für die Zuschauer errichtete man an den Häusern und im Lustgarten Gerüste.

Am 10. wurden 24 sechsspündige Kanonen im Lustgarten aufgeföhren, und unter Anweisung des Herrn General von Meerfah an die Seite der dort befindlichen Kastanienallee gestellt, daß sie Fronte nach dem Pachtshofe und Zeughaufe machten.

Am 11., als am Tage des Leichenbegängnisses selbst, waren lange vor Tagesanbruch die Straßen und Häuser lebhaft, und fast ganz Berlin rüstete sich zur Feier desselben.

Viele Fremden, die zur Beiwohnung dieser Ceremonie daselbst eingetroffen waren, hatten die Einwohnerzahl ungemein vermehrt.

Das Geräusch von Fußgänger und Fahrten hörte man in allen Gegenden der Stadt.

\*) Holbein hat sich als Lustspieldichter einen bekannten Namen gemacht.



Wenig Menschen blieben in ihren Wohnungen, die Kaufläden waren geschlossen und die meisten Gewerbe ruheten.

An diesem Tage wurde kein Schauspiel gegeben.

An den Ecken der Straßen, die zunächst zum Schlosse führten, war schon vom frühen Morgen militärische und Polizeiwache, die jedem den Weg bezeichnet, den er zu nehmen hatte, und für Sicherheit und Ordnung Sorge trug.

Der glänzende Leichenzug setzte sich am Vormittag gegen 10 Uhr vom Schloß aus in Bewegung.

Den Beginn machten zwei Garde-Bataillone, welche das Gewehr verkehrt unter dem linken Arm trugen, ebenso wurden auch die mit schwarzem Flor umwundenen Fahnen verkehrt getragen.

Die Soldaten marschirten, während ihre Musikcorps das Lied „Jesus meine Zuversicht“ spielten, dann folgten die zahlreichen Marschälle, denen die Reichs-Insig-nien von den Ministern nachgetragen wurden, der königliche Leichenzug mit dem Paradesarg folgte den Reichs-Insig-nien, ihm voraus gingen fünf ablige Marschälle.

Die schwarzsammtne Decke des Wagens wurde von vier Rittern des schwarzen und rothen Adlerordens gehalten, über den Sarg trugen 12 hohe Offiziere einen prächtigen Baldachin.

Viele Stabs-offiziere geleiteten den Wagen, welchem das Reichspanter, getragen von dem General-Feldmarschall v. Mollendorf, der von den General-Adjutanten des verstorbenen Königs, v. Bischofswerder und v. Zastrow, geführt wurde, folgte.

Unmittelbar hinter dem Panier ging Friedrich Wilhelm III., begleitet von seinen nächsten Verwandten und der Suite, dann folgten abermals Marschälle und Deputationen der verschiedenen Regierungs- und städtischen Kollegien.

Ein königlicher Stallmeister machte mit dem Staats- und Paradowagen des Verstorbenen den Beschluß des Zuges, dem ein Kommando der Garde du Corps folgte.

Die eigentliche Beisetzungsfeierlichkeit fand in dem Dom, der mit gleicher Pracht wie das Paradezimmer ausgeschmückt war, statt.

Wir wollen unsere Leser mit der Beschreibung derselben nicht ermüden; sie entsprach ganz dem prunkvollen Zuge durch großes Trauergepränge und wenig Trauer. Es wurde gesungen und gebetet, 864 Kanonenschüsse und 9 Bataillonssalven ertönten draußen vor der Kirche; drinnen wurden den unsterblichen Tugenden des verstorbenen Königs, wie sich dies von selbst versteht, der gebührende Weihrauch gestreut.

Die von Genz verfaßte Inschrift eines im Dom aufgestellten Erinnerungsgemäldes lautete beispielsweise:

Friedrich Wilhelm II.  
durch Grossmuth, Milde und Gerechtigkeit  
Vater des Vaterlandes

ging  
aus der Mitte seines getreuen Volks  
durch die Nacht des Todes  
zum Sonnenlichte der Unsterblichkeit  
den 16. Nov. 1797.

Die Trauerfeierlichkeit genügte vollkommen der Schaulust der Berliner und Alle gingen befriedigt nach Hause.

Auch in den übrigen Kirchen waren Feierlichkeiten veranstaltet, die sämmtlich den Charakter der beschriebenen trugen; überall wurden mit pomphaften Worten auf die Tugenden des Verbliebenen Lobreden gehalten, wie dies ja Sitte ist beim Tode jedes Königs. Hier wurde eine Predigt veranstaltet, dort eine Cantate gesungen; die feilen Verfemacher der Residenz hatten ihre besten Kräfte aufgeboden, um sich in ein Uebermaß von Patriotismus hineinzufingen; so lauteten ein Paar Strophen aus einer in der Nikolaitirche aufgeführten Cantate:

„Klagt, Brennen! Klagt des Vaterlandes Leid,  
Und stimmt ihn an, den Ton der Traurigkeit,  
Den besten König traf des Todes Schlag,  
Weint Euerm Freund, ihr Brennen, weint ihm nach.“

Ihr Brennen-Edhne, weint dem Edlen nach!  
Wir weihn dem Edlen Klag' und Schmerz,  
Ihm seufzt die Brust, ihm weint das Herz.“

## Siebentes Kapitel.

Charakter Friedrich Wilhelms III. — Familienleben des Königs. — Einfachheit des Lebens. — Verbannung der Etiquette. — Käserei und die Tabakspfeife. — Die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß — Der König und sein Diener. — Charakterzüge des Königs.

Mit großer Spannung blickte das Volk nicht nur in Berlin und in Preußen, sondern in ganz Deutschland auf den jungen König; man kannte seine Fähigkeiten nicht, er hatte ja noch niemals Gelegenheit gehabt, diese zu zeigen, man wußte nur von ihm, daß er ein Gegner des alten, unter Friedrich Wilhelm II. herrschenden Systems sei, daß er ein musterhaftes Familienleben führe, daß er sparsam und einfach sei, keine Neigung zur religiösen Schwärmerei besitze und daß er sich häufig gegen die Wöllner'schen Religions-Unterdrückungen und den Unfug der Rosenkreuzerei ausgesprochen habe.

Je weniger ein Volk vom Thronfolger weiß, je ausschweifender sind die Hoffnungen, welche es auf ihn setzt; auch Friedrich Wilhelm III. theilte das Schicksal, als ein Halbgott zu erscheinen, während er noch Kronprinz war, um als König wieder ein Mensch zu werden.

Alle seine guten Eigenschaften wurden in den Himmel erhoben, Fehler wußte man nicht au

werden.

Er, der die Genialität hatte, mußte dem genialsten Staatsmanne unseres Jahrhunderts, dem Freiherrn von Stein, die Ummwälzung aller bestehenden Verhältnisse übertragen; er, der so gern eine milde Reform in's Leben gerufen hätte, mußte sich selbst an die Spitze einer Revolution stellen, einer Revolution im innern Staatsleben, durch welche die Macht des Adels gebrochen, die Selbstständigkeit der Städte hergestellt, die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben, Gewerbe und Handel von den Fesseln des Zunftwesens und der Accise befreit wurde, einer Revolution auch gegen den äußeren Feind, den mächtigsten Unterdrücker deutscher Freiheit, gegen Napoleon!

Einen klaren Verstand konnte man dem König nicht absprechen, aber an Geist fehlte es ihm; er erkannte sehr wohl die Gebrechen, an denen der preußische Staat litt, die Käuflichkeit und Faulheit des Beamtenheeres, den Uebermuth und die Untüchtigkeit der Offiziere, die Zerrüttung des gesammten Staatswesens, die tiefe sittliche Verkommenheit einer Nation, welche ihre Kraft im unablässigen Jagen nach materiellen Vergnügungen vergeudete; er war auch beseelt vom besten Willen, diese Schäden zu heilen, aber die Kraft dazu mangelte ihm.

Halbe Maßregeln kennzeichneten die Regierungs-Thätigkeit Friedrich Wilhelms von ihrem ersten Beginn an.

Der König wollte dem allgemein herrschenden Lurus, der Entfittlichung, welche sich vom Hofe in das Volk verbreitete, entgegenwirken; er hätte vielleicht manche Erfolge erzielen können, wenn er mit der eisernen Strenge seines Urgroßvaters, Friedrich Wilhelms I., das lasterhafte Gefindel vom Hofe gejagt und dadurch diesen zu seiner frühern Einfachheit zurückgeführt hätte, dies aber that er nicht, nur die Eichtenau wurde, wie wir schon erzählten, entfernt, den übrigen Lastersgenossen Friedrich Wilhelms II. wurde kein Haar gekrümmt, sie blieben in ihren hohen Staatsstellen, im Genuß ihrer reichen Einkünfte und konnten fortfahren, zu prassen und zu schwelgen.

Bei Hofe wurden sie freilich nicht mehr mit so gnädigen Augen angesehen wie früher, aber sie wurden doch nicht entfernt und wenn sie nur den zartesten Schleier über ihr sittenloses Leben legten,





\*) Die Geschichte des Blumenraubes fällt allerdings in eine spätere Zeit als die, welche wir augenblicklich behandeln; wir glaubten sie aber hier den Lesern erzählen zu müssen, weil sie zur Charakterisierung Friedrich Wilhelm's fast nothwendig gehört.

\*) Der von uns schon vielfach erwähnte Bischof Eylert hat unter dem Titel: „Charakterzüge aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III.“, ein bänderreiches Werk geschrieben, welches leichter anzugreifen als zu entbehren ist. In peinlichster Detail-Malerei erzählt uns Eylert eine Fülle von Geschichtchen, wichtigen und unwichtigen. Bei seiner Verehrung für den König sieht er nur Licht, wo doch auch viel Schatten war. Trotzdem bleibt sein Werk wichtig für den Geschichtsforscher, denn Eylert schwieg wohl gern, wo er nicht loben konnte, er suchte seinen Helden zu verherrlichen, aber er log nicht. Nirgend hat er absichtlich die historischen Thatsachen verdreht. Durch seinen langjährigen vertraulichen Umgang mit dem König war er im Stande, viel bisher unbeachtetes der Oeffentlichkeit zu übergeben, kleine, scheinbar unbedeutende Charakterzüge zu enthüllen und dadurch hat er wesentlich beigetragen, die Widersprüche zu erklären, an denen die Geschichte Friedrich Wilhelm's III. so reich ist. Wer allerdings aus dem Eylert'schen Werke allein sich ein Bild von dem Charakter des gleich ungerechtfertigter Weise vielgepriesenen und viel verläumdeten Fürsten machen will, würde weit von der historischen Treue entfernt bleiben, aber zu entbehren ist das Buch trotzdem nicht.

---

**Achtes Kapitel.**

lassen, nach braven, rechtschaffenen und einflüchtigen Männern umsehen und zu prüfen bemüht sind, wie und auf was für Art man sie besser zu brauchen und zu belohnen im Stande wäre. — —

Nach vielem Hin- und Herfinnen und nach meiner innern Ueberzeugung weiß ich kein besseres Mittel, um die Zerrüttung in den Finanzen wieder herzustellen und ein auf Ordnung ruhendes festes System der Staatsverwaltung einzuführen, als wenn ich die erfahrensten und geschicktesten Staatsmänner anhero berufe und eine Commission niederlege, welche alle Branchen der innern Staatsverwaltung durchgehe und prüfe, um sodann die Mittel zu deren Verbesserung und zur Abstellung der eingeschlichenen Mißbräuche ausfindig zu machen, mir selbige sodann vorlegen zu lassen, selbst zu untersuchen und dasjenige, was ich für richtig und anwendbar finde, einzuführen. — —

Bei allen Conferenzen werden Sie zugegen sein, um als Zeuge der Verhandlungen mir in Kurzem rapportiren zu können. Sie kennen meine Denkungsart; sollten Sie daher bemerken, daß man hier oder da zu weit ginge, oder die gute Absicht, die ich dabei habe, verfehlt würde, oder auch Beschlässe gefaßt würden, die Sie, Ihrer innern Ueberzeugung nach, für unrecht hielten, so könnten Sie Ihre Meinung über einen solchen Gegenstand den Uebrigen mittheilen.

Kann man Sie nicht durch Beweise von der richtigen Prozedur überführen, so haben Sie darauf anzutragen, mir die Sache zur Entscheidung vorzulegen, nochmals aber mit geschickten Männern darüber zu sprechen und mir deren Urtheil zu hinterbringen.

Sollten Sie Uneinigkeit, heimlichen Haß oder Caprice unter den Mitgliedern entdecken, so sind Sie berechtigt, sie in meinem Namen auf den Zweck ihrer Zusammenberufung aufmerksam zu machen und dahin zurückzuführen, die Gemüther zu beruhigen und sie zu vereinigen zu suchen.

Ihr richtiger grader Verstand, gute Beurtheilung und Kaltblütigkeit werden Ihnen hierzu die besten Mittel an die Hand geben und besitzen Sie auch hierzu die erforderliche ungekünstelte Beredsamkeit.

Aus allem diesen werden Sie ersehen, daß Sie einen großen Geschäftskreis inskünftige werden zu besorgen haben. Bleiben Sie daher immer der nämliche redliche Mann!"

Niemand irrt sich mehr in der Beurtheilung der Menschen, als ein Fürst!" So hatte Friedrich Wilhelm geschrieben; die Wahrheit seines Wortes bewies er auf das Klarste durch die Wahl des Herrn v. Röderitz zum vertrauten Rathgeber, denn es war kaum möglich, einen weniger geeigneten Mann zu einer solchen Vertrauensstellung zu finden, als diesen.

Röderitz war ein gutmüthiger, aber durchaus unbedeutender Mensch. Der spätere Minister v. Stein, ein scharfer Beurtheiler, schildert ihn treffend, indem er sagt:

"Röderitz war ein ehrlicher, wohlmeinender, nach seiner Ueberzeugung dem König rathender Mann, aber von eingeschränkten Begriffen und ohne Bildung. Er hatte sein ganzes Leben mit dem kleinen Dienst in der Potsdamer Garnison zugebracht, wo mit der größten Strenge auf Vernichtung der Selbstständigkeit, auf Hingebung und Mönchsgehorsam hingewirkt wurde.

Hier bildete sich sein beschränkter Kopf zum Repräsentanten der Gemeinheit und Untergebenheit aus, der, nur der flachsten Ansichten fähig, nichts wünschte, als Ruhe und Frieden von außen, Verträglichkeit im Innern, um ungestört seine Spielartie und Tabakspfeife genießen zu können.

Wie sollte ein solcher Automat Gefühl haben für National-Ehre und Selbstständigkeit; begreifen, daß in der Krise, worin unser Zeitalter sich befindet, diese Güter nicht anders, als durch Kampf und Anstrengung erhalten werden konnten und daß Lagen eintreten, wo es Pflicht war, zu einem solchen Kampf mit Aufopferung seiner Behaglichkeit und Unterbrechung des gewöhnlichen Ganges seiner Vegetation zu rathen."

Röderitz hatte gar keinen Begriff von der Wichtigkeit seiner Vertrauensstellung. In seiner Gutmüthigkeit protegirte er Jedermann, der irgend einen Wunsch hatte, denn es machte ihm Freude, der Gnaden-Ausheber des Königs zu sein.

Natürlich waren die Wittsteller nicht immer die würdigsten, denn Leute von Verdienst geben sich zu Gnabengesuchen selten her. Der königliche Rathgeber wurde vielfach mißbraucht; er stand am Hofe im Rufe großer Dummheit, der Herzog von Braunschweig nannte ihn einst "einen ausgeschnittenen Kürbis Kopf ohne Licht im Innern" Von dieser Dummheit wollte jeder Höfling profitieren und dies gelang denn auch.

So kam es, daß Friedrich Wilhelm, der dem Günstlingswesen ein Ende gemacht zu haben glaubte, durch seinen eignen Rathgeber, den er sich im besten Glauben von der Welt erforscht hatte, der alten Wirthschaft Thür und Thor öffnete.

Röderitz war ebenso wenig geneigt zu radikalen Reformen und ebenso wenig zu denselben befähigt, wie der König selbst. So blieb denn Alles ziemlich beim Alten, obgleich es an äußern Anregungen zu einer Neugestaltung des Staats durchaus nicht fehlte.

Von verschiedenen Seiten her bekam Friedrich Wilhelm gebiegene Rathschläge, aber er befolgte dieselben nicht, denn er besaß die Eigenthümlichkeit der meisten schwachen Charaktere, er wollte selbstständig sein, so sehr er der Leitung bedurfte, er war eifersüchtig auf seine königliche Macht und wo sich ihm Rath aufdrängte, da wies er ihn mißtrauisch zurück.

Ein solcher sehr wohlgemeinter, aber nicht geforderter und darum wirkungsloser Rath wurde dem König von dem in Berlin lebenden Kriegsrath Friedrich Genß in einem offenen Brief gegeben, der bei Vieweg in Berlin gedruckt und

merkwürdiger Weise von der Censur und Polizei nicht kassirt worden war.

Die Druckschrift drang bis zu Friedrich Wilhelm, dem sie durch den Kabinettsrath Mendten, einen freisinnigen und rechtschaffenen Mann, vorgelegt und warm empfohlen wurde.

Friedrich Wilhelm las den merkwürdigen Brief, der in freimüthiger Sprache durchgreifende Reform forderte, aber die Rathschläge, welche ihm in demselben ertheilt wurden, befolgte er nicht. Der Verfasser blieb unbeachtet, er fühlte sich dadurch so gekränkt, daß er bald Preußen verließ. Genz ist demnach in österreichische Dienste getreten und hat dem Fürsten Metternich seine Feder verkauft.

Hätte Friedrich Wilhelm die ihm von Genz gegebenen Rathschläge befolgen wollen, so würde vor allen Dingen eine Entfernung fast aller der Männer nothwendig gewesen sein, welche unter seinem Vater die höchsten Staatsämter bekleidet hatten; zu einem so radikalen Schritt aber konnte sich der König nicht entschließen; er ließ die Kreaturen der Lichtenau, Wöllner und Konjorten ruhig in ihren einflußreichen Posten; Graf Haugwitz, ein Mensch, dem es an allen Eigenschaften eines guten Diplomaten fehlte, blieb Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Durch Ausschweifungen frühe an Leib und Seele erschöpft war er ein schwacher Mann von höchst beschränkten Geisteskräften; bequem, leichtfertig, abergläubig, vergnügungssüchtig ließ er sich von allen denen leiten, welche seine Schwächen kannten und geschickt genug waren, dieselben auszunutzen, am Meisten von seinem Kabinettsrath Lombard, einen außerordentlich wthigen und geistreichen Mann, der über ihn einen fast gebietenden Einfluß ausübte.

Lombard hatte sich aus dem niedrigsten Stande in der Staatskarriere emporgeschwungen, er war der Sohn eines Friseurs der französischen Kolonie; durch Bevorzugung der Lichtenau hatte er eine Anstellung beim Kabinet erhalten. Er heirathete die Tochter eines Barbiers, der, wie man sagte, Graf Haugwitz manche Aufmerksamkeit bewies.

Stolz war Lombard nicht, er scherzte häufig genug über seine Abkunft und sprach von seinem Vater kaum anders, als indem sagte: „Mein Vater gepuderten Ungebedenkens.“

Lombard war ein Wüstling der raffinirtesten Sorte, in ganz Berlin war er bekannt durch seine galanten Abenteuer, durch die Drgien, die er mit seinen Lastergenossen feierte. Dem König aber blieb sein wüthiges Leben verborgen und kam ja einmal eine Klage, so wußte Graf Haugwitz dieselbe abzuwenden.

An der Spitze des Finanzwesens stand ein früherer Minister Friedrichs des Großen, der Graf Schulenburg-Rehnert, der eine Reihe der wichtigsten Aemter in sich vereinigte. Er war zu gleicher Zeit General-Kontroleur der Finanzen, Staats-Tresorier, General-Postmeister, Chef der königlichen Bank und Direktor des Kassen-, Münz-, Stempel- und Lotterie-Departements, dazu auch

General der Kavallerie, obgleich er eine eigentliche militärische Karriere nicht gemacht hatte. Er genoß den Vorzug, daß er alle Donnerstage dem König einen direkten Vortrag halten durfte, wie man in Berlin erzählte, um als Chef der geheimen Polizei den Monarchen mit der kleinen standalösen Chronik der Residenz zu amüsiren. Er war ein falscher, herz- und geistloser Mensch, voll Geiz und Habucht, Scheinhellig und frivol zu gleicher Zeit, der seine Stellung benutzte, um in Staatspapieren zu spekuliren, indem er bei niedrigem Course derselben bedeutende Summen durch jüdische Bankiers aufkaufen ließ, um sie nach eingegangenen guten Staats-Nachrichten zu höherem Course wieder zu verkaufen.

Von den alten Dienern Friedrich Wilhelms II. wurde sogar Wöllner mit seinen Kreaturen Hermes und Hillmer beibehalten; nur Bischofswerder war entlassen worden, weil er kluger Weise selbst um seinen Abschied mit Pension eingekommen war.

In seltsamer Verblendung glaubte der König mit dem alten Beamtenbeer seinen Absichten gemäß regieren zu können. Er bildete sich ein, es werde ihm möglich sein, durch eine einfache Kabinetts-Ordnung den Geist der Verwaltungsmaschine umzugestalten, durch die Drohung der Verabschiedung die bisher nachlässigen, nur auf ihren Vortheil bedachten Beamten zu fleißiger und redlicher Arbeit zu zwingen.

Wenige Tage nach dem Regierungs-Antritt Friedrich Wilhelms III. erfolgte eine denkwürdige aus der Feder des Geheimen Kabinetts-Raths Mendten geflossene Kabinetts-Ordnung; in welcher es heißt:

„So bekannt es mir auch ist, daß bei sämmtlichen Departements, Kammern, Regierungen u. s. w. viele äußerst brave, rechtschaffene, arbeitame und sähige Männer angestellt sind und daß gemäß dessen auch die Geschäfte in der Art betrieben werden: so ist mir auch im Gegentheil nicht entgangen, daß sich verschiedene andere Subjecte darunter befinden, die nichts weniger als vorbenannte Qualitäten besitzen und ihre Schuldigkeit nicht gehörig absolviren, woraus denn wiederum zu folgern, daß nicht allemal so verfahren worden, als es zu erwarten gewesen. — —

Der Staat ist nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zu besolden.

Wer sich also dessen schuldig macht, wird ausgestoßen, und sind hierzu keine großen Umstände und Prozeduren nothwendig, sobald die Sache ihre Richtigkeit hat; denn der richtige und thätige Geschäftsgang kann nicht eines unbrauchbaren oder unwissenden, unthätigen Individuums halber gehemmt werden. — Eine regelmäßige Regierung kann nirgends bestehen, als da, wo Thätigkeit und Ordnung herrscht und wo das Recht eines Jeden mit Unparteilichkeit entschieden wird.

Daß dieses geschehe, darauf muß unermüdet gewacht und gehalten werden, und muß, wie schon erwähnt, der Obere seinen Untergebenen jederzeit im Auge haben, und ihm durchaus keine Winkel-



züge oder die geringste Untreue ungeahndet durchgehen lassen. —

Diese Kabinettsordre erregte Anfangs in den niederen Beamtenkreisen ebenso vielen Schrecken als im Volke Hoffnungen, aber bald genug zeigte es sich, daß sie fast wirkungslos war.

Gerade in den höchsten Stellen saßen die Männer, deren Entfernung, dem Geiste des königlichen Wortes gemäß, am dringendsten nothwendig gewesen wäre, und diese hüteten sich wohl, ihre Unterbeamten, wenn sie Pflichtverletzungen derselben erfuhren, zu denunziren, denn sie hätten befürchten müssen, daß sie dabei ihre eigenen Sünden ans Tageslicht brächten.

Das Beamtenheer bildete von den untersten bis zu den höchsten Gliedern eine fest verflochtene Kette, einer half dem andern und wehe dem Beamten, der mit reblichem Willen es wagte, die Betrügereien seiner Genossen oder gar seiner Vorgesetzten zur Anzeige zu bringen; über ihn stürzte sich die ganze Meute und suchte ihn zu verderben.

Als Hans von Held, der als Rath bei der Zolldirektion in Posen diente und dort Gelegenheit gehabt hatte, Betrügereien des Ministers von Hohm zu entdecken, diese in einer Schrift unter dem Titel:

„Die wahren Jakobiner im preussischen Staate oder attemmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preussischer Staats-Minister“ entschleierte, da wurde die Verbreitung der Schrift durch eine Beschlagnahme verhindert, außerdem aber leitete man gegen Held die Untersuchung wegen Verletzung der Ehrfurcht gegen den König und Beleidigung zweier hoher Staats-Beamten ein, und setzte die Verurtheilung des kühnen Rathes zu 18 Monaten Festung und Entlassung aus dem Staatsdienste durch.

Als Held vor Antritt seiner Festungshaft sich an den Minister Grafen Schulenburg-Kehnert wandte und diesem einen Besuch machte, erhielt er eine eindringliche Strafpredigt, und der Minister sagte ganz offen, es sei eine Thorheit eines Unterbeamten, wenn er eigenmächtig versuchen wolle, Betrügereien höherer Beamten zu rügen, ein solcher Versuch könne doch niemals gelingen, wenn die Regierung einmal den Beschluß gefaßt habe, keine Notiz davon zu nehmen.

Held war über eine solche Parteinahme so empört, daß er trotz der ihm drohenden Festung und der Gefahr, seine Strafe zu verschärfen offen erklärte, er werde in seinem Bestreben fortfahren und alles daran setzen, den betrügerischen Minister Hohm zu stürzen, denn dieser trage die Schuld an dem Unglück des Staates.

Graf Schulenburg-Kehnert hörte den Enthufasteten ruhig an, dann aber erwiderte er lächelnd:

„Wie können Sie junger Mann, in Ihrer untergeordneten Stellung, daran denken, etwas zu unternehmen und auszuführen, was ich nicht kann?“

Von allen Ministern zeigte nur einer Eifer,

dem Buchstaben nicht aber dem Sinne der Kabinettsordre gegen die Nachlässigkeit der Beamten zu genügen; dieser eine war Wöllner, der die Unverschämtheit besaß, das königliche Wort auszunutzen, um seinem Religionsedikt neue Kraft zu geben.

Am 5. Dezember 1797 erließ er etnen Spezialbefehl an die Konsistorien und wies diese strenge an, in Folge der königlichen Kabinettsordre vom 23. November 1797 alle Prediger und Schullehrer genauer, als bisher geschehen, zu prüfen, ob sie auch die Religion nach dem Religionsedikte rein und lauter lehrten, da nach den allerhöchsten Absichten untaugliche Subjekte nicht ferner ein öffentliches Amt im Staate bekleiden sollten.

Die Superintendenten und Inspektoren wurden besonders streng ermahnt, auf Moralität und Religion der unter ihnen stehenden Prediger und Schullehrer ein wachames Auge zu haben.

Eine solche Unverschämtheit ging denn doch dem sehr nachsichtigen jungen König zu weit.

Friedrich Wilhelm war zwar fromm, aber er haßte die Frömmerei und es empörte ihn, daß seine eignen Worte zu den finstern Zwecken Wöllners ausgebeutet werden sollten. Er erließ daher am 11. Januar 1798 an das Ministerium folgende denkwürdige Kabinetts-Ordre:

„Die Deutung, welche Ihr der Kabinetts-Ordre vom 23. November v. J. in Eurem unter'm 5. Dezember v. J. an die Konsistorien erlassenen Rescripte gegeben habt, ist sehr willkürlich, indem in jener Ordre auch nicht ein Wort vorhanden ist, welches nach gesunder Logik zur Einschärfung des Religionsedikts hätte Anlaß geben können.

Ihr seht hieraus, wie gut es sein wird, wenn Ihr bei Euren Verordnungen künftig nicht ohne vorherige Berathschlagung mit den geschäftskundigen und wohlmeinenden Männern, an denen in Eurem Departement kein Mangel ist, zu Werke geht und hierin dem Beispiele des verewigten Münchhausen folgt, der noch mehr, als viele Andere, Ursache gehabt hätte, sich auf sein eigenes Urtheil zu verlassen.

Zu seiner Zeit war kein Religionsedict im Lande, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei als jetzt, und das geistliche Departement stand bei Inländern und Ausländern in der größten Achtung.

Sich selbst ehre die Religion, folge gern ihren beglückenden Vorschriften und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte.

Aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Ueberzeugung sein und bleiben muß und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtsschaffenheit befördern soll. —

Bernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten sein, dann

müsse, als erforderlich sei, um das Gehalt zu erheben und mit möglichster Bequemlichkeit zu genießen.

Wer einige Jahre auf solche Art gebient hat, begehrt gleich für seine eingebildeten Verdienste ansehnliche Beförderungen, Titel und Gehaltsverbesserungen, und findet sich gekränkt, wenn sie ihm nicht auf der Stelle bewilligt werden.

Jedes nicht alltägliche Geschäft soll besonders bezahlt werden, oder man findet keinen Beruf dazu.

Wenn die Geschäfte bei einer Stelle sich vermindern, so wird Niemand daran denken, das damit verbundene Gehalt oder Einkommen sich kürzen zu lassen; aber nicht die kleinste Vermehrung der Arbeit darf ohne Gehaltszulage entstehen.

Dieser verderbte Geist ist unter den Räten der höheren und niederen Landes-Collegien, besonders in Berlin, mit Ausnahme einiger wenigen, herrschend, und hat sich von ihnen aus in die Provinzen und besonders auf die Subalternen verbreitet, wo er sich noch in weit verderblicheren Folgen, besonders durch Unwissenheit, Faulheit und Verkäuflichkeit äußert.

Diese Ausartung der jetzigen Generation erweckt die größten Besorgnisse für die Zukunft.

Se. Majestät erachtet es deshalb für die erste Pflicht gegen den Staat, die frühere Ordre (vom 23. November 1797) sämmtlichen Departementschefs von Neuem einzuschärfen und auf deren genaue Beobachtung zu dringen, da Mitleiden mit unwürdigen Subjecten höchst verderblich wirkt. —

Se. Majestät hat zu sämmtlichen Departementschefs das Vertrauen, daß ein jeder in seinem Departement die rechten Mittel anzuwenden wissen wird, um das davon abhängende Dienstpersonal zu seiner Schuldigkeit zurückzuführen und will sich auch deshalb nicht in ein vollständiges Detail einlassen, im Allgemeinen aber wollen Se. Majestät bemerken, daß die fast ganz außer Acht gekommenen Visitationen, besonders der Unterbehörden, öfter, unvermutheter, gründlicher und mit weniger Zeitverschwendung in Ansehung unwesentlicher Dinge versucht werden müssen und daß die Conduitenlisten gewissenhafter zu führen und sorgfältiger, als bisher geschehen, von den vorgelegten Behörden zu beachten sind.

Se. Majestät wollen künftig auf Beides sehr aufmerksam sein und befehlen zu diesem Ende, ihm mit jedem Jahreschlusse die Conduitenliste von jedem Departement und den untergeordneten Landes-Collegien unmittelbar einzureichen und dabei anzuzeigen, welche Unterbehörden und von wem sie visitirt, und was dabei zu bemerken gefunden worden.

Aus diesen Listen und Anzeigen werden Se. Majestät Veranlassung nehmen, besondere Nachforschungen zu verfügen, um sich von dem Grunde zu überzeugen und diejenigen Vorgesetzten dafür verantwortlich zu machen, die bei der Anfertigung

nicht aufrichtig oder aufmerksam genug zu Werke  
gekommen.“

mehr  
man  
rang  
die  
Sorg-  
nem  
preu-

rdres  
n die  
s zu  
i die  
ngen.  
Kb-  
elbst-  
anders  
n; er  
Ange-  
erließ  
dre\*),  
erden

üssen,  
dem  
dem  
üssen,  
dem  
ürger

Gewalt seiner Privilegien und seinen Abelsstolz  
entzaen.

Allein im Uebrigen darf sich kein Soldat  
unterstehen, weß Standes er auch sei, einen der  
geringsten Meiner Bürger zu brusquiren; sie sind  
es, nicht Ich, die die Armee unterhalten, in ihrem  
Brote steht das Heer der Meinen Befehlen an-  
vertrauten Truppen, und Arrest, Cassation und  
Lodesstrafe werden die Folge sein die jeder Contra-  
venient von Meiner unbeweglichen Strenge zu  
erwarten hat. Friedrich Wilhelm.“

So wohl gemeint diese Ordre war, so wenig  
fruchtete sie etwas, denn mit Worten ließen sich  
die Junter nicht zügeln; Friedrich Wilhelm hätte  
wirklich mit Cassation und Lodesstrafe unter sie  
fahren, er hätte sie, wie sein Vorfahr Joachim I.,  
mit eiserner Hand anpacken müssen, denn mit  
Worten waren sie nicht zu bändigen und bei  
Worten blieb es.

Der Uebermuth der Offiziere wuchs mit jedem  
Jahre, er wurde endlich fast unerträglich; ein  
Bürgerlicher erschien den abligen jungen Herren

theilt.

\*) In neuerer Zeit ist die Richtigkeit der Cabinets-  
Ordre in Frage gestellt worden. Viele Jahre lang  
hat man gerade diese königlichen Worte als be-  
zeichnend für den humanen Sinn Friedrich Wil-  
helms glorifizirt, jetzt möchte man sie zu einer Er-  
findung einzelner Schriftsteller machen.

Für die Richtigkeit spricht gewiß, daß der mit den  
Verhältnissen des verstorbenen Königs so genau be-  
kannte Bischof Eplert in seinem berühmten geworde-  
nen Buche über das Leben Friedrich Wilhelms III.  
die Cabinets-Ordre mittheilt.

Corps ausgeführt wurden, voran waren, hatten  
sich lange keinen rohen Spaß gemacht.

In frühern Zeiten waren von ihnen häufig öffentliche Mummereien veranstaltet worden und bei diesen war es lustig zugegangen; man berathschlugte deshalb im Offizier-Corps, wie ein neuer Scherz zur Ausführung gebracht werden könne, und der spätere russische General von Kostiz gab eine Idee an, die allgemeinen Beifall fand: eine Schlittenfahrt durch die belebtesten Straßen Berlins, bei der Luthers mit der Katharina von Bora und den sämtlichen Klosterchwestern, den Genossinnen der früheren Nonne, dargestellt werden sollte; dies würde sich um so leichter machen, als ja die übrigen Nonnen nach Berlin übergesiedelt wären und zwar in das Freudenhaus der Madame Etshern, wo man sie alle zusammen habe.

Der Herr von Kostiz berichtet über den frivolen Schwanz selbst folgendermaßen:

„Ich ließ einen Schlitten auf niedrige Räder setzen und diese mit herabhängendem grauen Tuch bedecken. Vier rüstige Pferde konnten dies Fuhrwerk bequem ziehen.“

Darauf wurden folgende Verhaltensregeln aufgesetzt:

Jeder Theilnehmer stellt 4—6 Vorreiter, alle reich gekleidet, in Sacken mit Gold- und Silbertreffen, wie solches bei großen Schlittenfahrten üblich ist.

Ferner versteht er sich mit einem wohl angepaßten und anständigen Frauenanzug, sowie mit einem Damenattel für sein Pferd.

Aus der Theatergarderobe wird die Tracht Dr. Luthers, sowie seines Famulus und der Katharina von Bora entlehnt oder gekauft.

Desgleichen wird ein Anzug angeschafft, der nach dem gewöhnlichen Hauskleide der Madame Etshern gemacht ist; dazu eine Punschelle und ein Bund Schlüssel.

Alle Offiziere, als Frauen gekleidet, kommen auf ihren Paradeperden, nur derjenige, der Madame Etshern copirt, reitet ein kleines Pferd, Langschwanz, mit aufgesteckten Gelsöhren.

Im Schlitten sitzt Luther mit seinem Famulus, der in der Hand seines Herrn Flöte hält, die lächerlich lang sein muß.

Katharina reitet auf der Britsche, in der einen Hand eine Fackel, in der andern eine Heppetsche haltend.

So lautete das Programm, dem getreulich nachgehandelt ward.

An einem Abende im Monat August sammelten sich sämtliche Theilnehmer in meiner Wohnung, die Offiziere als Frauen gekleidet, Graf Herzberg in der Tracht Luthers, Lieutenant Zietzen in dem Kleide der Etshern, ein Junker vom Regiment als Famulus verummumt.

Ich endlich, der Riesenhafte, stellte die zarte Katharina von Bora vor.

Brachtvoll gekleidete Vorreiter fehlten nicht.

Plötzlich, als alles rasch gerichtet, die Fackeln angekommen waren, brach der Zug in der vorgezeichneten Ordnung, von einem Lichtmeer übergoßen, aus der Charlottenstraße Unter den Linden

heror und bewegte sich in gemäßigter Eile durch die zusammen eilenden Haufen von Zuschauer, die zuerst mit Verwunderung den Glanz des Zuges angafften, dann, wenigstens zum Theil, die Bedeutung der Gestalten erfennend, die Anspielungen belächelten und laut das helle Schaugepränge bejubelten.

Aber bald sprengten Husaren und Polizeidiener zu Pferde heran, die der Gouverneur von Berlin, Feldmarschall Möllendorf, geschickt hatte, um der Poste zu wehren und den Zug aufzuhalten.

Indessen es war solches schon zu spät, die Schaarwache diente nur dazu, die uns hemmenden Haufen der Zuschauer zu lichten und wir durchzogen eine Stunde lang, mit zunehmender Schnelligkeit die Straßen, bis der Zug in sausendem Galopp in eine entlegene Straße sich verlor und die Fackeln verlöschten.“

Der Standal kam zu den Ohren des Königs; dieser befahl eine strenge Untersuchung, denn er war entrüstet über die Verpötlung Luthers und der Katharina von Bora.

Die Untersuchung wurde eingeleitet; was aber kam bei derselben heraus?

Ein Rittmeister von Alvensleben wurde zu einem schlesischen Regimente versetzt, drei andere Offiziere erhielten einige Tage Arrest, die übrigen wurden ohne Strafe entlassen, wie es hieß ihrer Jugend wegen und weil man auf ihre reuige Besserung hoffte. Eine ähnliche Milde wurde den Offizieren bei allen Gelegenheiten gezeigt; da war es denn wohl nicht zu verwundern, daß sie im wüthesten Leben fortfuhren und sich um die berühmte königliche Cabinets-Ordre nicht kümmerten. Mit halben Maßregeln war der Freiheit des Sunterthums nicht entgegen zu wirken.

Auch bei der Beförderung der wissenschaftlichen Bestrebungen in Preußen und Berlin zeigte Friedrich Wilhelm III. dieselbe Halbheit, wie in seiner ganzen übrigen Regierungs-Thätigkeit.

Alles excentrische Wesen, jede Genialität war ihm zuwider, auch hervorragendes Wissen stieß ihn zurück, besonders aber widerstrebten seinem ganzen Wesen die seine Fassungskraft weit übersteigenden Forschungen der philosophischen Schule, welche in Kant, Fichte und Hegel ihre geistreichen Lehrer fand.

Friedrich Wilhelm konnte sich wohl interessiren für eine Verbesserung des Volks-Schulwesens, nicht aber für die höhere Wissenschaft.

Aus welchem Gesichtspunkt er die Jünger der Letztern betrachtete, geht wohl am Besten daraus hervor, daß er am 23. Juli 1798 eine Verordnung erließ, welche gegen die Excesse der Studenten gerichtet war und anbefahl, daß grobe Ruhestörungen, wie Fensterinwerfen, Zweikämpfe u. s. w. nicht mehr wie bisher mit Geldbußen und Relegation, sondern mit Gefängniß und Prügeln bestraft werden sollen; daß Prügelstrafen und wissenschaftliche Freiheit auf einer Universität

geben, soweit diese Thätigkeit die Interessen unserer Stadt direkt berührte.

Wir sehen überall ein rebellisches Wollen, aber auch überall ein zaghaftes unbestimmtes Vorgehen, jenen Mangel an Kraft und Selbstgefühl, der dem Charakter des jungen Königs so eigenthümlich war.

Das Volk von Berlin fühlte die Fehler der neuen Regierung sehr wohl: es erfreute sich

daß schon im Anfang des Jahrhunderts auch in Preußen ein Versuch mit der Deportation gemacht worden ist. Es lautet:

„Publicandum wegen Deportation incorrigibler Verbrecher in die Sibirischen Bergwerke. De Dato Berlin, den 7. Juli 1802.

Um das Eigenthum allerhöchster getreuen Unterthanen gegen die verwegenen Angriffe der Diebe, Räuber, Brandstifter und ähnlicher grober Verbrecher möglichst sicher zu stellen, haben Seine Königliche Majestät von Preußen Unser allergnädigster Herr, zwar die nachdrücklichsten Maßregeln getroffen, solche Bösewichter ergreifen und empfindlich bestrafen zu lassen: Es hat aber die Erfahrung gezeigt, daß hierdurch der beabsichtigte Zweck nicht vollständig erreicht wurde, weil bei der größten Vorsorge, dennoch nicht verhindert werden konnte, daß nicht von Zeit zu Zeit mehrere solcher Verbrecher aus den Strafanstalten entwichen, und von neuem der Schrecken ihrer gutgestimmten Mitbürger geworden wären; und weil eben durch diese Hoffnung einer Möglichkeit, die Freiheit wieder zu erlangen, selbst die Verurtheilung zu lebenswärtiger Strafarbeit in den Augen dieser Bösewichter viel von ihrem Abschreckenden verliert.

Aus diesen Gründen haben Allerhöchst dieselben beschlossen, die in den Strafanstalten befindliche incorrigible Diebe, Räuber, Brandstifter und ähnliche grobe Verbrecher, in einen entfernten Welttheil transportiren zu lassen, um dort zu den härtesten Arbeiten gebraucht zu werden, ohne daß ihnen einige Hoffnung übrig bleibe, jemals wieder in Freiheit zu kommen. Diesem gemäß ist mit dem Russisch-Kaiserlichen Hofe die Vereinbarung getroffen, daß

dergleichen Bösewichter in den im äußersten Sibirien, über Tausend Meilen von der Grenze der Königlichen Staaten belegenen Bergwerken zum Bergbau gebraucht werden sollen,

und es sind hierauf vorerst

Acht und Fünfzig der verdorbensten solcher Verbrecher am 17. Junius d. J. an den Kaiserlich russischen Commandanten zu Narva wirklich abgeliefert, um von dort in die sibirischen Bergwerke transportirt zu werden.

Se. Königliche Majestät werden durch fernere von Zeit zu Zeit zu bewirkende Absendungen solcher Verbrecher, die Eigenthumsrechte der sämtlichen Bewohner ihrer Staaten gegen die Unternehmungen solcher Bösewichter schützen, und lassen daher dieses zur Beruhigung Ihrer gutgestimmten Unterthanen und zur Warnung für Jedermann hierdurch öffentlich bekannt machen.

Signatum Berlin, den 7. Julius 1802.

Auf Er. Königl. Majestät allergnädigsten Special-Befehl.

Graf v. d. Schulenburg. v. Goldbeck."

Wir haben versucht, in Vorstehendem unsern Lesern mit flüchtigen Zügen ein Bild der Regierungsthätigkeit\*) Friedrich Wilhelms III. in den ersten Jahren nach seiner Thronbesteigung zu

\*) Ein Altenstück aus dem Jahre 1802 dürfte, obgleich es nicht die Berliner Geschichte speziell betrifft, für unsere Leser von Interesse sein. Es betrifft die auch in neuerer Zeit oft ventilirte Frage der Deportation schwerer Verbrecher und beweist,



herangezogen und der militärische Samaschendienst, zu dem er als preussischer Prinz verurtheilt war, konnte ihm nicht genügen.

Der König stand ihm fern, beide liebten sich nicht, ihre Naturen waren zu widerstrebend: der König nüchtern, sparsam, einfach; der Prinz, ausschweifend verschwenderisch, genial; zwischen Beiden war an keine Harmonie zu denken, ja man sagt, der König habe seinen schönen Vetter gehaßt, weil er auf ihn eifersüchtig gewesen sei, denn auch die Königin Louise konnte sich der hinreißenden Liebeshwürdigkeit desselben nicht ganz entziehen, wenn sie auch zu sittlich rein war, als daß ein Liebesverhältniß hätte entstehen können.

Sie unterhielt sich gern mit dem Prinzen, der ihr mit unverhehlter Bewunderung seine Huldigungen darbrachte, bis er später eine glühende Leidenschaft für die Schwester der Königin, die reizende Wittve des Prinzen Ludwig faßte.

Diese war, wie wir schon bemerkten, eine Freundin galanter Abenteuer; sie hatte bald nach dem Tode ihres ersten Gemahls an einen zweiten Gatten, den Prinzen Friedrich von Solms-Braunfels, der als Offizier in Berlin stand, vermählt werden müssen.

Auch als Prinzessin von Solms hatte sie vielfache Liebeshaften, die Liebe des Prinzen Louis Ferdinand zu ihr blieb ebenfalls nicht unerwiedert.

Bei dem flatterhaften Prinzen hatte keine Leidenschaft Dauer; er liebte mit stürmischer Gluth, um schnell gesättigt zu werden. Die Zahl seiner Liebeshaften war daher unendlich groß. — Da nannte man ein schönes Fräulein von Schlieben, die Tochter des Ministers Grafen Schulenburg-Kehnert, die reizende Minette, eine Französin Madame Cortabes, eine Madame Karache-Hymon, welche der Prinz ihrem Gatten förmlich abkaufte, die Gräfin Wurowska, die Tochter des Generals Bischofswerder, die liebenswürdige Emilie von Rau und viele Andere.

Auch im Bürgerstande hatte der Prinz manche Geliebte; am meisten zeichnete er die schöne, sanfte Henriette Fromm aus, die Tochter eines Hut-machers, welche ihm zwei Kinder, Louis und Blanche schenkte. Beide sind nach dem Tode des Prinzen unter dem Namen von Wildenbruch in den Adelsstand erhoben worden.

Vor allen andern Geliebten Louis Ferdinands verdient aber erwähnt zu werden die verführerische Madame Pauline Wiesel, die Tochter des Geheimen Raths Cäsar in Berlin, für welche Louis Ferdinand eine glühende Leidenschaft hegte.

Madame Pauline war eine stadtbekannte Person in Berlin. Durch ihre Ercentricitäten, ihren Geist, ihre Schönheit und ihre galanten Abenteuer hatte sie sich einen Ruf nicht der besten Art erworben und es wurde deshalb viel darüber stasballfirt, daß der Prinz gerade sie zur Geliebten wählte.

Im Hause der reizenden Pauline lernte der Prinz eine Dame kennen, welche einen bedeutenden Einfluß auf ihn gewann, die Jüdin Rahel

Levin, auch Robert genannt. Rahel war weder jung (sie war im Jahre 1771 geboren) noch schön, sie war eine Jüdin und trotzdem hat sie durch ihren reichen Geist und durch den Adel ihrer Seele eine bezaubernde Macht ausgeübt nicht nur auf den Prinzen, sondern auf jeden, der ihr nahe. Die größten Geister ihrer Zeit zollten ihr den Tribut der Verehrung; mit den hervorragendsten Gelehrten und Dichtern stand sie in vertrautem Briefwechsel, und ohne Schriftstellerin zu sein, bildete sie doch den Mittelpunkt eines Kreises literarischer Gröhen; sie hat dadurch auf die geistige Entwicklung der Berliner Gesellschaft einen bedeutenden Einfluß geübt.

Rahel wurde im Jahre 1814 die Gattin des weit jüngern unvergeßlichen Barnhagen von Ense, der nach ihrem Tode einen großen Theil ihrer geistreichen Briefe unter dem Titel:

„Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde“ der Deffentlichkeit übergeben hat. In diesem Buche schildert uns Barnhagen seine erste Bekanntschaft mit Rahel folgendermaßen:

„Hier ist nun auch eines persönlichen Erscheinens zu gedenken, dessen erster Eindruck mir in jener Zeit wurde.

Eines Abends, da ich den zum Thee versammelten aus Wieland einiges vorlas, wurde Besuch gemeldet, und bei dem Namen entstand sogleich die Art von Bewegung, welche sich der Erwartung von Ungewöhnlichem und Günstigem verknüpft. Es war Rahel Levin — oder Robert, denn auch den letztern Namen führte sie schon damals.

Oft schon hatte ich sie nennen hören, von den verschiedensten Seiten her, und immer mit einem so besondern Reize der Bezeichnung, daß ich mir dabei nur das außerordentlichste, mit keinem andern zu vergleichende Wesen denken mußte.

Was von ihr insonderheit Graf Lippe und Frau von Boye mir gesagt, deutete auf ein energisches Zusammensein von Geist und Natur in ursprünglichster, reinsten Kraft und Form. Auch wenn man einigen Tadel gegen sie versuchte, mußte ich im Gegentheil oft das größte Lob daraus nehmen.

Man hatte von einer gerade jetzt waltenden Leidenschaft viel gesprochen, die, nach den Erzählungen, an Größe und Erhebung und Unglück alles von Dichtern Besungene übertraf. Ich sah in gespannter Aufregung, den Andern zum Lächeln, dem nahen Eintritt der Angekündigten entgegen.

Es erschien eine leichte, graziose Gestalt, klein aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern, Fuß und Hand auffallend klein; das Anlich, von reichem, schwarzen Haar umflossen, verkündigte geistiges Uebergewicht, die schnellen und doch festen dunkeln Blicke ließen zweifeln, ob sie mehr gäben oder aufnahmen, ein lebender Ausdruck lieb den klaren Gesichtszügen eine sanfte Anmuth. Sie bewegte sich in dunkler Kleidung fast schattenartig, aber frei und sicher, und ihre Begrüßung war so bequem als gütig.

Was mich aber am überraschendsten traf, war die klangvolle, weiche, aus der innersten Seele herausstöhnende Stimme, und das wunderbarste Sprechen, das mir noch vorgekommen war. In leichten, anspruchslosen Äußerungen der eigenhümlichsten Geistesart und Laune verbanden sich Naivetät und Wit, Schärfe und Lieblichkeit, und allem war zugleich eine tiefe Wahrheit wie von Eisen eingegossen, so daß auch der Stärkste gleich fühlte, an dem von ihr Ausgesprochenen nicht so leicht etwas umbiegen oder abbrechen zu können.

Eine wohlthätige Wärme menschlicher Güte und Theilnahme ließ hinwieder auch den Geringssten gern an dieser Gegenwart sich erfreuen. Doch kam dies alles wie schnelle Sonnenblicke hervor, zum völligen Entfallen und Verweilen war diesmal kein Raum.

Kleine Redereien mit Graf Teppe, der kürzlich bei ihr nicht war angenommen worden und deshalb böse thun wollte, erschöpften sich bald; der ganze Besuch war überhaupt nur kurz, und ich wüßte mich eigentlich keines bestimmten Wortes zu erinnern, in welchem etwas ausgeprägt Geistreiches, Paradoxes oder Schlagendes sich zur Bewahrung dargeboten hätte, aber die unwiderstehliche Einwirkung des ganzen Wesens empfand ich tief, und blieb davon so erfüllt, daß ich nach der baldigen Entfernung des merkwürdigen Besuchs einzig von ihm reden und ihm nachsinnen mußte."

Denselben Zauber wie auf Barnhagen übte Rahel auch auf den Prinzen Louis Ferdinand aus. Ob ein Liebes-Verhältniß zwischen Beiden bestanden hat? Im gewöhnlichen Sinne wohl schwerlich.

Hören wir, was Rahel selbst in einem Briefe an ihren Freund Fouqué, den phantastischen Dichter der *Undine*, lange nach dem Tode des Prinzen, am 29. November 1811, geschrieben hat. Sie sagt:

"Auch sollen Sie die Briefe und Billets haben, die ich von Louis konservirt habe: weil Sie sie am meisten lieben werden. Sie aber vermachen sie wieder Ihrem liebsten Verwandten, und so der weiter, und immer der Liebste dem Liebsten. Er ist ein geschichtlicher Mann. Er war die feinste Seele, von beinahe niemand gekannt, wenn auch viel geliebt und viel verkannt. Es ist nicht Eitelkeit, daß ich mich so weit hinüber spielen möchte. Meine ehrenvollsten Briefe sind verbrannt, daß Feinde sie nicht lesen! Denn alles schrieb der Vielverworrere der vertrauten Freundin, oft auf einen Bogen, auf einer Blattseite. —

Mit wahrhaftem Vollgefühl sag' ich Ihnen aber: "Schade, daß meine Briefe an ihn nicht da sind!" Gerne ließ ich der Welt das Stempel, wie wahrhaft man mit einem königlichen Prinzen, der schon vom Ruhme geführt, und doch geliebt war, vertraut sein kann.

Er hat alles, was er schriftlich besaß, — wie ich — vor dem letzten Ausmarsch in Schritte verbrannt, weiß ich vom Major Mollendorf.



für den Charakter des Prinzen Louis Ferdinands auf, dieses Prinzen, der trotz seiner großartigen Fehler während seines Lebens von allen Mitgliedern des königlichen Hauses beim Berliner Volk am beliebtesten war und dem dasselbe nach seinem Helden-Tode das treueste Andenken bewahrt hat

Für die Geschichte unserer Stadt ist das Leben des Prinzen Louis Ferdinands von hoher Bedeutung gewesen, im Guten wie im Schlimmen.

In seinem Hause, sowohl dem in der Friedrichstraße nächst der Weidendammerbrücke, wo er sich gewöhnlich aufhielt, als in der reizenden Villa in Moabit, vereinigten sich die geistreichsten Männer: Friedrich Genß, Wilhelm von Humboldt, der berühmte Geschichtsforscher Johannes v. Müller, Friedrich von Schlegel, der Kapellmeister Duffel und Andere und wenn dort Orgien gefeiert wurden, so fanden doch auch Wissenschaft und Kunst ihre Stätte.

Selbst die Ausschweifungen des Prinzen trugen den Charakter der Venialität und man hat ihn deshalb vielfach nach dem berühmten Athener, dem er in seinem ganzen Sein und Wesen so ähnlich war, den preussischen Alcibiades genannt.

Nach dem Beispiele des Prinzen lebte ein großer Theil des Hofadels, ohne sich um den Widerwillen des Königs gegen Ausschweifungen zu kümmern, nach gewohnter Art. Die skandalösesten Liebesverhältnisse wurden mit cynischer Offenheit betrieben, und der König mußte dies dulden, da selbst die höchsten Staatsbeamten, Männer, deren Dienste er nicht entbehren konnte, wie der berühmte Freiherr von Hardenberg, der spätere Staatskanzler und Fürst, sich ohne Scheu dem sittenlosesten Leben überließen.

Hardenberg hatte mit einer Schauspielerin sehr untergeordneten Ranges, Charlotte Langenthal, geb. Schönemann, schon seit Jahren ein Liebesverhältnis. Obwohl die Schönemann ungebildet war und sogar an körperlichen Ketzen der Gemahlin Hardenbergs weit nachstand, wurde sie doch unbedingte Herrscherin über den geistreichen Staatsmann. Er nahm sie, als er nach Berlin kam, mit hierher; hier lebte sie als seine erklärte Geliebte bei ihm. Nur bei großen, feierlichen Festen blieb sie in ihrem Zimmer, sonst aber war sie die erklärte Gebieterin im Hardenbergischen Hause. Jeder, der etwas von dem hohen Staatsmann wollte, mußte suchen, sich bei der Schönemann, diesen Mädchennamen hatte sie wieder angenommen, beliebt zu machen. Sie empfing einen zahlreichen Kreis von Freunden und Bekannten, von Leuten, welche ihrem Bildungsgrad entsprachen, und diese unwürdige Gesellschaft gewann selbst auf den Minister einen Einfluß, der oft genug schädlich wirkte.

Obgleich Hardenberg häufig selbst unangenehm durch die Zudringlichkeit der Freunde seiner Geliebten berührt wurde, vermochte er sich doch von der Schönemann nicht zu lösen, da seine Leidenschaft für eine Frau, deren Geist dem seinigen so

wenig ebenbürtig war, ihn völlig beherrschte. Dies erscheint um so merkwürdiger, als der Minister zu gleicher Zeit noch viele andere Liebenschaften hatte. — Erst im Jahre 1807 machte Hardenberg diesem Skandal dadurch ein Ende, daß er die Schönemann zum großen Verdruß seiner vornehmen Familie heirathete, ohne aber deshalb seine vielen anderweitigen Liebenschaften einzuschränken. Niemand nahm es damals dem vornehmen Manne übel, daß er eine Schauspielerin öffentlich als Mattresse hielt, daß er sie sogar in sein Haus nahm und neben ihr noch viele andere Mattressen hatte; nur der Einfluß, welchen er den ungebildeten Freunden der Geliebten bei Besetzung von Aemtern gestattete, wurde ihm verargt.

Die beiden widerstrebenden Richtungen, welche am königlichen Hofe herrschten und deren Repräsentanten der König und Prinz Louis Ferdinand waren, verfehlten ihren Einfluß auf die Berliner Gesellschaft nicht; auf der einen Seite jene etwas sentimentale Sittenstrenge, welche sich in der Häuslichkeit des Königs-paares zeigte und welche die Lafontaine'schen Romane und die Kinderbälle in Mode brachte, auf der andern Seite die geniale Ausgelassenheit, die Ausschweifungen und die sittenlosen Liebeshändel des Prinzen.

Es entstand ein merkwürdiger Kampf in der Gesellschaft: Die Wenigen, welche sich in der allgemeinen Verfunkenheit ihre Sittenstrenge bewahrt, aber kaum gewagt hatten, dem großen Strom der Volksmeinung entgegenzutreten, faßten wieder Muth und es war wohl ein Fortschritt zu nennen, daß schon Einzelne sich nicht mehr schämten, ein häusliches Leben zu führen. Diese waren aber eben nur Einzelne, die große Menge der Gesellschaft, besonders der vornehmen Gesellschaft, versank mehr und mehr in die tiefste sittliche Verworfenheit. Die vertrauten Briefe geben uns folgendes abschreckende Bild von dem Berliner Leben in jener Zeit:

„In der Residenz hat man die physischen Genüsse so verfeinert, daß das Leben bei Hofe damit recht grell absticht.

Es giebt hier eine Menge von Leuten aus dem Militair-, Civil- und Handlungsstande, die ein wahres Studium daraus gemacht haben, das Leben zu genießen.

Des Morgens werden die Stallener besucht, die Delicatessen des Auslandes nach den verschiedenen Jahreszeiten recht frisch verschlungen, die feinsten Weine aus den heißen Zonen dabei genossen, um den Magen in Spannung zu erhalten.

Des Mittags nimmt man ein üppiges Mahl bei einem französischen Koch ein, der jedem Gericht eine solche Würze zu geben weiß, daß es nur eine Vorbereitung und Anspannung der Geschmacksnerven für das nächstfolgende ausmacht. Man verweilt dabei so lange, bis es Zeit ist, ins Schauspiel, zu einer Spiel- oder Theeegesellschaft zu gehen.

Im Theater und bei den Thee's bestellt man eine Zusammenkunft mit verliebten Weibern oder spinnt neue Liebesintriguen an; beim Spiel setzt man den höchsten Point aus, um entweder sein Vermögen zu verdoppeln oder zu verlieren. Gegen 10 oder 11 Uhr geht's in die Freudenhäuser oder zum Liebchen.

Die Weiber sind so verdorben, daß selbst vornehme adlige Damen, eine F. v. C. . . . sich zu Kupplerinnen herabwürdigen, junge Weiber und Mädchen von Stande an sich ziehen, um sie zu verführen.

Manche Zirkel von ausschweifenden Weibern von Stande vereinigen sich auch wohl und miethen ein meublirtes Quartier in Compagnie, wohin sie ihre Liebhaber bestellen und ohne Zwang Bacchanale und Orgien feiern, die selbst dem Regenten von Frankreich unbekannt und neu gewesen wären.

Du findest oft in den ersten Freudenhäusern noch wahre Vestalinnen gegen manche vornehme Berliner Dame, die im Publika als Lonangeberin figurirt.

Es giebt vornehme Weiber in Berlin (eine G. K\*\*\*), die sich nicht schämen, im Schauspielhause unter den verworfensten Frauenzimmern zu sitzen, sich hier Galane zu verschaffen und mit ihnen zu Hause zu gehen.

Ich mag Dir dies Bild nicht noch mehr ausmalen, Du würdest nicht glauben, daß es wirklich so ist, und daß meine Phantastie mich täuschte."

Das Bild, welches uns die vertrauten Briefe malen, enthält zwar grelle Farben, aber es ist leider nur zu wahr; die sittliche Verfunkenheit der vornehmen Gesellschaft zeigte sich sogar durch eine Reihe grauenhafter Verbrechen, welche die Kriminal-Gerichte in Thätigkeit setzten.

Da vergiftete ein Baron v. Essen, der in den vornehmsten Zirkeln ein stets gern gesehener Gast war, seinen Freund, um die reiche Wittwe desselben zu heirathen und als nun die Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde, da zeigte sich, daß er ein kühner Abenteurer, Namens Wilster, sei, der im Verdacht noch anderer schwerer Verbrechen stand.

Die Geheime Rätthin Urfinus, eine geborene Barones von Weingarten, wurde plötzlich am 5. März 1803 aus einer glänzenden Gesellschaft heraus verhaftet. Sie saß gerade am Spieltisch bei einer Whistpartie, als ein Diener in das Zimmer trat und ihr meldete, im Vorzimmer ständen Beamte der Polizei und wünschten sie zu sprechen.

Ohne eine Miene zu verziehen stand die Geheime Rätthin auf, legte die Karten weg und bat ihre Mitspieler um Entschuldigung für die kleine Störung; in kurzer Zeit versprach sie zurück zu sein. Aber sie kam nicht wieder. Kaum aus dem Zimmer getreten, wurde sie verhaftet und in das Kriminal-Gefängniß geführt.

Sie hatte versucht, ihren Bedienten Benjamin Klein durch Arsenit zu vergiften. Bei der eingeleiteten Untersuchung stellte sich mit der höchsten

Wahrscheinlichkeit heraus, daß noch drei andere Giftmorde, der des Gatten, eines Liebhabers und einer Tante auf ihrem Gewissen lasteten. Sie leugnete; der Mord des Gatten und des Liebhabers konnte nicht erwiesen werden, wohl aber der Mordversuch gegen den Bedienten und die Vergiftung der Tante. Sie wurde in Folge dessen, da sie nicht gestanden hatte, zu lebenswieriger Festungsstrafe, nicht zum Tode verurtheilt. \*)

Solche Verbrechen waren in der gebildeten Gesellschaft Berlins bisher nicht erhört gewesen, sie bewiesen die tiefe innere Verkommenheit derselben.

Das Vergnügen in seiner sinnlichsten und gemeinsten Ausartung war der Gott der Berliner im Anfange dieses Jahrhunderts; in alle Schichten der Gesellschaft war die Vergnügungssucht tief eingedrungen. Im Sommer wurden Landpartien nach benachbarten Dörfern gemacht, im Winter waren die Wein- und Bierstuben stets gefüllt und mehr noch als diese die berühmtesten Häuser deren es eine ansehnliche Zahl gab. Hier trafen sich die vornehmen Herren vom Hofe, die Beamten und die wohlhabenderen Männer vom Bürgerstande, hier verkehrten sie auf gleichem Fuße. Es fiel gar nicht auf, wenn in solchen Häusern auch Ehemänner sich sehen ließen.

Desto strenger waren die Stände sonst in der Gesellschaft geschieden, nur im Laster und in der Wissenschaft trafen sie sich.

Der Drang nach geselligen Vergnügungen hatte außer den Freimaurerlogen, welche damals in großer Blüthe standen, eine Menge von Privatgesellschaften, Ressourcen genannt, geschaffen. Wer Anspruch auf Bildung machen wollte, mußte Mitglied einer solchen Ressource sein. Die Männer fanden in derselben ihre Spielartie, die Frauen ihre Klatschgesellschaften, das junge Volk hinreichende Gelegenheit zur Anknüpfung von Liebeshändeln, im Winter war für Bälle, im Sommer für andere Vergnügungen hinlänglich gesorgt.

\*) Es erregte im Volk von Berlin eine tiefe Entrüstung, als man erfuhr, daß die Giftmischerin auf der Festung so viel Bequemlichkeiten habe, als nur immer mit der Haft vereint werden konnten; sie hatte ein gut, sogar elegant möblirtes Zimmer, konnte sich eine Gesellschafterin halten, und Besuche empfangen. Später wurde ihr sogar erlaubt, innerhalb der Stadt Glas eine eigene Wohnung zu nehmen und hier lebte sie von ihrem bedeutenden Vermögen als große Dame. Die Honorationen der Stadt schämten sich nicht, die Gesellschaften der Giftmischerin zu besuchen; ein boshafter Spatzvogel benutzte dies einst, um den Lakier Herren und Damen einen Schrecken einzujagen. Bei einer Kaffe-Gesellschaft mißte er unter den beim Bäcker bestellten Kuchen eine Laxanz, in Folge deren die ganze Gesellschaft plötzlich sich unwohl fühlte und nun voll Schrecken glaubte, sie sei von der Urfinus vergiftet worden. Die Giftmischerin ist im hohen Alter eines gottseligen Todes gestorben; sie hat mit vieler Oikulation den größten Theil ihres Vermögens an milde Stiftungen vermachet.

In den Ressourcen wurde auf den Stand meist streng gehalten, das Casino in der Charlottenstraße 31 nahm nur vornehme Adlige als Mitglieder auf. In anderen Ressourcen vereinte sich der höhere Beamtenstand, wieder in andern die niederen Beamten und die Kaufleute.

Ueber das Leben in den Ressourcen giebt uns der Kriegsrath von Cöln folgende Schilderung:

„Ein lächerlicher Brauch mancher Berliner Ressourcen ist der, daß man den Logen das Singen nachmachen will, und sich häufig Versifare aufwerfen, die die infamsten Joten in Reime stellen, welche dann das fidele Publikum nachbrüllt, und sich darüber zu Lode lachen will. Ich könnte solche Ressourcen anführen, ich will aber schweigen. In der Ressource bei Palmier und George kommt so etwas nicht vor, und jeder Fremde, der in diese eingeführt wird, findet eine höchst gebildete Gesellschaft, Spiel, Unterhaltung und Tanz u. s. w. Bei Palmier aber sind die Damen und der Tanz ausgeschlossen; dagegen findet man aber die interessanteste Unterhaltung, ein schönes und geschmackvoll möblirtes Lokal und den Kern der gesitteten rechtlichen Berliner Welt.

„Das Casino in der Charlottenstraße, für den ganz hohen Adel und auswärtige Gesandte u. s. w. geeignet, ist vielen andern zu kostbar und zu steif; dagegen haben die Gensdarmen-Offiziere sich hier nichts weniger als steif betragen, ja wohl sogar leere Champagnerflaschen aus dem Fenster geworfen. Ich glaube sehr gern, daß man in Wien in Privatirkeln die angenehmste, interessanteste Gesellschaft findet, aber das ist doch nicht so allgemein wie in jenen Ressourcen. Man giebt diesen Gesellschaften in Berlin schuld, daß auch hier in der Liebe so mancher Unfug getrieben werde; aber, guter Gott, wo geschieht das nicht in Berlin?“

Das gesellschaftliche Leben der Berliner war auf die Ressourcen nicht beschränkt, in allen wohlhabenden Familien wurde offenes Haus gehalten; Bälle und andere Gesellschaften folgten im Winter in ununterbrochener Reihe; es gehörte so sehr zur Mode, ein gastreiches Haus zu machen, daß sich nicht leicht eine einigermaßen gut situirte Familie dem entziehen konnte.

Der Ton in diesen Privatgesellschaften war naturgemäß ein sehr verschiedener, nach dem Bildungsgrade der Wirthe. Während in manchen vornehmen Häusern die Gesellschaften nur dazu dienten, den Reichthum der Gastgeber durch üppige Mahle und glänzende ausgeschmückte Festfale zu zeigen, während es dort entweder steif und förmlich zuging, oder eine an wilde Ausgelassenheit grenzende Ungenirtheit herrschte, waren doch andere Kreise ausgezeichnet durch die feine in ihnen waltende Sitte, durch die geistreiche Unterhaltung, durch die Vereinigung der bedeutendsten Männer Berlins. Wir erwähnten bereits, daß die Villa des Prinzen Louis Ferdinand in Moabit einen solchen Sammelpunkt abgab. Außerdem aber machten sich noch manche andere vornehme

Männer eine Ehre daraus, in ihren Salons die Größen der Wissenschaft und Kunst zu empfangen.

Carl Ludwig Klose giebt uns in seiner Biographie des Fürsten Hardenberg von diesen Gesellschaftskreisen eine ausgezeichnete Schilderung.

„Eine so ausgezeichnete Gesellschaft von Staatsmännern, namentlich auch von Vertretern der auswärtigen Mächte, hat der Zufall selten in Berlin vereinigt, als es in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts der Fall war. Die Herren von Krüdener und Alopeus, Graf Stadion, General D'Arill, Marquis von Corven und einzelne Gesandte der Höfe zweiten Ranges bildeten einen um so anziehenderen Kreis, je mehr man es sich in demselben angelegen sein ließ, die Last des Hofzwanges, wo sie nicht beseitigt werden konnte, sehr erträglich zu machen, ja reichlich für sie zu entschädigen durch eine geistreiche Heiterkeit, in welcher die Mitglieder jenes Kreises glücklich wetteiferten. Glänzende, schwerfällige Feste wurden von ihnen seltener, als bei den Großen gewöhnlich, veranstaltet, aber die gastlichen Häuser jener Staatsmänner standen jedem gebildeten Eingebornen der höheren Kreise und jedem ausgezeichneten Fremden immer offen, und man vereinigte sich in denselben zu Gesellschaften, frühlichen Scherzspielen und einfachen Gastmahlen, wie dies Alles an den damaligen Höfen noch fast unerhört war. Ueberdies bot auch in einem andern Kreise der Gesellschaft die preussische Hauptstadt damals der ausgezeichneten Erscheinungen nicht wenige dar; er war von Männern gebildet, welche gleichsam als Vertreter jenes Geistes der Klarheit angesehen werden konnten, welche die zweite Hälfte des eben abgelaufenen Jahrhunderts erleuchtet, den Ruhm der Regierung Friedrich des Einzigen erhöht und die tief und weit dringende Wirksamkeit eines Lessing und Moses Mendelssohn hervorgerufen hatte. Die Geschichte des deutschen Schriftthums bewahrt die Namen fast aller Männer dieses Kreises, und welche sie nennt, nennt sie beinahe ausnahmslos mit großer Achtung, obwohl die Gebiete der geistigen Wirksamkeit der Einzelnen zum Theil sehr verschieden waren. Wir können hierher einerseits Wilhelm und Alexander von Humboldt, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Ancillon, Fichte, Kiefewetter, Gufeland, Gustav von Brinmann, andererseits Chamisso, Barnhagen von Ense, Theremin, Neander, Wilhelm Neumann und Hibig rechnen, und es bedarf dabei so wenig der Bemerkung, daß keine bestimmte Grenzlinie beide Reihen denkwürdiger Männer im geselligen Verkehr von einander schiebe, als daß Mehrere in ihren eigensten, geistigen Bestrebungen und im Berufe dem Kreise der Staatsmänner nicht im geringsten fremder waren, als dem der Gelehrten. Unerwähnt darf aber nicht bleiben, daß außer den beidennannten Hauptkreisen der Gesellschaft noch ein dritter einen angenehmen Heerd der Geselligkeit bildete, welchem gern auch die Geistreichsten sich anschließen mochten. Man fand ihn in den Häusern einiger wohlhabender Bürgerfamilien, nament-

lich in denen des Buchhändlers Sander und des Banquiers Ibig, und es wird immer mit Recht als ein erfreuliches Zeichen jener Zeit angesehen werden können, daß eine Frau dieses Kreises, die gefeierte Rahel, nachmals die Gattin Varnhagen's in so vorzüglichem Grade, als es bekanntlich der Fall gewesen ist, die Achtung und Zuneigung der Besten und Einflüchtigsten aller Stände genossen hat."

Zu den Bürgerhäusern, in denen die angesehensten Künstler stets gastliche Aufnahme fanden, gehörte bis zum Beginn des Krieges im Jahre 1806 auch das Haus des Buchdruckers und Musikalienhändlers Kellstab. Alle vierzehn Tage Sonntags fand im Kellstab'schen Hause ein großes Concert mit vollem Orchester statt, die größten musikalischen Meisterwerke wurden hier von den tüchtigsten Künstlern aufgeführt. Diese Künstler selbst, sowie die Liebhaber und Gönner der Musik in Berlin waren stets gern gesehene Gäste bei den Concerten, sie wurden von dem gastfreien Kellstab, wenn auch nicht mit Luxus, doch freigebig bewirthet.

Die Gesel  
Künstler verk  
Berlins, denn  
nigstens die  
fittlichen Verborbenheit doch den Sinn für Wissen-  
schaft und  
geworden, f  
wer irgend  
einnehmen  
die neueste  
Kunst.

Gelehrte und  
n beliebtesten  
atten sich  
ihrer tiefen

Er sagt:

"Sean Paul wohnte in Berlin von Ende Juni (1800), bei dem Buchhändler Unter der Stech Professor Moritz, verstorben.") In einem unterm 13. Juni an

\*) Der mit Gbthe befreundete Verfasser des "Anton Reiser" und der "Götterlehre" galt in Berlin als ein Original; er war das Urbild des Rokokue'schen Lustspiels „Bruder Moritz, der Son-

Otto gerichteten Schreiben sagt der Dichter: „Berlin warf mir ein oder ein paar Universa an den Kopf. Seit zwei ein drittel Woche sitz' ich hier und muß noch die folgende bleiben, weil Iffland meinetwegen den Wallenstein geben will. Noch in keiner Stadt wurde ich mit dieser Idolatrie aufgenommen und von einem solchen Heere. Bei Magdorff logire ich köstlich; seidene Stühle, Wachslichter, Erforscher jedes Wunsches, vier Zimmer zum Gebrauch. Der gelehrte Consistorial-Rath Böllner und achtzig Menschen in der York-Loge zusammen meinetwegen — Männer, Frauen und Töchter des Gelehrtenkreises. Viel Haare erbeutete ich — ein Uhrband von dreier Schwester Haar, und viele gab mein eigener Scheitel her, so daß ich eben sowohl von dem leben wollte, wenn ich's verhandelte, was auf meiner Stirnhaare wächst, als was unter ihr. . . Die herrliche Königin (Luise) lud' mich brieflich nach Sanssouci ein, und ich aß bei ihr; sie zeigte mir Alles um dasselbe. Ich war öfters bei dem höchst gebildeten Minister von Alvensleben — endlich überall. Der Ton an der Hofafel war leicht und gut, und bei Alvensleben sprach man so frei wie auf diesem Blatt. Nur in Berlin ist Freiheit und Geseß, bei Gott!" Und folgenden Tages schreibt er an Gleim in Halberstadt: „Noch immer leb' ich in diesem architectonischen Universum, das mich so einnimmt, daß ich es vielleicht im Winter beziehen werde. Diesem glänzenden Suvvel fehlt nur die Fassung — eine schöne Gegend. . . In keiner deutschen Stadt ist die Achtung für das Geseß, worin allein Freiheit besteht, sogar beim König größer als hier. Ich sprach und aß in Sanssouci mit der gekrönten Aphrodite, deren Sprache und Umgang eben so reizend ist, als ihre edle Musengestalt. Sie stieg mit mir überall auf der heiligen Stätte herum, wo der große Geist des Erbauers Europa und — sich beherrscht hatte. Geheiligt und gerührt stand ich in diesem Tempel des aufgestiegenen Adlers. Die Königin selbst verehrt Friedrich so sehr, daß sie sagte, durch ihre Gegenwart würde diese Stelle entweiht — was wohl Niemand zugiebt, der Augen hat für — ihre. Sie nahm meine Dedication (des „Titan“) und den Brief dabei mit vieler Freude auf. An der Tafel herrschte Unbefangenheit und Scherz."

derling". Nachdem er sich eine Equipage angeschafft, „weil seine Füße nicht mehr fort wollten", sah Ludwig Tieck dieselbe eines Tages mitten auf dem Straßenbamm stehen, während der Kutscher unweit davon auf der steinernen Bank eines Hauses saß. Die Frage, ob dem Fuhrwerk ein Unfall passirt sei, beantwortete der Kutscher dahin: der Herr Professor habe ihm befohlen, hier anzuhalten, weil er ein wenig im Wagen schlafen wolle. Aber ungeachtet seiner Grillen war Moritz eine geistvolle, anregende Persönlichkeit.

### Behntes Kapitel.

Berliner Buchhandel. — Zeitungen. — Beobachter an der Spree. — Censur. — Inhalt der Vossischen Zeitung. — Das Schauspiel. Kogebue. — Die Künste. — Bauwerke.

Theodor Heinsius, ebenso die Zeitschrift Romus oder der Freund des Scherzes und der Laune.

Daß die Zahl der Zeitungen trotz des mehr und mehr in Berlin um sich greifenden Lesebedürfnisses eine so geringe blieb, lag an den drückenden Beschränkungen der Censur.

„Es darf in Berlin kein Blatt, selbst kein Hochzeitsgedicht oder Catalog gedruckt werden, welches nicht vorher die Censur passiert; aber in ganz Europa ist es bekannt, welche billige Grundsätze der Staat hierbei aufgestellt hat, und wie freimüthig jeder Schriftsteller hier schreiben kann. Mit Recht darf aber nichts gegen den Staat, gegen die Religion und keine Pasquille gedruckt werden. Die Fächer der Gelehrsamkeit sind unter mehrere Censoren vertheilt, und die Buchdrucker sind verpflichtet nichts abzudrucken, was nicht einer von diesen mit dem Imprimatur versehen hat. Für den gedruckten Bogen werden an den Censor 2 Gr. gezahlt. Auch die Kupferstiche müssen vor dem Ausgeben die Censur passieren.“

So schildert uns Gaedike\*) die Censur; hätte er sich mit härteren Worten über die Beschränkungen der Preßfreiheit ausgesprochen, so würden diese eben vom Censor gestrichen worden sein.

Die Censur war drückend und streng genug, wenn auch die Lobpreiser des preussischen Regiments über ihre Milde nicht Worte genug finden konnten. Das zeigen uns die Zeitungen aus dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, sie enthalten über die innern Verhältnisse Preußens fast nichts als die Bekanntmachungen der Behörden, oder hier und da einige sehr bescheidene und wohlmeinende Reflexionen; jeder Tadel der Regierung wurde unbarmherzig vom Censor gestrichen.

Wer sich ein Licht über die Mängel der preussischen Staatsverwaltung verschaffen wollte, der konnte Berliner Zeitungen nicht lesen, er mußte versuchen, sich auswärtige Blätter zu verschaffen und dies war schwer genug.

Es ist trotzdem nicht uninteressant, einen Blick auf die damaligen Zeitungen zu werfen, die Klatschgeschichten des Berliner Beobachter zu verfolgen, oder auch an den magern Inhalt der Spenerschen und Vossischen Zeitung den Maßstab anzulegen, nach welchem heut ein Tagesblatt beurtheilt wird.

Wir finden zuerst in der Vossischen Zeitung obrigkeitliche Bekanntmachungen und offizielle Berichte über hohe Festlichkeiten, über das Empfangen irgend einer Deputation, über die Ankunft oder Abreise von Fürsten, Gesandten u. s. w. Damit sind die Berliner Nachrichten geschlossen; von

\*) Verken von Berlin und der umliegenden Gegend. Enthaltend alles Merkwürdige und Wissenswerthe von dieser Königstadt und deren Gegend. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde von Johann Christian Gaedike, herzoglich Sachsen-Weimarschen Commissionsrathe. Berlin 1806 bei den Gebr. Gaedike.

Leitartikeln, welche heute jedes Zeitungsbblatt enthalten muß, ist keine Rede.

Dann kommen die Nachrichten aus den Provinzen, nicht weniger dürftig als die von Berlin, ihnen folgt die Darstellung der Kriegsereignisse, ganz im Sinne der gerade in den höheren Regionen herrschenden Strömung geschrieben.

Die vermischten Nachrichten enthalten allerdings wunderbare Ereignisse aus fernen Ländern. Von größerer Bedeutung sind die wissenschaftlichen und Kunstnachrichten, sie geben ein ziemlich ausführliches Bild der wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen jener Zeit und besonders hatten die in keiner Nummer fehlenden Theater- und Concert-Recensionen oft einen wirklichen Werth; manche derselben möchten noch heute mustergiltig erscheinen.

Den Recensionen folgten fast in jeder Nummer Gedichte und Räthsel meist untergeordneten Werths; sie waren berechnet auf den Geschmack der großen Menge, der noch sehr wenig geläutert war. Wenn auch Göthe und Schiller, Lessing und andere Meister sich bemüht hatten, die deutsche Literatur von der Geschmacklosigkeit des Pöpsthums zu befreien, so dauerte doch gerade damals der geistige Kampf um dasselbe fort und das Publicum wollte durchaus seiner früheren Liebhaberei nicht entsagen. Kleine Scherzchen in Versen, womöglich etwas obsöcenen Inhalts waren die literarische Lieblingskost der Menge und eine Zeitung, welche Abnehmer finden wollte, mußte sich bequemen, sie aufzunehmen. Einige kleine Gedichte der Bossischen Zeitung, welche ihrer Zeit großen Beifall fanden, werden unsern Lesern ein Bild des damaligen Berliner Geschmacks geben.

In Gegenwart von Crebillon dem Jüngern  
Sprach einst der Vater Crebillon:

„Oh, meiner Werke zwei (und zählet an den Fingern)  
Muß ich mich schämen: eins, mein Kerkes; zwei,  
mein Sohn.“ —

„Beruhigen Sie sich“, versetzt mit schlauen Mienen  
Der Sohn: „von Beiden heißt's, sie wären nicht  
von Ihnen.“

Ein Säufer fiel auf einen Düngerhaufen,  
Und war von Kopf bis Fuß wie — — Dünger  
anzusehn.

Sein Nachbar findet ihn: „Sie müssen, Freund,  
nicht saufen!“

Der Trunkene versetzt: „Ich mußte, Freund, nicht  
gehn!“

Wand,  
Bachen,  
einen derben  
ernst, todt-  
err! ach laßt

(So stammelt er) ich dachte, gnäd'ger Herr,  
Es wäre Georg.“ — Und wenn es George wär,  
(Versetzt Lürenne, und reißt sich die Stelle) wer  
dieß Dich so übermächtig schlagen?“

Den Gedichten und Räthseln folgten in der Bossischen Zeitung die Course und demnächst die Anzeigen. Der ganze politische Inhalt der nur dreimal in der Woche erscheinenden Zeitung wurde abgethan auf 4 bis 5 Seiten des sehr kleinen Formats, der übrige Theil, besonders die Inserate, füllten wohl 10 bis 12 Seiten.

Der bedeutende Raum, welchen die Zeitungen den Recensionen über das Theater widmeten, giebt uns schon einen Beweis für die Bedeutung, welche die Bühne damals in Berlin hatte, sie feierte unter der trefflichen Direction Ifflands ihr goldenes Zeitalter.

Die besten Schauspieler bildeten in Berlin ein Ensemble, wie es kaum besser gewünscht werden konnte. Die Herren Beshort, Bessel, Bethmann, Eunide, Franz, Gern, Lemm, Rühlking, Unzelmann und die Damen Beshort, Bethmann, Döbbelin Eunide, Schid waren Künstler und Künstlerinnen meist ersten Ranges, welche von dem Meister in der Direction stets an die rechte Stelle gestellt wurden.

Iffland war nach besser Kraft bestrebt, durch klassische Stücke den Geschmack des Publicums zu veredeln und das Theater zur wahren Volks-Bildungsschule zu machen, aber auch er konnte sich der Strömung nicht ganz entziehen. Wollte er seine Künstler nicht vor leeren Bänken spielen lassen, dann mußte er der Bosse Raum gewähren und vor Allem Kogebues Stücke zur Aufführung bringen, denn dies verlangte die Geschmacklosigkeit der Zeit gebieterisch.

Kogebue beherrschte die damalige Bühne mehr als jemals ein Schriftsteller vor oder nach ihm. Kellstab giebt uns treffend die Ursache an, welche den damals so gefeierten Schriftsteller zu seiner Macht erhob.

„Es war das Geschick, eine äußerliche Spannung zu unterhalten, die Lustspiele mit wohlfeilem aber allverständlichem Wiß, die ernstesten Dramen mit ebenso allzugänglichen Gemeinplätzen im Ausdruck edler, rührender Gefinnungen zu würzen, ferner die Gewandtheit mannigfaltige, äußerlich gezeichnete Figuren leicht hinzustellen, die im ersten Augenblick, und bei flacher Auffassung für Charaktere gelten. — Alles das und Manches Andere, worauf hier nicht näher einzugehen ist, mußte ihm die Herrschaft sichern. Er war das größte Talent im Gebiete der Flachheit.“

Schon damals urtheilten die wahrhaft Gebildeten, die edleren Naturen hart über den berühmten Theaterdichter. So sagt Schleiermacher in einem Briefe vom 28. Januar 1809 an Henriette von Willich:

— — — Seit undenklich langer Zeit bin ich zum ersten Male einmal wieder im Theater gewesen, Nanni wollte so gern einmal hingehen. Nun erfuhr ich, daß ein ziemlich neues Stück von Kogebue sollte gegeben werden, worin Iffland

und die Bethmann sehr schön spielen sollten. Wüßte ich, daß Du das Stück gelesen hättest, so sag' ich etwas darüber. Der Kogebue ist doch ein niederträchtiger Kerl. Er hat auch nicht die mindeste Vorstellung von wahrer Sittlichkeit und selbst, wo er edlere Charaktere aufstellen will, verdirbt er sie auf die gemeinste, eitelhafteste Art, und man schämt sich ordentlich und ärgert sich, wenn man sich bei einzelnen Situationen rühren läßt, was mir ehrlichem Hunde doch hie und da begegnet."

Solche Urtheile über Kogebue, wie das Schleiermachers, waren in jener Zeit selten, die große Menge war entzückt von den seichten Stücken und diese bildeten daher den wesentlichsten Inhalt des Repertoirs, sie errangen größeren Beifall als die Meisterwerke Shakespeares, Schillers, Göthes und Lessings.

Auf fast gleicher Höhe als das Schauspiel stand die Oper, welche ebenfalls trefflich besetzt war, die Meisterkräfte der Tonkunst wurden von den tüchtigsten Kräften vorzüglich dargestellt. In der Zeit des Carnevals bot auch die italienische Oper dem Publikum einen nennenswerthen Kunstgenuß und in der Sing-Academie, welche durch Fasch im Jahre 1791 begründet worden war, um die geistliche Musik in Aufnahme zu bringen, wurde unter Zellers Direction für Kirchenmusik Ausgezeichnetes geleistet.

So lebendig der Sinn der Berliner für die künstlerischen Bestrebungen auch in den bildenden Künsten war, so fehlte es doch an großen Meistern, an denen ja jene Zeit überhaupt arm war.

Nur in der Bildhauerkunst zeichneten sich Schadow und der junge Rauch aus, bedeutendere Maler dagegen fehlten. Als Kupferstecher sind Berger, Chodowicki und Meil zu nennen, als ein bedeutender Holzschneider Unger. Auch großartige Bauwerke sind im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts nur wenige geschaffen worden.

Friedrich Wilhelm war sparsam; er glaubte nicht ungeheure Summen für die Vergrößerung seiner Residenz opfern zu dürfen, obwohl ihm Sinn und Lust dazu nicht fehlten. Er folgte daher wohl den Geboten der Nothwendigkeit und den Forderungen der Nützlichkeit, aber nur hier und da gab er dem Wunsche, die Stadt zu verschönern, nach.

Von größern Gebäuden, welche in jener Zeit gebaut wurden, nennen wir zuerst die Charité, deren Ausbau von Friedrich Wilhelm III. vollendet wurde. Ein großartiges Krankenhaus war für die gewaltig heranwachsende Stadt ein unabweisliches Bedürfnis; dieses wurde durch den Ausbau der Charité erfüllt. Der Zweck, die Armen-Kranken aufzunehmen und der, ein Lehr-Institut für Aerzte und Wundärzte zu begründen, wurde im gleichen Maße erreicht.

Im Jahre 1800 baute der Professor und Bau-Inspektor Genz an Stelle des abgebrannten Werderschen Rathhauses am Werderschen Markt die neue Münze; das Gebäude wurde sowohl zur Münze als für die mineralogischen Sammlungen

bestimmt und sollte zu gleicher Zeit als Bau-Academie dienen. Das rings herumlaufende, in Sandstein gearbeitete und bronzirte Relief war von Schadow angegeben.

Im Jahre 1801 erhielt der Baumeister Beyer, welcher sich schon durch die Erbauung mehrerer ansehnlicher Privatgebäude einen tüchtigen Ruf erworben hatte, von der Berliner Kaufmannschaft den Auftrag, am Lustgarten eine Börse zu erbauen; diese wurde im Jahre 1802 vollendet und 1805 feierlich eingeweiht.

1801—1802 wurde die Umgebung der Stadt mit einer massiven Mauer an denjenigen Stellen, wo noch Pallisaden standen, vollendet. Die alten Thore wurden zum Theil weiter hinausgerückt, das Prenzlauer-, Neue Königs-, Landsberger-, Frankfurter- und Stralauer Thor neu aufgebaut.

Vom Jahre 1800—1802 ließ der König Ställe und Kasernen für die reitende Artillerie in der Friedrichstraße, nahe am Dranienburger-Thore erbauen; die Kaserne erhielt die sinnreiche Inschrift: "reitende Artillerie-Kaserne".

In derselben Zeit wurde ein anderes, großartigeres Gebäude vollendet, das deutsche Schauspielhaus, welches Friedrich Wilhelm III. von Langhans erbauen ließ. Das frühere französische Schauspielhaus konnte die große Zahl der Schaulustigen nicht mehr fassen, ein größerer Kunsttempel war zur Nothwendigkeit geworden.\*

Das Schauspielhaus wurde am 1. Januar 1802 durch einen Prolog des Theaterdichters Herklotz, welchen Jffland sprach, eröffnet. Das erste Stück, welches man gab, war: "die Kreuzfahrer" von Kogebue, der König und die Königin wohnten der Vorstellung bei.

In den Jahren 1803 und 1804 wurde das baufällig gewordene Friedrich-Wilhelms-Gymnasium an der Koch- und Friedrichsstraßen-Ecke auf königliche Kosten neu aufgebaut, auch das städtische Friedrichswerdersche Gymnasium erhielt neue Räumlichkeiten, indem es durch den Magistrat nach dem Fürstenhause verlegt wurde.

Zu den größten Bauten jener Zeit gehört die Errichtung der königlichen Ritter-Academie in der Breiten-Straße 32—34 im Jahre 1805.

\*) Dieses Schauspielhaus ist im Jahre 1817 abgebrannt.

## Elftes Kapitel.

Eine Wanderung durch Berlin im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. — Das Brandenburger Thor. — Der Thiergarten. — Die Lindenpromenade. — Der Opernplatz und Lustgarten. — Die lange Brücke. — Das Badehaus. — Die Königsstraße. — Die Königs-Vorstadt. — Das Bernauer Thor. — Eine Wanderung um die Ringmauer Berlins. — Getreidefelder in der Stadt. — Das Familienhaus. — Der schlesische Busch. — Das Köpnicer Feld. — Vor dem Halleschen Thor. — Die Friedrichsstädtische Vorstadt. — Exercirplatz und Unterbaum. — Wiesen und Sumpf in Berlin. — Das Voigtland.

Das erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts war für den Wachsthum der werdenden Großstadt Berlin nicht günstig, Berlin vermehrte sich weder an Einwohnerzahl, in den unglücklichen Kriegsjahren verminderte sich diese sogar, noch wuchs es im Umfang. Diese kurze Zeit des Stillstandes bietet uns eine willkommene Gelegenheit zu einem Gesamtüberblick der Stadt, wie sie sich damals dem Beschauer zeigte, und zu einer Vergleichung mit der Gegenwart.

Die volkreichen Vorstädte, welche heut rings die eigentliche Stadt umgürten und theils der Sitz einer reichen Fabrikthätigkeit sind, theils in palastähnlichen Häuserreihen den bevorzugten Klassen der Gesellschaft, welche das unruhige, geräuschvolle Treiben der inneren Stadt stehen, elegante Wohnungen bieten, existirten damals noch nicht; die Stadtmauer begrenzte fast überall Berlin, und selbst innerhalb der Thore gab es noch große Flächen, welche entweder als Ackerland oder auch als Wiesen und Gärten benutzt wurden. Weniger als 200,000 Menschen\*) hatten mehr als genügenden Raum innerhalb der Mauer, sie waren nicht genöthigt, sich vor den Thoren anzufesteln, auch nicht bis in die Lüfte hinein zu bauen. Zwei, höchstens dreistöckige Häuser genühten ihnen. Vier Treppen hoch belegene Wohnungen kannte man kaum und nur wenige gab es, zu denen man drei Treppen hoch emporklettern mußte.

Wir wollen versuchen, uns ein, wenn auch nur flüchtiges, Bild von der Ausdehnung Berlins im Anfange dieses Jahrhunderts zu machen, indem wir die Stadt durchwandern und sie demnächst auch umkreisen; Reimann's im Jahre 1807 erschienener Grundriß von Berlin und

\*) Die Einwohnerschaft Berlins betrug:

im Jahre	1800 172,023,	darunter Civilbevölkerung	138,799.
	1804 182,157,	" "	156,661.
	1806	nur	155,000.
	1808	" "	145,941.
	1811 169,763,	darunter	157,696.
	1816 197,721,	" "	182,001.
	1819 201,138,	" "	184,482.

Gaebide's 1806 herausgekommenes Lexikon von Berlin sollen uns auf dem Wege leiten.

Die Wanderung beginnen wir am Brandenburger Thor, dem herrlichen unter der Regierung König Friedrich Wilhelm II. von Langhans im Jahre 1789 begonnenen und 1793 beendeten Bauwerk, dessen Plattform durch die von Shadow modellirte, von Furr in Kupfer getriebene Victoria geziert wurde. Nicht lange mehr sollte der herrliche Schmutz, der Stolz der Berliner, das Thor krönen, die Franzosen nahmen ihn fort und führten ihn als Siegesbeute nach Frankreich.

Blicken wir, ehe wir unsere Wanderung beginnen, zurück. Zur Seite des Thores halten lange Reihen offener Wagen, bestimmt, die vergnügungslustigen Berliner auf der breiten, schönen Chaussee für zwei Groschen à Person nach Charlottenburg zu fahren. Die Fahrt durch den Thiergarten war damals vielleicht noch mehr als heut eine Lieblingslustbarkeit der Bürger; bei schönem Wetter, besonders Sonntags, war kaum ein Platz in den Wagen zu finden; auch strömten aus dem Thore Tausende von Fußgängern, welche theils nach Charlottenburg wanderten, — unterwegs ruheten sie bei den Puppen (dem großen Stern), einem mit 16 Statuen geschmückten Platz, aus, — theils die zahlreichen Kaffeegärten zum Ziel hatten. Der Hofsäger, Kemper's Garten, die Zelte (vier kleine Häuser mit Lauben-Gärten an der Spree) waren Lieblingsplätze.

Der Thiergarten selbst wurde nur in den vordersten Partien zahlreich von Spaziergängern besucht, weniger im Walde; in diesem wurde es immer einsamer und stiller, je weiter man in ihn drang. Kellstab giebt uns aus seinen Jugenderinnerungen folgende anziehende Schilderung des Thiergartens jener Zeit:

„Der Wald bot große Strecken dar, wo Alles dem freien Wuchs überlassen war. Außer der Straße nach Charlottenburg gab es keinen einzigen haussirten Weg in demselben, sondern nur tiefe Sandwege durchkreuzten ihn. Daher sah man selbst in den größeren Alleen verhältnißmäßig wenig Wagen, die sich in langsamer Schwereffigkeit dahin bewegten. Einzelne Theile trugen allerdings den heutigen Charakter, den eines englischen Gartens. Den an der Louiseinsel nannte man „die englischen Partien“; aber ihr Raum beschränkte sich auf wenige hundert Schritte der Breite und Tiefe, und nur bei der Rousseau-Insel fand sich noch eine ähnliche Anlage. Weiter hinein war der Wald, die großen Fahrwege, die ihn als breite Gefelle durchschnitten, abgerechnet, so gut wie unberührt von der Cultur, zufällig gebildete Fußsteige kreuzten ihn. Die Erdbeeren lieferten eine ergiebige Ausbeute, auch waren ganze Strecken mit wildem Himbeergebüsch bewachsen. Wenn ich den Thiergarten jetzt betrachte, so grenzt es an's Unglaubliche für mich, daß er förmliche Wildnisse gehabt habe, wo die Himbeerräucher zwischen den getappten Elsbüschen auf



schmäler Gang, der einige Häuser weiter stromabwärts bei dem Holzmarkt und Schlachthaus vorbei zur Judenbrücke führte.

Bei der Neustädtischen Kirchstraße, Friedrichstraße, Charlotten- und Stallstraße, heut Universitätsstraße, vorbei gelangen wir auf den Platz am Opernhause und überschreiten den damals noch zu beiden Seiten offenen, ziemlich breiten Graben auf der Opernbrücke. Links liegt uns die ziemlich unansehnliche Artilleriewache und das Zeughaus, rechts das Palais des Prinzen Ludwig und das des Königs Friedrich Wilhelm III., welche beide durch die Oberwallstraße getrennt, noch nicht durch einen Ueberbau verbunden waren, sowie die Commandantur.

Ueber die Hundebücke, heutige Schloßbrücke, eine hölzerne Zugbrücke, wandern wir nach dem Lustgarten, einem großen mit Rasen bewachsenen Platz, der mit hohen Pappeln und Kastanienbäumen umsäumt war. Das Betreten desselben war streng verboten, denn die Grasnutzungen gehörten der Commandantur. Nur im Frühjahr litt der Rasen etwas, weil dann der Platz zum Exercieren benutzt wurde. Auf dem Lustgarten stand die im Jahre 1800 von Schadow vollendete Bildsäule des alten Dessauer, welche später nach dem Wilhelmsplatz veretzt worden ist. —

Da wo heut das Museum sich erhebt, verband ein breiter Graben die beiden Spreearme, über ihn führte die Pommeranzenbrücke nach dem ehemaligen Pommeranzenhaus, damals dem neuen Pächthofe, der spätern Gesundheitsgeschirr-Niederlage.

Vom Lustgarten wandern wir die Schloßfreiheit entlang, das Schloß lassen wir links, die Stechbahn, welche damals durch ihre Verkaufsläden glänzte, rechts liegen. Ueber den Schloßplatz kommen wir zur langen, heutigen Churfürstenbrücke.

Links von uns im Wasser liegt das Badehaus auf der Spree an der langen Brücke, der Stolz der Berliner. Der würdige Commissionsrath Gädicke beschreibet es folgendermaßen:

Es ist 1802 unter der Direction des Stadtphysikus Herrn Dr. Welper erbaut worden, wobei der König denselben durch ein Gnadengeschenk von dem Werthe der Baumaterialien unterstützt hat. Kenner versichern, daß eine ähnliche Anstalt weder in London noch in Paris vorhanden sei, die der hiesigen an äußerer Schönheit, an zweckmäßiger innerer Einrichtung und an Bequemlichkeit für die Badenden gleichkomme. Es kann darinnen das ganze Jahr hindurch sowohl in abgeordneten Zimmern für Herren und Damen warm, als auch in Senkbädern unmittelbar im Spreestrom kalt gebadet werden. Die warmen Bäder sind ihrer innern mehr oder weniger bequemen und kostbaren Einrichtung zufolge in 4 Klassen, zu 8, 12, 16 Gr., und 1 Thlr. eingetheilt. Ein kaltes Bad im Spreestrom kostet 4 Gr. in Gesellschaft Mehrerer 2 Gr. Bei warmen Bädern wird dem Badenden eine Stunde, bei kalten eine halbe Stunde zugestanden. Bestellungen

auf Bäder zu einer bestimmten Zeit werden beständig angenommen. Außer diesen einfachen Bädern werden mehrere Arten künstlicher Bäder verfertigt, nämlich Seifen-, Asten-, See-, Schwefel- und Stahl-Bäder und aromatische Tropfbäder, für welche die Ingrebienzien besonders vergütet werden. Für alle nöthige Bequemlichkeit, Bedienung und Erfrischungen ist auf das Beste gesorgt."

Wir ersehen aus Gädick's Schilderung, daß das Baden in jener Zeit ein keineswegs billiges Vergnügen war.

Wir verfolgen die Königsstraße, den Hauptverkehrsweg der Residenz, in jener wie in heutiger Zeit ausgezeichnet durch das rege Leben, durch die vielen Läden und die glänzenden Handelsgeschäfte; links bleibt uns die Post, rechts das alte graue Rathhaus liegen. Schon damals sah es mit seinen vorpringenden Ecken, seiner unregelmäßigen Façade recht alterthümlich, aber gar nicht schön aus.

Ueber die Königsbrücke gelangen wir in die Königsvorstadt, so wurde der jenseit der Brücke belegene Stadttheil, obwohl er innerhalb der Ringmauer lag, genannt. Auch zwei andere Stadtviertel, welche ebenfalls innerhalb der Mauer gelegen waren, trugen den Namen von Vorstädten, die Spandauer und Stralauer Vorstadt.

Ueber den als Exercirplatz viel benutzten Alexanderplatz, von dem sich nach rechts und links die „auf der contre-escarpe“ genannte Straße (Alexanderstraße) abzweigte, gelangen wir durch die Bernauer Straße zum Bernauer Thor (Neue Königsstraße und Neues Königsthor. Bis zur Neuen Schützenstraße (dem nach dem Schützenhaus genannten, zwischen der Prenzlauer und Bernauer Straße belegenen Theil der heutigen Erlenstraße) zogen sich die Häuserreihen ununterbrochen fort; hinter denselben bis zum Thor aber standen nur noch einzelne Gebäude, am Thor selbst breiteten sich zu beiden Seiten der Straße innerhalb der Mauer Weinberge aus.

Um die Ausdehnung Berlins kennen zu lernen, müssen wir weiter. Wir verfolgen den Weg längs der Mauer um die Stadt herum. Vom Bernauer am Landsberger und Frankfurter Thor vorbei, führt uns die Communication bis zum Oberbaum fortwährend an Getreidefeldern, nur hier und da an Gärten vorüber. Die Gollnow- und Erlenstraße (heute Weberstraße) bilden bis zu den Frankfurter Linden die Grenze des Anbaues. In den Frankfurter Linden selbst standen nur einzelne Häuser.

Vor dem Thore begann die Chaussee nach Frankfurt a. D., eine der wenigen Chausseen, durch welche Berlin mit Nachbarstädten verbunden war. An derselben lagen die Neue Welt, ein Vergnügungslotal, und das Schläßchen, eine Meierei, die letztere mitten zwischen sumpfigen Wiesen.

Der große Stadttheil zwischen der Frankfurterstraße und Spree war noch wenig angebaut; in der Holzmarktstraße, Mühlenstraße, Langen Gasse u. s. w. standen überall die Häuser vereinzelt zwi-

schen Baustellen und Gärten, noch weniger bebaut aber war die Gegend jenseit der Spree, welche wir erreicht haben, nachdem wir die Oberbaumbrücke, auf der Reiter und Wagen einen Brückenzoll entrichten mußten, überschritten haben.

Die Köpnickestraße war etwa bis zur heutigen Michael-Kirchstraße bebaut, dann folgten bis zum Thor vereinzelt einige Häuser, unter denen sich verschiedene königliche Magazine durch ihre Größe auszeichneten. Zwischen diesen lag das Familienhaus, eine ehemalige Kaserne, welche der König bestimmt hatte, um armen Familien von Handwerkern, besonders Zeugwebern, ein billiges Obdach zu geben.

Die Weber wohnten für einen sehr geringen Miethszins, Stube und Kammer kosteten jährlich je nach der Lage des Quartiers 6 Thlr., 10 Thlr. oder 12 Thlr. Die Miethen sollten nur dazu dienen, die Reparaturkosten des Hauses zu bestreiten. Ein ähnliches Familienhaus, wie das in der Köpnickestraße, stand auch auf dem Holzmarktplatze.

Vor dem Schleßischen Thor lagen eine Meierei, einige Mühlen und Privathäuser. Hinter dem Landwehrgraben begann der schleßische Busch, ein meist mit Erlen bewachsener, oft sumpfiger Wald, der von weiten Wiesenflächen begrenzt war. Mitten in Wald und Wiesen lag an der Spree, Stralau gegenüber, das reizende Magistrats-Försterhaus zu Treptow, zugleich ein Wirthshaus, welches seiner schönen Waldesfrische wegen von den Berlinern oft besucht wurde. Am Stralauer Fischzugtage ging es auch in Treptow stets lustig zu.

Der Weg vom Schleßischen Thore bis zum Halleischen beim Rottbuser Thor vorüber führt uns über das weite Köpnickefeld, eine große Ackerfläche ohne allen städtischen Anbau.

Die alte Jacobstraße begrenzte die eigentliche Stadt, nur die Dresdnerstraße, Stallschreibergasse, Todtengasse (heutige Kürassierstraße) und Dranienstraße bis zum Jacobs-Kirchhof reichten mit wenigen schlecht gebauten Häusern in's Feld hinein. Erst bei der Feld- (Alexandrin-) Straße treffen wir wieder auf Anbau, auf ein königliches Magazin, und an der Communication auf ein Lazareth, sowie auf einige Privathäuser, sonst aber ist Alles Feld und Garten bis zur Erlenstraße, in welcher das eigentliche städtische Leben beginnt.

Wir kommen an das Halleische Thor. Der schöne runde Platz an demselben in der Stadt hieß das Rondeel (jetzt Bellealliance-Platz). Am Thor lag neben der eigentlichen Thorschwache noch die Husaren-Hauptwache und eine Kaserne; vor dem Thor führt eine Brücke über den Flossgraben nach dem Anbau vor dem Halleischen Thore, einem Holzmarkt, dem Friedrichstädtischen Kirchhofe, einigen Gastwirthschaften und andern Häusern und Mühlen.

Der Tempelhofer Berg, der sich sandig am Wege erhob, war ein Lummelplatz für die Spieler der Berliner Jugend, auf den Feldern hinter demselben wurden jährlich die Revüen abgehalten.

Früher ging der Weg nach Halle durch das Halle'sche Thor, seit die Chaussee nach Potsdam gebaut worden war, benutzten die Reisenden diese. Trotzdem aber war der alte Weg immer noch sehr besucht, denn im Sommer wanderten die Berliner schaarenweis zum Halle'schen Thor hinaus durch den tiefen Sand nach dem hübschen Dörfchen Tempelhof, einem beliebten Vergnügungsort.

Vom Halle'schen nach dem Potsdamer Thore führt uns der Weg wieder ununterbrochen an Gärten vorüber; außerhalb der Mauer sehen wir nur hier und da ein Haus stehen, innerhalb derselben treffen wir, ehe wir zu dem Potsdamer Thor gelangen, auf ein Lazareth.

Erst am Potsdamer Thor zeigt sich Berlin wieder als Residenzstadt. Das Achteck (jetzt Leipziger Platz), die schöne Leipziger Straße mit ihren prächtigen Häuserreihen sind großstädtisch angelegt. Auch vor dem Thore ist es lebendig, eine Chaussee führt nach Potsdam, ein breiter Weg zum Schloß Bellevue; an beiden Straßen liegen zerstreut Sommerhäuser und Gastwirthschaften, eine Art Vorstadt freilich im bescheidensten Maßstabe. Sie wurde die Friedrich'städtsche Vorstadt genannt.

Durch den Thiergarten beim Brandenburger Thor vorüber über den großen, sandigen Exercirplatz gelangen wir auf einem Sandwege, der zwischen dem königlichen Holzmarkt zur rechten und dem Holzplatz der Porzellan-Fabrik zur Linken hindurchführt, zum Unterbaum, dem stromabwärts gelegenen Wasserthor Berlins, welches ebenso wie der Oberbaum während der Nacht durch einen starken, in die Spree gezogenen Baum versperrt wurde.

Vom Unterbaum führt an der Spree eine Straße mit einer Häuserreihe entlang zur Friedrich'sstraße, der Schiffbauerdamm, von den dort angesiedelten Schiffbauern so genannt. Die Häuser beginnen indessen nicht gleich am Unterbaum, dort liegt eine große Wiese. Das zwischen dem Schiffbauerdamm, der Stadtmauer und der Friedrich'sstraße belegene Terrain, auf welchem gegenwärtig die schöne Friedrich's-Wilhelmsstadt steht, war damals wenig bebaut, fast nur die Charité und die Thierarzneischule standen auf demselben.

Außerhalb der Mauer lag der große Charitégarten, der bis zur Invalidenstraße reichte. Jenseit der Invalidenstraße erhob sich, rings von Maulbeer-Anlagen umgeben, das Invalidenhaus nebst zwei großen, dem Seidenbau gewidmeten Gebäuden.

Innerhalb der Stadtmauer führte an der Communication die Charitéstraße vom Unterbaum nach dem Draniensburger Thor, sie zählte aber nur vier Häuser, deren eines die Charité war.

Vom Draniensburger bis zum Bernauer Thor treffen wir innerhalb der Stadtmauer nicht mehr auf Getreidefelder oder Wiesen; an der Communication standen freilich nur wenig Häuser,

einen Fußgänger einen nicht unbedeutenden Weg, ein wenig mehr als zwei deutsche Meilen beim Umtreiben der Stadt und fast eine halbe Meile auf der Wanderung vom Brandenburger bis zum Bernauer Thor.

\*) Man unterschied zwei Linienstraßen, die heutige, welche bis zur Prenzlauer Straße reichte, und eine zweite, die jetzige Webersstraße.

## Zwölftes Kapitel.

Die werdende Weltstadt Berlin. — Unansehnliche Häuser. — Die Schilderung eines Zeitgenossen. — Die Straßenreinigung. — Die Straßenbeleuchtung. — Das Fuhrwesen Berlins. — Die Fußboten-Post. — Die Königliche Post. — Berlin als Handelsstadt. — Das Accisewesen. — Das Bettelwesen. — Wohlthätigkeitsstift.

Berlin, die Haupt- und Residenzstadt des durch Friedrich den Großen geschaffenen preussischen Großstaates, war im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts schon die bedeutendste Stadt Norddeutschlands. Durch die ungezügelte Bau- und Lust Friedrich Wilhelm II. waren neue Stadttheile entstanden und wenn diese auch noch manche Jahre fast menschenleer blieben, endlich fanden sich auch die Bewohner.

Friedrich der Große, der geistreiche Monarch, hatte durch den Glanz seines Namens, durch den Schutz, den er den Wissenschaften und Künsten angedeihen ließ, Künstler und Gelehrte aus allen Theilen Europa's nach Berlin gezogen. Ein reger Fremdenverkehr hatte sich entwickelt, die Einwohnerzahl mehrte sich von Jahr zu Jahr. Während 1758 Berlin nicht mehr als 92,356 Seelen zählte, zeigt das Jahr 1800 schon eine Einwohnerzahl von 172,023 Menschen. Berlin war zur Großstadt geworden, der Mittelpunkt geistiger und materieller Bestrebungen nicht nur in Preußen, sondern auch in Norddeutschland.

Die Entwicklung war eine so schnelle, daß die Stadt überall noch den Charakter des Werdens, des Unfertigen trug. Wie innerhalb der weit hinausgeschobenen Mauern die Getreidefelder Zeugniß davon ablegten, daß die Großstadt Berlin nur erst im Entstehen sei, so zeigten dies auch diejenigen städtischen Einrichtungen, welche auf das großstädtische Leben, auf den großstädtischen Verkehr berechnet waren.

Nur in einigen Stadttheilen, den bevorzugten, in denen der Hof und die vornehme Beamtenwelt, oder die reiche Kaufmannschaft wohnten, erhoben sich prächtige öffentliche Gebäude und elegante Wohnhäuser, in den Nebenstraßen und entlegenen Stadttheilen waren die Häuser klein und unansehnlich, oft durch Baustellen und Gärten getrennt.

Die Reisenden, welche nach Berlin kamen, wurden, wenn sie nicht gerade beim Brandenburger oder Potsdamer Thor die Stadt zuerst betraten, meist sehr enttäuscht, sie fanden nicht die gerühmte prächtige Residenz, sondern eine gewöhnliche unbedeutende Landstadt, menschenleere, schlecht gepflasterte Straßen mit stinkenden Rinnsalen, einzeln stehenden, unansehnlichen Häusern, zwischen denen sich Gärten oder gar Felder hinzogen. Erst wenn sie in die Königsstraße kamen und dort das rege Verkehrsleben schauten, wenn sie die Friedrichsstadt, Cölln und den Friedrichs-Werder mit den herrlichen Prachtgebäuden betraten, be-

griffen sie, daß sie in der preussischen Residenzstadt waren.

Der Kriegs Rath von Cöln giebt uns in seiner im Jahre 1808 erschienenen Vergleichung der beiden Großstädte Berlin und Wien ein treffendes Bild des Eindrucks, welchen unsere Stadt auf einen Fremden machen mußte. Er ist zwar kein ganz unparteiischer Beurtheiler, da er gern zum Vortheil Wiens die Berliner Verhältnisse mit schwarzen Farben malt, aber er kannte Berlin genau und seine Schilderung ist wahr; sie rief bei den Berlinern jener Zeit einen Schrei des Unwillens hervor. Eine Fluth von Gegenschriften erschien, Alle rühmten das herrliche Berlin, keine aber vermochte, die Wahrheit zu entkräften.

Einige Stellen aus der Schilderung des Zeitgenossen werden beitragen, unsern Lesern ein Bild der werdenden Weltstadt zu geben.

„Wien liegt in einem fruchtbaren Garten, von hohen Bergen umschlossen, unter denen der Schneeberg in Steiermark (6—8 Posten von Wien) sein stets beschneites Haupt majestätisch emporhebt.

„Berlin liegt dagegen in den Sandwüsten Arabiens; man mag nun hineinkommen, von welcher Seite man will, aus Ost oder West, aus Süd oder Nord, so wird man von den leuchtenden Postpferden in einem Sandmeer fortgeschleppt; im Sommer brennt die Sonne auf diesem Sande doppelt stark und einige von Raupen abgefreßene Kiefernstämme geben den einzigen dürftigen Schatten, der zu finden ist. Von Bergen findet das Auge weit und breit keine Spur, und wo man etwa Wasser findet, da ist es ein Sumpf, um den eine Schaar von Kiebitzen ihren angenehmen Gesang erhebt. Was man auf den Feldern erblickt, sind einzelne Kornhalme, deren Samen hier die Vögel verloren zu haben scheinen.

„Noch interessanter wird die Scene, wenn sich ein Sturm erhebt, denn da kann man ganze Felder mit Frucht und Samen in der Luft wirbeln und an einem andern Orte wieder niederlegen sehen. Jetzt sind zwar Kunststraßen gebaut, aber ihre dürftige Nachbarhaft ist geblieben.

„Man freut sich, wenn man endlich die Thurmspitzen von Berlin erblickt; jetzt kommt aber nahe an der Barriere dem Reisenden ein pestilenzialischer Geruch entgegen, denn die Berliner laden allen ihren Unrath nahe vor den Thoren ab; an der Straße von Frankfurt ist es auch damit noch nicht genug; sondern hier hat der Schinder selbst seine Werkstatt aufgeschlagen: Jeder kann sich also vorstellen, welch ein liebliches Gemisch von Gestank die Excremente von Berlin und das Laß der krepirten Hausthiere dem Reisenden hier entgegenduften.

„Hat man im Thore die unleidliche Revision der Accisebeamten überstanden und dem wachhabenden Offizier seine hundert Fragen beantwortet, damit er die öffentliche Neugierde befriedige (denn zu weiter dienen sie nichts), so sieht man sich in die Mitte ärmlicher Hütten, Wiesen

und Felder verseht (es wäre denn, man passirte in die Thore der Friedrichstadt ein), oft sieht man aber nichts, denn der kleinste Zephyr erregt einen so unerträglichem Staub, daß man die Augen fest zudrücken muß.

„Wien hat keinen Palast oder ein öffentliches Gebäude aufzuweisen, welches man mit dem Schlosse, oder mit dem Opern- und Zeughaufe, mit dem Heinrich'schen Palais u. A. in Berlin zusammenstellen könnte. Mit einem Wort: Wien ist in Rücksicht der Bauart, der Regularität und Breite der Straßen mit Berlin gar nicht zu vergleichen und wird dadurch weit übertroffen.

„Dennoch hat Wien einen Vorzug auch in dieser Hinsicht, den man in Berlin völlig vermißt.

„Das Pflaster ist in Wien aus Quadersteinen aufgeführt und man findet hier keine stinkende und unreine Rinnsteine, wie in Berlin, da diese dort sämmtlich verdeckt sind.

„Es ist schändlich, wie wenig in diesem Punkte in Berlin von der Polizei geschieht.

„In die Rinnsteine leert man die Nachstühle und allen Unrath der Küche aus und wirft krepirte Hausthiere hinein, die einen unleidlichen Gestank verbreiten. In Wien sind die Straßen so rein, wie die Gänge eines weitläufigen Hauses. Unaufhörlich fahren Wagen umher, die allen Unrath aufladen, andere, auf denen sich große Wasserkübel befinden, um die Straßen zu besprühen und allen Staub zu löschen.

„Dagegen wadet man in Berlin stets im Koth oder im Staube.

„Wien hat durchaus unterirdische Kanäle, die sich in die Donau ergießen; dahin kommt aller Unrath.

„In die verschiedenen Gassen sind Tagelöhner vertheilt, welche den Unrath zusammenkehren; hinter ihnen fährt ein Wasserbehälter, mit dessen Hilfe der Unrath in die nächste Kanalöffnung gebracht wird.

„In Berlin kannst Du unaufhörlich Deine Nase im Schnupftuch tragen, denn gegen Morgen duften noch die Ausbeuten der erst in die Rinnsteine ausgeleerten Nachstühle Dir entgegen, oder ladet erst ein Dorfbewohner den gesammelten Mist eines Hauses auf, so ist die Luft der ganzen Straße verpestet.

„Wenig sieht man darauf, todtte Hunde und Katzen zu entfernen und ich habe oft einen halben Tag todtte Pferde in sehr lebhaften Straßen liegen sehen. Es giebt auch einige Dörter, die man zum öffentlichen Abtritt gemacht hat, und wehe dem Fußgänger, der im Finstern sich hierher verirrt.

„Hat es geregnet, so werden die Kothhaufen in den Straßen zusammengeworfen und da diese oft Tag und Nacht auf den Abholer warten müssen, so kann man es im Finstern sehr leicht versehen, hinein zu gerathen und bis an die Knie verunreinigt zu werden.“

„Daß die abschreckende Schilderung, welche uns der Kriegsrath von Cöln über die Unreinlichkeit

in den Straßen Berlins macht, zwar scharf gezeichnet aber kaum übertrieben ist, bestätigen auch andere Zeitgenossen. Es existirten zwar polizeiliche Vorschriften, welche die Hauseigentümer verpflichteten, den Platz vor ihrem Hause wöchentlich zu fegen und den Koth auf einen Haufen zusammenkehren zu lassen, auch waren für die Fortschaffung der Unreinlichkeiten besondere Beamte bestellt. Der König gab zu diesem Zwecke jährlich 6500 Thaler her. Dies Alles aber war nicht genügend, um die Straßen rein zu erhalten.

Die Hauseigentümer befolgten das Gesetz nicht, welches halb vergessen war. Deshalb erließ am 10. Dezember 1809 der Polizei-Präsident Gruner eine Verordnung wegen der Reinigung der Straßen, in welcher er die ältern gesetzlichen Vorschriften in Erinnerung brachte und neue Bestimmungen traf. Jeder Eigenthümer sollte fortan den Bürgersteig, den Rinnstein und den Straßendammbis zur Hälfte auf die ganze Breite seines Hauses reinigen lassen, auch wurde befohlen, daß der Bürgersteig täglich bis 9 Uhr Vormittags abgefegt und dreimal in der Woche Dienstags, Donnerstags und Sonnabends vollständig gereinigt werde; es heißt in der Verordnung: es soll zusammengebrachter Moder am Rande des Damms neben den Rinnsteinen in Haufen zusammengeschlagen und dieser noch an demselben Tage von der Straße fortgeschafft werden, letzteres ist besonders nöthig und wichtig, weil die Moderhaufen sonst wieder zerfließen oder zerfallen und dadurch die vorige Unreinlichkeit wieder verbreiten. Das Hinauswerfen von Schutt, Müll und Scherben, das Ausgießen von Unreinlichkeiten aus den Fenstern oder in den Rinnstein u. s. w. wurden streng verboten, auch den Hauswirthen anbefohlen, bei Winterglätte den Bürgersteig vor dem Hause mit Torfsche zu bestreuen.

Diese Bestimmungen, welche zum großen Theil den heut noch bestehenden zu Grunde liegen, erzeugten nach und nach einen bessern Zustand, es dauerte aber noch manches Jahr, ehe die Straßen Berlins nur erträglich rein wurden.

Nicht besser als mit der Straßenreinigung sah es auch mit der Straßenbeleuchtung aus. Erst im Jahre 1803 war das Erleuchtungswesen regelmäßig geordnet worden. Ganz Berlin erhielt eine Beleuchtung, während vorher in den meisten Straßen fast vollständige Dunkelheit geherrscht hatte. Es wurden große Laternen mit Reverberieren und jede mit zwei Lampen aufgestellt; in breiten Straßen standen sie auf Granitpfählen, in schmaleren auf eisernen Armen an den Häusern, in ganz engen Gassen hingen sie über den Weg, auch über der Lindenpromenade waren sie in solcher Weise aufgehängt.

Eine besonders dazu errichtete Erleuchtungs-Invaliden-Compagnie von 60 Mann mit einem Feldwebel und 5 Unteroffizieren besorgte, unter der Oberaufsicht eines Offiziers, das Anstecken und Reinigen der Lampen. Die Compagnie

zeichnete sich durch eine eigene Uniform, blaue Jacken mit dunkelrothen Kragen, braune lange Beinkleider, kurze Stiefel und runde Hüte mit einem Schilde aus.

Die Unteroffiziere mußten Nachmittags die Laternen revidiren, das Del in den Lampen abmessen und zusehen, ob die Gläser ordentlich gereinigt wären. Abends hatten sie sich zu überzeugen, daß die Laternen rechtzeitig angezündet würden.

Die jährliche Erleuchtung Berlins kostete über 38,000 Thlr., wozu der König 22,853 Thlr. angewiesen hatte. Sie bildete gegen früher schon einen nennenswerthen Fortschritt zum Bessern aber doch genügte sie bei weitem nicht.

Nur in den Hauptstraßen waren Laternen in genügender Zahl angebracht, in den Nebenstraßen aber so vereinigt, daß sie mehr dazu beitrugen, die Augen zu blenden, als die Straßen zu erleuchten; sie wurden außerdem, um zu sparen, mit so wenig Del versehen, daß sie spätestens gegen 12 Uhr in der Nacht erloschen; stand aber gar Mondschein im Kalender, dann wurden sie überhaupt nicht angezündet, auch wenn der Himmel dicht mit Wolken bedeckt war. Es herrschte dann, so wie stets in den späteren Nachthunden, über ganz Berlin eine ägyptische Finsterniß. Wer zu solcher Zeit durch die Straßen wandern wollte, mußte sich mit einer eigenen Laterne versehen, wenn er nicht in Gefahr gerathen wollte, überfahren zu werden oder in die tiefen Rinnsteine und Schmutzlöcher zu stürzen.

Auch durch eine Nachtdroßle konnte sich der unglückliche Verspätete nicht retten, denn derartige Fuhrwerke gab es noch nicht. Man hatte früher einmal einen Versuch gemacht, auf dem Schloßplatz eine Anzahl Fiaker zum öffentlichen Gebrauch aufzustellen, aber die Besitzer mochten wohl ihre Rechnung nicht gefunden haben. So war denn diese Einrichtung wieder eingeschlafen.

Wer einen Mietswagen benutzen wollte, mußte ihn in der Wohnung des Fuhrmanns bestellen; nur beim Schluß des Schauspiels oder der Oper standen Fuhrwerke bereit, aber sie waren ziemlich theuer. Eine Tour in der Stadt kostete 12—16 Groschen. Während schon in andern Großstädten ein ausgebildetes Fiakersystem bestand, kannte man ein solches in Berlin noch gar nicht.

Wie wenig in jener Zeit für die Beförderung des Verkehrs innerhalb der Stadt geschah, zeigt uns auch die mangelhafte Einrichtung der Stadtpost, die überhaupt erst seit dem 8. September 1800 errichtete und von den Gilde-Ältesten und Kaufleuten mit einem Aufwande von 3500 Thlr. errichtet worden war. Es war eine Fußboten-Post. —

Im Haupt-Comptoir in der Klosterstraße Nr. 41 kamen sämmtliche Boten, 13 an der Zahl, zusammen und beförderten die ihnen aufgegebenen Briefe nach allen Gegenden der Stadt. Im Sommer mußten sie 8, im Winter 6 mal hin

und hergehen. Besondere Boten trugen die Briefe aus, andere sammelten sie ein. Jeder Bote hatte 4mal täglich sein ihm angewiesenes Quartier zu durchlaufen. Sie waren ausgezeichnet durch braune Jacken mit pfeifrothen Aufschlägen, gleiche Hosen und gelbe Westen.

Die Einsammler kündigten den Berlinern durch eine stark tönende Glocke ihr Nahen an, dann kamen aus den Häusern die Bewohner und legten die bereitgehaltenen Briefe in einen Kasten, den die Briefboten trugen.

Billig genug war die Briefboten-Post, der Absender zahlte 6 Pf., der Empfänger 3 Pf. für jeden Brief.

Theuer hingegen war das Porto für Briefe, welches auf der königlichen Post besonders nach dem Auslande gezahlt werden mußte; so kostete ein Brief nach Augsburg z. B. 8 Groschen, einer nach Moskau gar über einen Thaler (25 Groschen).

Die königliche Post wachte eifersüchtig darüber, daß ihre Einnahmen aus der Beförderung von Briefen und Personen nicht geschmälert wurden. Sie trug einen nicht unbeträchtlichen Theil der preußischen Staatseinnahme und von diesem Gesichtspunkte aus wurde sie vorzugsweise betrachtet. Wenn das Postwesen verbessert wurde, geschah es, um den Ertrag zu erhöhen, nicht um dem Publikum größere Bequemlichkeit zu bieten und ein wichtiges Verkehrsförderungsmittel zu vervollkommen.

Von solchen Grundsätzen ausgehend, hatte das Postgesetz durch strenge Strafandrohungen Fürsorge getroffen, daß der Brief- und Personenverkehr im ganzen Lande lediglich der Post vorbehalten blieb oder ihr wenigstens zinsbar wurde. Versiegelte Briefe durfte kein Reisender von einem zum andern Orte bringen. Die Lohnfuhrleute mußten sich, wenn sie Personen befördern wollten, vor ihrer Abreise aus Berlin bei dem Postamte einen Fuhrzettel lösen, und dieser kostete für jede Person, welche sie befördern wollten, auf die Meile 2 Groschen. Ein solcher Zettel war selbst für kleine Reisen, die nur einen Tag für Hin- und Rückfahrt in Anspruch nahmen, nothwendig und mußte unterwegs als Legitimation gezeigt werden; geschah die Rückreise erst am andern Tage, dann war der Fuhrmann verpflichtet, einen doppelten Zettel zu lösen.

Damit der Post gar keine Einbuße durch das Lohnfuhrwerk erwachse, war den Kutschern streng verboten, Postillonslivree zu tragen oder ein Posthorn zu gebrauchen, sie durften auch Packete unter 40 Pfd. nicht mitnehmen, diese blieben der Versendung durch die Post vorbehalten. Reisende, welche mit Extrapost nach Berlin gekommen waren, durften sich überhaupt ein Lohnfuhrwerk nicht nehmen, sie konnten nicht anders als mit der Post von Berlin wieder abreisen.

Für die Bequemlichkeit der Reisenden war selbst bei denjenigen Postwagen, welche von der Haupt- und Residenzstadt ausgingen, sehr wenig gethan, auf Nebentouren noch weniger.

Reisstab schildert uns aus seiner Jugenderinnerung\*) eine Postfahrt in anschaulicher Weise. „Man reiste in jener Zeit freilich etwas anders als jetzt. — Mit der ordinären Post (damals der gestempelte Ausdruck) fuhren wir von Berlin ab. Ein, was schon spbaritischer Luxus bei der ordinären Post war, bedeckter Wagen nahm uns auf. Die Sitze und Lehnen gepolstert, mit glattem Leder überzogen, der Wagen ohne Federn, zugleich in seinem Innern, im Hintergrunde, viele Gepäcstücke enthaltend, die mit zum Anlehnen benutzt wurden. (Auf Nebenstraßen gab es meist nur halb oder ganz unbedeckte Wagen.) Man saß nicht allzu weich, doch für einen so jungen Reiseflüchtigen wie mich, wundervoll, und das starke Stoßen und Schütteln war muthmaßlich gesünder als die jetzige nervenbetäubende Zitterbewegung des Eisenbahncoupees. Einige Frist, Land und Leute kennen zu lernen, hatte man auch. Selten wurde im mäßigen Trabe gefahren, nur auf ganz ebener Chaussee; bei geringen Erhebungen der schwerfälligste Schritt. Die Fahrzeit bis Zehlendorf — wir nahmen unsern Weg über Potsdam nach Wittenberg — war drei Stunden; dort anderthalb Stunden Aufenthalt, weil auf jeder Station alles Gepäc gezählt und somit der ganze Postwagen umgeladen wurde. Daher gelangten wir denn, Morgens um 8 oder 9 Uhr ausgefahren, auch am späten Abend schon wohlbehalten nach Belitz, dem Städtchen 3 Meilen hinter Potsdam.“

In ähnlicher Langsamkeit bewegten sich die Postwagen überall. Zu einer Fahrt von Berlin nach Leipzig gebrauchte man anderthalb volle Tage, nach Breslau vier Tage, nach Königsberg gar eine volle Woche. Die fahrende Post nach Leipzig ging Sonntags und Mittwochs Morgens 9 Uhr von Berlin ab, Montags und Donnerstags Nachts kam sie an; nach Breslau und Königsberg konnte man ebenfalls nur in zwei Tagen in der Woche reisen.

Trotz dieser Langsamkeit war das Postreisen doch eine ziemlich theuere Sache. Die Person mußte für jede Meile 6 Groschen und außerdem dem Postillon ein Trinkgeld zahlen; so kostete denn, da die Post auch oft Umwege machte, das einfache Personengeld bis Königsberg nicht weniger als 23 Thaler 4 Gr.; dazu kam noch des Postillons Trinkgeld, welches sich etwa auf 3 Thlr. belief; mit Zehrung unterwegs konnte daher ein Reisender kaum für 34—36 Thlr. nach Königsberg gelangen; eine Summe, deren Größe recht in die Augen springt, wenn wir den veränderten Geldwerth zwischen damals und heut, wie er sich in den Gehältern der Beamten zeigt, in Betracht ziehen. Um nur ein Beispiel anzuführen, erwähnen wir, daß am 3. Februar 1795 der später so bekannt gewordene Professor Theodor Heinicus vom Magistrate am Friedrich-Werderschen Gymnasium als außerordentlicher

Lehrer für 10 Lehrstunden zur Aushilfe des nervenschwachen Professor Weißer bestellt wurde und daß er dafür ein Gehalt von 100 Thaler erhielt.

Die hohen Preise der Fahrt und der Zeitaufwand, welchen das Reisen erforderte, erklären es hinlänglich, daß Berlin selbst mit der wichtigen Handelsstadt Leipzig nur an zwei Tagen wöchentlich durch Posten verbunden war; es galt als etwas Außerordentliches, daß die Reise von Berlin nach Potsdam durch Journalisten zweimal täglich ermöglicht wurde.

Nur wenige Menschen konnten und wollten reisen, deshalb genügte die seltene Verbindung. Auch der Handelsverkehr erforderte keine größere Ausdehnung des Postwesens, denn Berlin war im Anfang des Jahrhunderts nicht die großartige Handels- und Fabrikstadt wie heute.

Obgleich die Lage der Stadt an der schiffbaren Spree den Berliner Kaufleuten vermöge der billigen Wasserfahrt den Expeditious- und Transit-Handel ungemein erleichterte, bereitete doch andererseits das unglückliche Accisensystem so große Hemmnisse, daß er sich nicht gedeihlich entwickeln konnte.

Alle aus der Stadt nach dem Auslande geführten oder durch Berlin gehenden ausländischen Waaren mußten einen Zoll erlegen, auf den Waaren, die im Lande selbst verbraucht wurden, haftete eine Accise, welche man in Consumtions- und Handels-Accise eintheilte. Sie wurde nach einem besonderen Tarife erhoben, der nicht einmal in allen preussischen Städten gleich war; so kam es denn, daß ein Gegenstand, der schon an einem Orte die Accise gezahlt hatte, an andern Orten nochmals veraccist werden mußte. Es war nöthig, eine sogenannte Ergänzungs- oder Nachschuß-Accise zu bezahlen.

Wer von Berlin aus nach andern preussischen Orten accisbare Waaren verschicken oder solche von einer Provinzialstadt nach Berlin kommen lassen wollte, mußte sich einen Passierschein dafür besorgen und dieser wurde an den Thoren genau geprüft. Schwere Strafen trafen den Defraudanten.

Es leuchtet ein, wie lästig für den gesammten Verkehr eine solche Einrichtung war. Während jetzt die Fremden zur Weihnachtszeit in großer Zahl nach Berlin kommen, um hier ihre Einkäufe für das Fest zu machen, wurde ihnen dies in jener Zeit meistens leid. Es war viel zu unbequem, den lästigen Passierzettel zu lösen, der jedes Stück Waare begleiten mußte, wenn es nicht für Contrebande erklärt werden sollte. Wenn auch die Kaufleute meistens besorgt waren, fremden Einkäufern solche Passierzettel zu besorgen, so machte doch schon die Unbequemlichkeit, welche mit denselben verbunden war, das Geschäft stocken.

Durch derartige Formlichkeiten, deren wir noch viele, welche damals auf dem Verkehr und der Fabrication ruhten, anführen könnten, wurde der Handel gehemmt, er beschränkte sich wesentlich auf

\*) Aus meinem Leben von Ludwig Neßstab.

das, was in der großen Stadt selbst gebraucht wurde; dadurch allein aber bot er schon der Speculation einen ziemlich weiten Spielraum und es gab daher eine recht ansehnliche Anzahl von Kaufleuten, welche sich durch glückliche Unternehmungen ein schönes Vermögen erwarben.

Großer Reichthum herrschte in Berlin freilich nicht, denn das alte Sprichwort: „wie gewonnen so zerronnen“ fand gerade in der preussischen Residenz seine weiteste Anwendung. Bot die große Stadt den Kaufleuten und Handwerkern Gelegenheit, leichter als in der Provinz Geld zu verdienen, so bot sie auch die, es schneller zu vergeuden.

Kaufleute und Handwerker wetteiferten in einem ihre Kräfte übersteigenden Luxus, und die Folge war eine Verarmung vieler Familien, die Bildung eines großstädtischen Proletariats, welches sich in Berlin schon im Anfange des Jahrhunderts recht widerlich zeigte.

So lange der Frieden dauerte, trat die Armuth der Stadt noch nicht besonders grell hervor, als aber in dem unglücklichen Jahr 1806 der Krieg ausbrach, da zeigte es sich, daß der äußere Schein des Wohlstandes, den die Residenz bisher aufrecht erhalten hatte, trügerisch war. Die Mittel fehlten, um die schweren Kriegslasten zu tragen. Mit furchtbarer Schnelligkeit griff eine gänzliche Verarmung des Handwerker- und kleinen Kaufmannstandes um sich.

Die Straßen füllten sich mit Bettlern, und obgleich das Betteln streng verboten war, obgleich man eigene Armenwächter angestellt hatte, um die Bettler aufzugreifen und in das Arbeitshaus, den sogenannten Ochsenkopf, am Alexanderplatz zu stecken, so bot doch die grenzenlose Noth jedem Geseße Troß. Der Hunger besiegte leicht die Furcht vor den Bettelbögen, — diesen Namen gab das Volk den verhafteten Armenwächtern — und die Beamten verzweifelten daran, ihre Pflicht bei der Menge der Bettler zur Erfüllung zu bringen.

Hungernde, weinende Kinder, zerlumpte Männer und Frauen, auf deren bleichen Zügen das tiefste Elend sich spiegelte, zogen bettelnd durch diejenigen Straßen, in denen die vornehme Welt Berlins verkehrte; besonders war die lange Brücke der Tummelplatz der Bettler, hier lagerte zu den Füßen des großen Kurfürsten neben den gefesselten Sklaven stets eine Schaar von mindestens zwanzig halbnackten Kindern, welche das Mitleid der Vorübergehenden ansprachen.

Zur Linderung der Noth wurde von wohlwollenden Männern viel gethan. Zu allen Zeiten haben die Berliner sich ausgezeichnet durch ihren Wohlthätigkeitsfinn, und auch in jener schweren Prüfung verleugneten sie diesen nicht.

In der freiwilligen Arbeits-Anstalt des Baron von Kottwitz an der Contre-estrappe Nr. 5 erhielten in der ehemaligen Winning'schen Kaserne die Armen, welche arbeiten wollten, Arbeit und Speisung.

Der Architekt Louis Catel nahm sich in Verbindung mit sieben achtungswerthen Bürgern der Noth der vielen verlassenen Kinder, welche, dem Elende preisgegeben, auf den Straßen und Brücken der Stadt verschmachteten, an; es wurde eine Berlinische Erziehungs-Anstalt in's Leben gerufen, welche am 17. Juli 1807 nach der Königin den Namen Louisenstift erhielt.

Der Hauptmann von Neander sammelte im März 1807 milde Beiträge, um jährlich 80 bis 90 Soldatenkinder, welche ihren Ernährer verloren hatten, in einem Erziehungs-haus unterzubringen. So entstand das Friedrichsstift.

Alle diese und andere Bemühungen Einzelner, den allgemeinen Nothstand zu lindern, waren gewiß sehr anerkennenswerth; aber sie vermochten doch das große herrschende Elend nicht zu beseitigen.

### Dreizehntes Kapitel.

Friedrich Wilhelms Neutralität. — Intriguen am preussischen Hofe. — Kaiser Alexander von Rußland in Berlin. — Schwur am Sarge Friedrichs des Großen. — Kriegspartei in Berlin. — Graf Haugwitz und Napoleon. — Preussische Papiertalcher. — Minister von Stein. — Stein's Denkschrift. — Heinrich von Bülow. — Kriegs-Demonstrationen in Berlin. — Volksstimmung. — Kriegserklärung.

„Nach uns die Sündfluth!“

So hatten einst die lustigen Kavaliere am französischen Hofe gesagt, als sie sich dem Strome der Vergnügungen überließen, während schon unter ihren Füßen der Boden wankte, die Revolution sich vorbereitete.

So dachten und handelten auch die Berliner vor dem furchtbaren Jahre 1806: sie lebten ja im tiefsten Frieden in einer Zeit, in der die Kriegesfurie ganz Europa durchraute.

Preußen beobachtete die strengste Neutralität — Rußland, Oesterreich und Frankreich waren gleichmäßig bestrebt, diese zu durchbrechen, den Nachfolger Friedrichs des Großen zu ihrem Verbündeten zu gewinnen, aber alle Anstrengungen waren vergeblich.

Friedrich Wilhelm hatte sich entschlossen, seinem Volke den Frieden zu bewahren, so lange wie möglich, inmitten des allgemeinen Sturmes sollte Preußen ruhig und frieblich bleiben; mit keiner der kämpfenden Mächte wollte es Friedrich Wilhelm verderben, mit keiner ein festes Bündniß schließen, denn zu keiner hatte er ein rechtes Vertrauen. Er fürchtete die russische Vergrößerungssucht, der die polnischen Provinzen recht gelegen gewesen wären, nicht weniger als die Zweizügigkeit Oesterreichs, welches sein Schlessien noch nicht vergessen hatte und die Eroberungslust Napoleon's.

Das Bündniß mit Einem mußte naturgemäß die Feindschaft mit den Andern erzeugen.



Friedrich Wilhelm blieb deshalb jeder Bundesgenossenschaft fern und vergeblich verschwanden sowohl Napoleon als Kaiser Alexander von Rußland alle Künste der Diplomatie, selbst Bitten und sogar Drohungen, um diese Neutralität zu durchbrechen, um Preußen mit auf den Kriegsschauplatz zu ziehen.

Die diplomatischen Intrigen spielten bis in das Cabinet des Königs hinein. Graf Haugwitz und Lombard nahmen offene Partei für Frankreich und hätten den König gern zu einem Bündniß mit Napoleon gedrängt. Hardenberg dagegen neigte sich den englischen Interessen zu und war daher ein Feind Frankreichs. Er fand eine Stütze in der Königin. Zwischen beiden Parteien stand der König selbst, der weder des Einen noch des Andern Bündniß wollte.

In diese Zeit des Schwankens fiel eine That Napoleons, welche eine tiefe Aufregung an allen europäischen Höfen und auch am preußischen erregte, die Erziehung des Herzogs von Enghien, den Napoleon unter nichtigen Vorwänden auf deutschem Boden hatte ausgreifen und in Frankreich füsiliren lassen.

Der Herzog, der Sprosse einer königlichen Familie, war wie ein gemeiner Verbrecher gerichtet worden, alle Königshöfe in Europa fühlten ihre Würde hierdurch verlest.

Auch Friedrich Wilhelm gerieth in eine heftige Aufregung, als die Nachricht nach Berlin kam, die Königin und die Prinzessinnen des königlichen Hauses sprachen ihre Entrüstung in der ungebundensten Weise aus, die Königin zeigte sich so erzürnt gegen Napoleon, daß sie dem französischen Gesandten kaum einen Blick schenkte und daß in Folge dieser Ungnade die Höflinge denselben ebenfalls mieden; es fand sich bei einer Hofgesellschaft nicht einmal eine Spielpartie für ihn.

Friedrich Wilhelm ließ sich zwar durch seine Aufregung nicht hinreißen zu einer entschiedenen Parteinahme gegen Frankreich; er schrieb sogar einen verbindlichen Glückwunschbrief an Napoleon, als dieser sich die Kaiserkrone aufsetzte; daß aber die Gewaltthat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe, bewies er durch eine Veränderung im Ministerium.

Haugwitz, der eifrigste Freund Frankreichs, zog sich auf seine Güter zurück und Hardenberg, der Gegner Napoleons, erhielt am 13. August 1804 das Ministerium des Aeußern.

Einige Monate später wurde auch der Freiherr v. Stein in das Ministerium der Finanzen gerufen, ein ächter deutscher Mann, der zu den entschiedensten Gegnern Napoleons gehörte.

Hardenberg, der in hohem Grade das Talent besaß, sich durch seine liebenswürdigen Formen einzuschmeicheln, den Schwächen des Königs nachzugeben, ohne dabei doch seine eigenen Grundsätze geradezu zu opfern, der außerdem sich auch bemühte, mit Haugwitz auf gutem Fuße zu bleiben, gelangte bald dahin, sich das volle Ver-

trauen Friedrich Wilhelm's III. zu erwerben. Viel schwerer wurde dies dem Freiherrn v. Stein, der selbst hart, oft eigensinnig und zurückstoßend, sich zum Hofmann ganz und gar nicht eignete.

Stein war durch den Rabinetsrath Beyme und den Minister von Schulenburg zum Nachfolger des erkrankten Ministers von Struensee, der bald darauf starb, empfohlen worden. Aber der König trug längere Zeit Bedenken, auf eine solche Wahl einzugehen.

Er wußte, daß Stein, sobald er eintrat in die oberste Leitung der Staatsgeschäfte, auch durchgreifende Reformen fordern werde, und gerade diese widerstrebten ihm; die schöpferische Genialität, die rücksichtslose Entschiedenheit Stein's waren ihm zuwider, und erst nach langem Zureden entschloß sich Friedrich Wilhelm, trotz seiner Abneigung, Stein in das Ministerium zu berufen, und ihm das Accise-, Zoll-, Fabriken- und Commercial-Departement zu übertragen, ihm auch unter der Controle des Ministers Schulenburg die Leitung der Bank und Seehandlung, der Salz-Administration und des Staatsschuldensfonds zu gewähren.

In der Zeit, in welcher Stein in das Ministerium trat, war der Staatsorganismus in Preußen ein höchst verwickelter. Neben den Ministerien der Justiz, des Krieges und des Ausrüstungsstandes stand das General-Directorium der Finanzen und der Polizei an der Spitze der inneren Verwaltung. Zum General-Directorium gehörten auch vier Provinzial-Minister, außerdem hatte ein fünfter Minister, von Hohm, die Verwaltung Schlesiens unabhängig vom General-Directorium zu leiten.

Die zahlreichen Minister standen nebeneinander, fast ohne einen Zusammenhang, die Conferenzen, zu denen sie wöchentlich zusammentraten, dienten nicht, um allgemeine leitende Grundsätze festzustellen, sondern nur zur Besprechung einzelner Angelegenheiten.

Der König selbst hatte ausschließlich die oberste Leitung der gesammten Regierungsmaschine, mit den Ministern conferirte er selten, nur der Graf Schulenburg hielt ihm persönlich Vorträge. Alle Berichte und Anträge der Minister gingen durch die Instanz des Geheimen Rabinets, in welchem der Rabinetsrath Beyme seit dem Jahre 1800 die hervorragendste Stellung einnahm.

Alle königlichen Entscheidungen erfolgten stets nur auf einen Vortrag der Rabinetsräthe. Beyme war in Folge dessen fast der einflußreichste Mann im preußischen Staate. Neben dem Rabinet stand noch außerdem der General von Rödiger, der vertraute Rathgeber des Königs, der berechtigt war, allen Ministerial-Berathungen ohne Stimmrecht beizuwohnen und der, wie wir wissen, die Pflicht hatte, dem König darüber Vortrag zu halten und ihn außerdem über die öffentliche Meinung zu unterrichten.

Als Stein in das Ministerium eintrat, fand er sehr bald, daß sich in einer so complicirten

Regierungsmaschine von keinem Minister etwas Bedeutames leisten ließ, aber er fühlte auch, daß ihm augenblicklich die Macht fehle, irgend etwas zur Besserung zu thun. Deshalb beschränkte er sich auf Reformen in dem ihm überwiesenen Departement, er war bestrebt, nach allen Richtungen hin die Einnahmequellen des Staates zu vermehren, Ersparnisse bei den Verwaltungskosten eintreten zu lassen, vor Allem aber die Beschränkungen des öffentlichen Verkehrs zu beseitigen, um dadurch auf die Erhöhung des Nationalwohlstandes einzuwirken.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier näher eingehen auf die sehr bedeutungsvollen Maßregeln, welche Stein in seinem Verwaltungskreise in's Leben rief. Wir erwähnen deshalb nur seine neue Organisation der Bank und Seehandlung, weil diese Berlin speciell betraf.

Die bisher in beiden Instituten eingerissenen groben Mißbräuche beseitigte Stein, zugleich aber gestaltete er das Grundprinzip um, nach welchem bisher alle großen Bank-Institute geleitet worden waren. Früher hatte die Bank nur dazu gedient, um den Geldverkehr mit den reichsten Bankiers und Grundbesitzern zu vermitteln, jetzt erhielt sie die Aufgabe, auch für den kleineren Handel und die mittlere Industrie Capitalien flüssig zu machen und zu diesem Zweck mit kleineren Summen zu arbeiten.

Der bewährte Director der Bank in Kopen-

begann im Herbst, die französische Heere drangen siegreich vor; ohne sich um die preußische Neutralität zu kümmern, marschirten sie durch das preußische Gebiet.

Friedrich Wilhelm war tief entrüstet über die Mißachtung, welcher ihm der Kaiser der Fran-

zosen durch die Verletzung seiner Neutralität gezeigt hatte, er war jetzt mehr als je zu einem Bündniß mit den Feinden Frankreichs geneigt.

Dies war ein Glückszufall, den die Kriegspartei am preußischen Hofe benutzen mußte. Sie machte gewaltigen Lärm über die Gebietsverletzung durch die Franzosen und drängte den König, er möge sofort den Krieg erklären.

Fast schien es, als sei Friedrich Wilhelm geneigt, den Wünschen der Kriegspartei nachzugeben, denn bedeutende Kriegsrüstungen wurden getroffen; dem Kaiser von Rußland wurde die Genehmigung des Durchmarsches für seine Heere durch Preußisch-Polen und Schlessien übersandt und Hardenberg setzte hiervon den französischen Marschall Duroc, der sich eben in Berlin befand, durch eine Note vom 14. Oktober in Kenntniß, indem er sich zugleich über die Gewaltthätigkeiten, die bei dem Marsch über den neutralen preußischen Boden geschehen seien, mit herben Worten beklagte.

Kaiser Alexander von Rußland war kaum von dem so willkommenen Umschwung in der Stimmung des Königs unterrichtet worden, als er sich entschloß, durch seine persönliche Einwirkung denselben auszunutzen, er eilte nach Berlin, wo er am 25. Oktober 1805 eintraf. Einige Tage später kam auch der Erzherzog Anton, der Bruder des Kaisers Franz, aus Wien an.

Beide Fürsten drangen nun in den König, um ihn zur Abschließung eines Vertrages zu bewegen und diesmal gelang es ihnen, ihren Zweck durchzusetzen; am 3. November 1805 wurde zwischen Preußen, Rußland und Oesterreich eine Convention abgeschlossen, in welcher Friedrich Wilhelm sich verpflichtete, als bewaffneter Vermittler zwischen Frankreich und die Verbündeten zu treten; er übernahm es, Napoleon aufzufordern, Deutschland, Holland und die Schweiz zu räumen; würde der Kaiser dieser und andern im Vertrage festgestellten Forderungen nicht bis zum 15. Dezember genügen, dann sollte ein preußisches Heer von 150,000 Mann auf dem Kriegsschauplatz dem Vertrag Geltung verschaffen.

Zu etwas Weiterem war der König nicht zu bewegen, obgleich die Kriegspartei am Hofe in Verbindung mit dem Kaiser und dem Erzherzog und gestützt auf die Bitten der Königin Louise versucht hatte, eine sofortige Kriegserklärung zu erzielen.

Noch im letzten Augenblick schwankte Friedrich Wilhelm, ob er auch selbst diesen Vertrag unterzeichnen sollte. Napoleon hatte neue Erfolge erfochten, er drang gegen Wien vor und dies erregte wieder Bedenlichkeiten bei dem König, der so schwer zu einem Entschluß kommen konnte.

Der Vertrag wurde indessen abgeschlossen; um ihm eine romantische Weihe zu geben, setzte Kaiser Alexander ein seltsames Schauspiel ins Werk. Er hatte seine Abreise auf den Morgen des 4. November bestimmt; ehe er dieselbe antrat, forderte er in der Nacht den König und die Königin auf, ihn nach dem Grabgewölbe Fried-

richs des Großen zu begleiten, um dort feierlich am Sarge des großen Königs den neugeschlossenen Bund zu besiegeln.

So wenig geneigt Friedrich Wilhelm zu romantischer Schwärmeret war, so mußte er doch der Einladung, welche die Königin Louise mit Enthusiasmus aufnahm, folgen.

Das Grabgewölbe war mit Wachsfadeln erleuchtet, der Kaiser, der König und die Königin traten an den Sarg Friedrichs. Alexander beugte sich über denselben und drückte einen Kuß auf den kalten Marmor, dann leistete er mit erhobener Hand den Schwur, daß er seinem Freunde und Bundesgenossen ewig treu sein wolle; er umarmte den König und die Königin und während vom Thurm herab das Glockenspiel in der Mitternachtsstunde die Melodie: „Neb immer Treu und Redlichkeit“ ertönen ließ, knieten die neuen Verbündeten am Sarge nieder und beteten. Unter Thränen und den Versicherungen ewiger Freundschaft nahm endlich der Kaiser Abschied und trat sofort seine Rückreise an.

Die Theilnahme Preußens am Kriege konnte verhängnißvoll für Napoleon werden; grade in der letzten Zeit hatte diesen ein ohnehin schwerer Schlag durch die Vernichtung der französischen Flotte bei Trafalgar getroffen. Ein französischer Schriftsteller behauptet und mit guten Gründen, daß hätte Preußen seine 150,000 Mann damals in die Wagschale des Krieges geworfen, die Krone Napoleons, ja das Schicksal Frankreichs auf dem Spiel geblieben hätte.

Die Kriegspartei in Berlin forderte daher mit Recht, der König möge jetzt oder niemals loschlagen; Hardenberg, Prinz Louis, die Königin drangen in Friedrich Wilhelm, sie wagten sogar, ihm vorzustellen, daß, wenn er noch zögere, die Armee an seinem Muth zweifeln werde; ein englischer Botschafter bot bedeutende Subsidien, aber wie sehr auch die Muthigen drängten, Friedrich Wilhelm blieb seiner schwankenden Politik treu, er konnte sich nicht entschließen, über den Vertrag vom 3. November fortzugehen.

Der Graf Haugwitz, der seit Jahren mit Frankreich geliebängelt hatte, der Vater der unglückseligen Neutralitätspolitik, der Begünstiger aller französisch gesinnten Abenteuer am preussischen Hofe, wurde ausersessen, als Gesandter die Forderung Preußens an Napoleon zu überbringen.

Graf Haugwitz reiste in das Lager Napoleons; er aber war von allen andern am wenigsten der Mann, um entschieden aufzutreten. Er ließ sich durch mancherlei Ausflüchte hinhalten, der Kaiser hatte keine Zeit, ihn zu empfangen und als er endlich vor diesem erscheinen durfte, war bereits die Schlacht von Austerlitz geschlagen und Waffenstillstand geschlossen.

Bei einer so veränderten Sachlage mußte der Graf Haugwitz sich eine wahrhaft empörende Behandlung von Seiten des übermüthigen Napoleon gefallen lassen, von einer bewaffneten Vermittelung konnte die Rede nicht mehr sein; demüthig suchte

Haugwitz den zwischen Preußen, Rußland und Oesterreich geschlossenen Vertrag im günstigsten Lichte darzustellen.

Der erbitterte Kaiser ließ sich nicht beruhigen, er forderte den Abschluß eines für Preußen schwächlichen Bündnisses mit Frankreich und ein solches schloß Haugwitz am 15. Dezember 1805 zu Schönbrunn auf seine eigene Verantwortung.

Er wagte es nicht, so entwürdigend waren die Bedingungen, diese dem Könige durch einen Courier zu übersenden, deshalb reiste er schleunigst selbst nach Berlin und eilte zum König um ihm persönlich Mittheilung zu machen und seine Handlungsweise zu vertheidigen.

Er fand einen bösen Empfang. Das Ehrgefühl des Königs war verletzt, die Königin Louise behandelte den Minister voll Verachtung und in ganz Berlin wurde von den Führern der Kriegspartei Haugwitz als ein vom Kaiser Napoleon bestochener Verräther verhöhnt.

Der König verjagte dem Vertrage seine Genehmigung. Zu spät! Alle Versuche, bessere Bedingungen zu erzielen, waren vergeblich, Graf Haugwitz, der nach Paris als Gesandter geschickt worden war, mußte dort manche Demüthigung erleiden. Friedrich Wilhelm III. wurde endlich gezwungen, einen neuen Vertrag einzugehen, der nicht weniger unwürdig als der frühere und nicht so vortheilhaft war.

Die unglücklichen Erfolge der Haugwitz'schen Politik erregten in der Berliner Kriegspartei einen tiefen Mißmuth, die schon mobil gemachten Truppen mußten in ihre Standquartiere zurückkehren; mit unverhehlter Verachtung sprachen sich die Offiziere wie die Bürger deshalb nicht nur gegen Haugwitz, sondern auch gegen den König aus, am lautesten Prinz Louis Ferdinand, der über den zaghaften König öffentlich die herbsten Scherze machte.

Als der Prinz eines Tages das Museum besuchte und dort eine Bildsäule des Mars neben der des Königs fand fragte er den Aufseher, wen die erstere vorstelle.

„Den Kriegsgott Marsch!“ erwiderte der Aufseher, ein geborner Schwabe.

Der Prinz lachte hell auf und mit recht lauter Stimme rief er:

„Nun, wenn das der Kriegsgott Marsch ist, dann ist dieser da der Gott Halt!“

In Berlin herrschte in jener Zeit eine gewaltige Aufregung; das Volk war in zwei Parteien getheilt, die eine forderte ungestüm gegen Frankreich den Krieg, ohne zu bedenken, daß kaum ein Augenblick unglücklicher gewählt werden konnte, als jene Zeit, in der Napoleon seine ganze Macht Preußen, welches in Folge seiner bisherigen schwankenden Politik ohne Bundesgenossen war, entgegenzustellen vermochte; die andere Partei wollte ein festes Bündniß mit Napoleon, nur in diesem glaubte sie das Heil des Staats zu erblicken. Nicht nur unter den Kaufleuten, den Beamten,

den Schriftstellern, auch in der Armee hatte diese Partei zahlreiche Vertreter.

Für die Staatsmänner, welche mit prophetischem Blick in die Zukunft schauten, konnte es nicht verborgen bleiben, daß Napoleons Uebermuth Preußen endlich zum Kriege zwingen werde; diese suchten Vorbereitungen für denselben zu treffen. An ihrer Spitze stand der Minister v. Stein.

Der Staatsschatz war durch Friedrich Wilhelm II. erschöpft und Friedrich Wilhelm III. hatte trotz seiner Sparsamkeit kaum vermocht, die drückenden Schulden zu bezahlen, nicht aber neue Schätze zurückzulegen.

Stein sollte Geld zum Kriege schaffen, es wurden ihm viele verschiedene Vorschläge gemacht, um zu diesem Ziele zu gelangen, Verschlechterung der Münzen, Anleihen im Auslande zc., aber er konnte sich weder zu einer betrügerischen Münzoperation, welche den Kredit des preussischen Geldes vollkommen erschüttern mußte, noch zum Eingehen einer auswärtigen Anleihe, die den Staat vielleicht vom Auslande abhängig gemacht hätte, entschließen.

Geld mußte geschafft werden, er schlug deshalb vor, daß 10 Millionen Thaler in Treforscheine ausgegeben werden sollten. Der Vorschlag fand viele Bedenken; da es nicht möglich war, eine entsprechende Baarsumme zur Deckung der Scheine in den Schatz oder in die Bank niederzulegen, erschien die Gefahr, daß die preussischen Treforscheine das Loos der früheren französischen Assignaten theilen, d. h. vollständig entwerthet werden würden, höchst drohend.

Stein fürchtete ein solches Unglück nicht. So lange die Emission derartiger Papiere mit den Bedürfnissen des Verkehrs im rechten Verhältnisse stehe, meinte er, könne die Ausgabe von Papiergeld nur vortheilhaft erscheinen. Seine Ansicht drang endlich durch, durch königliche Kabinetts-Ordre vom 18. Januar 1806 wurde die Ausgabe der Treforscheine anbefohlen.

Die neue Maßregel erregte in Berlin ein großes Aufsehen; wie wenig günstig sie von der Bürgerschaft aufgefaßt wurde, zeigte ein Berliner Witz, der sich in einer treffenden Karrikatur äußerte. Es erschien ein schlechtes Bild, welches unter der Hand viel verkauft wurde. Dasselbe stellte den preussischen Adler dar, dieser wurde vom Minister Schulenburg-Rehnert wie eine alte Gans mit Papier genudelt; er sah höchst krank und jämmerlich aus und zeigte eine rapide Verdauung, denn das gestressene Papier gab er sofort als Treforscheine von sich. Der Minister von Stein war bemüht, diese sorgfältig aufzulesen.

Die Berliner hatten vollkommen Recht, als sie durch ihren Spott zeigten, wie bedenklich sie die Ausgabe eines Papiergeldes ohne Hinterlegung eines reellen Werthes hielten, denn kaum war der Krieg ausgebrochen, so fielen die Scheine tief unter ihren Nennwerth, und gerade diese Finanzmaßregel hat viel dazu beigetragen, die

Noth des Landes in den folgenden Unglücksjahren zu erhöhen.

Immer schwerer wurde die Zeit, immer gewaltiger der Druck, den Napoleon auf Preußen übte. Im Anfange des Jahres 1806 mißte sich der Kaiser sogar in die inneren Staatsangelegenheiten, er forderte Hardenberg's Entlassung, seine Ersetzung durch Haugwitz, und der König gehorchte.

Am 1. April 1806 erhielt Hardenberg seinen Abschied aus dem Cabinet, er blieb jedoch Mitglied des Ministeriums, obwohl er meistens auf seinem, zwischen Berlin und Frankfurt in der Nähe von Fürstenwalde belegenen Gute Tempelberg sich aufhielt.

Nachdem Hardenberg sich vom direkten Staatsdienst zurückgezogen hatte, war der Freiherr von Stein der einzige thätige und tüchtige Staatsmann in der Umgebung des Königs. Ihm vertraute das Volk, auf ihn richteten sich Aller Blicke. Er hatte während der schwachvollen Unterhandlungen, die dem Vertrage von Schönbrunn folgten, sich schon mehrfach in kleineren Kreisen mißbilligend über die Schwäche der preussischen Regierung ausgesprochen; als nun aber auch Hardenberg's Entlassung auf Napoleon's Befehl erfolgt war, hielt er es für einen Frevel, länger zu schweigen; er entschloß sich, dem König die Augen zu öffnen über die verwerflichen Rathgeber, mit denen der Monarch seine Person umgeben hatte, ihm die Mittel und Wege zu zeigen, durch welche allein der Staat gerettet werden könne.

Zu diesem Zwecke arbeitete er im April 1806 eine Denkschrift aus, welche er dem König übergab. Er schilderte in derselben mit kräftigen, rüchhaltlosen Worten die Mangelhaftigkeit der bisherigen Staatsorganisation, er zeigte, wie nachtheilig es wirken müsse, wenn der König, wie bisher, nicht mit den Ministern selbst verkehre, sondern zwischen sich und diese das Geheime Cabinet stelle; wie er nothwendig zu einer Einseitigkeit der Ansichten und Beschlüsse kommen müsse.

Mit dieser theoretischen Ausführung aber begnügte sich Stein nicht. Obgleich er wußte, daß Friedrich Wilhelm eine große persönliche Vorliebe für den Grafen von Haugwitz und den Geheimen Kabinetstrath Beyme hegte, obgleich er dem Letzteren, dem er vorzugsweise seine Ernennung zum Minister zuzuschreiben hatte, gewissermaßen zu Dank verpflichtet war, hielt er sich doch für verbunden, weder auf die persönlichen Neigungen des Königs, noch auf seine eigenen Dankegefühle Rücksicht zu nehmen. Das Wohl des Landes allein durfte er im Auge haben. Deshalb äußerte er sich in seiner Denkschrift mit einer Kühnheit und Offenherzigkeit, wie sie noch niemals ein Minister dem Könige gezeigt hatte, folgendermaßen:

„Man vermißt also bei der neuen Kabinetstabelle die gesetzliche Verfassung, Verantwortlichkeit, genaue Verbindung mit den Verwaltungsbehörden

und Theilnahme an der Ausführung. Da sich nun aus diesen Betrachtungen das Fehlerhafte der Einrichtung der neuen Staatsbehörde des Kabinet's ergibt, so entsteht die Frage: mildert ihre persönliche Zusammensetzung das Fehlerhafte ihrer Einrichtung?

„Das Kabinet, insofern es sich nicht auf die Militär-Verwaltung bezieht, besteht aus den beiden Kabinet'srätthen Beyme und Lombard und dem mit ihnen vereinigten und von ihnen abhängigen Minister Grafen Haugwitz.

„Der Geheime Kabinet'srath Beyme besaß als Kammergerichtsath Achtung wegen seines graden, offenen Betragens, seiner gründlichen und gesunden Beurtheilung, seiner Arbeitsamkeit. Er besaß Kenntnisse der Rechtsgelehrsamkeit; mit den zur Leitung der inneren Staatswirthschaft nöthigen Kenntnissen ist er nicht im Mindesten vertraut. Das neue Verhältniß, in welches er als Kabinet'srath trat, machte ihn übermüthig und absprechend; die gemeine Aufgeblasenheit seiner Frau war ihm nachtheilig, seine genaue Verbindung mit der Lombard'schen Familie untergrub seine Sittenreinheit, seine Liebe zum Guten und verminderte seine Arbeitsamkeit.

„Der Geheime Kabinet'srath Lombard ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft, seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngesteirerei ein, die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Gelehrten in Anspruch nehmen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Theilnahme an den üppigen Gelagen der Ries'schen Familie haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute und das Böse gesetzt.

„In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterkings von niederer Herkunft, eines Roué's, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgang mit leeren Menschen bei Spiel und Polissonnerien (Zoten) vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Angelegenheiten dieses Staates in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihres Gleichen findet.

„Das Leben des, mit dem Kabinet affilirten Ministers von Haugwitz ist eine ununterbrochene Folge von Verschönerlichkeiten oder von Aeußerungen von Verderbtheit. In seinen akademischen Jahren behandelte er die Wissenschaften leicht und unkräftig, sein Betragen war süßlich und geschmeichelt. Er folgte dann den Thoren, die vor dreißig Jahren das Kraftgeniewesen trieben, strebte nach dem Nimbus der Heiligkeit, welcher Lavater umgab, ward Teosoph, Geistesseher und endigte mit der Theilnahme an den Gelagen der Ries, an den Intriguen dieser Frau, verschwendete die dem Staate gehörige Zeit am Lombard'schen und seine Kräfte in sinnlichen Genüssen jeder Art. Er ist gebrandmarkt mit dem Namen

sehen werden.

„Sollten Se. Königliche Majestät sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Veränderungen anzunehmen, sollten Sie fortfahren, unter dem Einfluß des Kabinet's zu handeln, so ist es zu erwarten, daß der preussische Staat sich entweder auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Untertanen ganz verschwinde.

„Die Ursachen und Menschen, die uns an den Rand des Abgrundes gebracht, werden uns ganz hineinstoßen; sie werden Lagen und Verhältnisse veranlassen, wo dem reblichen Staatsbeamten nichts übrig bleibt, als seine Stelle, mit unverdienter Schande bedeckt, zu verlassen, ohne helfen zu können, oder an den sich alsdann ereignenden Verworfenheiten Theil zu nehmen.

Wer mit Aufmerksamkeit die Geschichte der Auflösung Venedigs, des Falls der französischen und sardinischen Monarchie liest, der wird in diesen Ereignissen Gründe finden zur Rechtfertigung der traurigsten Erwartungen.

April 1806.

Stein.“

„Die Denkschrift, von welcher Stein sich eine große Wirkung versprochen hatte, war erfolglos. Noch war die Zeit nicht gekommen, in welcher sich Friedrich Wilhelm zu einer durchgreifenden Umgestaltung der inneren Verwaltung zu entschließen vermochte. Die Mahnung, welche ihm ungerufen dazu gegeben wurde, machte ihn nur noch mißtrauischer gegen Stein, er mißbilligte dessen rückwärtslose Entschiedenheit, er fühlte sich verletzt, daß Stein gegen Beyme die Pflicht der Dankbarkeit ganz aus den Augen gelassen hatte.

Wie Stein es versuchte, den König über die Mängel der innern Staatsverwaltung aufzuklären, so machte Heinrich v. Bülow, der Bruder des später so berühmt gewordenen preussischen Feldherrn, einen Versuch, die Mängel des Heerwesens vor dem König und dem Volk in einer Druck-

schrift aufzudecken. Aber auch hier war der Erfolg ein trübseliger.

Bülows Schrift wurde bei Hofe kaum gelesen; der kühne Reformator galt als ein Raisonneur, denn wie hätte wohl ein einfacher Lieutenant außer Dienst ein besseres Verständniß für den Krieg und die Armee-Organisation haben können, als die unter den Waffen grau gewordenen Generale! Seine in Flammenbuchstaben geschriebenen Worte waren nur Zeichen der Verrücktheit, man sperrte den Raisonneur in die Berliner Hausvoigtei und ließ ihn ärztlich untersuchen, ob er wahnsinnig sei.

Als später das Schicksal, welches er der preussischen Armee vorhergesagt hatte, diese bei Jena traf und Heinrich v. Bülow dasselbe erfuhr, rief er den übrigen Gefangenen im Hofe der Hausvoigtei zu:

„So geht es, wenn man die alten Weiber vor die Armee stellt und die Soldaten als Verrückte in die Hausvoigtei steckt.“\*)

Das Gewitter, welches über dem preussischen Staat schwebte, zog sich mit jedem Tage drohender zusammen. Napoleon zeigte offen seine grenzenlose Mißachtung gegen den König, er spielte fast mit diesem, indem er ihm bald die deutsche Kaiserkrone anbieten ließ, die Gründung eines norddeutschen Staatenbundes, an dessen Spitze Preußen stehen sollte als Gegengewicht gegen den Rheinbund, schmachvollen Andenkens, in Aussicht stellte, bald hinter dem Rücken des Königs mit Rußland und England in Unterhandlungen trat, jenem die polnischen Provinzen Preußens zur Neubildung eines Königreichs Polen, dessen Krone der Großfürst Konstantin erhalten sollte, anbot und England mit der Rückgabe Hannovers zu tödern suchte.

Der Graf Lucchesini, der unfähige Gesandte Preußens, wurde in Paris von einer Festivität zur andern gezogen, bei Austerlitz und Champagner theilte ihm der Lord Yarmouth, der englische Geschäftsträger, mit, welche Anerbietungen England auf Kosten Preußens von Napoleon gemacht worden seien. Lucchesini schrieb dies sofort seinem Hofe. —

Friedrich Wilhelm war tief beleidigt, sein königlicher Stolz begann sich zu regen, die Kriegspartei in Berlin gewann dadurch eine erhöhte Macht, sie schürte unablässig und suchte Volksdemonstrationen für einen Krieg ins Leben zu rufen, um den König zum Losschlagen zu drängen. Besonders zeigten sich die Offiziere thätig, Volksstimmung zu machen.

Als im Theater „die Jungfrau von Orleans“ gegeben wurde, war im Offiziercorps die Verab-

\*) Aus der Berliner Hausvoigtei wurde Heinrich v. Bülow als Staatsgefangener nach Solberg, später nach Königsberg und endlich nach Riga transportirt; hier starb er schon im Jahre 1807 im Gefängniß an einem Nervenfieber.

redung getroffen, so zahlreich wie möglich zu erscheinen. Bei den Worten:

„Für seinen König muß das Volk sich opfern;  
„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht  
„Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

wurde ein stürmischer Beifallsruf erhoben. Die Offiziere sprangen von ihren Sitzen auf und forderten jubelnd die Worte da capo.

Auch in allen andern Stücken, in denen irgendwie eine Anspielung auf die Zeitverhältnisse gefunden werden konnte, wurden diese mit donnerndem Beifall begrüßt. In „Wallensteins Lager“ stimmten die Offiziere das Ketterlied mit an und das gesammte Publikum fiel in den Gesang ein.

Unter den Fenstern des französischen Gesandten wurden Nationallieder gesungen, die Offiziere stießen wilde Schimpfreden gegen die verhaßten Franzosen aus und eines Tages wepften sie ihre Säbel auf den Stufen des Hauses.

Prinz Louis Ferdinand führte in den Hofkreisen das große Wort. Er forderte ungestüm den Krieg gegen Frankreich. Die Königin unterstützte ihn und selbst die früher eifrigsten Freunde Napoleons wagten jetzt nicht mehr, gegen den Krieg zu sprechen.

Und das Volk von Berlin?

Das so lange in tiefster politischer Unmündigkeit gehaltene Volk hatte kaum eine eigene Ueberzeugung, es gab sich der herrschenden Strömung hin. Eine Fluth von Schriften, bedeutende und unbedeutende, welche den Franzosenhaß predigten, war erschienen.

Ernst Moritz Arndt hatte in seinem „Geist der Zeit“ feurige Worte an die Nation gesprochen, um das Selbstbewußtsein des entwürdigten deutschen Volks zu erwecken, die Ermordung Palms hatte Entsetzen und Haß gegen Napoleon in den weitesten Kreisen verbreitet. „Krieg gegen Frankreich!“ war das Lösungswort im Volke wie unter den Offizieren.

Der König gab endlich dem allgemeinen Drude nach, am 9. August 1806 wurde die Mobilmachung der Armee beschlossen; das war schon eine halbe Kriegserklärung und der Jubel darüber groß in Berlin.

Mit welchem Stolz schritten jetzt die Gensd'armee-Offiziere in den Straßen einher! Sie ließen ihre Plempen rasseln, die künftigen Helden wußten sich vor Uebermuth gar nicht mehr zu lassen. Sie machten ihrer Freude durch die pöbelhaftesten Excesse Luft: dem Grafen Haugwitz, dem verhaßten Franzosenfreunde, warfen sie die Fenster ein; einige besonnene Bürger, welche sich sorgenvoll über den Erfolg eines Krieges ausgesprochen hatten, wurden in schmählischer Weise insultirt, wenn sie sich in öffentlichen Lokalen sehen ließen.

Niemand durfte es wagen, ohne sich den größten Beleidigungen auszusetzen, an die Möglichkeit einer Niederlage zu denken, denn die Offiziere vom General herunter bis zum Lieutenant

erklärten ja, die Armee Friedrichs des Großen sei unüberwindlich.

Sie blähten sich in übermüthigem Junferstolz; wer ihre Prahlereien hörte, die Verachtung, mit welcher sie von den siegreichen Kriegern Napoleons sprachen, der mußte glauben, ein Wahnsinn habe die Sprossen des preußischen Adels befallen.

Wenn die Preußen bei Ulm und Austerlitz mitgekämpft hätten, so behaupteten sie, dann würden die Resultate der Kämpfe wahrlich ganz anders ausgefallen sein. Die preußischen Feldherren verstanden den Krieg aus dem Grunde, von Jugend auf hätten sie gedient und würden wahrlich vor den Gevattern Schneider und Schuster, welche die Revolutions-Armee befehligten, sich nicht fürchten.

Der General v. Mülhel hatte die Unverschämtheit, auf einer Parade in Potsdam offen zu behaupten, daß sich Feldherren, wie der Herr v. Bonaparte, in der Armee Sr. Majestät des Königs von Preußen genug fänden.

Die Presse sprach, in demselben Geiste.

Die „Berliner Zeitung“ veröffentlichte Vardengesänge, sie versicherte, daß der kriegerische Geist der Nation sich niemals so kräftig und lebensvoll offenbart habe, als grade in dieser Zeit; von den Tagesblättern ward in die Welt hinausposaunt, der Kampf für deutsche Nationalität, Freiheit und Sitte werde jetzt erst beginnen!

Toller als je ging's im Theater zu. „Wilhelm Tell“, „Wallensteins Lager“ und besonders ein beliebtes Stück, der „politische Singsieher“ boten Gelegenheit zu Ausbrüchen einer glühenden Begeisterung, die aus den Zuhörerräumen des Theaters sich fortpflanzte auf die Straßen. Abendlich lagerten sich große Menschenmassen rings um das Theater, um mit zu singen und mit zu schreien, wenn die Offiziere das Kommando dazu gaben.

Die sonst so zahmen Berliner Tagesblätter, „der Freimüthige“, „der Hausfreund“ und sogar der unschuldige „Beobachter an der Spree“ waren mit Artikeln, in denen der Krieg gefordert wurde, gefüllt. Der Dichter Karl Müchler dichtete einen ganzen Band voll Kriegslieder! Und noch mehr: die Gelegenheitsdichter gingen so weit, schon vor dem Ausbruch des Krieges Siegeslieder zu schreiben und zu komponiren, mit denen man die heimkehrenden Truppen empfangen wollte, denn Zeit war nicht zu verlieren, der Feldzug konnte nur ein kurzer sein: „Ich kam, ich sah, ich siegte!“ das war sicherlich die erste Botschaft, die von den Feldherren der preußischen Armee in die Hauptstadt gesendet werden mußte.

Das Volk schwebte in einem Taumel der Siegesgewißheit, der es blind machte gegen die Wirklichkeit und es erregte nicht geringen Ingrimm, als einer der wenigen Mächternen in einem öffentlichen Blatt die Bamarbasaden der Offiziere mit folgendem herben Spottgedicht geißelte:

### Der künftige Held.

Was fehlt zum braven Krieger mir?  
Lieb' ich nicht Kugeln, Blut, Rauch, Pulver,  
Bücher, Karten? —  
Ja künft'ger Held, ich glaub' es Dir;  
Von Dir läßt Alles sich erwarten,  
Du liebst die Karambol' wie ich;  
Ein junges Blut bezaubert Dich;  
Im Labakrauch hüllst Du Dich ein,  
Die Zähne hält das Pulver rein,  
Ein Buch im Pharao, ein Paß Visitenkarten: —  
Von Dir läßt Alles sich erwarten.

Noch war der Krieg nicht erklärt; noch immer schwankte der König, er unterhandelte mit Napoleon und zugleich suchte er Bundesgenossen zu dem bevorstehenden Kampf zu gewinnen.

Vergebliches Bemühen!

Preußen hatte durch seine lange Neutralität alles Vertrauen verloren.

Immer stärker drängte die Kriegspartei im Volke und am Hofe. Die Prinzen des königlichen Hauses entschlossen sich endlich zu einem entscheidenden Schritt.

Um den Einfluß der Haugwitz, Lombard u. s. w. zu brechen, erschien es den kriegslustigen Prinzen vor Allem nothwendig, das geheime Cabinet zu beseitigen. Sie nahmen deshalb den alten Stein'schen Plan auf.

Die beiden Brüder des Königs, Wilhelm und Heinrich, der Prinz Louis Ferdinand, der Prinz von Oranien unterzeichneten eine von Johannes von Müller verfaßte Denkschrift, der sich neben Stein auch die Generale Pfuhl und Mülhel angeschlossen und zu welcher auch der Herzog von Braunschweig und Blücher ihre Bestimmung erklärten. Die bedenkliche Lage des Landes, die Nothwendigkeit, die Ehre der Nation und der Krone durch ein entschiedenes Handeln zu retten, wurde in der Denkschrift in ehrerbietiger, aber entschiedener Sprache dargestellt. Vor Allem forderten die Unterzeichner die Abschaffung des Cabinets als eine Nothwendigkeit sowohl für den Fall eines Krieges, als für den Frieden; die ganze Armee und das ganze Volk seien gleichmäßig von dem Mißtrauen gegen die Mitglieder des Cabinets durchdrungen, sie zweifelten an dem Patriotismus, an der Pflichttreue und Rechtlichkeit derselben, und auch die mit Preußen befreundeten Höfe theilten die gleiche Ansicht, man spreche von Verrath und Bestechung; wenn auch eine solche Ansicht vielleicht nicht begründet sei, so fürchte man doch mit Recht den Einfluß dieser Männer, der vielleicht einen schmachlichen Frieden, jedenfalls einen kraftlos und widerwillig geführten Krieg zur Folge haben werde.

So ehrerbietig die Fassung der Denkschrift war, auf den König machte sie doch einen höchst unangenehmen Eindruck. Er nahm den Schritt als einen revolutionären mit höchstem Unwillen auf, er wies die unbequeme Mahnung hart zurück. In seinem eigenen Lande wollte Friedrich Wilhelm ohne Einmischung Dritter herrschen, jeder Eingriff in seine Regierung erschien ihm als eine

strafbare Verletzung einer unantastbaren Souveränitätsrechte, der mit Energie und Strenge zurückgewiesen werden mußte.

Die Prinzen erhielten Verweise, Stein und den übrigen Unterzeichnern zeigte der König das ernsteste Mißfallen.

Die Unterzeichner waren im ersten Augenblick so schwer verlegt, daß sie beabsichtigten ihre Aemter niederzulegen, aber sie bedachten, daß ein solcher Schritt in solcher Zeit dem Staate vom schwersten Nachtheil sein würde, deshalb entschlossen sie sich zu bleiben neben den Männern des Cabinets.

Die Beseitigung des Cabinets hatten die Prinzen nicht durchzuführen vermocht, aber eine Wirkung hatte ihre Denkschrift doch. Friedrich Wilhelm vermochte dem allgemeinen Drängen nicht mehr zu widerstehen — er entschloß sich zum Kriege.

Den Unterhandlungen wurde durch ein Ultimatum, auf das Napoleon nicht einzugehen vermochte, ein Ende gemacht und am 21. September 1806 verließen der König und die Königin Berlin, um sich zur Armee zu begeben.

Am Tage der Abreise war vom Giebel des Zeughauses, der dem Palais des Königs gegenüberliegt, die Statue der Bellona bei windstillem Wetter auf das Steinpflaster herabgefallen und hatte den rechten Arm zerbrochen; am selben Tage war der alte 81jährige Feldmarschall von Müllendorf, als ihn seine Reitknechte vor dem Brandenburgerthor mit Mühe von der linken Seite auf das Pferd gehoben hatten, auf der rechten Seite wieder heruntergefallen.

Das waren böse Vorzeichen!

Die abergläubigen Berliner schüttelten bedenklich die Köpfe und als nun bald Unglücks-Nachrichten nach Unglücks-Nachrichten eintrafen, da meinten sie: dies haben wir wohl vorhergesagt.

Freilich konnten sie es vorhersehen, jeder konnte es, der diese Armee und dieses Volk kannte! Schon unmittelbar vor dem Kriege zeigte es sich, daß das Feuer der Begeisterung, welches das Volk vor dem Kampfe durchglüht hatte, ein elendes Strohfeuer gewesen war.

Das erste Opfer, zu dem sich die Bürger entschließen sollten, zeigte die Hohlheit des in pomphaften Worten prahlenden Patriotismus.

Der Berliner Magistrat hatte eine freiwillige Sammlung angeordnet, um für die Soldaten bei dem bevorstehenden Herbstfeldzuge Mäntel anzukaufen.

70,000 Thaler waren nothwendig, — eine elende Summe, die in Berlin sicherlich mit Leichtigkeit aufzubringen war, — als aber die Sammlung begann, da hatte Niemand Geld, die lauteften Schreier zogen sich am ersten zurück, als es darauf ankam, ihren Patriotismus zu bethätigen; es kamen im Ganzen nur 6000 Thaler zusammen.

Dieselbe Lauheit zeigte sich, als die Bürger aufgefordert wurden, eine Bürgergarde zu bilden, um die Wachposten der Stadt zu beziehen, während die Truppen im Felde ständen; die Wohl-

habenden machten fast ohne Ausnahme von der Erlaubniß Gebrauch, für Geld Stellvertreter zu schaffen und das lumpigste Gefindel wurde daher unter die Waffen gestellt, um als Berliner Bürgergarde zu paradien.

## Vierzehntes Kapitel.

Berlin vor der Schlacht bei Jena. — Tod des Prinzen Louis Ferdinand. — Die Nachricht von Jena. — Panischer Schrecken in Berlin. — Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. — Flucht des Grafen von Schulenburg. — Fürsorge Stein's. — Feigheit der städtischen Behörde. — "Die Franzosen kommen." — Die Franzosen in Berlin. — Napoleon in Potsdam. — Napoleon's Einzug in Berlin. — Kriecherei und Verwäthererei der Berliner. — Das französische Regiment. — Die Berliner Bürgergarde. — Die Kriegslast. — Einquartierung. — Noth in Berlin. — Geistige Erhebung des Volks. — Hanstein, Ribbeck, Fichte und Schleiermacher. — Der Friede von Tilsit. — Abzug der Franzosen. — Schill in Berlin.

Mit gespanntester Erwartung harteten die Berliner der Nachrichten vom Kriegsschauplatz; damals flog das Wort noch nicht mit blitzähnlicher Schnelle auf dem Telegraphendraht durch die Welt, Tage dauerte es, ehe aus Thüringen, wo die preussischen und französischen Heere zusammentreffen mußten, genaue Nachrichten nach Berlin kommen konnten.

Wüste Gerüchte gingen von Mund zu Mund. Bald hörte man, eine gewaltige Schlacht sei geschlagen, Napoleon's Heer vernichtet worden, der Kaiser sei auf der Flucht, oder gar gefangen oder todt; in einigen Straßen fing man zur Siegesfeier schon zu illuminiren an, aber die Lichter wurden bald wieder ausgelöscht, denn andere Nachrichten kamen und endlich die, daß Prinz Louis Ferdinand bei Saalfeld den Heldentod gestorben sei.

Die Aufregung und Trauer war allgemein in Berlin; welche Fehler auch der Prinz gehabt haben mochte, in diesem Augenblicke wurden sie vergessen, man gedachte nur seiner Kühnheit, seines Patriotismus und aller der herrlichen Eigenschaften, durch welche er sich so sehr ausgezeichnet hatte.

Die von Leipzig eintreffenden Briefe brachten wieder die verschiedenartigsten Nachrichten. Im Theater wurde die Jungfrau von Orleans gegeben; alle Plätze waren besetzt, aber das Publikum hatte keine Aufmerksamkeit für das Stück; Zettel, welche die einander widersprechenden, bald Siege, bald Niederlagen verkündenden Leipziger Nachrichten enthielten, gingen von Hand zu Hand.

Wenn in irgend einem Verse des Trauerspiels eine Anspielung auf die Zeitverhältnisse gefunden werden konnte, sammelte sich das Publikum



in lakonischer Kürze das Unglück Preußens verkündeten:

„Der König hat eine Bataille verloren, jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht, ich bitte darum. Schulenburg.“

So lautete die Verkündigung des Gouverneurs.

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ Der edle Graf Schulenburg hätte kaum nöthig gehabt, zur Ruhe zu ermahnen, wenn es nicht geschah, um seine eigene schätzbare Person und die einiger anderer Staats-Verräther in Sicherheit zu bringen, denn an einen Widerstand dachten die Berliner nicht. —

Den Grafen Schulenburg peinigte das böse Gewissen, schon am 19. Oktober verließ er in eiliger Flucht Berlin, nachdem er seinen Schwiegersohn, den Fürsten Hatzfeld, zum Civil-Gouverneur eingesezt hatte. Daran, die vielen noch in der Stadt befindlichen Kriegsvorräthe und Waffen aus dem Zeughause zu schaffen und in Sicherheit bringen zu lassen, die königlichen Kassen zu retten, dachte er nicht, nur an sich selbst.

Das Volk war wüthend, es schrie über Verrath. Der Wagen, in welchem Schulenburg flüchten wollte, wurde aufgehalten. „Ich lasse Euch ja meine Kinder!“ rief der geängstigte Mann dem Volke zu. Der Kutscher hieb wüthend auf die Pferde und endlich gelang die Flucht.

Auch Lombard, der allgemein für einen Verräther gehalten wurde, war nahe daran, eine empfindliche Lektion vom Volke zu bekommen. Es gelang ihm mit Mühe, nach Stettin zu flüchten und auch hier war er argen Beleidigungen ausgesetzt.

Die Behörden hatten fast sämmtlich den Kopf verloren. Die vertrauten Briefe berichten:

„Alles wurde nun von Furcht und Angst so eingenommen, wie kurz vorher von Freude; alles rannte mit den Köpfen gegeneinander; alles wollte fliehen. Berlin sah einem Bienenkorbe ähnlich, der im Schwärmen begriffen ist. Alles, was reich und vornehm war, die hohen Offizianten, Capitalisten, der Adel, eilten mit ihren Schätzen über Hals und Kopf nach Stettin, Güttrin oder Schlessen.“

Vom Lande flüchteten aber die Bauern mit ihren Betten und Kisten nach Berlin herein; Niemand war am 18. vor dem Räubern gesichert.

Besonders nahmen die patriotischen Schriftsteller Reißhaus, und der Frehmüthige, den die Berliner nun den Kleinmüthigen nennen, eilte nach dem Norden und eröffnete das Wettrennen; der Verleger desselben, ferner der Dichter Mächler und andere folgten nach.

Zulezt war kein Pferd und kein Esel mehr in Berlin zu haben, um fortzukommen, und die Zurückgebliebenen waren in der festen Ueberzeugung, die Franzosen, die am 17. Oktober noch bei Halle bataillirten, würden am 18. in Berlin eintreffen.

Man erwartete alle Greuel des Krieges,

Plünderung, Brand und Nothzucht. Besonders wehflagten die Berliner ehrbaren Damen und befeuzten im Voraus den Verlust ihrer so lange conservirten Unschuld. Es war aber eine allgemeine Stimme unter den Männern, daß, wenn dies das einzige Uebel sei, was der Krieg mit sich führe, so möchte es wohl sehr leicht zu tragen sein."

Fast der einzige höhere Beamte, der den Kopf oben behielt, war der Minister von Stein, obgleich krank, schwer am Podagra leidend, vergaß er doch die Pflichten gegen den Staat nicht. Er entfaltete eine unermüdlige Thätigkeit; zur rechten Zeit und mit umsichtiger Fürsorge war er bemüht, so viele königliche Kassen wie irgend möglich zu retten; der Staatsschatz mußte vor allen Dingen in Sicherheit gebracht werden und dies gelang ihm.

Hätte Stein nicht so unermüdllich gesorgt, dann würde schwerlich dem König die Kriegführung in nächster Zeit noch möglich gewesen sein. Trotz seiner Krankheit folgte der Minister am 20. Oktober seinem Monarchen nach Preußen und erklärte demselben, daß er ihn nie verlassen wolle, wohin er auch gehen möge.

"Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." Nachdem der erste Schrecken sich gelegt hatte, bewiesen die Berliner, daß sie tief durchdrungen seien von dem Gebote des edlen Grafen Schulenburg. Der Civil-Gouverneur Fürst Hatzfeld ließ die Bürgergarde zusammen trommeln und von ihr die Thore besetzen, aber nicht zum Schutze gegen die Franzosen, denn an einen Kampf dachte er nicht.

Das zerlumpteste Gefindel trat unter die Waffen, wer irgend die Mittel hatte, kaufte sich einen Stellvertreter, um nicht selbst Dienst thun zu müssen. Daß diese Bürgergarde nicht daran denken würde, dem französischen Heer einen Widerstand beim Einmarsch in Berlin zu leisten, war nicht schwer zu errathen; um aber ganz sicher zu gehen, erließ der Magistrat von Berlin am 19. Oktober eine Proclamation, in der er jeden Widerstand bei Todesstrafe verbot.

Auch Fürst Hatzfeld fand es für nothwendig, das Gebot: "Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" noch besonders einzuschärfen, und er erließ eine Bekanntmachung, in der er u. A. sagte:

"Ich verbiete alles Zusammenlaufen, Schreien auf den Straßen, alles öffentliche Theilnehmen an den so verschiedentlich einlaufenden Kriegsgerüchten; denn ruhige Fassung ist dormalen unser Loos, unsere Aussichten müssen sich nicht über dasjenige entfernen, was in unsern Mauern vorgeht, dieses ist unser einziges höheres Interesse, mit welchem wir uns beschäftigen müssen."

Einen bereitwilligeren Gehorjam als damals haben die Berliner niemals der hohen Obrigkeit geleistet. Sie waren ruhig, übermäßig ruhig, sie schliefen sogar, wenn sie als Bürger-Gardisten auf Wache standen.

Als am ersten Tage der Bewachung Berlins durch die Bürger ein Offizier die verschiedenen

anderes Aussehen gewonnen, als noch am Tage vorher; da fuhren keine glänzenden Equipagen mehr, dagegen aber Kriegsfuhrwerke aller Art, da sah man keine preußische Uniform, nur die der Franzosen, die überall neugierig umher spazierten.

Am 26. Oktober traf der Marschall Davoust selbst ein. Am Potsdamerthor trug ihm der Magistrat demüthig die Schlüssel der Stadt entgegen, Davoust aber schlug sie stolz aus und befahl, sie dem Kaiser persönlich zu überreichen, der sich in Potsdam befinde und von dort aus bald seinen Einzug in Berlin halten werde.

Napoleon war in der That am 24. Oktober in Potsdam angekommen. Widerstand hatte er nirgends gefunden, auch in den preußischen Festungen nicht; diese waren fast alle von ihren hochadligen Kommandeuren in dem stürmischsten Wettstreit der Feigheit übergeben worden.

Auch Spandau kapitulierte, ohne einen Schuß zu thun, am 25. Oktober.

Am 23. noch hatte der Commandant, Major v. Benekendorf, dem König geschrieben, er wolle nur die Trümmer der Citadelle dem Feinde überlassen!

Am Tage darauf kamen die Feinde — da änderte sich denn freilich die Ansicht des tapfern Edelmannes — er berief einen Kriegsrath und nur ein bürgerlicher Offizier, der Ingenieur-Offizier Manert, sprach sich gegen die Uebergabe aus, die übrigen Offiziere stimmten für dieselbe.

Man unterhandelte und ehe noch die Unterhandlung vollständig geschlossen war, rückten schon die französischen Generale über die offene Zugbrücke in die Stadt ein — der Commandeur hatte nichts Eiligeres zu thun, als so schleunig wie möglich seinen trefflich ausgestatteten Hühnerhof in Sicherheit zu bringen.

Napoleon hatte im Schloß von Potsdam einen kurzen Aufenthalt genommen; er erließ von hier aus seine stolzen Sieges-Bülletins. Während er aber in denselben auf die unzweideutigste Art seine Verachtung gegen den König von Preußen aussprach, sollte er Friedrich dem Großen den Tribut seiner Bewunderung. Von seinem Generalstabe begleitet besuchte er die Gruft des großen Königs in der Garnisonkirche.

Lange Zeit schaute er schweigend auf den Sarg, dann wendete er sich zu seinem Gefolge und sagte, auf die Grabstätte deutend:

„Wenn Du noch lebstest, wäre ich nicht hier.“

Auch in Sanssouci besuchte er die Zimmer Friedrichs des Großen; sein Gefolge und seine Dienerschaft mußten sich mit den besten Galla-Kleibern bei diesem Besuche schmücken.

Die Verehrung, welche Napoleon hierdurch dem Genius des gewaltigen Feldherrn zollte, hielt ihn aber nicht ab, sich den Regen, die Generals-Schärpe desselben, sowie die Decorationen des schwarzen Adlerordens und die Fahnen, welche die preußische Garde im 7jährigen Kriege ge-

führt hatte, zuzueignen und diese dem Invaliden-hause in Paris zum Geschenk zu machen, freilich mit einer außerordentlich rühmenden Aufschrift:

„Die Veteranen werden alles dasjenige mit heiligster Ehrfurcht empfangen, was dem ersten Feldherrn, dem die Geschicke kennt, angehörig gewesen ist.“

In Potsdam empfing der Kaiser eine Deputation der königlichen und städtischen Beamten Berlins; der Fürst Hatzfeld befand sich an der Spitze derselben. Die Aufgabe der Deputation war, dem Sieger die Schlüssel der Stadt zu überreichen und Schonung für die Residenz zu erbitten.

Der Empfang der Deputation war abwechselnd gnädig und ungnädig. Napoleon sprach mit scharfem Hohne:

„Sie haben in Berlin so laut den Krieg verlangt, jetzt haben Sie ihn.“

Als nun aber die Deputirten mit den tiefsten Verbeugungen und in demüthvollster Weise versicherten, Se. Majestät sei falsch berichtet über die Stimmung des Volks, dieses habe nie den Krieg gewünscht, nur einige lärmmachende Offiziere seien die Ruhestörer gewesen, als sie zugestanden, die Reise des Kaisers Alexanders nach Berlin trage die Schuld an allem Unglück; da wurde der Kaiser gnädiger und versprach, die Stadt zu schonen.

Am 27. Oktober hielt Napoleon seinen glänzenden Einzug in Berlin. Von 4 Uhr Nachmittags an verkündete das Läuten der Glocken und der Donner der Geschütze, daß der mächtige Kaiser nahe; von dem noch immer mit der Victoria geschmückten Brandenburger Thore an standen die Linden herab in langen Reihen geordnet die französischen Regimenter.

Eine gewaltige Volksmasse hatte sich versammelt, bis weithin auf dem Wege nach Charlottenburg zu, von woher der Kaiser kam. Eine Schaar von Mameluken eröffnete den Zug; staunend schauten die Berliner auf die prächtig geschmückten Soldaten, die in ihren bunten Turbanen, in ihrer reichen türkischen Bekleidung keine Aehnlichkeit mit irgend einem andern Truppenkorps hatten; dann kamen härtige Sappeurs mit ihren Beilen und Schurzellen, Grenadiere mit den gewaltigen Bärenmützen und Säger zu Pferde.

Das Musikkorps der Franzosen diente dem Volke zu einer besonderen Belustigung. Die Gassenbuben jubelten laut auf, wenn der Tambour-Major seinen Stock mit dem großen silbernen Knopfe häuserhoch in die Luft schleuderte und mit großer Geschwindigkeit wieder auffing.

Unter den Klängen der Marceillaise hielt der Kaiser seinen Einzug. Ein donnerndes „vive l'empereur!“ empfing ihn von den aufgestellten Truppen und nicht von ihnen allein, auch aus dem Volke ertönte manche Stimme. Vornehme Herren, die sich unter die Menge gemischt hatten, raunten den Arbeitern zu: „Schreit nur so laut ihr könnt, das wird unserer Stadt zu Gute kom-

men“ und wenn auch die Arbeiter schwiegen, der vornehme Böbel schrie um so lauter und die Gassenbuben, durch die Prüffe der Berliner Polizeisergeanten dazu angeregt, stimmten ein.

Der Kaiser ritt, begleitet von dem glänzenden Gefolge seiner Marschälle und Generale, die Linden entlang und schaute ernst, fast verächtlich auf die jubelnde Menge. Am Thor wurde der Magistrat durch den General Gullin dem Kaiser vorgestellt; er überreichte ihm abermals die Schlüssel der Stadt.

Napoleon nahm seine Wohnung im königlichen Schlosse; dort empfing er den Magistrat und die Spitzen der Behörden, die ihm von dem Fürsten Hapsfeld vorgeführt wurden. Dieser hoffte ein gnädiges Wort zu hören, aber der Kaiser herrschte ihn barsch an:

„Lassen Sie sich nicht vor mir sehen, Ihrer Dienste bedarf ich nicht, gehen Sie auf Ihre Güter.“

Tief betroffen entfernte sich der Fürst.

Am folgenden Tage enthielten die öffentlichen Blätter eine wunderbare Nachricht: der Fürst Hapsfeld war plötzlich verhaftet worden, weil er dem Fürsten von Hohenlohe von den Bewegungen und Stellungen der französischen Armee schriftlich Nachricht habe zugehen lassen; der Brief war aufgefangen und dem Kaiser vorgelegt worden.

Fürst Hapsfeld sollte vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden, aber Napoleon begnadigte ihn; die Fürstin hatte sich dem Kaiser zu Füßen geworfen, sie hatte ihn um Gnade angefleht, hatte die Unschuld ihres Gatten behauptet. Da zeigte ihr Napoleon den Brief des Fürsten und jetzt konnte sie nicht umhin, die Echtheit desselben anzuerkennen.

„Lesen Sie, Madame, und urtheilen Sie selbst, ob Ihr Gemahl strafbar ist“, so fragte der Kaiser die Verstummende, dann aber hob er sie auf, zerriß den Brief, gab ihn der Fürstin zurück und sprach das Wort der Gnade aus.

Die ganze höchst rührende Geschichte wurde in allen Berliner und in allen französischen Zeitungen ausgesaunt, Böswillige aber behaupteten schon damals, das Ganze sei nichts weiter als ein gut vorbereitetes Theater-Kunststückchen Napoleons, um den Deutschen zu zeigen, wie gnädig er sein könne.

Napoleon blieb einen Monat in Berlin und während dieser Zeit hatten die guten Bürger volle Gelegenheit, Vergleichen anzustellen zwischen dem französischen und dem preussischen Regiment; nicht überall fielen dieselben zu Gunsten des Letzteren aus. Die Kraft, welche Napoleon zeigte, imponirte den Bürgern von Berlin um so mehr, als der siegreiche Feind im Ganzen milde genug war, als er selbst die tiefe Devotion, mit der ihm die städtischen Behörden entgegenkamen, die verächtliche Kriecherei, welche ihm von den Bürgern gezeigt wurde, nicht in dem Maße ausnuzte, wie man gefürchtet hatte.

Napoleon einst kopfschüttelnd sagte, er wisse nicht, ob er sich über das, was er in Berlin sehe und höre, freuen oder schämen solle.

Von solchem Volke hatte Napoleon nichts zu befürchten, er ließ deshalb auch seine gewaltige Hand nicht zu schwer auf der Stadt lasten, ja, er gab derselben sogar eine Art Selbstregiment, von dem die Berliner Bürger bisher keinen Begriff gehabt hatten.

Am 30. Oktober wurden auf kaiserlichen Befehl 2000 der angesehensten Bürger in der Petri-Kirche versammelt; sie wählten daselbst 60 aus ihrer Mitte zu einer Art Stadtverwaltung, die wieder einen Verwaltungsausschuß von 7 Personen zu erwählen hatten.

Der Kaiser bestätigte die Wahl.

Der Verwaltungsausschuß erhielt die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß allen Requisitionen der kaiserlichen Armee und allen Befehlen der administrativen Behörden Folge geleistet werde; eine kaiserliche Verordnung befahl außerdem, daß sämtliche noch in Thätigkeit befindliche Beamte ihren früheren Gehalt fortbeziehen sollten. Die Beamten und Mitglieder der Municipal-Verwaltung mußten dagegen folgenden Eid leisten:

„Ich schwöre, die Gewalt, die mir von Er. Majestät dem Kaiser der Franzosen und Könige von Italien anvertraut ist, mit der größten Loyalität auszuüben und sie nicht anders, als zur Erhaltung der Ordnung und der öffentlichen Ruhe anzuwenden, auch aus allen meinen Kräften beizutragen, um die Maßregeln und Anordnungen, welche mir für den Dienst der französischen Armee vorgeschrieben worden, auszuführen, und weder Briefwechsel noch irgend eine andere Art von Verbindung mit den Feinden desselben zu unterhalten. So wahr mir Gott helfe.“

Der gleiche Eid wurde auch den Mitgliedern der Bürgergarde abgenommen, welche Napoleon neu organisiren ließ; sie erhielt den Auftrag, die Wachen zu besetzen und die öffentliche Ruhe und Ordnung zu erhalten, es wurden ihr obrigkeitliche Funktionen zugewiesen, sogar das Recht, französische Soldaten, welche sich ungebührlich benahmen, zu verhaften; ein Theil der Bürgergarde hatte zu Pferde Dienst zu leisten.

Von der früheren Bürgergarde hatten sich die Berliner nach Möglichkeit fern gehalten, dem Befehl des Königs waren sie nur zögernd nachgekommen, dem des Kaisers aber wagten sie nicht zu widerstehen; dafür aber erhielten sie auch eine schöne Uniform vom feinsten Tuch, die Farben waren blau und roth. Der prächtige Federbusch, die elegante Koppel, der zierliche Säbel kleideten die Bürgergardisten gar zu gut und die jungen Leute aus den besten Familien drängten sich daher zum Dienst; sie schafften sich auch eine Militärmusik an.

Als die französischen Gouverneure und Commandanten Ordnonanzen gebrauchten, welche der deutschen Sprache mächtig und in der Stadt bekannt waren, bildete sich aus wohlhabenden jun-

gen Leuten ein Freiwilligen-Corps, welches den Dienst in den Vorzimmern der feindlichen Generale verrichtete. Die jungen Bürgersöhne paradirten in einer prächtigen hellgrünen mit Gold gestickten Uniform, sie waren stolz darauf, die Diener der französischen Offiziere zu sein.

Alles Neue hat von jeher die Berliner gereizt. Mit wahrer Lust bezogen sie als Bürgergardisten, die Musik voran, die Wachen.

Dort ging's dann lustig zu, das Schildwachen war freilich kein Vergnügen und mancher der verweichtichten Modeherren mußte dasselbe mit einem Husten oder einem leichten Unwohlsein büßen, einer starb sogar in Folge einer Erkältung beim Patrouilliren.

Für die gefangenen preussischen Offiziere, welche nach Berlin kamen, war die Uniformirung der Bürgergarde ein gewaltiger Aerger; die gefangenen Gendarmarie-Offiziere, welche vor dem Kriege so gewaltig bramarbasirt hatten, um bei Jena feig das Bersengeld zu geben, konnten sich gar nicht darüber trösten, daß unter der Bürgergarde Schneider und Schuhmacher Offiziersrang bekleideten; sie trieben ihre Unverschämtheit so weit, diese „Kameraden“ häufig zu verspotten. Jetzt aber war die Zeit der Wiedervergeltung gekommen.

Als einst ein solcher Bramarbas in einem öffentlichen Lokale einen Hauptmann der Bürger, der ein Schuster war, traf, sagte er höhnisch: „Apropos, Herr Hauptmann, Sie werden mir ein Paar neue Stiefel machen müssen.“

„Sind die alten entzwei?“ erwiderte der Andere, „nun es ist kein Wunder, auf der Reittride war wohl nicht viel Zeit übrig, sie zu schmieren.“

Die Anekdote mag eine Erfindung sein, sie bezeichnet aber den Geist, der die Berliner Bürger befeelte. Diese überhäuften die früher so sehr gefürchteten Gendarmarie-Offiziere, wo sie dieselben trafen, mit herbem Spott und sie wurden darin unterstützt durch die Franzosen, welche ihre Verachtung gegen die hochabligen Herrn niemals verhehlten.

Es lag gewiß eine tiefe sittliche Entwürdigung darin, daß die Bürger von Berlin im Bündniß mit dem Feinde über das Unglück ihrer eigenen Armee höhnten, aber war es wohl zu verwundern, wenn dies geschah, wenn ein Volk, dem man bisher kein Recht gönnt hatte, welches nur als eine Steuer zahlende Masse betrachtet, stets mit frechem Uebermuth behandelt worden war, keinen Patriotismus besaß?

Das Volk von Berlin mußte, ehe es sich zu dem edlen Gefühl der Vaterlandsliebe, zu der Selbstaufopferung, welche es später so glorreich bewiesen hat, emporheben konnte, die herbe Schule des Leidens durchmachen und diese Leiden kamen bald genug.

In den ersten Monaten der französischen Besatzung und so lange der Kaiser sich in der Stadt aufhielt, kamen die Berliner in dem Anschauen des vielen Neuen, welches sie sahen, kaum zu

Die Noth stieg; wenn auch noch Einzelne bei Lieferungen für die französische Armee verdienten, die große Masse der Bevölkerung versank in Armuth; die meisten Gewerbe stockten, die Handwerker waren ohne Arbeit, die Beamten ohne Besoldung, denn der Befehl des Kaisers, daß sie ihre frühern Gehalte fortbeziehen sollten, konnte nicht in Ausführung gebracht werden, da die Staats-Einnahmen dies nicht gestatteten und die Franzosen aus eignen Kassen nichts zu legen wollten.

Manche Familien, die bis dahin im Wohlstande gelebt hatten, wurden in die tiefste Armuth versetzt, der Kredit versiegte und viel trug zu dem allgemeinen Elend bei, daß die vor dem Kriege ausgegebenen Tresorscheine im Nominalwerth bedeutend fielen, daß selbst die zinstragenden Staatspapiere, die Seehandlungs- und Bank-Obligationen, die ritterschaftlichen Pfandbriefe u. s. w. ebenfalls sanken und nur mit großen Verlusten von Denjenigen veräußert werden konnten, welche baares Geld brauchten, um sich und ihren Familien das liebe Leben zu erhalten.

Dazu kamen die Kriegs-Kontributionen, welche der Hauptstadt ebenso wenig wie dem Lande erspart wurden. Das Verwaltungs-Komitee suchte zur Deckung derselben eine Anleihe für die Stadt zu machen, aber es war schwer, die Papiere unterzubringen, dies konnte nur mit harten Verlusten geschehen.

Auch der Werth der Grundstücke sank plötzlich auf die Hälfte und darunter, die Einwohnerzahl verminderte sich, die kleinen Bürger und Arbeiter sanken in immer tiefere Armuth, dies aber war ein Glück für unsere Stadt, denn die materielle Noth hatte eine geistige Erhebung des Volks zur Folge.

Jetzt begannen die Bürger mit weniger günstigen Augen auf die Franzosen zu schauen, jetzt erinnerten sie sich mit Ingrim, daß auf den Befehl des Kaisers Berlin eines großen Theils seiner Kunstschätze beraubt worden war, daß Napoleon sogar die herrliche Victoria vom Brandenburger Thore hatte fortnehmen und nach Paris bringen lassen; manche kleine mit einer feindlichen Besatzung unzertrennbare Bedrückungen wurden jetzt erst schmerzlich empfunden. Die Strenge der Censur, welche jedes preußische patriotische Wort unterdrückte — die Redakteure eines Blattes, „der Hausfreund“, Theodor Heinius und der Kriegsrath Gölln, waren sogar mit einem vierzehntägigen Arrest bestraft worden, weil sie nicht wie der servile Schreiber des „Telegraphen“ in die französische Lobposaune einstimmen wollten — fiel jetzt erst den Bürgern auf und diejenigen Zeitungsschreiber, welche sich dem französischen Einfluß unterworfen hatten, traf die allgemeine Verachtung.

Jetzt erst erschienen manche französische Neuerungen im Lichte der äußersten Gehässigkeit, vorzüglich das berüchtigte schwarze Kabinet, welches die Franzosen sofort nach ihrer Ankunft auf der Post eingerichtet hatten.

Un  
geheim  
Gewiss  
aber (daran,  
wurde  
Messer  
die D  
und e  
sie sich  
sonen  
geschri  
in der  
dem (k  
fert.

Das Unglück, welches die französische Besatzung mit sich brachte, war ein Glück für die Stadt, der leichtfertige Sinn der Berliner mußte gebrochen werden. Und er wurde gebrochen. Die Stimmung der Bürgerschaft änderte sich; wenn auch immer noch ein Theil derselben sich kriechend gegen die Franzosen zeigte und sich hergab zu den gemeinsten Spiondiensten, die Mehrzahl wurde andern Sinnes.

Mit Enthusiasmus sprach man in kleinen Kreisen vom braven Iffland und dem trefflichen Ober-Consistorialrath Erman, welche Beide, der Schauspieler und der Prediger, es gewagt hatten, mit männlichem Muth ihr patriotisches Gefühl den Franzosen zu zeigen.

Am Geburtstag der Königin war von dem französischen Gouverneur jede öffentliche Festlichkeit streng verboten worden, auch Iffland hatte den Befehl erhalten, auf der Bühne jede Anspielung auf diesen Festtag zu vermeiden. Dazu aber konnte er sich nicht entschließen. Im Eßigbändler trat er selbst auf, er zog einen Blumenstraus hervor, den er verdeckt hielt und diesen drückte er an die Brust, durch die Pantomime das Publikum, welches ihn vollkommen verstand und ihm laut seinen Beifall bezeugte, an die Königin erinnernd.

Zur Strafe wurde er ins Gefängniß geworfen und der Commandant soll ihm sogar mit der Fußlade gedroht haben.

Er hat später dafür den rothen Adlerorden vom König Friedrich Wilhelm III. erhalten.

Noch trotziger hatte sich der greise Prediger Erman gezeigt. Als Napoleon in Gegenwart dieses Mannes bei einer Vorstellung der Behörden sich beleidigende Worte gegen die Königin Louise erlaubte, erwiderte ihm Erman kurz: „Sire ce n'est pas vrai!“ (Sire das ist nicht wahr.) Der Kaiser wurde über das kühne Wort so betroffen, daß er es nicht strafte, sondern sogar Erman stets seine größte Achtung erwies.

Die Aeußerung Erman's wurde bewundernd überall erzählt, man ehrte den trefflichen Mann, Die Franzosenfreunde dagegen versielen der tiefsten Verachtung, vor allen Andern der Schriftsteller, der in seinem Schandblatt „der Telegraph“ sich in elender Schmeichelei gegen die Gewalthaber nicht scheute, sogar den über allen Zweifel erhabenen

Frauentruf der sittlich reinen, vom Volke schwärmerisch geliebten Königin Louise hämisch anzugreifen. Neffstab erzählt uns aus seinen Jugenderinnerungen:

„Bis zu welchem Grade aber ein Mann gehaft und verachtet wurde, den Eigennuß oder Vortheil auf die Seite des Gegners zog, davon ist mir besonders ein Beispiel erinnerlich. Es gab einen Menschen in Berlin, Lange hieß er, der ein Journal im Sinne der Franzosen herausgab; ob direct oder indirect von ihnen besoldet ist mir nicht mehr erinnerlich. Gegen diesen richtete sich der äußerste Haß, Wuth möchte man sagen, und die schwerste Verachtung. Jeder Schulknabe kannte seinen Namen und bezeichnete mit ihm das äußerste Maß des Nichtswürdigen. Er durfte sich, wie sehr ihn die französische Gensdarmarie in Schutz nahm, kaum auf der Gasse sehen lassen, ohne insultirt zu werden. Ich erinnere mich, daß ich ihn in der Friedrichsstraße mit einem dreieckigen Huth bedeckt (ich glaube, er trug eine Art von französischer Civiluniform) gehen sah, während ein Schwarm von Knaben ihn höhrend verfolgte. Lange Zeit hindurch hing eine, trotz der strengsten Ueberwachung durch die französischen Behörden, erschiene Carrikatur auf ihn, in meinem Zimmer. Sie stellte ihn dar mit einem Strick um den Hals, den der Teufel mit einer Zange gefaßt hatte, um sich nicht an ihm selbst zu besudeln; als Unterschrift las man die Worte: „Bah; der wird mir den Höllempfuhl verstäkern!“ — Auch andere, sonst nicht ungeachtete Männer, die sich den Franzosen nur angenähert hatten, durch Dienstleistungen, hatten ihre Stellung im Leben und in der Gesellschaft völlig verloren.“

Der erwachende, bessere Geist des Volkes von Berlin wurde genährt durch tüchtige Männer, welche es sich zur Aufgabe machten, das patriotische Gefühl der Bürger zu beleben. Schleiermacher, der im Sommer 1807 nach Berlin kam, hielt Vorträge, in welchen er das Volk zur Vaterlandsliebe ermahnte, die Prediger Hanstein und Ribbeck mußten in ihren Predigten den Muth der Bürger auf's Neue zu erfrischen, vor Allen aber zeigte sich Sichte groß, der geistreiche Schüler Kant's, der im Winter von 1807 zu 1808 in Berlin mit seinen Reden an die deutsche Nation auftrat. Er fand große Theilnahme.

Theodor Heinfius erzählt:

„Alle edlen Geister Berlins waren seine Zuhörer, denn er verkündete in gewaltiger Rede den Kampf des guten Prinzips mit dem Bösen und seine kräftigen Gedanken entflammten die Gemüther Aller zu einer höhern Reinheit und Veredelung des Sinnes. Es war ein seltener Genuß ihn zu hören; man mußte ihn bewundern.“

Solche Reden verfehlten ihre Wirkung nicht; in der schweren Schule des Leidens kräftigte sich der gesunde Geist des Berliner Volks, die Bürgerschaft ermannte sich; während sie früher nur dem sinnlichen Vergnügen gelebt hatte, gewann sie jetzt das Gefühl für höhere Interessen. Noch

3 festgestellt und damit die Räumung Berlins den Franzosen beschlossen. Immer aber dauerte es noch Monate bis zur Ausführung des Leichts.

Prinz Wilhelm kam auf der Rückreise nach Glogau durch Berlin, er wurde mit lautem Jubel von den Bürgern empfangen; nur zwei Tage hielt er sich in der Stadt auf, an diesen Tagen aber zeigte sich eine große Freude der Bürgerschaft.

Am 3. Dezember fand endlich der Abzug der Franzosen statt, dem Prinzen Ferdinand von Sachsen wurden von dem französischen General Drouot die Schlüssel der Stadt übergeben, am 5. verließ St. Drouot selbst Berlin und die preussischen Behörden traten wieder die Regierung an.

Es war ein grenzenloser Jubel unter dem Volk, als am 10. Dezember die preussischen Truppen einrückten und zwar gerade solche, welche mit dem Namen von Glogau bedient hatten, ein Theil der Besatzung von Glogau, jener Festung, die mit ihrer Tapferkeit sich gegen die Angriffe der Franzosen vertheidigt hatte.

Am Bernauer (dem neuen Königs-) Thor empfingen Deputationen der städtischen Behörden einziehende Krieger, mit klingendem Spiel fliegenden Fahnen zogen diese um elf Uhr Morgens durch das Thor nach dem Schlosse hin; anders ehrenvoll begrüßt wurde der Major Schill, der sich bei der Vertheidigung Glogaus einen glänzenden Namen erworben hatte.

Der Name Schill war jedem Kinde in der Provinz bekannt. Von den wenigen Offizieren, je in dem unglücklichen Kriege sich ausgezeichnet hatten, war Schill einer der berühmtesten, dessen glänzenden Waffenthaten bei der Vertheidigung von Glogau hatten ihm die Herzen des Volkes gewonnen.

Mit einem Jubelruf ohne Gleichen wurde der Major empfangen; alte Krieger aus Friedrichs des Großen Zeit drängten sich zu seinem Pferde, und küßten sich, seine Säbelscheide, selbst seine Helmzier zu küssen. Griebenow, der selbst zu Glogau gehört hatte, und mit Schill nach Berlin einzog, beschreibt uns den Zug des allberühmtesten Mannes in seinen Erlebnissen.

von Schill's Name, den der König schon früher zum Major ernannt hatte, war damals im Munde des ganzen Volks. Ueberall, wohin wir gingen, eilte man uns dankend und segnend entgegen; in Städten und Dörfern läuteten die Glocken zu unserm Empfange, und was Liebe nur gewähren vermag, ward der ganzen Truppe in den Quartieren jedem Einzelnen von uns in reichem Maße zu Theil. Hat Napoleon damals Kundschafter im Lande gehabt, und solche, die unseren Marsch begleiteten, dann konnte er sich auch schon damals sagen, daß er mit dieser preussischen Armee noch eines Tages schwer zu thun bekommen werde.

Wenigstens von Preußen, der dem König als geordneter nach Paris gesendet worden war, um über die Räumung des Landes von den Franzosen zu unterhandeln, einen Vergleich abzuschließen; die Bedingungen desselben wurden in Erfurt



„Berlin selbst stand in dieser Beziehung keineswegs zurück. Man empfing uns mit begeistertem Hochgefühl, und ich sehe es noch, wie sich Alles zu Schill hinzudrängte, und tausende glücklich waren, nur seine Hand, seinen Fuß, seinen Steigbügel berühren zu können. Bei seinem Anblick steigerte sich der Ausdruck des Enthusiasmus bis zur Raserei, das Schwingen und Schwenken der Hüte und Mützen nahm kein Ende und Hunderte von Kopfbedeckungen sah man hoch in die Luft steigen, um von da auf den geliebten und bewunderten Mann wieder herab zu flattern. Es war eine

Scene nie gesehenen Paroxysmus! Schill, ein stattlicher Reitersmann und hübscher Soldat, wie er war, nahm alle diese Huldigungen mit ernster Freundlichkeit an, denn sie abwehren wäre bei dem Volksgebränge unmöglich gewesen, und ward fast buchstäblich sammt seinem Pferde auf den Schultern des Publikums durch die Straßen getragen. So war unser Marsch, so unser Einmarsch in Berlin.“

Der Einzug Schill's war der erste wahre Freudentag, welchen die Berliner seit dem Beginn des Krieges feiern konnten.



Wein 20, 23, 43, 64, 68, 93, 97, 207,  
248, 351, 440,

Biergise 46

Wibäuser 52, 124, 367, 571

Hände 109

Brannwein 128





